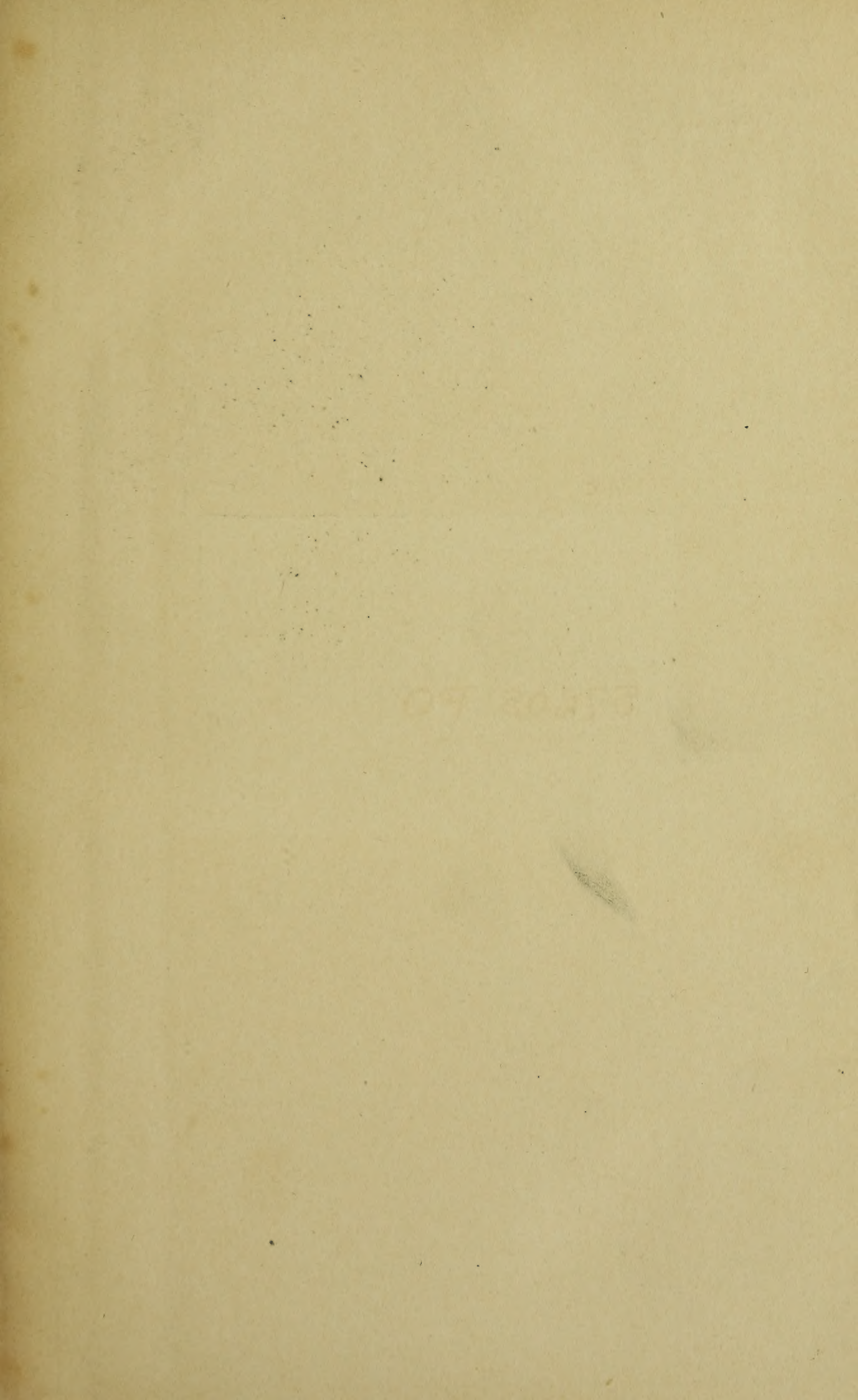






Politisch-Anthropologische REVUE

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker

Sechster Jahrgang 1907/08



Thüringische Verlags-Anstalt, G. m. b. H., Leipzig.

Inhalt
des sechsten Jahrganges.

Aufsätze.

Alsberg, M., Der 38. deutsche Anthropologenkongreß zu Straßburg i. E. 446.
Ammon, O., Erinnerungen an Ludwig Woltmann. 33.
Becker, F., Kunstgeschichtliche Bemerkungen zu Ludwig Woltmanns Werken. 53.
Bernstein, E., Ludwig Woltmanns Beziehungen zur Sozialdemokratie. 45.
Bieder, Th., Vorläufer Gobineaus. 625. — Erwiderung. 750.
Bozi, A., Die Reform der Rechtswissenschaft durch die empirische Methode. 438.
Christ, H., Zur Frage des physischen Fortschritts. 767.
Brahn, M., Ludwig Woltmann als Naturphilosoph. 26.
Eckert, H., Ueber den Einfluß der Sklaverei auf den Niedergang der alten maurischen Kultur. 379.
Fehlinger, H., Rassenverhältnisse in Mexiko, Mittel- und Südamerika. 325.
Gedenkworte auf Ludwig Woltmann. 67—91.
v. Gerhardt, F., Physischer Rückgang der dänischen Bevölkerung. 630.
H. z. H., Ludwig Woltmann †. 92.
Hauser, O., Der physische Typus des Genies. 482. — Anthropologisches aus dem Alten Testament. 763.
Jungfer, J., Germanisches aus Spanien. 701.
Kemmerich, M., Der körperliche Habitus deutscher mittelalterlicher Herrscher. 312. — Houston Stuart Chamberlains Rassetheorie. 267.
Koch-Hesse, A., Aus Woltmanns Briefen an mich. 57.
Kraitschek, G., Neue Arbeiten über die Vorgeschichte Europas. 161.
Kraus, E. „Westöstliches“ aus russischen und skandinavischen Landen. 558.
Kühner, F., Wohlstand und Auslese in der höheren Schule. 264.
L. R., Ludwig Woltmann und die Frauen. 64.
de Lapouge, G., Ludwig Woltmann, ein Bahnbrecher der Sozialanthropologie. 37. — Houzés Kritik der Gesellschaftsanthropologie. 103.
Lomer, G., Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. 387. — Weibliche Trinker und ihre Nachkommenschaft. 507. — Bismarck als Anthropologe. 754.
de Meray, C. H., Neue biologische Grundlagen der Soziologie. 609
Meyer, H., Bekleidung und Nacktheit in gesundheitlicher und künstlerischer Hinsicht. 458.
Myrdacz, E., Der Kimono. 565.
Penka, K., Zur Völkerkunde und Kulturgeschichte Europas. 289.
Petermann, Th., Die Wohlgeborenen. 353.
Popper, J., Ueber den Zusammenhang zwischen Genie und Körpergröße. 485.
Reibmayr, A., Ueber den Einfluß der Blutmischung auf die Charakterzucht hervorragender Männer. 127. — Das Schicksal der talentierten und genialen Familien. 545. — Zur somatischen Charakteristik des Talentes und Genies. 697.
Richter, R., Ludwig Woltmann. Die Persönlichkeit und ihr Werk. 4.
Savorgnan, F., Zur Soziologie der Seevölker. 242.
Sofer, L., Das Wiedererwachen alter Völker. 251. — Ueber die biologische Differenzierung menschlicher Rassen. 383. — Rasse und Volk der Armenier. 493.
Stieler, F., Zur Frage der Vererbung erworbener Eigenschaften. 393.
Stauff, Ph., Die Zentripetalkraft im Staatsleben und die Nationalitätenprobleme. 759.

Vogt, J. G., Die Germinalpermutation. 417. — Das Geistes- und Lebensproblem auf Grund einer realmonistischen Weltanschauung. 511, 567, 633, 717, 768.
Vorländer, K., Ludwig Woltmann als Philosoph des Geistes. 19.
Weinberg, R., Ueber die Anwendung anthropologischer Gesichtspunkte in der Kulturgeschichte. 177.
Wieth-Knudsen, K. A., Physischer Fortschritt der dänischen Bevölkerung. 712.
Wilser, L., Ludwig Woltmann als Rassenforscher. 41 — Menschenkunde und Altertumswissenschaft. 145. — Herr Houzé und die Wissenschaft. 190 — Zur Etruskerfrage. 337. — Sachsenschädel. 334.
Wirth, A., Kaukasische Zusammenhänge. 194, 225.
Woltmann, L., †, Grundfragen der Rassenpsychologie. 97. — Die Zahnverderbnis beim Kulturmenschen. 502. — Politik und Biologie. 623. — Klemm und Gobineau. 673.

Berichte.

Biologie.

Der Tod durchs Alter. 335.
Das Aussterben der Tierarten in den geologischen Katestrophen. 395.
Geschlechtsbestimmung. 396.
Anpassungserscheinungen im Tierreich bei Ortswechsel. 466.
Ueber die Anwendung des Mendelschen Vererbungsgesetzes auf die Geflügelzucht. 530.
Die natürliche Säuglingsernährung vom biologischen Standpunkt. 530.
Ueber die Geschlechtsbildung bei höheren Pflanzen. 658.
Die Theorie der Ameisenpflanzen. 798.

Anthropologie.

Zur Vorgeschichte des Menschen. 148.
Die Stellung der Hottentotten zu den Buschmännern. 149.
Anthropologisches aus Java und Australien. 149.
Schädeltypen und Rassenschädel. 207.
Das menschliche Gebiß in stammesgeschichtlicher Bedeutung. 209.
Ueber die Rassenunterschiede bei den menschlichen Kopfhaaren. 209.
Die Rasse der alten Griechen. 212.
Zur Biologie und Pathologie der jüdischen Rasse. 213.
Die Verbreitung der Zahnverderbnis in Deutschland. 214.
Degeneration und Alkoholismus unter Militärdienstpflichtigen. 216.
Das Nervensystem im Kampf ums Dasein. 217.
Alkoholismus und Schwachsinn. 218.
Der Alkoholismus bei den Eskimos. 219.
Ueber Schädel und Skelette der Koreaner. 270.
Zur Anthropologie der Samaritaner. 270.
Dispositionsunterschiede beim männlichen und weiblichen Geschlecht. 271.
Ueber den Einfluß des Zahnverlustes auf die Nachkommenschaft. 271.
Alkoholismus und Tuberkulose. 298.
Das Gehirn der Idioten. 336.
Zur Lehre von den Degenerationszeichen. 213.
Tier- und Menschenzucht. 215.
Vererbung von Augenkrankheiten. 218.
Das Gesetz der Rassenmischung. 269.
Ueber Vererbung der Epilepsie. 271.
Schädelvariationen bei den Kulturvölkern. 336.
Der Schädel der Koreaner. 336.
Schädel von Pygmäen. 336.
Zur Komplexion der hethitischen Rasse. 336.
Beziehungen zwischen Gehirnrelief und Schädelaußenfläche. 396.
Bestimmung des Schädelinhalts am Lebenden. 397.
Mommsens Gehirn. 397.
Rasse der Hereros. 397.
Armenier und Juden. 398.
Ursachen der Rachitis. 399.
Zahnheilkunde und Kriminalanthropologie. 399.
Die Beziehungen zwischen Pubertät und geistiger Entwicklung. 467.
Auffindung eines Doppelhockergrabes. 467.
Erforschung eines aussterbenden Volksstammes. 467.
Die Rasse der ältesten Kulturträger im Zweistromland. 468.
Die Urbevölkerung der Pyrenäenhalbinsel. 468.
Zur Psychologie des Negers. 468.
Menschliche Rassezucht als Forderung der Vernunft und Kultur. 470.
Eine Gesetzmäßigkeit zwischen Schädelumfang und Intelligenz. 532.
Die Entwicklung und Verbreitungsgeschichte des Menschengeschlechts im Lichte der neueren Forschungen. 533.

Ueber das Fühlen und Denken der Neger. 533.
Die neueren Puebloforschungen. 533.
Körperverunstaltungen und Mannbarkeitsfeste im Süden von Deutsch-Ostafrika. 534.
Die Ureinwohner Nordaustraliens. 534.
Ein neuer Beweis für die tierische Abstammung des Menschen. 594.
Homosexualität als Naturzweck. 594.
Homo neogaeus? 595.
Ueber einen Fall von angeborenem familiärem Haarmangel. 595.
Mongolenflecke. 595.
Das Gehirn Adolf Menzels. 596.
Zur Charakteristik der Berber. 597.
Ueber den Zusammenhang von Genie und Körpergröße. 659.
Schädelmaße und Beruf. 661.
Das zeitliche Geburtsoptimum. 662.
Der Einfluß des Alters der Mutter auf die Körpergröße des Kindes. 662.
Ueber die dorische Knabenliebe. 663.
Ein neu entdecktes Urvolk in Alaska. 663.
Der Indianerstamm der Bororo. 752.
Gehirn und Gesittung. 799.
Ueber die blauen Geburtsflecke bei den Eskimos in Westgrönland. 799.
Ueber die vorarmenischen Chalder. 799.
Altdeutsche Siedelungen in Oberitalien. 800.

Kulturgeschichte.

Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Europas. 150.
Die Negerschule in Tuskegee. 152.
Der Ursprung der amerikanischen Kulturen. 211.
Die Steinzeit Norwegens. 337.
Ethnographisches bei Homer. 338.
Neugriechische und deutsche Mythen. 338.
Zur Ethnographie des Wunderrabbi. 338.
Altersbestimmung der norwegischen Steinzeit. 400.
Japanisches Gentilsystem. 400.
Tatarische Kulturschicht in Rußland. 400.
Anfänge der Südslawen. 401.
Heimat der Kimbern. 401.
Sprachenkreuzung als Kulturwerkzeug. 403.
Der Untergang der Zigeunersprache. 467.
Die Rolle von Krieg und Arbeit in der Entwicklung der Völker. 469.
Die Unebenbürtigkeit des Weibes bei den Wapogoro. 597.

Rassen- und Völkerpolitik.

Der Zusammenschluß der weißen Rasse. 152.
Das Chinesenviertel in Liverpool. 153.
Indische Einwanderung in Kanada. 153.
Das Vordringen der Polen in Pommern. 153.
Die Zukunft des deutschen Volkstums. 153.
Die Zukunft der farbigen Rassen Südafrikas. 210.
Ueber Eheverbote und Entartung. 214.
Die Inderfrage in Ostafrika. 271.
Die schwarze Rasse und ihre Zukunft. 272.
Die Japaner in Brasilien. 272.
Die Chinesenfrage in Südafrika. 272.
Aus der zionistischen Bewegung. 293.
Die europäische Auswanderung. 274.
Jüdische Kolonisationsbestrebungen. 274.
Das neue Einwanderungsgesetz der Vereinigten Staaten von Amerika. 275.
Förderung der weißen Einwanderung durch die amerikanischen Südstaaten. 275.
Eine deutsche Siedelungsfrage in Rußland. 276.
Ueber die Tätigkeit der preußischen Ansiedelungskommision. 276.
National-jüdische Abgeordnete. 339.
Reine Rasse oder Kreuzung. 339.
Neue Rassenschichtung in der Amurprovinz. 340.
Soziologische Ergebnisse der österreichischen Wahlen. 340.
Die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten im Jahre 1906. 341.
Die europäische Herkunft der Nordamerikaner. 342.
Ungarländische Volkspartei. 346.
Die Vlamen als deutsche Brüder. 398.
Veränderung des Nationalbewußtseins. 399.
Dänen und Deutsche. 399.
Rassenanpassung. 399.
Japanisierung der Sandwichinseln. 401.
Deutscher Völkerdünger. 401.
Neue deutsche Siedelungen in Ungarn. 402.
Zug vom Lande. 402.
Aufbesserung germanischer Rasse. 408.
Der wirtschaftliche Konkurrenzkampf zwischen der weißen und der gelben Rasse. 470.
Die kulturelle Erschließung Chinas durch das Abendland. 471.
Amerikanische Einwanderungspolitik. 471.
Die überseeische Auswanderung. 471.
Deutschtum in Brasilien. 471.
Das deutsche Element in Italien. 472.
Wahlrecht der Frauen in Norwegen. 474.
Der Stuttgarter internationale Sozialistenkongreß. 535.
Der achte Zionistenkongreß. 535.
Zur Föderation Britisch-Südafrikas. 536.
Die Japaner als Kolonisatoren. 536.
Der Wettbewerb zwischen Ariern und Mongolen. 537.

Der Stand der Polenfrage und die Zukunft der preußischen Ostmarkenpolitik. 601.
Kanadas Stimmung gegen die Japaner. 602.
Die Auswanderung aus Ungarn. 602.
Die Ablenkung deutscher Auswanderung. 664.
Das Wiedererwachen der Buren. 800.
Die Entnationalisierung Deutschlands durch die Industrie. 801.
Rassenfrage und Ehefreiheit in den Kolonien. 802.
Eine neue panslawistische Fundation. 802.

Rassen- und Sozialhygiene.

Ueber Krankheiten und natürliche Auslese. 154.
Die Mutterschaftsversicherung im Rahmen des sozialen Versicherungswesens. 155.
Ueber die Geschichte des Kampfes gegen den Alkoholismus. 276.
Rassenhygienische künstliche Sterilität. 342.
Mäßigkeitsbewegung in Skandinavien. 345.
Die Jugend als pflegebedürftiger Schatz der Nation. 404.
Gesunder Nachwuchs. 404.
Lungenheilstätten und Lungenheilasyle. 405.
Fürsorge für Schwachsinnige. 406.
Ueberwindung der Sittenpolizei. 407.
Antialkoholgesetze in Amerika. 407.
Alkoholkonsum in Dänemark. 408.
Das Wachstum der Antialkoholbewegung in Deutschland. 472.
Prämien auf Alkoholenthaltsamkeit. 472.
Zur Behandlung von Trunksüchtigen durch die Landesversicherungsanstalten. 473.
Staatliche Bekämpfung eines Volkslasters in — China. 473.
Alkohol in den Tropen. 538.
Von der Regelung der Prostitution in Japan. 600.
Der Einfluß unseres sozialen Versicherungswesens auf die Erbqualitäten der Bevölkerung. 600.
Alkohol und Mobilmachung. 603.
Einfuhr und Vertrieb geistiger Getränke in Deutsch-Südwestafrika. 603.
Die Bekämpfung der Opiumpest in China. 751.
Die Gefahren der Agitation zur Aufhebung des § 175. 802.
Ein Gesetz zur Bekämpfung der Trunksucht in Norwegen. 803.

Verschiedenes.

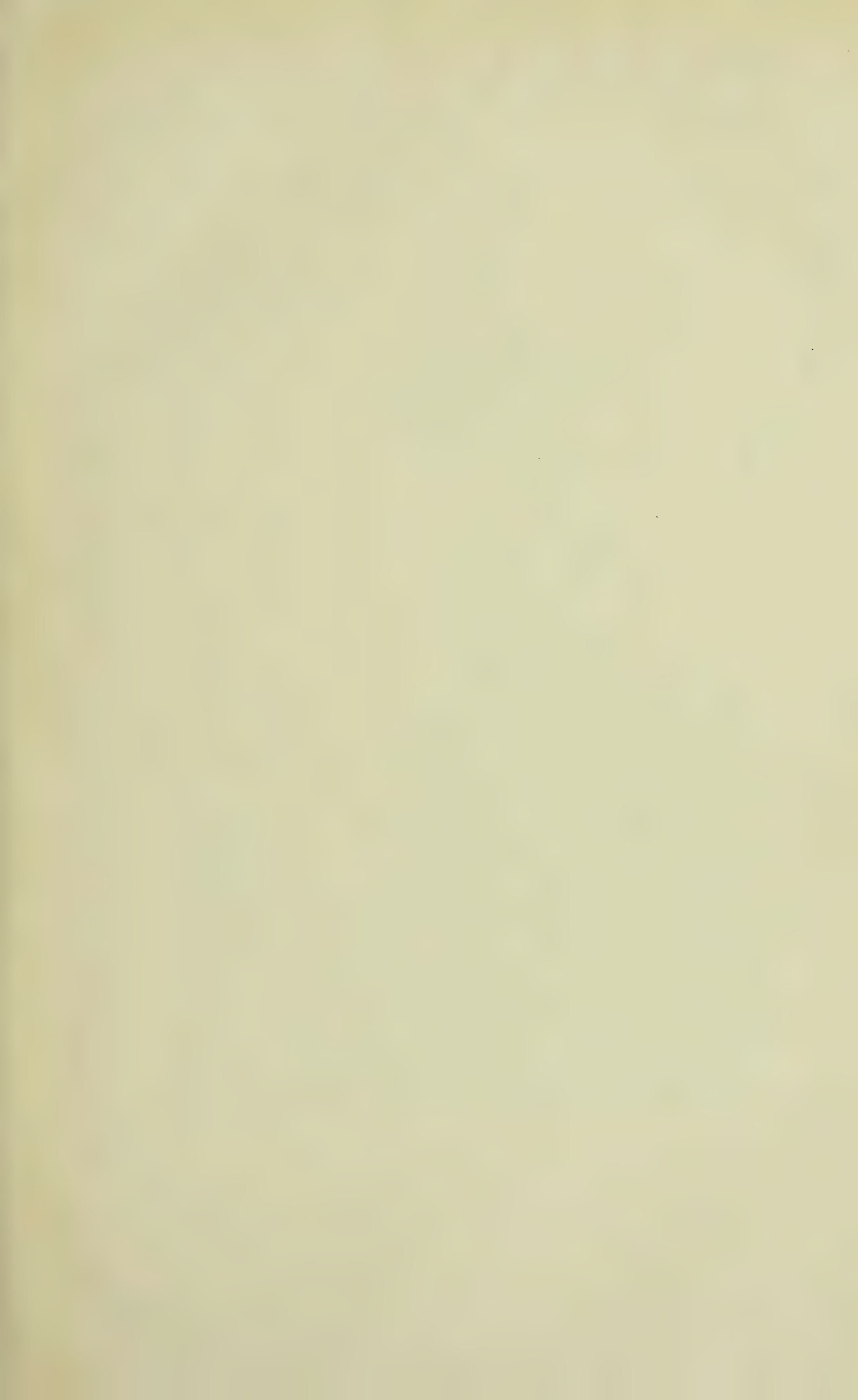
Sozial- und kriminalanthropologische Beziehungen. 156.
Eine Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte. 156.
Das Land und die Wehrkraft. 217.
Freie Schulgemeinden als Fortbildung der Landerziehungsheime. 219.
Das Ergebnis der Volkszählung in Frankreich. 273.
Kriminalbiologie. 278.
Politik und Geisteskrankheit. 278.
Gemeinsamer Unterricht für Knaben und Mädchen. 279.
Die „Freie Vereinigung biologisch denkender Aerzte“. 279.
Aristokratie, Archiv und Chronik für Genealogie und Genialität. 280.
Wissenschaftlicher Wettbewerb. 280.
Aufgaben der wissenschaftlichen Genealogie. 337.
Zunahme der Krankheiten? 342.
Entartungsphantasie. 343.
Der Mitgartbund. 343.
Die sogenannte Glücksehe. 344.
Zur Physiologie der Sportleistung. 344.
Schäden der Kleidung. 345.
Altgriechische und schwedische Reitertypen. 346.
Wahn und Fortschritt. 346.
Reformpädagogik. 404.
Aushebungsstatistik und Degenerationsfrage. 405.
Geburtenabnahme. 408.
Besonderheiten unehelicher Geburt. 408.
Das Geschlechtsleben Michelangelos. 408.
Zur Ikonographie von Jesus Christus. 409.
Der Einfluß des Klimas auf den Volkscharakter. 469.
Ernährungsweise und körperliche Leistungsfähigkeit. 469.
Wandlungen in den Anschauungen von der Entstehung der Lungenschwindsucht. 470.
Das Frauenstudium an den deutschen Universitäten. 474.
Jüdische Schüler an höheren Lehranstalten. 474.
Die soziale Herkunft der Studenten. 474.
Wissenschaft und Lebensreform. 474.
Ueber Ultramikroorganismen. 532.
Ueber die Pendulationstheorie. 532.
Der Farbensinn der Alten. 532.
Sind Klassenunterschiede auf Rassenunterschiede zurückzuführen? 534.
Ueber die Bevölkerungsbewegung in Skandinavien. 537.
Ueber amerikanische Erziehung. 539.
Die Ahnen Goethes. 596.
Ueber Alexanders des Großen Großmutter. 596.
Die Lage und das Schicksal der unehelichen Kinder. 598.
Ueber die Ehescheidungsbewegung in Preußen 1895—1905. 598.
Aufgaben und Methoden der Familienstatistik bei medizinisch-biologischen Problemen. 598.
Statistik der Zwillingsgeburten im Königreich Sachsen. 599.

Statistik der Sterbetafeln für das Deutsche Reich. 599.
Zur Ethik der Zeugung. 599.
Ueber den Einfluß der Bekleidung auf die Gesundheit. 599.
Der Verbrauch an Nervenreizmitteln. 603.
Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. 603.
Ueber die Entwicklung der Soziologie. 664.
Ueber die Einwirkung kleinster Alkoholmengen. 665.
Zu den Bildnissen in der deutschen Kunstgeschichte und ihrem Porträtwert. 665.
Biologischer Schulunterricht in Preußen. 751.
Freiheitliches Milieu als Erwecker der Menschenwürde. 751.
Flüssige Kristalle. 798.
Die naturwissenschaftliche Ausbildung der Juristen. 804.
Dokumente des Fortschritts. 804.

Bücherbesprechungen.

Alsberg, M., Die Grundlagen des Gedächtnisses, der Vererbung und der Instinkte. 223.
Ament, W., Die Seele des Kindes. 543.
Bachmann, Dr., Hygienische Reformgedanken auf biologischer Grundlage. 351.
Bauer, O., Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. 605.
Bechterer, W. v., Die Bedeutung der Suggestion im sozialen Leben. 479.
Bloch, J., Das Sexualleben unserer Zeit. 222.
Bölsche, W., Im Steinkohlenwald. 415. — Charles Darwin. 157.
Bozi, A., Die Weltanschauung der Jurisprudenz. 804.
Braß, A., Ernst Haeckel als Biologe und die Wahrheit. 414.
Bresler, J., Religionshygiene. 672. — Zeitschrift für Religionspsychologie. 672.
Brooks, Adams, Das Gesetz der Zivilisation und des Verfalls. 541.
Chatterton-Hill, G., Heredity and Selection in Soziology. 606.
Chamberlain, H. St., Arische Weltanschauung. 284.
Classen, W. F., Großstadtheimat. 159.
Cohen, H., Kommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft. 475.
Dennert, E., Vom Sterbelager des Darwinismus. 414. — Bibel und Naturwissenschaft. 222.
Ehrhardt, Fr., Ketzerische Betrachtungen eines Arztes. 221.
Ellis, H., Die Gattenwahl beim Menschen. 220.
Flinders, Petrie, W. M., Migrations. 477.
Friedrich, F., Studien überGobineau. 670.
Francé, R. H., Zeitschrift für den Ausbau der Entwicklungsgeschichte. 413.
Fürst, C. M., Skelettfynd i jämtländska grafvar från den yngre järnåldern. 348.
Grant, Allen, Die Entwicklung des Gottesgedankens. 282.
Gräser, K., Die Vorstellungen der Tiere. 157.
Gerhardi, K., Das Wesen des Genies. 541.
Germanus, Die amerikanische Gefahr keine wirtschaftliche, sondern eine geistige. 414.
Hasse, E., Deutsche Politik, I, 4. — Die Zukunft des deutschen Volkstums. 285.
Hentschel, W., Ozeanien, die Heimat des Neolithikers. 670.
Hirt, E., Die Temperamente. 220.
Hirt, H., Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur. 668.
Hume, Untersuchung über den menschlichen Verstand. 672.
Jacoby, G., Herders und Kants Aesthetik. 608.
Jernigan, T. R., China in Law and Commerce. 478.
Jesinghaus, W., Nietsches Stellung zu Weib, Liebe und Ehe. 604.
Kjellmark, K., Ett graffält från den yngre järnåldern i Ås i Jämtland. 348.
Kropp, P., Die minoisch-mykenische Kultur im Lichte der Ueberlieferung bei Herodot. 281.
Kuczynski, R., Ist die Landwirtschaft die wichtigste Grundlage der deutschen Wehrkraft? 159.
v. Lindheim, A., Saluti juventutis. 807.
Lipps, Th., Leitfaden der Psychologie. 476.
v. List, G., Das Geheimnis der Runen. 285.
Michels, R., Patriotismus und Ethik. 285.
Möbius, P., Beiträge zur Lehre von den Geschlechtsunterschieden. 349. — Die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie. 411.
Mönckemöller, Dr., Geisteskrankheit und Geistesschwäche in Satire, Sprichwort und Humor. 544.
Müller, R., Sexualbiologie. 543.

Much, M., Die Trugspiegelung der orientalischen Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mitteleuropas. 411.
Novicow, J., Die Gerechtigkeit und die Entfaltung des Lebens. 540.
Parkinson, R., Dreißig Jahre in der Südsee. 478.
Peters, E., Wie erziehen wir gesunde und starke Kinder. 351.
Peters, C., Die Gründung von Deutsch-Ostafrika. 413.
Pilcz, A., Beitrag zur vergleichenden Rassen-Psychiatrie. 157.
Pudor, H., Bisexualität. 224.
Sander, P., Feudalstaat und bürgerliche Verfassung. 476.
Schmidt, A., Niccolá Macchiavelli und die Allgemeine Staatslehre der Gegenwart. 671.
Schrader, O., Sprachvergleichung und Urgeschichte. 666.
Schliz, A., Die gallischen Bauernhöfe der Früh-La-Tène-Zeit und ihr Hausinventar. 348.
Schultz, P., Gehirn und Seele. 286.
Schemann, L., Die Gobineau-Sammlung der Kgl. Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg. 671.
Simmel, G., Die Religion. 284.
Sombart, W., Das Proletariat. 347.
Stadelmann, H., Geisteskrankheit und Naturwissenschaft, Sitte, Genialität und Schicksal. 221.
Steudel, Fr., Arzt und Schulbetrieb. 808.
Thumm-Kintzel, M., Wie erkennt man eines Menschen Wert aus seiner Handschrift? 670.
Vaccaro, M. A., Lotta di classe e pensiero moderno. 806.
Vogt, H., Mathematik und Reformgymnasium. 752.
Voigt, A., Die sozialen Utopien. 412.
Wikmark, E., Die Frauenfrage. 158.
Willmanns, K., Zur Psychopathologie des Landstreichers. 478.
Wilser, L., Stammbaum der indogermanischen Völker und Sprachen. 351. — Menschwerdung. 281.
Wundt, W., Essays. 414. — Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. 414.
Wulffen, E., Kriminalpsychologie und Psychopathologie in Schillers Räubern. Ibsens Nora vor dem Strafrichter und Psychiater. — G. Hauptmanns Rose Bernd vom kriminalistischen Standpunkt. 412.
Zacharias, O., Das Plankton als Gegenstand eines zeitgemäßen biologischen Schulunterrichts. 287.
Zell, F., Streifzüge durch die Tierwelt. 288.





Dr Woltmann

(Nach einer Liebhaberphotographie.)

Politisch-anthropologische Revue

VI. 1. 1907.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

An unsere Leser.

Zwei Monde sind verflossen, seitdem Ludwig Woltmann von uns genommen wurde. Seinen sterblichen Ueberresten ist die Bestattung bis heute versagt geblieben. Verweht sind seine letzten Spuren, verstummt ist jede Kunde. Nur am fernen Felsengestade von Sestri Levante rauschen die Wellen und erzählen von dem blonden deutschen Gelehrten mit den sinnenden, blauen Augen und der hohen Denkerstirn, den sie in ihrem tiefen Schoße bergen, und den sie wohl für immer darin bewahren werden.

Vergebens spähen wir nach einem Grabhügel, wo wir unsere Kränze niederlegen, dem teuren Toten einen Stein setzen könnten.

So mögen denn diese Blätter sein Denkmal sein, und sie mögen Zeugnis ablegen von der Liebe und Verehrung, die er sich erwarb, da er noch unter uns wandelte.

Allen aber, die uns mit Bild und Wort dies literarische Monument errichten halfen, sei dafür von Herzen gedankt.

Die Redaktion. **Der Verlag.**

Wie sprang, von kühnem Mut beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug,
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch, ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.
Ach, allzuschnell, nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit!
Und immer stiller ward's und immer
Verlassner auf dem rauhen Steg;
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauschenden Geleite
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Schiller.

Ludwig Woltmann.

Die Persönlichkeit und ihr Werk.

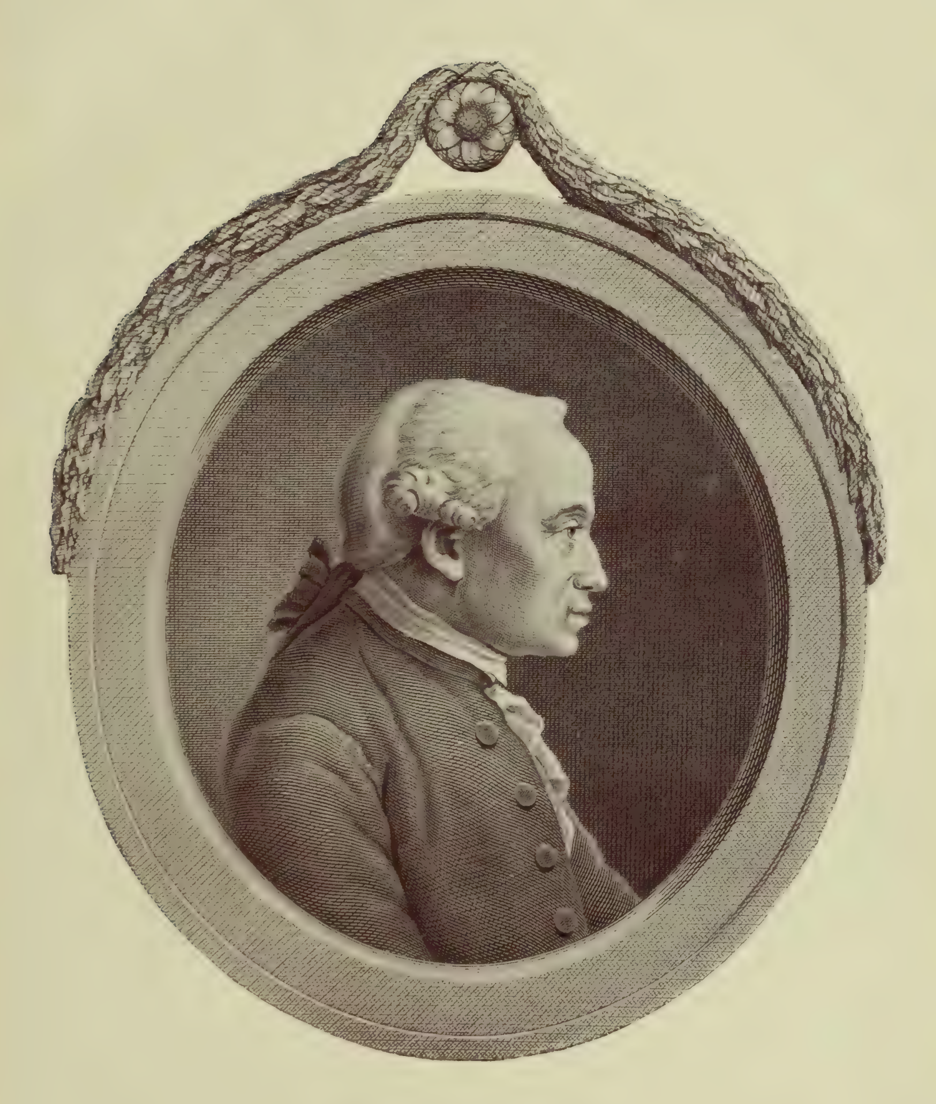
Raoul Richter.

„Er hatte eben jenen Hunger nach dem Maß und Gleichmaß aller Dinge, den so wenige Menschen begreifen und welcher so schwer zu befriedigen ist und vollständig nur durch den Tod befriedigt wird.“ (Wilhelm Rabe.)

I.

Viele, ja die meisten Menschen zeigen schon auf den ersten Blick in all ihren Aeußerungen ein ziemlich einheitliches Gepräge. Wie man eine triviale Melodie nicht bis zu Ende anzuhören braucht, sondern von selbst die Fortsetzung zu ergänzen vermag, so weiß man auch von der menschlichen Durchschnittsware, wie sie morgen denken, fühlen und handeln wird, wenn man sie heute bei ihrem Tun und Lassen beobachtet hat. Leicht und sicher sind solche Erscheinungen in den für den Alltagsmenschen passend zugeschnittenen Rubriken, in welche man die Temperamente, Charaktere, Seelenverfassungen einzuteilen pflegt, unterzubringen. Aber so eng und fest auch die Einheitlichkeit solcher Leute scheinen mag, so teilen sie doch ihr Wesen mit ungezählten andern; so sind die Elemente ihrer Persönlichkeit einander zum Verwechseln ähnlich; und diese Verwandtschaft findet in der Aehnlichkeit aller Lebensäußerungen ihren selbstverständlichen Ausdruck. Schließlich ist auch der Zusammenhalt derartiger Seelen nur scheinbar ein geschlossener; solange das gewöhnte Milieu sie umgibt, zeigen sie sich gefestigt und unbeirrt; aber wenn ein Windstoß sie aus den eingefahrenen Bahnen schleudert, so sehen wir die auf sich selbst Gestellten ihr Ich verlieren und entweder untergehen oder an andre Gruppen Anschluß suchen. „Es ist tragisch, wie wenig Menschen es vor ihrem Tode gelingt, ihrer Seele habhaft zu werden. Die meisten Leute sind andre Leute. Ihre Gedanken sind die Meinungen anderer, ihr Leben ist Mimikry, ihre Leidenschaften sind ein Zitat.“ (Oskar Wilde.) Woltmann war das grade Widerspiel solcher unoriginellen, armen, schwachen und durchsichtigen Naturen. Die Einheit seines Wesens war keine Einerleiheit, sondern der immer wiederkehrende Grundton an einer verwickelten seelischen Mannigfaltigkeit; und diese Mannigfaltigkeit war in der Art ihrer Mischung ebenso eigentümlich wie das Band, das sie zusammenhielt; aus dem Sattel gehoben aber konnte der Besitzer dieser Gaben schwerlich werden; im raschen Wechsel der Lebenslagen und Schicksalsfügungen blieb er sich selber treu, ein in sich Ruhender, der auch auf fremder Erde auf eigenem Boden stand.

Zwischen sehr verschiedenen Dingen Aehnlichkeiten aufzufinden, ist immer schwierig, und Unerwartetes in sich aufzunehmen, doppelt schwer. Menschen, die uns solche Aufgaben stellen, nennen wir tiefe, reiche und dunkle Naturen — mit allegorischen Beiwörtern, die nun nicht mehr abgegriffen wirken, nachdem jedes in der Wucht und Schwere seiner psychologischen Bedeutung verstanden ist. Woltmann pflegte grade in der letzten Zeit zu sagen, bei jedem Schritt auf dem Weg seines Lebens und Schaffens habe er die Empfindung, als fielen



IMMANUEL KANT



die Entscheidungen mit der Notwendigkeit, mit der eine Masse den Abhang herabrollt; aber über die Eigenschaften dieser Masse und die Linie ihres Falls sei er sich selbst nicht im klaren. Nun zwingt uns ein grausames Geschick, auf die Art dieses wundervollen Menschen, der nie aufhörte, sich zu entwickeln, als auf ein Ganzes und Abgeschlossenes zurückzuschauen und ein paar bescheidene Schritte zur Aufhellung dieser Einheit zu versuchen.

Sehe ich recht, so hätte die begriffliche Formel für diese Einheit zu lauten: Ausgleich von Natur und Geist, oder besser: ewiger Kampf um diesen Ausgleich. Wie in dem buntesten und verschlungensten Gespinst von Seide immer die gleiche, edle Grundbeschaffenheit wiederkehrt, so trugen alle Betätigungen, die Ludwig Woltmann ganz zugehörten, jenen monumentalen, doch schwer zu entziffernden Stempel. Natur und Geist sind aber hier nicht Körper und Seele gleichzusetzen, sondern zwei Prinzipien, die, wenigstens bei den höher entwickelten Wesen, in allem Leiblich-Seelischen gemeinsam wirken, und nur ihre Pole im selbstbewußten Denken und Wollen und in den mechanischen Bewegungen der materiellen Atome unseres Leibes finden. Aber selbst das höchste Selbstbewußtsein und damit die entwickeltste Geistigkeit wird von den Gesetzen der Natur durchdrungen, und die blinde Natur beugt sich unter das Joch der vergeistigtsten Funktionen in einem und demselben Wesen. Dieses sich wechselseitige Durchdringen, dieses Ringen um den Vorrang bestimmte alle Aeußerungen des verstorbenen Freundes.

Was aber dem Näherstehenden als besonderer Reiz, dem Ferneren als besonderes Rätsel erschien, das war die fast gleichmäßige Stärke und Durchbildung des Geistigen und des Natürlichen an ihm. Er war nichts weniger als ein reiner Gelehrter, mit einem Mindestmaß von Trieben und Begierden begabt. Er war kein vorzüglich animalisches Wesen, bei dem der Geist nur eine zierende Luxusblüte gewesen wäre. Sondern heiße Zuneigungen und Abneigungen lebten sich unter und über dem Walten abgeklärtester Gedanken aus. Und beide Seiten liefen nicht friedlich und beziehungslos nebeneinander wie bei so vielen, welche an ihrem Schreibtisch geistige und an ihrem Eßtisch Naturwesen sind, sondern in stetem Wechselspiel waren beide überall gegenwärtig, nur daß bald dieser, bald jener Richtung die Führung zufiel — eine faustische Natur. Darum gestaltete Woltmann nicht etwa nur sein unbewußt-sinnliches Leben durch die Bewußtheit vernünftigen Wollens, wie die wohlweisen Prinzipienmenschen, denen sich ein magerer Stoff willig unterwirft; sondern ebensogut bestimmte seine biologische Natur die intellektuellen Mächte, und fast will es mir scheinen, als ob alles in allem seine Natur stärker war als sein Geist. Irgend ein Werturteil soll damit nicht ausgesprochen sein. Das Große und Schöne an ihm entfloß gleichmäßig beiden Quellen, und er selbst wäre der letzte gewesen, der dem Geist im Sinne der Alltagswertung den Vorzug gegeben hätte. Aus dem steten Ringen beider Prinzipien auf dem Grunde dieser Seele entsprang jene Unberechenbarkeit, die so viele Menschen an ihm befremdete und sich dem helleren Blicke doch nur als höchste Gesetzmäßigkeit seines Wesens offenbarte. In wessen Tiefen die Urströmungen alles höheren Seins so mächtig durcheinanderwogen, da wird eine seelische Spannung erzeugt, die auf die

Dauer zu ertragen, über menschliches Vermögen geht. Es entstehen dann jene Pausen, in denen der gleichmäßige Atem aussetzt und Natur oder Geist in gewaltsamer Entladung hartnäckig allein das Feld behauptet. In diesen Zeiten konnte man Woltmann bald für einen reinen Rationalisten vom Schlage der Aufklärer des 18. Jahrhunderts, bald für einen reinen Triebmenschen nach Art der jüngeren Sophisten halten. Als Rückschlag solcher Perioden gab es dann jene schwermütigen Stimmungen, die sich mit dunklen Schatten über ihn senkten, ihn aber zugleich zu sich selbst zurückführten, zu seiner tapferen Lebensarbeit um den Rhythmus von Natur und Geist. So konnte ihn als Mensch nur verstehen, wer nicht vereinzelte Handlungen, Aussprüche, Gesinnungen losgelöst beurteilte, sondern jeden Teil nur in Beziehung zum Ganzen, zu andern Teilen und Zeiten begriff.

Ich versuche, die abstrakte Schilderung dieser eigenartigen Seelenform mit etwas Inhalt aus dem Schatz persönlicher Erinnerungen zu erfüllen und die unio mystica der coincidentia oppositorum, welche das fromme Mittelalter nur für Gott, eine weltzugewandtere Zeit aber für manche große Persönlichkeit gelten lassen wird, an einigen konkreten Charakterzügen hindurchschimmern zu lassen.

Schon dem, von außen gesehen, so sprunghaften Lebensgang Woltmanns verleiht das Auf und Ab von Natur und Geist Gleichmaß und Gestalt. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß er diese Art des Ausgleichs von den Eltern geerbt hat. Nicht häufig, und mit Vorliebe nachdem man auf dem Boden seiner geistigen Heimat, in der Stellung zu den metaphysischen Problemen innere Fühlung gewonnen, kam er auf seine natürliche Heimat, auf seine Familie und das Milieu seines Elternhauses zu sprechen. Dann erzählte er wohl, nur mit einem etwas innigeren Klang der Stimme, aber ohne jede Rührung oder Pathos: wie Vater und Mutter sich so jung geheiratet hätten, beide mittellos und den widrigen äußeren Umständen im Vertrauen auf ihre Liebe und Tatkraft Trotz bietend; wie sie dann allmählich eine eigene Tischlerwerkstatt, später ein Möbelgeschäft eröffnet und sich so stufenweise zu bescheidenem Wohlstand emporgearbeitet hätten, der ihnen schließlich erlaubte, das Geschäft dem ältesten Sohne zu übergeben und sorgenlos die Ruhe des Alters zu genießen; wie sie sich den Lebensweg erschwerten durch ihre Ueberzeugungstreue in politischen und religiösen Dingen, Vater und Mutter seien aus der Kirche ausgetreten, die Kinder wären ihrem Beispiel gefolgt; aber leicht hätten sie es — zumal im Rheinlande — dadurch nicht gehabt; die einzigen Erziehungsprinzipien seines Elternhauses seien gewesen: „arbeiten und die Wahrheit sagen", und alle Kinder, Söhne und Töchter, tüchtige Menschen und brauchbare Bürger dabei geworden (mit Ausnahme von ihm selbst, eine Bemerkung, die seine naturalistischen Strömungen halb im Ernst, halb im Scherz ihm eingaben). Wer diesen schlichten Berichten lauschte, hatte sofort den Eindruck: es ist Woltmannscher Familiengeist, der auch in Ludwig Woltmann, nur in ganz eigener Weise, lebendig war.

Am 18. Februar 1871 in Solingen geboren, besuchte Woltmann zunächst, den „natürlichen" Bedingungen gehorchend, die gewöhnliche Bürgerschule; auf den oberen Klassen trieb ihn der Geist zu vertiefterer Bildung, die er auf den Realgymnasien seiner Vaterstadt und Elberfelds

auch befriedigte. Nun galt es ein Erwerbsstudium zu wählen. Künstlerische, dichterische, aber vor allem malerische Begabungen (die Woltmann für so stark in sich hielt, daß er noch in den letzten Wochen seines Lebens mir einmal sagte, er zeichne nie mehr zu seinem Vergnügen, um nicht alte Wunden aufzubrechen) wurden zurückgedrängt und medizinische Studien an den Universitäten Marburg, Bonn, München, Berlin, Freiburg betrieben; aber in den Kliniken vertiefte man sich heimlich in die Werke Spinozas und Schopenhauers, deren rätselhafte Runen vor den Augen der Lehrer verborgen, auf den Knien unter der Bank gehalten wurden. Und wirklich gelang der erstaunlichen Arbeitskraft Woltmanns, was in den akademischen Akten sich wohl nicht häufig vorfinden dürfte: er bestand kurz nacheinander, in wenigen Wochen die medizinische Staatsprüfung, das medizinische und philosophische Doktorexamen (Freiburg 1896). Dr. med. et phil., ein äußeres aber treffendes Symbol für das Doppelgestirn, das ihn auf seinem Lebensweg geleitete! Nun folgten seine Dienstzeit als Einjähriger-Arzt (Oktober 1896 bis Frühjahr 1897), während der das erste Werk (System des moralischen Bewußtseins, Michels, Düsseldorf 1898) beendet wurde, darauf erneute philosophische und spezial-medizinische Studien in Berlin (Herbst 1897). Wieder trieben ihn die natürlichen Bedingungen zur Bekleidung einer festen auskömmlichen Stellung, die er als Augenarzt in Barmen (Juli 1898) gefunden hatte, und wieder trieb ihn der Geist, teils in sozialistischer Propaganda, die ihn auf dem Hannoveraner Parteitag (1898) gegen Bebel den Revisionismus verteidigen ließ, teils in der Ausarbeitung neuer Werke (Die Darwinsche Theorie und der Sozialismus, Michels, Düsseldorf 1898; Der historische Materialismus, Michels, Düsseldorf 1900) seine philosophischen Ideale durchzusetzen. Als Honorar für seine Bücher hatte er sich — ein echt Woltmannscher Zug — die Kosten für eine Reise nach Griechenland und Palästina ausbedungen, um Land und Leute jener Welt von Angesicht zu sehen, in deren Vergangenheit er mit einem Teil seines Selbst beständig lebte. (Pilgerfahrt, Skizzen aus Palästina 1901, berichteten über das im Orient Erschaute.) Dann versuchte er es — nachdem er der ärztlichen Praxis und der politischen Parteizugehörigkeit den Rücken gekehrt — noch einmal als Lehrer der Hygiene und Entwicklungslehre an dem freien Erziehungsheim Haubinda (S.-M.) mit einem festen Berufe, um jedoch bald einzusehen, daß ein so einfacher Ausgleich von Natur und Geist für ihn nicht zu finden war. So schied er aus dem Amte und lebte nun als Herausgeber der Politisch-anthropologischen Revue (seit 1902) in raschem Wechsel bald in Berlin, Leipzig, Eisenach in einsamen Studierstuben oder im warmen Heim der Freunde, bald in Solingen bei den Eltern, in Elberfeld bei der verheirateten Schwester, bald in bescheidenen Pensionen in Paris, an der Riviera, in Florenz, wohin ihn ein unbezwinglicher Instinkt seiner Natur und die Richtung seiner Studien gleichmäßig zogen. Neben zahlreichen Artikeln in der von ihm geleiteten Zeitschrift waren die „Politische Anthropologie“ (Thüringische Verlagsanstalt, Leipzig 1903), als Beantwortung der Kruppschen Preisfrage über den Einfluß der Deszendenztheorie auf die politische Entwicklung der Völker, „Die Germanen und die Renaissance in Italien“ (Thüringische Verlagsanstalt, Leipzig 1905) und „Die Germanen in Frankreich“ (Diederichs, Jena 1906) der literarische Ertrag dieser Zeiten.

Eine biologische Ethik, welche das die ganze bisherige Entwicklung krönende Werk werden sollte, trug der junge Forscher im Kopfe; die Niederschrift versagte ihm der Tod, der ihn an einer der schönsten Stellen der Erde, beim Baden in einer Felsenbucht nahe von Sestri Levante am 30. Januar 1907 ereilte. Aber selbst dieser Untergang in seinem Gemisch von Sinn und Unsinn, Zufall und scheinbarer Absichtlichkeit ist kein fremdartiger Schlußakkord dieses groß angelegten Lebens. Erlag hier der Geist blinder Naturgewalt, verstand ein unvernünftiger Trieb, der viel zu früh im Jahre den Herzleidenden zum Bade drängte, diesen Geist besser als wir, die Trauernden? Rangen beide wieder einmal unentschieden miteinander? Verwegene und müßige Fragen — aber es ist das Vorrecht tiefer Menschen, daß man zu ihrem Leben und Sterben Fragen erheben kann, auf die es keine Antwort gibt.

Von Woltmanns äußerem Typus erhielt man zu verschiedenen Zeiten einen verschiedenen Eindruck. Zwar änderten die himmelblauen, stark kurzsichtigen Augen, das rötlichblonde wellige Haar, die helle, sehr sensible Haut nicht ihre Farbe, der mittelgroße, zart gebaute („grazile" würde er von andern gesagt haben) Körper, der mächtige, das Gesamtbild durchaus beherrschende Kopf nicht ihre Gestalt; noch der Schädel seine zwar echt dolichocephalen Maße, die jedoch hinter dem absoluten theoretischen Ideal, wie öfters von ihm heiter belächelt wurde, um ein weniges zurückblieben; aber der gutmütig-treue, offene Blick, etwa im Verkehr mit Kindern, bei den kleinen Freuden des Mahles, bei harmlosen Erholungsspielen schien jemand anders zuzugehören als die Falte zwischen den Brauen, die in geistigen Gesprächen ernste Vertiefung, bei Sturm in der Seele aber auch Fluch auf alles Niederträchtige dieser Welt (im Goetheschen Sinne) mit einer Art verbissener Heftigkeit künden konnte.

Seinen Körper hielt er zu regelmäßiger Bewegung an; er schwamm, ritt, fuhr Rad, wanderte — aber alles ganz „unsportmäßig", nicht als Ausfluß verfeinerter Leibeskultur, sondern um dem Körper die natürliche Freiheit zu geben, welche ihm am Schreibtisch nicht werden konnte. Doch eine leichte Herzaffektion mahnte ihn zur Vorsicht — es kam dann wie eine Ahnung über ihn, daß er sich für höhere, geistigere Zwecke aufsparen müsse. Oft an den ungeeignetsten Stellen brach diese Empfindung, die an jenem Unglückstage zu Sestri so vollkommen versagte, hindurch. Einst war Woltmann, der die Natur so liebte, unter keinen Umständen zu überreden, auf einem kleinen, aber von allen anwesenden Damen betretenen Steg im Garten meiner Mutter sich durch das nasse, hohe Schilf zu einem in den See hineinspringenden Tempel mit besonders schönem Blick auf die märkische Landschaft hindurchzuschlagen. „Zeigen Sie lieber Wagemut in der Metaphysik als in solchen Dingen", entgegnete er dem damals in rebus philosophicis sehr Skeptischen, als ich ihn wider seinen Willen mitziehen wollte. In solchen Augenblicken spürte man so recht die Ueberlegenheit dieses Mannes. Und andre Bilder, Sinnbilder steigen auf: Woltmann zu Pferde, in ganz unreitmäßiger Kleidung, zu kurze Schaftstiefel, welche die rote Biese an der alten Militärhose nicht verdecken können, der stets von ihm getragene schwarze, breitkrempige Schlapphut auf dem Kopfe, im falschen Galopp um die Bahn jagend; halb urwüchsiger Krieger aus der Cimbernschlacht, halb übergeistigter Intellektueller auf

elendem Mietsgaul, grandios und grotesk. Ich glaube, das sind Gesichte, über welche Dichter weinen können.

Auf seelischem Gebiet trat das Doppelspiel von Natur und Geist am reinsten zutage. Gab er dem natürlichen Fluß seines Temperamentes nach, so war er, dem Denken und Erfahrung eine seltene Weltverachtung aufnötigten, der warmherzigste und wohlwollendste Mensch. Aber da trübe Anschauungen, die leider zunehmend sich ihm bestärkten, alle weicheren Gefühle in Bann hielten, empfanden Fernerstehende wohl eine Enthaltsamkeit in dieser Richtung als Schroffheit, wo seine Freunde eine um so größere Zartheit herausfühlten. Aus diesem liebebedürftigen Herzen, das sich einst so offen und überströmend gegeben hatte[1]), kam in späteren Zeiten wohl jahrelang kein Geständnis über die Lippen; wer aber mitansehen durfte, wie Woltmann Körper und Seelen von Kindern zu streicheln verstand, dem enthüllten sich auch die weichen Hintergründe dieser aller Sentimentalität abholden Seele. Am ursprünglichsten ließ er seinem Humor die Zügel schießen; der harmloseste Scherz konnte ihm ein helles Kinderlachen entlocken. Und dann drängten plötzlich die rauhen Züge, die seiner Natur auch nicht fehlten, alles andere beiseite und trieben ihn zu Taten und Aeußerungen, die, wenn man hier nicht „alles in allem nahm", sich schwer verstehen ließen.

Im Mittelpunkt dieses Wesens aber standen nicht die Zufälligkeiten eines bald gehemmten, bald befreiten Temperaments, sondern der stetige Bau an dem seelischen Grundgerüst, das Wachsen und Bilden eines Charakters. Und hier ordnete Woltmann alles jenen Hauptzielen unter, in deren Förderung Natur und Geist sich leidenschaftlich zusammenfanden. Diese Ziele aber gipfelten in der Vervollkommnung des Erkennens und Wirkens zum Heile der Menschheit, des Lebens — der Welt. Diese höhere Sendung, der weltpriesterliche Beruf gaben dem, der sie übernommen, etwas Geweihtes, fast Heiliges. Es läßt sich nicht leugnen: es lag wie Feiertagsstimmung, wie ein Unnahbarkeitsgebot in der Luft, die diesen Mann umgab. Wenn Kinder sich stürmisch an ihn klammerten oder Erwachsene mit plumpen Seelen ihn direkt auf etwas zu stellen suchten, dann sah man jenes hilflose Unbehagen über die unerwünschte allzu große Nähe fremder Kreatur sich über ihn breiten; der Reflex jenes Abstandes, der ihn von der Allgemeinheit trennte, eben das, was Nietzsche das „Pathos der Distanz" genannt hat. Wer alles für die Allgemeinheit denkt und wirkt, kann selbst nicht zur Allgemeinheit gehören. Wahrhaft demokratische Ziele können nur von wahrhaft aristokratischen Persönlichkeiten verfolgt werden. Hier liegt der Schlüssel für das Verständnis einer sonderbaren Mischung aristokratischer und demokratischer Elemente in Woltmanns Wesen — aber auch für das Verständnis jener besonderen Art der Tragik, die sich aus dieser Mischung ergab. Eine aristokratische Natur, die vom Geist demokratische Weisungen empfing! Den Zwiespalt suchte er so zu überwinden, daß er zunächst seine überragende Natur zu demokratisieren, später seiner Vernunft aristokratische Lehren zu entlocken suchte. Aber beidemal kam es nur zu einem vorüber-

[1]) Vergl. die Erinnerungen von Koch-Hesse über Woltmann im „Greifswalder Tageblatt", No. 41, 18. Februar 1907.

gehenden Ausgleich, dessen Vollendung vermutlich die Krone dieses Lebens bedeutet hätte!

Aber wie es auch mit der Art jenes Idealismus beschaffen sein mochte, dieser selbst blieb unverwüstlich und konnte nur mit seinem Träger zugrunde gehen; denn er quoll aus den Tiefen einer echt germanischen Seele. Zunächst waren es Weltanschauungsnöte, in denen er sich zu bewähren hatte. Ein Anfangsstadium des christlichen Pietismus, in dem der Bund mit der Religion auch äußerlich enger geschlossen wurde, ward abgelöst von dem Gegenpol kirchenfeindlicher Denkweise, die den wahrhaftigen Jüngling später zum Austritt aus der Landeskirche bewog; die Ueberwindung des skeptischen Zusammenbruchs vor den Widersprüchen der nunmehr ernstlich studierten Denker und Dichter führte zur Entdeckung der allen führenden Weltbildern gemeinsamen Grundwahrheiten, mit der die ersehnte intellektuelle Beruhigung sich einfand. Kant in der Hegelschen Umdeutung, Darwins Lehre philosophisch erweitert, galten ihm als die zeitgemäßesten Formen und Formeln der aeternae veritates, welche auch bei Plato, Spinoza, Goethe und Schiller nur in anderem Gewande aufgetreten waren. Marx' sozialistische Anschauungen aber bildeten die Brücke, auf der seine feurige Seele die Theorie in die Praxis überzuführen, die allgemeinsten Ideen auch der Wirklichkeit allgemein nutzbar zu machen hoffte.

In diesem Jahrzehnt (etwa 1888—1898) hatte Ideal mit Ideal gerungen; jetzt folgte die härtere Probe: der Kampf des Ideals mit der Wirklichkeit. Die erste, vielleicht bitterste Enttäuschung mag Woltmann hier erlebt haben, als er der politischen Parteitätigkeit entsagen mußte. Mit andern im großen wirken kann nur, wer sich in ihre Reihen stellt oder sie bändigt als Tyrann. Dieses untersagte ihm sein demokratisches Gewissen, jenes seine aristokratische Natur. Aber seine Ziele gab er deshalb nicht auf. Konnte er die theoretischen Ueberzeugungen nicht unmittelbar verwirklichen, so sollte sich von nun an um so entschiedener die Theorie der Bewältigung der praktischen Probleme, der Erforschung der sozialen, ökonomischen, politischen universalgeschichtlich bedingten Gesetzlichkeiten zuwenden. Da kam der zweite Schlag: Woltmann fand auch bei dem kleineren Kreise, an den sich seine Werke nunmehr wandten, nicht das Verständnis und die Anerkennung, die ihm auf seinem entsagungsvollen Wege als ermunternde Resonanz Bedürfnis waren. Allem Zunftwesen fernstehend, konfessionslos, gewesener Sozialdemokrat, fühlte er sich nicht imstande, mit seinen überreichen Gaben den kleinen Lebenskomfort, nach dem er strebte, zu befriedigen. „Es ist nicht leicht" — heißt es in einem seiner Briefe — „eine Sache, die man unter dem Herzen getragen, und nur mit den lautersten Empfindungen berührt hat, nachher wie Speck und Wurst zu verhandeln. Doppelt schlimm, wenn man sich in der intellektuellen und ökonomischen Welt zugleich orientieren muß, und wenn man für letztere nur die Mittel der ersteren zur Verfügung hat." Bis zu zynischen Aussprüchen konnte er sich versteigen, wenn er auf diese Dinge zu sprechen kam. Die Welt hatte übel mit seinem Idealismus gewirtschaftet (ein beliebter und erlebter Ausdruck Woltmanns, den er oft anwandte, wenn er auf das Verhältnis der Regierung — auch Bismarcks — zum deutschen Volke zu sprechen kam). Aber zu ersticken vermochte sie diese Flamme nicht. Als

seiner Politischen Anthropologie, die trotz mancher Mängel im einzelnen ein selten freier und großer Geistesatem durchweht, beim Kruppschen Preisausschreiben nur ein niederer Preis zuerkannt wurde (der aber immerhin ein Jahresauskommen für den anspruchlosen Mann bedeutete), wies ihn der Empfänger stolz zurück.

Ueberblickt man diesen idealistischen Werdegang als Ganzes, so fassen ihn wirklich die Goetheschen Verse fast erschöpfend zusammen:

> Da kämpft sogleich verworrene Bestrebung
> Bald mit uns selbst und bald mit der Umgebung;
> Keins wird vom andern wünschenswert ergänzt,
> Von außen düstert's, wenn es innen glänzt.

So begreift sich, wie die Woltmann eigene Feierlichkeit und innere Unnahbarkeit unter der Ungunst der Verhältnisse ausartete zu einer fast nervösen Scheu vor persönlicher Berührung mit der Welt, zu einem Unabhängigkeitstrieb ohnegleichen. In nichts mochte er sich binden, an keinen Ort und keine Zeit, keinen Beruf und keine Gesellschaft. Manchmal schob er die Schuld auf das rauhe und graue nordische Klima und bedauerte, daß seine germanischen Vorfahren nicht mit den Goten oder mit Chlodwig nach dem Süden ausgewandert seien; dann würde er sorglos unter blauem Himmel als Baron oder Marchese (zu denen ja die Germanen in Italien und Frankreich das Hauptkontingent seiner Ansicht nach stellten) eine gesicherte Rente verzehren und still seinen Arbeiten leben. Aber er wußte wohl so gut wie wir alle, daß für Leute seiner Art solche Sehnsucht ebenso bezeichnend ist, wie das Ungenügen, wäre sie in Erfüllung gegangen.

Aus allen Wirrnissen fand er sich immer wieder zu sich selbst zurück und auch zu den wenigen, mit denen er sich verstand. Denn auf jeder Station seines Lebensweges traf er Gleichgesinnte, Freunde, meist auch einsame und versprengte Menschen aller Stände und Berufe, Handwerker und Gelehrte, Politiker und Künstler, Arme und Reiche (denn er war nach unten und oben gleich vorurteilslos), wie sie sich eben unter solchen Voraussetzungen zusammenfinden. Wurde aber das innere Band, das ihn an einzelne Menschen allein fesselte, zerschnitten, so waren damit auch alle Beziehungen zu den betreffenden Personen aufgehoben. Mit welcher Entrüstung sprach er von früheren Freunden, die in religiösen Anschauungen rückfällig geworden waren; Briefe solcher Menschen beantwortete er nicht mehr. In Gesprächen mit gleichgestimmten Seelen aber klang sein Sinnen und Wirken am reinsten zusammen. Im Dialog, in der edlen antiken Bedeutung dieses Wortes, fand er den Ersatz für manche verlorenen Illusionen. Da hatte er dann Augenblicke, in denen er in einer Art und mit einer Fülle spenden konnte, daß man sich erstaunt fragte, was ihm zu einem Genie des Kopfes und des Herzens eigentlich noch gefehlt habe. Wenn er dagegen eiferte, daß Platons Staatslehre eine Utopie genannt, oder der Tod des Sokrates, in dem er den Sieg der Legalität des Durchschnitts über die Moralität in einer großen Natur erblickte, gepriesen wurde; wenn sein spekulativer, immer auf die Synthese gerichteter Geist die Identität zwischen den scheinbar entgegengesetzten Systemen nachwies und alle Abweichungen, die sein geistiges Einheitsstreben nicht anerkennen wollte, aus den unbewußten biologischen Motiven von Originalitäts-

sucht und Neid im Konkurrenzkampf um das höhere Dasein wegzuerklären suchte; wenn er sich in Ausdrücken gegen die Kirche und ihre Vertreter erging, welche die berüchtigte Formel Voltaires und seines königlichen Freundes weit hinter sich ließen, und doch von der tiefsinnigen Bedeutung der „himmlischen" Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung sich nicht ein Stück rauben lassen wollte; wenn man am hundertjährigen Todestag Schillers den Gedichtband gemeinsam durchblätterte und Seite für Seite enttäuscht umwand, bis sein Blick plötzlich an den (allerdings wie eigens für ihn geschriebenen) „Idealen" hängen blieb und er das Unvergängliche an Schiller, das von kalten Herzen um diese Zeit gewerbsmäßig ausgeboten wurde, in andächtiger Glut neu ergriff und pries — dann war er ganz er selbst, mit sich und der Welt versöhnt, verstehend und verstanden. Auf Augenblicke hatte er das „Maß und Gleichmaß aller Dinge" gefunden.

Jetzt erst, nach seinem Tode, erfahre ich aus mündlichen und schriftlichen Aeußerungen, daß gar mancher, der nur flüchtig mit Woltmann zusammengetroffen war, dessen Tiefen ahnte, auch ohne daß sie ihm gerauscht hätten. „So wenig ich auch den Heimgegangenen kannte", heißt es in einem solchen Briefe, „so tief sympathisch war er mir. Auch ich habe in seiner Nähe den Hauch der Größe empfunden und gefühlt, wieviel hinter ihm, wieviel unter ihm lag." Und so war es in der Tat. Was von diesem Manne sichtbar ward, stieg aus einem reichen, tiefen und dunklen Schachte ans Licht, hatte seine Heimat in den Abgründen einer großen Persönlichkeit. Wem es vergönnt war, zeitweise auch die kleinen Leiden und Freuden des Daseins mit Woltmann zu teilen, dem werden unwillkürlich die Worte Goethes in den Sinn kommen: Schiller war groß, auch wenn er sich die Nägel beschnitt. Und doch tat er nie das mindeste dazu, seine Bedeutung andern bemerkbar zu machen; ja, er stellte sein Licht mit Vorliebe unter den Scheffel. Jede Art von Ueberhebung war ihm fremd; denn er maß instinktiv sich und sein Werk nicht an der „Fabrikware der Natur", sondern an den großen Ingenien der Menschheit (wie er für Genie mit Vorliebe zu sagen pflegte), unter denen er wiederum zu Kant, Darwin und Leonardo mit einer fast religiösen Ehrfurcht emporschaute. So muß es einzig die Glut des platonischen Eros gewesen sein, die, auch, ohne daß ihre Flamme nach außen schlug, von höheren Menschen gespürt und geehrt wurde. Daß solche Naturen, deren Lebensinhalt sich darin erschöpft, das Sinnliche zum Uebersinnlichen zu steigern und das Uebersinnliche ins Sinnliche hineinzubilden, sich im Getriebe der niederen Wirklichkeit oft wunderlich ausnehmen, kann nur die in der Konvention und im Alltag Befangenen befremden. „Denn wenn einer Vernunft hätte", sagt Plato, „so würde er bedenken, daß durch zweierlei und auf zweierlei Weise das Gesicht gestört sein kann, wenn man aus dem Licht in die Dunkelheit versetzt wird und wenn aus der Dunkelheit in das Licht. Und ebenso, würde er denken, gehe es auch mit der Seele, und würde, wenn er eine verwirrt findet, nicht unüberlegt lachen, sondern erst zusehen, ob sie wohl, von einem lichtvolleren Leben herkommend, aus Ungewohnheit verfinstert ist oder ob sie, aus größerem Unverstande ins Hellere gekommen, durch die Fülle des Glanzes geblendet wird."

II.

Aber die Persönlichkeit ist nur ein Teil dessen, was mit dem Tode Woltmanns uns entrissen ward, was wir in trauerndem Gedenken uns in die Erinnerung zurückzurufen haben. Auch die Arbeiten, die er noch vollführt, die Bücher, die er uns noch geschenkt haben würde, sind unwiederbringlich dahin, haben mit ihrem Schöpfer den frühzeitigen Untergang gefunden. Denn nicht nur was Woltmann war, konnte kein anderer sein; auch was er leistete, kein anderer leisten. Alle Aufsätze dieses Heftes, die unsere Ausführungen ablösen, werden sich ja mit der Würdigung des wissenschaftlichen Werts der Woltmannschen Untersuchungen zu beschäftigen haben; unsere Aufgabe soll es nur sein, auch im Werk dieses Mannes auf die Gemeinsamkeiten der zahlreichen und einander scheinbar so fremden Problemstellungen hinzuweisen und zugleich die Einheit zwischen der Persönlichkeit und ihrem Werke zu betonen. Denn wie auf der einen Seite alles, was in diesem Menschen vorging, von den oberflächlichsten Gewohnheiten bis zu den entscheidendsten Lebensschritten, auf der andern Seite alle literarischen Aeußerungen, von den metaphysischen Spekulationen bis zur Bestimmung der Augenfarbe Raffaels oder Tizians, Kreisbogen zu vergleichen und nur durch den unveränderten Abstand vom Mittelpunkt vollkommen zu verstehen sind, so werden auch Leben und Lehre, Charakter und Werk aus der gleichen Quelle gespeist, und in Wahrheit gibt es hier nur eine Peripherie und ein Zentrum.

Denn der nämliche Ausgleich, dessen Scheitern, zeitweises Gelingen, erneutes Scheitern und erneutes Versuchen sich als Grundzug des Menschen entschleiert hatte, stellt auch die Grundaufgabe dar, deren Förderung Woltmanns gesamtes Schaffen gewidmet war. Um die Einheit von Natur und Geist ringen alle seine Werke. Und auch hier war die Spannung zwischen den zu verbindenden Gliedern, da ihnen gleichmäßig Rechnung getragen werden sollte, eine so hohe, daß uns die immer neuen Ansätze zu ihrer Bewältigung unter immer neuen Gesichtspunkten nicht wundernehmen.

Zunächst mußte zwischen der Methodologie der Natur- und Geisteswissenschaften die Brücke geschlagen werden. Woltmann stellte sich die Aufgabe in der Form: die antiempirische Methode Kants mit der empirischen Methode Darwins speziell für die Bearbeitung der Ethik miteinander zu versöhnen. Seine Doktordissertation, „Kritische und genetische Begründung der Ethik“, unter dem Einfluß Riehls und Weismanns entstanden, sucht das mit großem Scharfsinn auf die Weise zu erreichen, daß allen Forschungen über die Entwicklung des Sittlichen, welche nach streng naturwissenschaftlichen Erfahrungsmethoden zu erfolgen haben, der Begriff des Sittlichen zugrunde liegen muß, der (allerdings auf Grund eigener ethischer Erlebnisse und des objektiven Niederschlags der Moralprinzipien in den kulturgeschichtlichen Dokumenten der Menschheit) aus den Formen a priori des moralischen Bewußtseins geschöpft und deduktiv-logisch reproduziert werden kann.

Nachdem er sich auf solche Art das Recht zu naturwissenschaftlicher und philosophischer Behandlungsweise der ethischen Grundfragen erkämpft zu haben glaubte, gelangte Woltmann im „System des moralischen Bewußtseins“, in dessen ersten Teil die Doktordissertation

hineingearbeitet wurde, mit Hilfe beider Methoden zu dem Ergebnis: daß die natürliche Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes die stufenweise inhaltliche Erfüllung der von Kant aufgestellten moralischen Form, des kategorischen Imperativs bedeute. Der Geist ist die Form in der Natur, die Natur der Stoff für den Geist. Darum sind Denkgesetze und Naturgesetze identisch. So forderte er die Grundlagen für eine „kritische Entwicklungslehre“ und eine „logische Anthropologie“, deren Rückwirkung und erneutes Einfließen in das natürliche Leben, aus dem auch diese Theorien als Reflexe der höchsten Stufen des selbstbewußten Daseins entstanden sind, nur unter Aufnahme der sozialistischen Ideen Karl Marx’ fruchtbar zu verwirklichen sei.

Es ist bezeichnend für den synthetischen Trieb des Woltmannschen Geistes, daß er Kants Lehre, darin einig mit dessen spekulativen Nachfolgern, nur von der hohen Warte der „Kritik der Urteilskraft“ verstanden wissen wollte, daß ihm die kritische Erkenntnistheorie nur die Wegbahnung zu einer besonnenen Metaphysik bedeutete; solche zu entwerfen, mußte der an der riesenhaften Vorarbeit sich erschöpfende Meister seinen Nachfolgern überlassen. Fielen diese aber allzusehr in die konstruktive und deduktive Behandlungsweise zurück, so hat die kommende Philosophie, an den Naturwissenschaften geschult, in weiser Benutzung des empirischen Materials ihr Weltbild zu formen. Freilich dessen allgemeinste Bestimmungen sind von Plato über Spinoza bis Kant, von Christus über Luther bis Goethe endgültig und unabänderlich festgelegt; aber die inhaltliche Erfüllung, welche niemals vollendet sein kann, gilt es für unsere Zeit mit aller Energie in Angriff zu nehmen. „Die kritisch-disziplinierte Wissenschaft wird die Entwicklungsgeschichte des Bewußtseins und der Welt nicht begrifflich konstruieren, sondern positiv erforschen. Die Vollendung des philosophischen Ideals wäre die vollständige Einheit beider, welche zu besitzen die nachkantischen Philosophen sich einbildeten, welcher sich aber ein vernünftiges und zugleich endliches Wesen im geschichtlichen Prozeß nur nähern kann“ (S. d. m. B., S. 25). In der Ausfüllung dieses Programms, die das zweite Buch der Erstlingsschrift versucht, in dem Woltmann die natürlichen Entstehungsbedingungen der Logik in der Technik (ohne Werkzeug kein Kausalbegriff) und der Ethik in der Oekonomik in Anlehnung an Kapp, Noirée und Geyer aufweist und einen groß angelegten kritischen Abriß der ethischen Systeme gibt, liegt die Glanzleistung seiner ersten Schaffensperiode.

Für das Individuum ist „Persönlichkeit der ästhetisch-moralische Endzweck des Menschen“ (a. a. O., S. 296); für die Gesellschaft „der Sozialismus die sozial-ökonomische Erfüllung des moralischen Gesetzes“ (ebenda S. 314). Man sieht, daß schon in dieser frühen Phase nicht etwa das größte Glück der größten Anzahl oder ähnliche rein demokratische Ziele den Gipfel der Sittlichkeit bezeichnen, sondern eine demokratisch-aristokratische Lebensgestaltung und zwar ein demokratischer Unterbau mit aristokratischer Spitze. Denn die sozialistische Gesellschaftsordnung bedeutet für Woltmann nur die Entfaltung gleich günstiger ökonomischer Bedingungen für alle, auf dem Wege der Vergesellschaftung der Produktionsmittel, der Aufhebung der privatkapitalistischen Wirtschaftsweise, und des Erwerbs des Eigentums durch

eigene Arbeit; auf daß niemand von vornherein als Amboß geboren werde, sondern jeder die Hoffnung habe, „einen Amboß für das Werk seines Lebens zu finden, auf dem er sein Glück schmieden könne" (a. a. O., S. 315). Aber unter diesen gleichen Bedingungen, die auch für die Geschlechter die gleichen sein sollen, bringen es die von Natur Tüchtigeren, Begabteren, Begnadeteren — wie Plato mit Darwin lehrt — zu mehr Besitz, Herrschaft, Glück als die übrigen und erfüllen damit undurchbrechbare biologische und moralische Gesetze. Denn nicht die Gleichheit aller in friedlichem Genuß, sondern die Erzeugung des Genius, d. h. einzelner überragender Persönlichkeiten, muß der letzte Zweck der Menschheit sein. „Die geniale Persönlichkeit ist die Schöpferin des Ideals im gattungsgeschichtlichen Fortschritt. Das Entwicklungsziel der Gattung liegt in ihren stärksten Individuen, welche im Dienst der Gattung durch fortschreitende Idealerzeugung den Typus zu höheren Formen emporheben" (a. a. O., S. 357). Starke Persönlichkeiten zu werden, darf aber nicht ganzen Klassen und Ständen durch die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung künstlich versperrt werden. Daß der privatkapitalistische Wirtschaftsbetrieb eine solche künstliche, nicht etwa durch eine natürliche Auslese im Kampf ums Dasein bedingte Versperrung bedeute, sucht „die Darwinsche Theorie und der Sozialismus" in Ergänzung des betreffenden Kapitels im „System des moralischen Bewußtseins" zu erweisen; „der historische Materialismus" verteidigt die gleichfalls in der Erstlingsschrift ausgesprochene Ueberzeugung, daß der kulturgeschichtliche Fortschritt zwar wie der Geist an den Körper, an ökonomische Bedingungen gebunden sei, daß er aber einer eigenen Gesetzlichkeit folge, die im Gegensatz zur Marxistischen Auffassung nicht als ein naturgesetzlicher, ohne Wollen und Bewußtsein des Menschen sich vollziehender, sondern als ein kulturgesetzlicher Prozeß zielbewußter Betätigung begriffen werden müsse[1]).

Die Jugendlichkeit dieses ersten Schriftenzyklus zeigt sich besonders darin, daß unter der schützenden Deckung durch die bewunderten Führer manche Problemstellung und Lösung (z. B. Kants zwölf Kategorien, die drei Formulierungen seines Moralgesetzes u. a.) allzu vertrauensselig übernommen und das Ererbte, nicht genugsam neu erworben, zu eigenstem Besitz umgewandelt wird. Dann aber läßt auch die

---

[1]) Auf dem sozialdemokratischen Parteitag 1898 machte Woltmann aus diesen Abweichungen von dem orthodoxen Programm kein Hehl: „Wir müssen" — so sagte er dort — „das Bewußtsein der Notwendigkeit hochhalten, die Tüchtigsten und Besten an die Spitze zu stellen. Denn diese Prinzipien sind Grundgesetze des sozialen Lebens. Es handelt sich aber darum, die allgemeine soziale Grundlage zu schaffen, auf welcher der Wettkampf der Individuen unter gleichen äußeren Bedingungen erfolgen kann. Darum sind wir Kollektivisten." Und in derselben Rede: „Nicht alle und jede Ideologie ist ein bloßer Reflex der ökonomischen Verhältnisse. Auf den höheren Gebieten der Ideologie, der Philosophie, Kunst, Religion und Sittlichkeit gibt es selbständige geistige Interessen und Bedürfnisse, die ihren eigenen immanenten Gesetzen und Zwecken gemäß sich entwickeln." Ebenso teilte Woltmann schon damals nicht den Internationalismus der deutschen Sozialdemokratie. „Die Auflösung des Klassenstaates bedeutet nicht die Vernichtung einer natürlich und kulturgeschichtlich begründeten nationalen Gemeinsamkeit, in welcher, ähnlich wie in der Familie, die Wurzeln alles menschlichen Fortschritts liegen. Der Staat ist nicht das Vaterland, und der beste Patriot kann der eifrigste Gegner des Staates sein." (S. d. m. B. S. 330.)

verstandes- und gefühlsmäßige Teilnahme des Jünglings an fast allen großen Weltbildern der Vergangenheit und Gegenwart in metaphysischem Ueberschwang die Wogen so hoch gehen, daß Verfasser und Leser in ihnen zu ertrinken Gefahr laufen. Auf der andern Seite drängt uns das Hinausschweifen der früheren Arbeiten weit über die Grenzen ihrer Titel zu einem Gesamtsystem der Philosophie auf biologisch-kritischer Grundlage die wehmütige Ueberzeugung auf, daß die beabsichtigte Rückkehr Woltmanns zu den hohen Aufgaben seines ersten Buches nach einem Jahrzehnt rastlosen Aneignens von Kenntnissen und vertieften Nachdenkens, wäre sie ihm vergönnt gewesen, Werke von schönster Vollendung gezeitigt hätte.

Auf uns sind nur als verheißungsvolle Vorarbeiten gekommen: die zweite Schriftengruppe „Politische Anthropologie“, „Die Germanen und die Renaissance“, „Die Germanen in Frankreich“, sowie die Gründung und Leitung dieser Revue, welche in den eigenen und fremden Beiträgen für Woltmann unter anderm die systematische Ansammlung von Baumaterial zu philosophischen Zukunftsarbeiten bedeutete. Denn die Anthropologie ist ihm nicht etwa eine beliebige Einzelwissenschaft, sondern der Ausgangspunkt aller philosophischen Bemühungen gewesen. Der Mensch kennt Natur und Geist und deren gegenseitiges Verhältnis ja zunächst nur an sich, kann den selbsterlebten Stoff zwar abwandeln, aber nicht durch grundsätzlich andern ersetzen und darum nur mittelbar, durch vorsichtige Uebertragung des innerlich Erfahrenen, ein lebendiges Bild von andern Leibern und Seelen, andern Organismen, schließlich von der gesamten Welt gewinnen. Daher verwarf Woltmann nicht etwa nach Art der Materialisten jede Art des Anthropomorphismus; vielmehr galt ihm der kritische Anthropomorphismus als der einzige Weg, den alle Wissenschaft bewußt oder unbewußt beschreiten müsse, und die Anthropologie als die philosophische Grundwissenschaft *κατ᾽ ἐξοχήν*. Von der Goethe-Schopenhauerschen Weisheit, es sei der „Kern der Natur Menschen im Herzen“, war er aufs innigste durchdrungen.

Auch das Grundmotiv seines Schaffens erlitt in dieser zweiten Phase keine Einbuße; nur die durch es gewonnenen Ergebnisse biegen von den früheren Anschauungen teilweise ab. Im großen gesehen nämlich tritt jetzt der Geist hinter die Natur zurück (eine Entwicklung, der auch in seiner Person die Parallele nicht fehlte). Mit dem Gedanken, daß alles Geistige natürlich bedingt sei, wird nunmehr, was Ausdehnung und Gründlichkeit betrifft, ein fast grausamer Ernst gemacht. Bis zu den sublimsten Geistesgebilden, der sozialen und politischen, religiösen und künstlerischen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Kultur hinauf herrscht erbarmungslos das Gesetz der natürlichen Auslese im Daseinskampf, und von allen Seiten wird das Material in fast zu großen und zum Teil ungesichteten Massen zur Erhärtung des Häckelschen Satzes (des Motto der „Anthropologie“) herbeigeschafft: daß die Weltgeschichte ein Teil der organischen Entwicklungsgeschichte sei. Es ist kein Wunder, daß nunmehr der Einfluß Nietzsches den von Kant, Hegel und Marx verdrängte, während die Anerkennung Darwins sich eher noch steigerte. Durch die eindringliche Beschäftigung mit der Aufgabe, alles Vernünftige aus dem Organisch-Biologischen zu erklären, gelangte Woltmann dazu, die

Identität von Natur- und Vernunftgesetz auf ein nur teilweises Zusammengehen herabzustimmen, und den Urgrund der Welt als aus Vernunft und Unvernunft gemischt zu denken. Gegenüber den früheren Arbeiten macht sich dieser Umschwung (in Wahrheit nur ein zu-Ende-denken der einen stets von Woltmann vertretenen Seite) auf zwei Punkten besonders geltend: die erkenntnistheoretisch-methodologischen Erwägungen, nach denen, mit Kant zu reden, unser Geist der Natur die Gesetze vorschreibt, treten ganz in den Hintergrund; und die Gebilde des Staats, der Klassen und Stände, die in dem Erstlingswerk als künstliche, widernatürliche und verwerfliche Gestaltungen erscheinen, sie werden jetzt als natürliche und daher wertvolle (wenn auch nicht in ihrer augenblicklichen Verfassung zu befördernde) Produkte der natürlichen Entwicklungsgeschichte anerkannt. Früher als geistige Hemmung des Natürlichen, werden sie nunmehr als natürliche Steigerung des Geistigen bestimmt. Die aristokratischen Spitzen der einzelnen Individuen verbreitern sich zu Rassen- und Klassenaristokratien (freilich nicht im Sinne ostelbischer Junker), und selbst in das Verhältnis der Geschlechter wird mit der Betonung der Ungleichheit zwischen Mann und Frau diese aristokratische Auffassung hineingetragen.

Den äußeren Anlaß zur Entwicklung und Begründung dieser Anschauungen gab das von Friedrich Krupp gestiftete Preisausschreiben, welches den Einfluß der Prinzipien der Deszendenztheorie auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Völker als Thema gestellt hatte. Bei der Bearbeitung dieser Aufgabe gelangte Woltmann zu der sich immer stärker in ihm festigenden Ueberzeugung: daß die Rasse die biologische Einheit sei, deren Erhaltung oder Vernichtung, Stärkung oder Schwächung letzthin das Blühen und Welken der Kulturen bestimme, daß im Rasseprozeß der vielgesuchte gesetzliche Faktor auch für das politische und geistige Leben im geschichtlichen Geschehen gefunden sei, und daß im bisherigen Verlauf die germanisch-nordische Rasse, wie Klemm und Gobineau richtig erkannt hatten, den Löwenanteil an der Schöpfung aller höheren Kultur beanspruchen dürfe. Freilich hatte er in der Schule der deutschen Philosophie zwei Naivitäten gründlich verlernt: daß das Primäre und die letzten Gesetzlichkeiten auf irgend einem Gebiete jemals rein zutage liegen; und daß eine Einheit deshalb nicht vorhanden sei, weil sie nicht ohne weiteres in allen ihren Bestimmtheiten aufgezeigt werden könne. Daher hat er den hohen Einfluß, welchen Milieu, Nationalität, Konjunktur, Klima auf eine Rasse üben, angeblichen Gesinnungsgenossen gegenüber ausdrücklich betont, darum aber nicht seinen Gegnern zuliebe wechselnde Formen und Gestalten zum bleibenden Kern erhoben. Die „Politische Anthropologie“ lieferte den Rahmen für die neue Wissenschaft einer Rassenbiologie nach induktiver und naturwissenschaftlicher Methode, welche an Stelle der bisherigen, fast rein auf psychologischen Intuitionen gestützten Theorien treten sollte. Das Werk ist ein großartiger aber ungleichmäßig durchgeführter Entwurf al fresko, dessen Vollendung bei dem Neuland der Problemstellungen die Lebensarbeit ganzer Generationen erfordern würde. Aber das schreckte den Verfasser nicht ab, selber zur Erfüllung seines Programms gleich mit Hand anzulegen und in den beiden letzten Büchern die ersten vorhandenen Monographien über den anthropologischen Typus der Genies zu geben. Ihr

Ergebnis war die Feststellung, daß die überwiegende Mehrzahl großer Männer in Italien und Frankreich ganz oder vorwiegend dem nordischen Typus zugehörten. Als das sieghafteste Universalgenie germanischer Herkunft galt ihm Leonardo da Vinci, in dem er eine ideale Verbindung von Natur und Geist plastisch verkörpert sah. Diese Untersuchungen, durchaus einzig in ihrer Art, müssen, ganz gleich, wie man zu den aus ihnen gezogenen Folgerungen stehen möge, dem Bahnbrecher der naturwissenschaftlichen Behandlung der Kulturhistorie die Unsterblichkeit in der Geistesgeschichte der Jahrhundertswende sichern.

Ich glaube nicht, daß Woltmann mit diesem naturalistischen Standpunkt seine Entwicklung beschlossen haben würde; nachdem er deren Folgen in den geplanten Werken über Rasse und Genius und die Ethik der Biologie bis auf die Neige geleert hätte, wäre er vermutlich noch dazu gekommen, ebenso die Natur unter der Optik des Geistes zu betrachten, wie er bisher den Geist unter der Optik der Natur erschaut hatte, und schließlich die große Synthese zwischen den beiden Weltseiten zu versuchen.

Freilich die Grundeigentümlichkeiten seiner Arbeitsweise würde er auch dann nicht verleugnet haben: die Auseinandersetzungen von unpersönlichen Theorien wären gewiß wieder zu Auseinandersetzungen zwischen sehr persönlichen Theoretikern geworden mit allen Vorzügen und Nachteilen einer solchen Behandlungsweise[1]); an gewagten Behauptungen und vorschnellen Verallgemeinerungen, willkommenen Angriffspunkten für kurzsichtige Gegner, welche alle nicht exakt bewiesenen Ideen für gleichwertig halten, würde es auch diesmal nicht gefehlt haben; endlich wäre mit der Vereinigung von Natur und Geist nichts Geringeres als die Lösung des Weltknotens zur Aufgabe und damit ein Ziel gestellt worden, dem sich menschliches Forschen nur nähern, das es aber niemals erreichen kann. Solchen Flug pflegen von der Menge der unbeflügelten Seelen die Satten und Zufriedenen teilnahmslos oder spöttisch, die übrigen mit Neid und Haß zu betrachten, und nur wem selber die Sehnsucht zur Wahrheit, Güte und Schönheit Schwingen verleiht, wird den Willen zum Unerreichbaren als Hebel jeder großen

---

[1]) Zu den Vorzügen rechne ich: daß auf diese Weise die scheinbar fremden und versprengten Bestandteile in einer Lehre nicht in üblicher Weise als unwesentlich übersehen, sondern als Ansätze zur Ergänzung der Grundrichtung fruchtbar gedeutet werden. So wüßte ich keine noch so eingehende Arbeit aus der neukantischen Schule zu nennen, welche mit solcher Eindringlichkeit die evolutionistischen und biologischen Bruchstücke bei Kant im Zusammenhang behandelt und als über den Ideengehalt der drei Kritiken hinausweisende, aber durchaus damit verträgliche Gedankenreihen dargetan hätte, wie die betreffenden Passagen im „System des moralischen Bewußtseins"; ähnliches gilt von der Aufdeckung der kritischen Momente in Marx' Schriften, wie sie der „historische Materialismus" unternimmt. Eng verwandt damit ist die Vorliebe Woltmanns, den Vorläufern der klassischen Vertreter bestimmter Ideen nachzuspüren, was besonders für die sozialistischen Lehren das zuletzt genannte Buch, für die Rassentheorie, unter deren Wegbahnern durch Woltmann Klemm wieder zu Ehren gebracht wurde, die anthropologischen Schriften leisteten. Die Gefahr der Methode, der auch Woltmann nicht entgangen ist, besteht darin: die stets vorhandenen Gegensätze zwischen einzelnen Denkern zu übersehen und damit auch einer sachlichen Synthese aus dem Wege zu gehen, wenn man die Gemeinsamkeiten und Verbindungspunkte zwischen ihnen bestimmt hat. Hier verfiel Woltmann in den entgegengesetzten Fehler, den er an der Hegelschen Dialektik, die über den Unterschieden das Gemeinsame übersah, gerügt hat (H. M. S. IV).

menschlichen Tat erkennen, an andern achten und lieben. So wenigstens dachte Goethe, als er alles faustische Streben nach seinem Wert und Unwert in das Bekenntnis zusammenfaßte: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt." Und so denken wir von Ludwig Woltmann.

Ludwig Woltmann als Philosoph des Geistes.

Prof. Dr. Karl Vorländer.

Wer Woltmann nur als den Herausgeber der „Politisch-anthropologischen Revue" und nur aus den letzten Jahren kannte, der wird sich vielleicht über unsere Ueberschrift verwundern. Und doch war Woltmann vom Anfang seines schriftstellerischen Wirkens an Philosoph und ist es im Grunde seines Wesens bis zuletzt geblieben. Ich, einer seiner ältesten wissenschaftlichen Freunde, kann das nicht bloß auf Grund seiner Schriften, sondern auch genauer persönlicher Bekanntschaft mit Sicherheit behaupten.

Es mögen etwa 12—13 Jahre her sein, als der Verewigte mich, der seit einigen Jahren an der höheren Schule seiner Vaterstadt wirkte, zum ersten Male aufsuchte. Wir waren alsbald mitten im philosophischen Gespräch. Ich erfuhr von ihm, daß er das Studium der Medizin in erster Linie nur zum Zweck einer gesicherten ökonomischen Zukunft betrieben habe, daß sein innerstes Interesse dagegen der Philosophie galt, deren Doktorhut er denn auch damals gerade dem bereits erworbenen medizinischen hinzuzufügen sich anschickte. Noch angenehmer wurden wir beide berührt, als wir sahen, daß uns nicht bloß das philosophische Interesse, sondern auch die philosophische Grundrichtung gemeinsam war. Ich hatte kurz vorher meine Dissertation über den „Formalismus der Kantischen Ethik in seiner Notwendigkeit und Fruchtbarkeit" (Marburg 1893), sodann meine — vor kurzem (Ende 1906) in Buchform[1]) erschienenen — Studien über Schillers Verhältnis zu Kant in den „Philosophischen Monatsheften" veröffentlicht. Woltmann nahm an beiden nicht bloß den lebhaftesten Anteil, sondern es stellte sich auch zu unser beider Genugtuung heraus, daß unsere philosophischen Ansichten — trotz aller Verschiedenheiten der individuellen Anlagen und der persönlichen Entwicklung — nahe miteinander verwandt waren. Woltmann war gleich mir aufs festeste von dem grundlegenden Wert von Kants kritischer Methode überzeugt, die er mit der entwicklungsgeschichtlichen Darwins zu verbinden strebte.

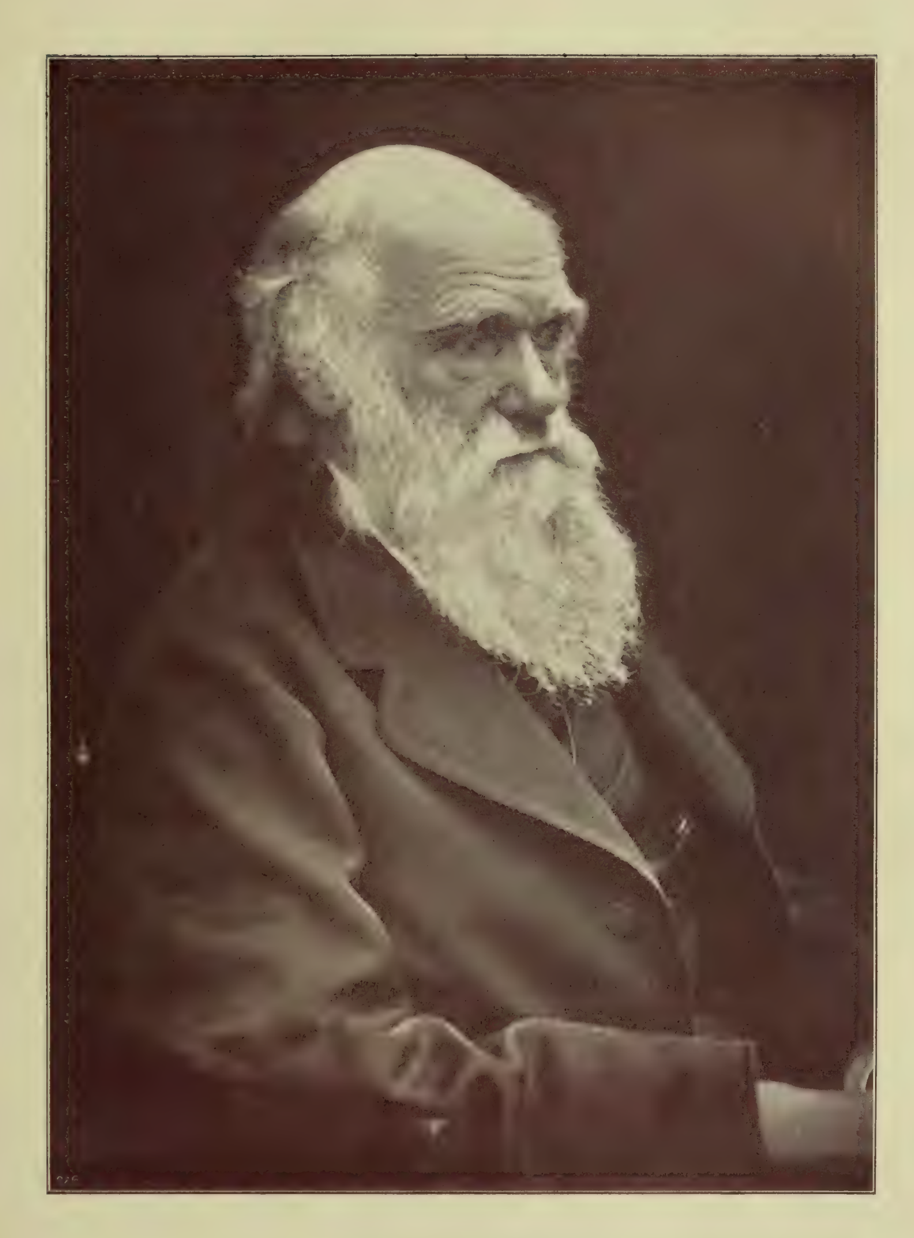
Die Schrift, in der er diesem Gedanken Ausdruck und wissenschaftliche Begründung verlieh, war seine philosophische Doktordissertation, betitelt: Kritische und genetische Begründung der Ethik, die nicht lange nachher auch in besonderem Abdruck (Freiburg 1896, 54 Seiten) erschien und dem Andenken des kurz zuvor verstorbenen Ethikers Georg von Gizycki in Berlin gewidmet war. Es möge uns gestattet sein, aus dieser frühesten philosophischen Schrift Woltmanns

---

[1]) K. Vorländer, Kant — Schiller — Goethe. Dürr, Leipzig 1907.

Näheres mitzuteilen, da sie weiteren Kreisen am wenigsten bekannt sein dürfte, während gerade sie den deutlichsten Einblick in seine nie von ihm aufgegebene philosophische Grundanschauung gewährt und zugleich schon den ganzen Woltmann in seiner Eigenart zeigt. Es ist, wie sich ihr Verfasser auch in seinem kurzen „Vorwort“ bewußt ist, eine Dissertation ganz anderer Art, als sie sonst auf den Universitäten zu entstehen pflegen. Nicht eine „gelehrte“ Arbeit, sondern die Kennzeichnung eines „wissenschaftlichen Programms“, eines „methodischen Standpunkts“, der sich aus einer gleichwertigen Anerkennung der Kantischen Erkenntnistheorie und der Darwinschen Entwicklungslehre mit Notwendigkeit ergeben muß. Und je mehr man sich hineinliest, desto mehr wächst der Eindruck, daß man keine Schülerarbeit, und auch nicht eine Schularbeit vor sich hat — Woltmann hat von jeher viel zu viel geistiges Unabhängigkeitsgefühl gehabt, um sich einer bestimmten Schule zu verschreiben —, sondern daß der ganze Mensch darin steckt, der seine in ernster Gedankenarbeit gewonnene philosophische Ueberzeugung, wenn auch nur in großen Zügen und nicht bis in alle Einzelheiten durchgebildet, hier niederlegt.

Mit vollster Schärfe stellt er sich auf den Standpunkt von Kants kritischer Methode in Wissenschaft und Ethik: „Wie die einzige Möglichkeit der Schlichtung des Streits zwischen Naturforschung und Philosophie in Kants kritischer Erkenntnislehre liegt, so kann in gleichem Sinne nachgewiesen werden, daß auch die durch dieselbe kritische Methode begründete formale Ethik allein imstande ist, die unabweisbaren Ansprüche der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre ohne Schädigung oder gar Zertrümmerung der höchsten sittlichen Ideale zu befriedigen“ (S. 5 f.). Ein Mann wie er, der dem freiesten naturwissenschaftlichen Denken huldigte, durfte es sich herausnehmen, die philosophischen „Anmaßungen“ einer dogmatischen und spezialistischen Naturwissenschaft in ihre notwendigen Schranken zu weisen: „ebensowenig wird die kritisch besonnene Vernunft sich von dem Dogmatismus der Zoologie beirren lassen wie von dem der Theologie“ (S. 7). Freilich darf es bei der bloßen erkenntnistheoretischen Betrachtung nicht bleiben. „Es soll gezeigt werden, daß die kritische Methode eine Ergänzung durch die genetische nicht nur verträgt, sondern unbedingt verlangt.“ Die erstere an sich ist — um ein von Kant in anderem Zusammenhange gebrauchtes Wort anzuwenden — gleichsam leer, die zweite an sich sozusagen blind (S. 9). Im folgenden wird dann in klarster Weise die Notwendigkeit von Kants vielverlästertem „Formalismus“ in der Philosophie überhaupt und der Ethik insbesondere dargelegt, auch gezeigt, wie Kant selbst seine formal begründete Ethik durch eine praktische Anthropologie ergänzt. Die Darwinsche „Genealogie der Moral“ wird nur gestreift und als bekannt vorausgesetzt. Denn es kommt unserem Philosophen nur darauf an, die Vereinbarkeit, ja Zusammengehörigkeit beider Methoden, der kritischen und der empirisch- oder induktiv-genetischen (S. 38) in ihren Grundzügen aufzuzeigen. Er weist das sodann im besonderen an den kleineren Schriften Kants selbst nach (S. 42 ff.), wonach die Sittlichkeit als „ein Produkt der Kulturgeschichte, als das selbsteigene Werk menschlicher Entwicklungstätigkeit“ erscheint. „Wir sehen, daß Kant die deutlichste Idee von einer natur- und geistesgeschichtlichen Entwicklung gehabt hat...



CHARLES DARWIN



Hier findet die anthropologische und ethnologische Moralgeschichte ihre grundlegenden Prinzipien.... Seine neun Thesen bilden die Grundlage einer jeden wissenschaftlichen Kulturphilosophie", an die Fichte und Schiller anknüpften (S. 47).

Auf der in der Dissertation gelegten methodischen Grundlage erhoben sich dann die drei systematischen Werke, die Woltmann im Lauf der nächsten drei Jahre in rascher Folge hintereinander (alle drei im Verlag von Hermann Michels in Düsseldorf) erscheinen ließ: System des moralischen Bewußtseins (1898); Die Darwinsche Theorie und der Sozialismus, ein Beitrag zur Naturgeschichte der menschlichen Gesellschaft (1899); Der historische Materialismus, Darstellung und Kritik der Marxistischen Weltanschauung (1900). Wahrhaft erstaunlich ist die Fülle von Stoff, welche der 25—28jährige — das erste Werk war schon im Sommer 1896 vollendet, die drei Vorreden sind vom November 1897, Mai 1898, Frühjahr 1899 datiert — in diesen Büchern behandelt hat. Erklärlich ist diese ungeheure literarische Produktivität nur durch den inneren Trieb, der ihn drängte, die Masse von Ideen, die sich während seiner Studienjahre in seinem für alle neuen Gedanken stets empfänglichen, beständig regen Geiste angesammelt hatte, sich gewissermaßen von der Seele zu schreiben; wie er selbst mir mehr wie einmal gestanden hat. Uns geht hier vor allem das erste, philosophischste unter den drei Werken an, das in drei Abschnitten nicht weniger als die Theorie, Geschichte und den Inhalt des sittlichen Lebens — so sollte anfangs der Nebentitel lauten — darzustellen unternimmt. Selbstverständlich können wir hier nur die Leitgedanken hervorheben und auch diese nur andeuten. Zu der Erkenntnistheorie Kants und dem Entwicklungsgedanken Darwins (Spencer scheint damals Woltmann noch nicht näher bekannt gewesen zu sein) tritt jetzt ein drittes Element zu, das in der Dissertation nur latent war: der Sozialismus, dem Woltmann schon in seinen Studentenjahren begeistert gehuldigt hatte. Doch erst im dritten Abschnitt („Buche") kommt es zu voller Entfaltung. Der erste, die „Theorie der moralischen Erfahrung", steht, die Gedanken der Dissertation nur weiter ausführend, unter dem Zeichen des Kantischen Kritizismus, der jedoch ästhetisch erweitert wird zu einer Philosophie, die sich selbst mit dem „idealen Selbstbewußtsein der Menschheit" identifiziert. (Man sieht hier Motive der Schelling-Hegelschen spekulativen Philosophie wirksam, der denn auch unser Freund keineswegs so ablehnend wie die übrigen „Neukantianer" gegenüberstand.) Für den philosophisch weniger geschulten Leser verständlicher sind die beiden anderen Bücher des Werks, von denen das zweite eine „Entwicklungsgeschichte des moralischen Bewußtseins" von seiner tierischen Vorgeschichte bis zur denkbar höchsten Höhe des Menschentums geben will. Daß eine solche auf ca. 150 kleinen Seiten nur skizziert werden konnte, weiß der Verfasser selbst. Als die Hauptstationen auf diesem Wege werden beleuchtet: die Ethik des Griechentums von den Tragikern und Sophisten bis zu den Stoikern der römischen Kaiserzeit, des Judentums von Moses über die Propheten bis zu den Essenern, des Christentums und des „modernen Menschentums" von Renaissance und Reformation bis zu Tolstoi und Nietzsche. Die Neigung Woltmanns zur Synthese tritt in den Schlußsätzen dieses zweiten

Buches besonders deutlich hervor. Nietzsches Uebermensch ist ihm eine Entwicklungsstufe in der Geschichte der menschlichen Persönlichkeit, welche in gerader Linie die persönlichen Lebensideale der Vergangenheit fortsetzt. „Ist denn ein gar so großer Unterschied zwischen dem Weisen der platonischen Republik und dem Stoiker, zwischen Jesus und dem Uebermenschen?" (S. 267.) Woltmann sieht hier mit seinem dichterisch angelegten Feuergeiste vor allem nur das Verwandte und vereinigt in seiner Weltanschauung die verschiedensten Elemente: wie er denn in jener Zeit in seiner Wohnung (als Kassenarzt in Barmen) die vier eingerahmten Bilder von Kant, Darwin, Marx und — Jesus zu einer Gruppe an der Wand seines Zimmers vereinigt hatte.

Die Wissenschaft war ihm niemals Selbstzweck. Deshalb wendet sich der dritte und letzte Teil dem Inhalt des sittlichen Lebens zu. Ziel der angewandten Ethik, Endwert menschlichen Daseins ist ihm: die sittlich-ästhetische Persönlichkeit in sittlich-ästhetischer Gemeinschaft. Die Ethik führt daher zum Sozialismus, der in Woltmanns Auffassung jedoch nur — darin ist seine eigene spätere Entwicklung bereits vorgebildet — eine reinere, höhere Form des Liberalismus, ja dessen wirkliche Vollendung darstellt. Gemeinschaft der Arbeitsmittel und freie Entwicklungsmöglichkeit für alle, aber Individualismus der Arbeitsleistung! Der heutige Staat, dem der kapitalistische und Klassencharakter anhaftet, ist wirtschaftlich zu überwinden, indem Verwaltung an Stelle der Regierung, sittliche Gesinnung, freier Vertrag und soziale Gerechtigkeit an die des kodifizierten Rechtes treten. Dagegen wird der Klassenmoral die Menschheitsmoral entgegengesetzt, und der historische Materialismus bekommt schon hier harte Worte zu hören: die heutige Sozialdemokratie habe „alles Verständnis für die sittlich-geistigen Werte der Vergangenheit" — Plato, Jesus, Kant — „und für die in ihnen noch schlummernden Kulturkräfte verloren"; Selbsterkenntnis, Selbstbestimmung, Selbsterziehung und Selbsterlösung sind der einzige Weg, auf dem der einzelne zum „Lande der Vollkommenheit" gelangen kann.

Dies die wichtigsten Gedanken des Buches, das nur „die prinzipielle Entwicklung eines wissenschaftlichen Programms", den „Entwurf einer wesentlichen Kennzeichnung der wichtigsten Probleme der Moralphilosophie" bieten sollte, „welche im einzelnen noch besonderer kritischer und genetischer Untersuchung bedürfen" (Vorwort S. VII). Der Mängel seines Buches, sagt er selbst an derselben Stelle, sei er sich wohl bewußt, aber die „feste Ueberzeugung von der Wichtigkeit und Fruchtbarkeit des einmal gewonnenen philosophischen Prinzips" habe ihm den literarischen Mut gegeben, die Arbeit dennoch zu veröffentlichen.

Der Nebentitel lautete: „mit besonderer Darlegung des Verhältnisses der kritischen Philosophie zu Darwinismus und Sozialismus". Die weitere Ausführung dieser Gedanken enthalten die beiden folgenden Bücher. Das nächste behandelt das Verhältnis des Darwinismus zum Sozialismus, die nach Woltmann in engeren systematischen und methodischen Zusammenhang miteinander gebracht werden müssen. Da die naturwissenschaftlich-soziologische Seite seiner Wirksamkeit in diesem Hefte von anderer Seite dargestellt werden wird, darf ich mich eines näheren Eingehens auf das weitverzweigte Problem enthalten

und mit einem allgemeinen Hinweis auf den Inhalt begnügen. Der erste Teil gibt eine interessante literarhistorische Uebersicht über die sozialistischen und antisozialistischen Darwinianer (von Lafargue und Bebel bis Woltmann einer-, von Virchow bis zu Ammon und Ziegler anderseits), sowie über die zwischen beiden vermittelnden Gelehrten (von F. A. Lange bis Herkner). Der zweite Teil behandelt die allgemeinen biologischen Grundlagen einer Theorie der menschlichen Gesellschaft und Geschichte, und entwirft eine Skizze der ersteren in ihrem Urzustand. Der dritte legt die Stellung des Darwinismus zu den Problemen der Sozialpolitik und des wissenschaftlichen Sozialismus dar.

Wieder mehr dem Philosophischen näherte sich das letzte der drei Bücher aus Woltmanns uns hier fast allein angehender erster schriftstellerischer Periode: das über den historischen Materialismus. Denn es will den Marxismus ausdrücklich als philosophisches System darstellen und kritisieren. Und zwar geschieht das letztere wiederum vom Standpunkt der Kantischen Methode aus. „Mein Buch steht unter dem Zeichen der Rückkehr zu Kant. — In Kants Philosophie liegen die logischen Mittel, um eine systematische Kritik des Marxismus herbeizuführen.“ Freilich legt Woltmann zweifellos zuviel kantische Elemente in Marx’ Lehre hinein, wenn er z. B. meint, daß dessen Auffassung des wissenschaftlichen Denkprozesses „durchaus“ der kritischen Philosophie entspreche, oder daß die Erkenntnistheorie auch für Marx eine „durchaus primäre Frage“ gewesen sei. Etwas anderes ist, wenn er auf die auch in Marx’ Geschichtstheorie liegenden erkenntniskritischen Momente hinweist und nun weiter zeigt, wie der Marxismus durch „kritische Selbstbesinnung“, durch Versöhnung, ja durch ein Bündnis mit der kritischen Philosophie „an innerem Wahrheitswert nur gewinnen könne“, um dann „mit geläutertem Bewußtsein von neuem an die Probleme des dialektischen und historischen Materialismus heranzutreten[1])“. Eine Kritik des Buches können wir hier nicht geben und müssen den Interessenten auf das verweisen, was wir selbst in unserer Schrift: Die neukantische Bewegung im Sozialismus (1902, Abdruck aus den Kantstudien, Bd. VII) und Felix Krüger in seinem Aufsatz: Eine neue Sozialphilosophie auf Kantischer Basis (Kantstudien, Bd. VI) darüber gesagt haben. Trotz mancher Ausstellungen, die auch er im einzelnen zu machen hat, faßt Krüger sein Urteil über die Gesamtleistung Woltmanns in die Worte zusammen: „Mit ungewöhnlicher synthetischer Kraft ist Woltmann daran gegangen, die Hauptrichtungen des modernen Lebens und Denkens, die Grundgedanken der neueren deutschen Philosophie, der Entwicklungstheorie und Wirtschaftslehre zu einem ästhetisch-ethischen Monismus zu verbinden“ (a. a. O. S. 284).

Durch sein letztes Buch griff unser Freund in die lebhaften theoretischen Diskussionen ein, die sich damals, um die Wende des Jahrhunderts, in der sozialdemokratischen Partei entsponnen hatten und an den Namen Bernsteins anknüpfen. Hatte sein voriges Buch noch

[1]) Näheres über Woltmanns Buch siehe in meiner Schrift: Kant und der Sozialismus (1900, S. 57—64), die demnächst mit anderen sozialphilosophischen Abhandlungen zusammen bei P. Siebeck (Tübingen) in Buchform erscheinen wird.

eine im großen und ganzen sehr anerkennende Besprechung durch A. Bebel in der Neuen Zeit (Bd. XVII, 1, S. 484—489) erfahren, so erregte er jetzt durch seine scharfen Angriffe gegen die „orthodoxen“ Marxisten (Cunow, Mehring u. a.) nicht nur deren begreiflichen Zorn, sondern selbst Bernstein, den er auf dem Parteikongreß zu Hannover verteidigt und mit dem zusammen er um 1899 eine kritisch-sozialistische Zeitschrift hatte herausgeben wollen, erhob in der „Literar. Rundschau“ des „Vorwärts“ vom 27. Januar 1901 trotz seiner Anerkennung des Buches im ganzen, doch verschiedene ernste Einwendungen im einzelnen. Woltmann war in seiner Kritik stets sehr ungeniert und nicht immer vorsichtig, kritisch-abwägend. Literarische Angriffe oder Repliken der Gegner pflegten ihn nicht zu bekehren, sondern eher noch weiter zu treiben. Jedenfalls verteidigte er nicht nur seinen ethischen Standpunkt in der Frage des Sozialismus aufs schärfste, sondern bekannte sich in einem Artikel: „Die Begründung der Moral“ in der Novembernummer 1900 der Sozialistischen Monatshefte sogar als „unverfälschter Altkantianer“, der z. B. auch die „Notlüge“ ganz im Sinne des alten Immanuel Kant beurteilt. „Ich gestehe, daß ich in Sachen der Ethik nicht nur Neukantianer, sondern unverfälschter Altkantianer bin, trotz der biologischen und ökonomischen Erkenntnisse über die Entstehungsbedingungen des moralischen Bewußtseins, die Darwin und Marx nachgewiesen haben und die ich voll und ganz anerkenne; aber die kritische Begründung der Moral hat mit der Nachforschung nach den äußeren Entstehungsbedingungen ihrer Entwicklung nichts zu tun... Weil aber die Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus bisher noch gar nicht den geringsten Versuch gemacht haben, über die Begründung der moralischen Postulate des Sozialismus sich philosophisch klar zu werden, darum greifen wir auf Kant zurück.“

Ja, auch in bezug auf die Religion, die er natürlich aufs strengste von der Kirche schied, wollte er die Stellung des politischen Sozialismus einer Revision unterzogen wissen: „auf die Dauer lassen sich die Massen mit einem kalten politischen und wissenschaftlichen Programm nicht abspeisen.“ Er, der entschlossene Freidenker, der aus der Kirche ausgetreten war, sprach in seiner Broschüre „Die Stellung der Sozialdemokratie zur Religion“ (Thüringische Verlagsanstalt 1901) den Satz aus, daß es mit einer „Religion des Menschentums“, wie sie z. B. Liebknecht einmal gepredigt, nicht genug sei, daß sie sich vielmehr mit einer „Religion der Natur“ verbinden und „die religiösen Ideen jenes Menschensohnes in sich aufnehmen“ müsse, der einst von Nazareth auszog, eine geistige Welt zu erobern (ebd. S. 31 f.). Das Interesse für die Gestalt des Propheten von Nazareth war es denn auch gewesen, die ihn kurz vorher zu einer Reise nach Palästina veranlaßt hatte, die er in seinem Schriftchen „Pilgerfahrt“ (Solingen, Genossenschafts-Buchdruckerei) so prächtig beschrieben hat.

Es lag tief in Woltmanns Eigenart begründet, daß er ein neues Gebiet geistiger Tätigkeit mit ungeheurer Regsamkeit und wahrem Feuereifer ergriff; wenn er aber dann seine Ideen darüber verarbeitet und zum literarischen Ausdruck gebracht hatte, sich in der Versatilität seines Geistes rasch mit derselben Lebhaftigkeit anders gearteten Gebieten, neuen Problemen zuwandte, die unterdessen in ihm aufgetaucht waren und nach Gestaltung rangen. Anthropologische Fragen hatten

ihn von jeher interessiert, aber auch das Rassenproblem speziell muß ihn mindestens schon 1898 ernstlich beschäftigt haben. Denn bereits in dem Buche über: Die Darwinsche Theorie spricht er den Gedanken aus, daß es auch „im Völkerkampf eine Auslese in bezug auf Macht und Herrschaft“ gebe, und daß die Gobineausche Rassenhypothese „viele Wahrscheinlichkeit“ für sich habe, wenn sie auch die Bedeutung der Rasse übertreibe und den geographischen wie den ökonomischen Faktor zu sehr außer Betracht lasse (a. a. O. S. 308 f.).

So ist denn jene Abhandlung in den Sozialistischen Monatsheften vom November 1900 die letzte, im engeren Sinne philosophische geblieben, von der wir wissen. Seitdem er, April 1902, die „Politisch-anthropologische Revue“ begründete, gehörte seine reiche geistige Kraft ganz dieser seiner neuen Schöpfung und den mit ihrem Programm verwandten Problemen. Allein der philosophische Eros hat ihn deshalb doch nie verlassen. Er bewahrte ihn vor wissenschaftlichem Spezialistentum, vor pedantischer Kleinkrämerei und gelehrter Bienentätigkeit, er ließ ihn auch als das Ziel seiner Revue „die folgerichtige Anwendung der natürlichen Entwicklungslehre im weitesten Sinne des Wortes auf die organische, soziale und geistige Entwicklung der Völker“ betrachten. Und wenn er selber zunächst auch keine fachphilosophischen Bücher und Abhandlungen mehr schrieb, so bewahrte er doch den philosophischen Schriften seiner Freunde die regste Teilnahme und begleitete überhaupt die philosophische Weiterentwicklung der Zeit mit lebendigem Interesse. Ich bin gewiß, daß er später, sobald er die Arbeit an den Rassenproblemen, die er sich noch vorgenommen, zu Ende geführt, auch zu eigener philosophischer Schriftstellerei zurückgekehrt wäre. Plante er doch z. B. als ein Zukunftswerk eine „biologische Ethik“, von der Professor Raoul Richter, mit dem er die letzten Monate vor seinem Tode fast täglich verkehrt hat, noch näheres als ich zu berichten imstande sein wird.

Ob und wieweit die philosophischen Tendenzen, die Woltmann verfocht, in der Wissenschaft der Zukunft sich durchsetzen werden, wissen wir nicht. Von der ganzen Masse einzelner Ideen, die sein fruchtbarer Geist in reicher Fülle in die Oeffentlichkeit warf, würde er selbst dies schwerlich behauptet haben. Das oder steht fest: keinen seiner Leser wird er, unterstützt durch seine glänzende Darstellungsgabe, ohne mannigfache Anregung entlassen haben. Und der Verbindung der beiden großen Grundgedanken, die er immer und immer wieder gefordert hat, der Erkenntnisethik im Sinne Kants und der Entwicklungslehre im Sinne Darwin-Spencers, wird sich die Philosophie unserer Ueberzeugung nach nicht entschlagen können, ohne Schade zu nehmen an ihrer Seele. Dazu kommt endlich, daß gerade bei ihm in hervorragendem Maße diejenige Tatsache in die Erscheinung trat, ohne die auch das beste System nichts taugt: die Philosophie hatte bei ihm den ganzen Menschen ergriffen, und dieser Mensch stellte sich mit seiner vollen geistigen und sittlichen Kraft in den Dienst der nach Wahrheit und Freiheit ringenden Menschheit.

Ludwig Woltmann als Naturphilosoph.

Dr. Max Brahn.

Ein Grundgedanke beherrscht die naturphilosophischen Anschauungen Woltmanns: die Entwicklung. Darin ist er ein Kind der Zeit, in der seine eigene hauptsächliche Entwicklung liegt, seiner Studentenjahre. Von einem genialen Kopf wie Weißmann wurde er mit Darwin bekannt gemacht — doch genügte ihm die naturwissenschaftliche Auffassung gar nicht. So war er nicht wenig erfreut, in dem Ethnologen Große einen Mann zu finden, der, wie er oft betonte, die Kunst vom Standpunkte vergleichender und geschichtlicher Wissenschaft betrachtete. Hier fand er große Zusammenhänge, denen er stets nachging, hier Erholung, wenn ihm die Worte erpreßt wurden, „ich fürchte unter dem Wust der tausend Einzeltatsachen der praktischen Medizin, die faul und schwer im Gehirn deponiert werden, eine Erlahmung der Begeisterung für die Fragen menschlichen Forschens und Lebens". Was ihn an Große besonders anzog, war dessen idealistische Auffassung der Entwicklung, die in scharfem Gegensatz zu den Auffassungen der Mediziner stand. Nur eine idealistische Betrachtung konnte ihm genehm sein und ihm die Harmonie geben, nach der er stets suchte: war er doch gleichzeitig unter den (durch Riehl vermittelten) Einfluß Kants geraten und studierte Fichte und Hegel, die ihm materialistische Auffassungen für immer unmöglich machten. „Ueberhaupt ist Hegel in seiner Philosophie des objektiven und absoluten Geistes großartig und unvergänglich" antwortete er mir in einem Briefe auf meinen, in Schopenhauerscher Manier geratenen Angriff gegen Hegel. Damit waren alle Elemente gegeben, deren organische Verschmelzung seine Naturphilosophie zu höchst neuen und eigenartigen Formen bildet. Er war darin mit 23 Jahren völlig fertig und hat seine Grundüberzeugungen nie verändert: das „System des moralischen Bewußtseins" und die „Politische Anthropologie" zeigen keine wesentlichen Unterschiede. In dieser zeigt sich nur, daß er alle Fortschritte der Deszendenzlehre sorgfältig verfolgte, seine Anschauungen auf weitere Gebiete ausdehnte, eine Aenderung der Grundlagen aber nie für nötig hielt. Mir ist es stets als Zeichen seiner Originalität erschienen — und der ganze Kreis Gleichgesinnter, der sich mit uns bei Georg und Lily von Gizycki wöchentlich zur Besprechung solcher Fragen zusammenfand, war darin einig, daß er die Tatsachen und Theorien der Naturwissenschaft mit Eifer verarbeitete, ihnen begeistert anhing, über ihre Bedeutung und ihren Sinn aber ganz anderer Meinung war als seine Lehrer und der Geist der Zeit, in der er aufwuchs.

Die Idee der Entwicklung ist der Schlüssel zum einheitlichen Verständnis der Natur. Doch ist das Prinzip kein so einfacher Begriff, wie noch heut die philosophisch ungebildeten Naturphilosophen meinen. Die Entwicklung ist das notwendige Resultat einer großen Reihe von Einzelprozessen völlig ursächlicher Art, die sich in verschiedener Weise kombinieren, um die Prozesse der Differenzierung, Anpassung und Vervollkommnung hervorzubringen. Wo aus einem ursprünglich gleichartigen Zustande voneinander verschiedene hervorgehen, wo also eine einheitliche Form in mehrere übergeht, ist eine Differenzierung

vorhanden. Warum aber ändert sich etwas? Die Naturforschung kann hier nur die Tatsache feststellen, sie bringt diese unter Gesetze — aber für sie bleibt die Allgemeinheit dieses Vorgangs ein Rätsel. Alles in der Welt unterliegt der Differenzierung — das Unorganische wie das Leben, die Entwicklung der Werkzeuge und die der Gefühle. Alle Veränderung der Organismen bekommt ihre dauernde Bedeutung aber erst, wenn sie die Fähigkeit hat, sich den Lebensbedingungen entsprechend zu verhalten, so daß sie sich erhalten und steigern kann — das nennt man Anpassung. Wie sich alles differenziert, so paßt sich alles an: Ernährung und Fortpflanzung, Körperliches und Geistiges. Die ganze Natur- und Menschenauffassung Woltmanns ruhte auf dieser hohen Schätzung der schwer erkämpften, allmählichen Anpassung. Er, der selbst der wahrhaftigste Mensch war, konnte Lüge und List als genau so notwendig objektiv betrachten, wie Wahrheit und Treue, da ihm alles notwendiges Ergebnis der Anpassung schien. Nur da, wo erhöhte Differenzierung und erhöhte Anpassung zusammenfallen, kommt Vervollkommnung zustande. Nur unter diesem Gesichtspunkt können wir von einer aufsteigenden Entwicklung der Organismen sprechen und Spinozas Satz naturwissenschaftlich verstehen: „Je mehr Vollkommenheit ein Ding hat, desto mehr tätig und desto weniger leidend ist es, und umgekehrt, je mehr tätig ein Ding ist, desto vollkommener ist es.“ Das Maß für die Tätigkeit eines Organismus ist die durch mannigfaltige Differenzierung erhöhte Anpassung an die Kräfte der Umwelt. Nur in diesem Sinne kann der Mensch als Ausdruck höchster Vollkommenheit gelten, die in einem Organsystem verkörpert ist, dem Gehirn mit seinen geistigen Funktionen: es schaltet Funktionen aus, bildet weitere zurück, um sie durch andere zu kompensieren und in Summa den ganzen Organismus zu vervollkommnen. Die volle Erklärung findet der menschliche Körper aber nur, wenn man die Werkzeuge kennt, die der Mensch geschaffen, um die Organe zu entlasten und ihren Gebrauch zu verfeinern. Sie ermöglichen Rückbildungen und Umbildungen von Organen, die nie aus den rein organischen Bedingungen direkt zu erklären sind.

Differenzierung ist zunächst die ganze Reihe der Veränderungen, von denen nur ein Teil angepaßt ist: daß dieser und nur dieser erhalten bleibe, sich vererbe und dadurch die Möglichkeit zu weiterem Fortschritt nach der einseitigen Richtung des Passenden erhalte, dafür sorgt die natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein. Während Woltmann in seinen ersten Schriften noch eine Vermittelung zwischen Lamarck und Darwin suchte, hat er sich immer mehr Darwin zugeneigt und das in der „Politischen Anthropologie“ deutlich ausgesprochen. Die Auslese bildete auch im Gespräch mit ihm stets eine Erklärung für das primitive Naturgesetz, wie für die letzten Probleme der Rassen- und Völkerpsychologie. Die Vorträge Weißmanns über Deszendenztheorie hatten ihn völlig überzeugt, daß jede Vererbung nur eine solche von Variationen des Keimes ist, daß die außerhalb des Keimplasmas erworbenen Aenderungen nie weitererben. Hatte früher die Geringfügigkeit der Variationen ihn noch bedenklich gemacht, so war er über diese Zweifel teils durch Weißmanns Theorie der Germinalselektion, teils durch die Forschungen von Korschinsky und de Bries über Mutationen beruhigt worden. Diese verfolgte er mit regem

Interesse und hat sie in der „Politischen Anthropologie" ebenso klar dargelegt, wie auf weite Gebiete übertragen.

So bildete sich eine geschlossene Lehre bei ihm aus, die eine Anwendung der natürlichen Vererbungsgesetze auf alle Formen menschlichen Daseins ermöglichte. Auszugehen ist von den Geschlechtskeimen, aus denen der Organismus allmählich entsteht. Dieses Keimplasma erbt kontinuierlich fort, in ihm allein ist die ganze Vielheit von Erbelementen vorhanden, die den gesamten Organismus bestimmen — dieser ist im Keime völlig determiniert. Vielleicht ist es bei den niederen Pflanzen- und Tierformen noch möglich, daß ein Teil den anderen oder das Ganze vertritt — je höher der Organismus, um so komplizierter ist die Architektur der Eizelle, um so fester gefügt und in ihrer Bestimmung unveränderlicher ist jede Zelle des Keimes. Daher jede Veränderung, die für die Gattung Dauer haben soll, sich am Keime vollziehen muß. Die veränderte Keimesanlage erzeugt veränderte Organe, wo zwischen den Organen Auslese eintritt, geht sie nur scheinbar zwischen diesen vor sich, in Wahrheit vollzieht sie sich zwischen den Keimesanlagen, die so beschaffene Organe hervorgebracht haben. Was der Organismus bei seiner Geburt zeigt, das ist nicht seine ganze Anlage: im Laufe des Lebens können die Wirkungen weiterer Anlagen hervortreten, frühere Organe verändern und verdrängen und so den Eindruck von außen entstehender Aenderungen bewirken. Ein Individualleben besteht in allen Eigenschaften, die von der Geburt bis zum Tode aus den Anlagen sich entwickeln, wobei die Einflüsse der Außenwelt Veränderungen, aber keine Vererbungen erzwingen können. So gewinnt in Woltmanns Entwicklung der Glaube an die Macht des Angeborenen, Mitgebrachten immer weiteren Raum.

Kann der Keim wohl im einzelnen variieren, behält aber jedes Erbelement ewig seine Eigenschaften und Entwicklungsmöglichkeiten, dann wird auch keine Mischung der Keime die lang vererbten Anlagen verdrängen, sondern bei jeder Rassenmischung wird entweder ein Element das dominierende sein oder mehrere Elemente werden nebeneinander liegen und scheinbare äußerliche, nie aber wahre organische Mischungen eingehen. Auf alle Teile des Organismus werden die Untersuchungen ausgedehnt und so schließlich gezeigt, wie alle Organe und alle Eigenschaften des Organismus ausnahmslos streng den Gesetzen von Vererbung und Auslese unterliegen, das Gehirn und damit die geistigen Fähigkeiten nicht ausgenommen. Die Vererbung der psychischen Eigenschaften ist an Rassen, Geschlechter, Familien, Individuen gebunden — die allgemeinsten Eigenschaften erben in der Rasse am sichersten fort, während die spezielleren Eigenschaften bis zu denen des Individuums immer mehr an Sicherheit und Stetigkeit der Vererbung verlieren. Daher man sehr oft, aber nicht immer findet, daß unter den Vorfahren berühmter Männer sich ähnlich begabte finden. Das Genie dagegen ist fast niemals erblich, zum Teil weil bedeutende Männer oft unbedeutende Frauen haben, zum Teil aber auch, weil das Genie eine sprungweise Variation, ein glänzender Sprung der Natur ist.

So hat Woltmann mit einer ihm stets selbstverständlich erscheinenden Kühnheit die Gesetze der Entwicklung auf alles Seiende angewandt — für die Forschung war er strenger Determinist und Naturalist, so daß man ihn auf den ersten Anschein wohl zu den monistischen

Naturphilosophen rechnen möchte. Und doch war er von ihnen, so sehr er stets ihre aufklärende, von blindem Dogma befreiende Tätigkeit schätzte, „durch einen Erddiameter getrennt", ja er dachte von ihnen als Philosophen etwa wie Schopenhauer. Wer Plato für den größten Philosophen hält, kann nur wenig von Häckel als Philosophen halten. Streng nach den Gesetzen der Natur ließ er die Individuen sich entwickeln und sah in der naturwissenschaftlichen Methode den Inbegriff der Forschungsmittel, diese Entwicklung im einzelnen zu verfolgen. Wer aber so festen Glauben hat, daß nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden — dem muß am klarsten der Gegensatz aufgehen zwischen den ewig veränderlichen Dingen einerseits und den ewig unveränderlichen Gesetzen andererseits. Hat sich das Gesetz, nach dem alle Entwicklung vor sich geht, selbst entwickelt? Sind die Naturgesetze und die Denkgesetze etwa entstanden? Es waren doch wieder nur andere Gesetze, aus denen sie sich nach Gesetzen entwickelt hätten! So bleibt das Gesetz als das Ewige bestehen — mag die Erkenntnis, das Verständnis des Gesetzes auch eine lange Zeit der Entwicklung brauchen.

Ewig gleich wirkt Natur kausal und der Mensch, der aus ihr emporwächst, kann nur an ihrem Wirken denken lernen — so rekonstruiert er die realen Gesetze in der Idee als logische Gesetze. Logik ist nur Vergeistigung, psychische Wiederspiegelung der Naturgesetze — sie ist die Beziehung von Vernunft überhaupt zur Natur. Daher logische Gesetze nicht der menschlichen Gattung eigentümlich, nicht generell sind, sondern absolut universell, sie „werden in der Natur fortdauern, auch wenn die Menschheit auf dem Erdball ausgestorben ist und die Natur wird fortfahren kausal zu wirken, auch wenn der Erdensohn nicht mehr kausal denkt und die Freude an physikalischen Experimenten zur Erforschung ursächlicher Beziehungen in der Eisdecke der Erde erstarrt ist". So führt bei Woltmann konsequent durchgeführte Entwicklungslehre zur Identitätsphilosophie, die eine erstaunliche Verwandtschaft mit Fichtes „Wissenschaftslehre" und Hegels „Phänomenologie des Geistes" zeigt: nur daß die Methode, zu ihr zu gelangen, eine ganz andere ist. Die dialektische Methode mit ihrem Versuch, das Sein in abstrakter, ideogenetischer Entwicklung zu verfolgen, ist aufgegeben und aus kritischer Wissenschaft werden zum Zweck der Einheit metaphysische Folgerungen gezogen. Wenn einmal Menschengeist aus Tiernatur hervorgegangen ist, so müssen die Gesetze der Natur und die des Geistes im tiefsten Grunde ein Gesetz der Gesamtwirklichkeit bilden. Das ist die begrifflich notwendige Forderung — der Wissenschaft bleibt die Aufgabe in einer prinzipiellen genetischen Psychologie oder Psycho-Physik zu zeigen, wie aus Natur Geist wurde, wie Anpassung und Auslese immer vollkommenere Organe, dann die ersten Werkzeuge schufen, wie diese im Menschengeist den Begriff der Wirkung und Ursache schufen, wie der Besitz der Logik zu neuen Bildungen, Organen und Werkzeugen führte, die schließlich dem Organismus und Geiste des Menschen eine ganz neue Stellung zur Natur gaben.

Das Gesetz zeigt sich als ein ewiges, der Entwicklung ledig und kausal selbst nicht verständlich, da es selbst nur die Kausalität oder ihre ideelle Auffassung ist. Was ist aber der Sinn des Gesetzes?

Wie weit geht seine Tragkraft, seine Fähigkeit, uns körperliches und geistiges Sein und Werden verständlich zu machen. Ist die Natur, auch die geistige, wie sie uns die Naturwissenschaft am Leitfaden des kausal-gesetzlichen Mechanismus demonstriert, die ganze Natur? Die Entstehung der Arten ist das Problem der Entwicklungsgeschichte, gibt es auch eine Wissenschaft von der Entstehung des Individuums — nicht der mechanischen Zusammenhänge, wie das Individuum im einzelnen Fall nach festen Gesetzen wird, sondern warum dieses die eine und jenes die andere Gestalt besitzt? Woltmann antwortet, daß es eine Wissenschaft vom Individuum nicht gebe, daß die Qualitäten und Individualitäten in der Natur mechanisch unauflösbar sind. Warum aus einer Anordnung von Materie ein Planetensystem, aus einer anderen ein Gehirn mit seinen merkwürdigen Windungen und Furchen werde, das sei unerklärlich. Es bleibt der Psychologie unerforschlich, warum es diese bestimmten Farben, Töne, Gerüche sind, aus denen unser Weltbild zusammengesetzt ist: mag sie die Gesetze, nach denen diese Empfindungen das Weltbild aufbauen, auch immer genauer kennen lernen — die Qualitäten selbst sind ihr Letztes, Unerklärliches. So ist auch der Mensch als Gegenstand der Forschung mit allen seinen organischen und geistigen Anlagen, seinen Trieben und seiner Vernunft prinzipiell und völlig ursächlich in allen seinen Handlungen zu verstehen — warum er aber gerade dieser Mensch ist, das geht nicht in das Gebiet der Naturwissenschaft ein. Sie hat ihre Grenzen an der kausalen Forschung — aber nicht alles in der Natur ist kausal bedingt, ihre Gesetze ebensowenig wie die Qualitäten und die Individuation. Die Individuen, soweit sie den Kriterien und Methoden der Wissenschaft unterworfen werden, sind Erscheinungen, d. h. sie werden so behandelt, wie sie in Beziehung zu unserer Sinnlichkeit erscheinen. Die kausale Methode der Naturwissenschaft geht auf Verhältnisse zwischen den Dingen, auf Beziehungen — darin kann sie universell sein. Aber diese, ihre mächtige Naturwissenschaft ist zugleich ihre Schranke. Sie kann nie erfassen oder auch nur deuten, was die Erscheinungen in ihrer Existenz als Dinge an sich, unabhängig von unserer Sinnlichkeit und den Beziehungen der Dinge untereinander, seien. Betrachtet man aber die Natur von dieser Seite, so ist sie mehr, als die Naturwissenschaft von ihr aufweisen kann: „Die mechanisch aufgefaßte Natur ist nicht die ganze Natur.“

Gerade die konsequent durchgeführte Idee der Entwicklung muß dazu führen, aufzuzeigen, was die andere Seite der Welt sei, zu der die Naturwissenschaft, diese Kette der Kausalitäten, uns nie hinleiten kann. Eines Befreitseins von der Reihe der Kausalität werden wir uns nur an einem einzigen Punkte bewußt: in der Selbstgesetzgebung unseres Handelns, im Gefühl der Freiheit, die alleiniger Grund und Möglichkeit der Selbstgesetzgebung moralischer Vernunft ist. Das Gefühl unserer moralischen Freiheit ist das Bewußtsein, eine Reihe von Erscheinungen von selbst anzufangen. Das Individuum, das sich von sinnlichen Bestimmungsgründen nicht bestimmen läßt, das nur nach Pflicht- oder Vernunftgesetzen handelt, ist frei — oder vielmehr soweit es nach dem Vernunftgesetz der Sittlichkeit seine Handlungen bestimmt, ist es frei, insoweit es den Antrieben der Sinnlichkeit unterliegt, unfrei. „Wir wissen die Freiheit, ohne sie einzusehen. Zu

begreifen, wie Freiheit möglich sei, ist der Aufgabe gleich, zu begreifen, wie die Wirklichkeit möglich sei.“

Ist aber Freiheit irgendwo in der Natur — deren Teil der Mensch wie alles andere ist — dann muß sie überall in der Natur vorhanden sein. Wie im Menschen das logische Gesetz als Bewußtheit der realen Gesetze auftritt, so tritt in ihm das Bewußtwerden der Freiheit ein, deren immanente Analogien in der ganzen Natur müssen vertreten sein. Für die Erscheinungen der Natur aber, die der Physik prinzipiell unzugänglich sind, kann uns nur der Menschengeist als Freiheitsgeist ein Verständnis geben. Der Mensch erkennt die Dinge alle nur aus seinem Tun. Der Kampf ums Dasein in der Menschenwelt lehrte uns den der Natur verstehen, das Auge haben wir aus der camera obscura, das Ohr aus dem Klavier gedeutet — der Mensch projiziert seine Organe wie sein Tun in die Welt, um sie von da aus zu verstehen.

Wenn der Mensch den „universellen Vernunftzweck des Wollens“ verwirklicht und so bald frei ist, soweit er dies tut, bald unfrei, soweit er es nicht tut — so müssen wir der ganzen Natur die gleiche „kosmologische Freiheit“ zuschreiben, wollen wir nicht einen Bruch in die Welt bringen, sondern wahrhafte, kritische Monisten sein. Sollen heißt es beim Menschen — in der Natur heißt es Zweck. Das Sollen verhält sich zum Zweck, wie das logische Gesetz zum Kausalgesetz. Diese Freiheit, der Zweck der Dinge kann nie naturwissenschaftlich erkannt werden — es ist eine Deutung, aber eine notwendige, aus dem Innern des Menschen. Die Urteilskraft — nicht die reine Vernunft — betrachtet die Dinge nicht als Ursachen und Wirkungen, sondern als Mittel und Selbstzwecke. Insofern die Dinge zu anderen Beziehung haben, anderen dienen, sind sie Ursachen und Wirkungen, losgelöst davon, betrachtet, wie der Menschengeist sich in seinem moralischen Handeln ergreift, sind sie Zwecke. Kausalität der Erscheinungen und Freiheit der Dinge an sich vertragen sich. „Das Reich der Freiheit liegt mitten in den Sphären der Natur.“

Eindeutig und konsequent führt Woltmann so die genetische Idee der Einheit der ganzen Natur zu Ende: entweder Alles ist kausal, dann gibt es auch keine Selbst- und Vernunftgesetzgebung des Menschen, keine moralische Freiheit, der Mensch hat das Recht, sich als bloßes, rein kausal bestimmtes Naturprodukt zu betrachten. Oder aber das Gefühl der Freiheit ist unaustilgbar, es ist kein Wissen zwar, aber ein Gewissen, dann gibt es in der ganzen Natur etwas Analoges, zwar nicht zum Gefühl der Freiheit aber zu dieser selbst. Furchtlos zieht er daraus Konsequenzen, die dem jungen Mediziner viele schwere Stunden bereiteten, die er mit seinen Freunden in schier unendlichen Gesprächen bei Tag und bei Nacht besprach — die ihn oft sich und die schönste Natur über den inneren Kampf vergessen ließen. „Wenn der Mensch aus dem Schoße der Natur entsprang und im stetigen Zusammenhang mit derselben sich entwickelt und seine Ziele realisiert — dann müßte der Mensch eine ungeheuerliche Anomalie in der Welt sein, wenn nicht in irgend einer Form dasjenige auch in der Natur tätig wäre, was in ihm lebt und den innersten Wert seines Daseins ausmacht.“

Im Zweck treffen sich Natur und Freiheit, die beide nach Zwecken, wenn auch nach anderen Gesetzen sich auswirken. Die Ursachen mit

ihrem rastlosen Getriebe finden ihren Sinn in den Zwecken, die Qualitäten, die Dinge an sich sind die Träger der Quantitäten. Quantitäten, Ursachen, gibt es, wo der Verstand mittelbar auffaßt — in Qualitäten, Zwecken, erfaßt und deutet das Gefühl. Alle teleologische Deutung der Natur geschieht aus Gefühl und Phantasie — ist eine Spiegelung des Menschen in der Natur. Diese teleologische Entwicklungsidee ist eine unabweisbare, notwendige Uebertragung aus dem menschlichen Inneren in die Natur — können wir ja Entwicklung, genetisches Denken selbst nur dadurch verstehen, daß wir uns unserer Entwicklung bewußt werden. Diese „Beziehung des Bewußtseins zur Natur" ist dauernd, und unkritisch ist es nur, bestimmte Ziele und Zwecke des Menschen, bestimmte menschlich-persönliche Kräfte in die Natur hineinzulegen: aber wir können gar nicht über sie nachdenken, wenn wir aufhören wollen, Menschliches in sie hineinzutragen.

So bleibt nur der eine Weg, die Zwecke der Natur, ihre Qualitäten zu deuten: die Verbindung von naturwissenschaftlichem Erkennen und sittlichem Wollen durch die Idee der Entwicklung. Die Geschichte des Menschen liegt in der stufenweisen Erkenntnis des Sittengesetzes, in der Erziehung zur Freiheit aus der Notwendigkeit der Natur — dann muß die ganze Natur nach Analogie der Sittlichkeit verstanden werden — die Idee der sittlichen Weltordnung verknüpft Natur- und Moralgesetz. Aus der Einsicht der Welteinheit wird so die Religion geboren: die sittliche Weltordnung ist ihr Inhalt. Diese sittliche Weltordnung ist kein Gegebenes, sondern ein Aufgegebenes, sie ist „die ideale Aufgabe, die erreicht werden soll ... Die Idee eines Reiches Gottes auf Erden ist die sittliche Ordnung der menschlichen Geister. Jeder Mensch soll freier Priester der moralischen Religion sein, für welche es weder Tempel, noch Dogma, noch Kultus gibt. Das moralische Vertrauen ist die einzig mögliche Art des Glaubens, denn die kritische Auffassung der Religion zerstreut alle Transzendenz der Gottvorstellung. Gott wird der Welt immanent, wenn der Mensch sich zur Göttlichkeit erhebt. Die Vorsehung liegt in uns, sofern die kritische Vernunft unsere Vorsehung geworden ist. Das göttliche Gericht ist der Geschichte immanent oder soll vielmehr der Geschichte immanent werden durch unsere eigene sittliche Tat. Unser Leben und Wandel muß unser Dasein rechtfertigen." So geht ein tief religiöser, gläubig vertrauender Zug durch diesen Menschen, der sich seines Atheismus stets freute und aus ihm Kräfte für ideales, sittliches Streben zog, die ihn stets im Sinne von Wahrheit und großzügigster Humanität wirken ließen. Gern gedachte er dabei seiner Eltern, die ihm schon in seiner Jugend die Bahn für so freie, durch kein Dogma gefesselte Anschauung geebnet hatten, die er gern als „tiefsittliche Heiden" bezeichnete, wobei seine Augen, was sie selten taten, stets mit einem gewissen Stolz aufblitzten.

Der Zweckbegriff wird der Grund aller Religion — das Zweckgefühl der Grund aller Aesthetik. Im moralischen Gesetz ist der Gesetzesbegriff Herrscher über die Sinnlichkeit, die dem Gesetz widerstrebend, nur aus Achtung folgt. Erst wo die Sinnlichkeit mit dem Gesetz übereinstimmt, ihm nicht widerstrebt, ist volle Freiheit errungen — das geschieht in der Liebe des Gesetzes, in der ästhetischen Freiheit des schönen Charakters. Dieser gehorcht dem Gesetz, ohne

dessen Idee zu haben; die ästhetische Freiheit ist die freie Gesetzlichkeit des Individuums. Der Mensch, der diese errungen, schafft frei und doch exemplarisch, d. h. gesetzgebend für andere, die er aufruft, ihm nachzufolgen — in ihm wird uns die wahre volle Natur der Sittlichkeit aufgedeckt, seine Natur gibt der Kunst die Regel. So aber wirkt jedes Genie in der Kunst — frei und doch streng gesetzlich und gesetzgebend. Der Mensch und seine Kunst sind Verlängerungen der schöpferischen Naturkraft selbst, in ihm offenbart sich durch die Art, wie er schafft, das Schaffen der Natur selbst. Sonst wäre auch hier wieder ein Sprung in der Entwicklung, das Werden eines absolut, eines qualitativ Neuen vorhanden. So stellt sich am reinsten im Kunstschaffen das Schaffen des Universums dar — die ästhetische Naturauffassung ist die höchste und letzte Erfassungsweise der Natur. Sie schaut die Welt, trotz ihres scheinbaren Chaos, als ein universelles Kunstwerk, als ein Chaos an, Gott als die der Natur immanente künstlerische Kraft. Im ästhetisch-religiösen Gefühl, das sich mit Liebe dem Universum verehrend und bewundernd hingibt, kommt das schönste Gleichgewicht von Individuum und Universum zustande. Das Gefühl des Unendlichen, das der Mensch in solchen Stimmungen erlebt, ist die wahre Liebe Gottes. „Um die Welt anzuschauen, und um Religion zu haben, muß der Mensch erst die Menschheit gefunden haben und er findet sie nur in Liebe und durch Liebe. Zur Menschheit laßt uns also hintreten, da finden wir Stoff für die Religion! Wer einen Unterschied macht zwischen dieser und jener Welt, betört sich selbst; alle wenigstens, welche Religion haben, glauben nur an eine. Die Unsterblichkeit liegt nicht außer der Zeit und hinter der Zeit, sondern wir haben sie unmittelbar wie eine Aufgabe, die wir immerfort lösen."

Erinnerungen an Ludwig Woltmann.

Dr. Otto Ammon.

Selten hat mich der Tod eines Großen der Wissenschaft so tief erschüttert, wie der Ludwig Woltmanns. Das liegt nicht nur an dem Unerwarteten und Plötzlichen seines Abscheidens, sondern noch mehr an der besonderen Wertschätzung seiner wissenschaftlichen und menschlichen Persönlichkeit, die sich im Lauf der Zeit bei mir entwickelt hatte.

Unser erster Zusammenstoß war nicht gerade ein freundlicher. Als Dr. Woltmann 1901 seine „Politisch-anthropologische Revue" ins Leben rief, forderte er mich zur Mitarbeiterschaft auf. Zehn Jahre früher hätte ich begeistert zugesagt, da ich das Bedürfnis einer solchen Zeitschrift lebhaft empfand; jetzt war es für mich zu spät. Ich lehnte höflich ab, wie ich schon in jener Zeit alle derartigen Anträge mit einem Nein beantwortete. Meine Kraft hatte sich in 13jähriger angestrengter Arbeit verbraucht, ich mußte und wollte Ruhe haben. Entgegen einem ärztlichen Verbot hatte ich in schwerer Krankheit die beiden letzten Hauptstücke meines 1899 erschienenen Hauptwerkes geschrieben und damit meine Tätigkeit auf anthropologischem Gebiet

als abgeschlossen erachtet. In einem der ersten Hefte wurde ich von einem Verfasser, den ich nicht nennen mag, in unsachlicher Weise heftig angegriffen und lächerlich gemacht. Dr. Woltmann sandte mir das Heft zu, gleichzeitig schrieb er mir, daß er mir so viel Raum zur Entgegnung zur Verfügung stelle, als ich wünsche. Da ich ihn nicht persönlich kannte, mißdeutete ich seine Absicht. Aha, dachte ich, nun soll ich auf diesem Umweg doch zur Mitarbeiterschaft gepreßt werden! Nun erst recht nicht! Ich begnügte mich mit einigen Zeilen, worin ich erklärte, daß ich auf eine solche Kritik nicht antworten werde. Damit waren auch meine Beziehungen zu Dr. Woltmann für längere Zeit abgebrochen. Doch muß ich beifügen, daß ich seinem Vorgehen keine unedlen Beweggründe unterstellte. Wußte ich doch, daß wer eine solche Zeitschrift herausgibt, ein Mann von seltener Uneigennützigkeit sein muß, denn damals war so wenig wie heute auf diesem Boden wissenschaftliches Ansehen oder gar materieller Erfolg einzuheimsen. Ich dachte nur, Dr. Woltmann will mich aneifern, aber er weiß nicht, daß man mit 60 Jahren und in meiner Haut keinen Ehrgeiz mehr hat. Es blieb aber dabei, daß ich bis heute keine Zeile für die „Politisch-anthropologische Revue" geschrieben habe, obschon ich sie eifrig las und meine persönlichen Beziehungen zu Dr. Woltmann sich bald nachher in freundschaftlichem Sinne entwickelten.

Das ging so zu: Bei dem berühmten Jenaer Wettbewerb, an dem ich mich nicht beteiligte, wurde Dr. Woltmann für sein Werk „Politische Anthropologie" ein dritter Preis zugesprochen, den er stolz ablehnte, weil er sich bewußt war, einen ersten Preis verdient zu haben. Diese Haltung machte einen bedeutenden Eindruck auf mich, um so mehr, als mir bekannt war, daß Dr. Woltmann nicht über bedeutende Mittel verfügte und daß er beabsichtigt hatte, mit dem Preisgeld eine wissenschaftliche Studienreise nach Italien zu unternehmen. Vielleicht ist er zu vorschnell gewesen mit der Ablehnung, sagte ich mir, aber auf alle Fälle ist er ein Charakter, wie sie heutzutage nicht am Wege wachsen. Mit dieser Meinung machte ich mich an das Studium der „Politischen Anthropologie", las auch die übrigen preisgekrönten Werke und kam zu der Ueberzeugung, daß nur ein Werk des ersten Preises würdig gewesen wäre, dasjenige Woltmanns. Diese Ansicht vertrat ich offen in mehreren Besprechungen mit einer Rückhaltlosigkeit, die mich beinahe anderweitige alte und werte Freundschaften gekostet hätte. Aber ich konnte meinen Standpunkt nicht ändern. Woltmanns Werk blieb mir das beste, und außerdem konnte ich nicht genug bedauern, daß die Früchte, die der erste Preis in seiner Hand für die Weiterbildung der Anthropologie getragen haben würde, der wissenschaftlichen Welt vorenthalten blieben.

Woltmann, der sich in einen leidenschaftlichen Kampf um sein Recht verwickelt sah, empfand den Beistand, der ihm von mehreren Seiten geleistet wurde, als sehr willkommen. Er dankte mir brieflich, aber zu einem Meinungsaustausch zwischen uns kam es noch nicht. Bald sollte ich ihn persönlich kennen lernen, aber unter äußeren Umständen, die ich nur bedauern konnte. Auf seiner ersten Reise nach Italien anfangs 1904 besuchte mich Dr. Woltmann unverhofft in Karlsruhe, als ich schon den Hut auf dem Kopf hatte, um in eine Sitzung zu gehen. Ich war schon etwas verspätet; noch fünf Minuten konnte

ich mit ihm sprechen, dann mußte abgebrochen werden. In der kurzen Zeit machte er den günstigsten Eindruck auf mich. Seine ungewöhnliche Arbeitsenergie sprach mich ebenso an, wie seine persönliche Bescheidenheit. Wir schieden als Freunde. Aus Italien und Frankreich sandte mir der Forscher mehrmals Lebenszeichen, Mitteilungen über seine Tätigkeit, seine weiteren Pläne. Sein zugesagter Besuch auf der Rückreise kam leider nicht zustande, da Woltmann Karlsruhe nicht mehr berührte.

Die zweite Begegnung, die ich mit ihm hatte, verlief in einer Weise, die beide Teile mehr befriedigte. Als ich im November 1905 zum Besuch meiner Kinder nach Berlin kam, weilte Dr. Woltmann dort, um Bibliothekstudien zu betreiben. Wir verabredeten uns, im „Heidelberger" zu essen, machten hierauf einen Spaziergang im Tiergarten im gesprächsweisen Austausch unserer Ansichten und harmonierten in allen Hauptsachen auffallend gut. Im Josty tranken wir Kaffee und dann vermittelte ich die Bekanntschaft Woltmanns mit Dr. Friedrich Lange in der Wilhelmstraße 9. Die Frucht dieser Konferenz zu Dreien war eine ausführliche Besprechung von Woltmanns eben erschienenem Werk: „Die Germanen und die Renaissance in Italien", worin er völlig neue, selbständig erdachte Methoden anwendete und zu den überraschendsten Ergebnissen gelangte. Woltmann stand, wie man wußte, anfänglich nicht auf dem Boden der Rassentheorie, aber der Ernst seiner Studien führte ihn darauf, und mehr als ein anderer hat er zu ihrer Begründung und Befestigung beigetragen. Das ist der echte Naturforscher, der echte Wahrheitsbekenner, der keine vorgefaßte Meinung gelten läßt, sondern jeden Augenblick bereit ist, sich durch die Tatsachen eines Besseren belehren zu lassen! Die Gebildeten der alten Schule begreifen Woltmanns Ansichten heute noch nicht; den wenigen Vertretern der Sozial-Anthropologie waren sie aber als etwas ganz Natürliches, was gar nicht anders sein könne. Wenn eine neue Wahrheit in diesem Lichte erscheint, so ist dies der beste Beweis dafür, daß sie echt ist. Meine Besprechung wurde anfangs Dezember in Dr. Friedrich Langes Wochenschrift „Deutsche Welt" veröffentlicht. Die Uebereinstimmung unserer Ansichten gewährte Dr. Woltmann eine aufrichtige Freude. Mir fiel an ihm besonders auf, wie außerordentlich einfach er in seinen Lebensgewohnheiten war, und nur mit dem Gefühle höchster Achtung konnte ich überdenken, wie viele kleine Genüsse des Lebens, die seine Altersgenossen als selbstverständlich betrachten, er sich versagte, um seine Mittel zusammenzuhalten und wissenschaftliche Zwecke damit zu erreichen.

Von da an schickte mir Woltmann öfter Bürstenabzüge seiner für die „Revue" bestimmten Artikel und es trat allmählich ein wirklicher Meinungsaustausch ein. Er hatte eine Freude daran, mich so schnell wie möglich mit seinem Schaffen bekannt zu machen. Manchmal gab ich ihm kleine Winke, die er verständnisvoll benutzte. Woltmann seinerseits begutachtete einen von mir verfaßten, nicht zur Veröffentlichung bestimmten Entwurf, worin ich sexual-ethische Probleme nach eigenen Beobachtungen behandelte und mich gegen die in einem Teil der Tagespresse um sich greifende Propaganda einer Art Bohême-Moral wendete. Großen Spaß bereitete ihm meine, nur für einen

Freundeskreis bestimmte satirische Umdichtung der Gretchen-Tragödie nach den neuen Theorien. So blieben wir in ziemlich regem Verkehr. Von seinem neuesten Werk: „Die Germanen in Frankreich und Spanien“ sandte mir Woltmann die Revisionsblätter. Ich las den Inhalt mit dem gespanntesten Interesse und schrieb in die „Deutsche Welt“ eine ausführliche Besprechung, die nur höchst anerkennend ausfallen konnte und worüber Woltmann aufrichtige Genugtuung bezeugte.

Unsere dritte und letzte Begegnung geschah am Tage der Reichstagswahlen, 25. Januar 1907. Woltmann befand sich auf seiner zweiten Italienfahrt, um Studien zu einer Neuauflage seines Renaissancewerkes zu unternehmen. Er hatte sich angemeldet, traf gegen Mittag ein und wir verbrachten einen halben Tag voll gegenseitiger Anregungen miteinander. Nach Tisch machten wir einen Spaziergang in die Umgegend, besahen die fränkischen Bauernhäuser in Beiertheim, bewunderten die alten Eichen am Gestade eines vorgeschichtlichen Wasserlaufes und hatten uns gegenseitig viel zu erzählen. Woltmann interessierte sich für alles. In der Bahnhofswirtschaft erwarteten wir den Abgang des Zuges, der Woltmann nach Italien entführte. Wie glücklich war er, daß ihm diese Reise möglich geworden war! Mit welchen hochgesteckten Zielen ging er der Arbeit entgegen! Auf 500 wolle er die Bildnisse bringen, und so und so wolle er in den Archiven forschen! Wenn ich je einen Menschen gesehen habe, der in einer selbstgesteckten Aufgabe gänzlich aufging, so war es Woltmann. Mit welchen frohen Gedanken begleitete ich ihn! Bei der nahen Uebereinstimmung unserer Ansichten gewöhnte ich mich daran, in Woltmann etwas wie meinen Testamentsvollstrecker zu erblicken. Wenn ich oft gerne etwas Neues unternommen hätte und weder Sammlung noch Zeit dazu gewinnen konnte, tröstete ich mich mit dem Gedanken: eine jüngere Kraft ist ja da, Woltmann wird's schon zu rechter Zeit in die Hand nehmen und er macht es besser, als ich es könnte. Fünf Tage nach unserem Zusammensein hörte Woltmann auf zu leben. Beim Baden in der Nähe von Sestri Levante ertrank er. Die Trauernachricht traf mich wie ein Donnerschlag. Tagelang konnte ich mich von der Betäubung nicht erholen. Woltmann! Er, auf dem so viele berechtigte Hoffnungen ruhten, soll nicht mehr sein! Es ist mir heute noch unfaßlich, ich bilde mir oft ein, hier müsse sich ein Irrtum aufklären, Woltmann müsse so frisch und gesund, wie er am 25. Januar bei mir am Tisch gesessen hat und neben mir einhergegangen ist, wieder auftauchen. Vergeblich! Das brutale Element, das keinen Unterschied macht, hat einen Mann von reichster Begabung verschlungen, es hat eine Gehirnorganisation von wunderbarer Feinheit der Zusammensetzung in wenigen Augenblicken für immer außer Tätigkeit gebracht. O könnte man diese Tatsache ungeschehen machen!

Was mir an Woltmann außer der schon erwähnten, leidenschaftlichen Arbeitsenergie besondere Bewunderung abnötigte, das war seine Klarheit im Denken, seine Gabe, verschiedene Tatsachen nach ihrer Bedeutung abzuwägen und die richtige Diagonale zu ziehen, seine Besonnenheit im Urteilen, seine Gerechtigkeit gegen Vorgänger und Mitarbeiter. Eher sagte er nicht ja oder nein, bis er alle Umstände erwogen hatte und die Frage beherrschte. Das sind Vereinigungen, wie sie selten eintreten: Wärme und Kühle unter einem

Scheitel beisammen! Nicht so bald werden wir wieder eine solche Kombination von geistigen Anlagen erleben! Nicht so bald werden wir wieder einen Woltmann unter uns sehen! Lange, lange werden wir zehren müssen von der Erinnerung an den, den wir gehabt haben und den des Schicksals Unberechenbarkeit uns vor der Zeit entrissen hat, mitten heraus aus seiner ausdauernden Arbeit, aus seinen hochfliegenden Plänen, aus seiner Freudigkeit des Forschens und Wissens, aber nicht aus den Herzen derer, die ihn kannten!

Ludwig Woltmann, ein Bahnbrecher der Sozialanthropologie.

Prof. Georges de Lapouge.

Für die Anthroposoziologie ist Woltmanns Tod der schwerste Schlag, der sie im gegenwärtigen Moment treffen konnte. Gerade jetzt war diese Wissenschaft aus ihrem Anfangsstadium herausgelangt; ihre Fundamente waren gelegt, ihre Prinzipien entwickelt worden. Eben hatte die gewaltige Detailarbeit begonnen; man hatte die Untersuchungsmethoden mehr und mehr vervollkommnet, so daß man hoffen durfte, mit ihrer Hilfe zahlreiche, ihrer Lösung harrende Probleme schon in nächster Zeit bewältigen zu können: Der Zeitpunkt war da, wo diese Wissenschaft sich anschickte, aus dem engen Kreis der Fachgelehrten herauszutreten und mit der breiten Oeffentlichkeit Fühlung zu nehmen, ihr nach und nach die Kenntnis ihrer festbegründeten wissenschaftlichen Ergebnisse zu vermitteln und sie darauf vorzubereiten, sich mit praktischen Folgerungen derselben vertraut zu machen, die sich durch das in der Vergangenheit wurzelnde Vorurteil und die mit Irrtümern durchsetzten, durch die Erziehung überkommenen Traditionen nicht länger mehr zurückdrängen lassen.

Dies war insbesondere die Aufgabe, welcher Woltmann sein Leben gewidmet hatte, und seine Kampfnatur schien eine sichere Gewähr für einen baldigen und vollen Erfolg zu bieten. Bereits hatten seine Bücher und namentlich seine „Revue“ das große Publikum mit wissenschaftlichen Ergebnissen und mit Ideen vertraut gemacht, welche bisher nur das geistige Eigentum einiger Spezialforscher gewesen waren. Zumal seit dem Jenenser Preisausschreiben hatte er seine Kampfrüstung nicht mehr abgelegt. Gewiß, der Kampf wird weitergehen, bis wir die Schlacht gewonnen haben; aber wie schwer wird in einer solchen Situation der Verlust eines so auserlesenen Streiters empfunden, wie Woltmann einer war! Und wie lange wird es dauern, bis die Lücke, die er in unserer Schlachtreihe zurückgelassen hat, sich wieder geschlossen haben wird!

Mit Woltmann und seiner „Revue“ kam ich im November 1902 zum erstenmal in Berührung. Damals sandte er mir eine Nummer seiner Zeitschrift, welche einen Aufsatz von Kraitschek über „Die Menschenrassen Europas“ enthielt, und bat mich, das entsprechende Thema für Frankreich zu bearbeiten. Unsere gemeinsamen Freunde Ujfalvy und John Beddoe hatten ihre Mitarbeit ebenfalls bereits in

Aussicht gestellt. Obwohl damals mit Berufsgeschäften überhäuft und durch ausgedehnte, bis heute noch nicht abgeschlossene, zoologische Untersuchungen in Anspruch genommen, sagte ich zu, und von dieser Zeit an datiert zwischen uns ein reger Briefwechsel.

Jene Nummer der „Revue“ enthielt auch einen Aufsatz von Woltmann „Die physische Entartung des modernen Weibes“; es war die erste seiner Leistungen, die ich kennen lernte. Die Abhandlung hatte einen mehr medizinischen als anthropologischen Inhalt, aber sie war interessant und gehaltvoll. Seitdem habe ich die geistige Entwicklung des Verfassers schrittweise verfolgen können, die den ehemaligen Arzt zum Anthropologen und schließlich zu einem der kompetentesten und kenntnisreichsten Anthroposoziologen werden ließ.

Der Weg zu diesem Ziel ist sehr lang und mühevoll. Zum Soziologen gehört nur eine rege Phantasie, etwas Philosophie und die Lektüre der soziologischen Klassiker; damit kann man sich in kurzer Zeit und ohne große Mühe den Ruf eines Soziologen erwerben. Etwas länger dauert es schon und etwas schwieriger ist es, Anthropologe zu werden. Hier hat man zunächst das anatomische Kolleg zu absolvieren, mit welchem das medizinische Studium beginnt, und dann einige Monate im Institut eines Anthropologen zu arbeiten. Dann aber genügt es, wenn man sich mit der notwendigsten anthropologischen Literatur vertraut macht, sich ein zusagendes Tätigkeitsfeld wählt und auf demselben eine Reihe solider und achtbarer Publikationen mit den üblichen Zifferreihen und Tabellen zutage fördert. Sonstige Kenntnisse hat man dabei nicht nötig, zumal, wenn man sich nicht auf Spezialstudien über ausgestorbene Rassen oder fremde Völker einläßt, deren historische und geographische Verhältnisse man erst noch erforschen müßte.

Anders in unserer Wissenschaft. Hier muß man ein geradezu universelles Wissen besitzen, um nur einigermaßen davor geschützt zu sein, in Irrtümer zu verfallen oder in irgend einer Frage eine wichtige Einzelheit zu übersehen. Man ist ganz auf sich selbst gestellt, kann sich nicht auf Vordermänner stützen und muß die Zuverlässigkeit seiner Quellen, und seien es auch die schwierigsten Dokumente in längst verschollener oder kaum noch erforschter Sprache, selbst prüfen können. Man muß die Statistik vollständig beherrschen und mehr als elementare Kenntnisse in der Mathematik besitzen. Geographie muß man ebenso gründlich verstehen, wie Demographie. In der Geschichte eines jeden Landes muß man bewandert sein und sich in den Archiven auch über die ältesten Bevölkerungsverhältnisse orientieren können. Man muß mit Urgeschichte und Anthropologie vertraut sein, sich auf Sprachforschung verstehen, um sich in der Ethnologie zurechtzufinden, kunstgeschichtliche Kenntnisse haben, um Skulpturen, Gemälde und Medaillen seinen Forschungszwecken dienstbar machen zu können. Man muß Nationalökonom, Chemiker, Physiologe, Pathologe und Jurist sein. Und wenn man alle diese Wissenschaften in seiner Person vereinigt, dann läuft man noch oft genug Gefahr, unversehens und mit Fug und Recht von dem Spezialisten irgend eines entlegenen Wissensgebietes korrigiert zu werden, der an der Hand seiner Fachkenntnisse unsere fehlerhafte Argumentation aufdeckt oder bei irgend einem Nebenumstand, den wir für unerheblich hielten, dessen entscheidende Wichtigkeit nachweist.

Hiernach ist ein Anthroposoziologe um so bedeutender, je mannigfaltiger die Fragen sind, in denen er kompetent ist, und je geringer die Zahl der Fehler und Irrtümer, die er begeht.

Schon in seiner „Politischen Anthropologie“ hatte Woltmann eine Beherrschung des Stoffes gezeigt, welche für den ungewöhnlichen Umfang seines Wissens Zeugnis ablegte. Ich will an dieser Stelle nicht nochmals auf das Jenenser Preisausschreiben zurückkommen. Mein Urteil ist heute noch dasselbe, wie damals. Woltmann ist der einzige unter den Bewerbern gewesen, der das Thema der Preisarbeit in seiner ganzen Tiefe erfaßt und behandelt hat. Hier galt es, alle Grundfragen der Anthroposoziologie aufzurollen. Wenn sich die Preisrichter, sei es infolge der Unzulänglichkeit ihres fachwissenschaftlichen Standpunktes, sei es aus anderen Gründen, dessen nicht klar bewußt gewesen sind, so ist es darum doch minder wahr, daß das Thema nicht anders erschöpfend behandelt werden konnte, als es durch Woltmann geschehen ist. Damit soll nicht gesagt sein, daß seine Arbeit vollkommen gewesen sei. Vielmehr war Woltmann sich selbst so sehr ihrer Mängel bewußt, daß er mir nicht hat erlauben wollen, eine französische Ausgabe der Politischen Anthropologie zu veranstalten. In der Tat enthält das Buch eine Anzahl von Lücken, Unrichtigkeiten und voreiligen Folgerungen, die sich aus einem zu weitgehenden Vertrauen auf zweifelhafte Quellen erklären lassen. Seine Kritiker würden dies kaum gemerkt haben, zumal bei der Unzulänglichkeit ihrer eigenen Kenntnisse. Woltmann hingegen empfand in demselben Maße, wie er seine Kenntnisse vertiefte und den wahren Wert der wissenschaftlichen Unterlagen seines Werkes beurteilen lernte, dessen Unvollkommenheiten immer lebhafter. Auch haben mir während seines letzten Aufenthaltes in meinem Hause unsere gemeinsamen Unterhaltungen zur Genüge bewiesen, wie sehr sein Wissen sich erweitert hatte. Damals äußerte er auch die Absicht, eine neue Bearbeitung der Politischen Anthropologie vorzunehmen; das sollte dann ein Werk von wirklich grundlegender Bedeutung werden. — Nun wird dieses Buch leider ungeschrieben bleiben! —

Woltmann war ein großer Verehrer der Malerei und in den Museen Italiens wohl bewandert. Er ist der erste gewesen, der ihre gewaltigen Porträtschätze für die Anthropologie nutzbar gemacht hat. So ist er im Verfolg einer Idee unseres Freundes Ujfalvy dazu gelangt, sein Werk über „Die Germanen und die Renaissance in Italien“ zu schreiben. Man hat ihm daraufhin den Vorwurf gemacht, er habe, gestützt auf zweifelhafte Einzelergebnisse oder auf einfache Sprach- und Namensverwandtschaft, zahlreiche große Italiener für Abkömmlinge der Goten und Longobarden erklärt, die in Wirklichkeit nichts Germanisches an sich hätten. Aber wenn Woltmann hier übers Ziel hinausgeschossen hat, dann seine Kritiker nicht minder. Nach meiner Meinung ist die Rolle der germanischen Rasse wohl geringer gewesen, als Woltmann behauptet, aber jedenfalls größer, als man vor seinem Auftreten angenommen hat. Die Vorherrschaft des blonden Elements in der Renaissance ist nicht mehr zu bestreiten. Jedoch hat diese Frage noch eine andere Seite, die Woltmann nicht genügend gewürdigt hat, und über welche unsere Unterhaltungen bis jetzt noch ohne sonderliches Resultat geblieben sind, da es uns einstweilen noch an

den erforderlichen Unterlagen zur Lösung dieses Problems mangelt. Es ist nämlich sehr wohl möglich, daß es unter diesen blonden Langköpfen auch Nicht-Germanen gegeben hat, die schon vor dem Einfall der Barbaren im Lande lebten; andererseits ist es aber auch möglich, daß dies blonde, dolichocephale Element im mittelalterlichen Italien viel zahlreicher war, als heutzutage. Wenn die Bevölkerung vorwiegend blond war, dann ist das große Uebergewicht der Blonden unter den Genies weniger auffallend; aber diese Tatsache setzt den Einfluß ihrer Rasse auf jene Epoche nicht nur nicht herab, sondern läßt ihn im Gegenteil nur um so klarer hervortreten.

Für Frankreich, wo das Vordringen der Kurzköpfe eine neuere Erscheinung ist, die fast der Gegenwart angehört, trifft dies jedenfalls zu. Auch das letzte Buch Woltmanns, „Die Germanen in Frankreich", begegnet denselben Einwänden, wie das vorhergegangene. Im übrigen aber repräsentiert es einen bedeutenden Fortschritt. In bezug auf Theorie und Praxis enthält es kaum noch streitige Punkte. Wie überrascht war ich bei der Lektüre über die Gründlichkeit der Quellenstudien und die Abgeklärtheit in der Darstellung der Doktrin! Wohl kann man mit einiger Berechtigung den germanischen Ursprung gewisser Namen leugnen oder den Grad des germanischen Rasseanteils im Typus gewisser Personen anzweifeln; aber was den anthropologischen und anthroposoziologischen Teil des Buches betrifft, so ist derselbe einfach klassisch zu nennen. In der Entwicklung der Grundgedanken offenbart sich deutlich die persönliche Eigenart des Verfassers, und man sieht, daß er in vollkommenster Weise alle bisherigen Forschungsergebnisse in sich aufgenommen, geistig verarbeitet und mit seiner Eigenart durchtränkt hat. Das ist nicht mehr Ammon oder Lapouge, das ist Woltmann. Dieses gründliche Quellenstudium, diese Klarheit und Sicherheit der Darstellung verdienen um so mehr unsere Bewunderung, als das Buch in wenigen Monaten niedergeschrieben wurde und zwar im vorigen Jahre, wo Woltmann ohnedies eine so erstaunliche Fruchtbarkeit in seinem literarischen Schaffen an den Tag gelegt hat.

Woltmanns Mitarbeit an der „Revue" ist von Anfang an sehr intensiv gewesen. Es gibt sozusagen keine Nummer, für welche er nicht etwas geschrieben hätte. Fast jeder seiner Aufsätze enthält etwas Bemerkenswertes, sei es eine neue Tatsache, ein originelles Urteil oder eine neue, glückliche Idee. Diese Aufsätze, gesammelt und geordnet, würden einen stattlichen Band ergeben, der als Material für interessante Arbeiten dienen könnte, während alle diese literarischen Schätze sonst ungenutzt liegen bleiben, wie es gewöhnlich mit den in Fachzeitschriften zerstreuten Publikationen der Fall ist, von denen der Verfasser keine Buchausgabe veranstaltet.

Die Zahl der Woltmannschen „Revue"-Aufsätze beläuft sich auf etwa sechzig. Seine drei Bücher und diese sechzig Aufsätze stellen nur die Arbeit der fünfjährigen Periode zwischen seinem 32. und 36. Lebensjahre dar. Diese große Zahl von Publikationen, und zwar wissenschaftlich wertvoller Publikationen können uns einen Begriff geben von dem Verlust, den die Wissenschaft durch seinen Tod erlitten hat. Wieviel Werke, ja, wieviel Meisterwerke hätte unser teurer Freund uns noch schenken können, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, seine Kenntnisse und sein Talent voll ausreifen zu lassen!

Dies ganz reiche Können ist nun dahin! Diese bewundernswerte Schaffenskraft ist plötzlich versiegt, und Woltmann, der unermüdliche Vorkämpfer des Ariertums, ruht nun für immer unter dem blauen Leichentuch des Mittelmeeres, in einem Lande, das von jeher die Sehnsucht des Ariers war und ihm von jeher zum Grabe geworden ist.

Ludwig Woltmann als Rassenforscher.

Dr. Ludwig Wilser.

Als vor kurzem der frühere Herausgeber dieser Blätter, voll von Plänen und Entwürfen, mich auf der Durchreise nach Italien besuchte, kam im lebhaftesten und anregendsten Gedankenaustausch die Rede auch auf die Arbeitszeit, die uns beiden wohl noch zur Durchführung und Vollendung der selbstgestellten Aufgaben beschieden wäre. Dabei mußte ich meinem Gaste gestehen, wie sehr ich ihn um das lange, noch vor ihm liegende Leben beneide, und seinem tröstenden Zuspruch, daß ja auch mir voraussichtlich noch einige Jahrzehnte ungeschmälerter Schaffenskraft bevorständen, hielt ich das Wort entgegen: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! Darin waren wir einig, unserm Hochziel nachstreben und im Kampf um die Wahrheit nicht ermatten zu wollen, so lange uns zu wirken vergönnt sei. Rumpit, sagt ein römischer Geschichtschreiber, proposita hominum fortuna, der Menschen Pläne zerreißt das Schicksal: schon wenige Tage später hatten die Wogen des Mittelmeers meinen Gastfreund verschlungen, und an dem gleichen Tische, wo er mir neulich noch lebensmutig und geistesfrisch gegenübersaß, schreibe ich ihm heute einen Nachruf.

Was hilft das Klagen? So ist das Leben: wie viele der Streiter auch fallen, immer schließen sich wieder die Reihen, „auf Vordermanns Leiche springt der Hintermann“, und weiter tobt die Schlacht. Pflicht der Ueberlebenden aber ist es, das Gedächtnis der Toten zu ehren und ihre Verdienste um die gute Sache und die Fahne, der sie zugeschworen, dankbar anzuerkennen. So folge auch ich gerne der freundlichen Aufforderung, in der von Woltmann begründeten Zeitschrift darzulegen, was er in seiner kurz bemessenen Lebenszeit für die Menschenkunde als wichtigste Hülfswissenschaft der Geschichte geleistet,



Gustav Klemm.

wie er die große Bedeutung der Rasse im Völkerleben erkannt und seine Erfahrungen Anderen mitzuteilen verstanden hat.

An mühsamen und zeitraubenden Volksuntersuchungen hat der Verstorbene sich nicht beteiligt, Schädel und Knochen vergangener Geschlechter, Köpfe, Größenverhältnisse und Farben lebender Menschen hat er nicht gemessen und bestimmt. So wertvoll und unentbehrlich solche Untersuchungen als Grundlagen der Rassenlehre und einer naturwissenschaftlichen Völkerkunde auch sind, sie bilden doch das mehr Aeußerliche und Handwerksmäßige der Wissenschaft und können von jedem einigermaßen anstelligen Menschen erlernt und ausgeführt werden. Hervorragende geistige Fähigkeiten erfordern sie nicht und dürfen daher, unbeschadet ihrer Zuverlässigkeit, ruhig sogenannten „Handlangern" überlassen werden; viel wichtiger ist es, die Ergebnisse zu sammeln und zu sichten, zu ordnen und zu vergleichen, aus ihnen die folgerichtigen Schlüsse zu ziehen und ihre oft dunkle Sprache zu verstehen.

Von den verschiedenen, teils einseitigen und übertriebenen, teils mangelhaft begründeten Rassentheorien hat sich Woltmann, wie er mir selbst wiederholt gestand, zunächst mehr abgestoßen als angezogen gefühlt; erst durch meine Aufsätze und Vorträge, von denen zwei, „Rasse und Sprache" und „Rasse und Gesundheit", gleich im ersten Heft der vor fünf Jahren ins Leben gerufenen Politisch-anthropologischen Revue eingehend besprochen sind, wurde er endgültig für dies so ungemein wichtige, in mancher Hinsicht geradezu grundlegende Forschungsgebiet gewonnen. Diesen Zwecken sollte unter seiner verständnisvollen Leitung auch die neue Zeitschrift dienen, als deren „Ziel und Aufgabe" in dem einführenden Aufsatz „die folgerichtige Anwendung der natürlichen Entwicklungslehre im weitesten Sinne des Wortes auf die organische, soziale und geistige Entwicklung der Völker" hingestellt wurde; diese Erkenntnis wollte sie in immer weiteren Kreisen verbreiten, und aus diesem Gesichtswinkel sollten ihre Leser die brennenden Zeit- und Streitfragen „der sozialen und Rassenhygiene, der Rechts- und Staatsverfassung, der Sozialpolitik und Schulreform, sowie die Triebkräfte und Ziele der nationalen und Parteikämpfe der Gegenwart" betrachten und beurteilen lernen.

Als bahnbrechender Forscher kann somit Woltmann nicht bezeichnet werden; ganz neue, vor ihm nie betretene Wege hat er, was übrigens auch weder möglich noch nötig war, nicht eingeschlagen. Dagegen muß es ihm als hohes Verdienst angerechnet werden, daß er sofort, als er anfing, mit diesen Dingen sich etwas eingehender zu beschäftigen, erkannte, welche Pfade zur Wahrheit führen, und daß er diese, obwohl gerade sie von den einflußreichsten Vertretern der zünftigen Wissenschaft, den sogenannten „Autoritäten", gemieden waren, mit der ihm eigenen Unerschrockenheit und einer bei einem so jungen Schriftsteller seltenen Selbständigkeit des Denkens zielbewußt und unentwegt verfolgte. Dabei sind ihm Enttäuschungen und Kämpfe so wenig wie anderen Gleichgesinnten erspart geblieben. Das gerade in jener Zeit erlassene Jenenser Preisausschreiben über den „Einfluß der Deszendenztheorie auf die Lehre von der politischen Entwicklung und Gesetzgebung der Völker" mußte ihm vor allen besonders lockend und zur Verwirklichung seiner Pläne geeignet erscheinen, so daß er

sich auch von der durchaus ungeeigneten Zusammensetzung des Preisgerichts, die andere dieser großen Aufgabe gewachsene Forscher von vornherein ferngehalten hat, nicht abschrecken ließ und mit Feuereifer die Beantwortung der gestellten Frage in Angriff nahm.

Die Frucht dieser Arbeiten war bekanntlich die im Jahre 1903 im Thüringischen Verlag erschienene „Politische Anthropologie“, als deren Grundgedanke der Satz der Einleitung gelten darf, daß die Menschenrassen „denselben allgemeinen biologischen Naturgesetzen der Veränderung und Vererbung, Anpassung und Auslese, Inzucht und Vermischung, Vervollkommnung und Entartung unterworfen sind, wie alle anderen Organismen der Tier- und Pflanzenwelt“. Wie dieses hervorragende und zeitgemäße, wenn auch keineswegs vollkommene Werk — ich habe in meinen verschiedenen Besprechungen besonders das Fehlen durchführbarer Verbesserungsvorschläge bedauert — vom Preisgericht beurteilt, wie es hinter offenkundig minderwertige, seitdem längst der Vergessenheit verfallene und wirkungslos gebliebene Arbeiten zurückgesetzt, wie ein untergeordneter, mehr kränkender als ehrender Preis von dem Verfasser in stolzem Selbstgefühl zurückgewiesen und wie dieser Verzicht begründet wurde, ist den Lesern dieser Blätter zur Genüge bekannt.

Mit Recht glaubte Woltmann das ihm zugefügte Unrecht am besten durch unzerstörbare Arbeitslust, durch rüstiges Vorwärtsschreiten auf dem für richtig erkannten Wege brandmarken und gutmachen zu können. Davon legen seine zahlreichen Aufsätze in der Revue, ganz besonders aber seine beiden letzten Werke, „Die Germanen und die Renaissance in Italien“ (Leipzig 1905, Thüringische Verlagsanstalt) und „Die Germanen in Frankreich“ (Jena 1907, E. Diederichs) ein rühmliches Zeugnis ab. Sie bilden die weitere Ausführung und eingehende Begründung eines der Schlußsätze des neunten Abschnitts der „Politischen Anthropologie“, wo wir u. a. lesen: „Es ist ein biologisches Naturgesetz, daß die Rassen, welche am nächsten verwandt sind und um dieselben Mittel der Existenz und Entwicklung ringen, den heftigsten Daseinskampf miteinander zu bestehen haben. Die folgenschwersten Ereignisse in der Geschichte der Weltaristokratie und Weltzivilisation sind aus dem Gegensatz und Kampf zwischen germanischen Stämmen und Helden geboren worden.“ Darin liegt die Anerkennung der Lehre, daß die Germanen nicht ein Volk wie andere sind, daß sie vielmehr, als letzter Kern der höchstentwickelten Menschenrasse (Homo europaeus), zugleich der Stammrasse aller indogermanischen Kulturvölker, aus deren Verbreitungszentrum im Norden unseres Weltteils hervorgehend, seit ihrem Eintritt in die Geschichte die erste und führende Rolle in der Welt gespielt haben. Gerade darin liegt eben auch der Grund, warum Woltmanns Werk in unverdienter Weise von den Preisrichtern zurückgesetzt wurde; denn diese Anschauung ist immer noch vielen Historikern, weil alle ihre früheren Lehrgebäude über den Haufen werfend, ein Dorn im Auge.

Eine notwendige Folge der sogenannten „Germanentheorie“, die aber nichts anderes ist als eine auf sicherer naturwissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Völkerkunde, war eine völlig veränderte Auffassung der mittelalterlichen Geschichte und ihrer Kulturströmungen. Nicht als wilde, zerstörende Horden, vor denen die herrlichen

Schöpfungen des Altertums in Schutt und Trümmer sanken, sind die Germanen über die einzelnen Länder des Römerreichs hergefallen, sondern sie waren es, wie ich schon 1885 in meiner „Herkunft der Deutschen“ schrieb, „die überall auf den Trümmern zerfallender Reiche neue Staaten gegründet, gealterten Völkern neue Kraft und frisches Blut eingeflößt haben, sie sind es, die heute die ganze Erde sich zu eigen zu machen streben“. Dieser neuen Weltanschauung sind die beiden letzten Werke Woltmanns entsprungen, und er suchte seinen Zweck dadurch zu erreichen, daß er im einzelnen nach Leibesbeschaffenheit und Abstammung, wie sie aus Bildnissen, Lebensbeschreibungen, Namen und Stammbäumen zu ermitteln ist, die germanische Herkunft der hervorragenden Männer Italiens, Frankreichs und Spaniens — Griechenlands Niedergang erklärt sich gerade durch das Fehlen einer germanischen Einwanderung — im Mittelalter, während der Renaissance oder Wiedergeburt und in der Neuzeit in unanfechtbarer Weise ans Licht zog und sicherstellte. Mit dieser Art von Geschichtsforschung, die er auf wiederholten Reisen mit unermüdlichem Eifer und nie versiegender Geduld allen Schwierigkeiten zum Trotz durchführte, hat der allzufrüh der Wissenschaft Entrissene in der Tat einen neuen Weg betreten und hierin wird er auch, obwohl er durch seine Vorarbeiten etwaigen Nachfolgern die Arbeit wesentlich leichter gemacht hat, nur schwer zu ersetzen sein. Welche Mühe und Ausdauer erforderlich waren, irgend ein verschollenes Bildnis aufzustöbern oder die Tatsache festzustellen, ob ein vor Jahrhunderten verstorbener Mann blaue oder braune Augen gehabt hat, vermag nur der zu beurteilen, der selbst einmal derartige, nur allzu oft mit entmutigendem Mißerfolg endigende Nachforschungen angestellt hat.

Es ist begreiflich, daß eine solche nicht in allgemeinen Redensarten sich bewegende, sondern der Sache auf den Grund gehende Beweisführung die Gegner des Rassegedankens ganz besonders aufregen, „aus dem Häuschen bringen“ mußte, wie Woltmann selbst sich einmal ausdrückte, und diese Gegner sind noch sehr zahlreich. „Man kann sich darüber nicht wundern, denn die Geschichte der Wissenschaft läßt immer wieder die psychologische Erfahrung hervortreten, daß neue Ideen gegenüber den traditionellen Auffassungen nur schwer aufkommen können.“ Nicht nur in den Kreisen der Historiker und Kulturhistoriker, sondern auch bei den Soziologen und Nationalökonomen, ja sogar unter den Anthropologen, besonders denen romanischer Länder, herrscht immer noch eine stark widerstrebende Richtung; während man früher aber die neue Lehre einfach totschwieg, beginnt man jetzt wenigstens sich mit ihr auseinanderzusetzen.

Als gewissenhafter und ehrlicher Forscher hat Woltmann die ihm von den verschiedensten Seiten gemachten Vorwürfe und Einwendungen keineswegs unbeachtet gelassen, sondern in gründlichster Weise geprüft und was etwa berechtigt war, anerkannt, das Uebrige in mehreren Aufsätzen seiner Zeitschrift, sowie in verschiedenen Abschnitten „Die Germanen in Frankreich“ eingehend und sachlich widerlegt.

Daß er selbst am wenigsten seine Arbeiten für vollkommen hielt, geht schon daraus hervor, daß er ja seine letzte, für ihn verhängnisvoll gewordene Reise zu dem bestimmten Zweck unternahm, für eine Neu-

bearbeitung seines Buches über „Die Germanen und die Renaissance in Italien“, besonders auch in sprachlicher und geschichtlicher Hinsicht, neuen Stoff zu sammeln. Ein grausames Geschick hat all diese Pläne und Absichten vereitelt. Woltmanns emsige Feder ruht für immer, und wir müssen uns mit dem begnügen, was er in seiner kurzen Lebenszeit geschaffen hat. Er war auf dem besten Wege, und die von ihm ausgestreuten Samenkörner werden, so schwer auch immer und überall die Wahrheit um den Sieg zu ringen hat, mit der Zeit aufgehen und Früchte tragen. Sein letztes Werk, „Die Germanen in Frankreich“, das eine sehr erfreuliche Beachtung gefunden hat, sollte die doppelte Aufgabe erfüllen, „einmal die ideellen Spuren, d. h. sprachliche, rechtliche, literarische Vorstellungen, aufzudecken, die von den Germanen der Völkerwanderung in die neuen Wohnsitze in Gallien mitgebracht wurden oder als Fortentwicklung in ihrem Geiste aufgefaßt werden können, und dann den anthropologischen Spuren nachzugehen, indem die Geschichte ihrer Niederlassung, ihr Einfluß auf die soziale Schichtung und schließlich die Rassenabstammung der bedeutendsten Franzosen dargestellt wird, die auf dem Gebiet des Krieges und der Staatskunst, der Wissenschaft und Philosophie, der Poesie, Musik und bildenden Künste sich ausgezeichnet haben.“ Das, wie das frühere, durch eine reiche Sammlung wertvoller Bildnisse ausgezeichnete Werk bestätigt durchaus meinen schon vor Jahren ausgesprochenen Satz: „seine geschichtliche Größe verdankt das Land unstreitig dem Frankenstamm“.

Dafür, daß Woltmann neben dieser geschichtlichen auch die volkswirtschaftliche Seite seiner Wissenschaft nicht vernachlässigt hat, legen zahlreiche Aufsätze der Revue Zeugnis ab. Die wichtigsten Fragen der inneren und äußeren Politik mit ihrer natürlichen Grundlage, der Entwicklungslehre und der Menschenkunde, haben in dieser vielseitigen Zeitschrift eine eingehende Behandlung und eine mannigfaltige Beleuchtung erfahren. Stets hat der Schriftleiter den löblichen Grundsatz befolgt, alle, auch seiner Ansicht widersprechende, Stimmen zum Ausdruck kommen zu lassen, denn aus dem Widerstreit der Meinungen muß schließlich die Wahrheit, die sein einziges Hochziel war, hervorgehen. Darum werden alle Leser dieser Zeitschrift ihrem Begründer stets ein dankbares Andenken bewahren und den Wunsch hegen, daß sein Geist wie sein Name in ihr fortleben möge.

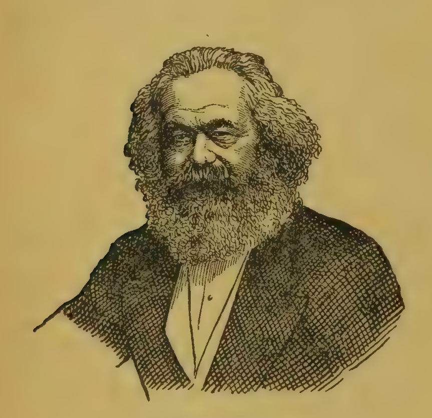
Ludwig Woltmanns Beziehungen zur Sozialdemokratie.

Ed. Bernstein.

Wann Ludwig Woltmann sich der Sozialdemokratie zugewandt hat, ist mir nicht bekannt. Aus Bemerkungen in seinen Briefen geht jedoch hervor, daß er schon um die Jahreswende 1889/1890 der Partei angehörte. Seine Betätigung als Parteigänger dürfte sich aber auf den Besuch von Versammlungen und die Beteiligung an Diskussionen in kleineren Kreisen beschränkt haben. So war sie auch beschaffen, als

Woltmann in der Mitte der neunziger Jahre in Berlin studierte. Ich selbst lernte ihn 1898 brieflich und durch seine ersten Schriften kennen, und Ende 1899 führte eine Reise Woltmanns nach London auch zu persönlicher Bekanntschaft. Günstige Wohnverhältnisse in einem Vorort Londons versetzten mich in die Lage, ihn als Gast aufnehmen zu können.

Was uns damals zusammenführte, waren die gerade in der Sozialdemokratie geführten Debatten über die Gültigkeit und Tragweite der Marxschen Theorien. Aufsätze kritischen Charakters, die ich unter dem Titel „Probleme des Sozialismus" veröffentlicht hatte, ohne übrigens gegen die Marxsche Theorie zu polemisieren, sondern zum Teil sogar unter Berufung auf ihre Fundamentalgedanken, hatten eine gewisse Beachtung gefunden, bis im Frühjahr 1898 eine Abhandlung über die Zusammenbruchstheorie, worin der Satz vorkam, daß das, was man gemeinhin „Endziel des Sozialismus" nenne, mir nichts, die Bewegung aber — selbstverständlich die sozialistische Bewegung, wie sie sich subjektiv durch den Befreiungskampf der Arbeiter und objektiv durch die Umgestaltung gesellschaftlicher Einrichtungen im sozialistischen Sinne äußert — mir alles sei, einen kleinen Sturm hervorrief. Lebhafte Angriffe wurden in der sozialistischen Presse gegen mich laut und veranlaßten mich, an den auf Anfang Oktober 1898 nach Stuttgart einberufenen Parteitag der deutschen Sozialdemokratie eine Zuschrift zu richten, welche die Angriffe durch Hinweise auf die tatsächliche Entwicklung zu entkräften suchte, aber nur Oel ins Feuer goß. Die Heftigkeit der Debatten steigerte sich noch, als im Frühjahr 1899 meine Schrift, „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie" herauskam. Eine Kundgebung der Partei ihr gegenüber wurde für geboten erachtet, und sie erfolgte auf dem im Oktober 1899 in Hannover zusammengetretenen sozialdemokratischen Parteitag in Gestalt einer von August Bebel in einer sechsstündigen Rede begründeten Resolution, die freilich weniger das traf, was ich geschrieben hatte, als das, was Gegner der Sozialdemokratie aus meiner Schrift herausgefolgert hatten, so daß ich, wie ich damals an meinen Freund Ignaz Auer schrieb, mit einem Körnchen Salz selbst die Resolution hätte unterschreiben können.



Karl Marx.

Zu diesen Kontroversen nun nahm auch Ludwig Woltmann lebhaft Stellung, der mit einem Kreis von Bekannten schon zu ähnlichen Schlüssen wie ich gekommen war, ehe noch meine „Probleme" das Licht der Welt erblickt hatten. Er hatte Anfang 1898 sein „System des moralischen Bewußtseins" erscheinen lassen, das gegen die ökonomisch-kausale Ableitung der Moral Stellung nahm, wie sie in der Sozialdemokratie auf Grund der von Karl Marx und Friedrich Engels aus-

gearbeiteten materialistischen Geschichtsauffassung üblich geworden war, und arbeitete an seiner Schrift „Die Darwinische Theorie und der Sozialismus“. Diese letztere Arbeit bot den äußeren Anlaß zur Eröffnung eines Briefwechsels zwischen Woltmann und mir, der sich dann bald um die berührten Streitfragen und Kämpfe drehte. Daß Woltmann sich dabei entschieden auf die Seite schlug, wo ich stand, war nach dem Geist, der aus seinem obenbezeichneten philosophischen Werk sprach, selbstverständlich. In dem Bewußtsein einer starken Gesinnungsverwandtschaft hatte er die Redaktion der „Neuen Zeit“, deren Mitarbeiter ich damals war, gebeten, die Besprechung jenes Buches mir zu übertragen, und in dem ersten Brief, den er an mich schrieb — er trägt das Datum des 28. Mai 1898 — kommt er denn auch auf es zu sprechen. Indes zeigte diese philosophische Arbeit, daß die Uebereinstimmung zwischen Woltmann und mir doch nur eine bedingte war. Wir trafen uns in der Negation, in der Betonung von Lücken und Einseitigkeiten der überkommenen sozialistischen Lehre. Was aber die positive Lösung betraf, die Frage, wie nun die Doktrin zu ergänzen und zu korrigieren sei, so zeigte sich hier schon, daß ein großer Gegensatz in der Denkrichtung zwischen uns bestand, der ein dauerndes Zusammengehen ausschloß. Ich war mir dessen bewußt — ich darf hinzufügen, ohne jedoch darüber gerade glücklich zu sein —, daß ich eine ganz und gar analytisch veranlagte Natur bin, während Woltmann, wie jedem ein Blick in seine Schriften zeigt, der geborene Synthetiker, man könnte fast sagen, ein Stürmer auf dem Gebiet der Synthese war. Ich blickte mit einer gewissen Sehnsucht hinüber in den Garten, in den er mutig eingebrochen war, denn die Synthese ist die S c h ö p f u n g, wo die Analyse bestenfalls die Vorbereitung ist. Aber viele Fragezeichen am Rand des vor mir liegenden Exemplars seiner Schrift zeigen, warum ich ihm nicht folgen konnte. Wir haben damals, als er in London war, über meine Scheu, den von der Analyse zur Synthese führenden Steg zu überschreiten, viel gescherzt, aber mehr als die volle Erkenntnis von der Natur des Unterschiedes in unserem Denken konnte die persönliche Aussprache nicht bringen. Wir blieben auch nachher in freundschaftlichem Briefverkehr, der aber immer mehr ein rein äußerlicher wurde. Als Woltmann seine Preisarbeit „Politische Anthropologie“ als Buch erscheinen ließ, drang er in mich, zu ihm öffentlich Stellung zu nehmen, gerade von mir sei ihm eine Kritik erwünscht. Indes aus ziemlich denselben Gründen, die mich von der Besprechung seines „Systems“ abgehalten hatten, übertrug ich die Rezension dieses Werkes für die damals von mir herausgegebenen „Dokumente des Sozialismus“ jemand anders. Auf wichtigen Gebieten der Anthropologie konnte ich der Art, wie er das Rassenproblem in Gegensatz zu dessen hergebrachter Behandlung durch die sozialistischen Theoretiker brachte, nicht zustimmen, mochte aber auch nicht, wie es anderwärts geschehen, auf ihn losschlagen. Denn daß seine scharfen Ausfälle auf die offizielle sozialistische Doktrin keine grundsätzliche Abwendung vom Sozialismus waren, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. Sie waren so wenig eine Abwendung vom Sozialismus, wie seine Anerkennung eines Rassenproblems ein Uebergang in das Lager der Rassentheoretiker im Sinne Ammons war. Was er suchte, war vielmehr, eine Verbindung zwischen Sozialismus und

Rassetheorie herzustellen, worin ihn aber meines Erachtens sein synthetisches Streben zu weit trieb.

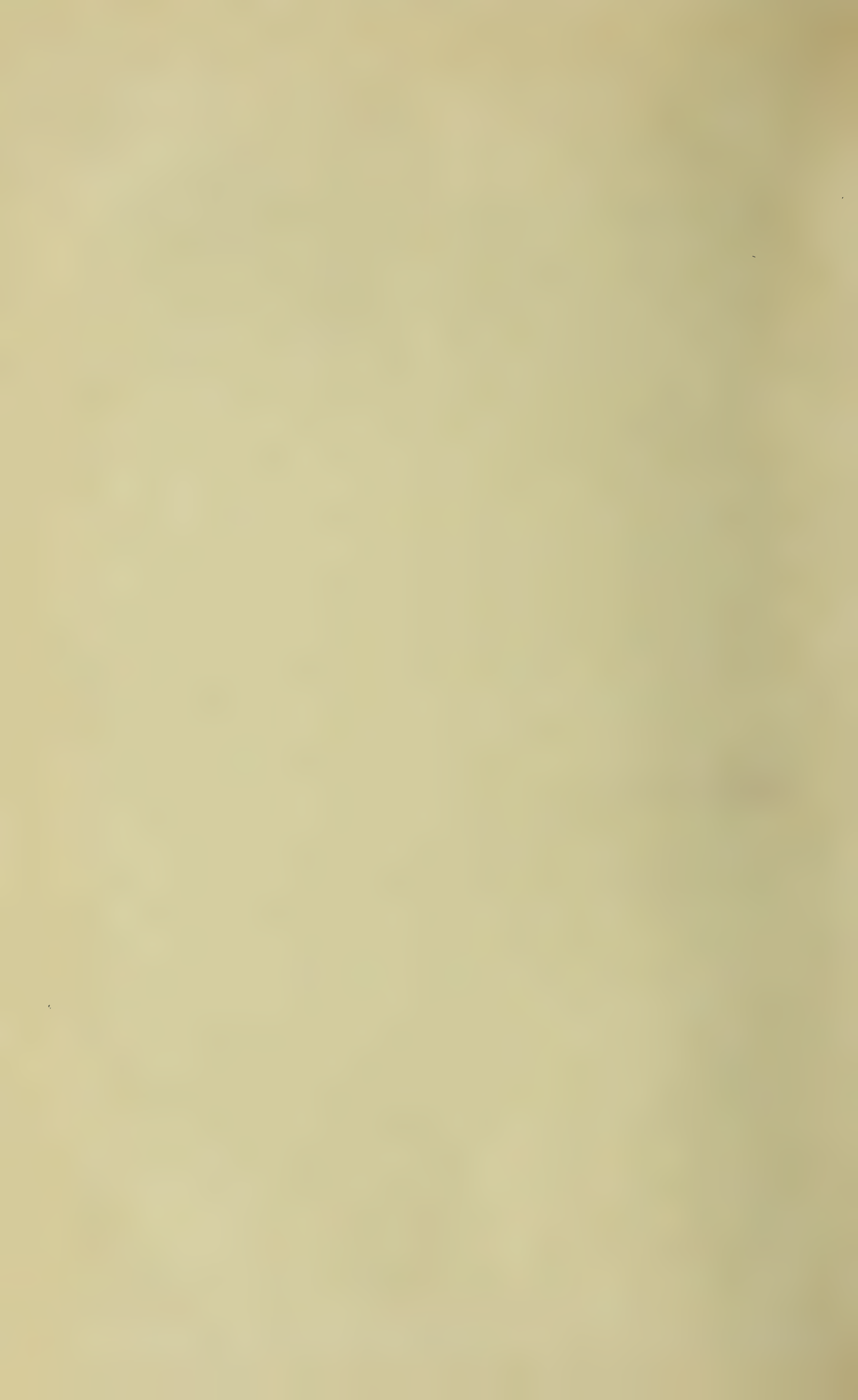
Zu einer Mitarbeit an der Zeitschrift, die Woltmann ins Leben gerufen und zu so anerkannter Stellung gebracht hat, ließ es Zeitmangel bei mir nicht kommen. Ein Thema, das er gern von mir behandelt gesehen hätte, war die Frage, die ich gelegentlich aufgeworfen hatte, ob die starke Auswanderung englischer Arbeiter in den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts nicht eine verhängnisvolle Verschlechterung des Durchschnitts der zuhausegebliebenen Arbeiter in geistiger wie körperlicher Hinsicht zur Folge gehabt hat. Mir hatte sich diese Frage bei Gelegenheit einer Untersuchung darüber aufgedrängt, wie es kam, daß die einst so kraftvolle Chartistenbewegung nicht nur so kläglich zusammenbrach, sondern auch jahrzehntelang ohne nennenswerte Nachwirkungen bleiben konnte. Daß hier ein der Untersuchung wertes Problem vorliegt, wird ohne weiteres zugegeben werden. Aber zu einer Beantwortung der Frage über bloße Deduktionsschlüsse hinaus, wie z. B. daß es die regsten Naturen zu sein pflegen, die auswandern, und folglich bei den Zurückbleibenden die Trägeren einen immer größeren Prozentsatz ausmachen müssen, gehören Untersuchungen, die anzustellen ich nicht in der Lage war.

So ist es nur eine kurze Spanne Zeit, hinsichtlich deren ich über Woltmann, den Politiker und Sozialisten, berichten kann. Und da wir zu jener Zeit örtlich getrennt waren, kann ich es nur auf Grund von Briefen und Berichten. Es war indes gerade jene Zeit, wo Woltmann überhaupt als Parteimann an die Oeffentlichkeit trat. Er hatte sich in Barmen als Arzt niedergelassen, hielt im Wuppertal und Umgegend in vielen Arbeiterversammlungen Vorträge und schrieb einige Aufsätze in die Elberfelder „Freie Presse“. In den Streit, der sich aus Anlaß meiner eingangs erwähnten Veröffentlichungen erhob, griff er mit großer Schärfe ein, und als er vor dem Hannoverschen Parteitag in einer Parteiversammlung in Elberfeld, die sich mit den Fragen des Parteitages und der Delegiertenwahl befaßte, energisch die Berechtigung einer Revision der überkommenen Parteidoktrin verfochten hatte, ward er zum Delegierten für Hannover gewählt, wo er denn auch am dritten Verhandlungstag (11. Oktober 1899) in dem Redekampf, der offiziell als „Bernstein-Debatte“ bezeichnet worden ist, das Wort nahm und an Bebels Anklagerede starke Kritik übte. Polemisch griff er dann noch mit einem Aufsatz „Die wirtschaftlichen und politischen Grundlagen des Klassenkampfes“, der im Jahrgang 1901 der „Sozialistischen Monatshefte“ erschienen ist, in diese Kontroverse ein.

Sowohl die Kongreßrede, die freilich im Protokoll des Kongresses nur unvollkommen und mit entstellenden Druckfehlern wiedergegeben ist, wie die bezeichnete Abhandlung bieten Stellen dar, die mir ihren Wiederabdruck an dieser Stelle nahelegten. Ich glaube indes den Wünschen der Freunde Woltmanns mehr zu entsprechen, wenn ich, statt aus diesen gedruckten Dokumenten, aus den Briefen, die Woltmann zu jener Zeit an mich schrieb, einige Stellen hier zum Abdruck bringe, die das Bild des S o z i a l i s t e n Woltmann in voller Schärfe hervortreten lassen. Bestimmter wie anderwärts äußert sich Woltmann hier darüber, wie er den Sozialismus und die sozialistische Bewegung auffaßt. Allerdings auch aggressiver gegen Widersacher im sozialistischen



LEONARDO DA VINCI



Lager. Indes gehören jene Kämpfe so sehr der Geschichte an, daß man selbst die schärfsten Bemerkungen unbedenklich wiedergeben kann, solange sie nicht in das Gebiet des rein Persönlichen übergreifen. Immerhin habe ich an einigen Stellen die Namen durch Buchstaben ersetzen zu sollen geglaubt, und ferner habe ich hier und da auch den Ausdruck etwas gemildert. Wir lassen uns alle im persönlichen Verkehr etwas gehen und werden es daher stets als Mißbrauch empfinden, wenn ein derbes Wort, das momentane Stimmung eingegeben, von Dritten gedruckt der Oeffentlichkeit überliefert wird. Für das gedruckte Wort besteht eine andere Wertskala, und die wörtliche Wiedergabe heißt deshalb, je nachdem, nicht Treue, sondern Fälschung.

Und nun die Auszüge:

1. Bezüglich eines Kapitels aus dem System des moralischen Bewußtseins.

„... Ich nehme hier Veranlassung, Ihnen zu sagen, daß meine Kritik der Sozialdemokratie, S. 333, keine grundsätzliche Opposition bedeuten soll. Vielleicht ist mancher Ausdruck etwas zu stark, aber Sie werden diese theoretische Verstimmung verstehen können, wenn Sie die beiden ersten Bücher gelesen haben, worin ich das logische und moralische Wesen des Menschen untersuche. Auf Grund der dort gewonnenen Erkenntnisse war es für einen Philosophen und Mediziner doch zu arg, wenn von mancher Seite über aller ökonomischen Betrachtung der leibhaftige Mensch, durch den und um den doch alles geschieht, total vergessen wird. Dann schien mir auch das Verhältnis der ökonomischen zur politischen Macht durch die Kampfesart der Sozialdemokratie direkt auf den Kopf gestellt — entgegen der Marxschen Theorie. Wenn Marx' Theorie richtig ist, muß das Proletariat wirtschaftlich kämpfen, um als notwendige Frucht des wirtschaftlichen Kampfes politischen Einfluß auszuüben. In Sachsen hat man das Wahlrecht abgeschafft, — wo blieb da die politische Macht? Sie bestand nur in der Einbildung.

Es gibt viele in Deutschland, die überzeugt sind, daß das Reichstagswahlrecht bedroht ist. Ich glaube es auch. Sollte es geschehen, so frage ich, wie will man darauf antworten? Wie in Sachsen? Die politische Macht der Sozialdemokratie schwebt in der Luft, weil sie keine wirtschaftlichen Voraussetzungen hat; sie ist die Macht einer öffentlichen Meinung. Mehr nicht." —

2. Bei Gelegenheit der Uebersendung des Buches „Die Darwinsche Theorie und der Sozialismus".

„... Ich glaube eher und richtiger im Sinne von Marx' zu handeln als diejenigen, welche an den Buchstaben glauben. Der Marxistische Sozialismus bedarf einer doppelten Revision bezw. Ergänzung, nach der naturgeschichtlichen Seite hin und nach der philosophischen. Ich habe beides in dem „System" angedeutet. In dem neuen Buche ist die erstere Aufgabe versucht worden. Ich wollte darin weniger Probleme lösen, als in systematischer und methodischer Weise Probleme stellen und vielmehr den Boden schaffen, auf dem an eine Lösung geschritten werden kann. Die Kritik und Ergänzung des Sozialismus nach der philosophischen Seite hin gedenke ich im nächsten Jahre in einem schon längere Zeit vorbereiteten Werk über den historischen Materialismus zu geben, das ein Pendant zu dem Buch über „Darwinsche Theorie und Sozialismus" bilden wird. Ich werde darin hauptsächlich die Entwicklung der geschichts-materialistischen Gedanken und der deutschen Philosophie behandeln und den bedingten Wert des ökonomischen Materialismus für alle geschichtliche Erkenntnis dartun. Es freut mich, daß wir in unseren Anschauungen eine Strecke gemeinsam gehen können. An Angriffen auf mich wird es nicht fehlen. Das darf uns nicht beirren."

3. Ueber die Schrift „Die Voraussetzungen des Sozialismus".

„... Es drängt mich, heute Ihnen nur meine prinzipielle Zustimmung zu Ihren Ausführungen auszusprechen und meine Entrüstung über die geradezu

skandalöse Art zum Ausdruck zu bringen, mit welcher fast von der ganzen Parteipresse gegen Sie vorgegangen worden ist. Ich bin aber überzeugt, daß Sie sich durch das Verketzern weder betrüben noch beirren lassen. Sie haben recht; das Buch wird wie ein Sturmbock wirken. Nachdem man sich entrüstet hat, wird die Flut sich bald legen, und eine ruhigere und besonnenere Auffassung wird sich durchringen. .... Der ganze Parteidogmatismus mußte einmal gründlich explodieren, wie ein überfüllter Magen sich entleeren muß. Sie haben Ihre Schuldigkeit getan, und man wird Ihnen später erst Dank wissen. Soweit die Masse überhaupt an theoretischen Fragen Interesse hat, wird sie Ihnen zustimmen. .... Ich kann Ihnen um so mehr zustimmen, weil hier ein kleiner Kreis von Genossen schon seit Anfang der neunziger Jahre eine ähnliche Entwicklung durchgemacht hat. Wir haben hier manchen harten Strauß gefochten. .... Doch damals war die Zeit noch nicht reif. In meinem „System", Kapitel über „Die Sozialdemokratie und die Ethik des geschichtlichen Fortschritts" finden Sie einen Niederschlag jener Anschauungen. Meine Gedankenkritik läuft der Ihrigen im wesentlichen parallel. Ich habe jetzt in der „Freien Presse" eine Artikelserie eröffnet, welche Ihnen Freude bereiten dürfte. .... Ich habe keine Lust am politischen Tageskampf, und ich würde in der Presse nicht das Wort ergreifen, wenn nicht das Wutgeheul der Gegner mir die Pflicht auferlegte, um Ihretwillen einer besonnenen und sachlichen Stellungnahme öffentlich Ausdruck zu geben."

4. Nach Uebersendung des Buches „Der historische Materialismus".

„... Der von Ihnen angedeutete Satz betreffs Kant hat mich nicht direkt zur Abfassung dieses Werkes veranlaßt, denn als Ihr Buch erschien, war die Arbeit schon seit einigen Wochen im Manuskript fertig. Aber Ihre Artikel in der „N. Z." und die Diskussionen auf dem Parteitag waren für mich eine äußere Veranlassung, einen schon seit langen Jahren gehegten und vorbereiteten Plan zur Ausführung zu bringen. Die Idee zu diesem Werke reicht bis in meine ersten Universitätssemester zurück, und viele Sätze und Gedanken in dem Buche sind direkt aus alten Notizen und Ausarbeitungen in das Werk übergegangen. Doch würde ich die Niederschrift des Werkes noch mindestens ein Jahr hinausgeschoben haben, wenn nicht Ihre Kritik eine solche Untersuchung zu einer dringend aktuellen Aufgabe gemacht hätte. Aber es ist für die Gegenwart gut, daß Sie die ganze kritische Revision in Bewegung gesetzt haben. Meine Bücher wären spurlos an der Partei vorbeigegangen. Was Ihre Bemerkung bezüglich Ricardo betrifft, so weiß ich wohl, daß bei ihm die ethischen Unterströmungen nicht ganz fehlen. Aber als Oekonom ist er der konsequenteste und „reinste" Oekonom. Vergl. Sie S. 7, wo ich sage, daß „fast" alle ethischen Reflexionen bei ihm fehlen und in meinem Buch über „Die Darwinsche Theorie und der Sozialismus", S. 319, wo ich die ethischen Anschauungen Ricardos kurz berühre. Auf jeden Fall ist er ein viel „reinerer" Oekonom als Marx, den man als den kalten mathematischen Typus des ökonomischen Geschichtsforschers hinzustellen beliebt. .... Der „Streit um Bernstein" hat mir mehr als je die Ansicht befestigt, daß in politischen Diskussionen es sich meist mehr um Kampf persönlicher Autorität als um die Feststellung objektiver Wahrheitswerte handelt. Aber K. ist noch Gold gegen die hochtrabende und schnoddrige Art von X. Seine „kritische Nachlese" war unter aller Kanone, wie man zu sagen pflegt. .... Es ist für die Diskussionen und auch für Sie ein Unglück gewesen, daß einige „bürgerliche" Menschen Ihren Ansichten mehr oder minder frohlockend zustimmten. Auf solche Stimmen darf man nicht allzuviel Gewicht legen. Man muß mit seinem ganzen Wesen einmal Sozialdemokrat gewesen, man muß den ganzen Klassenhaß in seiner Bitterkeit und Schärfe einmal empfunden haben, — um Ihrer Kritik zustimmen zu dürfen. Ich halte nicht viel vom bürgerlichen Radikalismus, er ist nur politisch, nicht sozial, geschweige ökonomisch. Ich hätte deshalb gewünscht, daß Sie den wirtschaftlichen Kampf noch mehr in den Vordergrund der Theorie und Praktik gerückt hätten, als es geschehen ist. Denn ich kann Ihrer optimistischen Auffassung der politischen Zeitlage nicht beipflichten; ohne industrielle gibt es keine politische Demokratie. Auch glaube ich nicht, daß der Klassenkampf humaner werden wird. Nach meiner Ansicht muß er viel schärfer werden, — ist er überhaupt noch nicht scharf gewesen. Unsere deutschen Arbeiter sind zum großen Teil Klassenkampf-Michels. Doch ich habe ja meine in diesen beiden Punkten abweichende Meinung in den Artikeln und Vorträgen ausgedrückt, die ich Ihnen s. Z. zuschickte."

„... Ich habe mehrfach gelesen, daß Sie mit der Kritik des historischen Materialismus „offene Türen" einrennten. Wo sind aber diese offenen Türen? Die Diskussionen haben doch gezeigt, daß die X. Y. Z., der Tagesliteraten zu schweigen, noch immer ihre Marxistische Welt mit Brettern zugenagelt haben. L. hat sich recht klobig benommen. Aber es ist ein Glück, daß man auf die Poltereien des Mannes nicht mehr viel Wert legt. Ich bin neugierig, wie Bebel die Affäre behandelt. Sollte man auch die theoretische Starrköpfigkeit nicht aufgeben, so können Sie sich damit trösten, daß die Zeit Ihnen recht geben wird. Die Geschichte wird die nebulosen Ideen vom Zusammenbruch, der Diktatur, der „Abschaffung" der Klassen über den Haufen werfen, und es ist für mich immer eine Tröstung, daß die Weltgeschichte nicht in zehn Jahren entschieden wird, und daß die Parteihäupter sie nicht machen."

5. Vor dem Hannoverschen Parteitag.

„... Ich erhielt Ihre Postkarte. Sie veranlaßte mich, Montag Abend in die Parteiversammlung in Elberfeld zu gehen, welche sich mit dem Parteitag und der Delegiertenwahl zu beschäftigen hatte. Ich griff sehr energisch in die Diskussion ein, und das Resultat war — meine Wahl nach Hannover. Ich nahm sie an, mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe. Ich hatte denselben Abend noch einen Kampf gegen die Anti-Akademiker zu bestehen, die hier noch nicht ausgestorben sind. .... Von meinen Anträgen wurden angenommen: 1. Den Parteitag zu veranlassen, über die Bedeutung der Arbeiter-Konsumgenossenschaften für den Klassenkampf zu diskutieren bezw. zu beschließen. 2. Der Parteitag möge jedem Versuch energisch entgegentreten, B. in der Partei literarisch oder politisch kalt zu stellen." .... „Dürfte ich Ihnen einen Rat geben, so lassen Sie Ihre „Voraussetzungen" ganz unverändert. Sie haben in dieser Form einen historischen Wert. Statt dessen geben Sie noch vor dem Parteitag eine programmatische Gegenerklärung im Vorwärts ab und bearbeiten Sie eine Gegenschrift später (etwa vom halben Umfang der ersten Schrift), worin Sie die Korrekturen, die Sie inzwischen selbst vorgenommen haben, und das Resultat der angeregten Diskussionen nochmals kurz zusammenfassen."

6. Nach dem Erscheinen von Kautskys Buch „Bernstein und das sozialdemokratische Programm".

„Für heute nur wenige Zeilen! Nun habe ich Kautskys Buch gelesen und will ich Ihnen kurz meinen Eindruck schildern. K. hat sich die Sache leicht, sehr leicht sogar in manchen Punkten gemacht. Sie werden eine „Kritik der kritischen Kritik" schreiben müssen, und wenn Sie es können, so zermalmen Sie das Buch, schonen Sie niemanden. Sie haben bis jetzt eine so große Ruhe und Reserve zutage gelegt, daß ein Donnerschlag zum Schluß nur gründlich wirken kann. Wenn irgend etwas, so hat gerade Kautskys Buch die Notwendigkeit Ihrer Kritik bestätigt. Konnte man Ihrem Buch den Vorwurf machen, daß es in manchen Punkten zu unbestimmt und ungenau im Ausdruck oder in der Problemstellung war, so ist Kautskys Buch voll von Widersprüchen. .... K. will uns nun belehren, daß der Marxismus „bildlich" und cum grano salis, d. h. mit ein wenig Witz und Vorsicht aufgefaßt werden muß. Sehen Sie, bisher hat man diese Sätze wörtlich und handgreiflich verstanden, — und nun diese Konzession! Damit sind Sie und wir, d. h. Ihre „Helfer" und „Schildknappen", entwaffnet — und zu Siegern erklärt. Nun wird die Periode der Deutung des Marxismus kommen: „Legt Ihrs nicht aus, so legt was unter." Was Kautskys Angriffe auf mich anbetrifft, so habe ich eine kurze Berichtigung an die Neue Zeit eingesandt. K. wird mein Buch besprechen, und sollte seine Stellungnahme — so sind wir übereingekommen — dazu Veranlassung geben, so werde ich ausführlich antworten. Es ist ein Mangel sowohl Ihres als Kautskys Buch, daß ihm eine literarhistorische Einleitung zur Orientierung fehlt. Es ist meine begründete Ueberzeugung, daß der Marxismus nicht einheitlich durchgeführt, noch streng zu Ende gedacht worden ist. Wie ich das von den Formulierungen des historischen Materialismus gezeigt habe, läßt sich das ähnlich von der Zusammenbruchstheorie nachweisen. Es ist schade, daß der letzte Abschnitt in meinem Buche so kurz ausfallen mußte. Da wollte ich zeigen, daß es drei Stufen in der Zusammenbruchstheorie gibt, die durch Marx, Engels und die Marxisten bezeichnet werden. Die Lehre vom immanenten technisch-wirtschaftlichen Zusammenbruch des Kapitalismus und derselben Notwendigkeit des Sozialismus ist nicht eigentlich Marxistisch, wie ich schon in

meinen Artikeln in der Freien Presse gesagt habe, sondern bei Marx leicht angedeutet, bei Engels schon stärker entwickelt, und vollständig zu Ende gedacht bei den Marxisten. K. gibt in seinem Buch ja den eklatantesten Beweis davon. Daß das keine „streng wissenschaftliche" Theorie, sondern eine schlimme Spekulation historischer Metaphysik ist, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Sie ist nicht bewiesen, überhaupt nicht beweisbar, sondern eine Deduktion aus einer falschen Idee des Kapitalismus. Und wenn Sie in Ihrem Buche einmal von dem „scheinbaren Materialismus" reden, der in Wirklichkeit Ideologie bedeute, so könnte man statt dessen besser Illusionismus setzen. Diese letztere Auffassung der Zusammenbruchstheorie ist die „lächerliche" Theorie der Sozialdemokratie. Im Programm ist sie zwar nicht enthalten, aber im populären Bewußtsein hat sie sich durch die Agitation festgesetzt. Namentlich hat sie im Anfang der neunziger Jahre in den Volksversammlungen große Orgien gefeiert, und ich glaube, daß sie namentlich durch Bebels Zukunftsstaatsrede 1893 so populär geworden ist. .... K. scheint das sozialdemokratische Volk in seiner Wirklichkeit nicht zu kennen. Er deduziert in seiner Studierstube: die Theorie lehrt, so muß es sein, also ist es auch so.

Nun zu etwas anderem! Ich habe nämlich am 1. Oktober meine medizinische Praxis an den Nagel gehängt. Ich habe mir durch meine Bücher und die Praxis einiges erworben, so daß ich bei haushälterischem Leben ein Jahr lang die Praxis aufgeben und meinen Studien obliegen bezw. auf Reisen gehen kann. Ich will mich während dieser Zeit auch umsehen, ob sich nicht eine literarisch-wissenschaftliche Stellung für mich eröffnet, denn die medizinische Praxis ist für mich eine große Last. Ich liege immer in Zwiespalt mit mir selbst. Warum sollte ich es auch nicht versuchen? Ich bin noch verhältnismäßig jung — 28 Jahre alt — und da kann ich, wenn es nicht geht, den Pflaster- bezw. Brillenkasten immer wieder aufmachen. Dem politischen Getriebe mich zu widmen, geht mir wider die Natur. Dazu bin ich ein zu weiches Gemüt, obgleich ich zeitweise einen Strauß schon gern ausfechte. Aber meine Steigerung und Leistungskraft liegt auf einem andern Gebiet. Meine ursprüngliche Absicht, die philosophische Karriere auf deutschen Universitäten einzuschlagen, ist aus äußeren und inneren Gründen nicht möglich. Und so muß ich extra universitatem mein Heil suchen. Ich habe jetzt ein neues Buch in Aussicht genommen, betitelt: „Rabbi Jesus", worin ich den historischen Ursprung und den geistlich-sittlichen Gehalt des Jesu-Christentums untersuchen will und ferner, wie weit derselbe mit einer naturwissenschaftlichen und sozialistischen Weltanschauung vereinbar ist. Aus meinen Büchern werden Sie ersehen haben, daß mir die religiösen Probleme nicht fremd sind, und ich habe es auch nicht verschmäht, auf der Universität theologische Vorlesungen zu hören. Ich hatte die Absicht, dieses Frühjahr dieserhalb eine Orientreise nach Palästina zu machen. Weil mir aber die Krankenkasse, an der ich arbeite, den vierteljährlichen Urlaub nicht gewähren wollte, habe ich die Reise aufgeschoben, zumal ich auch den „Bernstein-Streit" miterleben wollte. So werde ich die Reise nächstes Frühjahr machen. Mich mit Kant, Darwin, Marx — und Jesus auseinanderzusetzen, sind die philosophischen Gelübde meiner Jugend gewesen, und wenn ich damit fertig bin, werde ich selbständige philosophische Arbeiten unternehmen, welche durch jene Bücher vorbereitet sind." .... „Nun ist mein Brief länger geworden, als ich beabsichtigte. In Ihrem Artikel gegen Sadi Gunter gefällt mir namentlich die Gegenüberstellung von geistiger Automatie und geistiger Autonomie."

7. Ueber den Hannoverschen Parteitag.

„... Daß Sie die Debatte im ganzen enttäuscht hat, kann ich mir wohl vorstellen, namentlich nachdem ich jetzt die Reden im Druck lese. Wenn man die Redner persönlich hört, ihre Mienen und Stimme beobachtet, die Stimmungen der Versammlung miterlebt, dann erscheint einem manches interessanter, als wenn man als Fernstehender den gedruckten Bericht liest. Ich mache Sie auf die Ausführungen von Elms aufmerksam. Er machte sehr wichtige Bemerkungen über das Verhältnis der wirtschaftlichen Macht der Arbeiterklasse zu ihren politischen Einflüssen. Leider konnte er in der halben Stunde nur weniges von seinem vielen Material vorbringen. Ich werde ihn veranlassen, dasselbe in einem Aufsatz zu verarbeiten. Meine Ausführungen sind im Vorwärts sehr mangelhaft und zum Teil entstellt wiedergegeben. Es fehlen eine ganze Reihe von Zwischengedanken und Uebergängen. .... Auer hat den Nagel auf den Kopf getroffen, als er erklärte, Bebel habe einen „supponierten" Bernstein bekämpft. .... Seine ganze Rede bekämpfte Dinge, welche Sie gar nicht behauptet hatten. Er supponierte Sie in der Beleuchtung des bürgerlich-radikalen Urteils, und damit wirkte er auf die Stimmung des größeren Teils der Versammlung."

Mit diesem Stück mag die Auslese schließen. Die Briefe, die Woltmann mir schrieb, nachdem er in London gewesen, enthalten noch allerhand Bemerkungen über die Diskussionen in der Sozialdemokratie, aber sie geben dem Bild seiner Stellungnahme zu diesen Diskussionen keinen neuen Zug. Immer stärker überwiegen in ihnen vielmehr Mitteilungen über Reise- und Studienpläne, über den Fortgang bestimmter Arbeiten, über seine Tätigkeit als Lehrer in Haubinda und schließlich über Gründung und Entwicklung der Politisch-anthropologischen Revue — Mitteilungen, die, so wichtige Einblicke in das Fühlen und Denken Woltmanns sie gewähren, doch nicht mehr zu dem Gegenstand gehören, dem diese kurze Skizze gewidmet ist.

Wenn es nach zwei Seiten hin Unrecht wäre, zu sagen, daß Woltmanns Abwendung von der Sozialdemokratie — nicht vom Sozialismus — auf persönliche Erfahrungen im Parteileben zurückzuführen sei, nämlich Unrecht gegen Woltmann wie gegen die sozialdemokratische Partei, so ist doch nicht zu verkennen, daß das Schicksal seiner der Sozialdemokratie bestimmten Werke nicht ganz einflußlos dabei gewesen ist. Diese Schriften waren der Kritik offen, aber es waren doch tüchtige Leistungen, die eine andere Aufnahme verdient hätten, als ihnen damals zuteil wurde. Nicht ohne Beschämung habe ich Woltmanns Buch über den historischen Materialismus, nachdem ich es aus Anlaß dieses Aufsatzes wieder durchgesehen, aus der Hand gelegt. Wie war es möglich, daß diese so schön aufgebaute, inhaltsvolle und gedankenreiche Arbeit in der berufenen Presse der Sozialdemokratie ungewürdigt bleiben konnte? Wer die Zeit, in der sie erschien, miterlebt hat, versteht es, wie Woltmann es verstand. „Vorgestern war U. hier", schrieb er mir unterm 3. Januar 1903 aus Elberfeld. „Er hatte einen Brief von K., worin die bezeichnende Stelle vorkam, daß die Leute um Bernstein die Müden und Hoffnungslosen seien, diejenigen, welche sich mit kleinen Abschlagszahlungen begnügen wollten. Wo ihm doch ein solches Exemplar in die Hände gefallen sein mag! Ich kenne keines. Aber wenn diese Meinung bei ihm zu einer fixen Idee geworden ist, kann man seine Polemik verstehen. In allem, was Sie von jener Seite erwartet, bedenken Sie nur, daß er Ihnen schrieb, es gilt nicht nur einen Verlust zu beklagen, sondern eine Gefahr zu bekämpfen."

Mit Recht sah Woltmann hier das menschlich Versöhnende in Vorgängen, die manchen Außenstehenden oder Nichteingeweihten abstießen. Aber er erkannte auch, daß solche Furcht wissenschaftlich steril macht. Es ist zu hoffen, daß jüngste Erfahrungen dazu beitragen werden, die Blicke zu erweitern und damit auch die Herzen freier zu machen.

Kunstgeschichtliche Bemerkungen zu Ludwig Woltmanns Forschungen.

Dr. Felix Becker.

> „Wie bitter ist es,
> Wenn im Momente des Erkennens
> Die Stunde schlägt des ew'gen Trennens!
> Der Willkomm ist zu gleicher Zeit ein Lebewohl!"

Niemals habe ich den klagenden Ernst der Heineschen Worte so empfunden, wie bei der Nachricht vom jähen Tode Ludwig Woltmanns.

Unsere Bekanntschaft datierte erst aus seinen letzten Lebenstagen und umfaßte nur wenige Stunden, aber sympathisch sich ansprechende Naturen pflegen sich ja blitzschnell zu verstehen; für mich umschließen die paar Stunden unserer Unterhaltung und der Lektüre seiner beiden Hauptschriften ein Ereignis mit vielseitigen und mir besonders werten Erinnerungen und Belehrungen. Er kam zu mir auf der Suche nach den zuverlässigsten Porträts einiger hervorragender italienischer Renaissancekünstler, indem er für die beabsichtigte Neuauflage seines Werkes: Die Germanen und die Renaissance in Italien die ikonographischen Dokumente revidieren und wesentlich bereichern wollte. Nun mußte ich ihm sofort sagen, was er übrigens bei seinen eifrigen ikonographischen Studien wohl schon genügend erfahren hatte, daß kein Gebiet der kunsthistorischen Forschung seit langem so brach liegt wie das der Porträtkunde. Insbesondere das Kapitel der älteren Künstlerporträts und -Selbstporträts ist so gespickt mit Unsicherheiten der Ueberlieferung, Irrtümern und Fälschungen, daß man sich gewöhnlich auf die wenigen ganz sicheren Fälle zurückzieht und mit großer, vielleicht vielfach übertriebener Vorsicht den übrigen Porträts dieser Art gegenübersteht.

So muß es Woltmann viel mühevolles Nachspüren gekostet haben, die Hunderte seiner Genieporträts in dem genannten Werke und in dem anderen: Die Germanen in Frankreich, zusammen zu bringen, zumal er sich meist nicht mit schwarz-weiß-Reproduktionen begnügen konnte, sondern darauf bedacht sein mußte, farbige und am besten plastische Originalporträts seinen physiologischen Untersuchungen und Messungen zugrunde zu legen. Wie er erzählte, ist er wochenlang durch italienische Museen und Kirchen gezogen, immer auf der Jagd nach Bildnissen berühmter Männer und nach blauen Augen und blonden Haaren auf den Tafelbildern und Fresken des Mittelalters und der Renaissance. Es hätte kein Spezialist auf dem Gebiete der Porträtkunde wissenschaftlicher und eifriger vorgehen können, als Woltmann es hier tat. Denn er ruhte nicht eher, bis er den bestbeglaubigten Porträts gegenüberstand, und er verglich sie, soweit es möglich war, mit zeitgenössischen Beschreibungen der betreffenden Persönlichkeiten und berücksichtigte Farbenveränderungen und Uebermalungen. Zu Kopien oder mechanischen Reproduktionen nahm er nur dann seine Zuflucht, wenn die Originalporträts fast vollständig zerstört waren oder wenn sie (wie das bei neueren Porträts häufig vorkommt) in Privatbesitz versteckt und unauffindbar waren. Bei seinen Studien über die französischen Porträts durchmusterte er zuerst in der Pariser Nationalbibliothek hundert Sammelbände von Porträtstichen und -Holzschnitten berühmter Franzosen und studierte dann die Originalporträts im Louvre, Musée Carnevalet, in der Ecole polytechnique, im Musée Dupuytren, in der Bibliothek des Pariser Konservatoriums, der großen Oper und des Théâtre français; ferner in den Museen von Versailles und Chantilly und in den öffentlichen und privaten Sammlungen in vielen französischen Städten. Was er so an Bildnissen in seinen beiden Werken zusammengetragen hat, bleibt wertvoll, wenn es auch in einzelnen Fällen berichtigt werden kann. Wahrscheinlich würde er übrigens in der zweiten Auflage seines Buches über die Germanen und die Renaissance in Italien z. B. gleich

das erste der beigegebenen Bildnisse, das von Lorenzo Ghiberti, richtig gestellt haben. Denn es beruht auf einem Irrtum Vasaris, und wir kennen jetzt, dank den „Forschungen über Florentiner Kunstwerke" von Heinrich Brockhaus, Leipzig 1902, S. 15, mit Sicherheit sogar zwei höchst individuelle Selbstporträts, die Ghiberti, das eine als Vierzigjähriger, das andere als Siebzigjähriger an seinen berühmten Türen des Florentiner Baptisteriums angebracht hat.

Zweifelhaft sind auch die ebenfalls auf die Autorität Vasaris hin aufgenommenen Porträts von Cimabue und Masaccio, ferner das angebliche Selbstporträt Luinis. — Aber wie gesagt, einige Fragezeichen in dieser stolzen Porträtgallerie wollen nicht viel sagen und beeinträchtigen nicht wesentlich die ganz überraschende Tatsache, daß die Genies und führenden Persönlichkeiten auf den verschiedenen Gebieten der Künste und Wissenschaften bis weit über die Renaissancezeit hinaus in den romanischen Ländern den germanischen Typus entweder rein oder noch in der Mischung kenntlich zeigen. Einzelbeobachtungen dieser Art sind schon oft gemacht und ausgesprochen worden — der Satz vom blonden Schönheitsideal der italienischen Frührenaissance ist fast ein Gemeinplatz — aber Woltmanns Verdienst ist es, die Bedeutung des germanischen Elements in der italienischen Kultur und Kunst im weiten Umfange erkannt und bewiesen zu haben. Mögen vorerst auch noch Vorurteile aller Art, begreiflicher Lokalpatriotismus bei den Romanen und Befangenheit in hergebrachten Anschauungen bei Fachgelehrten diesseit und jenseit der Alpen Woltmanns Forschungen entgegenstehen, so scheinen sie doch deutlich zu denjenigen Erkenntnissen zu gehören, die sich bewähren und behaupten. Er hat in wundervoller klarer Fassung mehrfach seine Leitsätze formuliert, am schlagendsten vielleicht in den folgenden Worten in der Einleitung seines Buches über Die Germanen in Frankreich: „Danach ist die Theorie wohlbegründet, daß die Germanen der Völkerwanderung in den romanischen Staaten nicht als Zerstörer auftraten, wenn auch die letzten Reste entarteten Römertums unter ihren Streichen fielen, sondern daß sie es waren, welche die organischen Wurzeln zu einer geistigen Wiedergeburt dieser Völker legten. Die »Renaissance« war in Wirklichkeit nichts anderes als eine Entfaltung der germanischen Stämme unter der Hülle einer fremden Sprache und unter den besonderen Einflüssen eines neuen Milieus und der antiken Ueberlieferung."

Diese Definition der Renaissance, die zugleich für die Renaissancekunst gilt, ist also diametral entgegengesetzt der alten Definition, die die Renaissance als das Wiedererwachen der antiken Kunst und als eine Reaktion des italischen Volksgeistes nach vollständiger Ueberwindung der eingedrungenen Barbaren erklärt. Obwohl neuere Forscher, wie Schnaase und Burckhardt, den wichtigen Einfluß germanischen Wesens wenigstens in der oberitalienischen Kultur und Kunst betont und die Bedeutung der Antike für die Renaissance eingeschränkt haben, so hat doch niemand bisher mit solcher Kühnheit und Geistesfreiheit, mit so vielseitigem Wissen und gründlichem Forschen diese Fragen angefaßt und zu klarer Lösung gebracht wie Ludwig Woltmann. Auf den verschiedensten Wegen, die ihm seine ungewöhnlichen Kenntnisse in der Historie, in der Anthropologie, Philologie und Etymologie

eröffneten, hat er die zwingenden objektiven Beweise erbracht, daß die nachrömische Kultur und Kunst im wesentlichen eine eigenartige Leistung der eingewanderten germanischen Rasse war. Seine eindringenden Studien in der frühmittelalterlichen und der Renaissancekunstgeschichte verwertet er besonders in der zweiten Hälfte seines Werkes über die Germanen und die Renaissance in Italien, im VI. Kapitel, wo er das neue Schönheitsideal der germanischen Rasse bei Dichtern, Novellisten und Malern analysiert; ferner im VII. Kapitel über die Architekten und Bildhauer seit Theoderichs des Großen Zeit, dann im VIII. Kapitel über die Maler. Diese Teile verdienen von allen, die sich ernst mit Kunstgeschichte beschäftigen, mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen zu werden, denn sie enthalten viele neue feine Beobachtungen und lassen bekannte, aber bisher nicht in Zusammenhang gebrachte Fakta unter dem neuen Gesichtspunkte des germanischen Agens in neuem Lichte und erhöhter Bedeutung erscheinen. So lehrt uns Woltmann Etappen zusammenhängender germanischer Kunstentwicklung zu sehen sowohl in Theodorichs großartiger Bautätigkeit, in der Kunstübung in den Klöstern und an den Höfen der Langobarden in Benevent, Spoleto, Friaul, Pavia, in der Blüte der Normannen in Sizilien, wie in zahlreichen Nachrichten über Kunst und Künstler im frühen Mittelalter und in den Fresken der Unterkirche von San Clemente und Sant Agnese aus dem 11. und 12. Jahrhundert bis zu Giottos großer Kunsterneuerung. Höchst interessant sind auch seine familiengeschichtlichen Untersuchungen und seine etymologischen Namenerklärungen bekannter italienischer Künstler. Wer hätte daran gedacht, daß z. B. der Name Giotto di Bondone die altdeutschen Formen Jodo (Joto) und Bondo (= Freibauer) bewahrt; daß Fra Giovannis weltlicher Name Guido = Wido oder Wiede ist; daß in Leonardos da Vinci Namen das gute deutsche Winke, Vincke steckt und Buonarota = Bonroth ist? Mit diesen und vielen ähnlich überraschenden Namenerklärungen bewegte sich Woltmann auf einem bisher gar nicht von den Etymologen beachteten Gebiete, und es ist leicht möglich, daß ihm hier bei der Schwierigkeit und Neuheit der Fragen einige Deutungen mißlungen sind.

In seinem Werke über die Germanen in Frankreich mußte er einen noch detailreicheren Stoff bewältigen und gliedern, als in dem früheren Werke, und so spielt hier die Statistik eine größere Rolle, während der bildenden Kunst nur ein kurzes Kapitel eingeräumt wird. Aber auch hier gibt Woltmann z. B. aus entlegenen Quellen höchst interessante Tatsachen über die Baukunst bei den Westgoten in Frankreich. Da dort das germanische Element die herrschende Schicht durch alle Jahrhunderte blieb, so gewinnt durch Woltmanns Forschungen die Ansicht derer, die in dem gotischen Stil eine germanische Erfindung sehen, eine starke Stütze. Von besonderem Interesse ist hier der Exkurs über die Goten und Sueven in Spanien und ihre Spuren in der Erscheinung der Nachkommen: Murillo und Velasquez waren Mischtypen, aber zahlreiche spanische Maler alter und neuerer Zeit zeigen blonden Typus, und der bekannteste spanische Maler der Gegenwart, Villegas, blond und blauäugig!

Aus Woltmanns Briefen an mich (1893—1906).

Dr. phil. Alexander Koch-Hesse.

In einem dem Studium der Sozialwissenschaften gewidmeten Berliner Studentenkreise befanden sich im Winter von 1893 auf 1894 eine Anzahl Mediziner, darunter Ludwig Woltmann, der jetzige Sozialhygieniker Alfred Grotjahn und ich; naturgemäß schlossen wir uns enger aneinander. Anfang Februar 1894 besuchte Woltmann mich zum ersten Male, und bereits am 7. März schrieb er mir: „Mein Lieber, unser Zusammensein und unsere Unterredung ... hat mir gezeigt, daß wir uns in unserer Denkart und Gesinnung viel näher stehen, als es anfangs schien. Wir redeten eine fremde Sprache ... Doch diese Scheidewand ist gefallen, und so wäre es mir lieb und ich darf hoffen, Dir auch, wenn wir in bleibenden Geistesaustausch träten und uns in unserem Verkehr näherten. Die Zeit der Schwärmerei ist für mich — vielleicht auch für Dich — vorüber, und wenn man sich jetzt an Menschen anschließt, so ist das Sache einer ernsten Ueberlegung ... Und so, mein Lieber, wenn Du mich verstehst und mir ein wenig Sympathie entgegenbringst, wird mich unsere Freundschaft sehr erfreuen und ich hoffe, daß sie Dir auch nur zur Förderung und Befriedigung gereichen wird. Drum schlag' ein in die ehrliche Hand, die sich Dir darbietet." Ich schlug mit Freuden ein, ich hatte nicht viele Freunde, da ich mit Kommilitonen, die nur von Sezieren und qualitativer Analyse sprachen, ebensowenig verkehren mochte, wie mit Leuten, die blind gegenüber der Natur die Welt nur aus der Tiefe ihres meist nicht sehr tiefen Gemütes zu erforschen strebten. Für Woltmann aber waren Natur und Kultur schon damals einheitlich zu erklärende Erscheinungen, und über der Betrachtung des individuellen Organismus, des Einzelmenschen und des einzelnen Stoffes vergaßen wir schon damals nicht den sozialen Organismus und die universalen Zusammenhänge, trieben vielmehr neben den Naturwissenschaften eifrig die Sozialwissenschaften und die Philosophie. Von Solingen, seiner Vaterstadt aus, schrieb er mir bald darauf: „Mein lieber Freund, nun bin ich schon über vierzehn Tage von Berlin fort und finde heute abend einige Muße, Dir ein Lebenszeichen zu senden. Um so mehr fühle ich in mir den Drang, als in meiner Vaterstadt nicht ein solcher tiefer und inniger Geistesaustausch möglich ist ... der mir ein notwendiges Bedürfnis geworden war. Und so ist denn mein einziger geistiger Verkehr jetzt die Bücherwelt und die erwachende Natur. Aber des Menschen inneres Leben und individuelles Fühlen kann sich nicht auf die Dauer mit dem eigenen Spiegel so wie in der Natur und den Geisteswerken großer Menschen befriedigen; aus der Einsamkeit heraus sucht es lebendigen geistigen Austausch mit seines Gleichen, es will ein widerhallendes Echo hören, ein: Du — Du! — Ein aktives Erfassen und eigenartiges Wiedergeben, allen den Stempel des Subjekts, eines in sich gebildeten Ichs aufprägen! . . . Nun, mein Lieber, möchte ich hören, wie Du Dich befindest an Leib und Seele. Es ist mein Wunsch, daß wir eine fruchtbringende Korrespondenz betreiben ... Unter den vielen alten und jungen Menschen, die ich in Berlin näher kennen zu lernen die Gelegenheit hatte, hat mir Deine

Art zu denken, wohl am besten mit gefallen ... Wir modernen jungen Leute, ... für die auch die Autorität einer bestimmten Philosophie keinen Halt bieten kann, sehen uns in ein Chaos der Begriffsverwirrung, in ein Wirrsal von Pflicht und Wahrheit zerstörender Kritik versetzt, aus denen nur individuelle Selbsterziehung, innere Kraft des Wahlvermögens und der Konzentration des Geistes Rettung bringen kann ... Wir wachsen aus der Psychologie der Familie heraus.“ (26. März 1894.) „Physischen Zwang und geistiger Bevormundung wollen wir Krieg schwören. Freiheit! Selbsttätiges Denken und Prüfen, Einsicht in die rationellen Gründe des Handelns, Ausbildung eines klaren, in sich geschlossenen Bewußtseins durch eigenes Leben und eigene Erfahrung im Verkehr mit Menschen und Natur, das muß unser Ziel sein, dem wollen wir gemeinsam zustreben. Und darin wollen wir uns unterstützen, nicht wahr? Kann es ein köstlicheres Band einer wahrhaftigen und aufrichtigen Freundschaft geben?“ (15. April 1894.)

Noch hatte Woltmann damals das jugendliche Bestreben der Proselytenmacherei, und ausführlich schilderte er mir in einem Briefe (26. März 1894), wie er versucht hatte, den großen Gelehrten Ernst Haeckel in einer langen, lebhaften Unterredung von seinen allzu sehr auf den Kampf ums Dasein aufgebauten sozialpolitischen Anschauungen abzubringen. In Darwins und Spinozas Geiste aber waren beide vereint. „Wie sollen“, schreibt er im gleichen Briefe, „wir Waisenkinder des absterbenden Jahrhunderts einen inneren Halt finden, eine Leuchte erblicken, die uns leitet? Wir müssen uns Halt und Leuchte selbst erringen, im Kampf mit uns und der Welt erobern. Der Halt ist eine feste, charaktervolle, in sich geschlossene Lebensgestaltung, gebildet und organisiert aus dem geistigen Leben einer ringenden höheren Kultur. Die Leuchte aber ist das Ideal, der Idealismus des Lebens, der immer über das eigene Ich hinwegschreitet, nicht um es zu vernichten, sondern um das individuelle Leben zu ergänzen in den Lücken, welche allem empirisch beschränkten Dasein nun einmal schicksalsgegeben anhaftet. Dieses Ideal habe aber auch wieder sein Gepräge, seine eigene Form und Farbe. Doch in letzter Instanz muß in ihm ein Allgemeines, ein Verbindendes und Versöhnendes sich gestalten. So, mein lieber Freund, denke und fühle ich. Ich habe mich durch viele Wirrnisse und elendes Gestrüpp hindurchringen müssen, bis ich mir klar geworden war und mich selbst gefunden und gewonnen hatte. Ich habe schon manches Steckenpferd geritten, doch aus dem Irrgarten rettete mich die gesunde Natur und Kraft des rein Menschlichen.“ Nicht immer also hatte er in der Weltbetrachtung Spinozas seine Ruhe gefunden. Sehr drastisch drückte er das einmal so aus: „Ich bin besessen gewesen von dem Teufel des Christentums, des Materialismus und des Pessimismus der Vernunft. Der letztere hat mir manch Böses angetan.“ (23. Mai 1894.) Also erst vom Pietismus war er in früher Jugend zu seinem schroffsten Gegenteile, zu Büchner und Vogt gekommen, von diesen zu Schopenhauer, und erst von Schopenhauer zu Spinoza. Jede Richtung studierte er mit unendlicher Gründlichkeit und füllte mit ihren Exzerpten dicke Konzept-Bücher. Aber auch bei Spinoza blieb er nicht stehen, wie sich bald zeigen wird.

„Hast Du eine bestimmte Weltanschauung, kurz — was man eine Philosophie zu nennen pflegt? — Du wirst glauben, ich sei doch

recht neugierig. Neugierde ist es nicht; innere Teilnahme, geistiges Interesse, Vertrauen, Freundschaft, Liebe, — nenne die sympathische Regung im Menschengeiste, wie Du willst — sie ist es, die mich Dich fragen läßt. Frage und Antwort: Ein Ruf in den tiefen und dunkel verborgenen Schacht einer Menschenseele und wiederholt ein Echo mit Verständnis und Wohlklang: Du — Du! — Ist ein Verkehr unter Menschen anders möglich, wenn er bildend, erhebend, tröstend und begeisternd wirken soll, wenn er nicht auf der Oberfläche beharren und seine Worte nur kleine und leise Wellen schlagen sollen? — Drum offenbare mir in Vertrauen und Liebe Deine Ansichten über Welt und Leben, so wie Du die meinen schon kennst oder sie aus meinen Briefen sich abheben siehst. Ich hoffe, von Dir zu lernen. Wir können alle voneinander lernen; denn was ist der Mensch ohne Spiegel, ohne Echo? —“ (26. März 1894.)

Während der Universitätsferien pflegte Ludwig Woltmann außer in seiner Vaterstadt Solingen mit Vorliebe im benachbarten Elberfeld zu weilen, wo sein Schwager in der Vorstadt Uellendahl eine ländliche industrielle Unternehmung besaß. Von hier aus schrieb er einige Wochen später: „Mein liebster Freund! Bevor wir beide ins Semester reisen, möchte ich Dir noch ein kleines Brieflein senden. Deine lieben Zeilen trafen mich noch in Uellendahl, wo ich ... in Wald, Feld und Garten das allmähliche Aufwachen der Natur aus dem Winterschlummer beobachtet habe. Dieses Jahr ist der Lenz mehrere Wochen zu früh erschienen, vielleicht hat das darin seinen Grund, daß Papa Förster festgestellt hat, die Erdachse hätte sich etwas verschoben. So tausendgestaltig und farbenreich, so frisch und neu erscheint der Frühling, als wenn man seinem Einzuge zum ersten Male zusähe. In Uellendahl hat mein Schwager einen kleinen Wald, der am Bergabhang liegt und von einem wilden Bächlein durchströmt wird. Dort habe ich oft unter den eben knospenden Buchenbäumen, auf dem frischen Moose ruhend, oder auf einem alten Baumstumpf sitzend, gedacht und geträumt, mich in Gedanken nach Berlin zurückversetzt, während Fink und Drossel im Gesträuch ihr Liedchen pfiffen! Dort unter freiem Himmel habe ich auch Spinoza studiert, den tiefen Denker und weisen Lehrer, und die ganze Szenerie paßte harmonisch zu der Stimmung, welche die Gedanken des Predigers der intellektuellen Liebe in mir erregten. — Auch Deiner habe ich gedacht und gewünscht, Du wärest bei mir, und wir könnten gemeinsam uns in die Weisheit großer Menschen vertiefen, kritisch ihre Theorien prüfen und unsere Urteile austauschen. Und als ich Deinen Brief las, wurde es mir klar: Du bist auch einer von den Zugvögeln, die von innerer Unruhe und Ungeduld aus dem Käfig zu fliehen suchen und ihrer Heimat zustreben, wenn der Sonnenschein erwacht ... Und die Heimat, welche Du siehst, ruht in Deinem eigenen Innern; da mußt Du sie Dir in einem Alter errichten, wo das ewige Licht des Ideals und der Hoffnung glüht, das Du Dir selbst anzünden mußt ... In die Welt möchten wir gemeinsam hinaus, zur sonnigen Italia, den tiefblauen Himmel und die satte Farbenglut des Südens zu bewundern. In der Fremde wollen wir uns selbst suchen, die Selbstfindung und Selbstgewinnung — das ist die Heimat der Freiheit, nach welcher unsere Seele dürstet.“ (15. April 1894.)

So schrieb er im Geiste Spinozas, aber als ich ihn im September desselben Jahres in jenem Wäldchen und an jenem Bächlein aufsuchte, da saß er nicht mehr über dem Spinoza, sondern über Hegel.

Wenn in früheren Jahren ihm nach seiner Aussage der schopenhauerische Pessimismus „manch Böses angetan" hatte, so jetzt nicht minder die Hegelsche Dialektik und der damit geistig so eng zusammenhängende Marxismus. Ein richtiger Hegelianer ist er freilich nie gewesen, denn sehr bald tönte das berühmte „Zurück zu Kant" der offiziellen deutschen Philosophie auch in seiner Seele.

Die überaus lebhafte Naturempfindung, die sich bei ihm mit den abstraktesten Spekulationen paarte und die sich schon in diesen Briefproben zeigte, wird in der folgenden noch deutlicher, die von einer Episode aus einer gemeinsamen Schwarzwald-Wanderung erzählt. In Säckingen im „blauen Hecht" hatten wir in Scheffel geschwelgt, am Nachmittag im reißenden Rheinstrome nahe dem Laufenburger Strudel gebadet, dann etwas geruht und wollten nun die ganze Nacht durch bei Mondschein wandern, verloren uns aber durch einen Zufall. Von Freiburg aus schrieb er mir dann nach Tübingen: „Es war eine tolle Geschichte, eine wunderbare nächtliche Wanderung, die ich mein Lebtag nicht vergessen werde. ... trabte ich darauf los, in Gedanken und in die zauberhafte Mondlandschaft versunken, immer weiter und weiter ... Die Mondszenerien des Tales nahmen meinen ganzen Sinn befangen und wie willenlos zog ich durchs Tal. Ich wurde müde und ging in den Wald, wo ich mich in weiches Moos niederstreckte ... Dort lag ich etwa eine halbe Stunde halb wachend und halb träumend ... Doch vorwärts, immer vorwärts trieb ich mich. Endlich kam ich an eine Bank am Wege unter einer gewaltig hohen Tanne. Darauf streckte ich mich aus und schaute zum mondhellen Himmel hinauf. Unten rauschte die Alp und ich horchte ihrem Geplätscher. Und es war mir, als wenn aus dem Rauschen ein Musikstück hervorklang ... Und glaubte Dich flötend heranziehen zu hören. Doch ach! Ich hörte keine Schritte und die Musik hatte ich selbst in das Rauschen hineingelegt ... Der Himmel bedeckte sich mit Wolken, der Mond schwand und im Osten zeigte sich allmählich ein rötlicher Streifen ... Es war inzwischen drei Uhr geworden. Vögel erwachten im Walde und von Höhenschwand her schlug die Kirchenuhr ... Da kam ein Bauersknecht und trieb die Kühe auf die Weide. Ich sprach mit ihm, um nur mit einem Menschen zu sprechen. Sonst alles still. Ich zog hinunter ... in Titisee kam ich um 10 Uhr müde und durchnäßt an ... Ich fuhr mit der Bahn, ganz verstimmt und traurig, daß wir uns nicht mehr zum Abschied sehen und uns die Hand drücken sollten, nachdem wir fast eine Woche lang zusammengelebt hatten ... Ich möchte noch manches von Dir lernen: etwas von Deinem naiven, ursprünglichen Freiheitsgefühl. Nicht als wenn mir das fehlte, aber es ist durch die vielen geistigen Wirrnisse, aus welchen ich mich retten mußte, in mir ängstlich und unsicher geworden ... Die Unmittelbarkeit fehlt mir ganz. Du hast einen inneren subjektiven Gradmesser, ich suche immer nach einem objektiven Maßstab, wo mein Ich keine Rolle spielt. Ich suche überall den objektiven Gedanken zu finden und zu gestalten ... Mein Gefühl hat mich oft getäuscht. Empfindungsmenschen von gesunder Natur, wie Egidy z. B., wirken

unmerklich auf mich ein. Sie geben mir ein Vertrauen zu meinem Gefühl und Instinkt wieder. So auch Du, mein Lieber! ... Wir, die wir als junge Leute in einer großen Zeit leben ... müssen uns aneinanderschließen, uns helfen und gegenseitig bilden. Es sind ja vorläufig noch so wenige ... Heute ist hier Fronleichnamsprozession. Die Götzendiener haben ihre Schutzheiligen und bunten Lappen herumgetragen. Solange die Menschen noch pfäffisch denken, gibts keinen Kulturfortschritt." (23. Mai 1894.)

Nachdem er im Februar 1895 mit einer psychiatrischen Arbeit über „Die hypochondrische Seelenstimmung" zum Doktor der Medizin promoviert hatte, warf er sich vorübergehend, wieder in Freiburg, ganz auf die Philosophie. Im Herbst schrieb er mir: „Ich hatte mich, fern vom Stadtgetriebe, im schönen Immental eingemietet, wo ich den ganzen Sommer hindurch in den Gärten der Philosophie gelustwandelt habe, um mir ein schönes Blumensträußlein zu winden aus den Wunderblumen der Weisheit aller Völker und Generationen. ... Ich gedenke demnächst nach Freiburg zurückzukehren und mein philosophisches Doktorexamen zu machen. Meine Dissertation ... ‚Kritische und genetische Begründung der Ethik' ... behandelt kurz den Zusammenhang zwischen der absoluten Moraltheorie Kants und der entwicklungsgeschichtlichen Auffassung Darwins. Ich habe darin nachzuweisen versucht, daß die idealen Werte der apriorisch-rationalen Ethik in keiner Weise beeinträchtigt werden durch die Theorie einer biologischen und kulturgeschichtlichen Entwicklung derselben. ... Aber diese Dissertation ist nur die Vorbereitung gewesen zu einem umfangreichen Werk über ‚Die erkenntnistheoretische Grundlage der Moralwissenschaft', mit dem ich eifrig beschäftigt bin. — Ich muß Dir mitteilen, daß ich die starke Absicht habe, mich später in Philosophie zu habilitieren und Ethik und Pädagogik zu dozieren. — ... Verlobt bin ich nicht, verliebt auch nicht. Der platonische Eros hat meine ganze Seele in Besitz genommen, und da muß ich nolens volens auf Entdeckungsreisen in dem Lande der Ideen gehen: hier eine Wahrheit und dort eine Weisheit — so pflücke ich die Blümelein, an denen viele achtlos vorübergehen und trage sie sorgsam nach Hause. Die Heimat des Menschen sind die Höhenaussichten des Lebens, alles andere ist nichts als Station an Station gereiht." (4. August 1895.)

Kann man es sich vorstellen, daß jemand mitten in dieser Gedankenarbeit ins medizinische Staatsexamen geht? Aber so geschah es. Denn nach kaum sechs Wochen erhielt ich folgenden Brief aus Freiburg: „Ich stehe mitten in den Beschwerden des medizinischen Staatsexamens, und Du wirst erfahren haben, daß ein Kandidatengehirn in solcher Situation manche Maltraitage aushalten muß. Doch fühle ich mich seit gestern sehr erleichtert, weil ich die vier theoretischen Stationen nun hinter mir habe ... Vorige Woche, Montag und Dienstag, habe ich die anatomische, Donnerstag die physiologische, Sonnabend und Montag die pathologische und gestern, Donnerstag, die hygienische Station überwunden. Montag gehts in die geburtshilfliche Klinik. ... Meine philosophische Dissertation hat Riehl gern angenommen. Ich werde das Doktorexamen sofort nach Beendigung der medizinischen Prüfung machen, — und mit Anfang des neuen Jahres nach Berlin abdampfen. ... Doch ich schließe, da ich mich über die Spezialitäten

des Geburtsmechanismus etwas näher informieren muß. Das ist schlimm für eine philosophische Seele, die lieber die logische Operation der Geburt von Wahrheiten untersucht ...“ (15. September 1895.)

Mitte Januar erhielt ich dann die Nachricht: „Mein Lieber, Dir zur erfreulichen Nachricht, daß ich seit heute mich als medicus approbatus fühle. Dieses Ereignis wäre schon vor zwei bis drei Wochen eingetreten, wenn nicht der Examinator in der Augenheilkunde krank geworden wäre. Ende nächster Woche ist mein philosophisches Doktorexamen: ich bin ein vielgeprüfter Mann!“ (15. Januar 1896.) Auch diese Examens-Geburt ging glücklich vonstatten, und im April finden wir den Dr. med. et phil. zum ersten Male in Italien am blauen Mittelmeer.

Nach zweimonatlichem Aufenthalt kehrte er zurück und ging nun sofort an die Ausarbeitung seiner philosophischen Gedanken: ... „auf Grund der Skizze in meiner Dissertation ein ausführliches Werk über Ethik auszuarbeiten, in welchem ich eine Synthesis von Kritizismus, Darwinismus und Sozialismus auszubauen versuche.“ (23. Februar 1897.) Aus einer genauen Disposition, die er mir sandte, geht hervor, daß das Buch damals in allem Wesentlichen schon fertig gewesen sein muß. Im Oktober 1896 trat er als Einjähriger ein und bereits im Frühsommer 1897, als Einjähriger-Arzt, hat er sein Buch über Ethik vollendet; denn schon am 24. Juli schreibt er mir: „Neues von mir selbst zu melden, wird es Dich interessieren, daß ich wegen der Herausgabe meines philosophischen Werkes mit dem Verlagsbuchhändler Naumann in Leipzig, dem Verleger der Nietzsche-Werke, in Verbindung stehe. Ob ein Vertrag zustande kommt, kann ich jetzt noch nicht sagen. Freilich wird es mir nicht so leicht gemacht, wie unserm Freund und Kollegen Grotjahn, der von einer Verlagsfirma den ‚ehrenvollen Auftrag‘ erhalten hat, ein Buch über den Alkoholismus zu machen. ... Nun, es ist ja auch interessanter, ein Buch über den spiritus vini zu lesen, als von der Höhe des spiritus sanctus — mores gelehrt zu bekommen. — Was ich nach Beendigung meines einjährigen Militärjahres beginnen werde, ist mir noch ziemlich verschlossen. Ich wage nicht daran zu denken. Am liebsten würde ich wieder die alma mater besuchen und allerhand nützliche und förderliche Wissenschaften lernen. Indes manchmal kommt es über mich wie eine Vision, daß ich ein leidlich praktischer Arzt werden muß, der nebenher den Universitätsphilosophen ins Geschäft pfuscht.“

Tatsächlich kam er im Oktober wieder nach Berlin, „um allerhand Wissenschaften zu kultivieren“ (10. Oktober 1897), „um der lieben Mutter Philosophie willen“. Er meint: „Ich studiere allerhand interessante Wissenschaften, besonders Oekonomie und Theologie, soweit sie eine philosophische Seele interessieren. Daneben habe ich auch noch einen andern Zweck: ich beschäftige mich zu Zwecken spezialistischer Praxis mit Augenheilkunde. ... Ich interessiere mich dafür, und das Gebiet ist so klein, daß in meinem Gehirn auch noch Raum für philosophische Appetenzen übrig bleibt.“ In seinem Gehirne hatten freilich alle diese Dinge nebeneinander Platz.

Kurz darauf ließ sich Woltmann in Barmen als Augenarzt nieder. Seine eigentlichen Lehrjahre fanden damit ihren Abschluß. Wie er sie

benutzt hat, um zu seinem späteren Schaffen den Grund zu legen, und wie er sich während dieser Zeit intellektuell und psychisch entwickelt hat, davon haben, glaube ich, die mitgeteilten Briefstellen ein anschauliches Bild ergeben. Mit Rücksicht auf den mir zugemessenen Raum sehe ich davon ab, auch seine späteren Briefe hier auszugsweise vorzuführen; sie bilden im wesentlichen einen Niederschlag seiner regen Schriftsteller- und Forschertätigkeit und offenbaren alle jene charakteristischen Züge, die seinem engeren Bekanntenkreis aus eigener Anschauung und den Lesern dieser Zeitschrift aus seinen Aufsätzen und größeren Werken bekannt geworden sind.

Nur noch einige wenige Zitate aus den Mitteilungen aus jüngster Zeit, die er auf seiner vorjährigen Reise durch Frankreich an mich gelangen ließ, will ich hierher setzen, um dem Leser ein Bild von der mühsamen Forscherarbeit zu geben, auf welcher seine beiden letzten Rassenwerke sich aufbauen. „Meine Studien", schreibt er mir am 20. März 1906 aus Paris, „gehen von Tag zu Tag weiter. Immer wird das eine oder andere ‚entdeckt', wenn auch mit großen Schwierigkeiten, Laufereien, Plackereien mit den Herren Concierges usw. In ‚Frankreich' kommt allmählich Licht, d. h. anthropologisches. Zweihundert Franzosen auf den Leib zu rücken, da muß man tapfer aushalten. Heute war ich beim Direktor des Luxembourg-Museums und habe ihn kurzerhand ersucht, mir zu beschreiben, wie Monsieur Rodin aussieht: Mittelgroß und kräftig, hellblaue Augen, blondrötliche Haare." Es „ist die ganze Musik und bildende Kunst des 19. Jahrhunderts eine Schöpfung germanischer Barbaren". „Heute war ich in Chantilly, das Museum zu besuchen. Herrlicher Frühlingstag! Meine zweihundert Franzosen, die ich so ‚leibhaftig' attackiere, sind nun zum größten Teile überwunden. Aber der Rest macht um so größere Schwierigkeiten. Es gibt kein niederträchtigeres und fauleres Pack auf Erden als die Domestiken und Conciergen. Meine Untersuchungen über Italien werden durch die über Frankreich glänzend bestätigt. Frankreich verdankt f a s t alles den Barbaren. Auch habe ich noch einige Italiani biondi entdeckt: Donatello, Tintoretto, Cellini, Manetti. Canova hatte braune oder dunkelblonde Haare, nicht schwarze, wie ich angenommen.... Molière, Pascal, Corneille, Montaigne waren blond, Descartes braun, Racine vielleicht dunkel oder braun. Goujon hatte hellblonde Haare und ebensolchen Bart." (Paris, 4. April 1906.) „Ich bin gestern früh nach Dijon gefahren und heute nachmittag gehts nach Lyon. Hier ist es mir nun endlich gelungen, den Typus von Rude festzustellen, der mir schon soviele Mühen gemacht hat. Also: hohe Gestalt, heller, rosiger Teint, blaue Augen, schwarze Haare und ebensolche Augenbrauen, wahrscheinlich brauner Bart!" „Die überwiegende Mehrzahl der französischen Talente (unter zweihundert) ist blond und blauäugig, dann folgt eine genügende Anzahl ausgeprägter Mischlinge, und eine ganz geringe Anzahl, die zugleich schwarze Haare und braune Augen, brünette Haut hatten. Dazu gehören z. B. Larochefoucauld und Balzac, zwei tüchtige Geister, auch Rousseau!" (Dijon, 11. April 1906.) — „Ich reise morgen in die Normandie, um noch einige Germanen einzufangen . . ." „Gestern entdeckte ich ein Porträt von Pigalle. Ich hatte ihn schon auf die Liste der Unerforschlichen gesetzt." (Paris, 7. Mai 1906.) „Ich hatte Gelegenheit, in den letzten Tagen Personen

zu finden, die Claude Bernard, Becquerel, Biot und Flourens gut gekannt haben.“ (Paris, 11. Mai 1906.)

Dies als Beleg für die mühevolle Entstehungsart der beiden Woltmannschen Rassenwerke. Aber alle diese Schwierigkeiten schienen dem rastlosen Forscher nur ein Ansporn zu neuem Schaffen zu sein. Es war ihm daher nur willkommen, daß die Notwendigkeit einer zweiten Auflage seines Renaissancewerks eine neue Reise nach Italien erforderlich machte. So fuhr er denn vor wenigen Wochen ein siebentes Mal in das Land, das er so geliebt hat, wie alle echten Germanen es lieben. Ein Nordlandssohn, der keine Kälte fürchtet, badete er alljährlich dort schon im Anfang Februar! Diesmal aber hat ihn ein Herzschlag dahingerafft.

Vielleicht ist deshalb eine Nachricht nicht unwichtig, die er mir jetzt vor genau zehn Jahren sandte. Er schrieb nämlich (23. Februar 1897) als Einjähriger: „Seit einiger Zeit leide ich an Gelenkrheumatismus, den ich mir im Militärbetrieb zugezogen habe; der zwar nicht besonders schmerzhaft, aber doch manchmal recht lästig ist. Ich bin drei Wochen im Lazarett gewesen ... zu den rheumatischen Beschwerden hat sich ein Herzleiden hinzugesellt, das vorläufig zwar noch eine gute Prognose bietet.“

Jetzt hat sein Herz aufgehört zu schlagen. Der nimmer müde Geist ruht, und nur seine Werke und die Erinnerung an seine große Persönlichkeit, die eine knorrige Urwüchsigkeit mit einer unendlichen Zartheit verband, lebt ins uns fort.

Ludwig Woltmann und die Frauen.

Frau L. R.

Im Leben dieses Mannes, das der Forschung der Erkenntnis, der Gestaltung in rastlosem Streben, oft von Grund auf neu beginnend und mit seltener Energie fortschreitend, gewidmet war, hat scheinbar die Frau nichts bedeutet. Dennoch wäre es unrecht, wenn die Frauen ihm keinen Kranz flechten würden — denn sie haben ihm sehr wohlgewollt. Er hatte neben den Freunden warme Freundinnen; denn er war einer der seltenen Männer, mit denen Frauen befreundet sein können. Was besaß er, das sie so anzog?

Er gab sich mit Frauen zwar zarter, aber nicht wesentlich anders als mit Männern; er ließ sich nicht geistig zu ihnen herab, aber ebensowenig affektierte er je galante Huldigung. In größerem Kreise, so selten er sich auch in Gesellschaft begab, verlieh dem weltfremden Manne die innere Vornehmheit und geistige Ueberlegenheit eine ruhige, unanmaßliche Sicherheit, zu schweigen wie gehaltvoll zu reden; er schwatzte nie. Frauen, die er besser kannte und deren Wesen ihm zusagte, nahm er wie Schwestern. In ihrer Gegenwart führte er ungestört seine Männergespräche; wenn sie gelegentlich daran teilnahmen, so galt ihm ihr Urteil so viel und so wenig, wie es wert war. Mit einer neuen Entdeckung auf seinem letzten Arbeitsfeld, der Erforschung der körperlichen Typen des Genies, kam er Verständnis

und Anteilnahme erwartend so gern zur Freundin als zum Freunde. Wo freilich die Tiefen der Metaphysik, sein eigentliches Herzensgebiet, aufgerührt wurden, da schwieg die Frau besser; dankbar, durch diese Gespräche Blicke in das Reich reinster Geistigkeit, in das Ringen von Weltgedanken und Weltgefühlen tun zu dürfen. Es mußte ihr genügen, dort, wo die philosophischen Männer ihr wirklichstes Leben führen, als teilnehmende Anwesende nicht störend empfunden zu werden, wie es mit jeder andersgestimmten Seele der Fall gewesen wäre.

Dann erholte er sich von der Arbeit, die er nicht nur am Schreibtisch zu leisten vermeinte, in der ebensowenig realen Welt des kindlichen Spiels und der kindlichen Freuden. Seine Genußfähigkeit war hier die eines Knaben. Wie seine Augen das intensive Kinderblau, so hatte seine Seele ihre Kindereinfachheit bewahrt. Niemand war in den Grenzen guter Lebensart so nett zu necken wie er. War er aber nicht bei Laune, oder handelte es sich um ernsthafte Anlässe, so konnte er kraft der gleichen Unmittelbarkeit der Reaktion knabenhaft heftig und unverständig werden. So hatte er einige Fehden in der Oeffentlichkeit auszufechten, bei denen er seinen Charakter für Leute, die ihn nicht kannten, in ein falsches Licht setzte.

Die einzige Welt, in der er nicht heimisch wurde, war die der meisten anderen. Aber auf die Welt der „biologischen Oekonomie", des „bürgerlichen Lebensbetriebs", wie er scherzend sagte, sah er nicht hochmütig herab, so fern er selbst ihr auch stand. Er hielt sie weder für verächtlich noch für verwerflich, sondern für notwendig. Die höheren Gesinnungssphären, in denen er lebte, die idealen Strebungen, sublimen Gedankengänge, verspottete er mit Humor als „moralische Wollust", als „geistigen Luxus". Die andere Welt dagegen, die der Lebensklugheit, der Konvention, des Berufs, der Konkurrenz, der Karriere, das sei für den Durchschnitt der Menschen die geeignetste; im Interesse der Gesamtheit müsse sie erhalten werden. Sie sei die Basis des Staats, der Familie.

Und darum hat Woltmann selbst keine Familie gegründet. Nicht, daß es ihm an Sinn dafür gefehlt hätte. Im Gegenteil; ein Hauptgrund für die Zuneigung der Frauen war, daß er sich ihrer und der Kinder, der Häuslichkeit Einwirkung so gern hingab. Die Frauen fühlten, daß dieser einsame Wanderer ihrer mit einer Seite seiner Seele bedurfte. Er hatte viel Freude an der Anmut des Lebens; ihn entzückten blonde geputzte Mädchen auf der Straße oder im Theater. Aber er sah es alles an, als ob er nie damit zu tun haben könne. Neben dem Elternhaus, dem er sein Kindheitsverhältnis aufs schönste bewahrt hatte, dankte er nur dem Familienleben anderer seine Ruhepausen und genoß es dann mit stillem Behagen. Aber sein fast eigensinniger Unabhängigkeitsdrang erweckte für die Zukunft des Freundes Besorgnisse. Wie, wenn er in der Fremde krank wird, oder altert, oder seinen Erwerb, wie schon öfter, einem idealen Interesse opfert und dann nicht wieder eine Basis der äußeren Existenz findet? Solche Sorgen, wie sie sich die Mutter machen mochte, stiegen auch den Freundinnen auf. So kam eine Art von Mitleid, ein Schatten dessen, was Senta zum Holländer zieht, in die Gefühle der Frauen für ihn. Und sie dankten es dem zurückhaltenden Manne, daß er empfänglich für kleine Freuden

war, die sie ihm so gern schenkten, da er die großen Güter des Lebens von keiner Frau empfangen hatte.

Daß dieser Mann, dessen Sturm- und Drangperiode auf dem Gymnasium begann und in gewissem Sinne nie abschloß, auch noch andere Beziehungen zu den Frauen gehabt hat, ist ohne weiteres anzunehmen, — eine große Liebe mag auch er erlebt und überwunden haben. Vielleicht dankte er seine mangelnde Schroffheit, die schöne Haltung gegen das weibliche Geschlecht diesem Verzicht. Aber wir Frauen überschätzen vielleicht die Entbehrungen der Vereinsamung, die einen Mann minder schwer treffen. Die hohen Freuden der unbegrenzten Möglichkeiten, die der nur sich selbst Verantwortliche vor sich sieht, fühlen wir nicht so leicht nach. So überschätzen wir vielleicht auch die Gaben, die wir solchen Männern zu bieten haben.



Gedenkworte.

Das vorzeitige Ableben Dr. Ludwig Woltmanns ist wohl geeignet, sowohl in wissenschaftlichen Kreisen, wie auch außerhalb derselben Teilnahme hervorzurufen. Woltmann hat sich nicht nur als Forscher und Gelehrter im engeren Sinne des Wortes Verdienste erworben, sondern er hat es zugleich auch verstanden, in weiten Kreisen der Gebildeten unseres Volkes Verständnis zu erwecken für die Bedeutung der anthropologisch-ethnologischen Forschung, indem er die Aufmerksamkeit seiner Leser auf die nahen Beziehungen des besagten Wissenszweiges zu zahlreichen politischen und soziologischen Fragen der Gegenwart hinlenkte — Fragen, denen neben dem mit ihnen verknüpften, rein theoretischen Interesse insofern eine große praktische Bedeutung zukommt, als die Ergebnisse der diesbezüglichen Untersuchungen für politische Maßnahmen, gesetzliche Bestimmungen und Verwaltungsanordnungen eine sichere Grundlage abzugeben geeignet sind. Daß die Einrichtungen und Gesetze eines Staates der Eigenart seiner Bewohner sich anpassen müssen, daß dieselben mit den innerhalb des staatlichen Gemeinwesens verbreiteten Anschauungen und Sitten, sowie mit dem Nationalcharakter in Einklang gebracht werden müssen, hierüber ist eine Meinungsverschiedenheit heutzutage nicht mehr möglich. Es ist das unbestreitbare Verdienst Woltmanns, in der von ihm begründeten und fünf Jahre hindurch mit Erfolg geleiteten „Politisch-anthropologischen Revue“ auf jene nahen Beziehungen, wie sie zwischen Anthropologie einerseits, Politik und Soziologie andererseits bestehen, hingewiesen zu haben.

Wenn auch bezüglich gewisser Anschauungen, die Woltmann in seiner „Politischen Anthropologie“, sowie in seinen unter dem Titel: „Die anthropologische Geschichts- und Gesellschaftstheorie“ veröffentlichten Abhandlungen (vergl. „Pol.-anthropolog. Revue“, Jahrg. II, Heft 1 bis 7) niedergelegt hat, die Akten zurzeit noch nicht geschlossen sind, so werden wir doch den Hauptpunkten, die Woltmann in Uebereinstimmung mit Th. Poesche, K. Penka, G. Lapouge, Ch. de Ujfalvy, O. Ammon, L. Wilser u. a. festgestellt hat, beipflichten, indem wir 1. die morphologische Aussonderung der „nordeuropäischen Rasse“ aus dem Mixtum-Compositum der Bevölkerung unseres Erdteils, 2. den nordeuropäischen, bezw. nordischen Ursprung des blondhaarigen, blauäugigen und langschädeligen Menschentypus und die Verfolgung seiner prähistorischen und geschichtlichen Wanderungen durch Europa

und Asien, sowie 3. den Nachweis des Vorherrschens nordischer Rassenelemente in den oberen Gesellschaftsschichten der antiken, mittelalterlichen und neueren Kulturvölker — wenigstens soweit unser Erdteil in Betracht kommt — für erwiesen annehmen.

Cassel. Dr. Moritz Alsberg.

I have heard with heartfelt sorrow of the early & lamentable death of my highly esteemed colleague Dr. Ludwig Woltmann. — I had not what, I believe, would have been the great pleasure of knowing him personally; but from the time when he first wrote to me, asking me to contribute to the Revue, our relations were always most friendly and agreeable. — Octogenarians do not easily or often contract new friendships; but I felt that I was making one, and that if I were spared to visit once more the fair Thuringian land (as I had done fifty years ago) my principal pleasure would have been in cementing that friendship by personal intercourse with my courteous, candid & amiable correspondent.

I would like to say a few words in praise & defence of Dr. Woltmann's work on „the Germans & the Renaissance in Italy" which I reviewed in the English anthropological periodical „Man". Some of the Italians who commented upon it maintained that Woltmann's patriotism was carried so far as to degenerate into a high degree of partiality. This I cannot allow. — Woltmann was, of course, in this work an advocate of a certain view, but, in my opinion, a very fair & candid advocate: his patriotic enthusiasm for the Fatherland and its people never led him to make claims on their behalf which were not, in his candid opinion, fully justified; and where he saw difficulties in the way of his views he always gave them full weight. The work appears to me to be of high literary & anthropological value, & likely to remain of permanent authority on the subject.

The Chantry, Bradford-on-Avon. John Beddoe.

(Mit herzlicher Teilnahme habe ich die Nachricht von dem frühen und beklagenswerten Hinscheiden meines hochverehrten Fachgenossen Dr. Ludwig Woltmann erhalten. Persönlich habe ich ihn — was mir jedenfalls ein großes Vergnügen gewesen wäre — leider nicht gekannt, aber seitdem er zum ersten Male an mich schrieb und mich bat, für die „Revue" mitzuarbeiten, sind unsere Beziehungen immer freundschaftlicher und angenehmer geworden. Mit achtzig Jahren schließt man nicht mehr leicht neue Freundschaften, aber ich habe das Gefühl, daß ich hier im Begriff stand, eine zu schließen; trug ich mich doch schon mit dem Gedanken, einmal wieder das schöne Thüringerland zu besuchen, was ich seit fünfzehn Jahren nicht mehr getan hatte. Dann würde es meine größte Freude gewesen sein, das Freundschaftsband zu festigen durch den persönlichen Verkehr mit diesem Manne, der mir in seinen Briefen so höflich, aufrichtig und liebenswürdig entgegentrat.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch gern einiges zur Würdigung und Verteidigung des Dr. Woltmannschen Werkes „Die Germanen und die Renaissance in Italien" anführen, welches ich in der englischen anthropologischen Zeitschrift „Man" besprochen habe. Verschiedene italienische Rezensenten dieses Buches haben erklärt, Woltmann nehme in der Germanenfrage einen ganz einseitigen Standpunkt ein. Dies kann ich nicht zugeben. Woltmann war natürlich in seinem Werk der Verfechter bestimmter Ansichten, aber nach meiner Auffassung ein durchaus ehrlicher und aufrichtiger Verfechter. Seine begeisterte Liebe zu seinem Vaterlande und Volke ließen ihn zu deren Gunsten niemals Ansprüche erheben, die nach seiner redlichen

Ueberzeugung nicht berechtigt gewesen wären; und wo ihm seine Beweisführung unzulänglich zu sein schien, hat er dies stets bereitwillig anerkannt. Ich halte also sein Buch vom literarischen und anthropologischen Standpunkt aus für hochbedeutend und für grundlegend auf diesem Spezialgebiet der Rassenforschung.)

Es war im Mai 1895, als ich Ludwig Woltmann kennen lernte. Ich war Student in Tübingen und hatte dort Alexander Koch-Hesse kennen gelernt, den späteren Mitarbeiter dieser Zeitschrift. Wir hatten zusammen einen sozialwissenschaftlichen Studentenverein ins Leben gerufen, zu dessen Eröffnung es uns nicht an Mitgliedern, wohl aber an Vorträgen fehlte. Da erschien als freudig begrüßter deus ex machina Woltmann, der damals in Freiburg studierte und anläßlich einer Pfingsttour seinen Freund Koch-Hesse in Tübingen besuchte. Er hielt uns bereitwilligst einen Eröffnungsvortrag, wenn ich mich recht entsinne, über Darwinismus und Sozialismus, ein Thema, das ihn damals schon lebhaft beschäftigte und uns einen anregenden Abend verschaffte. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir, wie er mir an jenem Abend zuerst entgegentrat. Die hohe, jugendfrische Gestalt in brauner Samtjoppe, die rotblonden Haare scheitellos hochgekämmt, ohne jede Pose und doch auf jedermann den Eindruck eines überlegenen und überlegten Geistes, einer freidenkenden, idealgesinnten und doch nicht phantastisch schwärmenden, sondern klugen und klaren Persönlichkeit hinterlassend. Er blieb mehrere Tage in Tübingen und ich trat ihm in jenen Tagen rasch näher.

Längere Zeit sah ich ihn nicht wieder und hörte nur durch gemeinsame Bekannte gelegentlich von ihm. Aber nachdem ich Ende 1897 mich in Berlin niedergelassen hatte, wohin er öfters kam, trafen wir wieder zusammen. Ich hatte mich inzwischen verheiratet, und er war wohl selten in Berlin, ohne daß er einen Abend bei uns zugebracht und von seinen Forschungen und Plänen erzählt hätte. Oft genug ist er so, unerwartet und unvermutet, bei uns aufgetaucht und stets waren es geistig anregende Stunden, die wir zusammen verbrachten. Er, der zugleich auf naturwissenschaftlich-medizinischem, auf philosophischem und nationalökonomisch-historischem Gebiete zu Hause war, hatte es ja verhältnismäßig leicht, einem Gegenstand des Gesprächs neue Gesichtspunkte abzugewinnen.

Und doch war er eigentlich nicht ein „guter Gesellschafter". Er gehörte zu jenen Leuten, die am besten allein, unter vier oder höchstens sechs Augen zu genießen sind. Waren zufällig mehrere Personen anwesend, so versank er leicht in vollständiges Schweigen und scheinbar uninteressierte Passivität, bis dann etwa sein Stichwort fiel, die Rassenfrage. Dann griff er ein und wurde wohl so eifrig, daß schließlich alle anderen seine Zuhörer waren.

Ich erinnere mich noch deutlich des Abends, als er — wieder einmal unvorhergesehen oder nur kurz telephonisch angemeldet — bei uns im Zimmer auf und ab lief und uns den Plan seiner „Politisch-anthropologischen Revue" vortrug, dessen Durchführung in der Hauptsache bereits gesichert erschien und für den er auch meine Mitwirkung erbat. Mit Hilfe dieser Zeitschrift hoffte er in Deutschland endlich in breiteren Kreisen das nötige Interesse für jene Fragen des Grenz-

gebietes zwischen Sozial- und Naturwissenschaft zu erwecken, die ihm — mit Recht — so wichtig und beachtenswert erschienen und für die doch bis in die neueste Zeit hinein so wenig Verständnis zu finden war. Man darf wohl sagen, daß ihm dies Unternehmen voll geglückt ist. Das Interesse an den Problemen der Anthropologie hat sich in wenigen Jahren sichtlich entfaltet und erweitert, und Woltmanns „Revue“ kommt sicher mit in erster Linie das Verdienst hieran zu. Sein Andenken kann nicht besser gepflegt werden, als wenn diese seine Schöpfung in seinem Geiste weiter gefördert und erhalten wird.

Es ist längere Monate her, daß ich Woltmann zum letzten Male bei uns sah. Aufgeräumter und lebhafter als je saß er behaglich mit uns in der Ofenecke zusammen. Er erzählte von seinem neuen Buch, das nun in Bälde erscheinen werde („Die Germanen in Frankreich“), und sprach von seiner bevorstehenden Reise, die ihn wieder einmal auf längere Zeit nach dem Süden entführen würde. Wer von uns hätte damals geahnt, daß wir ihn das letztemal sehen, daß diese Reise ihm den frühen Tod bringen sollte! —

Seinem sehr prononzierten theoretischen Standpunkt gegenüber habe ich — wie wohl mancher andere seiner Freunde — stets eine gewisse Zurückhaltung und Skepsis entgegengebracht, die er auch gern und gut vertrug. Ich verhehle mir aber nicht, daß vielleicht gerade diese Einseitigkeit und ausgeprägte Schroffheit der Theorie notwendig war, um die Fragen der politischen Anthropologie in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit für die beteiligten Disziplinen des Wissens zu bringen. Jedenfalls verdanke ich Ludwig Woltmann — was ihm schließlich die Wissenschaft überhaupt verdankt —, ein geschärftes Auge bekommen zu haben für die große einschneidende Bedeutung, welche Rasse und Abstammung in der Völkergeschichte und Kulturentwicklung spielen, auch auf solchen Gebieten, wo der naive Blick oft nur wirtschaftliche Zusammenhänge zu sehen vermag. Wie sich auch die Wissenschaft zu seiner Lieblingstheorie von dem Germanentum als ausschlaggebendem, wenn nicht ausschließlichem Kulturfaktor der Welt stellen mag, seine Arbeit ist nicht umsonst gewesen: er hat seiner Zeit und seinem Volke wertvolle Dienste geleistet.

Berlin-Großlichterfelde. Dr. Walter Borgius.

Daß einseitiger Ausbildung der rationalen und empirischen Wissenschaften eine Vereinigung beider folgt, ist eine historische, erkenntnistheoretische und psychologische Wahrheit, eine historische, weil sie durch die Geschichte des Denkens bestätigt wird, eine erkenntnistheoretische, weil der Denkprozeß rationale und empirische Elemente enthält, eine psychologische, weil im denkenden Ich unmöglich solche Elemente gleichzeitig nebeneinander bestehen können, ohne sich wechselseitig zu beeinflussen. Nach der Vervollkommnung der nationalen Wissenschaft im 18. Jahrhundert und der Naturwissenschaften im 19. hat somit das 20. Jahrhundert beide zu versöhnen. Woltmann gehört zu den wenigen, die diese Aufgabe erkannt und durch „Anwendung der Entwicklungslehre auf die organische, soziale und geistige Entwicklung der Völker“ verwirklicht haben. Damit gehört er zu den

Führern im Geistesleben, denen es eben eigentümlich ist, als Problem zu erfassen, was der Masse erst nachher als Tatsache der Vergangenheit zum Bewußtsein kommt.

Hamm. Oberlandesgerichtsrat A. Bozi.

Ludwig Woltmanns Tod habe natürlich auch ich als den Verlust eines im buchstäblichen Sinne Unersetzlichen empfunden. Es war mir zwar nicht möglich, Woltmanns Auffassung der Rassenfrage in allen Punkten zu teilen, — ich halte diese Frage für weit verwickelter als die Gobineau-Wilser-Schule es tut und glaube, die ideelle Lösung („exakte Phantasie“ nennt das Goethe) ist wichtiger als eine Unmögliches erstrebende Empirie, die Erforschung der Gegenwart und Zukunft wichtiger und auch eher möglich als die angeblicher Ursprünge; jedoch, gerade das zog mich trotz alledem wieder zu Woltmann, daß er sich ans Geschichtliche hielt und somit, statt sich im Märchenland der Prähistorie bequem zu ergehen, den Kampf mit den Tatsachen — hard facts — aufnahm. Was auch herauskam und im weiteren Verlauf seiner kaum begonnenen Arbeiten herausgekommen wäre, es wäre auf alle Fälle lauter Bereicherung gewesen. Er war ein Pionier — und manche ungerechte Kritik (wie z. B. die neulich in den Preußischen Jahrbüchern) übersah mit einer unverzeihlichen Kurzsichtigkeit erstens, daß ein solcher Mann, der Wege erst bahnt, das Recht hat, einigermaßen gewaltsam vorzugehen, und übersah außerdem den großen, ja noch gar nicht abzuschätzenden Wert des von Woltmann bereits Erreichten.

Wien. Houston Stewart Chamberlain
(in einem Briefe an Herrn Prof. Richter-Leipzig).

Es ist Woltmanns bleibendes Verdienst, in der rassentheoretischen Geschichtsbetrachtung, wo Phantastik und Chauvinismus ein so breites Feld der Betätigung fanden, den gesunden Weg direkter Empirie beschritten zu haben. Sowohl die Methode dieses Vorgehens, wie das Material über die Rassezugehörigkeit der großen Männer europäischer Kulturvölker, welches er mit unermüdlichem Fleiß anhäufte, besitzen dauernden Wert — desgleichen die durchaus im Geiste der modernen Biologie gehaltene theoretische Verarbeitung des gesammelten Stoffes. — Allerdings: — daß es Woltmann hierbei gelungen wäre, das Maß wissenschaftlicher Objektivität vollkommen zu wahren — allen sachgemäßen Bedenken gegen seine Lieblingsidee gerechte Würdigung zu zollen — und sich selbst von jeder Ueberschätzung der Beweiskraft seines Materiales freizuhalten —, das soll hier nicht behauptet werden. — Dennoch ist es im Interesse der Wissenschaft tief zu beklagen, daß es dem Forscher nicht vergönnt war, seine großzügig angelegte Arbeit zu Ende zu führen — und ist ebenso zu hoffen, daß berufene Kräfte sich dieser wichtigen, ja unerläßlichen Aufgabe unterziehen werden. — Auch der Stil der Woltmannschen Abhandlungen darf hier nicht unerwähnt bleiben. Er charakterisiert sich durch jene schmucklose Kürze und Sachlichkeit des Ausdrucks, welche aus dem Streben nach Klarheit der Verständigung hervorgeht und die Wirkung

nicht in der Form, sondern allein im gedanklichen Inhalte der Mitteilung sucht. Besonders unserer Zeit wäre er hierin doppelt nachahmenswert.

Prag. Professor Christian v. Ehrenfels.

Für die Wissenschaft vom Menschen hat Ludwig Woltmann Bedeutungsvolles geleistet, vor allem damit, daß er durch seine Forschungen die Unhaltbarkeit der Geschichtstheorie bewies, welche die ganze Kulturentwicklung als das Ergebnis der Einwirkung der Umwelt und der wirtschaftlichen Zustände auf die Menschen erklärt und deren angeborenen Eigenschaften so gut wie gar keinen Wert beimißt. Woltmann verfocht dagegen den Standpunkt, daß die Qualitäten der Menschen selbst der wichtigste Faktor in der Kulturgeschichte sind; gestützt auf unwiderlegliche Tatsachen hat er uns dies in seinen Hauptwerken: „Politische Anthropologie", „Die Germanen und die Renaissance in Italien", „Die Germanen in Frankreich", sowie in zahlreichen kleineren Arbeiten deutlich vor Augen geführt. Wenn er die anthropologische Eigenart der Menschen zum Ausgangspunkte „aller geschichts- und gesellschaftstheoretischen Konstruktionen" nahm, so hat er dabei auch die Wichtigkeit der Umgebungseinflüsse nicht unterschätzt und auf diese Art eine zuverlässige Methode für kulturgeschichtliche Forschungen gefunden. Die positiven Resultate der Forschungen Woltmanns widersprachen der Lehre von der gleichen Befähigung aller Rassen des Erdballs, die im vorigen Jahrhundert herrschend gewesen war, auf Grund welcher gestrebt wurde, allen Menschen die gleichen Institutionen aufzuzwingen, ob sie ihrem Rassencharakter entsprachen oder nicht. Woltmann ist deshalb, weil er dieser Auffassung entgegentrat, vielfach angefeindet worden; manche haben sogar den Vorwurf gegen ihn erhoben, daß er mit seiner Rassetheorie nur die Interessen der politischen Reaktion fördere. Damit wurde Woltmann schwer Unrecht getan, denn kaum einer stand so fest wie er ein für das Aufwärts- und Vorwärtsstreben, für eine schönere Zukunft der Menschheit!

München. Hans Fehlinger.

Woltmann tot! — Ein Klageschrei geht durch die Reihen seiner getreuen Anhänger und Freunde, er findet ein vielstimmiges Echo in den Blättern dieser Revue, die das Banner war, um welches sie sich scharten, während er als Bannerträger es in stolzer Freudigkeit über ihren Häuptern wehen ließ. Auch der Unterzeichnete fühlt sich bewogen, in den Ruf einzustimmen; denn auch er hat wiederholt unter diesem Banner gestritten, obwohl er eine andere Richtung vertritt als die führenden Persönlichkeiten der Revue.

Es gibt kein schöneres Zeichen für den Ernst und die warme Ueberzeugungstreue des leider so früh verstorbenen Forschers, als das eifrige Bestreben, selbst dafür zu sorgen, daß die wichtigsten anthropologischen und sozialen Probleme, welche ihn beschäftigten, eine allseitige, objektive Beleuchtung erfuhren und abweichende Meinungen

ihre volle Würdigung fanden. In diesem Sinne suchte er seinerzeit meine Mitarbeiterschaft, und es macht mir eine besondere Freude, dem Dahingegangenen zu bestätigen, daß Meinungsverschiedenheiten zwischen uns niemals Veranlassung wurden, auch nur ein schärferes Wort zu gebrauchen. So bewährte sich auch im Verkehr mit den notorischen Gegnern seine seltene Liebenswürdigkeit des Charakters.

In den Werken, durch die er rühmliche Denksteine seiner rastlosen literarischen Tätigkeit hinterlassen hat, macht sich ein stark ausgeprägtes nationales Empfinden bemerkbar; das Banner, welches er hochhielt, es sollte an erster Stelle zur Ehre des deutschen Volkes geschwungen werden, dem Germanentum in der Geschichte zu der ihm gebührenden Anerkennung zu verhelfen, das war das Ziel, dem er zustrebte. Vielleicht führte ihn sein Enthusiasmus in dieser Hinsicht zuweilen etwas zu weit, aber ist es nicht erfreulich gerade in unserem Volke, wo leider sich häufig genug ein empfindlicher Mangel an nationaler Gesinnung bemerkbar macht (man denke nur an die berüchtigte Zentrumsabstimmung im Reichstage, die zu seiner Auflösung führte), daß einmal ein überzeugter Autor auftritt, der in der entgegengesetzten Richtung etwas weit geht?

Seine Ueberzeugungstreue half ihm auch über gewisse bedenkliche Lücken der Beweisführung hinweg; indem er die Vorzüge der germanischen Rasse und ihre Verdienste um die Menschheit in das hellste Licht zu setzen suchte, übersah er, oder wollte übersehen, daß es sich seinen eigenen Untersuchungen zufolge unter allen Umständen um stark gekreuzte Rassen handelte. Die Kreuzung aber war für Woltmann eben gerade das unheilvollste Element in der Völkerentwicklung, doch ist er den zwingenden Beweis dafür schuldig geblieben. Wer die Verhältnisse ohne seinen Enthusiasmus mit kühlerem Auge betrachtet, wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß es auch günstige Kreuzungen gibt.

Wie dem auch sei, durch die eingehenden Untersuchungen über den Werdegang der europäischen Nationen und die Feststellung einer Fülle von historischen Daten, welche er in seinen Schriften niederlegte, hat Woltmann sich einen ehrenvollen Platz in der Literatur erobert, sein Name wird von Freund und Gegner stets mit Achtung genannt werden.

Möge die Revue, seine Lieblingsschöpfung, einen würdigen Ersatz für Woltmann finden, der im Kampf der Meinungen mit gleich offenem Sinne, mit gleicher Toleranz und gleicher Liebenswürdigkeit seines Amtes waltet.

Großlichterfelde. Gustav Fritsch.

Auch die Soziale Hygiene verliert in Ludwig Woltmann einen ihrer rührigsten Verfechter. Besonders jener Teil der Sozialen Hygiene, der sich mit dem Problem der körperlichen Entartung befaßt, hat dem Verstorbenen zahlreiche fruchtbare Anregungen zu verdanken. Das wird ohne weiteres auch anerkennen müssen, wer wie der Schreiber dieser Zeilen stets widersprochen hat, wenn Woltmann subjektive anthropologische Ueberzeugungen auch in dieses Ge-

biet übertrug und so die Objektivität der Entartungstheorie als einer für jede durch Generationen lebenden Gruppe von Menschen gültigen Wissenschaft, mögen diese nun der arischen oder sonst irgend einer anderen Rasse angehören, in Zweifel zog. Auch bei unserer letzten Zusammenkunft vor wenigen Monaten tobte zwischen uns über diese Frage der Streit. Ach, daß es das letzte unserer Kampfgespräche sein sollte! Wer Dich, Ludwig Woltmann, nicht in der Erregung einer fessellosen, vertraulichen Disputation gesehen und gehört hat, wird Dein Wirken und Deine Werke nie ganz verstehen! Erregte Zwiesprache mit Woltmann begleiten meinen Lebensweg seit fünfzehn Jahren. Nie waren wir der gleichen Ansicht, nie aber schwand die Gemeinsamkeit des Denkens und Fühlens so gänzlich dahin, daß eine Verständigung von vornherein hätte ausgeschlossen werden können. Anarcho-Sozialismus, Kritizismus, Revisionismus, das Religionsproblem, endlich der Pangermanismus, das war die Kette, in der Erörterungen über Zeitereignisse und Zeitgenossen den Einschlag bildeten. Seit Jahren beschränkte sich unser Verkehr auf diese Diskussionsabende, die ich mit Unruhe herbeisehnte und die auch Woltmann nicht gleichgültig gewesen sein mögen; denn bei keinem seiner Besuche in Berlin versäumte er, sie herbeizuführen. Vielleicht darf ich mir schmeicheln, sein intimster Gegner gewesen zu sein. In unregelmäßigen mehrmonatlichen Zwischenräumen schwemmte die morgentliche Post eine Woge für Woltmann bestimmter Briefe, Drucksachen, Korrekturbogen, Zeitungen usw. herein. Das war die Ankündigung. Am Abend kam er selbst, früh genug, um sich noch, was er nie verabsäumte, die Kinder vorführen zu lassen. Schon das gab Anlaß zu kleinen Plänkeleien über den Wert oder Unwert der äußeren Schädelform als Merkmal geistiger Entwicklung. Immerhin hielt man an sich, bis das Abendessen hastig verzehrt war. Dann aber platzten die Geister aufeinander. Bei Punkten der Uebereinstimmung wurde nicht verweilt. Offenheit war selbstverständlich und wurde bis zur Schonungslosigkeit getrieben. Ich wiederhole, wer Ludwig Woltmann nicht in den Ekstasen derartiger Disputationen empfunden hat, wird ihn nie ganz verstehen. Hier allein zog seine Weise, das Wissen mit dem Gefühl zu durchdringen, auch den in seinen Bann, der seinem schriftstellerischen Wirken skeptisch gegenüberstand, und zwang, ihn als Seher und den Propheten eines neuen Bundes anzuerkennen. Deutschland hat einen unabhängigen Gelehrten verloren. Uns aber war er mehr.

Berlin. A. Grotjahn.

Der Tod Woltmanns ist im Interesse der Wissenschaft nicht genug zu beklagen. Eine solche Hingabe an eine Idee, eine solche Arbeitskraft und Produktivität in Verteidigung und Begründung derselben kommt nicht so bald vor. Wäre ihm ein langes Leben vergönnt gewesen, er wäre ein zweiter Adolf Bastian geworden was die Zahl der Schriften, was das verarbeitete Material, was die Energie in der Verteidigung einer Idee anbelangt. Die Idee der Eminenz der germanischen Rasse und ihres durchschlagenden Einflusses auf die gesamte europäische Kultur hat in Woltmann ihren hervorragendsten

Kämpen gefunden. Ist diese Idee richtig? Wer kann sich anmaßen, auf diese Frage heute mit einem Ja oder Nein zu antworten? Wir haben es mit einem der interessantesten Probleme der Geschichtsphilosophie und Soziologie zu tun, dessen Lösung noch weit in die Ferne gerückt ist. Wie lange ist's denn her, daß dieses Problem überhaupt aufgeworfen wurde, und Woltmann ist gewiß der erste, der für die Lösung desselben die volle Energie einer kraftvollen Persönlichkeit einsetzte. Die Wissenschaft wird ihm dafür stets dankbar sein und seine Verdienste nie vergessen, auch wenn es sich zeigen sollte, daß er die Bedeutung der Rasse für die Entwicklung der Kultur überschätzte. Es darf ja nicht übersehen werden, daß es dem einzelnen nie gegeben ist, volle Wahrheiten zu erkennen. Denn jede Wahrheitserkenntnis ist nur das Produkt des Kampfes entgegengesetzter subjektiv-gefärbter Ideen; ohne solchen Kampf gibt es für Menschen keine Wahrheitserkenntnis. Das muß aber gesagt werden, daß zur Ausgiebigkeit dieses Kampfes für die Wahrheits-Erforschung eine eiserne, unnachgiebige Einseitigkeit oft durchaus nötig ist. Denn nur eine solche fördert alle Argumente zutage, die nur für die einseitige Ansicht angeführt werden können und erleichtert das Vordringen zur Wahrheitserkenntnis. Zu einem solchen wirkungsvollen Kampfe aber um die Wahrheit bedarf es solcher Kämpfer wie Ludwig Woltmann. Wenn die Lösung des Rassen-Problems in welchem Sinne immer, einst ein fester Bestandteil der Wissenschaft vom Menschen geworden sein wird: dann wird man in einem Denker-Pantheon Ludwig Woltmann ein ragendes Denkmal setzen. —

Graz. Ludwig Gumplowicz.

Woltmann hatte es sich zur Aufgabe gemacht, nachzuweisen, daß politische Zustände und Umwandlungen, sowie kulturelle Fortschritte zu einem guten Teil von den Rassen oder Rassenmischungen eines Volkes und der ihm angehörigen großen Männer abhängig sind.

Indem er von den in Politik, Kriegskunst und Literatur hervorragendsten Personen Italiens und Frankreichs die Genealogie erforschte, durch Besichtigung der Porträts die körperliche Beschaffenheit feststellte, gewann er Anhaltspunkte zum Urteil über ihre Rassenangehörigkeit. Auch die Familiennamen, sowie die Berichte über Aussehen und Eigenschaften wurden benutzt. Zahlreiche Reisen, unermüdlicher Fleiß und Ausdauer waren notwendig, um zu Resultaten zu gelangen. Welche Mühe mag es gekostet haben, um die zahlreichen Reproduktionen von Bildern zu gewinnen, welche die zwei Werke, die Germanen in Italien und Frankreich, schmücken. Werke, welche eine Fundgrube für in diesem Fach arbeitende Schriftsteller und eine Zierde unserer Literatur sind.

Doch genug von dem Gelehrten! In unserer Zeit spielen materielle Interessen die Hauptrolle. Ehrgeizige und selbstsüchtige Zwecke werden mit Reklame, aber unter dem Deckmantel wissenschaftlicher Bestrebungen zu erreichen gesucht. Da tut es gut, einmal einen Mann zu finden, welcher ohne alle egoistische, nur aus ideellen Motiven, mit größter

Aufopferung die Wahrheit sucht. Leider hat ein frühzeitiges Ende die Hoffnungen zunichte gemacht, welche man noch weiter auf ihn setzen durfte. — Ave pia anima! —

Freiburg i. B. Prof. Dr. Hegar.

Unter den mir bekannten Vertretern der neueren Rassenlehre, der ich skeptisch gegenüberstehe, habe ich den allzufrüh verstorbenen Ludwig Woltmann am höchsten geschätzt, weil er sich von gewagten Hypothesen, extremen Ansichten und gehässigen Folgerungen frei gehalten, und mit historischem Sinn und reichem historischen Wissen ausgerüstet, seine Theorie auf ein mit großer Mühe gesammeltes und sorgfältig bearbeitetes Tatsachenmaterial gegründet hat.

Neiße. Karl Jentsch.

Wenige Tage vor seinem Tode — am 26. Januar — kehrte Ludwig Woltmann auf seiner Fahrt nach Italien bei mir ein. Kaum hatten wir in meinem Arbeitszimmer Platz genommen, so begannen wir auch schon mit der Auseinandersetzung unserer verschiedenen Auffassungen über die Bedeutung der Rasse für die Kultur. Das ist an sich ein etwas ungewöhnliches Verfahren bei Personen, die sich, wie wir beide, zum erstenmal im Leben begegnen; aber zwischen uns war die Gegensätzlichkeit unserer Anschauungen bereits brieflich erörtert worden, und so hatte das Gespräch mehr den Charakter einer Fortsetzung dessen, was wir über diese wichtige Frage miteinander verhandelt hatten.

Auch bei dieser Gelegenheit machte ich diejenigen Argumente von neuem geltend, welche mir für meine gegenteilige Ansicht zu sprechen scheinen. Mit großem Geschick und in der angenehmsten Form hielt Woltmann mir darauf seine Anschauung entgegen: schlagfertig, in wohlgeordneten Sätzen, Gedanke streng an Gedanke gereiht, vertrat er seinen Standpunkt von der anthropologischen Bedingtheit der Kultur- und Staatengeschichte und wiederholte zuletzt seine schon früher an mich gerichtete Aufforderung, meine Anschauungen in einem Artikel für die „Revue“ zu entwickeln, indem er hinzufügte, die spezielle Auffassung des Redakteurs sei nicht maßgebend für die Mitarbeiter und die Beiträge.

Seine gewinnende Art und die vornehme Form, mit der er mich wiederholt zu bewegen suchte, haben mich in hohem Maße angezogen. Aber sie vermochten mich dennoch zu keiner bindenden Zusage zu veranlassen. Ich habe meine Auffassung schon wiederholt ausgesprochen und mir damit keine Freunde gewonnen, zumal in neuerer Zeit, wo die Anschauungen Gobineaus und Chamberlains fast ausschließliche Herrschaft besitzen.

Nur zu schnell war über unserer anregenden Unterhaltung für Woltmann der Zeitpunkt der Abreise herangerückt; alsbald entführte ihn mir der Zug durch den Gotthard nach Italien. Es war meine erste und letzte Begegnung mit diesem vortrefflichen Manne. Leider sollte er von dieser Fahrt nach Italien nicht mehr zurückkehren.

Basel. Prof. Dr. J. Kollmann.

Der Tod Ludwig Woltmanns wird alle mit tiefem Schmerze erfüllt haben, die dem regen Schaffen dieses rastlosen Mannes mit gespanntem Interesse folgten. Für jeden, der sich mit wissenschaftlicher Rassenkunde beschäftigt, bedeutete ein Werk Woltmanns eine Quelle reicher Belehrung und Anregung. Als die Hauptaufgabe, die sich Woltmann gestellt hat, glaube ich die Erforschung der Beziehungen zwischen Rassenanlage und historischer Entwicklung bezeichnen zu dürfen. Woltmanns Verdienst ist es, die einschlägigen Probleme vielseitig beleuchtet und durch die von ihm so trefflich geleitete Zeitschrift weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu haben. Ferner hat er in seiner „Politischen Anthropologie“ die erste zusammenfassende Darstellung der Sozialanthropologie geschaffen und uns damit ein Handbuch geschenkt, das für jeden unentbehrlich ist, der sich über Fragen der Gesellschaftsbiologie orientieren will. In seinen beiden Germanenbüchern hat Woltmann die anthropologische Forschung durch die methodische Behandlung der Ikonographie bereichert und hauptsächlich auf diesem Wege sehr wertvolle Resultate gewonnen, die für die kulturgeschichtliche Würdigung der germanischen Rasse von größter Bedeutung sind. Woltmann besaß die Fähigkeit, die behandelten Probleme klar darzustellen und interessant zu gestalten, so daß die Lektüre seiner Werke dem Leser einen Genuß bereitet.

Was aber an Woltmann besonders sympathisch berührte, das war die vollständige Hingabe an die Forschung, der stürmische Drang nach Erkenntnis; so eilte dieser seltene Mann ohne Rast und Ruh von Arbeit zu Arbeit und so hat er sein wertvolles Leben vor der Zeit aufgebraucht. Viel, viel zu früh, wenn man bedenkt, was sein sprühender, kampfesfroher Geist noch alles hätte leisten können.

Persönlich habe ich Woltmann nur einmal gesehen, als er mich in Wien besuchte, doch hatte sich zwischen uns ein reger brieflicher Gedankenaustausch entwickelt, den ich sehr schwer entbehren werde. Wie glücklich war ich immer, wenn mir ein Brief oder eine Karte Woltmanns ins Haus flatterte, worin der Verfasser in der ersten Freude die Mitteilung einer wertvollen Entdeckung machte, die ihm in fernen Landen gelungen war, oder über eine wissenschaftliche Frage Auskunft gab oder heischte. Nun hat der Tod dem allen ein jähes Ende gemacht; doch Ludwig Woltmann wird weiterleben in seinen Werken und in den treuen Herzen seiner Freunde.

Wien. Dr. Gustav Kraitschek.

„Deutsch sein, heißt eine Sache um ihrer selbst willen betreiben!“ In diesem Sinne gehörte der unvergeßliche Ludwig Woltmann gewiß zu den deutschesten unserer Forscher und Schriftsteller. Er hatte kein anderes Ziel vor Augen, als der Wahrheit zu dienen, der Wahrheit näherzukommen. Seine geistige Entwicklungsfähigkeit war unbegrenzt; wo er erkannte, daß er geirrt hatte, verbrannte er sofort, was er bisher angebetet hatte. Auf der anderen Seite fand diese außergewöhnliche Lebendigkeit und Raschheit des Urteils ihr Gegengewicht in der Zähigkeit, dem ritterlichen Mut der Ueberzeugung, mit der er allezeit mit offenem Visier für dasjenige eintrat, was seine tiefgründigen

Forschungen ihm als richtig, als einleuchtend offenbart hatten. So reihte er sich denn jenen kühnen Geisteskämpen vom Schlage Friedrich Lists an, welche die Rechte der freien, unabhängigen Forschung gegenüber allem gelehrten Zopf- und Zunftwesen verfochten, wie es mit seinem Ballast von Ueberlieferungen und Vorurteilen noch heute manchen Vertreter amtlich abgestempelter Wissenschaft belastet und an rüstigem Fortschreiten in dem jungfräulichen Gebiet des Unentdeckten, Unerforschten hindert. Niemals aber wäre es ihm gelungen, so erfolgreiche Streiche gegen das wissenschaftlich Ueberlebte und Unhaltbare zu führen, wenn ihm die Thüringische Verlagsanstalt nicht das schneidige, blitzende Schwert der „Politisch-anthropologischen Revue“ in die Hand gegeben, ihn nicht mit dem Schilde eines großen und aufstrebenden Unternehmens gedeckt hätte.

Woltmann hat Vorläufer gehabt: Klemm, Gobineau, Wilser, Ammon, Chamberlain. Die erstgenannten versuchten, die Geheimnisse geschichtlichen Werdens und Vergehens durch die Lichtstrahlen naturwissenschaftlich-anthropologischen Denkens aufzuhellen; Houston Stewart Chamberlain wollte die neue Erkenntnis auch in größtem Umfange auf die noch unbestimmbareren, körperloseren Erscheinungen der Kulturgeschichte ausdehnen. Aber erst Ludwig Woltmann brachte hierfür das vollwertige Rüstzeug exakter naturwissenschaftlich-medizinischer Kenntnisse mit, und so ist es ihm denn geglückt, die monumentalen, gewaltig aufragenden Anfänge einer Kulturgeschichte auf rein anthropologischer Grundlage zu schaffen.

Der Verstorbene war nicht bloß ein Denker, sondern es steckte in ihm viel von einem echt germanischen Sinner und Träumer. Im Wandern, Schauen, Vergleichen fand er seine höchste Befriedigung. Er war ehrlich und treuherzig wie ein Kind; alle, die ihm näher zu treten das Glück hatten, fühlten sich von einem Hauch der Reinheit umweht, vom frischen Duft persönlicher Schlichtheit und Anspruchslosigkeit umfangen. Ein schwerer, unwiederbringlicher Verlust für unsere gemeinsame Sache!

Königsberg i. Pr. Eberhard Kraus.

Ludwig Woltmanns unzeitiger Tod, schon persönlich und rein menschlich für den engeren Kreis seiner Freunde ein erschütterndes Ereignis des blinden Schicksals, muß jeden in Trauer versetzen, der mit Bruno und Schelling die Geisteswissenschaften nur für eine höhere Potenz der Naturwissenschaften ansieht und daher die unabsehbare Anregung, die der entwicklungsgeschichtliche Gedanke auf die Naturforschung ausgeübt hat, auch auf die Geisteswissenschaften ausgedehnt sehen möchte. Wenn irgend jemand ein Auge dafür besessen hat, neue an fast verdorrten Zweigen der sog. Geistesdisziplinen in diesem entwicklungsgeschichtlichen Geistes-Frühling keimende Knospen zu erkennen, so ist dies Woltmann gewesen. Mit der Geschichte, ihrer Zwillingsschwester trauert daher um den uns so vorzeitig entrissenen Pionier einer neuen, im vornehmsten Sinne modernen anthropologischen Forschung auch die Rechtswissenschaft, soweit sie sich in allerdings noch sparsam gesäten Jüngern von der Scholastik bloßer Gesetzes-

auslegung und einem metaphysischen sog. Naturrecht zu emanzipieren und ihrer natürlichen biologischen und anthropologischen Grundlagen bewußt zu werden beginnt.

Aber mehr als das, — nicht nur die um die Anthropologie, als um ihre führende Schwester gescharten Wissenschaften — denn der Mensch ist, wie Protagoras sagt, das Ziel und Maß alles menschlichen Wissens —, auch der Rassengenius des Germanentums trauert um diesen Verlust.

Auf den Vorarbeiten einer Reihe von Geistern ersten Ranges von Gibbon bis Gobineau und Lapouge fußend, war es Woltmann, der gerade diesem Rassengenius sein wissenschaftliches Selbstbewußtsein erarbeitete, dessen er dringend bedarf, um die von ihm errungenen Kulturergebnisse gegenüber den durch diese Kultur selber geschaffenen Gefahren der Entartung nicht nur zu behaupten, sondern auch durch Anbahnung einer bewußten Auslese zu noch höherer Entfaltung vorzubereiten. Nachdem er mit seiner freilich das Schicksal fast aller bedeutenden Geisteswerke (vgl. Schopenhauers bekannte Aeußerungen über Urteil, Kritik und Beifall) teilenden politischen Anthropologie ins Schwarze getroffen und in dieser Zeitschrift ein Organ für die wichtigste Angelegenheit der Zeit geschaffen, hat Woltmann durch seine beiden Bücher „Die Germanen und Renaissance in Italien", und „Die Germanen in Frankreich" der durch Gibbon, Klemm, Gobineau, Lapouge begründeten Anthropologie der Völker und Klassen auch die ersten bedeutsamen Anfänge einer Anthropologie des Genius hinzugefügt, und bei der außerordentlichen Begabung, die er in diesen Büchern an den Tag legt, denen man, wie allen Geisteswerken höheren Ranges, die vielseitige Mühe und den Fleiß kaum anmerkt, der darauf verwandt ist, war gerade in dieser Richtung noch manche schöne Frucht von ihm zu erwarten.

Obwohl ich leider wegen der großen Entfernung unserer Wohnsitze nur einmal die Freude gehabt habe, mich mit dem uns so wider alle Erwartung vorzeitig Entrissenen persönlich auszusprechen, darf ich mich mit Stolz doch auf Grund eines durch meinen Anteil an seinen Bestrebungen veranlaßten regen brieflichen Verkehrs zu dem engeren Kreise seiner Freunde zählen. Als solcher habe ich nicht nur den hochbegabten Forscher, sondern auch den vornehmen, unabhängigen Charakter in Ludwig Woltmann hochschätzen und verehren gelernt. Bei Uebersendung seines letzten Buches schrieb er mir, daß er seit langer Zeit Material sammle über das schwierige Problem der „Rassenpsychologie", sowie daß er für „P. A." einen längeren Aufsatz über „Anthropologie und Sozialismus" plane. Obwohl er zu meinem konservativen politischen Standpunkt in einem öfters von uns erörterten Gegensatze stand, war ich gerade auf diesen letzteren Aufsatz nicht wenig gespannt. Ich bin überzeugt, daß niemand mehr als Woltmann berufen gewesen wäre, der deutschen Arbeiterbewegung, deren berechtigter Kern allzusehr unter kosmopolitischem und abstraktem Dogmatismus gekrankt und daher soeben ein wohlverdientes Fiasko erlitten hat, eine tiefere wissenschaftliche und rassenmäßige Anregung zu bieten. Ich kann daher, wenngleich ich seinem Radikalismus durchaus fern stand, nur beklagen, daß der Tod Woltmanns auch in dieser Richtung eine gerade jetzt sehr zeitgemäße Idee beeinträchtigt, nämlich diejenige einer

deutschradikalen Arbeiterpartei, der man auch vom konservativen Standpunkt aus größere Achtung zollen könnte, als unserer in internationalem Dogmatismus und im Vorurteil der Gleichwertigkeit der Menschenrassen erstarrten Sozialdemokratie. Wenn auch viel zu früh mitten in der Blüte seiner Arbeitskraft dahin gerafft, ist Ludwig Woltmann gleichwohl desjenigen Fortlebens sicher, das die dauernde Nachwirkung verdienstvoller und mutiger Forscherarbeit stets gewährleistet.

Mögen sich recht bald auch neue, bislang noch unbekannte Kräfte finden, die durch seinen Tod gerissene Lücke, wenn auch einzeln und teilweise, auszufüllen und in seinem Geiste weiterzuarbeiten. Jedenfalls aber möge die kleine Phalanx derjenigen, die schon bislang in dieser Zeitschrift unter Woltmanns Führung zusammenhielt, sein Andenken durch rüstiges und tapferes Weiterarbeiten im Zeichen des Rassenproblems lebendig halten.

Lausanne. Prof. Dr. jur. L. Kuhlenbeck.

Es ist meiner Ansicht nach das Hauptverdienst Woltmanns, daß es ihm gelungen ist, den vielfach mißverstandenen Begriff Rasse in seiner richtigen und alleinigen anthropologischen Bedeutung zu erfassen und weiteren Kreisen geläufig zu machen. In dieser Richtung bewegten sich auch seine Forschungen über die Anthropologie des Genies. Gerade auf diesem Gebiet, auf dem Woltmann in bahnbrechender und vorbildlicher Weise gearbeitet hat, hätten wir noch vieles Wichtige erwartet. Sein jäher und tragischer Tod kommt mir um so unerwarteter und um so grausamer vor, als es ihm, dem unerschrockenen Kämpfer, nicht beschieden war, das zu ernten, was er mit so harter Arbeit gesät hat. Erst jetzt, nachdem er in seiner „Politischen Anthropologie“, seinen „Germanen und die Renaissance“ und seinen „Germanen in Frankreich“ die unumgänglich notwendigen Vorarbeiten beendet hatte, hätte er an ein zusammenfassendes Werk über das germanische Genie schreiten wollen, wie er mir in seinen Briefen andeutete.

Das Welschland, das große Germanengrab, hat auch Woltmann zur Hel gefordert. Es ist zu unfaßbar für mich, daß das grausige Geschick so blind wütend ein so wertvolles, schaffensreiches Leben abschneiden konnte. Für mich lebt Woltmann noch und ich kann und will an seinen Tod nicht glauben, da er erst jetzt mit seinen Werken weit vernehmbarer zu sprechen und zu predigen beginnt. Er gehört in die Reihe der Propheten und Apostel der Rassenweisheit, die nicht sterben, sondern in ewig göttlicher Jugend in dem Gedächtnis aller vollwertigen Menschen fortleben.

Wien-Rodaun. Dr. J. Lanz-Liebenfels.

Aeußere Umstände, trennende Entfernungen und berufliche Inanspruchnahme haben mich — trotz lange bestehender Absicht — immer wieder gehindert, durch persönliche Aussprache die Fäden wissenschaftlicher Beziehungen, welche seit Jahren zwischen Ludwig Woltmann und mir bestanden, zu festigen. Nun ward es endgültig

zu spät, und ich trauere mit den Vielen um diesen Mann, der so Selbständiges geleistet und uns noch manches bedeutungsvolle Werk zu schenken berufen war.

Woltmann war ein Vorkämpfer auf neuen Bahnen in der menschlichen Rassengeschichte. Was ein Gobineau geahnt, ward ihm zur freudigen und zugleich tragischen Gewißheit. Zur freudigen, weil es unsagbar erhebend ist, ein Neues zu finden, oder ein Altes in neuem, bedeutendem Lichte zu sehen. Zur tragischen, weil ihn seine Erkenntnis lehrte, daß die kulturschaffende Nordlandrasse, die vielleicht höchstqualifizierte unter den Rassen der Erde, Blüten über Blüten herrlicher Geistesentwicklung aus sich heraus treibt, um schließlich — erschöpft und verzehrt im Dienste der Kultur, minderwertig geworden durch allzu heterogene Vermischung, — matt zurückzusinken und anderen, weniger vollwertigen Rassen das Feld zu überlassen.

Dieses Verhängnis, den Ruhm und das Grab der Nordländer, sah Woltmanns Forscherblick in der Geschichte der nach Süden gewanderten Völker, in den wundervollen, z. T. bereits vergangenen Schöpfungen einer italienischen, französischen, spanischen Kultur.

Ein gewaltiges Gebäude von Beweisen, ungezwungen sich erhebend, hat Woltmann errichtet; Stein fügte er auf Stein. Aber es war ihm nicht vergönnt, den Schlußstein zu setzen, das Werk zu krönen. —

Wer nimmt das Schwert auf, das ihn ein frühzeitiger Tod in vollster Schaffenskraft zu senken zwang! Wer wird ihm in hohen Zielen und Taten der Nachfolger sein!? —

Niederschönhausen bei Berlin. Dr. Georg Lomer.

Die Nachricht von dem jähen Tode Dr. L. Woltmanns hat mich tief erschüttert. Ich bin in manchen anthropologischen Fragen nicht derselben Meinung mit ihm gewesen und wir haben mehr als einmal in langen freundschaftlichen Gesprächen uns davon überzeugt, wie sehr unsere Anschauungen über manche Dinge auseinander gingen — aber ich bin immer voll der größten Hochachtung für ihn gewesen und habe seinen Fleiß und sein frisches, rücksichtsloses Draufgehen stets bewundert, ebenso wie ich auch seine Mauserungen und Wandlungen immer mit Interesse verfolgt habe.

Sein Tod bedeutet einen schweren Verlust für die Anthropologie. Seinen Nachfolgern in der Redaktion der „Polit.-anthrop. Revue" hat er ein schweres Erbe hinterlassen; mögen sie sich der großen Aufgabe würdig erweisen.

Berlin. v. Luschan.

Come italiano e come scienziato deploro che la scienza italiana abbia combattuto Ludwig Woltmann per un nazionalismo assurdo, e contrario alla vera scienza che non deve conoscere confini di popoli e di razza. Aggiungerò anzi ch'essa dovrebbe esser grata all' illustre scienziato, giacchè l' opera sua fu tutta una dimostrazione luminosa delle teorie di un grande italiano: G. B. Vico. Egli dimostrò infatti ciò

che il Vico aveva divinato, il sorgere e il decadere dei popoli, il succedersi di una civiltà a un' altra, lo sbocciare di una lingua, di un' arte nuova, dopo morta la vecchia. L' opera del Woltmann, ben lungi dall' esser un' offesa all' amor proprio nazionale di un popolo, fu un tributo di onore reso da un grande scienziato a una intera nazione: giacchè pochi come lui studiarono la storia e l' arte italiana con tanta acutezza e con tanto amore, pochi conobbero come lui le origini e lo svolgimento della nuova civiltà italiana; e pochi hanno messo in luce un così grau numero di fatti e di prove inconfutabili. Perciò mi duole di non poter render omaggio a Ludwig Woltmann anche in nome della scienza italiana. Ma chi oggi lo combatte, domani dovrà ammirarlo: domani quando la scienza sarà sgomberata dai molti pregiudizi sociali e morali, quando si accetteranno le verità scientifiche, qualunque sieno e da chiunque emanino; perciò non mi affligo quando leggo accuse ingiuste verso l' amico estinto, e aspetto il momento in cui altre voci di italiani si uniranno alla mia per onorarne la memoria. Di una cosa mi dolgo: che pochi, forse nessuno, fossero come me in grado, tra gli italiani, di apprezzarne la delicatezza di sentimento e la cortesia squisita di amico e di scienziato.

Camerino. Prof. Vittorio Macchioro.

(Von meinem Standpunkt als italienischer Gelehrter kann ich es nur bedauern, daß die italienische Wissenschaft im Gegensatz zu jeder wahren Wissenschaft, die sich nicht von nationalen und Rassevorurteilen beeinflussen läßt, Ludwig Woltmann aus törichtem Chauvinismus bekämpft hat. Vielmehr sollte sie dem ausgezeichneten Forscher dankbar sein; denn sein ganzes Werk ist eine lichtvolle Begründung der Theorien eines großen Italieners: G. B. Vico. In der Tat hat Woltmann dasjenige, was Vico nur geahnt hat, bewiesen, nämlich das Aufsteigen und den Niedergang der Völker, die Aufeinanderfolge der Kulturen, das Entstehen einer neuen Sprache und einer neuen Kunst, nachdem die alte untergegangen. Das Werk Woltmanns, weit davon entfernt, eine Kränkung der nationalen Eigenliebe eines Volkes zu sein, war vielmehr ein ehrendes Denkmal, welches ein großer Gelehrter einer ganzen Nation gesetzt hat. Denn nur wenige haben die italienische Geschichte und Kunst mit soviel Scharfsinn und soviel Liebe studiert, wie er; nur wenige die Wurzeln und die Entwicklung der neuen italienischen Kultur so genau gekannt, und nur wenige haben eine solche Fülle unanfechtbarer Tatsachen und Beweise ans Licht gezogen. Deshalb bedauere ich, nicht auch im Namen der italienischen Wissenschaft Ludwig Woltmann meine Verehrung darbringen zu können. Aber die ihn heute bekämpfen, werden ihn morgen bewundern müssen: morgen, wenn die Wissenschaft von der Bürde der vielen sozialen und moralischen Vorurteile befreit sein wird; wenn man die wissenschaftlichen Wahrheiten annehmen wird, einerlei, wie sie lauten und von wem sie ausgehen mögen. Darum schmerzt es mich auch nicht, die ungerechten Angriffe gegen den toten Freund lesen zu müssen; denn ich hoffe noch die Zeit zu erleben, wo andere italienische Stimmen sich mit der meinen zum Ruhme seines Andenkens vereinigen werden. Nur eines beklage ich: daß wenige so wie ich in der Lage waren, die Zartheit seines Empfindens und seine vornehme und lautere Gesinnung als Freund und als Gelehrter kennen zu lernen.)

Das tragische Ende Ludwig Woltmanns hat sicherlich nicht nur seine zahlreichen, durch alle Länder verstreuten Freunde in tiefe Trauer versetzt, sondern auch alle Gelehrten und wissenschaftlich gebildeten Laien, die ihn nur aus seinen Werken kannten.

Kühn bis zum Wagemut in seinen Forschungen, hatte er die Folgerungen der Kriminal-Anthropologie auf die Anthroposoziologie

angewandt und bis zur äußersten Konsequenz entwickelt. Sowohl in seinen Büchern, wie in seinen Revue-Aufsätzen, in öffentlichen und privaten Diskussionen kämpfte er mit bewundernswerter Ueberzeugungstreue, um die Richtigkeit seiner Theorieen von dem untrennbaren Konnex der menschlichen Handlungen, der individuellen wie der kollektiven, mit unsern physischen Bedingungen zu beweisen, und unter diesem Gesichtspunkt die großen Ereignisse der Geschichte, besonders der Kulturgeschichte, zu erklären.

Aber der große Umfang und die Kompliziertheit der Probleme, die er in Angriff genommen hatte, bergen eine solche Unzahl von Schwierigkeiten in sich, daß, wie allbekannt, wir seit Jahrhunderten umsonst die Lösung versuchen; indessen auch wer Woltmanns Folgerungen nicht gelten läßt, oder auch nur vielen seiner Behauptungen nicht zustimmt, muß doch die wertvolle Förderung anerkennen, die dieser Zweig der wissenschaftlichen Forschung durch ihn erfahren hat, und muß es als sein wahres und großes Verdienst bezeichnen, durch seine oft temperamentvollen Veröffentlichungen eine größere Anzahl von Gelehrten auf diese Probleme hingewiesen zu haben. Speziell zu diesem Zweck gründete er ja auch seine Politisch-anthropologische Revue, die ihn heute mit ebensoviel Recht wie Pflicht zugleich betrauert und ehrt.

Es wäre demnach ungerecht, von ihm mehr zu verlangen, als er zu geben vermochte. Sicherlich ist die große arische Frage heute noch weit von ihrer Lösung entfernt, da es den Anthropologen bisher noch auf keinerlei Weise gelungen ist, sich auch nur über den physischen Charakter des arischen Typus zu verständigen; vollends das schwerwiegende Rassenproblem ist noch weiter von seiner Lösung entfernt, ebenso wie auch die zahlreichen Fragen, die sich eng an dasselbe anschließen. Wer kann sich anmaßen, in sicherer und abschließender Weise auch nur eine einzige davon gelöst zu haben? Welcher Fortschritt seit Gobineau in der Hauptfrage der Existenz oder Nichtexistenz von niederen Rassen und höheren Rassen? Ein helles und vielleicht unerwartetes Licht werden hoffentlich auf diese Probleme und auf so manche andere bisher kaum in Angriff genommene ethnographische und ethnologische Fragen die Arbeiten unseres Alfredo Trombetti über die Einheit des Ursprungs der Sprache und über die Sprachwissenschaft im allgemeinen werfen. Aber bisher sind unsere Kenntnisse noch zu unsicher; die Anthropologie steckt noch zu sehr in den Kinderschuhen, und es herrscht noch zu wenig Uebereinstimmung über ihre Ziele und ihre Arbeitsmethoden. Auch sind alle biologischen Wissenschaften in dieser Beziehung noch zu voll von Lücken, Zweifeln und ungewissen Hypothesen, als daß sich hoffen ließe, in kurzer Zeit solche Jahrhunderte alten Fragen gelöst zu sehen.

Einstweilen ist es immer ein Verdienst, solche hochwichtigen Probleme studiert und mit Leidenschaft erörtert zu haben; in die Arena getreten zu sein, seine Ideen dargelegt und mit der Glut und der Zähigkeit eines Apostels für sie gekämpft zu haben. Das gerade tat Ludwig Woltmann; daher sind auch seine etwa zu weit gehenden Folgerungen lediglich seiner Ueberzeugungstreue und seinem Temperament zugute zu halten.

Armer lieber Freund! Noch ist es nicht lange her, daß ich ihn wiedersah, und er mir seine Zukunftspläne auseinandersetzte, die Forschungen, die er unternehmen, die Werke, die er veröffentlichen wollte, und daß wir lange über unsere Lieblingsthemata redeten und diskutierten! Wer hätte je gedacht, daß das Geschick ihn auf diese grausame Weise kurz darauf für immer seiner Familie, seinen Freunden und der Wissenschaft entreißen würde, während sein unermüdliches Streben und seine wissenschaftliche Vollreife uns noch soviele und schöne Hoffnungen erweckten? So bleiben uns denn nur seine Werke; es bleibt und wird uns hoffentlich bleiben und an Bedeutung und Wertschätzung stetig wachsen diese seine Revue, die er mit so ungewöhnlichem wissenschaftlichen Weitblick begründet hat. Aber wieviel andere Arbeiten konnte uns sein Talent noch schenken, die wir nun umsonst erwarten werden?

Armer Freund! Die letzte, anregendste und eifrigste unserer Diskussionen schlossen wir beide mit dem Satze, daß die Liebe zur Wissenschaft alle Forscher vereinigen soll, frei von vorgefaßten Meinungen, im Banne des Ideals, nach der Wahrheit ringend und strebend; und wir zitierten beide, uns aufs herzlichste verabschiedend, die bekannte treffende Sentenz, gewissermaßen zu gegenseitiger Beruhigung und Mahnung:

> Das sind die Weisen, die durch Irrtum zur Wahrheit reisen;
> Die bei dem Irrtum beharren, das sind die Narren!

Ach! Die tückischen Wellen des Meeres sollten sich leider kurz darauf öffnen und ihn hinabziehen, um sich über ihm zu schließen und ihn auf immer in ihrem tiefen Schoß zu bewahren.

Bologna. Prof. Dr. Giuseppe Marina.

Sie verlangen von mir als Mitarbeiter Ihrer Zeitschrift eine Charakteristik Ludwig Woltmanns? Nur in kurzen Worten, mehr Andeutungen als tiefgreifenden Untersuchungen, kann ich Ihnen antworten.

Ich bekenne offen, daß ich der ersten Periode des wissenschaftlichen Schaffens unseres zu früh verblichenen Gelehrten, der, nennen wir sie so, marxdarwinistischen oder besser gesagt sozialdarwinistischen, näher gestanden habe als der zweiten. Und ich bekenne ebenso offen, daß mir die „Politische Anthropologie“, so Bedeutsames Woltmann durch sie geschaffen hat, und so beachtenswert ihre Resultate auch zweifellos sind, in Methode und Zielsetzung ernste Gefahren in sich zu bergen scheint und, wie ich fest überzeugt bin, entgegen der reinwissenschaftlichen, leidenschaftslosen Absicht ihrer Bekenner, durch die ganz wesentliche Hervorhebung des Rassegedankens im allgemeinen und die Theorien von dem Vorherrschen der nordisch-germanischen Rasseelemente in den oberen Gesellschaftsschichten und geistigen Spitzen sämtlicher übrigen Kulturnationen im besonderen, dem Todfeind aller wahren Kultur, dem Chauvinismus, neue Nahrung zugeführt und die Gelehrtenwelt des Auslandes zum Teil mit Mißtrauen erfüllt hat. Jedoch, wie gesagt, vermag die Konstatierung dieser Tatsache dem wissenschaftlichen Wert der Arbeiten Woltmanns, der vor allen Dingen darin bestehen dürfte, auf den Wegen Gobineaus weitergewandelt zu sein

und der Unterschätzung der Rassenfrage, die sich heute im Zeitalter der Statolatrie breit macht, wirksam entgegengearbeitet zu haben, keinerlei Abbruch zu tun.

Als Mensch habe ich Ludwig Woltmann leider nicht persönlich gekannt. Was immer ich von ihm vernahm, gab mir das Bild eines Mannes von stolzem Unabhängigkeitsgefühl, der, in unserer organisationslüsternen Zeitepoche eine Seltenheit, ohne Ehrgeiz nach anderen Lorbeeren als die selbsttätig wachsenden am Baume der Wissenschaft, und ohne Rücksicht auf akademischen Kastengeist seine eigenen Wege gewandelt ist. Darum werden die Wissenschaftsbeflissenen gerade unter den deutschen Reichsbewohnern doppelt trauern müssen, einen derartigen Mann so früh verloren zu haben.

Marburg a. Lahn. Robert Michels.

Sono rimasto sorpreso, addolorosissimo dalla tragica fine del Dr. Woltmann. Io lo stimavo assai e portavo sull' opera sua un giudizio spregiudicato anche come Latino, anzi Italiano amorosissimo della gloria di mia stirpe. Egli era però così convinto e così sincero nell' opera ispirata ad un sentimento nobilissimo di razza, che la sua figura dev' essere circondata di rispetto anche per chi dissente da liu sotto molti riguardi.

Genua. Prof. Enrico Morselli.

(Das tragische Ende Dr. Woltmanns hat mich aufs schmerzlichste überrascht und bewegt. Ich schätzte ihn sehr hoch und brachte seiner Forscherarbeit eine vorurteilslose Würdigung entgegen, obwohl ich als Lateiner nicht nur, sondern mehr noch als Italiener an dem Ruhme meines Stammes mit ganzer Seele hänge. Woltmann war indessen so überzeugt und so ehrlich in seiner von dem edelsten Rassegefühl getragenen Lebensarbeit, daß seine Gestalt auch demjenigen achtunggebietend erscheinen muß, der seinen wissenschaftlichen Standpunkt nicht teilt.)

Ludwig Woltmann vient de mourir en pleine fleur de jeunesse dans cette mer italienne, qui l'avait attiré par sa tiédeur et sa beauté. Nous tous qui travaillons et qui étudions, même dans des voies differentes des siennes, ayant d'autres ideés et d'autres conceptions, nous avous été profondement touchés par cette fin tragique et inattendue. L'oeuvre de Ludwig Woltmann était large, complexe et géniale. On ne peut toujours, pas être d'accord avec lui sur plus d'une des ideés qui lui fûrent si chères, mais sa conception fondamentale donnant au facteur biologique et individuel l'importance qui lui revient dans la production des phénomènes sociaux, est profondément vraie; et son rêve d'etablir une véritable „anthropologie des hommes de génie" constitue un des problèmes les plus vivants de la recherche scientifique actuelle. Par cette dernière étude Ludwig Woltmann s'est crée dans la science une place originale, que personne ne saura oublier, même en donnant à l'anthropologie des hommes de génie une solution différente de celle que le savant et regretté écrivain lui avait donnée.

Ludwig Woltmann pouvait encore nous offrir un riche tresor d'observations et d'etudes, nous ne regretterons jamais assez sa tragique disparition du monde de la vue.

Paris. Prof. Dr. A. Niceforo.

(In den Fluten der Riviera, zu deren sonnigen Gestaden er sich so sehr hingezogen fühlte, hat Ludwig Woltmann in der Blüte seiner Jahre den Tod gefunden. Wir alle, die wir wissenschaftlich arbeiten und forschen, sei es auch mit anderen Ideen und Absichten und auf anderen Gebieten, als die seinigen waren, sind durch sein tragisches und unerwartetes Ende tief erschüttert worden.

Es ist eine reiche, vielgestaltige und geniale Lebensarbeit, die Ludwig Woltmann vollbracht hat. Ueber mehr als eine seiner Ideen, die ihm so teuer waren, kann man mit ihm verschiedener Meinung sein; aber seine Grundgedanken, die den biologischen und individuellen Faktoren denjenigen Einfluß einräumen, den diese auf das Zustandekommen der sozialen Erscheinungen ausüben, sind durchaus zutreffend; und der Traum seines Lebens, eine wirkliche „Anthropologie des Genies" zu schaffen, ist eins der aktuellsten Probleme der wissenschaftlichen Forschung der Gegenwart. Durch seine hierfür geleisteten Vorarbeiten hat Ludwig Woltmann sich einen hervorragenden Platz in der Wissenschaft gesichert, der ihm auch dann gewahrt bleiben wird, wenn nach ihm geniale Forscher die Probleme der Anthropologie in anderer Weise zur Lösung bringen sollten, als unser kenntnisreicher armer Freund es zu tun gedachte.

Ludwig Woltmann hätte uns noch einen reichen Schatz wissenschaftlicher Ausbeute schenken können; daß er uns nun auf so tragische Weise entrissen wurde, kann gar nicht genug bedauert werden.)

Mit Ludwig Woltmann ist ein Mann dahingegangen, der, trotzdem ihm ein tückisches Geschick nur ein kurzes Leben beschied, eine ebenso fruchtbare wie vielseitige Tätigkeit entfaltet hat. Seine Erfolge verdankte er vor allem seiner hohen Begabung, seinem rastlosen Fleiße wie seiner großen Tatkraft. In allen seinen Unternehmungen, mochten diese rein wissenschaftlicher oder praktisch-organisatorischer Art sein, zeigte er ein zielbewußtes Streben und einen klaren Blick für die Aufgaben und Bedürfnisse der Gegenwart. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Woltmann durch die Gründung der Politisch-anthropologischen Revue, einer in ihrer Art einzigen Zeitschrift, durch die es ihm gelang, weitere Kreise für die naturwissenschaftliche Behandlung der wichtigsten Probleme, die sich auf den Menschen, seine Geschichte und seine gegenwärtige Stellung in Staat und Gesellschaft beziehen, zu interessieren und die Einseitigkeiten und Irrtümer des politischen, philosophischen und religiösen Dogmatismus wirksam zu bekämpfen. Dies tat er auch erfolgreich in seiner „Politischen Anthropologie". Auf dem Gebiet der historischen Anthropologie hat derselbe mit seinen beiden Werken: „Die Germanen und die Renaissance in Italien" und „Die Germanen in Frankreich" zwei wertvolle Beiträge geliefert. Große Verdienste erwarb er sich auch durch die trefflichen Abweisungen der auf die anthropologische Geschichtsauffassung gerichteten Angriffe; in diesen kritisch-polemischen Darlegungen zeigt sich am besten die Geistesart Woltmanns.

Wien. K. Penka.

Ich war im ganzen dreimal mit Woltmann persönlich zusammen, und unsere Unterredungen haben jedesmal nur etwa eine halbe Stunde gedauert. Das ist nicht Zeit genug, einen Menschen kennen zu lernen, aber es war doch hinreichend, um in mir die Ueberzeugung zu erwecken, daß Woltmann ein idealstrebender, der Wissenschaft mit sittlichem Ernst ergebener Mann war.

Berlin. Dr. B. Rawitz.

Wer würde das ungeheure Erbe dieses großen Mannes antreten, wenn ihm einmal etwas zustieße, äußerte ich letzten Herbst zu meinem verehrten Frankfurter Gastfreund über Woltmann. — Jetzt, wo unerwartet schnell eingetroffen ist, was damals kaum zu denken war, möchte ich die bange Frage wiederholen. — Doch werden über Woltmanns wissenschaftliche Bedeutung Berufenere urteilen. Ich selbst hatte zu wiederholten Malen im brieflichen Verkehr Gelegenheit, die kritische Zurückhaltung und Selbstbeherrschung des echten Wissenschaftlers an ihm besonders stark hervortreten zu sehen. So etwa anläßlich der Winke, die er mir über meinen Artikel „Anthropologische Eindrücke aus der Wiener Porträtausstellung“ gab, wobei er auch schrieb: „Meine Studien lehren immer wieder, daß man Porträts und biographische Nachrichten vergleichen muß, um einige Sicherheit über den Typus der Personen zu finden.“

Mehr als zur wissenschaftlichen Würdigung Woltmanns kann ich vielleicht zur Kenntnis seiner politischen Anschauungen beitragen. Er hätte, schreibt er, früher selbst die Absicht gehabt, ein Buch von der Art meines „Pangermanischen Deutschlands“ zu schreiben. Aber der damalige Stand der Germanentheorie trieb ihn auf den Weg der Forschung, auf dem er nun in kurzer Zeit so unendlich viel geleistet hat. — Woltmann war kein Freund Preußens, ja er wollte es bekämpfen! „Die preußische Kultur in Deutschland, die ist das große Hemmnis. — Es gibt vorläufig zweierlei in Deutschland zu tun, den Katholizismus und das Preußentum bekämpfen. Aber ich glaube an keinen Erfolg.“ Da konnten wir uns freilich nicht einigen; denn ich hielt dafür, daß es trotz der ja gewiß nicht anziehenden „preußischen Kultur“ kein denkbar besseres Mittel zum Zweck, ein pangermanisches Weltreich in Europa zu errichten, gebe als eben den Militär- und Erobererstaat Preußen. Gerade die „preußische Kultur“ würde, wie ich meinte, unter dem gewichtigen Einflusse des kulturell so mächtigen nordischen Reichszuwachses eine günstigere Entwicklung nehmen, während ich bei Beibehaltung der heutigen Verhältnisse ebenso wie Woltmann an keinen Erfolg glaube. Woltmann aber ging noch weiter und bezweifelte sogar die Tauglichkeit des deutschen Volkes für eine solche Aufgabe: „Es ist doch fraglich, ob die Form des deutschen Geistes und der preußischen Politik diejenige ist, die für das germanische Rassenwesen am bezeichnendsten und würdigsten ist. — Eine Geschmacks- und praktische Frage.“

Ich möchte besonderen Nachdruck auf letzteren Ausdruck legen. Was bliebe nämlich den germanischen Nordstaaten angesichts der

politisch-wirtschaftlichen Vergrößerungstendenzen unserer Entwicklung überhaupt für andere Wahl als die zwischen Deutschland und England? Ein angelsächsisch-skandinavischer Bund ginge in wirtschaftlicher, politischer und rassiger Hinsicht gegen die Lebensinteressen des deutschen Volkes, das heute stark genug ist, denselben nicht nur zu verhindern, sondern sogar den Anschluß der Nordstaaten an das Reich zu erzwingen, wenn es will. Und daß es im ureigenen Interesse das vielleicht wollen muß, scheint mir Woltmann sehr richtig als die praktische Seite der Frage gefühlt zu haben.

Wien. Jos. L. Reimer.

Die Bedeutung Woltmanns liegt in der strengen Anwendung der neu gewonnenen naturwissenschaftlichen Erkenntnis, die durch die Namen Darwin, Häckel und Weismann gekennzeichnet wird, auf das rassentheoretische Gebiet, das bis dahin die Beute phantastischer Ideologen oder politischer Falschmünzer war, oder in der Wissenschaft der „Anthropologie" ein Verlegenheitskapitel bildete. Getreu dem Satze Häckels, der das Motto seiner „Politischen Anthropologie" bildete: „Die Weltgeschichte ist ein Teil der organischen Entwicklungsgeschichte", suchte Woltmann in diesem Werke und in der von ihm begründeten „Politisch-anthropologischen Revue" die historischen Schicksale der Völker auf biologischer Grundlage aufzubauen. „Die Menschenrassen sind denselben allgemeinen biologischen Naturgesetzen der Veränderung und Vererbung, Anpassung und Auslese, Inzucht und Vermischung, Vervollkommnung und Entartung unterworfen, wie alle anderen Organismen der Tier- und Pflanzenwelt", das ist die eine Säule des Werks Woltmanns, und die andere, daß die biologische Geschichte der Menschenrassen die wirkliche und grundlegende Geschichte der Staaten ist. „Statt ihrer machte man bisher fast allein die Entwicklung der politischen Einrichtungen und Ideen in einseitigster Weise zum Gegenstand historischer Untersuchungen, während man darüber die realen Menschen selbst, die leibhaften Rassen, Familien und Individuen als organische Erzeuger und Träger der politischen und geistigen Geschichte gänzlich vergaß." Besonders war Woltmann bestrebt, die somatischen Forschungen reinlich von den linguistischen zu scheiden, da die Ergebnisse der letzteren oft nur Verwirrung anstatt Klärung in die Rassentheorie hineintragen. So konnte er in mehrere dunkle Gebiete der Völkerkunde (Turanier, Basken, Etrurier) hineinleuchten, in denen die Sprachwissenschaft versagt. Man muß diese Verdienste Woltmanns anerkennen, ohne daß man sich mit allen seinen Anschauungen zu identifizieren braucht. So kann der Schreiber dieser Zeilen die Ueberzeugung Woltmanns nicht teilen, der er gerade die letzten Jahre mit seltener Hingebung nachging, daß nämlich die langköpfige, blonde, blauäugige Rasse die alleinige Mutter der Genies sei, die der Menschheit ihren Weg wiesen; trotzdem erkenne ich gern an, daß Woltmann auch auf diesem Gebiete viel Positives zur Erkennung des Anteils der blonden Rasse an der Kultur Frankreichs und Italiens aufdeckte und zu weiteren Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen Rasse und Kunst anregte. Daß er dem Spezialgebiete der Rassenkunde der

Juden mit einer Unvoreingenommenheit gegenüberstand, wie man sie sonst selten, sowohl bei Freunden wie bei Feinden der Rasse findet, auch dessen sei an dieser Stelle gedacht.

Wien. Dr. L. Sofer.

Ludwig Woltmanns Bekanntschaft machte ich im Wintersemester 1893/94 in Berlin bei den philosophischen Uebungen G. von Gizyckis über Schopenhauers ethische Schriften; näher trat ich ihm in der gleichzeitig gegründeten „Sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung". Er war wohl einige Semester älter als die Mehrzahl der Mitglieder, aber unabhängig hiervon war er bald der anerkannte geistige Führer. Eine seltene natürliche Beredsamkeit, die ihn befähigte, aus dem Stegreif formvollendete Reden zu halten, ein überlegenes positives Wissen und eine ungewöhnliche, auch von der ältern Generation anerkannte Reife des Urteils ließ die meisten ihm aufrichtige und neidlose Bewunderung zollen. Er war noch ganz radikaler Demokrat und aller sich später bei ihm meldenden aristokratischen Wertungen bar. In dieser Stimmung entstand seine später von ihm in übertriebener Weise als „Produkt der Ignoranz" verleugnete Abschlachtung Ammons. Sein geistiges Leben war beherrscht von Kant, Darwin und Marx, deren Synthese sein wissenschaftliches Programm war. Die Grundzüge seiner spätern philosophischen Dissertation und seines ersten größern Buches trug er schon damals fertig mit sich herum. Zugleich beschäftigten ihn die Fragen des Christentums; Schleiermachers Schriften bildeten damals seine vornehmlichste Lektüre. Auf einem Grunewaldspaziergang bezeichnete er mir als ihn am meisten interessierend die drei Fragen nach dem ersten Menschen, dem ersten Christen und dem zukünftigen Menschen. — Ohne früher oder später seine politischen oder alle seine im engern Sinn volkswirtschaftlichen Ansichten zu teilen, bin ich doch der Auffassung, daß die Volkswirtschaftslehre Woltmann immer Dank schuldig bleiben wird. Er hat die Fruchtbarmachung biologischer Kenntnisse für volkswirtschaftliche Erkenntnis in vorzüglicher Weise gefördert und ist mit an erster Stelle tätig gewesen, dieses Grenzgebiet in die meines Erachtens für die Volkswirtschaftslehre allein fruchtbare Richtung zu bringen. Viele seiner Grundanschauungen berühren sich, ohne daß er es selbst wußte, und ohne daß es genügend erkannt und dargetan ist, mit den Ueberzeugungen der modernen realistischen Volkswirtschaftslehre. Er hat den Stier bei den Hörnern gefaßt und in aufopfernder Weise da mit systematischen Untersuchungen eingesetzt, wo sich bisher unklare Behauptungen tummelten. — Woltmann war ein echtes Talent, der hiernach Anwartschaft gehabt hätte, einer der Großen im Reiche der Wissenschaft zu werden. Was ihm dabei meiner Empfindung nach im Wege stand, war ein Mangel an Schulung und Disziplin. Ich habe es in dieser Beziehung immer bedauert, daß seine Verbindung mit Alois Riehl sich gelöst und nicht gefestigt hat. Er hatte bei Riehl promoviert und von ihm Habilitationsaussichten eröffnet erhalten. Die politische Tätigkeit lenkte ihn davon ab. Die strenge Disziplin unserer Seminare und die gewissen Anforderungen der akademischen Laufbahn hätten Woltmanns Arbeiten sehr wohl getan.

Er war als Geist genügend frei und selbständig, keine Gefahr zu laufen, in Fesseln geschlagen zu werden, aber er hätte heilsame Zügel gefunden. Trotzdem war er eine echte Gelehrtennatur. Er hat ein Proletarierleben auf sich genommen, seine geistige Freiheit zu wahren und unbehindert seinen wissenschaftlichen Idealen folgen zu können. Jeder, der ihn näher kannte, wird sein frühes Hinscheiden als schweren Verlust betrauern.

Berlin-Halensee. Dr. A. Spiethoff.

Woltmanns hauptsächliches Verdienst dürfte sein nachdrückliches Eintreten für den fruchtbaren Gedanken sein, daß der blonde Dolichocephale der wirksamste Sauerteig der Kultur ist und unter allen Rassen der unternehmendsten und begabtesten angehört. Mag er insofern zu weit gegangen sein, als er seine Anwesenheit und ursächliche Bedeutung auch dort annahm, wo sie nicht erweisbar ist, und mag er die Bedeutung ohne jenes Mitwirkung entstandener Kulturen unterschätzt haben, so tut das seinen Verdiensten keinen Eintrag, denn ein Vorkämpfer kann nicht bestehen ohne einseitige Bevorzugung der Gedanken, für die er eintritt. Es handelte sich zunächst darum, sie zur Anerkennung zu bringen; nachher finden sich genug andere, die sie auf ihre wahre Berechtigung, und darüber hinaus, zurückführen. Möge ihm ein Nachfolger erstehen, der uns die Kehrseite jener hervorragenden Rasseeigenschaften zeigt, der es zuzuschreiben ist, daß die losgetrennten Teile der blonden Rasse sich immer wieder in andere Rassen auflösen, und daß ihren Kulturschöpfungen eine, verglichen mit anderen Völkern, kurze Dauer beschieden ist.

Frankfurt a. M. Dr. Fr. von den Velden.

Meine Beziehungen zu Woltmann erstreckten sich nur über eine verhältnismäßig kurze Zeit und beschränkten sich auf die Korrespondenz, die sich aus meiner Mitarbeit an der „P. A. R." ergab; ich bin daher nur zu einem bescheidenen Beitrag imstande. Ich betrachte Woltmann als einen Bahnbrecher auf einem Wege, der schon vor 30 oder 40 Jahren, bald nach dem ersten Auftreten Darwins und Spencers hätte beschritten werden sollen, und den zu beschreiten es nachgerade höchste Zeit geworden ist, wenn unsre Generation nicht der Vorwurf treffen soll, sie habe die ihr erschlossenen Möglichkeiten sowohl nach der wissenschaftlichen als nach der praktischen Seite ungenutzt gelassen. Neben Initiative und weitem Blick, den ersten Erfordernissen eines Bahnbrechers, scheint mir aber Woltmann auch eine ungewöhnliche Arbeitskraft besessen zu haben und ein besonderes Geschick, andere zur Mitarbeit anzuregen und heranzuziehen.

Eberbach i. B. Dr. J. G. Weiß.

Es gibt zwei Arten Forscher, die einen warten ruhig ab, was ihnen von selbst die Natur oder die Ueberlieferung erschließen will. Sie sind uneingenommen, sind ruhig und klar; aber sie werden selten

eine große Wirkung ausüben. Die andern jagen von vornherein bestimmten Problemen nach, sind leidenschaftlich und erregt: wenn die Tatsachen nicht immer die Theorie bestätigen — tant pis pour les faits. Aber solche Jäger und Kämpfer setzen meist ihre Zeit in Bewegung. Zu den Kämpfern gehörte Woltmann. Er hatte auch die Eigenschaft, die man von solchen Naturen kennt, gegen Männer, die seinen Ideen nicht beifielen, mit echt lutherischer Entrüstung vorzugehen. Woltmann war ein fruchtbarer Anreger. Er besaß aber außerdem noch etwas, das ebenfalls nicht selten Kampfesnaturen auszeichnet, er besaß die Entwicklungsfähigkeit, die sich mitunter in schroffen Wandlungen äußert. So wie Woltmann vom Gleichheitsphilosophen zur Ungleichheit der Rassen emporgedrungen war, so hätte er auch noch die Einseitigkeiten überwunden, die seinem ariozentrischen Systeme anhafteten. Auch deshalb ist sein allzu früher Tod zu beklagen.

München-Thalkirchen. Dr. A. Wirth.




Ludwig Woltmann †.

Der Du, ein Sturmwind, Geister aufgerüttelt,
Viel welkes Laub vom Lebensbaum geschüttelt,
Der zu den Tüchtigsten Du auserlesen,
Bist Du nun selbst nur Blatt im Wind gewesen?

Des Nordens Sehnsucht nach den helleren Sonnen,
Hat sie auch Dich mit ihrem Netz umsponnen?
Hat sie auch Dich zum Opfer sich geweiht
Gleich manchem Held aus Deutschlands Wanderzeit?

Hast Du gebüßt jetzt für die selt'ne Lust,
Daß Du gelebt, nur treu der eignen Brust?
Wo mag Dich nun das Spiel der Wellen treiben;
Wirst Du als Kraft im Weltall wirksam bleiben?

Viel alte Stunden gehn mir durch den Sinn:
Zum Schloßberg ziehn wir junge Bursche hin.
Dort auf den Höhn, von Sternen überdacht,
Klang heiter-ernst Dein Wort uns manche Nacht.







Doch als wir einst zum Dank Dir wollten spenden
Verdienten Lorbeer, wehrtest mit den Händen
Du ab und blicktest beinah scheu uns an,
Als sei's Versündigung, was wir getan.

Und dünktest doch unsichtbar uns gekränzt,
Wenn hell Dein Aug' in Schaffensdrang erglänzt;
Wenn Dich so ganz der Zukunft Dienst begeistert,
Daß Du auch uns zu dienen ihr gemeistert.

Es stehn wohl heut viel Stille rings im Land,
Umflort den Blick und doch zur Sonn' gewandt:
Wir grüßen Dich, der uns zu früh entrissen,
Mit dem im Geist wir uns verbrüdert wissen.

Wir grüßen Dich, der Schönheit treuen Pfleger,
Der Weisheit ungekrönten Kronenträger.
Wir grüßen Dich! Und unser Scheidegruß
Durcheilt das All, bis er Dich treffen muß.

Bremen.

H. z. H.




Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft,
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland;
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

Goethe.

Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. Landmann, Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Thalstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VI. 2. — 1907.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Grundfragen der Rassenpsychologie.

Dr. Ludwig Woltmann †.

Ueberall sehen wir in der Geschichte der Menschen, welchen Erdteilen, Perioden und Kulturstufen sie auch angehören mögen, gewisse übereinstimmende Merkmale und Regeln der geistigen Entwicklung, welche die psychische Einheit des Menschengeschlechts außer Zweifel stellen. In der Religion, Kunst und Moral, in den Werkzeugen und gesellschaftlichen Einrichtungen, in der Aufeinanderfolge der Kulturstufen tritt uns immer wieder dieser gleiche Grundzug menschlichen Wesens entgegen. Die Erkenntnis der Einheit des Menschengeistes steht in Uebereinstimmung mit der physischen Einheit unserer Gattung, wobei freilich die Frage unentschieden bleibt, auf welcher Stufe der biologischen Entwicklung der Begriff des Menschen anzusetzen ist. Diese physische und geistige Einheit würde auch dann gewahrt bleiben, wenn einmal festgestellt werden sollte, daß die verschiedenen Menschenrassen nicht aus einem, sondern aus mehreren einander nahe verwandten anthropoiden Stämmen hervorgegangen sind.

Ueberblicken wir das Gemälde der Menschengeschichte, so sehen wir auf dem Hintergrunde einer in den Grundzügen übereinstimmenden Denk- und Gefühlsweise doch zahlreiche auffallende Unterschiede in dem geistigen Wesen der einzelnen Stämme und Völker hervortreten, sowohl dem Grade der Entwicklung nach, wie in der spezifischen Eigenart ihres Charakters. Daß der geistige Zustand der europäischen Völker, der Asiaten und Afrikaner und der europäischen Völker untereinander mehr oder minder große Abweichungen erkennen läßt, die nicht zufällig und willkürlich sind, kann auch der größte Leugner der Rassenunterschiede nicht bestreiten. Worin liegen aber die Ursachen dieser Unterschiede und Abstufungen? Die älteren Geschichtsphilosophen, wie Bodin, Montesquieu, Herder, suchten sie durch Einwirkungen des geographischen Milieus zu erklären und sie glaubten, daß die verschiedene Höhe und Art der Kultur nicht in der Befähigung und Eigenart der Menschen, sondern in den günstigen oder ungünstigen Entwicklungsmöglichkeiten begründet sei. Die modernste Form dieser Auffassung ist der „historische Materialismus", der die ganze soziale und geistige Entwicklung der an sich gleichgearteten und gleich-

begabten Menschen von den materiellen Verhältnissen abhängig sein läßt. So glaubt z. B. einer seiner extremsten Vertreter, H. Cunow, daß ein Botokudenkind, nach Berlin versetzt, zum Berliner Jungen, und ein solcher, unter die Botokuden versetzt, sich in seinen Anschauungen und Ideen zum Botokuden entwickeln werde.

Eine andere Richtung der Geschichtsphilosophie, die im Zeitalter der Aufklärung zugleich mit der Idee der Einheit des Menschengeschlechts aufkam, erkannte auf Grund verschiedenster Beobachtungen und Erwägungen, daß die angeborenen Anlagen der Rassen in der ungleichen Art und Vollkommenheit der Kulturleistungen eine Rolle spielen. Voltaire war in dieser Hinsicht wohl der erste „Rassetheoretiker". Aber die Anfänge einer wirklichen Rassenpsychologie finden wir erst bei Linné, der in seinem System der Menschenrassen neben den körperlichen Merkmalen auch geistige Eigenschaften zur Unterscheidung heranzog. Danach ist der Amerikaner cholerisch, hartnäckig, freiheitliebend, wird durch Gewohnheiten gelenkt und bemalt sich mit dädalischen Linien. Der Europäer ist sanguinisch, scharfsinnig und erfinderisch, trägt enganliegende Kleider und wird durch Gesetze gelenkt. Der Asiate ist melancholisch und zäh, geizig, grausam und prachtliebend, trägt weite Gewänder und läßt sich von Meinungen regieren. Der Afrikaner ist phlegmatisch und schlaff, verschlagen, faul und gleichgültig und wird durch Willkür regiert.

Nur einige wichtige Stufen in der weiteren Geschichte der Rassenpsychologie sollen hier angedeutet werden. I. Kant, der wohl der erste war, der in seiner „Anthropologie" den Begriff des Volkes als einer „in einem Landstrich vereinigten Menge, insofern sie ein Ganzes ausmacht", von dem der Nation unterschied, die ein „durch gemeinschaftliche Abstammung" vereinigtes bürgerliches Ganze ausmacht, nahm an, daß die Völker einen „angeborenen Charakter haben, der in der Blutmischung der Menschen liegt, und von dem der erworbene und künstliche nur die Folge ist". „Daß auf die Regierungsart alles ankomme, welchen Charakter ein Volk haben werde, ist eine unbegründete, nichts erklärende Behauptung; denn woher hat denn die Regierung selbst ihren eigentümlichen Charakter? — Auch Klima und Boden können die Schlüssel hierzu nicht geben; denn Wanderungen ganzer Völker haben bewiesen, daß sie ihren Charakter durch ihre neuen Wohnsitze nicht veränderten, sondern ihn diesem nur nach Umständen anpaßten, und doch dabei in Sprache, Gewerbeart, selbst in Kleidung, die Spuren ihrer Abstammung und hiermit auch ihren Charakter noch immer hervorblicken lassen." — In sinniger Weise zergliedert Kant den angeborenen Charakter der französischen Nation, der Engländer, Spanier usw. Der Franzose besitzt Höflichkeit, Lebhaftigkeit, Freiheitsgeist, Liebenswürdigkeit; der englische Charakter ist dem französischen gerade entgegengesetzt. Der Spanier hat Feierlichkeit, Würde, Stolz; der Italiener vereinigt die französische Lebhaftigkeit mit spanischem Ernst, er hat Kunstgeschmack und „eine Stimmung der Sinnlichkeit zum Gefühl des Erhabenen, sofern es zugleich mit dem Schönen vereinbar ist". Den Deutschen kennzeichnet Ehrlichkeit und Häuslichkeit, Fleiß, Gelehrsamkeit, Kosmopolitismus. Die Griechen, meint er, hätten auch unter dem harten Druck der Türken ihre Sinnes-

art, nämlich Lebhaftigkeit und Leichtsinn nicht verloren. Den Armeniern schreibt er einen „Handelsgeist von besonderer Art" zu.

G. *Klemm* führte „konsequent die Trennung von Rassen" und „Völkern" durch und kam auf diese Weise zu einer anthropologisch sicherer fundierten Rassenpsychologie. Bekannt ist seine Einteilung der *aktiven* und *passiven* Rassen und ihrer Charaktereigenschaften. Während er unter aktiver Rasse die nordische und mittelländische und ihre Mischungen verstand, die sich über die ganze Erde ausgebreitet haben und überall da wirksam sind, wo wir eine höhere Zivilisation vorfinden, verstand er unter den passiven die mongolische und Negerrasse. Doch schrieb er dem blonden Zweig der aktiven Rasse eine geistige und sittliche Ueberlegenheit über dem brünetten zu.

In *Gobineaus* Werk erreichte die Rassenpsychologie ihren Höhepunkt. Hier finden wir eine scharfe Charakteristik der drei Hauptrassen, der Neger, Mongolen und „Weißen", die mit Klemms aktiver Rasse identisch sind. Die Versuche von Lapouge, Ammon und Chamberlain gehen im wesentlichen über die Gobineauschen Anschauungen nicht hinaus, deren Richtigkeit immer mehr bestätigt wird, je weiter die anthropologische Geschichtsforschung fortschreitet.

Freilich wird auch heute noch von vielen Seiten die Möglichkeit einer *Rassenpsychologie* bestritten. Gerne gibt man Unterschiede in der Art und dem Grade der Begabung zu, man hält sie aber nur für vorübergehende historische Entwicklungsstufen und lehnt sie als *biologische Eigenschaften*, die der Rasse als solcher angeboren und ererbt sind, ab. Man weist darauf hin, daß alle Rassen, auch die kulturell höchststehenden, einmal niedere und rohe Zustände der Gesellschaft und des Geistes durchgemacht haben, und daß es nicht die Entwicklungs*fähigkeit*, sondern die Entwicklungs*möglichkeit* ist, welche die verschiedene kulturelle Lage der Rassen bedingt. Lasse man den sogenannten niederen und minderwertigen Rassen genügend Zeit und gebe man ihnen die entsprechenden Bedingungen, dann würden sie Gleiches und Aehnliches leisten wie die höheren Rassen.

Diese Auffassung übersieht, daß alle Rassen gleichviel Zeit zur Entwicklung gehabt, daß die höheren Rassen sich die Bedingungen ihrer Entwicklung selbst gesucht, geschaffen und erobert haben und daß in dieser Aktivität gerade ihre höhere Begabung besteht. Nach dieser Auffassung würden Neger und Chinesen, die anstatt der Hellenen nach Griechenland eingewandert wären, unter denselben Bedingungen eine gleiche Kultur hervorgebracht, und müßten Botokuden und Irokesen, wenn sie statt der Germanen Italien überflutet hätten, eine ebensolche Renaissance hervorgezaubert haben. Aber wir sehen die Türken seit 500 Jahren an den herrlichsten Gestaden des Mittelmeeres stumpfsinnig sitzen und in halber Barbarei beharren; jahrtausendelang standen die Neger mit der ägyptischen Zivilisation in engster Berührung, ohne Entwicklungsreize zu empfangen, während im hohen Norden, bei der Stammrasse der Arier, unter ungünstigen Bedingungen, alle wichtigsten Elemente höherer Kultur hervorgebracht wurden, die bei den auswandernden Zweigen dieser Familie unter günstigeren Milieuverhältnissen zur Herrlichkeit griechischer und italienischer Schönheit sich entfaltet haben.

Die etwa zehntausendjährige Geschichte des Menschengeschlechts, die wir archäologisch und historisch überschauen können, ist ein Experiment gewesen, das uns hinreichend Erfahrungen über die Entfaltungs- und Anpassungsfähigkeiten der einzelnen Rassen an die Hand gibt. Nach der physischen Seite ist festgestellt, daß in diesem Zeitraum die Rassen sich nicht mehr wesentlich verändert haben, und eine Zergliederung ihrer Kulturleistungen, mit Berücksichtigung der Milieueinflüsse, läßt deutlich eine verschieden große geistige Begabung und Beharrung dieser Umstände zutage treten. Für die historische Betrachtung haben wir daher eine relative Konstanz der physischen Rassenmerkmale anzunehmen und als mitwirkenden Faktor in die Bewertung der Ursachen geschichtlicher Entwicklung einzustellen.

Diese Ueberlegung begründet die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Rassenpsychologie, die, abgesehen von ihrem selbständigen wissenschaftlichen Interesse, für Soziologie und Geschichtswissenschaft von größter Bedeutung ist. Sie muß wohl unterschieden werden von der Völkerpsychologie, deren Aufgaben wesentlich andere sind. Wundt z. B. versteht darunter die Untersuchung derjenigen psychischen Vorgänge, die der allgemeinen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse von allgemein gültigem Werte zugrunde liegen. Sie behandelt in erster Linie Sprache, Sitte und Mythus. Diese Definition kann nicht als besonders glücklich bezeichnet werden, da „menschliche Gemeinschaft“ und „Volk“ hier gleichgesetzt werden, obgleich Familien, Horden und Stämme, in deren Schoße sich Sprache, Sitte und Mythus ursprünglich entwickeln, doch nicht als Völker bezeichnet werden können. Andererseits fordert sie dazu heraus, unter „Völkerpsychologie“ die Schilderung des geistigen Charakters einzelner Völker zu verstehen. Da aber der Name im Sinne der Wundtschen Definition sich eingebürgert hat und historisch geworden ist, muß man ihn beibehalten und dementsprechend eine allgemeine und spezielle Völkerpsychologie unterscheiden.

Während die allgemeine Völkerpsychologie die übereinstimmenden Merkmale, Erzeugnisse und Vorgänge im seelischen Leben der Familien, Horden, Stämme und Völker behandelt, und hier die „Rasse“ als solche keine Rolle spielt, ist diese dagegen für die spezielle Völkerpsychologie von größter Bedeutung, denn der Charakter der Völker ist das Ergebnis eines historischen Werdens, in welchem die Milieueinflüsse zusammen mit den Anlagen der ein Volk zusammensetzenden Rassen eine eigenartige psychische Haltung herausbilden, die gegenüber andern Völkern sich einheitlich abschließt.

Ziel und Aufgabe der Rassenpsychologie ist daher, eindeutige und konstante geistige Merkmale, d. h. gesetzmäßige Beziehungen zwischen Rasse und Charakter festzustellen. Sie ist darin naturgemäß ganz und gar von der physischen Anthropologie abhängig, welche die Rassen anatomisch und physiologisch voneinander trennt. Mit ihren Erkenntnissen ausgerüstet, stellt sie die morphologischen Gruppen und Individuen fest, von denen bestimmte psychische Leistungen in Taten und Ideen ausgegangen sind. Und indem ähnliche Gruppen unter verschiedenen Bedingungen betrachtet werden, wie die Geschichte sie darbietet, sind durch Vergleich ursächliche und gesetzmäßige Beziehungen zwischen Rasse und Charakter aufzudecken. Daß diese

Beziehungen nur relative sind und Durchschnittswerte betreffen, ist eine Eigentümlichkeit, welche die seelischen Rasseneigenschaften mit allen anderen biologischen Erscheinungen teilen. Eine absolut konstante Beziehung zwischen jedem Individuum einer Rasse und ihrer gesamten Eigenart ist damit ausgeschlossen; es kann sich nur um Beziehungen zwischen der größeren Zahl und den vorwiegenden Eigenschaften handeln.

Eine von diesen Gesichtspunkten geleitete Rassenpsychologie kommt zu dem unwiderleglichen Ergebnisse, daß zwischen den Rassen tatsächlich quantitative Unterschiede in der geistigen Begabung vorhanden sind und den ungleich hohen Stand der Kulturleistungen bedingen. Diese Unterschiede sind ganz allgemein in einer entschieden großen Begabung mit den Kräften des Willens und Verstandes ursächlich begründet, sei es, daß der Durchschnitt einer Gruppe eine bestimmte Anspannung geordneter psychischer Leistungen oder die ganze Gruppe einen bestimmten Prozentsatz in der Hervorbringung von Talenten und Genies nicht überschreitet. Die „Anthropologie des Genies" hat in diesem Punkte selbst bedeutsame Unterschiede zwischen der blonden und brünetten Rasse in Europa festgestellt, während die „Anthropologie der Klassen" in allen Gemeinschaften, die eine höhere Zivilisation hervorgebracht haben, eine überlegene, morphologisch abweichende Schicht als herrschende Gruppe nachweist.

Viel schwieriger als die Formulierung und Feststellung der quantitativen Unterschiede ist diejenige der qualitativen Merkmale der Rassen. Abgesehen von den Differenzen in der psychischen Energie selbst, zeigt z. B. der Neger, der Chinese, der Jude und Engländer eine der Art nach verschiedene geistige Haltung, die auch dann durchbricht, wenn sie etwa äußerlich dieselben Sitten und Sprachen angenommen haben. Diese Unterschiede bestehen wohl nicht darin, daß gewisse psychische Elemente und Vorgänge bei der einen oder andern Rasse gänzlich fehlen, sondern nur in der verschiedenen Stärke und Kombination oder Korrelation psychischer Eigenschaften. Gerade in dem Ueberwiegen des einen oder anderen Merkmals und in der Kombination des einen mit einem oder mehreren anderen Merkmalen spricht sich die eigenartige Reaktionsweise des Rassencharakters aus. Phantasie zeichnet den Neger wie den germanischen Renaissancemenschen aus; aber bei dem letzteren verbindet sie sich mit einer erstaunlichen Energie der geistigen Schöpferkraft. Der Neger ist musikalisch, aber ihm fehlt der technische und intellektuelle Erfindungsgeist, die Werke Beethovens oder Wagners hervorzubringen. Handelsgeist besitzt der Engländer wie der Jude, aber jener hat zugleich eine vorbildliche ökonomische Produktionskraft bewiesen; und es dürfte ganz vergeblich sein, den jüdischen Handelsgeist als einen durch äußere Milieueinflüsse im Mittelalter erworbenen Charakter erklären zu wollen. Alle Eigenschaften, die Klemm der aktiven Rasse zuschreibt, findet man auch einzeln oder zu mehreren bei den Negern und Mongolen, aber in der Kombination ihrer Gesamtheit nur bei den „weißen" Rassen, und hier bei den Blonden im Durchschnitt wie in Einzelpersonen viel häufiger als bei den Brünetten. Eine ganze Reihe von Beobachtungen machen es wahrscheinlich, daß der europäische Rundkopf (homo alpinus) in vielen seiner Eigen-

schaften dem asiatischen Rundkopf ähnlich und, wie dieser, durch Fleiß und Zähigkeit, aber zugleich durch Mangel an höherer Phantasie charakterisiert ist.

Auf eine ganze Reihe von statistisch nachgewiesenen Zusammenhängen zwischen Rasse und Selbstmord, Geisteskrankheiten und Verbrechen will ich hier nur hinweisen, um daran einige Bemerkungen über die Rassenunterschiede in den sittlichen Qualitäten anzuknüpfen. Hier pflegt man gewöhnlich einzuwenden, daß die Moral sich historisch entwickele, nach Zeiten und Völkern verschieden sei, so daß schwerlich Rassenfaktoren dabei eine Rolle spielen könnten. Man verwechselt dabei aber moralische Kraft mit moralischen Vorstellungen. Die letzteren sind bei allen Stämmen im wesentlichen dieselben, denn sie ergeben sich aus der sozialen Natur des Menschen, aus den Bedürfnissen und Notwendigkeiten des Gemeinschaftslebens. Treue, Wahrheitsliebe, Aufopferung finden wir gerade bei den niedrigsten Stämmen. Bei den Weddas auf Ceylon soll z. B. Lüge, Ehebruch, Diebstahl sehr selten sein; aber alle diese Vorstellungen geraten ins Schwanken, sobald die Stämme in Konflikt geraten und ein Gegensatz der vitalen Interessen sich ausbildet. In dieser Hinsicht ist die Moral in der Tat eine soziologische Funktion. Aber die moralischen Unterschiede der Rassen scheinen mehr in der ethischen Ideenkraft und Willensenergie zu liegen, in verwickelten Verhältnissen und Konflikten individuelle Widerstandskraft und beherrschende Selbstbestimmung der Vernunft zu zeigen. In der Freiheit der Selbstbestimmung, in dem Gefühl der Menschenwürde und der Ausbildung der Persönlichkeit treten die großen Differenzen der einzelnen Rassen deutlich zutage.

Wie die Individualpsychologie heute zugleich eine physiologische geworden ist, so muß auch die Rassenpsychologie zu einer Art „Psychophysik der Rassen“ werden, nicht bloß in dem Sinne, daß bestimmte Rasseneigenschaften nach ihrer relativen Eindeutigkeit und Beharrlichkeit bestimmten morphologischen Typen zuzuordnen sind, sondern in dem tieferen Sinne, physiologische Ursachen für die Ungleichheit in Grad und Art der geistigen Anlagen ausfindig zu machen. Ich verweise hier auf die erfolgversprechenden Versuche, Größe und Form des Gehirns, die Pigmentierung und die Geschlechtsreife in funktionelle Beziehung zur geistigen Tätigkeit zu setzen. Ein anderes noch tiefer gehendes, in die Biologie der Rassen eingreifendes Problem ist die Frage, ob Perioden im Rasseleben vorkommen, ob Zeiten der Ruhe und Ermüdung mit solchen starker Variation und Differenzierung abwechseln; ob es eine Erschöpfung und Entartung der Rassen gibt; ob die Rassen eine verschieden große Entwicklungsgeschwindigkeit besitzen, und ob mit all diesen physiologischen Vorgängen der Ablauf der geschichtlichen Kulturvorgänge ursächlich und gesetzmäßig zusammenhängt.

Das sind zum Teil alles noch Fragen, aber Grundfragen der Rassenpsychologie. Ihre Beantwortung kann nur die gemeinsame Aufgabe der Forschungen auf dem Gebiete der Anthropologie, Soziologie und Geschichte sein und von der kritischen Verbindung ihrer Methoden und Ergebnisse erwartet werden.

Houzés Kritik der Gesellschaftsanthropologie.

Prof. Georges de Lapouge.

Der Brüsseler Arzt Houzé hat soeben in der Sammlung des Instituts Solvay ein Werk veröffentlicht unter dem Titel: Der Arier und die Anthropologie. Dies Buch ist nicht über, sondern gegen die Anthroposoziologie geschrieben. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die Gegner der Anthroposoziologie anscheinend zu kaltblütigem Raisonnement unfähig sind und alsbald in Sophismen und Invektiven verfallen, — Mittel von großer Wirkung auf die Unkundigen, deren Gebrauch aber nur den Mangel besserer Argumente beweisen dürfte. Nach der Arbeit von Manouvrier, nach dem Werk von Hertz und demjenigen von Finot[1]) hat uns das Buch, dessen Lektüre wir heute als Probe für eine ganz spezielle Literaturgattung empfehlen, herzlich amüsiert. Wäre nicht das Thema zu ernst, so könnte man glauben, das Pasquill eines Arztes aus Molières Zeiten vor sich zu haben. Da jedoch diesmal der Angriff von einem Anthropologen kommt, will ich mir die Mühe machen, darauf zu entgegnen. Freilich nicht in demselben Stil. Vielmehr werde ich die Person des Herrn Houzé, dem es offenbar an guter Lebensart mangelt, ebenso beiseite lassen wie den Arzt, der die Fürsorge eines Kollegen nötig zu haben scheint, und will nur dem Anthropologen erwidern.

Die „Kritische Studie“ — mehr kritisch als Studie — umfaßt drei Teile, betitelt: „der Arier“, „die Anthropologie“ und „die Anthroposoziologie“.

Ueber den ersten Abschnitt kann ich mich kurz fassen. Das Wort zur Erwiderung steht denen zu, die durch die Sprachwissenschaft die Zivilisation des ältesten Volkes, der Indoeuropäer, rekonstruieren wollen: Houzé zieht den Ausdruck „Asioeuropäer“ vor. Er gibt wohl die Existenz einer indoeuropäischen Sprachgruppe zu, nicht aber einer indoeuropäischen Völkergruppe, denn die entgegengesetztesten Menschentypen könnten dieselbe Sprache sprechen. Er will von einem arischen Urvolk nichts wissen und wiederholt die Phrase von Mayer, der es als eine Erfindung der Studierstube ansah. Die Houzéschen Ansichten sind etwas radikal, aber ich habe selbst in meinem „Aryen“ mein Bedauern ausgesprochen über eine Terminologie, welche auf das Urvolk der Indoeuropäer den Namen der Ur-Indoiranier übertragen und diesen schließlich auf den Homo europaeus angewendet hat.

Nur zwei tatsächliche Irrtümer seien hervorgehoben. Houzé betrachtet die Rasse von Cro-Magnon als jünger als diejenige von Laugerie: indessen das Skelett der Cro-Magnonrasse, das in Mentone über den beiden Skeletten von Homo Grimaldii aufgefunden worden ist, geht sicher dem Menschen von Laugerie voraus.

Ferner ist es unzutreffend, daß der blonde Typ in Griechenland nur selten den Göttern und Heroen beigelegt worden sein soll. Die Statuen der Akropolis von Athen, soweit sie vor dem persischen Einfall datieren, weisen nach den Studien von Lechat bei einer unver-

[1]) Manouvrier, L'indice céphalique et la pseudosociologie. Rev. de l'Ecole d'Anthr. de Paris 1899, 233—259. Finot, le préjugé des races, 2me éd., Paris, Alcan 1906. Hertz, Moderne Rassentheorien, Wien 1904, Stern.

kennbar skandinavischen Physiognomie auch blondgemaltes Haar auf, und die Choreen zum mindesten sind Porträts. Ein Schädel von derselben Trümmerschicht, den ich zu Montpellier studiert habe, unterscheidet sich in nichts von einem germanischen oder gallischen Schädel. Für alle diese Fragen verweise ich auf die griechischen und lateinischen Texte, die sich am Schluß meines Buches „L'Aryen" abgedruckt finden. Ich habe selbst die ganze Literatur dieser Sprachen mit der größten wissenschaftlichen Unparteilichkeit exzerpiert, und die Lektüre dieser Auszüge lehrt unzweideutig, daß die Alten fast nur von Blonden sprachen, weil sie es tatsächlich mit Blonden zu tun hatten in Ländern, wo es heute deren keine mehr gibt.

Der zweite Teil bedarf näherer Untersuchung, denn er enthält mehrere interessante Einzelheiten.

Der Autor untersucht zunächst die Entwicklung des Gehirns in der Reihe der Lebewesen, dann die Struktur des menschlichen Gehirns, seine Teile, die Beziehungen von Oberfläche zu Volumen, von weißer zu grauer Substanz und die Gewichtsverhältnisse der Teile. Er kommt dabei zu folgenden Schlüssen:

(S. 48): „Das Gehirngewicht liefert den einen Maßstab, welchem die histologische Zusammensetzung, die Kompliziertheit der Gehirnwindungen, Körpergröße und Körpergewicht, Alter, Geschlecht, Todesursache usw. gegenüberstehen."

(S. 50): „Diese wenigen Feststellungen über die variable Dichte der Substanz im Verein mit denen über die Rindenoberfläche würden schon an sich zur Genüge die Komplexität der Elemente zeigen, welche in die Gehirnfunktionen eingreifen. Deshalb kann man es auch nicht verstehen, wenn man sieht, wie Autoren naiv genug sind, aus den Schädelmaßen auf die Intelligenz zu schließen."

(S. 54): „Der Stand unserer Kenntnisse über Schädel, Gehirn und Intelligenz gestattet den Schluß, daß alle Versuche, auf anthropometrischem Wege physische Merkmale der Intelligenz zu gewinnen, ergebnislos bleiben müssen; was man hier schon als Tatsachen behandelt, sind eigentlich erst Vorfragen."

Mit nichten! — Der Stand der Kenntnisse des Herrn Houzé gestattet diesen Schluß nicht und zwar nicht nur aus dem Grunde, weil sie ungeordnet und lückenhaft sind, sondern weil auch die vollkommensten Kenntnisse nur dahin führen würden, die praktischen Schwierigkeiten des Problems aufzuzeigen. Derartige Schwierigkeiten lösen sich wie algebraische Gleichungen durch einfache Methoden, aber sie erfordern eine gewisse Anzahl von Fällen zur Elimination der unwesentlichen Variablen.

Houzé weiß doch recht gut, daß Gewicht und Volumen des Gehirns, Gewicht und absolute Maße des Schädels keine identischen Mittelwerte geben für zwei Reihen von Individuen, deren eine sich aus den bestbegabten und deren andere sich aus den tiefst stehenden zusammensetzt. Dies ist seit Parchappe, Durand de Gros und Broca eine feststehende Tatsache. Es ist unmöglich, angesichts eines Schädels zu sagen, ob sein Eigentümer ein Genie oder ein Dummkopf war. Herr Houzé natürlich würde, vor die beiden erwähnten Reihen gestellt, ohne weiteres die der begabten Menschen erkennen können. Dasselbe würde der Fall sein vor zwei Reihen von Gehirnschnitten, wenn zwei

derartige Reihen zusammengestellt werden könnten. Was Houzé Crâniodésie nennt, ist also vollkommen gerechtfertigt, und zwar durch die Erfahrung gerechtfertigt, wofern nur Reihen und nicht isolierte Individuen in Betracht gezogen werden. Es ist ein Trugschluß, diese beiden methodischen Möglichkeiten, wie er es tut, zu vermengen, um die eine in die Unmöglichkeit der anderen zu verstricken.

Houzé gibt die Existenz der sozialen Auslese und deren im allgemeinen rückgängigen Charakter nicht zu. Er ist der Ansicht, daß das gesellschaftliche Leben das universelle Gesetz der natürlichen Auslese nicht verändere, sondern daß diese fortdauere und Entwicklungsfaktor bleibe. Das ist eine Anschauungsweise, der ich noch bei keinem Schriftsteller begegnet bin, und ihre Neuheit verdient unsere Aufmerksamkeit. „Die natürliche Auslese“, sagt er S. 55, „welche im Laufe der Entwicklung den Menschen mit seinem komplizierten Gehirn geschaffen hat, wirkt in derselben Weise weiter, indem sie den Begabtesten einen Vorsprung gibt. Allerdings hat Wallace, nachdem er das Erklärungsprinzip der natürlichen Auslese auf alle organischen Wesen angewendet hatte, in seinen letzten Jahren Bedenken getragen, diese Theorie auf den Menschen auszudehnen. Dies genügt für Lapouge zu der Versicherung, daß mit dem Tage, wo das menschliche Gehirn seine Fähigkeiten erlangt hat, die natürliche Auslese aufgehört hat zu wirken; indessen bekennt er sich noch mehr zu der Ansicht Brocas, der der natürlichen Auslese die soziale Auslese substituiert, welche deren Rolle aufhebt oder mindert. — Um die natürliche Auslese zu leugnen, sagt Lapouge (»Sélections«, S. 199): »Mit Hülfe von Feuer und Kleidung schützt sich der Mensch gegen die Kälte; seine leichte, luftige Hütte beschirmt ihn vor den sengenden Strahlen der Sonne; seine Intelligenz befähigt ihn zur Sicherstellung von seines Leibes Notdurft; mit seinen Waffen bleibt er Sieger im Kampf gegen die übrigen Lebewesen; er macht die einen zu seiner Beute und die anderen wehrt er von sich ab. In den zivilisierten Ländern hat er nicht einmal mehr Feinde zu fürchten; die gefährlichen Tiere sind ausgerottet; er braucht sich die Nahrungsmittel nicht mehr selbst zu beschaffen, er findet sie beim Kaufmann. Den Kampf ums Dasein kämpft er nur noch mit seinesgleichen: homo homini lupus. Dieser Kampf wird lediglich durch soziale Handlungen geführt; aber bei aller Aenderung von Art und Namen ist er nicht minder hart und mörderisch.«

„Diese Ausführungen“, fährt Houzé fort, „erscheinen uns naiv; die angegebenen Differenzen zwischen Mensch und Tier liegen auf zerebralem Gebiet. Lediglich dank der fortgeschrittenen Organisation des Zentralnervensystems haben Entwicklung und natürliche Auslese den Menschen über das Tier emporgehoben.... Wenn der Mensch durch seine Waffen den Tieren überlegen bleibt, so nur deshalb, weil die natürliche Auslese und die progressive Entwicklung ihm die furchtbarste Waffe gegeben haben, das Gehirn.... Lapouge behauptet, daß der Mensch sich nicht mehr um die Beschaffung seiner Nahrung zu bemühen brauche, da er sie beim Kaufmann finde: das ist eine Kantsche Phrase. Die Sorge ums tägliche Brot ist immer noch die Grundtätigkeit jedes Lebens, selbst beim zivilisierten Menschen.... Wenn der Kampf für den Menschen nur noch mit seinesgleichen

besteht, so trifft das doch wohl nicht minder für die Tiere zu.... Zu sagen, daß der Kampf schärfer geworden sei und daß die Auslese durch ihre Entwicklung zur sozialen Auslese zur blutigen Geißel für die Menschheit geworden sei (Sélections, S. 443), ist eine unhaltbare Behauptung. Dank der Entwicklung des Gehirns hat die natürliche Auslese ihre Härten verloren. Bei den Tieren und den niederen Menschenstämmen ist die Auslese brutal, werden die Schwachen und die Kränklichen eliminiert. Beim Kulturmenschen hat im Gegenteil die natürliche Auslese die Arbeitsteilung hervorgebracht. Die höhere Kultur erzeugt vielgestaltige Arbeit, welche die Nutzung aller Grade von Kraft und Intelligenz, von Schwäche und geistiger Minderbegabung ermöglicht. Das ist keine Auslese in umgekehrter Richtung, das ist die natürliche Auslese, nur vermenschlicht und gemildert, sie berührt die Vervollkommnung nicht; der sicherste Beweis dafür ist in dem beständigen Fortschritt der Zivilisation gegeben."

Das ist die ganze Beweisführung, und es ist wenig genug. Ich hätte doch gern erfahren, inwiefern die natürliche Auslese im sozialen Zustande fortdauert. Houzé scheint nicht recht verstanden zu haben, was ich meine. Daß die Ueberlegenheit des Menschen seinem Gehirn zu verdanken ist, welches durch die natürliche Auslese vervollkommnet wurde, ist wohl sicher, aber dies vervollkommnete Gehirn hat schon vor dem sozialen Zustande existiert, denn gerade seine Ausbildung hat erst die Zivilisation ermöglicht. Was Houzé anführt, beweist nicht, daß diese Vervollkommnung durch die natürliche Auslese im zivilisierten Zustande fortdauert. Man könnte diese Beweisführung versuchen, aber was Houzé vorbringt, ist m. E. nicht einmal der Versuch einer Beweisführung.

Ich muß mich fragen, ob Houzé sich wohl Rechenschaft davon gegeben hat, was man unter Auslese und speziell unter natürlicher Auslese versteht. Die Auslese besteht wesentlich in der Ausmerzung der weniger Passenden, und die natürliche Auslese ist die, welche sich durch das Spiel der natürlichen Faktoren vollzieht, im Gegensatz zur sozialen Auslese, die das Ergebnis der sozialen Faktoren ist, oder zur systematischen Auslese, dem Ergebnis einer bewußten Willenstätigkeit. Nun fährt Houzé folgendermaßen fort: „Die Zurückgebliebenen, die Schwachsinnigen werden durch eine spezielle Erziehung, die sogenannte Schwachsinnigen-Erziehung, zu brauchbaren Wesen gemacht.... Hier haben wir also noch eine Tatsache der natürlichen Auslese, wie sie vom Menschen geleitet wird, welcher dabei nicht als sozialer Faktor wirkt, was keinen Sinn hätte, sondern als biologischer Faktor." Es ist mir unfaßlich, wieso die Errichtung von Schwachsinnigenschulen eine Auslese darstellt, wieso diese vom Menschen geleitete Auslese eine Tatsache der natürlichen Auslese ist und wieso der Mensch in diesem Falle nicht als sozialer, sondern als biologischer Faktor wirken soll.

Gerade so unverständlich ist mir die Polemik, womit er mich wegen der Caniden verfolgt. Um zu zeigen, daß man oft den Anteil der Erziehung als Entwicklungsfaktor überschätzt, habe ich das Beispiel des Hundes angeführt und gezeigt 1. daß die hauptsächlichen Hunderassen schon vor der Domestikation existiert haben, die meisten seit dem Pliocän; 2. daß die Fähigkeiten des Hundes gleicherweise früheren

Ursprungs sind; 3. daß die heutigen sehr vervollkommneten Rassen das Ergebnis einer langen und sorgsamen Auslese sind (Sélections sociales, S. 110). Nun anerkennt der Autor (S. 64), daß „die domestizierten Hunde von mehreren Arten rundpupilliger Caniden, vom Wolf, vom Schakal und von tertiären Hunden abstammen". Er fügt hinzu: „Der Mensch ist der Hauptfaktor gewesen für die Umbildungen, die er angestrebt und erreicht hat, wobei ihn die speziellen Bedingungen des Milieus selbst leiteten. Zum Jagdbegleiter, Lasttier, Wächter der Herde, Freund des Hauses, zum eßbaren Tier, zu alledem war dieser gesellige Fleischfresser bestimmt." Er sagt ferner S. 62: „Die Varietäten der Caniden, die durch eine strenge Auslese herangezüchtet worden sind, müssen in der Jugend aufs genaueste überwacht werden, selbst diejenigen, deren Eigenschaften am besten fixiert erscheinen." Ich finde unsere Ansichten nicht verschieden genug, als daß sie Houzés Polemik motivieren könnten.

Ich glaube vielmehr, daß diese ganze Hundegeschichte lediglich den Zweck hat, den Leser auf die Mitteilung vorzubereiten, daß Houzé die de Pauwsche Sammlung von Hundeschädeln untersucht und dabei eine höchst wichtige Tatsache für die Erklärung der menschlichen Brachycephalie konstatiert hat.

„Werden Hunde der Domestikation unterworfen, so erleiden sie ähnliche Konstitutionsänderungen wie der Mensch. Sie werden Allesfresser; ihre Muskulatur geht im allgemeinen zurück, besonders aber verfallen die Kaumuskeln durch verminderten Gebrauch, wie er durch die gekochte oder weniger grobe Nahrung bedingt ist, einer Rückbildung. Die unmittelbare Folge ist das Zurückweichen der facialen Schädelregion; diese Rückbildung ist die Ursache der Zunahme des zerebralen Schädels.... Es besteht eine Korrelation zwischen der Verkleinerung der Kaumuskeln, der Abplattung der Zahnhöcker, der Atrophie der Mandibula, welche zu klein wird, um alle die Zähne aufzunehmen, welche die Kurzzähnigkeit hervorbringt, der fortgesetzten Rückbildung der Zähne, welche aus der ursprünglichen sagittalen in eine schräge und schließlich transversale Stellung übergehen. Endlich nimmt die Zahl der Zähne ab, der zerebrale Schädel entwickelt sich im umgekehrten Sinne und nimmt besonders nach der frontalen Seite zu, bis sich in gewissen Fällen eine ausgeprägtere Frontalgegend herausbildet, als bei den begünstigsten der Anthropoiden.... Die Schädelhöhle wächst in transversalem Sinne von der parietalen und frontalen Seite in die Breite und in die Höhe. Die Eurycephalie folgt auf die Stenocephalie. Es besteht also bei den Caniden eine progressive Entwicklung des Zerebrums in Korrelation mit der Abnahme der Schläfenmuskeln."

Die Ironie des Zufalls hat es gefügt, daß ich gerade die Caniden seit einem Vierteljahrhundert studiert und daß ich, wie de Pauw, ihre Schädel gesammelt habe. Ich kann also mit voller Kompetenz auf die Beobachtungen Houzés mit meinen eigenen antworten. Vom Fötus bis zum ausgewachsenen Stadium und bis ins Alter werden Unterkiefer, Gesicht und Schädel länger und schmäler, die Schädelkanten treten hervor, und zwar bei allen Rassen ohne Unterschied. Die heutigen großen Hunde haben im allgemeinen im ausgewachsenen Zustande ein längeres Gesicht, einen schmaleren Schädel, stärkere

Knochenleisten als die fossilen Exemplare der analogen Rassen. Das Hervortreten der Knochenleisten, die Länge des Schädels und die Entwicklung von Gesicht und Unterkiefer sind bemerkenswerter bei der Gesamtheit der großen Rassen als bei den kleinen, und gewöhnlich in Korrelation mit der Stärke der allgemeinen Muskulatur. Die schwachen und zarten Damenhunde haben schwächer entwickelte Knochenleisten, kleinere Unterkiefer und einen rundlicheren Schädel, weil sie degeneriert sind und das Wachstum bei ihnen vorzeitig Halt gemacht hat. Die Hunde befinden sich in dieser Hinsicht genau in derselben Lage, wie alle anderen Säugetiere.

Aber eine direkte Beziehung zwischen diesen Befunden und der Lebensweise kann ich nicht erkennen. Bei den Hühnerhunden, denen aus der Küche mancher Knochen zufällt, sind die Knochenleisten nicht minder gut entwickelt, als bei den Jagdhunden, die in der Meute gehalten und im Stall mit einem Futter ernährt werden, dessen Kauen keine Anstrengung erfordert. Die Lebensweise der ersteren ist doch die der Zimmerhunde und die der zweiten die der Fleischerhunde. Nun haben Zimmer- wie Fleischerhunde rückgebildete Unterkiefer und wenig hervortretende Leisten. Anderseits sind fossile Caniden mit kleinen Unterkiefern und schwach entwickelten Knochenleisten bekannt, welche die Eltern unserer kleinen Hunde sein können.

Ich halte es für wahrscheinlich und sogar für experimentell festgestellt, daß die Entwicklung der Kaumuskeln geeignet ist, der Ausbildung des Vorderschädels entgegenzuwirken; haben die Leisten ja doch gerade den Zweck, jenen Muskeln als Anheftungspunkt zu dienen. Indessen halte ich alle diese korrelativen Charaktere für sehr alten Datums und die Vererbung für stark genug, um dem Einfluß der Lebensweise die Wage zu halten. Die Auslese, welche die für die Domestikation ungeeigneten, mit zu kleinem Gehirn ausgerüsteten Individuen im erwachsenen Zustande eliminiert hat, hat mehr für das Emporkommen der Rassen mit großem Gehirn getan, als die Ersetzung der gemischten Nahrung durch die reine Fleischnahrung.

Kommen wir zum Menschen. Houzé sagt: „Die bei den Caniden festgestellte Entwicklung wiederholt sich in paralleler Weise bei der Gattung homo.... Beim Menschen ist die längliche oder dolichocephale Form die ältere, gerade wie bei den Tieren, die ihm auf der zoologischen Stufenreihe vorangehen. Die Befreiung des Gehirns erfolgt in Korrelation mit der regressiven Entwicklung der Schläfenmuskeln. Das lange und platte Gehirn der Urmenschen hat sich in die Breite, dann in die Höhe vergrößert, erst von der parietalen, dann von der frontalen Seite (S. 71).... In Europa hat die Dolichocephalie seit der Quartärzeit abgenommen; von Geschlecht zu Geschlecht ist der Schädelindex gestiegen, dank der Gehirnentwicklung, begünstigt durch die Kreuzung mit der Brachycephalie. Die Breite dieser und die Länge jener haben sich vereinigt und haben Gehirnoberfläche und -umfang zunehmen lassen (S. 72).... Die Entdeckung des Feuers hat den Menschen dazu geführt, seine Nahrung durch Kochen zu verändern. Die Verarbeitung des der Nahrung dienenden Rohmaterials durch menschliche Kunstfertigkeit hat eine weniger derbe Kost geliefert. Die Kochkunst ist ein günstiger Faktor der progressiven Entwicklung geworden, indem sie den zerebralen Schädelteil von fremden Einflüssen

befreite; verringerte Arbeit auf der einen Seite, Nahrungsmittel, die leichter zu assimilieren und bei geringerem Volumen ergiebiger sind, auf der anderen Seite, haben dem Organismus einen bedeutenden Kraftzuwachs eingebracht, wovon das Gehirn den Hauptanteil gehabt hat" (S. 69).

Das Problem der Umbildung der Dolichocephalie in die Brachycephalie ist eines der leidenschaftlichst umstrittenen in der Anthropologie, selbst für diejenigen, die kaum an die Möglichkeit des dolichocephalen Ursprungs der brachycephalen Rassen glauben mögen. Sollte Houzé die Lösung gefunden haben? Ich halte so wenig an meinen Ansichten fest, daß ich der erste wäre, ihn zu beglückwünschen. Aber leider ist der Einfluß der Kochkunst auf die Brachycephalie mit demjenigen der städtischen Wohnweise auf die Dolichocephalie, wie ihn Durand de Gros sich einbildet, in eine Linie zu stellen. Diese beiden Theorien sind einander wert, d. h. sie enthalten nur ein Körnchen Wahrheit.

Es könnte im Prinzip ganz natürlich erscheinen, daß die Verkleinerung der Kaumuskeln eine Reduktion der Breite des Gesichts und eine Verbreiterung der lateralen Region des Vorderschädels mit sich brächte. Leider sind es nun gerade die Dolichocephalen, die gewöhnlich ein schmales Gesicht haben: das macht das erste Loch ins Prinzip. Man möchte auch vermuten, daß die Völker, die sich von Milchspeisen, gekochtem Reis, Fisch, Suppen nähren, reduzierte Kaumuskeln haben und darum brachycephaler sein müßten als die Völker, die von Fleisch und Wurzeln leben. Tatsächlich ist nichts dergleichen nachzuweisen. Der Araber, der sich von Milch und Datteln nährt, ist dolichocephal, ebenso der Toda; der Chinese und der Japaner, welche Fisch und gekochten Reis essen, sind weniger brachycephal als der Franzose und der Deutsche. In Lyon ist die Lebensweise dieselbe wie in Bordeaux und der Index um drei Einheiten höher. Die Einwohner von Lozère, die Wasgauer und die Sachsen, die so brachycephal sind, müßten eine bessere Küche führen als die Limousiner, die Flamländer und die dolichocephalen Pommern. Nichts von alledem! Endlich müßte es genügen, Sachsen von Kindesbeinen an in pommerische Familien zu verpflanzen, um aus ihnen durch die pommerische Ernährungsweise Dolichocephale zu machen, oder umgekehrt Pariser Säuglinge nach Morvan oder in die Bretagne, beides brachycephale Gebiete, zu schicken, um sie brachycephal zu machen. Ich weiß nicht, ob man Sachsen nach Pommern schickt, aber ich weiß, daß die öffentliche Armenpflege in Paris Tausende kleiner Pariser in Morvan oder in der Umgebung von Rennes unterbringt. Von diesen letzteren habe ich über hundert zum Zweck der Prüfung gemessen, und obwohl sie wie die kleinen bretonischen Bauern und mit ihnen erzogen worden sind, haben sie ihren Schädelindex der Städter und zwar der Pariser bewahrt. Endlich weiß jeder, daß im allgemeinen die brachycephalen Völker, weiße wie gelbe, in der Zivilisation weniger fortgeschritten sind, als die dolichocephalen.

So verführerisch also der Gedanke Houzés in der Theorie ist, die Tatsachen geben ihm nicht recht. Wenn er es wünscht, kann ich aus meinen Registern zahlreiche ausschlaggebende Messungen herausziehen. Es liegt ja wohl ein Körnchen Wahrheit in der Houzéschen

Theorie, aber die Dinge sind zu kompliziert, als daß man wissen könnte, wie weit diese Wahrheit reicht; es bedürfte dazu sehr minuziöser Spezialforschungen über weite Volkskreise, die unter verschiedenen Bedingungen leben. Mit anderen Worten: die Schwierigkeit hier ist von derselben Art wie bei dem, was er Crâniodésie nennt.

Da man das Gute nehmen muß, wo man es findet, so führe ich aus S. 71 drei Stellen an, die den Anthropologen interessieren. Houzé hätte gut getan, sie sich gründlich zu überlegen.

„Rüdinger[1]) hat gefunden, daß Fötus wie Erwachsener bei brachycephalem Gehirn transversal gerichtete Windungen und Furchen haben, während bei dolichocephalem Gehirn ihre Richtung mehr schräg gegen die Sagittalebene ist."

Dies Zeugnis hätte Houzé teuer zu stehen kommen und den Gegnern der Anthroposoziologie arge Pein machen sollen.

„Die Gattung homo tritt in zwei Formen auf, in der Dolicho- und in der Brachycephalie, mit allen Zwischenstufen, die durch die progressive Entwicklung und die Kreuzung verursacht sind. Diese beiden Formen trifft man ebensogut bei wilden Stämmen wie bei den zivilisiertesten Völkern. Bei den Kreuzungen zwischen blonden Dolichocephalen und braunen Brachycephalen pflanzt sich die runde Form rapid fort. Wenn die Vererbung diesen Charakter mehr fixiert, so kommt dies daher, daß er der Vergrößerung des Gehirns günstig ist, worauf sich seit dem Aufkommen der Zivilisation die Auslese konzentriert."

Dieser letzte Satz ist nicht ganz zutreffend, denn wenn der hintere Teil des Schädels, welcher ja vertebralen Ursprungs ist, sich verbreitert und verkürzt, so verbreitert sich der vordere Teil, der, wie Houzé selbst bemerkt, aus den Hautdeckknochen entstanden ist, in viel geringerem Maße. Die Brachycephalie ist ein starker Charakter, wie die Züchter zu sagen pflegen, das heißt, bei den Produkten der Kreuzung überwiegt sie, aber die wahrscheinlich zahlreichen und verwickelten Ursachen dieser Erscheinung sind uns noch gänzlich verborgen.

„Die hervorragenden Menschen, die Gelehrten, die Intellektuellen, haben im Durchschnitt ein breiteres Gehirn, einen bedeutenderen Schädelumfang und ein höheres Gehirngewicht." Wirklich? Aber warum verurteilt dann Houzé ohne Gnade, was er Crâniodésie nennt, wenn er deren Prinzip annimmt? —

Der dritte Teil, die Anthroposoziologie, sollte der interessanteste werden. Er liest sich bei weiten am amüsantesten, denn der Autor handhabt da die Injurie mit wahrer Virtuosität, aber gerade sein Zorn hindert ihn, sich so auszudrücken, wie es notwendig und angemessen wäre.

Houzé wirft mir zunächst auf S. 74 und dann noch zu wiederholten Malen den Gebrauch der Linnéschen Terminologie vor. „Der Autor nimmt die veraltete und unexakte Benennungsweise von Linné wieder auf, indem er auf den dolichocephalen blonden Typus den Namen

[1]) „Die Unterschiede der Großhirnwindungen" in: Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, München 1877, S. 286 ff.

homo europaeus anwendet, wo doch der Name Europäer ebensogut den zentralen wie den meridionalen Typen zukommt.... de Lapouge führt den Brachycephalen von Zentraleuropa an, für den er die Linnésche Bezeichnung des homo alpinus mit Unrecht beibehält, denn wir wissen nicht viel von seinem ursprünglichen Wohnsitz.... Der Linnésche Name H. europaeus, welchen de Lapouge wieder aufnimmt, ist gänzlich zu verwerfen, erstens weil die beiden anderen Typen gleicherweise europäisch sind, und ferner weil der blonde Typus ein morphologischer, vielleicht geographischer Typus ist und keine Art im zoologischen Sinn darstellt."

Alle Zoologen sind an das durch die internationale Konvention aufgestellte Nomenklaturverzeichnis gebunden, und der Artikel 44 jener Konvention bestimmt ausdrücklich, daß der älteste Name allein zu gebrauchen sei. Der H. europaeus und der H. alpinus bleiben auch für die Zoologen, trotz ihrer persönlichen Meinungen, H. europaeus und H. alpinus, ebenso wie sich ein Zoologe nicht gestatten wird, oder wie man ihm nicht gestatten wird, den Namen des Carabus hispanus, der ausschließlich in den Gebirgen Zentralfrankreichs vorkommt, oder des Carabus lotharingus, der auf Hérault beschränkt ist, oder der Chrysomela americana, die aus Europa stammt, zu ändern[1]).

Etwas anders steht es um die Frage, ob der H. europaeus eine Art oder eine geographische Rasse darstellt. Sicherlich ist er vielmehr eine geographische Rasse oder Unterart, aber das ändert nichts am Gebrauch der konventionellen Benennungsweise besonders seit der Annahme des Trinominalsystems durch den Nomenklaturkodex. Wenn Houzé übrigens, wie ich es getan habe, die Cercopitheken des Kongo studieren wollte, deren es eine schöne Sammlung zu Brüssel gibt, so würde er bemerken, daß sich die zahlreichen zoologischen Arten von Cercopithecus durch viel weniger ausgeprägte Merkmale unterscheiden als der H. europaeus und der H. alpinus. Dasselbe würde für jede beliebige Vogelart gelten. Ich will nicht so boshaft sein, ihm das Studium von Hieracium und Rubus, der Verzweiflung der Botaniker, anzuraten. Und aus 40jähriger Praxis füge ich hinzu, daß in der Natur, wenn auch nicht in den Sammlungen, die typischen Exemplare einer Art oder Rasse von Tieren oder Pflanzen ebenso selten sind, wie ein typischer Alpinus oder Europaeus in den Straßen von Paris oder Brüssel. Das ist eine Einsicht, die den meisten Anthropologen fehlt, die sich einem aber beim Durchforschen von Land und Meer, von Wäldern und Gebirgen aufdrängt. Viele meiner Differenzen mit Stubenanthropologen rühren daher, daß sie Aerzte sind, ich hingegen seit meiner Kindheit ein Naturforscher mit Leib und Seele.

Houzé hält sich dann weiter (S. 74) über meine Behauptung auf, daß sich der blonde Dolichocephale überall in den neolithischen Gräbern wiederfinde. „Lapouge ist unerschöpflich in Irrtümern: »Von allen diesen Rassen findet sich eine einzige überall in den neolithischen Gräbern, die blonde dolichocephale, der H. europaeus.« Diese übertriebenen Behauptungen könnten bei unkundigen Lesern Eindruck machen, indessen ihre Ungereimtheit springt in die Augen; sie sind

---

[1]) Lapouge, Die naturwissenschaftliche Bezeichnung der Menschenrassen. Politisch-anthropologische Revue, V. Band, S. 669.

falsch, um nicht zu sagen: unverfroren; denn auf ungefähr 150 neolithische Schädel aus belgischen Gräbern, deren Maße veröffentlicht worden sind, haben weder Professor Fraipont noch ich ein einziges Exemplar aufgefunden, das mit dem germanischen Typus aus den Reihengräbern in Verwandtschaft gebracht oder gar gleichgestellt werden könnte." Zugegeben, daß der H. europaeus der belgischen neolithischen Periode fremd sei, so ist jedenfalls in Frankreich der Typus von Genay, welcher H. europaeus ist, überall verbreitet, sogar in der Schweiz und in Deutschland, und für die belgischen Schädel würden die Messungen und Photographien dieselbe Vermutung gestatten, wenn Houzé, der die Schädel selbst in der Hand gehabt hat, in seinem und Fraiponts Namen nicht das Gegenteil versicherte.

Er macht mir dann weiter zum Vorwurf, den Brachycephalen in der neolithischen Epoche keinen genügend breiten Raum gewährt zu haben. Mir haben die Statistiken von Salmon als Unterlage gedient, an denen man höchstens tadeln kann, daß zahlreiche eneolithische Schädel in die Listen aufgenommen worden sind, also aus einer Epoche, wo es etwas mehr Brachycephale gab. Indessen mögen Houzés eigene Worte hier Platz finden:

„Lapouge behauptet, daß in den neolithischen Gräbern das brachycephale Element nur als accessorisches erscheine. Wenn er sich wenigstens mit der Behauptung begnügte, daß diese Elemente in den verschiedenen Orten variierten. Wir halten dem phantastischen Autor die Schädel von Hastières entgegen, welche er aber kennt, da er sie zitiert (S. 267), freilich unkorrekt. In dieser Reihe von 33 Schädeln gibt es 16 brachycephale, also mit einem Index über 80; aber nur 3 echt-dolichocephale, 7 unterdolichocephale und 7 mesaticephale. Also das Gegenteil ist der Fall; gerade das dolichocephale Element ist hier accessorisch. Die Behauptung des Autors ist also wahrheitswidrig."

Was habe ich nun wirklich geschrieben? „Die belgischen Grotten und der Osten Frankreichs liefern reichliche Spuren brachycephaler Völker, die dem Auftreten des Ariers vorangehen.... Von 33 Schädeln der Höhle von Hastières haben 17 den Index 80 und darüber, der eine von ihnen erreicht 80,4, und unter den Dolichocephalen hat der längste Schädel nur 71,6."

Wie sich bei genauerer Untersuchung ergeben hat, mißt ein Schädel 80 und 15 über 80. Also Houzé hat sich geirrt und ich habe mich geirrt; aber am wenigsten von uns beiden ist Houzé zu entschuldigen, der die Schädel gemessen und veröffentlicht hat. In allem anderen sind wir vollständig einig. Dieser übrigens beiderseitige Irrtum um eine Einheit scheint mir eine solche Polemik mit Keulenschlägen wie die obige nicht zu rechtfertigen.

Nur noch eine Bemerkung, um mit den neolithischen Schädeln zu Ende zu kommen. Es handelt sich um die Funde von Sclaigneaux. Houzé wirft mir vor, ich hätte nach der landläufigen Meinung hier den laponoiden Typus feststellen wollen, während er dort nur den Mischtypus „Cro-Magnon und Grenelle" gefunden habe. Kann es sich hier wohl um den wahren Cro-Magnon, diese gigantische paläolithische Rasse handeln? Haben wir es nicht vielmehr mit der kleinen, sehr dolichocephalen Rasse mit niedrigem Gesicht zu tun, die in den neolithischen Grotten der Cevennen so häufig angetroffen wird, und

die man seit Broca gern mit jener verwechselt, obgleich die Aehnlichkeit nur im Gesicht und in einigen Details desselben besteht?

Weiter wirft Houzé mir (S. 76) vor, daß ich den Schädel von la Truchère für pathologisch und hydrocephal erklärt habe. Ueber diesen Schädel kann ich mich mit Bestimmtheit äußern, denn ich habe ihn sorgfältig untersucht. Ich sage darüber (L'Aryen, S. 164): „Von der Nasenwurzel bis zum Scheitel findet man Spuren von Schaltknochen, und die Stirnnaht ist offen. Sie endet in einer Entfernung von ungefähr 2 cm von der Sagittalnaht und gibt damit einer pathologischen Ausweitung von wenigstens 3 cm Höhe über der Coronalnaht Raum. Die Stirn ist fliehend und würde dies noch viel mehr sein, wenn sie nicht in die Höhe getrieben und aus der gleichen Ursache vergrößert wäre. Daher hat auch der Schädel von la Truchère eine völlig anormale Kapazität, nämlich 1929 ccm und den Index 84,5." Und was sagt Houzé dazu: „Nichts, absolut nichts an der Schädelformation könnte an Hydrocephalie denken lassen, und was seine große Kapazität betrifft, so steht diese in Zusammenhang mit der Stirnnaht und den Schaltknochen. Wir geben der Diagnose der Mediziner und Anthropologen Quatrefages und Hamy den Vorzug." Ich bedauere, die meine unverändert aufrecht erhalten zu müssen; auch sind alle Spezialisten, mit denen ich den Fall geprüft habe, meiner Ansicht. Aber Houzé glaubt zu Unrecht, daß die Ausübung des medizinischen Berufs notwendig und hinreichend sei, um Sachkenntnis in der Anthropologie zu gewährleisten. Bei den praktischen anthropologischen Arbeiten an der medizinischen Fakultät habe ich Studierende der Medizin und Hospitanten, die sich für meine in der naturwissenschaftlichen und in der philosophischen Fakultät abgehaltenen Kurse interessierten, zu Schülern gehabt. Meine Mediziner sind gute Praktiker geworden, die ihre Kranken gut behandeln, aber ich glaube nicht, daß ein einziger heute imstande wäre, einen Schädel zu messen. Von den anderen dagegen haben einige in der Anthropologie weiter gearbeitet, und der ausgezeichnetste von ihnen ist Notar geworden!

Was mich persönlich angeht, so hat mir offen gestanden von meinen medizinischen Studien nur das anatomische Jahr einigen Nutzen für die Anthropologie gebracht. Vollständig habe ich die ganze Anatomie erst begriffen, nachdem ich zwei oder drei Jahre im Museum d'Histoire naturelle gearbeitet und mich unter der Leitung von Milne Edwards und Viallanes mit der Sektion der verschiedensten Tiere beschäftigt hatte. Meine Rechtsstudien sind mir nicht minder förderlich gewesen, speziell die Vorbereitung für die Aufnahmeprüfung; denn dabei lernt man am besten seine Gedanken ordnen, gliedern und klar ausdrücken. Ich habe gleicherweise großen Nutzen gehabt von der Kenntnis der klassischen und lebenden Sprachen, welche es mir ermöglicht hat, die Literatur zu verfolgen und in den Urtexten zu forschen. Nicht geringen Vorteil brachten mir weiter die zwei Jahre, die ich als Titularschüler an der École des Hautes Etudes zugebracht habe, wo ich Assyrisch, Aegyptisch und Hebräisch gelernt habe, an der Schule für orientalische Sprachen, wo ich Japanisch und Chinesisch getrieben habe, wodurch ich in den Stand gesetzt wurde, schwer zugängliche Dokumente sachverständig zu benutzen, und an der École du Louvre. Aber was mir am meisten genützt hat, ist das praktische

Studium der Zoologie, der Botanik und der Paläontologie, wie ich es seit vierzig Jahren im Laboratorium und besonders unmittelbar in der Natur getrieben habe: dadurch habe ich lebendige Begriffe von Erblichkeit, Variation, Art und Typus gewonnen, wie sie der Arzt am Krankenbett oder in der Klinik nie erwerben kann.

Ich bin Houzé dankbar, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, mich über all diese Punkte zu äußern. Man bildet sich zu leicht ein, über Anthropologie mitreden zu können, wenn man nur Medizin studiert hat und einen Zirkel anzufassen weiß. Es bedarf da noch ganz anderer Kenntnisse, und noch weit mehr gehört dazu, um in Anthroposoziologie zu arbeiten. Ich sage dies jedoch nicht, um von diesem Studium abzuschrecken, vielmehr will ich nur die Anmaßung derjenigen zurückweisen, die mit ihren unzulänglichen Kenntnissen Leute belehren wollen, die besser unterrichtet und anderer Ansicht sind, weil sie aus volleren Quellen schöpfen.

Was den Pithecanthropus krapinensis betrifft, so macht es mir Houzé S. 86 zum Vorwurf, daß ich die Entdeckung des Professor Gorjanovic-Kramberger ernst genommen habe. „Der fossile Mensch von Krapina ist von de Lapouge, der ja immer auf der Suche nach ungewöhnlichen Funden ist, zum Gegenstand eines Berichtes gemacht worden.... de Lapouge ist entzückt von dieser Rekonstruktion. Dieser quaternäre Harlekin, dessen Schädel allein aus 115 Stücken zusammengeflickt ist, und zwar aus Stücken, die von verschiedenalterigen und verschiedengeschlechtlichen Individuen herrühren, gestattet ihm die Lösung einer Menge von Fragen.“ Nun, Professor Kramberger ist ein Paläontologe von Verdienst, der in der Rekonstruktion von Fossilien geübt ist; er hat sich der Mitarbeit bekannter Anatomen und Anthropologen zu erfreuen gehabt, und nichts berechtigt zu dem Vorwurf, er habe eine Fälschung fabriziert. Houzé hat das Fossil zweifellos ebensowenig wie ich gesehen, und ich weiß nicht, worauf er seine Erklärung gründet, es sei aus Stücken von verschiedenalterigen und verschiedengeschlechtlichen Individuen zusammengesetzt worden.

Die Gegner der Anthroposoziologie haben uns immer die Meinung untergelegt, als betrachteten wir die dolichocephale Rasse als überlegen wegen ihrer Dolichocephalie, um uns daraufhin die offenbare Inferiorität der Neger entgegenhalten zu können, die noch ausgeprägter dolichocephal sind. Houzé nimmt die Frage in abweichender Form wieder auf. Daher ein Raisonnement, dessen wesentlichen Inhalt ich hier folgen lasse.

„Hocepied glaubt es de Lapouge aufs Wort, wenn dieser den guten Glauben des hervorragenden Anthropologen Manouvrier verdächtigt.“ Ich unterbreche das Zitat mit der Bemerkung, daß zu der Zeit, wo das Pamphlet von Manouvrier — denn anders kann man seine Arbeit kaum nennen — veröffentlicht wurde, mein Buch „L'Aryen“ schon gedruckt war, daß ich seitdem über rein zoologischen Publikationen und experimentellen zoologischen Untersuchungen die Anthroposoziologie vollständig beiseite gesetzt habe, daß ich mir vorgenommen habe, Manouvrier an dem Tage zu erwidern, wo er sein Pamphlet durch eine wissenschaftliche Kritik vervollständigt haben wird, auf deren Erscheinen er seit sieben Jahren vertröstet, daß mir

aber bis heute noch nicht Gelegenheit geworden ist, meine Meinung über Manouvrier in Druck zu geben. Hocepied kann mir also nicht aufs Wort geglaubt haben, weil ich noch gar nicht gesprochen habe.

Da aber Houzé, wofür ihm Manouvrier vielleicht kaum zu Dank verpflichtet sein dürfte, mir heute die Gelegenheit gibt, so will ich mich erklären. Ich gebe Manouvrier ein Jahr zu, das ganze Jahr 1907, um die Dokumente beizubringen, die er zu dieser Frage besitzen könnte, und um Statistiken zu veröffentlichen, die unvereinbar sind mit denen, auf die die Anthroposoziologen sich stützen. Tut er es, so werde ich ohne den geringsten Verzug meine Irrtümer eingestehen, denn ich habe immer die Wahrheit gesucht, und es ist mir völlig gleichgültig, ob ich sie in der einen oder der anderen Richtung finde. Tut er es nicht, so werden, da seine Behauptungen eine ehrliche Erklärung nur durch den Besitz entscheidender Beweise finden können, die von Hocepied geäußerten Zweifel bestätigt und wird die mala fides des Herrn Manouvrier dargetan sein. Ich warte der Dinge.

Nach dieser Zwischenbemerkung nehme ich das Zitat wieder auf: „Er macht Manouvrier und Fouillée den Vorwurf, ihre Zustimmung zu de Lapouges Behauptung, die Ueberlegenheit des dolichocephalen blonden Typus sei auf dessen Dolichocephalie zurückzuführen, sei nicht ernst gemeint. Hocepied zitiert einen Satz von de Lapouge, wo dieser sich stellt, als lege er dagegen Verwahrung ein. Die folgenden Stellen beweisen vollends, daß Lapouge es an Aufrichtigkeit fehlen läßt: »Die Charakterstärke (Sélections sociales S. 79) scheint in Abhängigkeit von der Länge des Schädels und Gehirns zu stehen. Wenn der Schädel nicht 0,19 erreicht, ein wenig mehr oder weniger entsprechend der Körpergröße und der Dichte der Gewebe, so fehlt es der Rasse an Energie. Dies ist der Fall bei den Brachycephalen, die durch Mangel an Individualität und Initiative charakterisiert sind. Die intellektuelle Kraft scheint im Gegenteil an die Breite des Vorderhirns gebunden zu sein. Gewisse Dolichocephale mit zu geringem Index sind anscheinend unfähig, sich über die Barbarei zu erheben. Ich kenne kein einziges höherstehendes Volk, dessen Index hinter 74 zurückbliebe. Ein Intervall von zehn Einheiten besteht zwischen zureichender Intelligenz und größter Energie auf der einen, und Mangel an Energie auf der anderen Seite.« — de Lapouge schließt seine Psychologie des Ariers mit einem Kapitel, das sich betitelt: Arische Psychologie und Dolichocephalie. »Kühnheit«, sagt er (L'Aryen, S. 395), »Zähigkeit, Dolichocephalie, Pigmentlosigkeit und hoher Wuchs sind die Merkmale des H. europaeus. Daraus braucht man aber nicht zu schließen, daß der H. europaeus seine geistige Ueberlegenheit der Dolichocephalie verdankt. Diese Folgerung ist oft von den Gegnern der Selektionstheorie gezogen worden, und manche haben sie mir in die Schuhe geschoben, um mich dann zu fragen, warum die Neger nicht auch zu den überlegenen Rassen gehörten. Ich habe etwas derartiges nie behauptet noch gedacht, aber möglicherweise lehrt die Zukunft in der Tat eine allgemeine Wechselbeziehung zwischen der Länge des Gehirns und einer größeren Aktivität kennen. Es ist eine neuerdings in verschiedenen Ländern beobachtete Tatsache, daß die dolichocephalen Rassen die Tendenz haben, die herrschenden sozialen Stellungen einzunehmen. So strebt in Mexiko der eingeborene Brachy-

cephale nicht darnach, aufzusteigen, während die herrschende Klasse, in welcher der H. europaeus freilich nur schwach vertreten ist, niedrigere Indices hat. Ebenso herrscht in Java der Chinese über den Malaien. Selbst bis zu den Negern herab scheint es die Regel zu sein, daß die Dolichocephalen, wie die Dahomeer, ein höheres Niveau einnehmen. Alle Erobererrassen sind dolichocephal. Es ist also möglich, daß die Anlage und die relative Größe des Gehirns bei den langschädeligen Rassen zur Entwicklung der geistigen Zentren ihrer Fähigkeiten in einem Wechselverhältnis steht. Die bevorzugte Stellung, die der Arier unter den langschädeligen Rassen einnimmt, würde also auf den Besitz außergewöhnlicher Fähigkeiten zurückzuführen sein, welche von seiner Dolichocephalie ganz unabhängig wären. Mit anderen Worten: er würde mit den speziellen Qualitäten des Dolichocephalen noch besondere Eigenschaften vereinigen, welche ihm eine Sonderstellung unter den begabteren Rassen verschafften.

Doch ich bestehe nicht auf dieser „Meinung".... „de Lapouge beginnt mit der Versicherung, er hätte nie behauptet oder daran gedacht, daß der Arier seine Ueberlegenheit der Dolichocephalie verdanke; aber einige Zeilen weiter kommt seine Natur zum Durchbruch und er erklärt, daß überall die Dolichocephalen die hohen sozialen Stellungen einnehmen.... Lapouge schließt mit der Bemerkung, daß er nicht auf dieser Meinung bestehe. Sagen wir es also nur ohne Umschweife: seine Ausführungen sind nicht nur unsinnig, sondern auch unehrlich, und seine Verteidigung ist jämmerlich." Houzé, nur darauf erpicht, mich zu beleidigen, hat sich anscheinend nicht die Zeit genommen, was er abschrieb, auch zu prüfen. „Er erklärt", sagt er, „daß überall die Dolichocephalen die hohen sozialen Stellungen einnehmen." Nun sage ich: „Es ist eine neuerdings in verschiedenen Ländern beobachtete Tatsache, daß die dolichocephalen Rassen die Tendenz haben, die herrschenden sozialen Stellungen einzunehmen." Es war schon lange bekannt, daß die aktiven Rassen allgemein dolichocephal sind und die passiven brachycephal. Die neueren Beobachtungen suchen zu beweisen, daß in gewissen Ländern die herrschenden Klassen im Vergleich zu den beherrschten allgemein dolichocephal sind. Der Fall des H. europaeus steht also nicht mehr allein, weshalb man auch zu dem Schlusse hinneigt, daß die Dolichocephalie an sich selbst eine konstante Ursache der Ueberlegenheit sei. Diese Folgerung ist jedoch nicht unbedenklich. Der dolichocephale Süden Italiens steht sicherlich unter dem brachycephalen Norden, in den Vereinigten Staaten und im tropischen Afrika stehen die dolichocephalen Neger sicher unter den Yankees, den Franzosen, Deutschen, Belgiern, deren Schädel breiter und kürzer ist. Hier harrt noch ein sehr merkwürdiges Problem seiner Untersuchung, auf welches ich aufmerksam machen möchte, das man aber nicht mit dem des H. europaeus vermengen darf. Wenn sich tatsächlich die Sozialanthropologen unaufhörlich mit der Dolichocephalie der H. europaeus beschäftigen, so geschieht das nicht deshalb, weil sie diese als Ursache seiner Ueberlegenheit betrachten; der Europaeus könnte im Gegenteil eine durchaus niedrige Rasse sein und seine Dolichocephalie behielte dieselbe Bedeutung. Darum nämlich, weil der Schädelindex, da er sehr stabil ist und sich selbst an Individuen aus längst vergangenen Jahrhunderten beobachten läßt, die

Erkennung des Europaeus gestattet unter Völkern, wo man beinahe ausschließlich den Alpinus, Europaeus und ihre Mischformen antrifft. Die Frage des Index ist darum für den größten Teil Europas von wesentlicher Bedeutung. In den Vereinigten Staaten hingegen ist die Farbe das erste Kriterium, und der Index hat nicht die gleiche Bedeutung wie für das Studium der weißen Bevölkerung.

Houzé macht es mir mit gewohnter Höflichkeit zum Vorwurf, daß ich geschrieben habe: „was nicht hindert, daß die Mörder überall brachycephaler sind als der Durchschnitt". Er erwidert: „Um wissenschaftliche Ehrlichkeit sorgt er sich nicht; er weiß recht gut, daß er den Leser täuscht, wenn er die vorwiegende Brachycephalie der Mörder behauptet; alle Untersuchungen über diesen Gegenstand haben Lombroso ins Unrecht gesetzt. Die Drs. Heger und Dallemagne haben die Schädel der in Belgien hingerichteten Mörder untersucht und gezeigt, daß die flämischen Mörder unterdolichocephal und die wallonischen unterbrachycephal waren, indem die einen wie die anderen aus dem morphologischen Typus ihres ethnischen Milieus hervorgehen."

Von dem Zeitpunkt an, wo diese beiden Aerzte eine solche Feststellung gemacht haben, nehme ich mein „immer" zurück und mache für Belgien eine Ausnahme; aber Houzé muß den Satz über Lombroso zurücknehmen, denn Lombrosos Behauptung bleibt in ihrer Allgemeinheit richtig.

Noch einen weiteren eingebildeten Widerspruch führe ich an, den mir Houzé imputiert (S. 88): „Lapouge schreibt, es sei eine große Torheit, zur Erklärung des gegenwärtigen Verfalls einer Bevölkerung zu sagen, sie sei gealtert. Die ganze Menschheit ist von gleichem Alter. Ueberlassen wir den Autor seinem Widerstreit mit sich selbst, und sehen wir, wie er sich widerspricht: »Frankreich, Deutschland, Italien sind wahre historische Museen, Reliquienkästchen einer sterbenden Zivilisation, die aber stirbt, nachdem sie die Keime zur Zivilisation der Zukunft gelegt hat....« Wir zitieren diese beiden Sätze Lapouges, um das Unzusammenhängende der Gedanken des Autors zu zeigen, welcher immer der leidenschaftlichen Erregung des Augenblickes Opfer bringt und auf Uebertreibung bedacht ist, um nur recht zu frappieren."

Ich sehe nicht ein, daß der geringste Widerspruch vorliegt, wenn man sagt, daß die ganze Menschheit gleichalterig sei in dem Sinne, daß alle Menschen und alle Völker in der Zeit gleichweit von den ersten Wesen entfernt sind, die den Namen Mensch verdient haben, und daß die Zivilisationen untergehen. Das sind zwei Gedanken ohne irgendwelche Aehnlichkeit und ohne irgend ein Band der Wechselbeziehung oder Unterordnung. Wiederum hat sich Houzé nicht die Mühe gegeben zu verstehen, was er abschrieb. Aber ich glaube, den Gedanken, der ihm durch den Kopf ging, zu erraten und will auf seinen Einwurf erwidern.

Die ganze Menschheit ist von gleichem Alter, und doch gibt es aktive Völker, die erst neuerdings zum Dasein erwacht sind, und andere, die sich im Verfall befinden und deren Anfänge meistens weit zurückreichen. Aber nicht, weil sie mehr oder weniger alten Datums sind, befinden sich diese letzteren im Verfall, sondern weil sie ihre

höheren sozialen Elemente aufgebraucht haben. Dieser Verbrauch kann langsam oder schnell geschehen, und die Lebensdauer der Völker ist sehr verschieden; aber wenn auch der Verfall eines Volkes metaphorisch mit dem Greisenalter eines Menschen verglichen werden kann, so darf diese Metapher darum doch nicht beanspruchen, eine Erklärung zu sein. Man kann nach dem Lebensjahre eines Menschen voraussagen, wann er altern wird. Im Gegensatz dazu hat das Leben der Völker keine Dauer und keinen Ablauf innerhalb naturgegebener, beinahe unveränderlicher Grenzen, wie das der Individuen. Ich weiß nicht, ob ich sonst jemals diese Metapher verwendet habe, aber ich habe dazu das Recht gehabt.

Houzé entwickelt S. 93—95 eine Theorie der Einwanderung, welche von der allgemein angenommenen abweicht, die aber darum nicht besser ist. „Bis auf eine kleine Zahl sind die, welche ihre Heimat verlassen, mittelmäßige Individuen mit prekären Existenzmitteln. Die in entfernte Gegenden auswandern, sind in ihrer großen Zahl für die Umgebung, die sie verlassen, wenig geeignet und von minderem Wert, als die Zurückbleibenden.... Die Elemente, die von überall her in die weiten Gebiete Nordamerikas eingewandert sind, waren mit Ausnahme einer leitenden Minorität gewiß nicht die bestbegabten ihres Heimatlandes.... Südaustralien ist von Verbrechern bevölkert worden, welche den Bodensatz der englischen Gesellschaft bildeten. In der neuen Umgebung sind diese Minderwertigen rasch wieder auf der Leiter emporgestiegen, die sie hinabgeglitten waren. Das individuelle wie das Kollektivwesen handelt den Umständen gemäß; der Organismus denkt und das Milieu lenkt."

Meines Erachtens geht Houzés These von den beiden folgenden Voraussetzungen aus: 1. Die Auswanderer sind im allgemeinen der Abschaum der Bevölkerung, der sie entstammen; 2. unter dem Einfluß einer Umgebung, die sie der Konkurrenz der Tüchtigeren entzieht, erwirbt dieser Abschaum den Wert, dessen er ermangelte.

Sicherlich sind heutzutage die Elemente, welche auswandern, sei es in die Städte, oder in die Fremde und in die neuen Länder, in wachsender Zahl Deklassierte. Das war nicht immer so. Die, welche auswanderten, sei es auch nur nach der nahen Stadt, waren unternehmende, energische Leute, entschlossen, ihr Ziel zu erreichen oder unterzugehen. Heute enthält die Auswanderung eine enorme Menge Nichtstuer und Missetäter, die ohne eigene Anstrengung auf fremde Kosten leben möchten, und eine noch größere Menge von Leuten, die als geborene Herdentiere hinter anderen Auswanderern herziehen. Ich habe schon in der Politisch-anthropologischen Revue (Die Entartung in den höheren und niederen Ständen, 1906, V, S. 198) auseinandergesetzt, wie die Entwicklung der Einrichtungen der Armenpflege und der Prostitution dazu führt, die Städte mit inferioren Elementen zu überschwemmen. Die Einwanderung der Zukunft wird nicht die der Vergangenheit sein, aber man darf nicht die Vergangenheit nach der Gegenwart beurteilen.

Sicher können in einer Umgebung, wo nicht alle Plätze besetzt sind, minderwertige Individuen sich noch eine unabhängige und gegen die Heimat relativ bessere Stellung verschaffen. Indessen darf man sich nicht einbilden, daß die Natur des Individuums durch die Aus-

wanderung gründlich geändert worden sei, daß Faule, Trunkenbolde und Gauner im neuen Lande zu arbeitsamen, mäßigen und rechtschaffenen Menschen geworden seien. Nicht die deportierten Sträflinge haben Australien geschaffen, sondern die freiwilligen Kolonisten. Wenn Amerika statt durch Engländer, Schotten, Holländer und Skandinavier durch die Spanier kolonisiert worden wäre, so ständen die Vereinigten Staaten nicht über Mexiko und Chile. Uebrigens sind die Amerikaner sich ja selbst der Gefahren voll bewußt, welche ihrem Lande aus der Einwanderung von Italienern, von Juden aus Polen, Ungarn und zumal aus Rußland, von Armeniern und anderen neuen Elementen drohen. Gewiß, der Organismus denkt und das Milieu lenkt; aber es muß noch dazukommen, daß der Organismus etwas Gutes vorhabe, damit das Resultat gut ausfalle.

Wir Anthroposoziologen haben ein besonderes Interesse daran, auf diese Veränderung der Natur der Einwanderung aufmerksam zu machen. Es wird eine Zeit kommen, wo die Beobachtungen über den Kopfindex der Einwanderer andere Resultate ergeben werden, als sie Ammon und wir geliefert haben. Es könnte wohl gar eine Zeit kommen, wo die Rangordnung sich umkehrte.

Ich komme nun zu fundamentaleren Einwürfen. Houzé meint, und alle seine Anhänger schreien es mit ihm in die Welt, daß das Ziffernmaterial, worauf die anthroposoziologischen Statistiken sich gründen, zu dürftig sei. „Wenn man“, sagt er S. 83, „die Zahl der Italiener abzieht, so bleiben für alle übrigen Länder Europas nur 89 000 Individuen. Das ist also gegenüber der Gesamtziffer der Bevölkerung eine unbedeutende Zahl.“ Houzé entnimmt diese Angabe einer Arbeit von Deniker, die schon zehn Jahre alt ist. Er weiß nicht oder vergißt zu sagen, daß seit dieser Zeit doch neue Statistiken über mehr als 100 000 Individuen veröffentlicht worden sind, was für Europa, die italienischen Statistiken von Livi eingerechnet, mehr als eine halbe Million gemessene Individuen ergibt.

Die Frage ist alles in allem immer wieder die alte Frage nach der zureichenden Reihe. Beim Kopfindex nennt man zureichend diejenige Reihe, welche zahlreich genug ist, um den Index zuverlässig bis auf eine Einheit genau zu ergeben. Wieviel Individuen man auch über die zureichende Reihe hinaus messen möge, der gefundene Index darf höchstens in eine Einheit nach oben oder unten von dem der zureichenden Reihe abweichen. Broca war durch die Erfahrung dazu gelangt, 20 Individuen als genügend für eine zureichende Reihe zu erachten. Diese Ziffer hat man in der offiziellen Wissenschaft noch beibehalten für die Schädelserien, die aus derselben Höhle oder von demselben Knochenlager eines Dorfes herrühren. Die Sozialanthropologen, die an Lebenden und an Bevölkerungen eines ausgedehnten Ländergebietes arbeiten, haben konstatiert, daß die zureichende Reihe der Anthropologen für sie nicht brauchbar war. Man kann aus 20 Individuen einen definitiven Mittelwert für ein Dorf, eine Gemeinde, selbst für einen kleinen Kanton in einer Gegend mit homogenem Index erhalten. Diese Ziffer reicht aber nicht mehr aus, wenn es sich um eine Provinz oder um ein natürliches geographisches Gebiet von entsprechender Ausdehnung handelt. Sie ist vollkommen unzureichend, wenn es sich um ein größeres Gebiet handelt oder auch nur um einen

kleineren Bezirk, in dem zwei Länder, das eine von starker, das andere von schwacher Brachycephalie, zusammenstoßen, oder der eine Stadt oder eine Kolonie von Arbeitern oder Intellektuellen enthält. In allen diesen Fällen ist man in der Tat von vornherein sicher, daß auf dem untersuchten Gebiet zu ausgeprägte lokale oder soziale Unterschiede vorkommen, als daß der Bestand von 20 zufällig herausgegriffenen Individuen nicht immer viele Abweichungen enthielte. Man muß in seine Reihe eine entsprechende Anzahl Repräsentanten der verschiedenen Teile oder Klassen des Landes aufnehmen.

Hier stoßen wir nun auf eine Schwierigkeit. Die zur Revision vorgenommenen Messungen, wie die von Collignon, Ammon und mir, geben befriedigende Resultate. Die in einem industriellen Werk oder in einem kleinen Bezirk angestellten Erhebungen gelten nur für dieses Werk und diesen Bezirk, nicht aber für die ganze Ortschaft und noch weniger für die ganze Gegend. Die in den Schulen vorgenommenen sind ziemlich brauchbar, besonders in den Ländern, wo die höheren Klassen ihre Kinder in die Volksschulen schicken, aber sie geben keine Resultate, die mit den anderwärts an Erwachsenen gewonnenen vergleichbar wären. Endlich kann man selbst von sehr zahlreichen Messungen in einer Stadt nicht auf deren Umgebung schließen, und dazu müßten diese Messungen in der ganzen Stadt vorgenommen werden, nicht bloß in einigen Stadtteilen. Die Karten von Turquan zeigen die merkwürdige Ungleichheit der Verteilung der Einwanderung aus jedem Departement in Paris. Es gibt in sehr großen Städten Viertel, welche von einer bestimmten Provinz, und andere, die wieder von einer anderen kolonisiert worden sind, und die Verschiedenheit des Index kann hier ebenso ausgeprägt sein, wie zwischen den Kantonen eines und desselben Departements.

Man sieht, daß die Anthropologen sich über die Schwierigkeiten ihrer Aufgabe nicht täuschen, und die Anthroposoziologen, die sich mit 20 Individuen begnügen, haben wenig Ursache, jenen zum Vorwurf zu machen, daß sie noch keine hinreichend vollständigen Statistiken besitzen. Sie tun, was sie können, und würden schon mehr geleistet haben, wenn das Geheul ihrer Gegner nicht die Behörden, ohne welche man keine Sammelarbeit unternehmen kann, gegen sie einnähme. Als die Politiker meinen Untersuchungen Halt geboten, hatte ich schon über 7000 Rekruten in Hérault und Ille-et-Vilaine gemessen, und ich hätte seitdem schon einige Tausend Rekruten in Vienne messen können. Meine Statistiken von Hérault haben für den Kopfindex sich über 915 Individuen erstreckt, die von Aveyron über 1071; für Rennes verfüge ich über ca. 4000 Individuen. Meine Untersuchungen über das Gebiet von Guérande haben ein Zehntel der Bevölkerung umfaßt. Ich habe selbst mehr als 10000 Individuen gemessen und die Resultate veröffentlicht. Ammon kommt bis zu 30000, Collignon hat 16000 publiziert, Röse mehr als 70000. Wenn die Anthropologen, die uns immer so herunterreißen, ebenso gearbeitet hätten wie wir, dann wäre die anthropologische Kartographie von Zentral- und Westeuropa schon fertig. Leider tun diese gestrengen Kritiker nichts als kritisieren, und der fleißigste unter ihnen, Deniker, kann unter seinen Aktiva nur eine nützliche Kompilation anführen, die freilich leicht genug zu machen war.

So unvollständig das Ergebnis unserer Bemühungen sein mag, so ist es doch schon befriedigend. Die Statistiker im allgemeinen und die Demographen im besonderen wissen, wie schwer es ist, zu einheitlichen Ergebnissen zu gelangen. Sachverständigen Beurteilern seien nun die folgenden Resultate unterbreitet.

Die Maßmethode von Bertillon ist verschieden von derjenigen Collignons und ergibt einen etwas höheren Index. Seine Individuen sind Angeklagte, zum großen Teil Verbrecher, während Collignons Untersuchungsmaterial aus Rekruten und Soldaten besteht. Gleichwohl beträgt der Index, den Collignon in seinen ersten Untersuchungen über 8707 Franzosen zwischen 21 und 23 Jahren fand, 83,57 und ist fast identisch mit dem Wert 83,8, den Bertillon in seiner alten Karte mit Departementseinteilung angab. Was die Indices nach Departements betrifft, so übertreffen die Bertillonschen die von Collignon um mehr als eine Einheit elfmal, um mehr als zwei Einheiten zweimal; sie bleiben darunter um mehr als eine Einheit zehnmal, um mehr als zwei einmal. Also bei 89 Departements ist die Uebereinstimmung bis auf weniger als eine Einheit genau in 65 Fällen, bis auf zwei Einheiten in 21 Fällen und bis drei Einheiten in drei Fällen.

Nun beträgt die Zahl der Individuen bei Collignon fünf für die Hautes Alpes, 14 für Lozère, 18 für Tarn und Garonne, 19 für Indre, also weniger als die zureichende Reihe der Anthropologen; unter 30 in 30 Departements, und darüber bis 100 nur in 20 Departements. Ich füge hinzu, daß die sonstigen Untersuchungen Collignons, im besonderen über den Südwesten Frankreichs, die Zahl der Departements, bei welchen die Abweichung die Einheit überschreitet, verringert haben. Wenn man seine neueste Karte (Annales de Géographie V, 159), durch die Arbeiten von Atgier und von mir vervollständigt, betrachtet, kommt man für die departementale Anthropogeographie Frankreichs zu Resultaten, die denen, mit welchen sich unsere Gegner für ihre Schädel begnügen, vollkommen gleichwertig sind. Die Karte nach Arrondissements, die Bertillon seitdem für ganz Frankreich aufgenommen hat, ist an sich von befriedigender Genauigkeit; außerdem haben wir für 20 Departements Kantonalkarten oder Statistiken, die von Collignon, Atgier und mir aufgenommen worden sind und für fast alle Kantone Indices geben, die auf einer Zahl von 20 Individuen oder darüber basieren.

Für Deutschland haben wir nur eine partielle Karte, die vom Großherzogtum Baden, die wir Wilser und Ammon verdanken. Die gewaltigen Statistiken von Röse geben sehr detaillierte Resultate für hunderte von Städten oder Gegenden, im besonderen Sachsen, die aber nicht auf die Karte gesetzt werden können, da sie lokal sind. Daher ist Deutschland, obwohl mehr als 100000 Individuen publiziert worden sind, nur erst stellenweise bekannt, aber man will eine allgemeine Messung der Rekruten unternehmen, welche eine Karte ergeben soll, die auf einer halben Million Individuen basiert.

Für England, Spanien und besonders Italien haben wir hinreichend detaillierte Karten, aber in diesen verschiedenen Ländern hat der Kopfindex nicht denselben Unterscheidungswert, weil man mit anderen ethnischen Zusammensetzungen zu tun hat, als in Frankreich und in Mitteleuropa.

Für Belgien ist die Arbeit durch Houzé selbst geleistet worden, aber da sie unzureichend detailliert und schon alt ist (1882), so ist es nötig, sie unter Bedingungen, die den Bedürfnissen der Anthroposoziologie mehr entsprechen, zu wiederholen. Anscheinend treffen das Institut Solvay im allgemeinen und Houzé im besonderen die Vorbereitungen dazu. Kommt es zur Ausführung, dann soll Houzé in Anbetracht dieses der Wissenschaft geleisteten Dienstes vieles verziehen sein.

Mehrere Seiten seiner Kritik sind der Wiedergabe einiger bereits vorliegender Resultate gewidmet. Nur in Anbetracht dieser neuen Tatsachen, die ein ernsthaftes Element in dieses so wenig ernsthafte Buch bringen, erweise ich Houzé die Ehre der Erwiderung.

Die Resultate sind leider sehr mager. Houzé hat 100 Soldaten aus dem Großherzogtum Luxemburg gemessen. „Der Kopfindex dieser 100 Soldaten, deren kleinster 1,730 m und deren größter 1,905 m maß, betrug im Mittel 84,68 und bewegte sich von 75,74 bis zu 92,34. Nach Verminderung des cephalometrischen Index um zwei Einheiten (im Interesse der Vergleichbarkeit mit dem Schädelindex) verteilen sich die reduzierten Werte des Index in dieser Reihe von 100 Soldaten wie folgt:

100 Soldaten aus dem Großherzogtum Luxemburg	3 Dolichocephale 3 Unterdolichocephale 20 Mesatocephale 30 Unterbrachycephale 45 Brachycephale	Klassifikation nach Broca.

Aber was den Ammonschen Feststellungen noch mehr widerspricht, das ist, daß beliebige Individuen, nicht Soldaten, aus dem Dorfe Mörsch einen mittleren Kopfindex von 84,03 aufweisen, d. h. einen geringeren als die Soldaten vom selben Dorfe, welche 85,42 haben.“

Wieviel Soldaten aus Mörsch? Wieviel Zivilisten? Houzé vergißt uns zu sagen, welche Bedeutung seine Reihen haben und ob sie zureichend sind. Er sagt ebensowenig, was für die anderen Bezirke zutrifft, nämlich ob die dorther kommenden Soldaten brachycephaler sind als die Zivilisten. Er gibt nicht einmal den Index der Luxemburger Zivilisten an, mit denen er seine hundert Soldaten vergleicht. Diese seine Veröffentlichung ist also ganz ungenügend, und mehr erfahren wir leider nicht.

Anstatt seine Angaben zu vervollständigen, leistet sich der Autor den Scherz, unnötigerweise eine Reduktion des Index vom lebenden Kopfe auf den Index des knöchernen Schädels vorzunehmen. Hierzu zieht er, auf die Autorität Brocas gestützt, einfach zwei Einheiten ab. Houzé gibt viel zu viel auf des toten Brocas Autorität; er behält auch seine Klassifikation bei. Gegenwärtig bedient man sich aber derjenigen von Topinard, der sogenannten quinären Klassifikation, welche jeder Kategorie fünf Stufen auf der Indexskala zuweist. Houzés Prozentuierung läuft darum Gefahr, nicht von allen zeitgenössischen Forschern verstanden zu werden. Was die Reduktion des Index angeht, so macht man sie heute nach der Methode von Ammon, und da Houzé dieses neue Verfahren nicht zu kennen scheint, will ich es ihm im Interesse seiner künftigen Arbeiten auseinandersetzen. Vielleicht ist das auch

manchen anderen Aerzten von Nutzen, die mit Mathematik weniger vertraut sind.

Jede Reduktionsmethode muß zwei Momente berücksichtigen: 1. Die Dicke der Gewebe ist am Kopfumfang nicht vollständig gleich, und im allgemeinen ist sie auf den Seiten größer, was zur Steigerung des Indexwertes beim Lebenden führt. Diese Steigerung erreicht bei manchen Individuen und selbst bei ganzen Rassen, wie den Polynesiern, einen bedeutenden Grad. Die Aerzte, wie z. B. Houzé, würden sich verdient machen, wenn sie recht zahlreiche Reihen von Messungen der nicht knöchernen Kopfdecke veröffentlichten. Aus den bisherigen Untersuchungen läßt sich kaum etwas Sicheres entnehmen, weil die angewendete Methode nicht gestattete, den Anteil des ersten und des zweiten Faktors in der Erhöhung des Index bei Lebenden zu isolieren. 2. Der Quotient der beiden Größen nimmt zu oder ab, wenn man ihnen ein und dieselbe Größe zufügt oder abzieht. Daraus folgt, daß, selbst die gleichmäßige Stärke von Kopfhaut und Unterhautbindegewebe vorausgesetzt, dieses arithmetische Theorem es ausschließt, daß der Index vom lebenden und vom knöchernen Schädel identisch seien. Gesetzt, die Maße seien 200 und 160, so ist der Index 80, aber wenn man ein Centimeter abzieht, sinkt er auf 78,94, und wenn man zwei abzieht, beträgt er nur noch 77,77.

Die empirische Reduktion von Broca scheint diesen mathematischen Voraussetzungen besonders zu entsprechen, denn für die Größen, um die es sich gewöhnlich bei der Berechnung des Kopfindex handelt, beträgt die Verkleinerung des Index, die sich aus dem Abzug von ungefähr zwei Centimetern Gewebsdicke ergibt, tatsächlich etwa zwei Einheiten. Die Differenz ist größer bei den Dolichocephalen, geringer bei den Brachycephalen und wird für den Index 100 = 0.

Bis man hinreichende Elemente besitzt, um dem Unterschied der Gewebsdicke am Kopfumfang Rechnung zu tragen, ist es demnach praktischer, ihn zu vernachlässigen und nach der Methode von Ammon und mit Hülfe der Indexberechnungstabellen den Index des Lebenden, bezogen auf den toten Schädel und umgekehrt, zu ermitteln, indem man die Gewebe als ein oder zwei Centimeter dick, je nach Alter, Geschlecht und Rasse, ansetzt. Man kommt so der Wirklichkeit noch näher als durch die willkürliche, unterschiedslose Subtraktion von zwei Einheiten. Im vorliegenden Falle würde ich 1,60 abziehen.

Mit Hülfe seiner Luxemburger will Houzé „den Irrtum Ammons" aufdecken, „welcher behauptet, daß die Individuen von größtem Wuchs gleichzeitig die ausgeprägtest dolichocephalen seien". In Luxemburg ist das Militärmaß 1,73. „Wir hatten in dieser ausgewählten Schar ein Maximum von Merkmalen des blonden dolichocephalen Typus zu finden erwartet. Nun hat sich gerade das Gegenteil herausgestellt."

Als Arzt und Anthropologe hätte Houzé in dieser auserlesenen Mannschaft von Riesen im Gegenteil eher Abnormitäten erwarten sollen. Er hätte große blonde Dolichocephale von ausnahmsweise großem Wuchs untersuchen sollen. Auf Grund von Daten, über die ich nicht auf dem laufenden bin, nimmt man an, daß die sehr großen Individuen einer Rasse eine etwas größere Schädelbreite haben als die kleinen. Es besteht also die Möglichkeit, daß diese sehr großen

Dolichoblonden weniger dolichocephal waren. Er hätte ebenso Brachycephale von gigantischem Wuchs untersuchen sollen. Alles das wäre geeignet, die Wirkungen der Anwesenheit eines größeren Verhältnisses germanischer Elemente aufzuwiegen, und bin ich über die erhaltenen Resultate nicht allzu erstaunt.

Pittard hat wie Ammon und im Gegensatz zu seinen sonstigen Vorgängern gefunden, daß der Kopfindex bei den größeren Individuen dolichocephaler ist. Er untersuchte rumänische Zigeuner in ausreichender Anzahl. Meines Erachtens rührte die Neigung seiner kleineren Individuen zur Brachycephalie von einer zufälligen Kreuzung mit Brachycephalen her, während er, nur auf die Untersuchung dieser Zigeuner gestützt, die größere Dolichocephalie der Städter und der höheren Klassen erklären zu können glaubt, indem er sie einer organischen Korrelation mit ihrer größeren Gestalt zuschreibt. Er ist denn auch ebenfalls in den Kampf gegen die Anthroposoziologen eingetreten, indem er ihnen übereilte Schlüsse und unzulängliches Material vorwirft, ohne des dicken Balkens im eignen Auge gewahr zu werden.

Meiner Meinung nach birgt die von Houzé aufgeworfene Frage sehr viele Schwierigkeiten. In einem Lande, wo nur Europaeus und Alpinus nebeneinander existieren, werden ganz von selbst die Repräsentanten des zweiten Typs unter den höheren Körpermaßen seltener werden. Aber es gibt andere brachycephale Rassen von hohem Wuchs, z. B. der pseudobrachycephale Baske von Collignon, der Dinaricus im Nordwesten der Balkanhalbinsel und der Acrogonus in den Cevennen. Der von Houzé festgestellte Index 92,34 setzt mich in Erstaunen. Sollte es nicht in dieser Gegend, die anscheinend, wie die Vogesen, ein brachycephales Gepräge hat, das in prähistorische Zeiten zurückweist, ein Element von Acrogonus geben von hohem Wuchs und einem Schädel, der hinten unmittelbar hinter den sehr hervorspringenden Scheitelbeinhügeln senkrecht abgeschnitten ist?

Ich gehe zu einer zweiten neuen Tatsache über, aber im Vorübergehen hebe ich noch eine besondere Perle auf. „Wenn die biologischen Gesetze wahr sind, müssen sie überall anwendbar sein.“ Wirklich? Aber das gilt ja nicht einmal für die Gesetze der Physik! Was wird aus dem Mariotteschen Gesetz jenseits der sehr engen Grenzen? Welche Maschine ergibt ihren berechneten Nutzeffekt? Es gibt nichts Einfaches in der Welt; in der Wirklichkeit ist jede Wirkung die komplexe Resultante einer Unendlichkeit von Ursachen. Wir nennen Zufall die Summe der Ursachen, die wir noch nicht isolieren, beherrschen und eliminieren können. Und wenn in der Domäne der Biologie dieser Zufall größer ist, so deshalb, weil die Vielfältigkeit der Ursachen größer wird und sich zu erkennen gibt durch offensichtliche Ausnahmen, durch Resultate, die dem gewissenhaftesten und gelehrtesten Manne, sei er Sozialanthropologe oder Arzt, unerwartet in den Weg treten.

Die zweite neue Tatsache Houzés also ist die, daß die Stadt Brüssel die Grundgesetze der Anthroposoziologie nicht bestätigt. Er stützt sich auf verschiedene Reihen, von denen er die Zahl der Individuen leider nicht angibt, und deren Indices folgende sind:

Brüsseler aus dem 13.—16. Jahrhundert einschließlich	Schädel mit um zwei Einheiten erhöhtem Index	78,97
Brüsseler aus dem 19. Jahrhundert		80,00
Brüsseler von heute, beliebige	lebend gemessen	80,50
Brüsseler, Vieux Marché aux Grains, flämisches Viertel	„	79,41
Brüsseler, Marolles, wallonisches Viertel	„	81,14
Brüsseler, intellektuelle Berufe	„	81,38
Vorstadtgemeinden, Anderlecht	„	79,11
Laken	„	79,20
Etterbeck	„	78,97
Flämisches Brabant	„	79,38
Wallonisches Brabant	„	82,34

Houzé kommentiert diese Tabelle folgendermaßen: „Konstatieren wir zunächst, inwieweit diese Reihen untereinander differieren, und vergegenwärtigen wir uns, zu welchen Fehlschlüssen man gelangen würde, wenn man eine darauf gegründete Schätzung anstellen wollte... Brüssel hat also einen höheren Kopfindex als die Provinz, deren Hauptstadt es ist. Brüssel hat einen höheren Kopfindex als die Vorstadtgemeinden, die es umgeben. Gewisse Stadtteile von Brüssel zeigen verschiedene Indices, deren größter Abstand 1,97 beträgt. Die Brüsseler, die den freien Berufen angehören, haben den größten Kopfindex... Die Tatsachen, auf denen die vorstehenden Sätze fußen, stehen in flagrantem Widerspruch mit dem Gesetz der Konzentration der Dolichocephalen in den Städten."

Houzé vergißt nur eines zu sagen. Brüssel ist eine Stadt französischer Zunge, Hauptstadt eines Landes, dessen nähere Hälfte Französisch und dessen entferntere Flämisch spricht. Er anerkennt selbst, daß diese Hauptstadt viel mehr wallonische als flämische Elemente anlockt, indem sich die Konzentration der ersteren in Brüssel vollzieht, wo sie in den verschiedenen Stellungen und Aemtern zahlreich vertreten sind, während die Flamen in ihrem Lande bleiben und sich in Industriestädten konzentrieren, auf denen Belgiens Bedeutung beruht. Brüssel ist für sie eine Fremdenstadt, wo man eine fremde Sprache spricht, und wo die öffentlichen Beamten, gerade heraus gesagt, sie gern als Fremde behandeln. Die Lage Brüssels ist also vollkommen anormal und das Beispiel schlecht gewählt. Nun ist der Wallone, der sich aus der Staatskrippe nährt, brachycephal und der industrielle Flame ist dolichocephal, grade wie sein ihm gegenüber wohnender Nachbar, der Engländer. Unter den eben besprochenen Bedingungen ist es also ganz natürlich, daß das einstmals flämische, jetzt wallonisierte Brüssel weniger dolichocephal ist als vordem, und weniger dolichocephal als seine Umgebung.

Der Fall ist beinahe derselbe wie der von Montpellier, das einstmals dolichocephal war, aber derart von den Bergbewohnern von Lozère und Aveyron durchsetzt worden ist, daß der Index schließlich in der Stadt höher werden wird als in der Ebene von Hérault. Ich habe in meiner Monographie über Hérault und Aveyron gezeigt, wieviel diese einstigen Bergbewohner weniger brachycephal sind als ihre Heimatsgenossen, die im Gebirge geblieben sind. Es wäre interessant, in Brüssel ähnliche Untersuchungen anzustellen.

Ich würde mich nicht darüber wundern, wenn die von Houzé angekündigten Messungen ähnliche Resultate in vielen flämischen Zentren ergäben, deren wallonische Regierung nach Möglichkeit die

Verwaltung mit wallonischen Elementen zu besetzen bestrebt ist. Außerdem sind die meisten dieser Zentren in einer Bevölkerungszone gelegen, wo die biologischen Gesetze wahrscheinlich ebensowenig anwendbar sind, wie in England. Wie das Mariottesche haben sie nur Wert innerhalb gewisser Grenzen, und so bilden denn auch die beiden Werte 78 und 79 in unserem Falle die Grenze, unterhalb deren die Dolichocephalie keinen Vorteil mehr darstellt, wie auch aus schon anderweitig beobachteten Tatsachen hervorzugehen scheint. Das Gesetz der Intellektuellen tritt dann ausgleichend dazwischen. Houzé ereifert sich gegen diese Ausgleichung. Er hält es für ausgeschlossen, daß die Naturgesetze sich widersprechen könnten. Indessen besteht die Natur nur aus diesen Widersprüchen. Einer Gruppe von Ursachen, die eine gewisse Wirkung hervorzubringen streben, widersetzt sich konstant eine zweite Gruppe von Ursachen, die sie zu verhindern streben. Wir beobachten praktisch nur Resultanten, die sehr reduziert und in ihrer Richtung von den entgegenstehenden Ursachen sehr abgelenkt sind. Das macht die Wissenschaften im allgemeinen und die biologischen Wissenschaften im besonderen sehr schwer, aber wer sich darüber verwundert, beweist nur, daß er noch nicht genug über die wunderbare Kompliziertheit des Lebens nachgedacht hat.

Noch ein letztes Wort. Houzé sagt (S. 76): „de Lapouge verträgt keinen Widerspruch, er, der Gelehrte von Ruf in unangemessener Form und ungerecht angreift (L'Aryen, S. 165); er diskutiert über eine beliebige Ansicht niemals mit wissenschaftlichen Argumenten.“ Ich würde es bedauern, wenn man mich nach diesem Urteil für einen Menschen ohne Erziehung hielte. Aber man höre, was der inkriminierte Satz enthält: „Quatrefages und Hamy haben die bizarre Idee gehabt, diese Form (von Olmo) als den weiblichen Typ ihrer Neandertalrasse zu betrachten.“ Und das ist alles. Ja, bizarr; es war eine bizarre Idee, und außer Houzé wird kein Anthropologe das Gegenteil behaupten. Aber wo habe ich bei diesem Angriff die äußere Form verletzt? Houzé hat anscheinend, um mich zu malen, in seinen Spiegel geblickt.

Damit sei es genug der Erwiderung. Es gäbe wohl noch manchen Einwurf zu widerlegen, aber dann würde dieser Aufsatz so umfangreich werden wie Houzés Buch. Von dem ganzen Inhalt des letzteren bleibt weiter nichts bemerkenswert als seine leider unvollständigen Beobachtungen über die Luxemburger und die Brüsseler. So ist denn dies Buch Houzés, ebenso wie das von Manouvrier, lediglich als Pamphlet zu betrachten. Die wissenschaftliche Kritik der Anthroposoziologie soll noch erst geschrieben werden, und es ist nur zu wünschen, daß ein ernsthafter Mann sie bald unternimmt. Wenn dieser Mann sich finden wird, bin ich bereit, mich mit ihm in aller Gründlichkeit auseinanderzusetzen. In den letzten sechs Jahren habe ich, von meinen Berufsarbeiten und meinen experimentalzoologischen Untersuchungen völlig in Anspruch genommen, meinen Gegnern kaum ein Lebenszeichen gegeben. Man hat deshalb vielleicht geglaubt, daß das immer so weiter gehen würde, und daß ich den Rest meines Lebens mit Präparationen und der Veröffentlichung von autogenetischen und phylogenetischen Evolutionen der Arthropoden verbringen würde. So hat man denn den Mut gefaßt, gegen die Anthroposoziologie

unfähige, aber für Nichtfachleute eindrucksvolle Kritiken zu veröffentlichen, in der Annahme, ich würde nicht mehr erwidern. Aber man soll sich getäuscht haben! —

Ueber den Einfluß der Blutmischung auf die Charakterzucht hervorragender Männer.

Dr. Albert Reibmayr.

Bekanntermaßen wurden von Buckle und Taine betreff der Entwicklung der menschlichen Kultur der Einfluß des Klimas, das landschaftliche Milieu und die verschiedene Art und Weise des Kampfes ums Dasein als die wichtigsten Faktoren hingestellt. Zweifellos spielen diese Faktoren auch in der Züchtung der menschlichen Charaktere eine grundlegende Rolle und waren dieselben besonders für die Züchtung der unterscheidenden Charaktere der großen Menschenrassen in den prähistorischen Zeiten sehr wichtige auslesende und züchtende Kräfte. Aber daneben können wir beobachten, daß schon sehr frühzeitig der Blutfaktor, d. h. die Wirkung der Inzucht und Vermischung der Familien, Stämme und Völker, anfängt tätig zu sein. Schon auf der Stufe der Halbkultur, noch mehr aber bei der Erringung der Vollkultur sehen wir, wie die erstgenannten Faktoren in bezug auf die Charakterzucht immer mehr in den Hintergrund treten und die Blutmischungsverhältnisse der Kasten, Stämme und Völker und ihre charakterzüchtende Wirkung an die erste Stelle rücken. Es verhält sich beim Kulturmenschen hier geradeso, wie bei der Zucht der Charaktere seiner Haustiere. Die gröberen Rassencharaktere derselben hängen offenkundig vorwiegend mit den Einflüssen des Klimas, der Nahrung, des verschiedenen Kampfes ums Dasein zusammen und variieren auch stets unter dem Einfluß dieser Faktoren. Zur Hochzucht gewisser feinerer vom Menschen angestrebter Charaktere muß aber stets der Blutfaktor, also engere Inzucht zwischen auserlesenen Individuen bei gelegentlicher Kreuzung derselben, in Wirksamkeit treten.

Der größte Nutzen, den der heutige Kulturmensch von den Fortschritten der Naturwissenschaften seit Kopernikus gehabt hat, ist zweifellos der, daß in bezug auf sein Verhältnis zur Natur heute größere Klarheit herrscht und der Mensch seine hochmütigen Ansichten gegenüber der Natur und deren Gesetzen aufzugeben gezwungen war. Seitdem der Mensch den Weg der Kultur beschritten und gelernt hat, die Kräfte der Natur in seinem Interesse zu verwenden und auszubeuten, hat sich bei ihm frühzeitig schon der Wahn gebildet, daß er dadurch der Herrscher der Natur geworden sei. Dieser Wahn war in jenen Zeiten, wo die Kenntnisse der Natur und ihrer Gesetze noch sehr mangelhafte waren, etwas sehr Natürliches, und ward derselbe noch häufig durch religiöse Anschauungen bestärkt, wodurch, wie dies z. B. in der biblischen Schöpfungssage geschieht, der Mensch auch noch offiziell von Seite der Gottheit zum „Herrn der ganzen Schöpfung“ ernannt wurde (Moses I, 1, 26). Dieser Gedanke ist dem Kulturmenschen so lieb geworden, daß er selbst heute, wo

doch die bessere Erkenntnis des Kosmos und des Verhältnisses des Menschen zu den ungeheueren Kräften desselben ihm auf Schritt und Tritt Bescheidenheit predigt, nicht ganz davon lassen kann. Obwohl uns die Kenntnis der Natur gelehrt hat, daß, wenn der Mensch seine Fesseln, mit denen er an den Planeten gebunden ist, etwas erweitert, er damit noch lange nicht frei und Herr geworden ist und nur einem gefangenen Vogel gleicht, der aus einem engen Käfig in einen größeren Vogelbauer versetzt wurde, so gibt doch jede neue Erfindung ihm wieder eine Gelegenheit, sich damit zu brüsten, wie herrlich weit es der Mensch doch heute in der „Herrschaft über die Natur“ gebracht hat. In dieser falschen Auffassung seines Verhältnisses zur Natur liegt aber für den Kulturmenschen eine große Gefahr. Dadurch wurde er nämlich von jeher in der Meinung bestärkt, daß *er als absoluter Herrscher der Natur auch bezüglich seiner Lebensführung und Charakterzucht außerhalb der Naturgesetze stehe.*

Die daraus resultierende fortwährende Auflehnung gegen die natürlichen Instinkte und die Nichtbeachtung der Mahnung derselben, wodurch sich eben der Kulturmensch von dem Naturmenschen und den Tieren nicht zu seinem Vorteil unterscheidet, ist seine eigentliche Erbsünde, wodurch er auch immer wieder zur Strafe aus dem Paradiese der Gesundheit und des Behagens hinausgeworfen wird. Am meisten hat sich diese Erbsünde auf dem wichtigsten Gebiete, nämlich im Geschlechtsleben des Kulturmenschen zur Geltung gebracht und ist auch deshalb hier die Strafe der Natur am auffallendsten und folgereichsten. Denn hier wird die Sünde gegen das eherne Gesetz der Natur nicht nur am fehlenden Individuum oder der Familie bestraft, sondern hier treffen die Folgen der Willkür den Stamm, die Nation, die Rasse. Wie gefährlich für die menschliche Charakterzucht die Planlosigkeit und Willkür auf dem Gebiete der geschlechtlichen Zuchtwahl ist, haben schon die alten Griechen eingesehen, und ohne daß sie wissenschaftlich in die Gesetze der Vererbung näher eingeweiht gewesen wären, haben sie doch in ihren gesunden Zeiten rein auf empirischer Beobachtung fußend naturgemäßer gehandelt. So soll bereits Lykurg gesagt haben: „Weibliche Hunde und Pferde bringe man nur mit den ausgesuchten männlichen Tieren zusammen; man suche durch Gefälligkeiten oder um Geld die Erlaubnis dazu von ihren Herren zu erhalten. Dagegen die Weiber sperre man häufig ein wie Gefangene und verlange, daß sie nur von ihren Männern gebären sollen, auch wenn diese geistesschwache, abgelebte und kränkliche Menschen seien! Als ob nicht der Besitzer oder Erzieher der erste wäre, gegen den sich die Schlechtigkeit des Kindes kehren würde, gerade wie ihm ja auch die Tauglichkeit zuerst zu Nutzen komme, wenn das Kind von guter Abstammung sei.“ (Plutarch.) Diesen natürlichen Ansichten entsprechend hat Lykurg auch die Gesetzgebung in Sparta eingerichtet und in bezug auf die Erhaltung der nationalen Charaktere festgesetzt, daß jede ungünstige fremde Blutmischung abgehalten und jedes schwächliche Kind ausgesetzt werde. Vor allem ging aber sein Streben dahin, daß bei der geschlechtlichen Zuchtwahl vorwiegend *nur körperliche und geistige Faktoren* und nicht der Reichtum den allein ausschlaggebenden Moment bildeten. Auf diese Weise ist es auch zu erklären, daß das spartanische Volk bis zu seinem Untergang seine

bekannten hervorragenden nationalen Charaktere sich erhielt und nicht, wie die übrigen Griechenstämme, an der Degeneration und Charakterlosigkeit der obern Kasten, sondern wie Aristoteles besonders hervorhebt, „nur an der geringen Zahl seiner Bürger zugrunde ging“. Dagegen sehen wir bei den übrigen Griechenstämmen, besonders den Athenern, daß die guten alten Sitten in bezug auf die Charakterzüchtung immer mehr in Verfall kamen und durch zuchtlose Mischung mit dem Blute aller möglichen Stämme und Nationen, durch fortwährende Aufnahme fremder Sklaven und Metoiken in den Bürgerstand, und vor allem durch die Erhebung des Besitzes zum maßgebenden Faktor bei der geschlechtlichen Zuchtwahl die Degeneration der nationalen Charaktere angebahnt und infolgedessen die Charakterlosigkeit immer mehr herrschend wurde. Schon Theognis klagt:

> „Widder zur Zucht und Esel erspähen wir, Kyrnos, und edle
> Ross' und ein jeglicher will solche von wackerm Geschlecht
> Aufziehn; aber zu freien die schuftige Tochter des Schuftes
> Kümmert die Edlen nicht, bringt sie nur Schätze zu ihm.
> Auch nicht weigert ein Weib sich, des Schuftes Gattin zu werden;
> Ist er nur reich, weit vorzieht sie der Tugend das Geld.
> Darum wundre dich nicht, Polypädes, wenn ins Gemeine
> Sinket der Bürger Geschlecht, wenn Edles mit Schuftigem sich mengt.“

Wie jeder Pflanzen- und Tierzüchter weiß, bedürfen gerade die feinsten Zuchtresultate der größten Vorsicht und Aufmerksamkeit bei der geschlechtlichen Zuchtwahl und bringen sich gerade hier ungünstige Mischungen in besonderer Weise zur Geltung. Das ist auch bei der feinsten Blüte der menschlichen Charakterzucht, der sogenannten talentierten und genialen Anlage, der Fall. Ich habe in einem früheren Artikel dieser Zeitschrift[1]) konstatiert, daß die talentierte Anlage gewöhnlich das Produkt der engeren Inzucht mehrerer unmittelbar vorausgegangener Generationen ist, dagegen die geniale Anlage meistens dann zum Vorschein kommt, wenn neben der talentierten Anlage von einer oder der anderen elterlichen Seite eine günstige Mischung in der Ahnenreihe der unmittelbar vorausgegangenen Generationen stattgefunden hat. Engere Inzucht und günstige Vermischung sind daher die wichtigsten Faktoren in der Züchtung der talentierten und genialen Anlage und bilden neben der Wirkung der Erziehung und des Milieus die Grundlagen jeder höheren, feineren menschlichen Charakterzucht. Sehr schädlich hingegen aber wirkt in dieser Beziehung die zuchtlose, durch mehrere Generationen dauernde Vermischung von Blut der verschiedensten Charaktere, das, was wir das Blutchaos nennen.

Es muß aber hier bemerkt werden, daß engere Inzucht und Vermischung je nach den Umständen, unter welchen sie zur Anwendung kommen, sowohl günstig als auch ungünstig auf die Züchtung der Charaktere wirken können. In *gesunden* Zeiten wirkt z. B. die engere Inzucht in einem kleinen Kreis von Familien immer für die Charakterzucht günstig, während in Fällen, wo *bereits degenerative Prozesse in solchen Familien auftreten*, die engere Inzucht das Gegenteil hervorbringt und die Degeneration der Charaktere verstärkt.

---

[1]) Dr. Reibmayr: Zur Naturgeschichte der talentierten und genialen Familien. II. Jahrg., 1903, Nr. 8.

Es ist also notwendig bei der Beurteilung der Wirkung der Inzucht und Vermischung auf die Charakterzucht einer Familie, einer Kaste immer auch den somatischen Zustand derselben in Betracht zu ziehen und nie zu vergessen, daß besonders die engere Inzucht je nach diesem Zustand ein sehr zweischneidiges Mittel in der Charakterzucht darstellt.

Wenn wir annehmen, daß in der Entwicklung der organischen Welt bis zum Menschen herauf, besonders aber in der Züchtung der feineren, höheren Charaktere des Intellektes ein aufsteigendes Gesetz herrscht, so konnte die Natur dies neben der Wirkung der natürlichen Auslese nur auf dem Wege der engeren Inzucht erreichen. Am besten kann man das bei den mit besonders hochgezüchteten Charakteren begabten Tieren, den Bienen und Ameisen, sehen, wo überall engere Inzucht herrscht. Da das Prinzip der Inzucht das Prinzip jeder Aristokratie ist, so hat Schopenhauer recht, wenn er von einer „Aristokratie der Natur" spricht. Man hat auch von jeher von einer Geistes-Aristokratie gesprochen und also damit indirekt immer zugegeben, daß zur Züchtung der Charaktere geistig hervorragender Männer in der Regel ebenso wie bei der Geburts-Aristokratie die Vorzucht in einem kleineren Kreise höher gebildeter Familien, also eine engere Inzucht durch mehrere Generationen notwendig ist. Wenn es auch unzweifelhaft ist, daß die geringeren Grade des menschlichen Talentes und die dazu nötigen Charaktere direkt durch Erziehung, Fleiß und zähe Beharrlichkeit aus dem Bauernstande heraus gezüchtet werden können, so lehrt uns doch die Beobachtung, daß die feineren Charaktere und höheren Grade des Talentes stets einer längeren Vorzucht in den engeren Inzuchtkasten des Mittelstandes und der oberen Kasten bedürfen.

Mit dieser Beobachtung, welche der Mensch stets machen konnte, hing im Altertume und besonders in den ersten, so schwierigen Anfängen des Kulturlebens die Bildung engerer Inzuchtherde, also der Stände, Kasten, Innungen und Zünfte zusammen. Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen, daß man jetzt, wo uns die Resultate der naturwissenschaftlichen Forschungen und der Experimente der Pflanzen- und Tierzüchter den Nutzen engerer Inzucht für die Hochzucht feinerer Charaktervarietäten ad oculos demonstrieren, meint, aller Ständebildung und aller Gesetze bei der Züchtung der menschlichen Charaktere entbehren zu können und nur mit den Wirkungen des Milieus und der Erziehung sein Auslangen zu finden. Auch daran ist wieder jener gefährliche Glaube schuld, daß wir auch in bezug auf unsere Charakterzucht außerhalb der Gesetze stehen, welche im ganzen Tierreich Geltung haben.

Die naturgeschichtliche Nützlichkeit der Ständebildung für die Hochzucht der Charaktere hat schon Ammon hervorgehoben. Er sagt:

1. Die Ständebildung beschränkt die Panmixie und bewirkt die viel häufigere Erzeugung hochbegabter Individuen, stellt also die natürliche Züchtung dar;
2. Absonderung der Kinder der bevorzugten Stände von der großen Masse ermöglicht eine sorgfältigere Erziehung;

3. die bessere Ernährung und die sorglosere Lebensweise der den bevorzugteren Ständen angehörigen Individuen wirken steigernd auf die Tätigkeit der höheren Seelenanlagen;
4. die günstigeren Lebensbedingungen der höheren Stände spornen die Angehörigen der unteren Stände an, ihre besten Kräfte im Wettbetrieb einzusetzen, um dieser günstigeren Bedingungen teilhaftig zu werden.

Die wichtigsten Grundlagen des Kulturlebens eines Volksstammes sind im Anfange der Krieg, als Mittel der Erhaltung des Stammes im Kampfe ums Dasein, das Recht, als Grundlage einer natürlichen Horden- und Stammesverfassung und die nationale Religion, als wichtigstes geistiges Bindemittel der einzelnen Mitglieder des Stammes. Bei allen Völkerstämmen sämtlicher Kulturrassen sehen wir, daß die für diese Gebiete nötigen Charaktere stets in engeren Inzuchtkasten gezüchtet und auf diesen Gebieten auch darum die ersten Talente und Genies zum Vorschein gekommen sind. Es sind dies die ersten Königs- und Fürstenfamilien, die ersten Adels-, Krieger- und Priesterkasten. Der sichtliche Erfolg dieser Kastenbildung für die Hochzucht der Charaktere in den noch gesunden Zeiten der Völker macht es uns auch begreiflich, daß darum in jenen Zeiten das angestammte höhergezüchtete Inzuchtblut beim Volke in so hohem Ansehen stand. Auch die Wichtigkeit, welche man bei allen alten Kulturvölkern dem Ahnenkultus und den Stammbäumen beigemessen hat, hängt offenbar mit der Vererbung gewisser besonders hochgezüchteter und darum geachteter Charaktere zusammen und ist darin naturgeschichtlich begründet.

Aber nicht nur für die Hochzucht der Charaktere in den oberen Kasten sehen wir im Altertume und Mittelalter das Inzuchtprinzip überall im Ansehen und in Uebung, auch im Mittelstande und ganz besonders für jene Handwerke, welche stets die Grundlage für die bildenden Künste gebildet haben, spielt es eine große Rolle. Die Notwendigkeit der Vererbung, der besseren Gangbarkeit gewisser motorischer und sensibler Nervenbahnen erzwang hier von selbst die zunft- und kastenmäßige Züchtungsmethode der künstlerischen Charaktere in ihren schwierigen Anfängen. Alle technischen Talente und Genies in allen Künsten und Wissenschaften sehen wir von jeher fast bis in die neueste Zeit hinein aus solchen Zünften, Innungen und Kasten, welche das Inzuchtprinzip in einem kleinem Kreise von Familien hochhielten, hervorgehen. Das Ergreifen des gleichen Handwerks und das Heiraten innerhalb des gleichen Berufes war wenigstens für einen Sohn im Altertum sowohl als im Mittelalter in diesen Kreisen die Regel. So schreibt Herodot (VI, 10): In folgendem stimmen die Lakedämonier sogar mit den Aegyptern überein. Ihre Herolde, Flötenspieler und Köche nehmen stets das Gewerbe des Vaters auf, und eines Flötenspielers Sohn wird Flötenspieler usw. Auch Platon hebt die in solchen zahlreichen Inzuchtherden gezüchteten und vererbbaren verschiedenen technischen und spezifischen Beanlagungen hervor. Er sagt (Staat, II, 11): Ich erwäge selbst, daß nicht einer dem anderen besonders ähnlich geboren sei, sondern von verschiedener angeborener Beschaffenheit, der eine zur Ausübung dieses, der andere jenes Geschäftes ... Würde wohl ein Einzelner viele

Künste besser üben als Einer eine? Die Natur begabt eben jeden Menschen mit irgend einer Fähigkeit, die ihn instand setzt, etwas, was anderen schwierig ist, leicht zu vollbringen. Es ist nun das Geheimnis des Erfolges, diese Anlage zu erkennen und durch Uebung und Fleiß auf eine Höhe der Züchtung zu führen, die über das Mittelmaß der Leistung des Durchschnittsmenschen herausragt. Früher in der Zeit der theistischen Auffassung sprach man alle diese höheren Beanlagungen als ein Geschenk der Gottheit an und glaubte, wem der Herr ein höheres Amt verleihe, dem verleihe er eben dazu auch den nötigen Verstand, d. h. die dazu gehörigen Charaktere. In der heutigen, mehr naturalistischen Zeit sagt man: „die Natur verleiht solche Gaben". Aber man sollte doch endlich anfangen, auch hier richtig naturgeschichtlich zu sprechen, nachdem wir wissen, daß jede körperliche und geistige Anlage, jeder besonders auffallende Charakter stets etwas langsam organisch Gewordenes ist und seine naturgeschichtliche Erklärung immer nur in der Zucht der Vorfahren findet und finden muß. Wenn in einem Volke das höhere Kulturleben bereits viele Jahrhunderte gedauert und die künstlerische Erbschaftsmasse nicht nur in zahlreichen Inzuchtfamilien hochgezüchtet wurde, sondern auch durch gelegentliche Vermischung der Stände, Zünfte und Innungen die spezifischen Anlagen eine größere Verbreitung im ganzen Volke erlangt haben, so wird es immer häufiger vorkommen, daß eine spezifisch talentierte Anlage, z. B. ein gutes musikalisches Ohr, auch in Familien zum Vorschein kommt, welche sich nicht mit der spezifischen Hochzucht solcher Charaktere und Anlagen durch Generationen beschäftigt haben. In solchen Zeiten blüht dann der Dilettantismus und kommt auch regelmäßig die Ansicht zur Geltung, daß der Staat ohne eigentliche Inzucht oder ohne Stände, Innungen und Zünfte, wo die spezifischen Anlagen und Charaktere gezüchtet werden, auskommen könne und Erziehung und Milieu allein genügen, Talente und Genies zur Entwicklung zu bringen. Aber solche Zeiten, wo eine Kulturepoche gleichsam nur noch vom ererbten künstlerischen Kapital lebt, dauern, wie uns die Geschichte lehrt, niemals lange.

Solche goldene Zeitalter des Dilettantismus waren in der griechischen Kultur das Zeitalter des Hellenismus, in der römischen die Kaiserzeit. Es waren dies Zeiten, wo eine enorme Blutmischung der verschiedensten Kulturnationen, Stämme und Kasten stattfand und die früher kastenmäßig gezüchteten Charaktere und Anlagen durch diese Blutmischungen eine enorme Verbreitung fanden. Aehnliche Verhältnisse sehen wir auch infolge der starken Blutmischungen durch die Aufhebung der Stände, Kasten, Innungen und Zünfte und den enormen Verkehr der Nationen in der letzten Zeit in Europa eintreten. Aber es wäre naturgeschichtlich sehr gefehlt, wenn man die Züchtungsverhältnisse der künstlerischen Charaktere und Anlagen in Zeiten einer Ueberkultur auch für die Zeiten einer beginnenden Kulturepoche für passend erachten würde. Den Luxus, den sich der Sohn eines reichen Kaufherrn ohne Schaden erlauben darf, der würde den Sohn eines armen Krämers ruinieren. In solchen aufsteigenden, an künstlerischer Erbschaftsmasse noch sehr armen Epochen sind die spezifischen talentierten Anlagen in den einzelnen Kunstzweigen und Wissenschaften noch auf sehr wenige Familien und Kasten beschränkt, ja für manche Künste

existieren überhaupt noch gar keine höher gezüchteten Charaktere und Anlagen und sind dieselben noch nicht über die primitivste handwerksmäßige Technik hinausgekommen. So sehen wir z. B. die musikalische Erbschaftsmasse bei dem alten Kulturvolke der Chinesen heute noch nicht über die niederste handwerksmäßige Stufe gezüchtet und das chinesische Ohr und die musikalische Technik des Durchschnittschinesen hält noch rhythmischen Lärm für Musik und hat absolut kein ererbtes Gefühl für das, was wir Europäer echte Musik nennen.

Anders verhalten sich Kolonien, besonders Kolonien alter Kulturvölker, welche also schon aus der Heimat eine vielseitige künstlerische Erbschaftsmasse mitbringen, wie dies z. B. bei den amerikanischen und australischen Kolonisten der Fall gewesen ist. Hier kann man begreifen, daß eine solche junge Kolonie, vom Hause aus versehen mit alten hochgezüchteten Charakteren, in allen Künsten und Wissenschaften eine zeitlang, so lange der Zufluß aus dem Mutterlande dauert, ohne engere Inzuchtherde, d. h. ohne ständische Gliederung auskommen kann und daß hier die Talente und Genies scheinbar aus dem Blutchaos herauswachsen. Kolonien sind nämlich immer schon wegen der geringeren Anzahl der emigrierten Frauen im Vergleich zu den Männern vom Anfange an starken Vermischungen ausgesetzt und in der Regel herrscht in allen Kolonien, besonders in den ersten Generationen der Gründung, das Blutchaos. Nun kann man aber bei genauerer Beobachtung deutlich sehen, daß die z. B. in Amerika zur Erscheinung gekommenen hervorragenden Männer in Wirklichkeit nicht aus dem dort herrschenden Blutchaos stammen, sondern entweder ihre künstlerische Erbschaftsmasse noch unvermischt aus Europa mitgebracht, oder von solchen amerikanischen Eltern miterhalten haben, welche trotz des demokratischen Prinzipes doch auf reinere Züchtung halten und es perhorresziert haben, in dem charakterlosen Blutchaos unterzugehen. Dies ist besonders in manchen Staaten des Ostens der Fall, wo das englische, puritanische und deutsche Blut in größeren Mengen beisammen siedelt. So ist es ja bekannt, daß die zuerst in Plymouth, Salem, Concord und der Bostoner Gegend angesiedelten Familien der Pillgrimväter heute noch stolz sind auf ihr reiner gehaltenes Blut und in diesen Familien eine gewisse, wenn auch nicht exklusive Inzucht von jeher eingehalten wurde.

Schon vom Anfang an unterschied sich diese Pillgrimväterkolonie in ihren Blutmischungsverhältnissen von anderen Kolonien Amerikas. Sie war von England ausgezogen wie ein echter germanischer „Ver sacrum", Männer, Frauen, Kinder, alle Stände und Handwerker waren darin vertreten[1]). Die starke Beteiligung des so wichtigen Frauenelementes an der Kolonie verhinderte von vorneherein die für alle amerikanischen Kolonien so gefährliche Blutmischung mit dem einheimischen Indianer- und importierten Negerblut. In ihrer schroffen Form der Religion, dem strengsten Puritanismus hatte die Kolonie aber auch für die Zukunft ebenso wie die Juden einen gewissen sicheren Schutz vor stärkerer Mischung, da die Kolonie alle Andersgläubigen von sich ferne hielt und ausschloß. Diese Puritanerkolonie

[1]) Lamprecht, Amerikana, S. 107.

in Massachusetts und Maine glich in ihrer abgeschlossenen Inzucht-Manier und besonderen Charakterzucht durch Jahrhunderte einem Felseneiland, umbrandet von den immer stärker werdenden Wogen des Blutchaos. Es ist nun für unsere Frage interessant zu konstatieren, daß nicht nur die ersten, sondern auch die feinsten bisherigen amerikanischen Geistesblüten hier in dieser Kolonie zur Erscheinung kamen und daß die Zahl hervorragender Charaktere, welche diese kleine Kolonie hervorbrachte, im Vergleiche zu anderen Kolonien Amerikas unverhältnismäßig groß ist. Ich nenne hier nur Longfellow (gebor. Portland Maine), Lowell (gebr. in Cambridge, Massachusetts), Hawthorne (gebor. Salem) und vor allem den ersten amerikanischen Philosophen Emerson (gebor. Boston). Es ist bezeichnend, daß hier auch die erste und berühmteste amerikanische Universität, die Harvard-Universität, entstand. In dieser vorwiegenden Inzuchtkolonie erhielt sich also die europäische künstlerische Erbschaftsmasse auch in Amerika am ungemischtesten und konnte daher hier ein höheres Kulturleben, basierend auf höherer Charakterzucht, sich bilden. Was das übrige Amerika betrifft, so wird jeder feine europäische Beobachter heute konstatieren müssen, daß die europäische künstlerische Erbschaftsmasse der Kolonisten überall dort, wo das zuchtlose Blutchaos nicht nur der Nationen, sondern auch der Rassen herrscht, wie dies z. B. im Westen fast überall der Fall ist, einen bedeutenden Rückschlag erlitten hat und von einer feineren Charakterzucht und Hervorbringung höherer, talentierter und genialer Anlagen selten gesprochen werden kann. Dies gilt besonders von den Leistungen auf jenen Gebieten der schönen Künste, wo ein hochgezüchtetes Gefühlsleben, ein feineres Orientierungsvermögen eine unbedingt nötige Voraussetzung der künstlerischen Tätigkeit ist. Wir wissen ja, daß das gewöhnliche Talent in fast allen Künsten durch Fleiß und gute Erziehung aus allen Familien, Ständen, ja selbst aus minderveranlagten Rassen, wie z. B. der Negerrasse, heraus entwickelt werden kann. An solchen gewöhnlichen Talenten auf kaufmännischen und technischen Gebieten hat das heutige Amerika keinen Mangel. Aber eine vorwiegend wirtschaftliche Kultur, wie sie heute in Amerika herrscht, ist von dem, was wir eine Vollkultur nennen, noch weit entfernt. Letztere kann aber nicht durch gewöhnliche Talente hervorgebracht werden, sondern sie bedarf dazu, wie wir aus der Geschichte sehen können, stets der feineren Charakterzüchtung in engeren Inzuchtkreisen und ist immer nur das Produkt einer angestrengten Arbeit mehrerer Generationen der in solchen Inzuchtfamilien hervorgebrachten Talente und Genies höherer Ordnung. Auf der Stufe einer Vollkultur sind schon die Ansprüche an das gewöhnliche Talent, besonders was die virtuose Technik und die Ausbildung derselben betrifft, so außerordentlich große und die Schwierigkeiten, dieselbe zu erringen, so bedeutende, daß dies ohne Unterstützung einer ererbten spezifischen, in engeren Inzuchtfamilien erworbenen Erbschaftsmasse, d. h. einer besserer Gangbarkeit bestimmter Nervenzentren nicht leicht möglich ist. Auch Amerika wird also, wenn es die Höhe einer wirklichen, echten Vollkultur erreichen und erstklassige Talente und Genies in allen Künsten und Wissenschaften selbständig züchten will, vom Prinzip des zuchtlosen Blutchaos, wie dasselbe heute noch in seinen staatlichen Formen zum Ausdruck kommt, gezwungen sein, abzugehen

und das für die höhere Charakterzucht notwendige Inzuchtprinzip für kleinere Kreise von Familien zur Anwendung zu bringen. Das wird um so notwendiger werden, wenn einmal der mit besserer Charakterzucht und künstlerischer Anlage versehene Kolonistenstrom aus Europa anfängt zu versiegen und das hinüberströmende Menschenmaterial kulturell minderwertig zu werden beginnt, wie ja das heutzutage bereits der Fall ist. Dabei ist es für Amerika ein großer Vorteil, daß es aus den Erfahrungen des Mutterlandes in der Lage ist, den Schattenseiten und Nachteilen der Ständebildung leichter auszuweichen und die Vorteile derselben im Interesse der höheren Charakterzucht naturwissenschaftlich besser zu verwerten. Wie deutlich zu beobachten ist, fängt man in Amerika auch an, die schlimmen Folgen der zuchtlosen Vermischung aller Stände, Nationen und Rassen, wie sie durch das extrem demokratische Prinzip gefördert wird, einzusehen. Vor allem sieht man heute bereits ein, daß das Negerblut für die weiße Rasse und die Erringung der Vollkultur eine enorme Gefahr ist, da hier jede Vermischung einen bedeutenden Rückschlag in der bereits erreichten Zuchthöhe der Charaktere herbeiführen muß. Aber auch das fortwährende Blutchaos unter den europäischen Nationen muß schließlich bei allen Vorzügen, welche das Somatische davon hat, intellektuell zur Charakterlosigkeit führen, jedenfalls aber jede höhere Charakterzucht verhindern. Die Einsicht dieser Gefahr zeitigt darum heute bereits deutlich in einzelnen Volksschichten die Tendenz, sich bezüglich des Blutes mehr abzuschließen und das Inzuchtprinzip im Allgemeinen und Besonderen besser zu betonen. Münsterberg widmet diesen Tendenzen bereits ein eigenes Kapitel unter der Ueberschrift: Aristokratische Tendenzen[1]). Unterstützt wird diese Tendenz durch die immer mehr ins Volk dringenden Konsequenzen, die wir aus den Fortschritten der Naturwissenschaften ziehen und die uns immer mehr die Ueberzeugung aufdrängen, daß der Mensch und seine Charakterzucht nicht außerhalb der Naturgesetze steht, sondern ganz denselben Züchtungsgesetzen unterworfen ist, die wir für die ganze Pflanzen- und Tierwelt in Geltung sehen.

Aber die feinsten Resultate bezüglich der Charakterzucht werden, wie uns die Versuche und Beobachtungen im Pflanzen- und Tierreiche beweisen, nicht durch die engere Inzucht allein erzielt, sondern bei vorwiegender Inzucht durch eine einmalige Kreuzung von Varietäten, welche in der erlangten Zuchthöhe sich sehr nahe stehen. Darwin sagt: „Der bedeutungsvollste Schluß, zu dem ich gelangt bin, ist der, daß der bloße Akt der Kreuzung an und für sich nicht gut tut. Das Gute hängt davon ab, daß die Individuen, welche gekreuzt werden, in ihren Konstitutionen unbedeutend voneinander verschieden sind und zwar infolge davon, daß ihre Vorfahren mehrere Generationen hindurch unbedeutend verschiedenen Bedingungen ausgesetzt gewesen sind."

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Züchtung der feinsten Blüte des menschlichen Geistes: der genialen Anlage. Ich habe in dem früher angezogenen Aufsatze dieser Zeitschrift konstatiert, daß die geniale Anlage dann entsteht, wenn bei vorwiegender Inzucht in den beiden Ahnenreihen der letzten Generationen eine

---

[1]) Münsterberg, Die Amerikaner. Siehe hierüber auch das Heft Nr. 9 des V. Jahrg. der Polit.-anthropol. Revue, S. 536, Amerika als Adelsland.

Kreuzung sich nahestehender und auf ähnlicher Zuchthöhe sich befindlicher Individuen stattfindet, wobei wenigstens in einem Ahnenreiche eine Talentzüchtung bereits vorhanden gewesen sein muß. Es wird am Platze sein, uns die Wirkung der Kreuzung bei Pflanzen und Tieren hier ins Gedächtnis zu rufen.

Bei Pflanzen sind nach Focke Bastarde zwischen näher verwandten Arten in der Regel ungemein üppig und kräftig; sie zeichnen sich meistens durch Größe, Schnellwüchsigkeit, frühe Blütereife, Blütereichtum, längere Lebensdauer usw. aus. Noch besser kann man die Wirkung der Kreuzungen nach vorausgegangener Hochzucht bei jenen Zuchttieren beurteilen, bei denen der Mensch infolge ihrer Wertschätzung sehr genaue genealogische Tabellen besitzt. Es sind dies die hochgezüchteten Exemplare der Pferderasse. Dünkelberg sagt:[1] „Die Geschichte des englischen Vollblutpferdes zeigt, daß die Nachteile der länger dauernden engeren Inzucht, die in der ältesten Zeit mit relativ wenigen ausgezeichneten Zuchttieren notgedrungen Platz griff, von den Vollblutzüchtern erkannt wurden, da diese nach Hermann von Nathusius zuerst von inbreeding (in and in) sprachen und schrieben und sich mit der Zunahme des Zuchtmaterials davon freier zu halten suchten. Die ältesten und älteren Stammbäume weisen sogar Beispiele von Incestzucht auf, aber auch in den neuesten Pedigrees fehlen engere Inzuchten in den älteren Gliedern derselben nicht, während man solche in den neuesten Generationen zu vermeiden sucht. Der erfahrenste Kenner des englischen Vollblutes, Graf Lehndorff, kommt auf Grund eingehender statistischer Untersuchung zu der Schlußfolgerung, daß mindestens die vier jüngsten Glieder von engerer Inzucht frei gehalten werden müßten, um nicht die Turfleistung und Fruchtbarkeit der Pferde zu schädigen.“

Andrew Knight, ein sehr erfahrener Tierzüchter, sagt: „Ich bin geneigt zu glauben, daß die gewaltigsten menschlichen Geister die Nachkommen von Eltern mit verschiedenen erblichen Anlagen sind. Ich ziehe, wo es erreicht werden kann, ein Männchen vor, dessen Farbe von jener der Zucht des Weibchens verschieden ist und ich glaube, daß ich in mehr als einem Beispiele hübsche Kinder zeugen sah, wenn die eine Familie dunkel, die andere licht war. Ich habe die Gewißheit, bei häufigen Ehen zwischen zwei an Charakteren und Farbe sehr ähnlichen Individuen üble Folgen beobachtet zu haben“[2]).

Die genauen genealogischen Aufschreibungen und Notizen über die Charaktere der reineren Geschlechtsfolgen und der Kreuzungen ermöglicht den Rennstallbesitzern und Freunden des Rennsports auch eine genaue Beurteilung der hochgezüchteten Charaktere und eine einigermaßen sichere Prognose der zu erwartenden Leistungen der Rennpferde am Turf.

Wir sehen also hier bei den Rennpferden, welche man als die Genies der Pferderasse bezeichnen könnte, daß man infolge der Kenntnisse der Charaktere der beiderseitigen Blutströme der Ahnen

---

[1]) Dünkelberg, Das englische Vollblutpferd und seine Zuchtwahl. Siehe auch Polit.-anthropol. Revue 1903, Nr. 5.

[2]) Westermark, Geschichte der menschl. Ehe, S. 355.

und der Qualität und Quantität der Vermischung dieser Blutströme ganz gut in der Lage ist, sich die Charaktere und die Leistungsfähigkeit eines bestimmten Pferdegenies zu erklären. Aus dem Gesagten können wir auch hier die Tatsache konstatieren, daß die Züchtungsgesetze höherer Charaktere, wie sie durch günstige Blutmischungen hervorgebracht werden, beim Menschen die gleichen sind wie bei den Pflanzen und Tieren. Leider sind bei den einzelnen hervorragenden menschlichen Individuen die genealogischen Daten und die Notizen über die Charaktere und Leistungen der Vorfahren meist nicht so vorhanden oder nicht zugänglich. Am besten können wir die günstige und ungünstige Wirkung der menschlichen Kreuzungen, wie ich bereits in meiner Arbeit über die Inzucht und Vermischung beim Menschen dargetan habe, bei den großen Vermischungen der Völker beobachten. Hier sehen wir das oben zitierte Wort Darwins im großen bestätigt, daß Kreuzung an sich — also wahllose Vermischung — nicht gut ist (besonders in den ersten Generationen) und daß gute historische Folgen erst dann sich zeigen, wenn zwei in ihren Charakteren nahestehende Völker sich kreuzen.

Sehr gut wird die günstige und ungünstige Wirkung einer Völkermischung demonstriert durch das verschiedene kulturelle Schicksal, welches die westliche und östliche Hälfte des Römerreiches durch die infolge seiner Degeneration notwendig gewordene Völkerüberschichtung erlitt. Im Westen sowohl als im Osten waren die Eroberer Barbaren und war also ein Rückschlag in der erreichten Kulturhöhe infolge der Vermischung in beiden Fällen unausbleiblich. Während aber im Westen die Germanen ein rassenverwandtes, bereits ackerbautreibendes und daher in seinen Wurzelcharakteren den Besiegten nahestehendes Volk waren, bestand die neue Herrenschicht im Osten aus rassenverschiedenen, meistens noch auf der Nomadenstufe stehengebliebenen Araber- und Mongolen-Stämmen, welche daher in den Wurzelcharakteren ein von der Schicht der Besiegten sehr weit abstehendes Blut darstellten. Die naturgeschichtlich günstige Völkermischung hatte daher im Westen nach Ueberwindung des kulturellen Rückschlages in allen Provinzen des weströmischen Reiches eine neue Kulturblüte unter gleichzeitiger Züchtung neuer nationaler Charaktere zur Folge, während die ungünstige Vermischung im Osten mit Ausnahme einiger kultureller Johannistriebe auf alten Kulturstätten, wie z. B. im Zweistromland, nirgends eine Regeneration der Charaktere und eine Renaissance der Talente hervorbrachte, obwohl die talentierte Anlage der überschichteten Kulturvölker im Osten sicher nicht tiefer einzuschätzen ist, als im Westen. Lagen hier ja alle alten Kulturzentren. Auch im Kleinen zeigt sich die Verschiedenheit in der Wirkung der Blutmischung in dem verschiedenen Schicksal Griechenlands und Italiens. Griechenland hatte eine viel ungünstigere Ueberschichtung und Vermischung auszuhalten als Italien. Darum trotz gleichen Klimas und gleich günstigen landschaftlichen Milieus in Griechenland keine Renaissance der Charaktere.

Beim Einzeln - Individuum ist die auffallende Wirkung einer günstigen Blutmischung besonders bei den Bastarden der obersten Stände von jeher aufgefallen, welche bei vorwiegender Inzucht von seiten der väterlichen Seite fast immer Mischungen verschiedener Stände oder Nationen sind. Hier sind die von uns

geforderten Bedingungen der genialen Anlage — talentierte Anlage von einer der elterlichen Seite und Kreuzung mit etwas in den gezüchteten Charakteren verschiedenem Blute — sehr häufig vorhanden. Wenn man nun bedenkt, welche Entwicklungshemmnisse allen Bastarden infolge des Makels der Geburt gewöhnlich entgegen traten, so muß man staunen über die vielen hervorragenden genialen Männer, welche aus solchen unehelichen Kreuzungen hervorgingen. Schon vom Verfasser der Schöpfungssage ist die auffallende Wirkung solcher Kreuzungen bemerkt worden (Mos. 1. 6. 4). Er sagt: Es waren auch zu jenen Zeiten Tyrannen auf Erden; denn da die Kinder Gottes (womit hier zweifellos eine Erobererrasse gemeint ist) die Töchter der Menschen beschliefen und ihnen Kinder zeugten, wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute.

In neuerer Zeit hat man die häufig hervorragenden Charaktere der Bastarde als eine Wirkung der erhöhten Liebe ausgelegt. So sagt Shakespeare (König Lear I. Akt, 2. Sz.)

— — — — — Warum
Mit unecht uns brandmarken? Bastard? Unecht?
Uns, die im heißen Diebstahl der Natur
Mehr Stoff empfah'n und kräft'gern Feuergeist
Als im verdumpften, trägen, schalen Bett
Verwandt wird auf ein ganzes Heer von Tröpfen,
Halb zwischen Schlaf gezeugt und Wachen?

Doch auch mit der Liebe hat diese auffallende Charakterzucht wenig oder gar nichts zu tun. Wir finden, wie oben bemerkt, dieselben Vorzüge der Zucht bei den Bastarden günstiger Kreuzungen im ganzen Pflanzen- und Tierreich. Es ist wahrscheinlich der größere Kontrast in der Polarisation der Eizellen (Hermann) und die daraus resultierende stärker fermentierende Wirkung auf das Wachstum und die Konstitution der Nervenzellen, welche die für die geniale Anlage so wichtige größere geistige Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit der aus günstigen Kreuzungen hervorgehenden Individuen erzeugt. Dabei darf aber niemals vergessen werden, daß Kreuzung allein, auch selbst wenn dieselbe zwischen in den Charakteren nahestehenden Individuen stattfindet, noch nicht genügt, um hervorragende geniale Charaktere zu erzeugen. Wäre dies der Fall, so müßte ja das Genie viel zahlreicher zur Erscheinung kommen, als dies in Wirklichkeit der Fall ist.

Erst talentierte Anlage, also die Erbschaft hochgezüchteter Charaktere von einer oder noch besser von beiden Ahnenreihen verbunden mit günstigen Vermischungsverhältnissen ergeben uns das Züchtungsresultat, welches in der genialen Anlage repräsentiert ist. Während die engere Inzucht in einem kleinen Kreis von gleich hochgezüchteten Individuen die Nachkommen einander sehr ähnlich macht, differenziert die Mischung und macht gleichsam die Natur, in ihrer Tendenz zu variieren, wieder frei. Darum werden sich eben aus diesem tiefsten Grunde die Genies auch in einem und demselben Volke nie so ähnlich sehen, wie die Talente. In diesem Sinne bildet der geniale Mensch, wie Seailles richtig sagt, „gleichsam eine Gattung für sich, das von allen andern Individuen durch solch auffallende Charakterzüge sich abhebt, daß man es nicht leicht wieder vergißt“.

Die auf eine längere Inzuchtreihe folgende Kreuzung mit einem etwas anders gezüchteten Blute hat aber für die Charakterzucht genialer Männer noch eine wichtige Folge, welche für die künstlerische Tätigkeit derselben von ausschlaggebender Bedeutung ist. Eine jede Blutmischung löst nämlich den Geist aus jenen Banden des Gefühlslebens, welche stets durch eine längere Reihe von Inzuchtgenerationen gebildet, fixiert und als solche vererbt werden. Ich habe schon in einer früheren Arbeit[1]) darauf hingewiesen, daß die aus der engeren Inzucht von Kasten, Stämmen und Nationen stammenden Individuen niemals imstande sind, wirklich objektiv zu fühlen und zu urteilen, d. h. sich auf den echt künstlerischen Standpunkt zu stellen und eine Sache vorurteilsfrei von allen Seiten zu betrachten. Stets wird der Standpunkt der Kaste, des Stammes, der Nation der ausschlaggebende sein und dadurch die Freiheit des urteilenden Geistes beschränken. Das kann man am besten bei den echten, reinsten Inzuchtständen, dem Bauern- und Adelsstande, beobachten, während der stets mehr gemischte Mittelstand viel freier, liberaler zu fühlen und zu denken imstande ist.

Ein Individuum, welches in seinen Ahnenreihen der letzten Generationen Blut aus verschiedenen Ständen, Stämmen und Nationen aufzuweisen hat, wird also dadurch viel leichter befähigt sein, zwischen diesen kontrastierenden Züchtungen der Gefühle einen mittleren, freieren Standpunkt einzunehmen, mit ihnen zu sympathisieren und ihnen darum auch gerecht zu werden.

Burckhardt[2]) sagt: den entwickelten Sinn für das Individuelle, wie er eine charakteristische Eigenschaft des Genies ist, kann überhaupt nur derjenige haben, welcher selbst aus der Kaste, der Nation, herausgetreten und zum Individuum geworden ist.

Ein solches Heraustreten aus den gezüchteten Banden der Gefühle einer Kaste, einer Nation oder Rasse liegt aber, wie wir heute wissen, nicht einfach beim Willen des Menschen, auch nicht in der Wirkung einer Erziehung oder Milieus, sondern die Bedingungen hierzu müssen immer in der Blutmischung der unmittelbar vorausgegangenen Ahnen gegeben sein. Aus den lange gezüchteten und fest fixierten Gefühlen einer Kaste, einer Nation, einer Rasse ist nur derjenige herauszutreten imstande, dessen Blut durch das Blut einer anderen Kaste, Nation oder Rasse von den fixierenden Wirkungen der engeren und weiteren Inzucht befreit wurde. Es wird jedem einleuchtend sein, daß ein Individuum, welches z. B. aus der Vermischung der Stände, des Adels, Bürgers- und Bauernstandes hervorgegangen ist und unter den 254 Ahnen seiner diesbezüglich maßgebenden sieben letzten Generationen 177 aristokratische und 177 bürgerliche und bäuerische Ahnen besitzt (wie dies z. B. bei Bismarck der Fall war), befähigter sein wird, eine politische Angelegenheit objektiver zu beurteilen als einer, welcher nur 254 aristokratische oder 254 nur bürgerliche oder bäuerische Ahnen aufzuweisen hat. Ebenso wird einer imstande sein, viel kosmopolitischer zu fühlen und zu denken, der unter seinen 254 Ahnen der letzten sieben Generationen eine gleich große Menge sowohl deutscher oder

[1]) Dr. Reibmayr, Inzucht und Vermischung beim Menschen. Kap. Wirkung der Inzucht.

[2]) Burckhardt, Geschichte der Renaissance, II, 48.

französischer als auch russischer Ahnen aufzuweisen hat, als ein deutsches, französisches oder russisches Vollblutindividuum. In noch höherem Grade gilt dies natürlich von der Mischung zweier Kulturrassen, z. B. der arischen und semitischen und erklärt sich hieraus der internationale und kosmopolitische Geist der europäischen Reformjudenschaft, welche im Gegensatze zu den reineren Zionisten und orthodoxen Juden alle arisches Mischblut in den letzten sieben Generationen aufgenommen haben. Aber gerade bei der Rassenkreuzung sehen wir schon wieder jenes Gesetz zur Geltung kommen, welches wir in der ganzen belebten Natur konstatieren können, daß nämlich, je weiter abstehend die Charaktere sind, wie dies z. B. bei der Neger- und arischen Rasse der Fall ist, der Schaden der Kreuzung für die Charakterzucht stets größer ist als der Nutzen.

Ich habe hier nur die Wirkung der Blutmischung innerhalb der Ahnenreihen der letzten sieben Generationen in Betracht gezogen, weil diese Mischung stets die wichtigste und einflußreichste ist. Die Beobachtungen der Pflanzen- und Tierzüchter ergeben aber, daß gerade durch solche Kreuzungen nicht selten ältere latent gewordene Charaktere bei den Mischlingen atavistisch zum Vorschein kommen. Diese Tatsache erscheint mir von großer Wichtigkeit, besonders für die Züchtung der genialen Anlage.

Ich habe bereits hervorgehoben, daß die fermentierende Wirkung eines einmaligen fremden Bluteinschlages sich gewöhnlich durch mehrere Generationen bemerkbar macht, auch wenn später wieder Inzucht eingetreten ist. Wir müssen daher bei einem auffallenden Charakterzug an einem Genie mit der Nachforschung uns nicht nur auf die erste und zweite Ahnenreihe beschränken, sondern möglichst weit hinauf gehen. In der Regel haben wir aber leider nur Nachrichten von der ersten Generation und nur in seltenen Fällen erstrecken sich die Nachforschungen auch auf die vier Großeltern. Diese Daten sind dazu häufig auch noch so mangelhaft, so daß wir über die Charaktere und die Genealogie der nächst vorausgehenden Generationen unserer Rennpferde viel genauer uns unterrichten können, als über die Eltern und Großeltern unserer erstklassigen Genies. So kenne ich z. B. eine im übrigen recht gute Biographie eines erstklassigen Genies, in welcher von der Mutter und ihren Charakteren fast gar keine Erwähnung geschieht und in einem anderen Falle ist die Mutter wohl erwähnt, aber es fehlt die Angabe, aus welchem Stande, in welcher Gegend dieselbe geboren usw. Solche genaue, weiter hinaufreichende Nachforschungen sind gewöhnlich nur bei Genies aus Herrscherhäusern möglich, wo genealogische Tabellen vorliegen und auch über die Charaktere der Vorfahren bessere biographische Daten zu erhalten sind. Wie wichtig hier zum Verständnis eines auffallenden Charakters die Nachforschung nach einem fermentierenden auslösenden Bluteinschlag ist, können wir z. B. am besten an der Genealogie Friedrich des Großen sehen. Seine außerordentliche geistige Beweglichkeit, die so sehr mit dem mehr schwerfälligen Charakter seiner väterlichen Vorfahren kontrastiert, seine Impulsivität, vor allem aber seine ganz undeutsche Vorliebe für alles Französische und manch andere Erscheinungen seines Charakters werden uns nur verständlich, wenn wir die Ahnenreihe mütterlicherseits weiter hinauf erforschen. Die

Mutter Friedrichs II. war die Enkelin der Eleonore d'Olbreuse, einer Geliebten und späteren Gattin Herzogs Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, also einer Französin. Dieselbe stammte aber aus einer bürgerlichen und erst später geadelten Familie, denn der Stammbaum dieser d'Olbreuse läßt sich, wie Lorenz[1]) bemerkt, nicht weiter hinauf verfolgen. Wir haben es also hier mit einem sowohl was die nationalen als auch was die Standescharaktere betrifft, stärker differierenden Bluteinschlag zu tun. Die fermentierende Wirkung dieses Blutes ist schon in den nächstfolgenden Nachkommen dieses Ehepaares im braunschweigischen und hannöverischen Fürstenhause zu bemerken. Mehrere dieser Nachkommen zeichnen sich durch auffallende Charaktere und hohe geistige Beweglichkeit aus. Ganz zur Geltung kommt diese fermentierende Wirkung des französischen Blutes erst in der günstigen Keimkombination Friedrichs II., wo zur anregenden Wirkung des mütterlichen Blutes die tüchtige Charakterzucht und talentierte Anlage von väterlicher Seite dazu kommt. Man muß dabei im Auge behalten, daß die legitimen Herrscherhäuser Europas unter sich eine Inzuchtkaste bilden mit bereits ziemlich einheitlich gezüchteten und durch die schon langdauernde Inzucht untereinander nicht sehr differierenden Charakteren. Das Blut einer französischen Prinzessin ist danach nicht sehr verschieden von dem Blute einer deutschen Prinzessin. Wohl aber macht einen großen Unterschied das Blut einer bürgerlichen Französin.

Eine ganz ähnliche Genealogie, aber die väterliche Linie betreffend, hat der genial beanlagte Kaiser Josef II. aufzuweisen. Er sowohl als seine Geschwister kontrastieren auffallend mit den Charakteren seiner Vorfahren mütterlicherseits. Das habsburgische Geschlecht war infolge seiner engen Inzucht mit der verwandten spanischen Linie und aus anderen Gründen bereits körperlich und geistig in einen gewissen Degenerationszustand geraten und darum bereits in männlicher Linie ausgestorben. Wir werden nun die auffallende Abweichung von der Charakterzucht der Habsburger in den Nachkommen der Maria Theresia besser verstehen, wenn wir hören, daß der Vater, Franz von Lothringen, ein Enkel Ludwigs XIV. und seiner Maitresse Montespan war.

Wenn wir bei einer genialen Anlage die Blutmischung in den unmittelbar vorausgegangenen Generationen nicht direkt nachzuweisen imstande sind, so müssen wir uns mitunter an indirekte Beweise halten. So können wir z. B. an König Ramses II. seine semitische Mischung heute noch an seinen erhaltenen Statuen nachweisen und viele Porträts der italischen und französischen Genies verraten in ihren blonden Haaren und blauen Augen den germanischen Bluteinschlag[2]). Auf ehebrecherische Weise eingeschlepptes Mischblut bleibt natürlich häufig nicht direkt nachweisbar, verrät sich aber oft in auffallender Charakterveränderung des betreffenden Sprößlings von seinen Geschwistern usw.

Der Nachweis der ererbten talentierten Anlage, welche wir bei Genies in der Regel voraussetzen müssen, ist meistens leichter zu führen, besonders in jenen Künsten, wo die spezifisch künstlerische Anlage vorwiegend in der väterlichen Linie erworben und auch bereits

[1]) Lorenz, Handbuch der Genealogie.
[2]) Woltmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien.

in einzelnen Talenten in den direkten Vorfahren und deren Seitenlinien deutlich zur Erscheinung gekommen ist. Das ist regelmäßig in jenen Künsten der Fall, wo die Hochzucht des Intellektes eine überwiegende Rolle spielt. Schwerer ist der Nachweis der ererbten talentierten Anlage dort, wo die Uebertragung die künstlerische Erbschaftsmasse hauptsächlich von mütterlicher Seite her stattfindet, weil sie hier sehr häufig latent ist, oder die talentierte Anlage aus äußeren Gründen nicht zur Entwicklung kommen konnte. Es ist dies besonders bei jenen Künsten der Fall, wo gewisse, hochgezüchtete Gefühle eine große Rolle in der spezifisch künstlerischen Anlage spielen. Die mütterliche Linie und ihre Ahnenreihe spielt schon darum in solchen Fällen eine große Rolle, weil sie häufig aus sehr alten talentierten Familien stammt, wo die männliche Linie ausgestorben, die weibliche aber, wie ich in einem früheren Artikel dieser Zeitschrift nachgewiesen habe[1]), meistens am Leben bleibt. Da in solchen talentierten Familien das Aussterben in männlicher Linie auch gewöhnlich mit finanziellen Katastrophen verbunden ist, so sinken die weiblichen Linien dann meist in niedere Stände und ungünstige materielle Verhältnisse herab, wo ihre künstlerische Erbschaftsmasse der äußeren Umstände wegen latent bleibt, aber bei günstiger Keimkombination gleichsam in atavistischer Form nach mehreren Generationen wieder zur Erscheinung kommen kann. Ueber ein solches scheinbar zusammenhangloses atavistisches Auftreten hochgezüchteter künstlerischer Charaktere sagt Darwin: „Ohne Zweifel ist es eine sehr überraschende Tatsache, daß Familienzüge wieder zum Vorschein kommen, nachdem sie während vieler Generationen verschwunden gewesen sind. Wenn ein Charakterzug, der bei einer Zeugung verloren gegangen ist, nach einer größeren Anzahl von Generationen wieder erscheint, so ist die wahrscheinlichste Annahme nicht, daß der Nachkomme plötzlich einem Vorfahren viele Generationen früher nachgeartet ist, sondern daß in jeder dieser Generationen eine Neigung gewesen ist, den in Frage stehenden Charakterzug zu reproduzieren. Derselbe bleibt aber aus uns unbekannten Ursachen latent, bis er schließlich unter uns ebenfalls unbekannten günstigen Bedingungen wieder zum Vorschein kommt."

So schwierig, ja häufig unmöglich also auch der Nachweis der talentierten Anlage und der günstigen Blutmischung bei der Charakterzucht hervorragender Männer heutzutage auch sein mag, so sind wir doch in der Naturgeschichte des menschlichen Geistes so weit vorgeschritten, daß es heute nicht mehr angeht, bei dem Erscheinen auffallender Talente und Genies von einem „blinden Zufall" oder von einer „gottbegnadeten" Künstlerschaft zu sprechen, sondern wir müssen unbedingt zugeben, daß die Züchtung der feineren Charaktere des menschlichen Talentes und Genies ganz den gleichen Gesetzen unterworfen ist, wie wir dieselben im ganzen Pflanzen- und Tierreich beobachten können. Würde uns ein vollständiges genealogisches und biographisches Material der Vorfahren der letzten sieben Generationen unserer berühmten Männer stets zur Verfügung stehen, so würde uns kein künstlerischer Charakter derselben ein Rätsel bleiben und das

---

[1]) Polit.-anthropol. Revue, Jahrg. IV, Nr. 12: Ueber das Aussterben der talentierten und genialen Familien im Mannesstamme.

organische Werden und der Züchtungszusammenhang der Charaktere würde uns stets klar vor Augen treten. Aber auch das heute zugängliche genealogische und biographische Material, so mangelhaft es nach jeder Richtung ist, würde mehr zum Verständnis der Charaktere unserer hervorragenden Männer beitragen, wenn es mit größerer Rücksicht auf die in der Natur Geltung habenden Züchtungsgesetze ausgenützt würde. In der nachstehenden Tabelle habe ich, soweit das biographische Material mir zugänglich war, eine Reihe der hervorragendsten Genies zusammengestellt, wo die Blutmischung in den letzten Ahnenreihen mit Sicherheit oder doch größter Wahrscheinlichkeit nachgewiesen ist.

Man kann daraus ersehen, daß die Zahl dieser Genies keine geringe ist und dieselbe jedenfalls genügt, um daran die auch für menschliche höchste Züchtung notwendige günstige Kreuzung in den unmittelbar vorausgegangenen Generationen nachzuweisen. Zur Erklärung der Tabelle sei hier erwähnt, daß ich z. B. eine Kreuzung einer bürgerlichen und aristokratischen Familie eine Ständemischung, die einer sächsischen und bayerischen Familie eine Stammesmischung, die einer deutschen und französischen Familie eine Nationenmischung und die Kreuzung einer arischen und semitischen Familie eine Rassenmischung nenne.

Genie	Art der Blutmischung	Anmerkung
Amenhotep IV.	Rassen-Mischung	Der Vater dieses großen religiösen Reformators auf dem ägyptischen Throne war ägyptisches Vollblut, die Mutter eine Prinzessin aus Mesopotamien aus dem königlichen Geschlecht des mittanischen Reiches.
Ramses II. (Sesostris)	Rassen-Mischung	Seine Mutter Tua war eine Semitin. Er unterscheidet sich in seinen Statuen auffallend durch semitische Züge von seinem Vater Sethosis I.
David	Nationen-Mischung	Sein Vater Boas hatte eine Moabiterin zur Frau.
Hiram	Nationen-Mischung	Der berühmte Erzgießer des salomonischen Tempels war der Sohn eines phönizischen Erzgießers und einer jüdischen Mutter aus dem Stamme Naphthali (Könige I. 7. 13).
Homer	Stammes-Mischung	Nach allgemeiner Annahme stammt der Vater Homers aus dem jonisch-äolisch gemischten Smyrna. Seine Mutter soll von der Insel Jos stammen.
Kyros	Nationen- und Stände-Mischung	Sein Vater war ein Perser, seine Mutter die Tochter der medischen Königsfamilie. Herodot sagt: Kyros stammt von einer vornehmen Mutter und einem niederen Vater.
Thales	Rassen-Mischung	Nach Herodot war Thales griechisch-phönizischer Mischling.
Pythagoras	Nationen-Mischung	Nach Ottfried Müller[1]) war Pythagoras ein thyrrhenisch-samischer Mischling.
Kimon	Nationen- und Stände-Mischung	Sein Vater Miltiades war Athener, seine Mutter eine thrakische Fürstentochter.
Themistokles	Nationen-Mischung	Sein Vater attisches Vollblut, seine Mutter eine Ausländerin aus Karien.
Perikles	Stammes-Mischung	Väterlicherseits altes jonisches-attisches Geschlecht, mütterlicherseits Blut aus Sikyon (Kleystenes).

[1]) Ottfried Müller, Die Etrusker, II. B., S. 322.

Genie	Art der Blutmischung	Anmerkung
Thukydides	Nationen-Mischung	Thukydides war der Sohn eines in Athen eingebürgerten Thrakers Orolos und einer Athenerin.
Herodot	Nationen-Mischung	Nach Prof. Fick ist sein Vater Lixes ein Karer gewesen. In seiner Vaterstadt Halikarnassos bestand die Bevölkerung aus jonisch-dorischen und karischen Familien.
Antisthenes	Nationen-Mischung	Attisch-thrakische Mischung.
Tiberius und SemproniusGracchus	Stände-Mischung	Die Sempronier waren ein plebejisches Geschlecht. Ihre Mutter war Patrizierin und die Schwester des genialen Scipio.
Caesar	Stände-Mischung	Vater stammte aus dem uralten patrizischen Geschlecht der Julier, die Mutter stammte aus dem plebejischen Geschlechte der Aurelier.
Augustus	Stammes- und Stände-Mischung	Die väterliche Linie, die Oktavier, waren ursprünglich ein volskisches, später ein plebejisches Rittergeschlecht. Seine Mutter Attia war eine Patrizierin, eine jüngere Schwester des Julius Caesar.
Paulus (Apostel)	Rassen-Mischung	Nach den heutigen Forschungen soll Paulus ein griechisch-jüdischer Mischling gewesen sein (Haeckel Welträtsel).
Constantin der Große	Rassen- und Stände-Mischung	Väterlicherseits illyrisches Blut, mütterlicherseits mesopotamisches Blut. Sein Vater Constantius war ein Caesar, die Mutter eine Sklavin.
Mohammed	Stammes-Mischung	Mohammed war eine Mischung der zwei großen, von jeher sich feindlich gegenüberstehenden Stämme Arabiens.
Gregor der Große	Nationen-Mischung	Väterlicherseits stammte er aus dem römischen Geschlechte der Anicier, mütterlicherseits wahrscheinlich germanisches Blut.
Gregor VII.	Nationen-Mischung	Germanisch-italischer Mischling.
Thomas Aquino	Nationen-Mischung	Nach Gregorovius (Geschichte der Stadt Rom) war Thomas Aquino ein langobardisch-italischer Mischling.
Franz de Assisi	Nationen- und Stände-Mischung	Vater Italiener und bürgerlich, Mutter Französin und aus adeliger Familie.
Otto der Große	Stammes-Mischung	Fränkisch-sächsische Mischung. Durch Ida, die Base Karls des Großen, hatte er fränkisches Blut in sich.
Kaiser Friedrich II.	Nationen-Mischung	Deutsch-normannischer Mischling.
Dante	Nationen- und Stammes-Mischung	Väterliche Linie florentinisch, mütterliche Linie stammt aus dem Pothal. Sehr wahrscheinlich ist die mütterliche Linie germanisches Halbblut.
Leonardo da Vinci (Bastard)	Stände-Mischung	Bürgerlich-bäuerische Mischung, höchstwahrscheinlich auch Nationenmischung (germanisch-etruskische Mischung).
Torquato Tasso	Stammes-Mischung	Ober- und süditalische Mischung. Vater stammt aus Bergamo, die Mutter war eine Neapolitanerin.
Sixtus V.	Nationen-Mischung	Italienisch-slavischer Mischling.
Cromwell	Nationen- und Stände-Mischung	Vater englisches und bürgerliches Blut. Mutter Schottin und adelig.
Kepler	Stammes- und Stände-Mischung	Großvater stammte aus Nürnberg, Mutter aus Eßlingen. Die väterliche Linie war früher adelig.
Don Juan Austria (Bastard)	Nationen- und Stände-Mischung	Vater Karl V., Mutter eine Bürgerstochter aus Augsburg.

Genie	Art der Blutmischung	Anmerkung
Leibnitz	Nationen-Mischung	Polnisch-deutscher Mischling.
Molière	Nationen-Mischung	Väterlicherseits schottisches Blut, mütterlicherseits französisches Blut.
Rousseau	Nationen-Mischung	Französisch-schweizerischer Mischling.
Mozart	Stammes-Mischung	Die väterliche Linie stammt aus Bayern, die mütterliche aus dem Salzkammergut.
Beethoven	Nationen-Mischung	Die väterliche Linie stammt aus Holland, die mütterliche aus der Rheingegend.
Herder	Stammes- und Nationen-Mischung	Großvater stammte aus Schlesien, Mutter aus Ostpreußen. Außerdem ist mütterlicherseits in der väterlichen Linie slavisches Blut.
Goethe	Stammes-Mischung	Väterliche Linie stammt aus Thüringen, mütterliche aus Frankfurt. Nach einer Bemerkung in Dichtung und Wahrheit ist auch von großmütterlicher Seite her eine Ständemischung wahrscheinlich und würde dies vieles in seinem Charakter erklären.
Byron	Nationen-Mischung	Schottisch-englische Mischung.
Napoleon I.	Stammes-Mischung	Väterliche Linie aus Florenz, mütterliche altkorsisches Patriziergeschlecht.
Schopenhauer	Nationen-Mischung	Deutsch-holländische Mischung.
Hamann	Stammes-Mischung	Vater aus der Lausitz, Mutter aus Lübeck.
Puschkin	Rassen-Mischung	Vater Russe, Großvater mütterlicherseits war ein sehr talentierter Neger.
Cavour	Nationen- und Stände-Mischung	Italienisch-schweizerische, aristokratisch-bürgerliche Mischung.
Bismarck	Stammes- und Stände-Mischung	Preußisch-sächsische, aristokratisch-bürgerliche Mischung.
Nietzsche	Nationen- und Stände-Mischung	Polnisch-deutsche, aristokratisch-bürgerliche Mischung.

Menschenkunde und Altertumswissenschaft.

Dr. Ludwig Wilser.

Ein so scharfsinniger Forscher wie der Münchener Archäologe Furtwängler verdient auch außerhalb seines wissenschaftlichen Sondergebiets Gehör und Beachtung, ganz besonders dann, wenn er, wie in dem Aufsatz „Archäologie und Anthropologie“ (Beilage zur Allg. Ztg. 48, 1907), „über Abgrenzung der einzelnen Gebiete und über die Beziehungen derselben untereinander“ sich ausspricht. Wenn ich aber auch keinen Augenblick daran zweifle, daß die große Mehrzahl der Fachgenossen des Verfassers, von „ihnen unbequemen Dingen“ nichts wissen wollend, die von ihm befürwortete reinliche Scheidung der beiden genannten Wissenschaften gutheißen wird, wenn ich selbst die Berechtigung mancher der vorgebrachten Gründe und Bedenken nicht in Abrede stellen kann, so muß doch auf der anderen Seite gegen eine zu große Einschränkung, gegen eine zu geringe

Bewertung[1]) der Wissenschaft vom Menschen entschieden Verwahrung eingelegt werden.

Furtwängler schreibt zwar der Menschenkunde eine „große Zukunft“ und eine „herrliche Aufgabe“ zu, aber nur, wenn sie sich auf ihren „ältesten, kräftigsten und gesündesten Zweig“, die rein „somatische Anthropologie, die Wissenschaft vom menschlichen Körper und seiner Entwicklung“, beschränke. Auch ich bin der Ansicht, daß eine solche Anthropologie am besten der aus dem Mittelalter stammenden Einrichtung unserer Universitäten sich einfügen läßt, daß für sie am leichtesten geeignete Lehrkräfte zu gewinnen sein werden. In der Tat sind auch die wenigen zurzeit bestehenden Lehrstühle mit Anhängern dieser Richtung besetzt, die „in der Beschränkung“ am ehesten sich als „Meister“ glauben zeigen zu können und sich wohl hüten, den verehrten Kollegen von der anderen Fakultät etwas drein zu reden oder deren Kreise zu stören. Gegen einen von diesen, Professor Martin in Zürich, der in seiner Antrittsvorlesung[2]) bekennt, mit dem „Mute der Selbstverleugnung“ nur ein engbegrenztes „Stück Ackerland mühsam bebauen“ zu wollen, habe ich mich schon vor Jahren in diesen Blättern[3]) gewendet, um die grundlegende Bedeutung unserer Wissenschaft, ihre hohen und weiten Ziele gegenüber der rein anatomischen Behandlung und Auffassung hervorzuheben. „Ganz gewiß“, habe ich damals geschrieben, „sollte jeder, der den Namen Anthropologe in Anspruch nimmt, durch seine Vorbildung dazu berechtigt sein, eine strenge anatomisch-naturwissenschaftliche Schule durchgemacht haben[4]). Sicherlich verbürgt wissenschaftliche Spezialisierung die Zuverlässigkeit der Forschung; darin aber das höchste Ziel unseres Strebens zu erblicken, wäre eine engherzige Auffassung.“ Daß im 20. Jahrhundert auf einer der ältesten und berühmtesten deutschen Hochschulen ein Dozent einziger Vertreter unserer Wissenschaft sein würde, der nicht einmal Anatom, sondern von Hause aus Chemiker ist und sich ausschließlich mit der Steinzeit beschäftigt hat, außerhalb deren er sich nach seinem eigenen Geständnis kein Urteil zutraut, das habe ich damals allerdings nicht ahnen können.

Wie die Dinge heute liegen, wäre es schon als großer Fortschritt zu begrüßen, wenn alle Universitäten Lehrstühle für somatische Anthropologie erhielten, denn die Inhaber derselben könnten die nötigen Vorarbeiten und unentbehrlichen Einzeluntersuchungen für eine Wissenschaft vom Menschen im großen Stil vornehmen, sowie Schüler heranbilden; vielleicht würde sich auch unter ihnen einer oder der andere finden, der nicht nur die leibliche, sondern auch die geistige Seite des Menschen ins Auge faßte. Zwischen Zoologie und Anthropologie besteht, wenn auch der Mensch genau den gleichen Entwicklungsgesetzen unterworfen ist wie alle übrigen Lebewesen, denn doch ein himmelweiter Unterschied. „So hoch der Mensch“, habe ich früher einmal in einem Vortrag gesagt, „über Pflanzen und Tieren steht, um so viel wichtiger ist die Anthropologie als Botanik oder Zoologie.“ Da unser tierähnlicher Leib eine empfindende Seele und einen denkenden Geist beherbergt, kann und darf sich eine diesen Namen wirklich verdienende Menschenkunde nicht auf die leibliche Entwicklung des Menschengeschlechts beschränken, sondern muß auch die geistigen Fortschritte, die eben in der höher und höher steigenden Kultur

---

[1]) Wie üblich, habe ich mich wegen einer Erwiderung zuerst an den Herausgeber der Beilage gewendet, aber wegen Ueberhäufung mit Stoff eine Ablehnung erfahren.

[2]) Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach. Eine akademische Antrittsrede. Jena 1901, G. Fischer.

[3]) I, 12: Ueber das Verhältnis der Anthropologie zu Geschichte und Politik.

[4]) Die gesperrten Stellen sind wörtliche Anführungen aus dem Martinschen Vortrag.

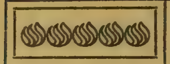
zum Ausdruck kommen, in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen. Darum hat die an unseren Universitäten so stiefmütterlich behandelte Anthropologie mehr als alle anderen dort gelehrten Wissenschaften eine „universale“ Bedeutung, da sie für die meisten derselben erst eine sichere Grundlage schaffen muß und wie keine geeignet ist, die verbindende Brücke von den sogenannten Geisteswissenschaften zur Naturwissenschaft zu schlagen.

Die aus rein philologischer Schule hervorgegangenen Altertumsforscher mögen sich doch daran erinnern, daß die Anthropologie es war, die durch den Nachweis, daß das Verbreitungszentrum der nordischen Menschenrasse (Homo europaeus) und die Wurzel des indogermanischen Sprachstamms im Norden unseres eigenen Weltteils zusammenfallen, einen der größten uud folgenschwersten Irrtümer der Sprachwissenschaft endgültig beseitigt und dadurch erst einen Zusammenhang der klassischen Archäologie mit der europäischen Urgeschichtsforschung ermöglicht hat. Während es früher, solange man an die Einwanderung unserer Urväter aus Asien glaubte, ganz ausgeschlossen war, verbindende Fäden anzuknüpfen, wird es jetzt, wie Furtwängler selbst mit vollem Recht sagt, „immer deutlicher, in welch unlöslich engen Beziehungen die sogenannten prähistorischen Funde des klassischen Südens mit denen Mitteleuropas und des Nordens stehen“. Daß aber nicht nur „von den Funden des Südens das Licht ausstrahlte“, das jetzt das vorgeschichtliche Dunkel erhellt, sondern umgekehrt auch von denen des Nordens, darüber kann eine vorurteilsfreie und voraussetzungslose Altertumswissenschaft nicht mehr im Zweifel sein. Besser als durch Handelsverbindungen und nachbarliche Beziehungen werden die großen Kulturströme der Vorzeit erklärt durch gewaltige Völkerwanderungen, die in vorgeschichtlicher Zeit begonnen und in geschichtlicher sich in ganz ähnlicher Weise fortgesetzt haben. Vielfach waren es gerade die Auswanderer, die, den Zusammenhang mit ihrer alten Heimat nicht ganz verlierend, den Handelsverkehr anzubahnen und den Austausch der Erzeugnisse entfernter Länder, deren Bedürfnisse sie in gleicher Weise kannten, zu vermitteln wußten.

Die vorgeschichtlichen Völkerwanderungen werden aber nur durch die von der naturwissenschaftlichen Menschenkunde ermittelte Ausbreitung der Rassen verständlich, und der Mensch allein ist der Schöpfer der von ihnen verbreiteten Kultur, deren Höhe wiederum von seiner Rassenbegabung abhängig ist. Alle diese Gründe und Tatsachen habe ich erst vor kurzem in dem Aufsatz „Die rassenhaften Wurzeln der europäischen Kultur“ (V, 12 der Revue) gegen zwei jüngere Fachgenossen des Münchener Archäologen geltend gemacht.

Daß die Werke der nordischen Altertumsforscher Müller und Montelius, bei all ihren sonstigen Vorzügen, doch den Kern der Dinge nicht treffen und, wie von Penka und mir in diesen Blättern (IV, 10 und V, 9) im einzelnen nachgewiesen worden ist, noch durch manche überlebte und unhaltbare Vorstellungen belastet sind, kommt eben gerade davon her, daß sie den Lehren der Anthropologie zu wenig Rechnung tragen und „reine Archäologen“ sind. „Die wissenschaftliche Beurteilung eines Schädels und die einer Kunstarbeit des Urmenschen“ sind freilich recht verschiedene Dinge, aber nach meiner Erfahrung kann ein naturwissenschaftlich geschulter Anthropologe viel leichter den Stil der Beigaben eines Grabes als ein philologisch gebildeter Archäologe die Rasse nach den ausgegrabenen Knochen bestimmen lernen.

Wir gönnen der Archäologie gerne ihre Selbständigkeit; nur sollte sie nie vergessen, was sie der naturwissenschaftlichen Anthropologie verdankt. Des Menschen Wissen ist Stückwerk; das Endziel aller Wissenschaft aber, die Wahrheit, ist ganz und unteilbar.



Berichte und Notizen.



Zur Vorgeschichte des Menschen. Die Vorgeschichte des Menschen ist in eine neue Periode getreten durch mehrere Entdeckungen, unter denen das Auffinden einer diluvialen Lagerstätte des Menschen in Kroatien zu nennen ist. Ihre Fragmente zeigen eine auffallende Uebereinstimmung mit dem bekannten Neandertalschädel und mit zwei Schädeln aus Spy in Belgien. Sie alle bilden in ihren übereinstimmenden Merkmalen eine Gruppe, die als Neandertal-Spy-Gruppe bezeichnet wird. Ihre Vertreter werden auch als homo primigenius dem Homo sapiens gegenübergestellt. Diese Trennung wurde herbeigeführt, nachdem der Pithecanthropus erectus Dubois bekannt geworden war. Man glaubt in ihm einen Vorläufer des Homo primigenius erblicken zu können. Es ist das Verdienst von Schwalbe, durch eingehende Arbeiten die Diskussion über die Herkunft des Menschen aufs neue angeregt zu haben. Der Neandertaler ist überdies durch die Funde aus Kroatien aus seiner vielumstrittenen und isolierten Stellung befreit, weil mehrere Schädel gleicher Beschaffenheit vorliegen. Auf jeden Fall bleibt es für die nächste Zukunft unvermeidlich, bei Beschreibung alter Schädel auch die Neandertal-Spy-Gruppe zu berücksichtigen. Nun ist neuerdings wieder ein alter Schädel gefunden worden, der Schädel von Kleinkems; er besteht nur aus dem oberen Abschnitt des Hirnschädels, von dem auf der rechten Seite eine größere Partie erhalten ist. Das Bruchstück stammt von einem Mann. Das Ergebnis der Vergleichung dieses Segmentes mit anderen aus der neo- und paläolithischen Zeit besteht in folgendem: Der Schädel von Kleinkems ist brachycephal mit einem Längen-Breiten-Index von etwa 83; der hohen Wölbung des Schädels und der Stirn nach gehört er zu den Formen des jetzt lebenden rezenten Menschen, wobei besonders hervorzuheben ist, daß er auch eine Uebereinstimmung mit denjenigen paläolithischen Schädeln aufweist, welche neuerdings ebenfalls zu den rezenten Formen des homo sapiens gerechnet werden, wie die Schädel von Cro-Magnon, Egisheim, Tilburg, Engis. Die Länge des Schädels von Kleinkems ist auf etwa 180 mm, die Breite auf 155 mm zu berechnen. Mit der Brachycephalie stimmt die ganze Form der übrigen Abschnitte, die breite Stirn, ihr steiler Aufbau, die beträchtliche Höhe der Kalotte und die stark gekrümmte Scheitelkurve. Mit den Schädeln der Neandertalgruppe besitzt dieser also keine Aehnlichkeit, wohl aber mit anderen neo- und paläolithischen Schädeln, die nach dem Vorgange Schwalbes als rezente Formen des homo sapiens der Neandertal-Spy-Gruppe gegenübergestellt werden. Durch diese tiefgehende Trennung hat Schwalbe sich gleichzeitig für die temporäre Persistenz der Menschenrasse ausgesprochen, die Kollmann schon seit Jahren mit immer neuen Belegen vertreten hat und die so oft bestritten worden ist. Der homo primigenius (= Urmensch) kommt dabei nicht mehr in Betracht, denn ihn läßt Schwalbe — aussterben. Aber alle die rezenten Formen, welche die Erde bevölkern, sind von hohem Alter und seit dem Diluvium die nämlichen geblieben. Der Nachweis von Lang- und Kurzschädeln im Diluvium hat nichts Ueberraschendes mehr. Denn es zeigt sich immer bestimmter, daß in Europa in jener vorausgegangenen Erdperiode schon mehrere Formen des Menschen sich verbreitet hatten. Bedeutsam ist, daß Kramberger unter den Funden von Crapina einen brachycephalen Schädel mit einem Index von 82,0 nachgewiesen hat, der sonst von ähnlicher Beschaffenheit wie die langen Formen des Neandertaltypus ist. Ob sich dies in Zukunft wird aufrecht erhalten lassen, ist ungewiß; aber die Charakteristik der Neandertal-Spy-Gruppe dürfte unverändert bestehen bleiben, wie die fliehende Stirn, die vorstehenden Orbitalränder, der flache Scheitel und das gleichzeitige Vorkommen mehrerer Formen. Diese Merkmale erinnern bekanntlich an ähnliche Bildungen an den Schädeln der Affen und namentlich der Anthropoiden, noch mehr an die des Pithecanthropus erectus Dubois, so daß viele angesehene Forscher die Ansicht ausgesprochen haben, der Affe von Trinil sei einer der Vorläufer des Menschen gewesen. Besonders hat Schwalbe die nahen Beziehungen zwischen ihm und dem Urmenschen auf Grund von vergleichend anatomischen Untersuchungen dargelegt. Anders sind diese Beziehungen vom embryologischen Standtpunkt aus zu beurteilen. Im Säuglingsalter stehen sich die Anthropoiden und der Mensch in der Form des Schädels, namentlich des Hirnschädels noch sehr nahe, während im höheren Alter die Unterschiede beträchtlich sind, denn im weiteren Wachstum entfernen sich die Bahnen, es prägen sich die charakteristischen Merkmale immer schärfer aus, was

als Spezialisierung bezeichnet wird. Am menschenähnlichsten ist die Schädelbildung bei den Schimpansenkindern. Daher hat Kollmann die Vermutung ausgesprochen, daß ein naher Verwandter des Schimpanse aus dem Tertiär die Wurzel des Menschenstammes enthalten hat. Der Pithecanthropus kann dann nicht mehr in Betracht kommen. Danach darf man sich die Uebergangsglieder nicht mit platter fliehender Stirn und vorspringenden Orbitalrändern vorstellen, sondern ohne solche und mit hohem Scheitel, so daß die ersten Menschenrassen einen gut geformten Schädel besaßen, wie ihn die Affen-Embryonen, die Zwergrassen (Pygmäen) und die großen rezenten Rassen besitzen. Die Schlußergebnisse sind: 1. der Pithecanthropus erectus Dubois befindet sich daher nicht auf der direkten Stammeslinie des Menschen. Wahrscheinlich hat ein naher Verwandter des Schimpansen aus dem Tertiär die Wurzeln des Menschenstammes enthalten. Dafür spricht der Schädelbau des Schimpansensäuglings und die Anatomie der erwachsenen Tiere. 2. die vorspringenden Orbitalränder und die fliehenden Stirnen bei der Neandertal-Spy-Gruppe sind extreme Formen der Variabilität der weißen Rasse des homo sapiens und keine Zeichen einer besonderen Spezies. 3. die nämlichen Merkmale der Anthropoiden von heute, bei dem Pithecanthropus, bei den Europäern und Australiern beruhen auf Konvergenzerscheinungen und sind keine Zeichen der Deszendenz. 4. die physische Entwicklung des Menschen ging nach den nämlichen Regeln vor sich, wie diejenige der Tiere, ging also von einer Form aus, welche sich noch in einem indifferenten Zustande befand, was mit dem Pithecanthropus nicht mehr der Fall ist. Die Doktrin von der Bedeutung der indifferenten Formen kommt auch für die Entstehungsgeschichte des Menschen in Betracht. Spezialisierte Formen besitzen keine phyletische Zeugungskraft. (J. Kollmann, der Schädel von Kleinkems und die Neandertal-Spy-Gruppe. Archiv für Anthropologie 1906, Heft 3—4.)

Die Stellung der Hottentotten zu den Buschmännern. Beide Rassen sind hell, beide haben stark krauses, oft spiralförmig gerolltes, manchmal etwas büschelartig angeordnetes Haar und beide haben Schnalzlaute. Doch scheinen die letzteren durch die Hottentotten nur entlehnt zu sein. Auf der anderen Seite zeigt die Grammatik der Hottentottensprache höchst merkwürdige Uebereinstimmung mit hamitischen Sprachregeln. Das kann kein Zufall sein, und es erscheint durchaus unabweisbar, hier direkten hamitischen Einfluß anzunehmen. Das Massai bildet da einen völlig gesicherten und absolut unanfechtbaren Uebergang von den Hamitensprachen im Norden des dunklen Kontinents bis herunter zu den Hottentotten-Dialekten des Kaplandes. Offenbar befanden sich die hamitischen Einwanderer numerisch in großer Minderheit, infolgedessen gingen sie in ihren physischen Eigenschaften um so rascher in der alten Urbevölkerung auf, je weiter sie sich von der Heimat entfernten, je weniger Frauen sie mit sich brachten und je ungünstiger das ungewohnte Klima auf sie wirkte, während Sprach- und Kulturelemente sich erhielten. Die Hottentotten haben sich mit Weißen vermischt, von der Zeit an, wo es solche in Südafrika gab. In Kapstadt selbst gibt es mehr Mischlinge als Weiße und Kaffern zusammengenommen; man schätzt sie im allgemeinen nicht sehr hoch ein und sieht nicht ohne Bangen ihre Zahl stetig zunehmen. Merkwürdig ist aber, daß bei den Nachkommen der Hottentotten-Mischlinge der reine alte Hottentottentypus wieder auftritt. Es würde also auch für diese Kreuzungen das Entmischungsgesetz Geltung haben, genau wie Luschan im Jahre 1892 zuerst gezeigt hat, daß in Vorderasien semitische und vorsemitische Typen trotz mehr als zweitausendjähriger ununterbrochener Blutmischung noch immer nebeneinander hergehen und sich gerade aus Mischehen immer wieder von neuem zu vollständig reinen Typen entmischen. Besonderes Gewicht ist auf die Form der Ohrmuscheln zu legen. Diese nähert sich bei allen Hottentotten völlig der europäischen, während alle Buschmänner ohne Ausnahme völlig andere Ohren haben. Die letzteren sind groß, unförmlich, seitlich abstehend und haben nur eine schwache Andeutung der Ohrläppchen. Dieser Verschiedenheit scheint eine ähnliche differenzial-diagnostische Bedeutung zuzukommen, wie der Form des Gesichts. Daß dieses in der Ansicht von vorne bei den Buschmännern rechteckig, bei den Hottentotten rautenförmig erscheint, hat schon G. Fritsch zuerst erkannt. Es ist das tatsächlich ein sehr ausgezeichnetes Merkmal, das bei rassereinen Individuen nur selten versagen dürfte. (L. von Luschan, Bericht über eine Reise in Südafrika, Zeitschrift für Ethnologie 1906, Nr. 6.)

Anthropologisches aus Java und Australien. Aus einem Reisebericht von Prof. Klaatsch entnehmen wir folgende Bemerkungen über rassenanthropo-

logische Fragen. In bezug auf die sozialanthropologische Schichtung der japanischen Bevölkerung ist bemerkenswert, daß die vornehmen jungen Javaner aus den Fürstentümern Djokjakarta und Sverakarta durch den feinen Gesichtsschnitt das Hindublut verraten, das in ihren Adern rollt. Auf Java haben zweifellos zahlreiche Mischungen und Völkerverschiebungen stattgefunden. Auf einen malaiischen Grundstock ist das Hinduelement aufgepfropft worden, das besonders in Zentraljava seine großartigen Tempelbauten und kulturellen Reste hinterlassen hat. Die Hindubeimischung prägt sich deutlich aus in der höheren Entwicklung der äußeren Nase, deren überaus niedrige Bildung eine wesentliche Eigentümlichkeit des niederen Javanertypus ist. Besonders im weiblichen Geschlecht weisen die individuellen Variationen auf einen gemeinsamen Urzustand hin, in welchem die äußere Prominenz der Nase auf den unteren Teil beschränkt ist, während ein Nasenrücken fast gänzlich fehlt. Man könnte geneigt sein, eine Rückbildung anzunehmen, wenn es nicht sehr klar wäre, daß dieser niedrige Zustand der Menschennase den gemeinsamen Ausgangspunkt für alle Rassen darstellt, zugleich den der gemeinsamen Ahnen von Mensch und Anthropoiden. Die Erhaltung dieses niederen, durch die embryonalen und Jugendzustände anderer Rassen repräsentierten Verhaltens verleiht dem Gesichtstypus vieler erwachsener javanischer Frauen etwas „Embryonales". Die Jugendzustände und viele weibliche Physiognomien der Australier zeigen diese primitiven Menschencharaktere in noch weit stärkerer Ausprägung. Diese Kombination überaus primitiver Merkmale, welche der Australierkopf in Schädel und Weichteilen zeigt, kann jedoch nicht von dem nach vielen Richtungen spezialisierten Malaientypus abgeleitet werden. Beide sind deutlich unterschiedene Rassen, nicht nur in körperlicher, sondern auch in geistiger Hinsicht. Was ist doch der wilde Australier für ein ganz anderer, in aller seiner Niedrigkeit weit mehr imponierender und durch seine Einfachheit und Ehrlichkeit weit mehr sympathischer Menschentypus, als der schwächliche Javaner, in dessen Charakter sich kindliche Züge mit Falschheit und Schlauheit mischen. Es gelang Klaatsch, zwei frische Gehirne von australischen Eingeborenen reinsten Blutes zu erhalten. Die relative Kleinheit der Gehirne im Vergleich mit dem prachtvoll kräftigen Wuchse (Körperhöhe etwa 172 und etwa 165 cm) war direkt augenfällig. (Zeitschrift für Ethnologie 1906, Heft 4—5.)

Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Europas. Bei der Beurteilung der verschiedenen Kulturkreise, sowie auch der Verwandtschaftsverhältnisse der Rassen und Völker zueinander, ihrer allmählichen Ausbreitung und weitgreifenden Wanderungen sind wir nur zu sehr geneigt, uns durch die Gleichartigkeit einzelner Erscheinungen führen zu lassen, die uns verleitet, Einflüsse und Verbindungen anzunehmen, welche sich bei näherer Prüfung als nicht bestehend erweisen. Aus diesem Grunde mußten nicht nur alle Menschenrassen, insonderheit auch die Indogermanen, aus Asien stammen, sondern der Ausdruck „ex oriente lux" galt auch für die gesamte materielle und geistige Kultur der Völker Europas, die ausschließlich ein Geschenk des Orients sein soll, ja für die sittliche Hebung überhaupt, die in letzter Linie von den Ländern am Euphrat und Tigris bezw. von den vormals am Altai wohnenden turkotartarischen Sumo-Akkadern ausgegangen sein soll. Am weitesten ist in dieser Auffassung S. Müller gegangen, wonach die ersten geschliffenen Beile nebst anderen Werkzeugen und Waffen, Schmucksachen und Hausrat, Haustiere und Ackerbau, Wohnungs- und Dorfanlage, Begräbnisbräuche und Gartenanlagen ihren Weg aus dem Orient bis nach Skandinavien gefunden haben. Für Nordeuropa bleibt also nur der „rohe Wilde". Doch muß Müller zugeben, daß es im Norden nicht an Eigentümlichkeit des Stils fehlt; aber der Fortschritt, die Neuerung, die Erfindung sollen hier nicht aufgekommen sein, und in der Art der Aneignung soll in der Steinzeit nirgends ein eigentlicher Fortschritt, im Gegenteil, ein Rückschritt eingetreten und das Klassische barbarisch geworden sein. Aber nordische Gefäße und Gegenstände der Bronzezeit stehen den orientalischen nicht nach. Ueberhaupt, blickt man unbefangen auf die nordische Hinterlassenschaft, so wird man sich überzeugen, daß alles, was das nordwestliche Europa in der jüngeren Steinzeit und selbst noch in der Bronzezeit an Waffen, Werkzeugen, Schmuck und Gerät geschaffen hat, den orientalischen, in mancher Richtung auch den ägyptischen Leistungen der gleichen Art an Zahl, Mannigfaltigkeit und Präzision und teilweise selbst an Formenschönheit nicht nachsteht, in mancher Beziehung sie sogar übertrifft. Dazu kommt, daß die Hohlbeile mit ausgebuchteter Schneide, die Kämme aus den Kjökkenmöddingern, Flachshecheln, die Formen des Bernsteinschmuckes, Schleifsteine usw. uns aus dem Orient bisher meist noch weniger bezeugt worden sind. Ueberblicken wir die gesamte Hinter-

lassenschaft der mittel- und nordeuropäischen Steinzeit, und vergleichen wir sie ohne vorgefaßte Meinung mit jener der orientalischen, so sehen wir nirgends einen Rückschritt, nirgends, sogar wenn wir eine Anzahl von Entstehungen und Anregungen aus der schon auf einer metallzeitlichen Stufe stehenden Kultur des Orientes zuzugeben geneigt wären, einen Rückfall in barbarische Formen; es prägt sich vielmehr in allem eine selbständige bodenständige Tätigkeit der steinzeitlichen Bewohner Mittel- und Nordeuropas aus, und, falls eine Entlehnung stattgefunden hätte, so haben sie aus dem spröden Stoffe das Beste und Schönste gemacht, was geschehen konnte, und sich das Zeugnis gegeben, daß auch sie dem Fortschritt und der Neuerung zugänglich gewesen und über ein reiches Maß der ihnen so kurzweg abgesprochenen Erfindungsgabe und Schaffenskraft verfügt haben. Dabei ist zweifellos zuzugeben, daß ein Güteraustausch zwischen Orient und Occident stattgefunden hat, aber das zwingt uns keineswegs, eine vollständige Abhängigkeit anzunehmen und eine Unfähigkeit des empfangenden Teils zur Weiterbildung zu behaupten. Ebenso ist es nicht begründet, aus Analogieerscheinungen der amerikanischen Kultur mit derjenigen der alten Welt eine Beeinflussung durch letztere zu konstruieren, obgleich Parallelerscheinungen zwischen Aegypten und Peru sehr zahlreich sind. Allerdings muß zugegeben werden, daß eine Reihe von Kulturerscheinungen dem Orient und Europa gemeinsam ist. Aber sehen wir näher zu, so werden wir in den nordischen Ländern vielleicht weniger Kulturerscheinungen finden, die gleichmäßig ihnen und dem Orient angehören, als deren Amerika und Aegypten gemeinsam sind. Woher kamen z. B. die Muster für die Tausende außerordentlich mannigfaltiger und zum Teil wirklich schöner Steinhämmer, die nur im Norden so zahlreich und so vollkommen sind, gegen den Süden zu immer seltener werden, bis sie in Spanien und Süditalien überhaupt nicht mehr zu finden sind? Ebenso bedenklich ist der Satz von S. Müller, daß die erste Kultur, die auf dem kleinen Gebiete von Europa uns entgegentritt, wohl aus dem Orient kam. Vielmehr ist noch die Frage genau zu prüfen, ob die Uebereinstimmung der primitiven Kulturerscheinungen der paläolithischen Zeit im nördlichen Afrika und im südlichen und mittleren Europa wirklich einer eigentlichen Kulturausstrahlung, einer Uebertragung von einem Volk zum anderen oder nicht vielmehr der natürlichen Ausbreitung derselben Menschenrasse über die Küstenländer des Mittelmeeres bis in die Mitte Europas hinein zuzuschreiben ist, wobei sie ihren Kulturschatz mitgeführt hat. Dabei ist an die mittelländische Rasse zu denken, die wir im Beginne der neolithischen Zeit nördlich und südlich vom Mittelmeer schon seßhaft finden. Ebenso hat sich in späterer Zeit eine Menschenwelle über den Nordwesten Europas mit einem zwar geringen aber doch bestimmbaren und eigenartigen Kulturbesitz ausgebreitet, und zwar dürfen wir auf Grund der Zeugnisse wohl sagen, daß die Menschen der „Muschelhaufenzeit" von Frankreich aus längs den Feuerstein bietenden Küstenländern an der Nordsee bis an die Westgestade der Ostsee langsam aber stetig sich ausgebreitet haben. Hier hat sich eine eigene Kulturentwicklung vollzogen, wie an den Hohlbeilen, Schmalmeißeln usw. zu zeigen ist. So wie sich bei den wichtigsten Werkzeugen und Waffen der neolithischen Zeit, den Beilen, Hämmern, sichelförmigen Sägen und Dolchen, eine stetige und lückenlose Entwicklung, dagegen keine plötzlich hereinkommende Erscheinung oder durch einen fremden Anstoß bewirkte Beschleunigung oder neue Richtung sich nachweisen lassen, so zeigt sich auch bei der Dekoration seit der paläolithischen Zeit eine ununterbrochene, nichts Fremdes aufweisende Uebung der gleichen Zierweise. Ebenso zeigt sich in den Bronzegegenständen eine große Selbständigkeit. Die Kupfergruben in den Alpen zeigen, daß die nordischen Werkmeister der Bronzezeit es durchaus nicht nötig hatten, das Rohmaterial für ihre Kupfer- und Bronzeerzeugnisse aus dem Orient zu beschaffen. Auch ist es verfehlt, die Steingräber aus dem Osten herzuleiten, sondern sie sind das Ergebnis einer eigenen naturgemäßen und stetigen Entwicklung. Alle diese Umstände und Tatsachen führen zu der Ueberzeugung, daß der übermächtige und allverbreitete Einfluß der orientalischen Kultur auf die materielle und geistige Entwicklung Europas nicht besteht, jedenfalls aber eines strengen Beweises durchaus entbehrt. Diese Entwicklung zeigt vielmehr ein selbständiges Gepräge und umfaßt anfänglich den südlichen, mittleren und nordwestlichen Teil Europas. Es ist begreiflich, daß ihr Gang nicht immer der gleiche, ihre Richtung nicht überall die nämliche sein konnte, daß sie vielmehr in den verschiedenen Gebieten je nach den Bedingungen der geographischen Gestaltung des Bodens, der Verschiedenheit des Klimas, der Fruchtbarkeit und dessen, was die Natur sonst noch bietet, zur Ausbildung verschieden gearteter Menschengruppen führen mußte. (M. Much, Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1906.)

Der Zusammenschluß der weißen Rasse. Die überlieferte politische Lehre vom europäischen Gleichgewicht, dem internationalen Schachbrett, der Balance der Bündnisse usw., wie sie die letzte Periode der Weltgeschichte beherrschte und für den allgemeinen Frieden so notwendig schien, ist heute eine Gefahr für denselben geworden, und noch mehr für die Vorherrschaft der weißen Rasse. Der Tag ist gekommen, wo die europäischen Nationen, deren politische Maßnahmen durch Völkerentwicklungen außerhalb Europas durchbrochen werden, mit Notwendigkeit erkennen, daß ihre inneren Feindseligkeiten ein Kinderspiel sind gegenüber der Tatsache, daß ein gemeinsamer Feind von außenher sich gegen sie wendet und sie zwingt, ihre veralteten diplomatischen Ueberlieferungen und ihre alten Gewohnheiten der europäischen Politik umzuändern, die in Mißtrauen und Isolierung bestand. Mit ihrer scharfen Auffassungsgabe haben die Gelben unsere traditionelle politische Methode durchschaut und haben sich ihrer gegen uns bedient. Die moderne Weltpolitik muß aber einen anderen Standpunkt einnehmen. Es handelt sich nicht mehr um die Interessen und politischen Bewegungen einer Nation in der Welt, sondern um das Gesamtinteresse des einen Kontinents gegenüber einem anderen; es handelt sich, in einem Wort, um Rassenpolitik. Mehr als Waffenstärke würde eine Verständigung der europäischen Völker die Vorherrschaft der weißen Rasse im äußersten Osten sicherstellen. Statt dessen sehen wir aber Japan die Vorherrschaft über die gelben Völker erstreben und zwar unterstützt durch die resignierte Hilfe Englands. Denn England war durch sein Bündnis gezwungen, Singapore in einen Kriegshafen zu verwandeln, und zwar gegen Europa! Es gibt augenblicklich keine ernstere Drohung gegen die weiße Rasse als diese Tatsachen; denn die Sperrung der Meerenge von Singapore trennt Rußland von Wladiwostok, Frankreich von Indochina und Deutschland von Kiautschau. Und so ist es der gelben Rasse gelungen, in das Konzert der europäischen Völker einzutreten und durch das anglo-japanische Bündnis das allgemeine Gleichgewicht zu stören. Und der traditionelle Hochmut der Gelben hat dazu geführt, die Idee des Panmongolismus auszubilden. Auf der anderen Seite sehen wir die amerikanischen Völker zu panamerikanistischen Bestrebungen sich wenden, so daß Europa von zwei machtvollen Völkergruppen bedroht wird. Werden nun die europäischen Rassen diesem Beispiel folgen? Man muß ihnen zum Bewußtsein bringen, daß die Entwicklungsgesetze des Völkerlebens diese Notwendigkeit auferlegen, auf die Gefahr hin, Vorherrschaft oder selbst Existenz zu verlieren. Der Zusammenschluß der weißen Rasse, oder wenigstens der europäischen Völker zu den Vereinigten Staaten von Europa ist zu einer Notwendigkeit geworden. Sie schulden es ihrer eigenen Rasse, in Fragen außer-europäischer Politik gemeinsam und geschlossen vorzugehen gegen die Aspirationen der Gelben und Schwarzen. (A. de Pouvourville, Le trust de la race blanche. Der Kontinent, deutsch-französische Monatsschrift, 1906, Nr. 1. Verlag von W. Süsserott in Berlin.)

Die Negerschule in Tuskegee feiert in diesem Jahre das erste Vierteljahrhundert ihres Bestehens. Sie hat sich die Aufgabe gestellt, das geistige und sittliche Niveau einer ganzen Rasse zu heben. Ihr wohltuender Einfluß geht schon über die Grenzen der Vereinigten Staaten hinaus, denn die Neger Afrikas senden seit mehreren Jahren ihre besten Söhne in diese Schule, damit sie sich dort zu Lehrern ausbilden und hernach in der Heimat Unterricht erteilen können. Sie ist eine Gründung von Booker Washington, der die soziale Lage der Negerrasse studierte und zu der Erkenntnis kam, daß dieses Volk vor allem lernen müsse, wie es leben, den Acker bebauen, die vorhandenen Naturschätze ausnützen, Häuser bauen und die verschiedenen Gewerbe betreiben solle. Was die weißen Völker in Jahrhunderten erlernt hatten, mußte hier in einem viel kürzeren Zeitraum annähernd bewältigt werden. Die Gründung der Negerschule hat auch für das gesamte Schulwesen insofern eine große Bedeutung erlangt, als mit ihr eines der ersten Institute geschaffen wurde, die auf die gewerbliche Ausbildung der Zöglinge ein besonderes Augenmerk richten. Die Einführung derselben ging auch in der Negerschule nicht leicht vonstatten, und Washington mußte während des ersten Jahrzehnts des Bestandes seiner Anstalt viel Zeit und Energie aufwenden, um Schüler und Eltern, Weiße und Farbige von dem Werte der industriellen Erziehung zu überzeugen. Die Gesamtzahl der Schüler im letzten Jahre betrug 1790 Zöglinge beiderlei Geschlechts. Seit dem Bestande der Schule wurden mehr als 6000 Schüler aufgenommen. In den letzten Jahren sind noch zahlreiche andere Negerschulen mit dem gleichen Unterrichtsplan gegründet worden. — Wenn der Berichterstatter der „Umschau", welcher wir diese Notizen entnehmen, meint, daß Booker Washington,

„selbst ein Neger, durch seine Intelligenz und seinen rastlosen Fleiß der Welt zum ersten Male gezeigt habe, wie weit die Entwicklungsmöglichkeit eines Abkömmlings der schwarzen Rasse dringen kann", so befindet er sich damit in einem Irrtum; denn Washington ist ein Mulatte, ein Mischling einer schwarzen Mutter und eines weißen Vaters. Schon das Bildnis, das dem Aufsatz beigefügt ist, sollte ihn davor behütet haben, in ihm einen „Neger" zu sehen.

Das Chinesenviertel in Liverpool. Die Einwanderung von Chinesen in Liverpool nimmt immer größere Ausdehnung an und hat bereits die Entstehung eines eigenen Viertels für die bezopften Söhne des himmlischen Reiches zur Folge gehabt. Es sind über 2000 Chinesen in verschiedenen Betrieben beschäftigt und zwar besonders zahlreich in Wäschereien. Merkwürdig ist es, daß mehr als ein Viertel dieser Chinesen mit englischen Frauen sich verheiratet haben. Die Zeremonie wird nach chinesischem Brauche vollzogen, und zwar von dem Hohen Priester, dem Chong Loi, der den Gottesdienst der Gemeinde leitet. Auch die in dem Chinesenviertel keiner Großstadt fehlenden Etablissements, wie Opiumhöhlen, Spielhöhlen und schmutzige Gasthäuser, sind bereits eingerichtet und erfreuen sich eines regen Zuspruchs von heimischen Chinesen oder chinesischen Seeleuten, die nach Liverpool kommen. Am Sonntag legen die Söhne der Mitte ihre schönste Kleidung an, die sie nach europäischem Muster zustutzen; sie haben sogar schon einen Radelklub untereinander gegründet, der fleißig Ausflüge in die Umgegend unternimmt.

Indische Einwanderung in Kanada. Wie die „Times" aus Ottawa melden, macht sich in parlamentarischen Kreisen eine Strömung dafür geltend, daß die indische Regierung Schritte tun solle, um die Auswanderung von dem Pendjab nach Kanada zu beschränken. Nach Vorstellungen amtlicherseits aus Vancouver, daß dort verschiedene Ostindier nicht das Leben fristen könnten, hat der Kommissar für das Einwandererwesen einen Beamten zur näheren Untersuchung und Berichterstattung nach Britisch-Columbien entsandt.

Das Vordringen der Polen in Pommern. Den Lpz. N. N. wird aus Stettin berichtet: In Bütow in Pommern fand kürzlich eine Versammlung des Ostmarkenvereins statt, in der u. a. Lehrer Heidenreich-Pomeiske über das Eindringen der Polen in Pommern referierte. Der Redner führte aus, daß in zwölf pommerschen Ortschaften in dem letzten Jahre vierunddreißig Grundstücke an Polen verkauft wurden; hiervon entfallen auf Pomeiske und Trczebiatkow je sieben, auf andere Dörfer eine kleinere Anzahl. Diese Grundstücke stellten an Land dar 1089½ Hektar. 4400 Morgen seien also in den letzten Jahren den Deutschen allein in Pommern verloren gegangen. In einem Dorfe mit 24 polnischen Schülern erlangten die Polen sogar eine eigene Schule. Auch weigern sie sich, Kirchensteuer zu zahlen. Aus einem deutschen Dorfe hat der Redner die Antwort erhalten, daß dort Grundstücke nicht in Gefahr seien, da fast aller Grundbesitz sich schon — in polnischen Händen befinde. Vor kurzem drohte übrigens auch der Schulkinderstreik nach pommerschen Orten überzugreifen.

Die Zukunft des deutschen Volkstums betitelt sich eine neue Schrift von Prof. Hasse, die im Verlage von J. F. Lehmann in München erschienen ist und von der uns ein Aushängebogen zur Verfügung steht, welcher von der Rassengesundheit des deutschen Volkes handelt. Die Zukunft eines jeden Volkstums ist nicht nur durch die Art und Güte der Abstammung, sondern auch durch die Pflege seiner Gesundheit bedingt. Bedingungslos gesunde Völker gibt es nicht, weder bei den Kultur- noch bei den Naturvölkern. Bei den Vergleichen sind für die Deutschen diejenigen Kulturvölker in erster Linie belangreich, die ihre wichtigsten Wettbewerber auf den Gebieten der Wirtschaftspolitik und der Machtpolitik sind. Also in erster Linie die Angelsachsen. In Großbritannien ist nun eine Regierungskommission zur Untersuchung der Frage eines etwaigen körperlichen Niedergangs in den unteren Volksschichten seit drei Jahren tätig gewesen, die 68 erste Theoretiker und Praktiker aller in Betracht kommenden Berufe zu Rate gezogen hat. Das Ergebnis der Untersuchung ist, daß sich für England über eine etwaige Zunahme der körperlichen Entartung Bestimmtes nicht feststellen läßt. Wie steht es nun bei den Deutschen? In den Kreisen der Sittlichkeitsvereine, der Abstinenten, Temperenzler und Vegetarier, sowie im deutschen Bund für Regeneration besteht bekanntlich die Auffassung, daß das deutsche Volk hochgradig entartet sei. In der Tat kann nicht geleugnet werden, daß auf geistigem und körperlichem Gebiete auch

bei dem deutschen Volke Merkmale des Verfalls und der Entartung bemerkbar sind, die uns trübe in seine Zukunft blicken lassen. Die Gleichgültigkeit gegen Rasse und Volkstum, die Ueberschätzung des Geldes und des Genusses, gewisse Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und Literatur, sowie widernatürliche Erscheinungen auf dem Gebiete des Geschlechtslebens zeigen, daß eine tiefgehende Entartung eingetreten ist, die zu Bedenken Anlaß gibt. Auch die Straffälligkeit Jugendlicher und die Häufung der Rückfallverbrechen gehören hierher. Die Sozialdemokratie ist am letzten Ende auch nur denkbar auf Grund solcher Entartung (?). Auf körperlichem Gebiete sind die Verheerungen durch Alkohol, Rachitis, Tuberkulose und Syphilis, die Zahl der Geisteskranken, der Frauen, die ihre Kinder nicht zu stillen vermögen, die Zahl der Zahnerkrankungen usw. unzweifelhaft Verfallserscheinungen. Ob auf der anderen Seite die Erhöhung des Durchschnittsalters, die Verminderung der Kindersterblichkeit, die Einschränkung gewisser Volkskrankheiten, wie der Pocken, wirklich als Merkmale für eine fortschreitende Volksgesundung anzusehen sind, ist mindestens zweifelhaft. Was erstrebt nun die öffentliche Gesundheitspflege? Will sie nur dem gegenwärtigen Geschlechte Schmerzen, Not und Elend ersparen? Oder will sie dafür sorgen, daß ein gesünderes Geschlecht geboren werde? Berücksichtigt sie hierbei die Gesetze der natürlichen Auslese? Leider ist bisher nur „Mitleid“ und „Individuum“ Grund und Ziel der Hygiene. Ist letztere aber nicht eine Gefahr für die Rasse? Die letztere verlangt, daß der kranke Einzelne zugrunde geht, ehe er in die Lage kommt, fortzeugend Böses zu gebären. Hier liegt ein schmerzlicher Widerstreit der Pflichten vor, dessen Bedeutung bisher weder von Moralisten noch von Aerzten oder Politikern genügend gewürdigt worden ist. Unsere heutige Gesundheitspolitik kümmert sich noch viel zu wenig um das künftige Geschlecht, während es doch ihre Aufgabe wäre, dafür zu sorgen, daß das heutige Geschlecht künftigen Geschlechtern ein gesundes Leben schenke. Aber der Konflikt zwischen Einzelmoral und Kollektivmoral wird niemals restlos zum Austrage kommen. Er wird aber dadurch gemildert, daß in mancher Hinsicht die öffentliche Gesundheitspflege gegen Krankheiten und Schwächen des Einzelnen keinen aussichtslosen Kampf unternimmt, und weil die Schwachen und Entarteten auch ohne Gesundheitsschutz nicht immer sogleich wegsterben und dem Verhängnis der Auslese unterliegen, sondern sich fortpflanzen können. Der Kampf gegen die Tuberkulose kann z. B. deshalb nicht aussichtslos sein, weil die Tuberkulose von ärztlicher Seite als eine Wohnungskrankheit bezeichnet wird. Im Kampf gegen den Alkoholismus wird vielfach über das Ziel hinausgeschossen. Aber trotz aller Einschränkungen wollen wir uns gern zu der Meinung der Alkoholgegner bekennen, daß das nüchternste Volk die gesundeste und leistungsfähigste Zukunft haben wird.

Ueber Krankheiten und natürliche Auslese verbreitete sich A. Goldstein in einem Vortrag „Beiträge zur Geschichte der Kindersterblichkeit“, der in der Gesellschaft für soziale Hygiene gehalten wurde. Aus der Zeitschrift für soziale Medizin (1906, Heft 2) entnehmen wir darüber: Malthus, Quételet, Laplace sprechen die Ansicht aus, daß die Herabminderung der Pockensterblichkeit nur ein scheinbarer Gewinn sei, denn die Abnahme der Todesfälle würde die anderen Krankheiten tödlicher machen. Die Kanäle, durch welche der große Strom der Sterblichkeit flösse, würden stets eine gegebene Menge mit sich führen. Wenn wir irgend einen dieser Kanäle verstopften, sei es vollkommen klar, daß der Strom der Sterblichkeit durch einen der anderen Kanäle kommen müsse, d. h. wenn wir gewisse Krankheiten ausrotten, würden andere verhältnismäßig gefährlicher verlaufen. Demgegenüber verglich Casper die Abnahme der Pocken mit dem Verhalten der anderen kindlichen Infektions-Krankheiten und fand, daß diese Krankheiten zwar absolut zugenommen haben, weil die Pocken ja mehr Kinder am Leben ließen, daß aber relativ auf die Lebensdauer berechnet, ihr Stand höchstens der gleiche geblieben sei, so daß die Gesamtsterblichkeit abgenommen habe, nicht aber zugenommen oder selbst gleich geblieben sei, was doch der Fall hätte sein müssen, wenn die Hypothese von der Zunahme anderer Krankheiten zutreffend wäre. Der Grundgedanke von Casper ist unanfechtbar, wenn wir gleich vom anderen statistischen Standpunkt aus sein Beweismaterial noch nicht als ausreichend betrachten können. Die Gegenwart hat aber unwiderleglich bewiesen, daß für die Abnahme einer Infektionskrankheit keine Kompensation durch absolute Zunahme anderer eintritt, daß vielmehr diese Abnahme ein dauernder Gewinn bleibt. Dieselbe Frage ist neuerdings, bloß in etwas anderer Fassung, wieder auf die Tagesordnung gekommen. Während man damals sagte, statt einer beseitigten Krankheit würde der Strom des Todes sich neue Bahnen bilden, sagt man heute, die Erhaltung

zahlreicher Individuen, die sonst dem Tode verfallen wären, würde ein schwächlicheres, für andere Schäden hinfälligeres Geschlecht erwachsen lassen, so daß durch Beseitigung der Auslese eine Degeneration der Gesamtbevölkerung heraufbeschworen werde. Der Streit wurde von der einen Seite der Degenerationstheoretiker mit Abstraktionen, von der anderen Seite (M. Gruber, Prinzing u. a.) mit Tatsachen geführt. Trotzdem ist eine Verständigung bisher nicht erfolgt, und wie scheint, lediglich infolge verschiedener Fassung des Streitobjekts. Man muß auch diese Frage nicht qualitativ, sondern quantitativ fassen. Prinzipiell ist die Theorie richtig, daß, wenn der Schutz der Schwachen so weit geht, eine Zahl schwächlichster Existenzen zu erhalten, die Gesamtgesundheit der Bevölkerung Schaden leidet. Praktisch ist für die heutigen Zustände aber auch die Widerlegung richtig, daß bisher die Maßregeln zur Verminderung der Sterblichkeit die Gesundheit der Gesamtbevölkerung nur verbessert haben. Die Lösung der Streitfrage liegt darin, daß man die Größe der Schädigung in Betracht zu ziehen hat. Eine Schädlichkeit, die von der großen Zahl der Bevölkerung anstandslos überwunden wird und nur etwa dem Leben eines Bruchteils von wenigen Prozenten vermöge deren angeborener oder erworbener ungünstiger Konstitution verhängnisvoll wird, kann indirekt, um das Wort von Plötz zu brauchen, selektorisch wirken und die Gesellschaft von belastenden schwächlichen Elementen befreien. Eine Schädigung, die so gefährlich ist, daß sie einen ganz beträchtlichen Bruchteil der Bevölkerung vor Erreichung des der Gesellschaft nützlichen Lebensalters hinwegrafft, ist unter allen Umständen kontraselektorisch und daher eine im Interesse aller zu bekämpfende Gefahr. Gegenwärtig hat zwar die Kindersterblichkeit durch Hebung der Kultur gegen die früheren Jahrhunderte um ein Erhebliches abgenommen, aber sie rechnet doch noch mit so außerordentlich großen Zahlen, daß unter allen Umständen der Kampf gegen deren Ursachen fortgesetzt werden muß, ohne daß man eine Degeneration zu befürchten braucht.

Die Mutterschaftsversicherung im Rahmen des sozialen Versicherungswesens erfordert vier Leistungen 1. Unterstützung der Schwangeren auf sechs Wochen, 2. Unterstützung der Wöchnerinnen auf weitere sechs Wochen, beides in Höhe des Krankengeldes, 3. freie Gewährung der Hebammendienste und der ärztlichen Behandlung der Schwangerschaftsbeschwerden, sowie ferner 4. Stillprämien in Höhe von 25 Mark an diejenigen Mütter, welche nach sechs Monaten noch stillen und von weiteren 25 Mark an solche, die nach einem vollen Jahr noch stillen. Es könnte die Frage aufgeworfen werden, ob so erhebliche Ausgaben für die Mutterschaftsversicherungen, d. h. etwa 135,1 Mill. Mark (oder nach den Vorschlägen des Bundes für Mutterschutz 294,8 Mill. Mark) sich rechtfertigen lassen. Was werden die voraussichtlichen Wirkungen eines solchen Jahresaufwandes sein? Erstens, ein besserer Gesundheitsschutz für 1 425 600 Wöchnerinnen, ein Hintanhalten unzähliger Schwächezustände, ein Verhüten zahlreicher Unterleibskrankheiten dieser anderthalb Millionen Frauen, welchen ermöglicht wird, sich einige Wochen vor und nach der Geburt zu schonen, wie es Natur und Vernunft verlangen und wie die Umstände es jetzt den wenigsten dieser Bevölkerungsklasse gestatten. Zweitens, durch die Schutzwirkung des Brustsstillens werden mindestens 80 pCt. der Säuglingstodesfälle erspart. Durch Stillungsprämien verbunden mit besserer Schwangeren- und Wöchnerinnenfürsorge bleiben jährlich mindestens 96 000 Säuglinge mehr dem Leben erhalten. Drittens, da jedes Brustkind lebenslang dem Flaschen- und Mehlpäppelkind gegenüber hinsichtlich der Krankheits-Widerstandsfähigkeit vorteilhafter dasteht, so muß die Mutterschaftsversicherung auf eine Ersparnis zukünftiger Ausgaben an Krankheitskosten wirken. Viertens, mit der Bruststillung werden nicht nur gesündere, sondern auch geistig geweckte und leistungsfähigere Männer und Frauen aufgezogen, ein Vorteil für die betreffenden Personen in allen ihren Lebensverhältnissen, besonders aber auch für ihre Erfolge als Arbeiter. Fünftens, nicht gering ist anzuschlagen die Erhöhung der Heereskraft Deutschlands, sowohl wegen der mindestens 96 000 jährlich ersparten Säuglingstodesfälle als auch wegen des durch vermehrte Bruststillung gesteigerten Prozentsatzes an militärtauglicher Mannschaft. Die Mutterschaftsversicherung in dem vorgeschlagenen Umfang wird die Anzahl der Militärtauglichen um etwa 48 700 Mann jährlich erhöhen. Das bedeutet für den Friedensstand eine Mannschaft zu vier neuen Armeekorps und im Kriegsfalle eine Armee von über 450 000 Mann, eine gewiß politisch in die Wage fallende Stärkung der Macht des Deutschen Reiches. Wichtig für die Einführung der Mutterschaftsversicherung ist die Frage, ob die weibliche Mitgliedschaft allein die Prämien für sie tragen soll. Man hat bisher keinen Anstoß daran genommen, daß die Männer durch die höhere Kränklichkeit der

Frauen in den Krankenkassenbeiträgen mitbelastet werden. Warum sollte es bei der Mutterschaftsversicherung anders gehalten werden, wo in jedem Einzelfalle der Schwanger- und Wöchnerinnenschaft beide Geschlechter gemeinsam beteiligt waren? Das Kind ist eben nicht Frauensache allein, da zu jedem ein Vater gehört; es wäre ungerecht, die Frauenschaft allein die Beiträge zur Mutterschaftsversicherung zahlen zu lassen. Es wäre aber auch unpraktisch, da dann auf die schwächeren Schultern eine doppelte Last fiele; es wäre auch deshalb unratsam, weil dadurch wieder Sonderbeiträge und Sonderabrechnungen eingeführt würden an Stelle des einfachen Einheitsbeitrages. Tragen die Männer mit bei zu der Mutterschaftsversicherung, so ist diese auf den ganzen Lohnfonds zu verteilen. Für 20 Millionen Kassenmitglieder mit durchschnittlich 700 Mark jährlichem Lohn ergibt sich ein Lohnfonds von 14 Milliarden, der die Beiträge beizusteuern hat. Die für Mutterschutz beanspruchten Beiträge bedeuten 1 pCt. bezw. 2,1 pCt. des gesamten Lohnes. (P. Mayet, Zeitschrift für soziale Medizin 1906, Heft 3.)

Sozial- und kriminalanthropologische Beziehungen behandelte Professor A. Niceforo auf dem sechsten internationalen kriminalanthropologischen Kongreß in Turin. Um das soziale Elend zu erforschen, muß man den Menschen selbst nach naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten einer Untersuchung unterziehen. Es müssen die physischen und physiologischen, sowie die psychologischen Eigenschaften festgestellt werden. Solche Untersuchungen vermögen auch die Beziehungen aufzudecken, die zwischen sozialem Elend und Verbrechen bestehen. Zahlreiche Untersuchungen beweisen, daß die ärmeren Schichten der Gesellschaft eine physische, psychische und kulturelle Minderwertigkeit zeigen. In bezug auf Körpergröße, Gewicht, Kopfumfang usw. stehen die Kinder der Armen hinter denen der Reichen zurück. Es erhebt sich die Frage, ob diese Entartungszeichen die Ursache oder Wirkung der elenden gesellschaftlichen Lage sind, d. h. sind die Armen arm, weil sie entartet sind, oder sind sie entartet, weil sie arm sind? Die Untersuchungen haben dazu geführt, daß besonders die materiellen Lebensbedingungen, wie Ernährung, Wohnung, Gifte usw. die erwähnte Minderwertigkeit hervorrufen. Gerade in diesen physischen Wirkungen des Elends müssen die Beziehungen zum Verbrechen gesucht werden. Gewiß zeigen die Verbrecher mehr Entartungszeichen als die Armen, aber das materielle Elend erzeugt fortwährend neue Quellen für das Verbrechen, indem es Entartungen hervorruft, die vom Vater auf Sohn sich verstärken, bis sie in der Verbrecherwelt ausmünden.

Eine Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte ist von dem Vereine gleichen Namens in Leipzig gegründet worden und wird von H. Gontard (daselbst, Neumarkt 29) geleitet. Sie soll eine Sammelstelle für jede Art von genealogischem Material sein, von Personenverzeichnissen, Familiengeschichten, Lebensbeschreibungen, Stammtafeln und ähnlichen Urkunden. Der Verein, der zurzeit 452 Mitglieder zählt, hielt im November seine zweite Hauptjahresversammlung ab. Auch gibt er Mitteilungen heraus, deren zweites Heft nun erschienen ist; es enthält außer dem Bericht über die Jahresversammlung einen Aufsatz von Dr. A. Tille über Genealogie als Wissenschaft, über genealogische Quellen usw. (Zu beziehen durch den Verlag Breitkopf und Härtel in Leipzig.)



Bücherbesprechungen.



Kurt Graeser, Die Vorstellungen der Tiere, Philosophie und Entwicklungsgeschichte. Berlin 1906, G. Reimer.

Durch „die Freude am Weidwerk“ ist der philosophisch und naturwissenschaftlich vorgebildete Verfasser zu einer liebe- und verständnisvollen Beobachtung des Tierlebens geführt worden und hat unter dieser Ueberschrift ein frisch und anregend geschriebenes Buch über die Entstehung und Bedeutung der Jagdleidenschaft verfaßt, das vor zwei Jahren in dritter, vermehrter Auflage bei P. Parey, Berlin, erschienen ist und schon durch sein Deckenbild, nach des Verfassers Angaben von dem Maler Max Bernuth entworfen und einen mit einer Keule bewaffneten, eine Bärenfährte verfolgenden Vormenschen darstellend, auch den Anthropologen anzieht. Das Bild ist jedenfalls weit gelungener als die ähnlichen Versuche von Grabriel Max

und am meisten dem nach Dubois' Angaben gefertigten, in Abels „Giganten der Vorwelt“ (von mir in V, 5 d. Z. besprochen) abgebildeten Standbild des Pithecanthropus zu vergleichen. Vielleicht kommt es sogar hinsichtlich des Haarkleides, des flachen Schädels und tierischen Gesichts der Wahrheit noch etwas näher, während auf der anderen Seite, wie der Herr Verfasser selbst zugegeben hat, Fuß und Bart zu menschlich sind. Auch „der Zug der Vögel“, eine gedanken- und inhaltreiche „entwicklungsgeschichtliche Studie“ (2. Auflage, Berlin 1905, H. Walther), legt Zeugnis ab von großer Freude an der Natur und scharfer Beobachtungsgabe. Das letzte, obengenannte Werk des Verfassers verfolgt und vertieft nun die schon anläßlich des Wandertriebs der Vögel behandelte Frage nach dem Wesen und der Entstehung der Instinkte, die mit „Uebungs- und Gewohnheitsvererbung“ verdeutscht werden, wie ich schon 1892 („Die Vererbung der geistigen Eigenschaften“, Illenauer Festschrift, Heidelberg, C. Winter) die Ausdrücke „Erbübung“ und „Erbgewohnheit“ gebraucht hatte. Im ersten Abschnitt der „Philosophie der tierischen Vorstellungen“ werden diese in scharfsinniger Weise nach Entstehung, Inhalt und Bewußtsein untersucht und mit den entsprechenden menschlichen Vorgängen und Zuständen verglichen, im zweiten, „Die tierischen Vorstellungen in ihrer Erscheinung“, besonders die Instinkte behandelt und deren Wesen, Entstehen, Abändern und Erlöschen aufs eingehendste erörtert, aufs gründlichste zu ermitteln gesucht. Der folgerichtig denkende, vielerfahrene und kenntnisreiche Verfasser steht nicht auf neu-darwinistischem Boden und vermag daher die Entstehung der angeborenen Triebe, der ererbten Gewohnheiten und Fertigkeiten in viel ansprechenderer Weise zu erklären als Weismann und dessen Schüler. Die Frage, „ob die höheren Tiere zu sittlichen Vorstellungen fähig sind“, wird mit Recht dahin beantwortet, daß die unbestreitbare Ausnahmestellung, die hohe Geisteskraft und das sittliche Empfinden des Menschen „nicht auf einer wesentlichen Verschiedenheit zwischen diesem und den Tieren beruhen, sondern nur einen verschiedenen Grad der Geistesentwickelung darstellen“. Graesers Buch kann demnach nicht nur dem Naturforscher im allgemeinen, sondern ganz besonders auch dem Anthropologen empfohlen werden. Ludwig Wilser.

Wilhelm Bölsche, Charles Darwin. 2. Auflage, Leipzig 1906, R. Voigtländers Verlag. Brosch. 2 Mk.

Bölsche-Bücher bedürfen keiner Empfehlung; ihre Vorzüge sind zu bekannt. Was an ihnen zu rühmen ist, trifft ganz besonders auch auf die vorliegende Darwin-Biographie zu. Nicht nur der Lebenslauf dieses unvergleichlichen Forschers, sondern auch sein Werk finden hier eine ihrer Bedeutung angemessene Darstellung. Wir lernen den jungen Darwin im Elternhause kennen, begleiten ihn auf die Universität und auf seiner Reise um die Erde, sehen ihn die wissenschaftlichen Ergebnisse der letzteren verarbeiten und können schrittweise die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl, vom Ursprung der Arten, der Abstammung des Menschen usw. entstehen und reifen sehen. Dies alles in Bölsches vornehmer Sprache, lichtvoller Darstellung und warmherziger Begeisterung für den edlen Menschen und Wahrheitssucher Darwin bietet dem naturwissenschaftlich Gebildeten eine überaus fesselnde, genußreiche Lektüre.

Dr. Landmann.

A. Pilcz, Beitrag zur vergleichenden Rassen-Psychiatrie. Leipzig und Wien 1906, Verlag von Franz Deuticke.

Auf Grund eigener statistischer Untersuchungen und der bisherigen Beobachtungen anderer Autoren kommt der Verfasser zu folgenden Ergebnissen:

Die skandinavisch-germanischen Stämme zeigen die größte Neigung zu Depressionszuständen; bei ihnen wird auch Selbstmord am häufigsten beobachtet.

Zu den hereditär-degenerativen Geistesstörungen stellen die Juden im Verhältnis zur übrigen Bevölkerung das größte Kontingent.

Der Alkoholismus und die alkoholischen Geistesstörungen kommen vorzugsweise bei den europäischen Völkern vor. Unter diesen sind es wieder die Nordslaven und Germanen, unter denen die Alkoholpest am meisten wütet, während die Romanen sich mehr durch Mäßigkeit auszeichnen. Bei außereuropäischen Rassen scheint der Alkoholismus in bezug auf Psychosen nicht dieselben Folgen zu haben wie bei den europäischen; namentlich wird das typische Delirium viel seltener angetroffen, auch dort, wo der Alkoholismus eingeschleppt wurde.

Süchtige, d. h. Individuen, welche gewohnheitsmäßig mit Narkoticis Mißbrauch treiben, gibt es in allen Erdstrichen. Nur das Narkotikum selbst wechselt. Wo das Volksgift nicht der Alkohol ist, ersetzt ihn das Opium, der Haschisch, die Coca usw.

Endemisch und epidemisch auftretende hysterische Geistesstörungen, wie sie in früheren Zeiten in Europa bekannt waren, gibt es jetzt daselbst nicht oder kaum sporadisch. Dergleichen treffen wir aber bei niederen Rassen an, welche überhaupt zur Hysterie und auch Epilepsie mehr disponiert erscheinen.

Die progressive Paralyse stellt in ihrer erschreckenden Häufigkeit eine traurige Spezialität Europas dar. Außerhalb Europas ist sie trotz stellenweiser geradezu enormer Vermehrung der Syphilis sehr selten. Daß aber die „Zivilisation" als zweiter Faktor auch nicht zur Erklärung ausreicht, zeigen die Japaner, bei denen die Paralyse (Gehirnerweichung) gleichfalls sehr selten ist.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf hinweisen, daß in dieser, wie in ähnlichen Studien, nur z. T. von einer Rassenpsychiatrie gesprochen werden kann, namentlich bei dem Vergleich der europäischen Rassen. Hier würde es eine wichtige Aufgabe der Psychiater sein, wenn sie bei der Einlieferung der Kranken auch den anthropologischen Typus feststellten. Erforderlich wäre dazu nur die Aufnahme von Körpergröße, Kopfmaßen, Farbe von Haar, Haut und Augen. Auf diese Weise könnte man allein in exakter Weise feststellen, ob z. B. auch in den romanischen Ländern die Blonden mehr zu Alkoholismus geneigt sind als die Brünetten. Denn in den nordischen Ländern könnten auch Milieueinflüsse, wie stärkeres Wärmebedürfnis, hineinspielen und dadurch eine Rassendisposition vortäuschen.

L. Woltmann †.

Dr. Elon Wikmark, Die Frauenfrage. Eine ökonomisch-soziologische Untersuchung unter spezieller Berücksichtigung des schwedischen Bürgertums. Halle a. S., C. Marhold 1905.

Nachdem W. im ersten Teil seiner Arbeit einen Ueberblick über die zeitliche Entwickelung der — speziell schwedischen — Frauenfrage gegeben hat, geht er im zweiten Teil auf die inneren Ursachen der ganzen Bewegung ein und stellt zunächst einen prinzipiellen Unterschied zwischen der „proletarischen" und der „bürgerlichen" Frauenfrage fest. Während die erstere sozusagen eine „Mutterfrage" ist, deren Wesen in zu überwindenden, rein praktischen Schwierigkeiten liegt, ist die letztere viel komplizierteren Ursprungs. In beiden Fällen aber handelt es sich um eine städtische Kulturfrage; denn „nur in der Stadt, und vor allem in der Großstadt, tritt der raffinierte Differenzierungsprozeß ein, der als Kultur zum Vorschein kommt". Die Hauptgründe der bürgerlichen Frauenfrage, welche allein bis jetzt eine Rolle in Schweden spielt, liegen nach W. in der weiblichen Uebervölkerung der städtischen Oberschichten, welche ihrerseits auf eine relativ höherere Männersterblichkeit, auf häufigere Mädchengeburten und vielleicht noch auf die bedeutende weibliche Zuwanderung in die Städte (Dienstboten!) zurückzuführen ist. Bemerkenswert ist auch, daß die schwedische Ehelichkeit äußerst niedrig ist, während in Westeuropa auf 1000 der Bevölkerung 113 verheiratete Frauen von 15—45 Jahren kommen, gab es im Jahre 1899 in Schweden nur 88,1 auf 1000; so befindet sich gegenwärtig nur jede dritte erwachsene Frau im Ehestande.

Teil III bringt Einzelheiten über die Verteilung der Frauen auf die einzelnen bis jetzt von ihnen eroberten Berufe, wobei von vornherein zu bemerken ist, daß es sich bei dieser Frauenarbeit fast ausschließlich um Jungfernarbeit handelt. Was die Frau sucht, ist ganz vorwiegend das Amt. Sie ist Lehrerin, Krankenwärterin, Arzt, Zahnarzt, Apotheker, Heilgymnastiker geworden. Auch gibt es in Schweden weibliche Post- und Eisenbahnbeamte, Telegraphistinnen und Telephonistinnen, sowie Bankbeamte, Kontor- und Ladengehilfinnen. In allen diesen Fächern wird die Frau als fleißige und gewissenhafte Arbeiterin gerühmt; in verantwortungsvolle, leitende Stellungen aufzusteigen ist ihr jedoch — aller freien Konkurrenz zum Trotz — nicht gelungen. Die Frau leistet durchschnittlich Gutes, kann sich aber über eben diesen Durchschnitt keinesfalls erheben. Was ihr von Natur mangelt, ist die männliche Aktivität und jene Schwingungsbreite des Intellekts, welche beim Mann sowohl nach oben wie nach unten eine größere ist.

Im vierten und letzten Abschnitt geht Verfasser auf diese größere Variabilität des männlichen Wesens näher ein. In einem Mangel an dieser Eigenschaft sieht er den Kernpunkt des Frauenproblems und die Ursache, warum die Frauen-

bewegung im Prinzip gescheitert ist und notwendig scheitern mußte. W. hat hier innige Berührungspunkte mit anderen Autoren, wie Moebius und Weininger.

Der Vorzug seines lesenswerten Werkes liegt in einem sorgsam zusammengestellten Zahlenmaterial und in der ruhigen Sachlichkeit, mit welcher er seine — schwer anzufechtenden — Schlußfolgerungen zieht.

Dr. Gg. Lomer.

R. Kuczynski, Ist die Landwirtschaft die wichtigste Grundlage der deutschen Wehrkraft? Volkswirtschaftliche Zeitfragen, XXVII, 5/6. Berlin 1906, L. Simion Nachf.

Den Inhalt dieses Heftes bildet ein vom Verfasser am 1. Februar 1905 in der Berliner Volkswirtschaftlichen Gesellschaft gehaltener Vortrag und sechs Beilagen über Geschichte, Statistik und Literatur dieser wichtigen Frage. Im Oktober 1897 erschien in der „Nation" ein Aufsatz von Brentano über „Die heutige Grundlage der deutschen Wehrkraft", die seitdem die öffentliche Meinung dauernd beschäftigt hat. Wie es leider bei wissenschaftlichen Fragen so oft geht, ist der entbrannte Streit nicht immer mit der nötigen Sachlichkeit geführt worden, sondern es haben sich allerlei parteipolitische, besonders agrarische Bestrebungen hineingemengt. Da heutzutage kaum noch ein Drittel des deutschen Volkes von der Landwirtschaft lebt, wäre es mit unserer Wehrkraft schlimm bestellt, wenn sie hauptsächlich auf Ersatz aus der bäuerlichen Bevölkerung angewiesen wäre. Das Volksheer muß sich aus den Söhnen der Bauern wie aus denen der Bürger und Arbeiter zusammensetzen. Das Vorurteil, die jungen Leute vom Land seien im ganzen viel tauglicher, hat einer streng statistischen Nachprüfung nicht standgehalten. Ein wesentlicher Unterschied besteht nicht, ja es scheint sogar, als ob manchmal die Städter den Landbewohnern überlegen seien. Der sicherlich gesündere Aufenthalt im Freien wird vielfach aufgewogen durch reichlicheren Verdienst und infolge davon bessere Ernährung der Arbeiter. Das enge Zusammenwohnen in Städten hat ja zweifellos manche Gefahren; diese sind aber durch die Fortschritte der wissenschaftlichen Hygiene und der öffentlichen Gesundheitspflege wesentlich eingeschränkt worden. „Mögen die Politiker", schließt der lesenswerte Vortrag, „aus den neuen amtlichen Erhebungen Schlüsse ziehen, welche immer sie auch wollen, für die Wissenschaft und diejenigen, die sich von ihr beraten lassen, ist die Legende von der Landwirtschaft als der gegenwärtig wichtigsten Grundlage der deutschen Wehrkraft endgültig zerstört." Einsichtige Staatsmänner und Volksvertreter sollten daraus die Lehre ziehen, daß der Staat für die wirtschaftliche Entwicklung aller Stände und Berufsarten gleichmäßig sorgen, insbesondere aber den gesundheitlichen und Wohnungsverhältnissen, der leiblichen Erziehung der Jugend und der Erzielung eines gesunden und kräftigen Nachwuchses durch eine den Naturgesetzen angepaßte Ehegesetzgebung die größtmögliche Aufmerksamkeit widmen muß.

Ludwig Wilser.

W. F. Classen, Großstadtheimat. Beobachtungen zur Naturgeschichte des Großstadtvolkes. Hamburg 1906. Gutenberg-Verlag (Dr. Ernst Schultze.) 224 S. 8°. 3 Mark.

Classen führt uns in seinem Buch den harten Kampf ums Dasein des Großstadtvolkes vor Augen, namentlich das Leben der heranwachsenden Arbeiterjugend; seine Gestalten sind ungekünstelt und lebenswahr. Man wird dabei wieder einmal gewahr, wie wenig die heutige schablonenhafte Methode der Erziehung geeignet ist, wirklich zu erziehen. Unter den gleichen Umgebungseinflüssen entwickeln sich ganz verschiedene Menschencharaktere, und sie müssen alle leiden unter dem Einflusse des Uniformierens und Schematisierens. Wer da glaubt, in der großstädtischen Arbeiterbevölkerung eine homogene Masse zu sehen, der irrt sehr. Die einen bleiben in stumpfer Apathie überall zurück, in den andern regt sich ein gewaltiges Wollen; „wer ein neues Banner aufwirft, zu dem kommen die Starken zuerst. Diese Aristokraten der Masse sind es, die die Zukunft unseres Volkes in ihren Herzen und Händen tragen; in ihnen ist gute Rasse". — Der Autor befaßt sich eingehend mit der Arbeiterbewegung und verurteilt entschieden alle Bestrebungen, sie zu unterdrücken; denn hier ringt das „aus seiner alten Lebenssicherheit losgerissene deutsche Volk um neuen Boden". Es wird auf das „so stark germanische Volk von England" hingewiesen, wo „eine mächtige Arbeiterbewegung vorhanden ist", die sich früher

entwickelte als irgendwo; aber eine Masse Indifferenter vermag sie nicht an sich zu ziehen. Wie man sich auch dagegen sträuben mag: das „Milieu“ allein kann dies nicht erklären.

Der ganze städtische Zustand, sagt Classen, mit dem Zusammendrängen der Masse, der Unterdrückung der Persönlichkeit, ist an sich nicht vorteilhaft; „dazu bemühen sich noch Behörden und Arbeitgeber, den echt germanisch-demokratischen Zug der Selbsthilfe so viel wie möglich zu unterdrücken“. Aber es ist kein Zweifel, daß die „unbequemen, hartköpfigen Arbeiterführer doch einen viel höheren Menschenwert bedeuten als die fügsamen arbeitswilligen Streikbrecher“ — die asiatischen Naturen! H. Fehlinger.

Eingegangene Bücher.

(8° Format und broschiert, wo nicht anders vermerkt.)

Die Herren Mitarbeiter belieben unter den nachstehend verzeichneten Werken zu wählen und Anträge auf Ueberweisung von Rezensionsmaterial an die Redaktion zu richten.

Burdinski, Dr. Rich., Der Kampf um die Weltanschauung in Berlin. Bericht über die Vorträge des Jesuitenpater Wasmann. Berlin 1907, Rosenbaum & Hart. 42 S.

Fromer, Dr. J., Vom Ghetto zur modernen Kultur. Charlottenburg, Selbstverlag. 272 S.

Haeckel, E., Lebenswunder. Volksausgabe. Stuttgart, Kröner. 200 S. Kart. 1 Mk.

Hellwig, A., Beitrag zum Asylrecht von Ozeanien. Stuttgart, Enke. 64 S. 2 Mk.

Heim, K., Bilden ungelöste Fragen ein Hindernis für den Glauben? 2. Aufl. Ascona, Schmidtz. 19 S. 0,60 Mk.

Jacoby, G., Herders und Kants Aesthetik. Leipzig, Dürr. X und 348 S. 5,40 Mk.

Quesada, E., La facultad de derecho de Paris. Buenos-Aires, Coni Hermanos. X und 356 S. — Ders., La Crisis universitaria. Buenos-Aires, Menéndez. 53 S.

Religionsgeschichtliche Volksbücher, I. Reihe, 13. Heft; II. Reihe 7., 8., 10.; III. Reihe 8.; IV. Reihe 1., 2.; V. Reihe 4. Tübingen, J. C. B. Mohr (Siebeck.) Je 0,50 Mk.

Schemann, L., Die Gobineau-Sammlung zu Straßburg. Straßburg, Trübner. 37 S. 1,50 Mk.

Thumm-Kintzel, M., Wie erkennt man eines Menschen Wert aus seiner Handschrift? Leipzig, Paul List. 30 S. 0,50 Mk.

Vecchio, Giorgio del, I presupporti filosofici della nozione del diritto. Bologna, Zanichelli. 192 S.

Wilser, L., Stammbaum der indogermanischen Völker und Sprachen, Jena, Costenoble. 38. S. 1 Mk.

Winckler, Hugo, Die babylonische Weltschöpfung. Leipzig, Hinrichs. 36 S.

Zacharias, O., Das Plankton als Gegenstand eines zeitgemäßen biologischen Schulunterrichtes. Stuttgart, Schweizerbartsche Buchhandlung (Nägele). 98 S.

Zell, Th., Streifzüge durch die Tierwelt. Stuttgart, Kosmos. 96 S. 1 Mk.

Zernicki, E. von, Der polnische Kleinadel im 16. Jahrhundert. Hamburg, Henri Grand. 150 S. 6 Mk.

Staatsstreich oder Reformen! Von einem Ausland-Deutschen. 3 Teile, insbes.: Deutsche Justizreform der Zukunft. — Deutsche Kolonialreform. — Deutsche Finanzreform. — Derselbe: Presse und die deutsche Weltpolitik. Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Landmann, Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Thalstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VI. 3. — 1907.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Neue Arbeiten über die Vorgeschichte Europas.

Dr. Gustav Kraitschek.

Die prähistorische Archäologie ist eine junge Wissenschaft. Es ist ihren Vertretern in verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen, ein ungeheueres Tatsachenmaterial ans Tageslicht zu fördern, das teils in öffentlichen, teils in privaten Museen aufgestapelt ist und dessen Kenntnis in unzähligen Einzelpublikationen der wissenschaftlichen Welt vermittelt wurde. Diese Zersplitterung des Stoffes in der Literatur bereitet jedem, der sich mit prähistorischen Problemen beschäftigt, große Schwierigkeiten, besonders da es bisher an zusammenfassenden Werken fehlte, die in übersichtlicher und doch wieder erschöpfender Weise über den gegenwärtigen Stand der Forschung orientieren. Es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß in der letzten Zeit einige Werke erschienen sind, in denen eine Sichtung und Gruppierung des ungeheueren Materiales versucht wurde. Begreiflich ist, daß solche Arbeiten nicht einen Abschluß, sondern vielmehr einen Anfang bedeuten. In ihrem theoretischen Teil sind solche erste synthetische Versuche meist verfehlt. Trotzdem sind sie von außerordentlichem Werte für die weitere Entwicklung der Wissenschaft, da sie auch durch ihre Irrtümer die Ausgangspunkte neuer Forschungen werden und doch immerhin einen Führer abgeben, um sich in dem Chaos zurechtzufinden.

Ein solches Buch ist z. B. die Urgeschichte Europas von Sophus Müller, deren hohe Bedeutung einerseits gebührend anerkannt wurde, während andererseits gegen die darin entwickelten Ideen von mehreren Seiten Stellung genommen wurde, so von Penka in dieser Zeitschrift, von Hoernes im Zentralblatt für Anthropologie und neuerdings von Much in den Mitteilungen der Wiener anthropol. Gesellschaft. Eingehender als das genannte Buch behandelt das Werk „Der Mensch zur Eiszeit in Europa und seine Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit“ von Ludwig Reinhardt[1]) die Vorgeschichte Europas, doch beschränkt es sich, wie schon der Titel sagt, im wesentlichen auf das Steinalter. Es sei gleich vorweg bemerkt, daß das Buch hauptsächlich

[1]) Bei E. Reinhardt in München, 1906.

einen großen Fehler besitzt, der seinen Wert beeinträchtigt, nämlich den, daß der Verfasser sehr häufig dort, wo eine Sache strittig ist, wo einander mehrere Anschauungen gegenüberstehen, das Problem gar nicht erörtert, sondern sich einfach einer Ansicht anschließt, die dann in seiner Darstellung als sichergestellte Tatsache erscheint, während sie in Wirklichkeit nur eine Annahme ist und noch dazu oft auf recht zweifelhafter Grundlage ruht. Gerade in einem nicht für den eigentlichen Fachmann, sondern für weitere Kreise geschriebenen Buche ist dieses Verfahren sehr bedenklich, da ja der Anfänger und der Laie keine Möglichkeit der Kritik besitzen und so leicht Vorurteile verbreitet werden, die dem Fortschritt der Wissenschaft hinderlich sind. In der prähistorischen Wissenschaft ist heute noch fast alles, was über das Tatsächliche hinausgeht, Hypothese, es ist daher ganz und gar unzulässig, in einer allgemeinen Darstellung dieser Dinge von dem „Für und Wider" der Meinungen abzusehen und die falsche Vorstellung zu erwecken, daß man auf festem Boden stehe, wo in Wirklichkeit noch kein sicherer Tritt möglich ist. So hat z. B. bezüglich des Verhältnisses der ägäischen Kulturen zu den ost- und mitteleuropäischen die Detailforschung — und nur diese kann hier fördern — erst ganz unlängst begonnen, und es haben sich da Zusammenhänge ergeben, die mit den bisherigen Annahmen der orientalistischen Schule gar nicht stimmen wollen. Es hat nun keinen Sinn, in solchen Fällen der Verständlichkeit der Darstellung zu Liebe so zu tun, als ob alles vollständig geklärt wäre und den Zwiespalt zu verhüllen: Im Gegenteil, der Leser muß die Streitfrage kennen lernen, um sich eventuell selbst ein Urteil zu bilden, denn bekanntlich ist das Eingeständnis des Nichtwissens die Vorbedingung wirklicher Erkenntnis.

Nicht einverstanden bin ich auch mit der Art der Quellenangabe. Obwohl ich das Weglassen der Literaturzitate überhaupt für eine Unsitte halte, die dem denkenden Leser die Möglichkeit benimmt, tiefer in die Materie einzudringen und ihn dazu zwingt, in ganz unwissenschaftlicher Weise sich einer Autorität zu unterwerfen, so mag man darüber bei Darstellungen solcher Gegenstände leichter hinwegsehen, die im wesentlichen geklärt und sichergestellt sind, wie z. B. gewisse Partien der Geschichte oder der Geographie. In der jungen prähistorischen Wissenschaft ist aber dieser Vorgang entschieden zu mißbilligen, und die in manchen, durchaus nicht in allen Fällen vorkommende Nennung des Autors ist dafür kein genügender Ersatz. Wenn schon die lächerliche Furcht mancher Leser vor Zitaten unter dem Text aus buchhändlerischen Gründen berücksichtigt werden mußte, so hätten doch die wichtigeren Publikationen in einem Anhange genannt werden können.

Die einseitige Behandlung noch ungeklärter Probleme tritt gleich im ersten Abschnitte (S. 15) hervor, der dem Tertiärmenschen gewidmet ist. Reinhardt erklärt, die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahre habe unzweideutig festgestellt, daß die Stammesgeschichte des Menschen durch den Stamm der Menschenaffen hindurchführe. Man gewinnt also den Eindruck, daß diese Frage vor dem Forum der wissenschaftlichen Welt erledigt sei und kein ernst zu nehmender Gelehrter mehr an der Lösung zweifeln könne. Dem ist jedoch durchaus nicht so. Stratz z. B. lehnt in seinem am 13. Januar 1906 zu

Frankfurt a. M. gehaltenen Vortrage die Affenabstammung entschieden ab und sucht den Stammbaum des Menschen bis zu viel älteren voräffischen Formen zurückzuführen, so daß die Affen nicht als Vorfahren, sondern als Seitenverwandte der Menschen aufzufassen wären. Auf die Frage selbst kann hier natürlich nicht näher eingegangen werden, es handelte sich nur darum zu zeigen, daß die Abstammung des Menschen auch heute noch durchaus nicht zu den gelösten Problemen gehört.

Als Beweis für die Existenz des Tertiärmenschen betrachtet Reinhardt die Eolithen. Wenn es auch wahrscheinlich ist, daß wir in diesen Feuersteinstücken die ältesten menschlichen Artefakte vor uns haben, so ist doch die Zahl der Zweifler noch eine sehr große, und auch in dieser Angelegenheit ist die Diskussion noch nicht geschlossen.

Verhältnismäßig festeren Boden betreten wir bei der Erörterung des Eiszeitphänomens und der Beziehungen des Menschen zu den Glazialperioden. In der Gliederung der Eiszeit hält sich Reinhardt an Pencks Einteilung. Auf die Arrhenius entlehnte Erklärung des Eiszeitphänomens aus dem wechselnden Kohlensäuregehalt der Luft soll hier nicht eingegangen werden. Die Dauer der ganzen Quartärperiode mit ihren verschiedenen Eiszeiten schätzt der Verfasser auf viele Hunderttausende von Jahren.

Aus den Ablagerungen der ersten Zwischeneiszeit, während Elephas antiquus, Rhinoceros Merckii, Hippopotamus major, große Hirsche, Wildrinder, Antilopen und Pferde, sowie Raubkatzen, Bären und Hyänen in Mitteleuropa lebten, findet man auch die ersten Spuren des Diluvialmenschen. Rutot bezeichnet diese Kultur der ersten Zwischeneiszeit als Mesvinien (nach Mesvin in Flandern). Die Artefakte dieser Periode gleichen noch sehr den Eolithen, doch kommen gegen deren Ende, im sogenannten Strépyen die ersten mandelförmig zugeschlagenen Feuersteinkeile (coups de poings) vor. Ueberhaupt finden sich in der Fundstätte von Strépny in Belgien ganz auffallende Uebergänge von der eolithischen zur eigentlich paläolithischen Kultur.

Die erste Stufe dieser Kultur fällt in die zweite Zwischeneiszeit. Es ist die Taubachstufe oder das Chelléo-Mousterien G. de Mortillets. In den klassischen Ablagerungen des Sommetales, wo Boucher de Pertes zuerst die Werkzeuge dieser ältesten paläolithischen Kultur entdeckte, findet man die Ueberreste des Mammuts, des wollhaarigen Nashornes, des Pferdes, des Renntieres, des Urstieres, des Riesenhirsches, des Höhlenlöwen und der Höhlenhyäne. Das Monsterien fällt in dieselbe Zeit wie das Chelléen (nach Chelles sur Marne), doch gehören die kleineren, mehr blattförmigen Keile, die für die erstere Gruppe charakteristisch sind, mehr dem Süden Frankreichs an (Le Moustier an der Vézère), während die groben mandelförmigen Chelleskeile mehr im Norden dieses Landes vorkommen. Wie in Südfrankreich finden sich auch in England beide Werkzeugtypen miteinander vor. In Deutschland sind zwei Fundstätten bekannt: die Rübelander Höhlen in Braunschweig und der Kalktuff von Taubach im Ilmtale bei Weimar. Hier findet man neben Feuersteingeräten auch schon die ersten Spuren der Bearbeitung von Knochenmaterial. Die körperlichen Ueberreste des Taubachmenschen beschränken sich auf zwei Zähne.

In dieselbe Zeit gehört auch der Mensch von Krapina in Kroatien. Die Fauna von Krapina ist der von Taubach ähnlich. Die hier gefundenen Menschenknochen scheinen die Ueberreste einer Kannibalenmahlzeit zu sein. Sie stimmen in ihrer Bildung vollständig mit dem Neandertalmenschen überein. Während sich dieser geologisch nicht datieren läßt, gehören die beiden ihm nahe verwandten Schädel von Spy in Belgien sicher der diluvialen Zeit an. Hierher sind auch die Funde von La Naulette, Malarnaud, Arcy und aus der Schipkahöhle bei Stramberg in Mähren zu stellen. Man hat auf Grund der angeführten Menschenreste die Neandertalrasse aufgestellt, die mit den ungeheuren Augenbrauenwülsten, der fliehenden Stirne, dem fehlenden Kinn usw. Merkmale aufweist, die alle nach den anthropoiden Affen hindeuten.

Der letzten Zwischeneiszeit, die auf die dritte Vereisung folgt, gehört das Solutréen an, nach Solutré im Rhonetale nördlich von Lyon so genannt. Charakteristisch für diese Kulturperiode sind besonders die pointes à cran, Feuersteinspitzen mit einer Kerbe am unteren Ende, und die pointes à feuille de laurier, flache, an Lorbeerblätter gemahnende Feuersteinklingen. Die Menschen dieser Periode jagen neben anderen Tieren das Mammut, doch ist ihr Hauptjagdtier das Wildpferd, dessen bei Solutré gefundene Reste auf etwa 40000 Tiere schließen lassen. Gegen Ende der Periode werden aus Knochen und Mammutzähnen allerlei plastische Figuren hergestellt: es ist das erstemal, daß wir einer primitiven Kunsttätigkeit begegnen. Da sich die Solutréenfunde sehr oft im Löß der letzten Interglazialzeit finden, so nennt man die ganze Periode auch die des Lößmenschen. Auch finden sich bei den Herdstellen des Fundplatzes bei Willendorf in der Wachau (Nieder-Oesterreich) Rötel, Graphit und Ocker, die wahrscheinlich der Körperbemalung dienten. In diese Zeit gehören auch noch andere Fundstellen Nieder-Oesterreichs in der Nähe von Krems (Zeiselberg und Hundssteig). Auch Mähren ist reich an Spuren des Lößmenschen. Hierher sind die Fundstätten von Joslowitz, Brünn und Předmost bei Prerau zu stellen.

Die allerdings spärlichen Skelettreste von Menschen aus dieser Zeit weisen zwar noch große Aehnlichkeiten mit der Neandertalrasse auf, zeigen aber doch schon Merkmale höherer Entwicklung, wie ein entwickelteres Kinn und die Spuren des funktionellen Einflusses der Musculi genioglossi, die auf eine höhere Sprachfähigkeit hindeuten. In Předmost, das durch das Zeugnis seiner Fauna, die das Renntier, den Moschusochsen, den Eisfuchs usw. enthält, schon mehr gegen das Ende der Zwischeneiszeit gewiesen wird, finden sich das erstemal häufiger wirkliche Werkzeuge aus Knochen und Elfenbein, Spatel, Pfriemen, Spitzen. Auch hier kommen verschiedene Farbstoffe vor.

Die Weiterentwicklung der Předmoster Kultur finden wir in den ebenfalls der ausgehenden letzten Zwischeneiszeit angehörigen Höhlen von Lourdes, Arudy, Mas d'Azil, Brassempuy im südlichen Frankreich, sowie in den Grotten um Mentone an der Riviera. Hier fanden sich Darstellungen von steatopygen Weibern, deren eine unter dem Namen „Venus von Brassempuy" bekannt ist. Ob ihre Verfertigung wirklich eingewanderten Urafrikanern zuzuschreiben ist, mag wohl billig bezweifelt werden, wenn auch das Merkmal der Steatopygie auf afrikanische Vorbilder hinweist. Nach derselben Richtung deutet auch

der Fund negroider Skelette in der roten Grotte bei Mentone (Grimalditypus Verneaus).

In die Mammutzeit Westeuropas fällt auch der Beginn der Zeichenkunst diluvialer Jägerstämme, die in der nächstfolgenden Periode, im Magdalénien, so Bedeutendes hervorgebracht hat. Besonders bemerkenswert sind die der letzteren Periode angehörigen Höhlenzeichnungen von Altamira in Spanien, Combarelles, Les Eyzies, Font-de-Gaume in Südfrankreich u. a. m. Besonders interessant sind die auf S. 126 und S. 127 abgebildeten Zelte der Magdalénien-Menschen, die ein deutliches Zeugnis dafür ablegen, daß diese nicht mehr auf einer so tiefen Kulturstufe standen wie etwa Buschmänner oder Australier.

Diese letzte Phase des Paläolithikums, die man als Renntierzeit oder Magdalénien bezeichnet, fällt in die beginnende Nacheiszeit, während welcher der Mensch sich allmählich von Südfrankreich aus wieder über Mitteleuropa ausbreitete. Er ist repräsentiert durch die Rasse von Cro-Magnon, an der sich keine primitiven Merkmale mehr beobachten lassen. Charakterisiert ist die Hinterlassenschaft dieser Epoche hauptsächlich durch das Auftreten zahlloser Geräte aus Knochen und Horn, zu denen das Renntier das Material lieferte. Der Stein, und zwar ausschließlich Feuerstein, findet auch jetzt noch reichliche Verwendung, doch ist seine Bearbeitung bei weitem nicht mehr so sorgfältig als früher. Die Steinwerkzeuge sind meist klein, länglich, unansehnlich. Bei den Geräten aus Bein und Horn macht sich das Streben nach Verzierung in außerordentlichem Maße geltend und wir finden nicht nur die Jagdtiere jener Zeit, sondern selbst Menschen darauf dargestellt. Die Wände der oben genannten Höhlen sind wahre Bildergallerien, in denen man aus älterer Zeit meist Renn und Mammut, aus jüngerer meist Büffel und Wildpferd abgebildet findet.

Neben der figuralen Verzierung der Geräte darf jedoch eine andere, rein lineare, die auch Spiralen, Kreise, Wellenlinien und Rauten umfaßt, nicht vergessen werden, die eine gewisse Verwandtschaft mit der neolithischen Dekorationsweise zeigt. Es ist ein ansprechender Gedanke Salomon Reinachs, die bildlichen Darstellungen dieser Periode auf das Bestreben abergläubischer Jäger zurückzuführen, ihr Wild zu behexen. Die Magdalénienkultur erscheint auf weite Strecken hin sehr ähnlich, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Kultur in Westeuropa, speziell in Südfrankreich eine viel größere Höhe erreichte als im Norden und Osten, wo insbesondere die künstlerischen Darstellungen viel seltener sind.

Während wir der von Reinhardt vorgetragenen Darstellung der paläolithischen Kulturen im großen und ganzen zustimmen konnten, wenn auch ihre Parallelisierung mit den Phasen der Eiszeit noch manchem Bedenken unterliegt, müssen wir jedoch gegen seine Auffassung der Uebergangserscheinungen, die von der paläolithischen zur neolithischen Epoche hinüberleiten, entschieden Stellung nehmen. Seine schon gerügte Gepflogenheit, über Probleme hinwegzugleiten und fragliche Theorien als bewiesene Tatsachen hinzustellen, macht sich hier in besonders störender Weise bemerkbar. Wer Reinhardts Darstellung gläubig folgt, kommt zu der Ansicht, daß die Herleitung der neolithischen Kultur des mittleren und nördlichen Europas aus den alten Kulturländern Mesopotamiens eine archäologisch bewiesene

Tatsache sei, obwohl gerade das vor kurzem erschienene Werk Sophus Müllers, des konsequentesten Vertreters der orientalistischen Schule, deutlich gezeigt hat, wie hinfällig die Argumente sind, die dafür ins Feld geführt werden können. Es hätte hier unbedingt gesagt werden müssen, daß von anderen Gelehrten, unter denen besonders Penka und Much zu nennen sind, die Ansicht vertreten wird, daß die Weiterentwicklung der paläolithischen Kultur zur neolithischen im Norden Europas sich im wesentlichen selbständig vollzogen hat, wenn man auch die Herkunft einiger Kulturgüter aus dem Süden nicht in Abrede stellen kann, die ja immerhin — ein Beweis dafür liegt aber nicht vor — zum Teil aus dem Euphratlande stammen können. Es scheint hier ein sehr merkwürdiger Fall einer Art wissenschaftlicher Hypnose vorzuliegen, die etwa auf folgende Weise zu erklären ist: Asien hat von alters her Anspruch darauf, als die Wiege des Menschengeschlechtes betrachtet zu werden, das gibt die Grundstimmung. Dazu kommt die Tatsache, daß in Mesopotamien bezw. Aegypten tatsächlich sehr früh Bodenkultur betrieben wurde und sich höhere Lebensformen entwickelten. Diese Umstände genügen zur Motivierung der Annahme, daß Europa in jeder Hinsicht während der ganzen vorgeschichtlichen Zeit von Babylonien und dem Nillande abhängig war, wie das bei Müller in besonders schroffer Weise zum Ausdruck kommt. Wer einmal dieser Suggestion verfallen ist, kann sich davon nicht mehr freimachen, mögen die Tatsachen auch das Gegenteil beweisen. Ist nun ein Vertreter dieser Richtung ein scharfer Beobachter und genauer Kenner des Materiales, so kann man ihn aus seinen eigenen Schriften widerlegen, indem die dort dargestellten Tatsachen gerade das Gegenteil dessen beweisen, was er auf Grund seiner vorgefaßten Meinung annimmt. So wird z. B. der unbefangene Leser von Müllers nordischer Altertumskunde oder der Ordning of Danmarks Oldsager unwillkürlich zu dem Schlusse geführt, daß sich die neolithische Kultur Südskandinaviens aus der der Kjökkenmöddinger entwickelt habe, und ist dann sehr erstaunt, wenn er erfährt, daß der Fortschritt auf die Einwanderung eines fremden, aus dem Süden gekommenen Volkes zurückzuführen sein soll, wie ja auch die in den Kjökkenmöddingern vorliegende Kulturphase schon durch geheimnisvolle Einflüsse aus den östlichen Mittelmeerländern bedingt worden sein soll. Müller führt als Beweise für letztere Behauptung besonders das Vorkommen des Hundes in den Kjökkenmöddingern an, der vom Schakal abstammt, und die Aehnlichkeit der dänischen Gefäße dieser Zeit mit denen Aegyptens. Sehen wir uns diese Argumente näher an. Die Herkunft des Hundes der Kjökkenmöddinger vom Schakal wird von Herulf Winge bezweifelt, Woldrich und Studer glauben diluviale Wildhunde Europas als Vorfahren des zahmen Hundes in Anspruch nehmen zu können. Daß man unter solchen Umständen das Vorkommen des Hundes in den Kjökkenmöddingern als einen Beweis für deren Beziehungen zu Aegypten betrachten soll, ist wohl etwas viel verlangt. Die unten runde oder zugespitzte Form der Tongefäße erklärt Much in seiner neuesten Arbeit[1]) auf ganz zwanglose

[1]) Trugspiegelungen orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nordeuropas, Mitteilungen der anthropol. Gesellsch. in Wien, XXXVI, S. 57. Nach

Weise aus dem unebenen und lockeren Boden, der am nordischen Strand und auf den Muschelhaufen ebenso vorhanden war wie in der ägyptischen Wüste; wie denn oft ähnliche Verhältnisse ähnliche Folgen bedingen. Daß man überhaupt aus vereinzelten Aehnlichkeiten einfacher Objekte nicht gleich auf Entlehnung schließen dürfe, beweist Much durch zahlreiche Parallelen zwischen Amerika und der alten Welt. Mit Recht bemerkt er auch, daß bei so lockerem Gefüge der Bevölkerung, wie wir sie für die Kjökkenmöddingerzeit voraussetzen müssen, Kulturwellen aus fernen Gegenden schwer zu begreifen sind.

Sind also schon die Beweise für die Herleitung der Kjökkenmöddingerkultur von den südöstlichen Mittelmeerländern sehr zweifelhafter Natur, so wird es angesichts der Funde von Maglemose, über die ich in dieser Zeitschrift berichtet habe[1]), fast zur Gewißheit, daß die fragliche Kulturstufe von einer verwandten älteren Kultur, die besonders in der Umgebung der Ostsee vertreten ist, nicht getrennt werden darf. Diese Maglemosekultur fußt nun, wie uns Sarauw versichert, wieder in der der Renntierzeit, so daß sich also die Kjökkenmöddinger wie auch das Campignien als ein Ausläufer dieser letzteren darstellen, was ja von vorneherein viel wahrscheinlicher ist, als die Herleitung vom fernen Aegypten oder Mesopotamien. Während für diese so schwache Beweise vorliegen, hat Sarauw seine Ansicht durch die Beibringung sehr zahlreicher und treffender Analogien zwischen den betreffenden Kulturepochen belegt. Man hat also hier die Wahl zwischen Scheingründen, die ein Vorurteil stützen sollen, und wirklichen Beweisen, die, wenn sie auch keine unbedingte Sicherheit bieten, doch von ganz anderer Kraft sind als die gegnerischen.

Schon die Außerachtlassung der erwähnten Arbeit Sarauws deutet darauf hin, daß Reinhardt in dieser Frage das Material nicht vollständig beherrscht. Es sind ihm daher auch einige Verstöße unterlaufen. So ist es falsch, daß der Tundrenflora im Norden eine Fichtenflora folgte. Es handelt sich hier nicht um die Fichte, sondern um die Kiefer[2]). Wenn er den Menschen der Kjökkenmöddingerzeit in der Fichten-, soll heißen Kiefernperiode, einwandern läßt, so ist das wohl richtig, doch fallen die Kjökkenmöddinger in die Eichenzeit; Maglemose allerdings, von dem aber Reinhardt nichts zu wissen scheint, gehört der Kiefernperiode an.

Das Getreide freilich, das im Campignien Frankreichs sicher nachgewiesen ist und im Norden in den ältesten eigentlich neolithischen Schichten auftritt, ist wohl keine Errungenschaft des Nordens, sondern wahrscheinlich von Südfrankreich aus verbreitet worden, wo es nach Piette schon im Renntierzeitalter angebaut worden zu sein scheint (Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen). Woher es dorthin kam, darüber wissen wir absolut nichts und können nur auf Nordafrika, eventuell auf Vorderasien raten. Die Ackerunkräuter (Silene cretica und Centaurea cyanus) weisen nur ganz allgemein nach den Mittelmeerländern, ohne uns einen bestimmten Anhaltspunkt für die Herleitung

---

Vollendung dieses Aufsatzes in erweiterter Form als Buch erschienen (Jena 1907, Costenoble).

[1]) Jahrg. IV, S. 190.

[2]) Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertume, 1905.

unserer Getreidearten zu geben[1]). Auch in der spätpaläolithischen, nicht mehr diluvialen Fundschichte des Asylien finden sich deutliche Spuren des Getreidebaues sowie von Obstkultur. Es scheint, daß das Asylien, wie auch Reinhardt annimmt, nicht vom Magdalenien herzuleiten sei und auch Hörnes hält die Menschen des Asylien „für ganze oder halbe Fremdlinge auf dem Boden Südfrankreichs". Vielleicht bestehen hier Beziehungen zu Oberitalien. Damit sind wir aber auch hier am Ende. Wir wissen nichts über die Beziehungen des Asylien zu südlichen oder östlichen Kulturen, ferner fehlt jede Brücke zu den nördlichen Kulturen des Campignien und der Kjökkenmöddinger. Geben wir uns also keinen Täuschungen hin: Eine Einwirkung südlicher oder östlicher Kulturen auf die nordischen Uebergangsfunde ist nach unseren jetzigen Kenntnissen keineswegs erweisbar, und alles, was in dieser Sache vorgebracht wurde, sind reine Vermutungen, die keine Beweiskraft besitzen.

Nun wäre allerdings noch eine Möglichkeit vorhanden: In das paläolithische Europa zogen die neolithischen Stämme mit ihrer hochentwickelten Kultur ein, ließen sich neben und zwischen den paläolithischen Horden nieder, worauf diese allmählich von den Neuankömmlingen lernten und langsam selbst zur neolithischen Kultur übergingen. Ich muß gleich vorweg bemerken, daß ich mich in allen Werken, wo diese Ansicht vertreten wird, vergeblich um einen wirklichen Beweis dafür umgesehen habe. Es ist immer wieder dieselbe Argumentation: Der Süden muß höher entwickelt gewesen sein, darum muß jeder Kulturfortschritt von dorther gekommen sein. Man vergißt dabei ganz, daß gerade schwierigere Lebensbedingungen einen mächtigen Anstoß zu Erfindungen geben. Die Dinge stehen also so, daß wir im Norden eine ganze Reihe von unzweifelhaften Uebergangserscheinungen zum Neolithikum vor uns haben, von denen Müller selbst sagt, daß es sich um eine zusammenhängende Entwicklung handle, während bisher im Süden solche Uebergänge nicht sicher nachgewiesen sind[2]), womit allerdings noch nicht gesagt ist, daß sie nicht existieren. Warum sollen wir also die Bedeutung der wirklich vorhandenen Uebergangserscheinungen im Norden herabdrücken, nur einer rein hypothetischen Konstruktion zuliebe, die sich nicht beweisen läßt. Ich habe in meiner schon zitierten Arbeit „neue Forschungen über die nordische Urzeit" auch auf die Widersprüche anthropologischer Art hingewiesen, zu denen die Annahme einer Einwanderung der Neolithiker Nordeuropas aus dem Süden führen würde und will hier nochmals kurz darauf zurückkommen. Wären die Träger der neolithischen Kultur, durch die die Bewohner des Nordens mit den Segnungen dieser Kultur beglückt wurden, wirklich aus dem Süden gekommen, so müßte die ganze menschenleere Hiatuszone, die sich südlich von den Gebieten ausdehnte, wo die Kultur von Maglemose zur Entwicklung gelangt ist, von Menschen der dunklen kleinwüchsigen Mittelmeerrasse besetzt worden sein, die dann auch in die

---

[1]) Much, Heimat der Indog., II. Aufl., S. 223.

[2]) Die an die Kjökkenmöddingerartefakte erinnernden Funde von Rivole und Breonio hält Pigorini selbst nicht für Uebergangserscheinungen, und gerade für sie scheint das zu gelten, was man für Dänemark glaubte annehmen zu müssen (Boll. di paletnol. Italiana 1902, S. 158 ff.).

Sitze der Kjökkenmöddingermenschen eindringend, diese nicht nur kulturell, sondern auch physisch so beeinflußt haben müßten, daß es sich nicht erklären ließe, warum gerade hier im südlichen Skandinavien und im angrenzenden Norddeutschland das Ausstrahlungszentrum des homo Europaeus in seiner unvermischten Form gelegen war. Da ferner die Kjökkenmöddingerkultur ihre südlichste Grenze an der Kieler Föhrde hat, so wäre an eine der südlichen Einwanderung nach Mitteleuropa entgegengesetzte aus Norden, die dann die Ausbreitung des homo Europaeus bewirkt hätte, erst nach vollständiger Rezipierung der neolithischen Kultur durch diesen zu denken. Es müßten also zwei neolithische Schichten in Nord- und Mitteleuropa übereinander liegen, eine ältere mediterrane und eine jüngere nordische, die wir deshalb annehmen müßten, da wir ja sicher wissen, daß alle alten arischen Völker, die diese Gegenden bewohnten, im wesentlichen der nordischen Rasse angehörten. Von alledem findet sich aber keine Spur. Im Gegenteil zeigen gerade die nordischen Länder, sowie das nördliche Mitteleuropa eine ausgesprochen einheitliche Entwicklung ihrer neolithischen Kultur von primitiven Anfängen zu hoher Vollendung, so daß wir unmöglich an eine so gekünstelte Erklärung denken können.

Reinhardt scheint nun allerdings nicht an Mittelländer, sondern an dunkle Brachycephale zu denken und diese als Verbreiter der neolithischen Kultur zu betrachten, bleibt uns dafür aber den Beweis ganz und gar schuldig, denn der Umstand, daß in neolithischer Zeit Brachycephale auftreten, kann als solcher nicht betrachtet werden, ebensowenig wie das Vorkommen brachycephaler Schädel in bronzezeitlichen Gräbern ein Beweis dafür ist, daß ein brachycephales Volk die Bronze importiert habe. Das sind oberflächliche Schlüsse, die in der Prähistorie schon genug Schaden angerichtet haben. Auf S. 315 spricht Reinhardt allerdings wieder von langköpfigen Neolithikern, die von Südosten vordringen. Die ganze einleitende Partie über die neolithische Kultur ist überhaupt recht unklar gefaßt und man weiß am Schluß nicht, ob diese durch eingewanderte Stämme oder durch Händler verbreitet worden sein soll (vergl. S. 238 und 247).

Den angeblichen Einwirkungen des Südostens auf die neolithische Kultur Nordeuropas geht Much in seiner oben zitierten Arbeit scharf zu Leibe und hat damit eine vortreffliche Ergänzung zu seiner Heimat der Indogermanen geschaffen. Much zeigt an einer ganzen Reihe von Beispielen, wie sich zahlreiche neolithische Geräte fortgeschrittener Form in lückenloser Reihe auf einfache einheimische Formen zurückführen lassen, so daß man nirgends das Eindringen fremder Vorbilder beobachten kann. Die Steinzeitäxte mit ausgeschweifter Schneide hält er nicht für Nachbildungen von metallenen Vorbildern, wie z. B. von Müller angenommen wurde, sondern meint mit Recht, daß hier die natürliche Beschaffenheit des Feuersteines bestimmend eingewirkt habe; liefern doch dafür die Skivespalter den besten Beweis. Der Dolch ist aus der Speerspitze hervorgegangen und wir können auch hier eine Entwicklungsreihe bis zu den vollendetsten Formen aufstellen. Auch den Flintdolch, bei dem Blatt und Griff aus einem Stück bestehen und den Müller auch für eine Nachbildung eines Bronzedolches hält, erklärt Much als unabhängig von metallenen Vorbildern entstanden und beweist die Möglichkeit dieses Vorganges schlagend durch die Ab-

bildung eines den nordischen Formen nahe verwandten amerikanischen Stückes, bei dem von metallenen Vorbildern keine Rede sein kann. Auch auf das Schleifen des Steines ist man in anderen Kulturkreisen, z. B. in der Südsee selbständig gekommen; warum sollten denn gerade die Bewohner Nordeuropas so gottverlassen gewesen sein, daß sie niemals aus sich heraus einen solch einfachen Fortschritt machen konnten? Sagt doch auch Reinhardt, daß abgeschliffene Bachgeschiebe als Vorbilder gedient haben mögen. Warum das nur im Süden möglich gewesen sein solle, wird niemand einsehen können. Die in der nordischen Steinzeit so häufige Durchbohrung der Steinäxte ist schon im Paläolithikum vorgebildet in den durchbohrten sogenannten Kommandostäben aus Renntiergeweih.

Bezüglich der geometrischen Dekorationsweise der neolithischen Gefäße habe auch ich in meinem öfter zitierten Aufsatze die Vermutung ausgesprochen, daß sie ihre Wurzeln in den Verzierungen der Horn- und Beingeräte haben, wie sie sich in Maglemose fanden. Much ist derselben Ansicht und weist nach, daß ähnliche Ornamente schon in der Renntierzeit vorkommen. Eine Herleitung dieser Ornamentationsweise aus dem Oriente ist also in keiner Weise gerechtfertigt. Der einzige Grund, der dafür angeführt werden könnte, ist nur der, daß sie im Gebiete des ägäischen Meeres auch vorkommt, und das ist keiner. Wir haben eben wieder nur einen Fall des „mirage oriental“ vor uns. Man sieht also aus den angeführten Beispielen, wie schwach es um die Beweise für den südöstlichen Ursprung der neolithischen Kultur steht und daß Reinhardt daher sehr übel daran getan hat, sich dieser Anschauung so bedingungslos anzuschließen, was um so mehr zu verwundern ist, als auch er die blonde nordische Rasse, die er mit den Indogermanen identifiziert, für die begabteste hält. Auf seine Stellung in der Haustierfrage will ich hier nicht näher eingehen, doch sei bemerkt, daß auch hier die Arbeiten Muchs (Heimat der Indogermanen) vollständig außer acht gelassen sind[1]), was als ein entschiedener Fehler zu bezeichnen ist.

Sehr eigentümlich ist die Stellung Reinhardts zur Nephritfrage. Obwohl es ihm vollständig bekannt ist (S. 192), daß der Nephrit und seine Verwandten in Europa vorkommen und hier verarbeitet wurden, spricht er doch S. 261 von der „Tatsache“ (!), daß diese Gesteinsarten in ferner Vorzeit vom Kuenlungebirge durch Tauschhandel nach Europa gekommen sind. Eine solche Behauptung ohne jeden Beweis als Tatsache zu bezeichnen, ist wohl ein starkes Stück. Auch hier rächt sich wieder die Nichtbeachtung des Muchschen Buches, in dem (2. Aufl. S. 65) ausgeführt wird, daß die mikroskopische Struktur des Nephrites unserer prähistorischen Beile sich von jener des asiatischen in vollkommen bestimmbarer Weise unterscheide. Die ganze Frage ist vor kurzem von Hedinger im Globus (89, Nr. 23, das Ende der Nephritfrage) ganz im Sinne der Muchschen Anschauungen behandelt worden.

Ebensowenig wie für die Einführung der neolithischen Kultur aus Südosten lassen sich stichhaltige Beweise dafür beibringen, daß

[1]) Besonders sei hier auf die Deutung der Figuren des Vaphio-Bechers im Sinne einer Domestizierung wilder Rinder hingewiesen, die nach den Ausführungen Muchs auf S. 277 (2. Aufl.) nicht mehr aufrecht erhalten werden kann.

das Kupfer und die Bronze aus diesen Gegenden stammen. Die Möglichkeit allerdings ist vorhanden, daß es sich so verhalten habe, bewiesen aber ist es nicht und es ist ganz und gar nicht ausgeschlossen, daß die vorgeschichtlichen Bewohner Europas selbständig, vielleicht an verschiedenen Punkten auf die Verwendung des Kupfers als Nutzmetall gekommen[1]) sind. Reinhardt sagt, daß die jüngere Steinzeit in Vorderasien etwa im Jahre 4000 zu Ende gewesen sei, in Mitteleuropa aber erst um die Mitte, in Nordeuropa endlich erst zu Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends. Dagegen ist zu bemerken, daß ein so großer Zeitraum von 500 Jahren nicht gut zwischen der Ausbreitung des Metalles in Mittel- und Nordeuropa gelegen sein kann, da bei dem ja immerhin anzunehmenden Handel zwischen den einzelnen benachbarten Gebieten unter solchen Umständen die außerordentliche Gleichförmigkeit der Kupfergeräte unerklärlich wäre. Es müßten sich im Norden neben primitiven Formen einheimischer Herkunft schon vorgeschrittene Formen aus der südlichen Nachbarschaft finden, was durchaus nicht der Fall ist, da hier, wie überall sonst, die Kupferzeit mit ganz einfachen, den Steingeräten nachgebildeten Beil- und Dolchformen beginnt, die nach und nach immer vollkommener werden, so daß sich z. B. eine vollständige Entwicklungsreihe vom einfachen Flachbeile bis zu den kunstvollsten Beilformen nachweisen läßt. Daß es sich hier wirklich um die fortschreitenden Phasen einer einheitlichen Entwicklung handelt, hat Montelius sicher nachgewiesen, da mit der Vollendung der Formen eine stete Steigerung des Zinngehaltes Hand in Hand geht, so daß die einfachsten Formen aus reinem Kupfer bestehen, die entwickeltsten aber aus der klassischen Bronzemischung. Aehnliches gilt auch für andere Länder Europas. Dadurch wird auch die Annahme von der Importierung der Bronze in fertigen Stücken in alle Länder Europas, an dem auch Reinhardt festhält, sehr unwahrscheinlich.

Die Ausbreitung des Metalles hat also sicher nicht so riesige Zeiträume in Anspruch genommen, wie Reinhardt, wohl auch hier wieder Müller folgend, glaubt, sondern die Kenntnis desselben muß sich, vielleicht von verschiedenen Zentren aus, verhältnismäßig schnell über Europa ausgebreitet haben, wie ja auch Montelius annimmt, daß die Kenntnis des Kupfers nach dem Norden gedrungen sein muß, bevor der Gebrauch des ungemischten Kupfers in den südlichen Teilen Europas aufgehört hatte. Ob die Ansetzung des Jahres 4000 für den Beginn der babylonischen Kupferzeit richtig ist, kann ich nicht sagen, doch halte ich die Ansetzung des Beginnes der europäischen Kupferzeit auf das Jahr 2500 bezw. 2000 für viel zu niedrig. Hauptsächlich führt mich dazu folgende Erwägung: Forrer hat in Oberägypten, und zwar in Achmim, Naqada usw., eine Reihe von Hockergräbern geöffnet, deren in die beginnende Kupferzeit fallendes Inventar eine so auffallende, bis ins einzelne gehende Analogie mit den der gleichen Periode angehörigen Funden Europas aufweist, daß es sich hier unmöglich um zufällige Uebereinstimmungen handeln kann, sondern ein innerer Zusammenhang angenommen werden muß. Zeit-

[1]) Much, Kupferzeit, 2. Aufl. 1893. Hampel, Neue Studien über die Kupferzeit, Zeitschr. f. Ethnol. 1896, S. 56 ff.

lich können diese parallelen Erscheinungen nicht beträchtlich auseinander liegen, so daß also durch eine Datierung der ägyptischen Hocker auch die europäischen annähernd festgelegt wären. Während nun Forrer und Petrie die frühmetallischen Hockergräber Aegyptens in die der Aera des Menes vorangehenden zwei Jahrtausende verlegen, hält sie Chantre im wesentlichen nicht für prähistorisch und prädynastisch, da man in solchen Gräbern auch Königsstelen fand. Sie fallen also spätestens in den Beginn der ägyptischen Königszeit, reichen aber z. T. noch weiter zurück. Nehmen wir nun für den Beginn der ägyptischen Königszeit mit Ed. Meyer das Jahr 3180 an, so kommen wir mit dem Beginn der europäischen Kupferzeit etwa auf die Mitte des vierten Jahrtausends, ein Schluß, der unanfechtbar ist, wenn die von Meyer angenommene Zahl richtig ist.

Obwohl ein sicheres Anzeichen für die Lokalisierung des Ursprunges der europäischen Metalltechnik nicht vorliegt, so ist doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sie vom Oriente ausgegangen ist, doch müßte das in einer sehr frühen Zeit geschehen sein, als eben die orientalischen Länder selbst nur ganz primitive, Steinvorbildern nachgemachte Metallgeräte hervorbrachten. Es gilt hier dasselbe, was früher über das Verhältnis von Mittel- zu Nordeuropa gesagt wurde. Es ist ganz unmöglich, daß der Orient bei vorgeschrittener Kultur nur die primitiven Stücke der Anfangszeit exportierte und die besseren Objekte vom Export einfach ausgeschlossen waren[1]). Ist nun auch vielleicht die Anregung zur Verwertung des Metalles aus Vorderasien nach Europa gekommen, so ist jedenfalls der Einfluß des Orientes auf die spätere Entwicklung der europäischen Metallkultur überschätzt worden. Much hebt hervor, daß der Orient in der Entwicklung der Metallbeile zurückblieb und an der Form des übrigens teilweise vom europäischen abweichenden Flachbeiles festhielt, während sich in Europa selbständig aus dem Flachbeile die Hohlbeile, sowie die Grat- und Lappenbeile entwickelten, die im Oriente fehlen. Bezüglich der nordischen Bronzezeitprovinz bemerkt sogar Müller, daß selbst die große Spiralbronzezeit nichts enthalte, was vollständig mykenisch ist, nicht ein einziges eingeführtes Stück, nicht ein einziges unverändertes Detail oder irgend etwas, was sich als eine unmittelbare oder gleichartige Fortsetzung bezeichnen ließe[2]). Daß man nicht gezwungen ist, die Spirale der nordischen Bronzezeit von der Mykenägruppe abzuleiten, hat Much in seiner Heimat der Indogermanen schlagend nachgewiesen, da die Spirale in Mittel- und Südosteuropa bis in die Steinzeit zurückgeht.

Die mykenische Kultur selbst ist nun durchaus auch nicht etwa orientalischen Ursprungs, sondern auf einer europäischen Grundlage erwachsen und nur vom Orient beeinflußt. Hervorgegangen ist sie wohl aus der sogenannten ägäischen Kultur, die einige Forscher thrakischen Stämmen zuzuschreiben geneigt sind. Diese über das ganze Gebiet des ägäischen Meeres ausgebreitete vormykenische Kultur scheint, wie Hubert Schmidt[3]) ausführt, ihr Zentrum in Siebenbürgen

---

[1]) Much, Heimat der Indogermanen.
[2]) Much, Trugspiegelung.
[3]) Zeitschr. f. Ethnologie 1904, S. 608, Troja, Mykene, Ungarn.

zu haben, was ja auch mit der Lehre von den thrakischen Wanderungen trefflich stimmt. Er stellt sich dabei auf den Standpunkt, daß alles, was in den Donau- und Balkanländern neolithisch ist, älter sein müsse als die Inselkultur. Auch für die mykenische Vasenmalerei betrachtet er die bemalte Keramik Mitteleuropas, die der ausgehenden Steinzeit und der Kupferzeit angehört, als Voraussetzung, wie es ähnlich schon Much in seinem Indogermanenbuche getan hat. Daß die ägäisch-mykenische Kultur auf europäischer Grundlage erwachsen ist, geht auch daraus hervor, daß sich in ihrem Gebiete chaldäische oder ägyptische Objekte sogleich als fremder Import bemerkbar machen[1]). Man kann überhaupt nicht verstehen, warum die europäischen Völker die Vorbilder für alle ihre Arbeiten dem Orient hätten entlehnen sollen, da sie doch selbst eine reichere Phantasie besaßen als die Orientalen; sagt doch auch Montelius, daß der Norden und überhaupt Europa einen schlagenden Kontrast zu Asien bilde durch die typologische Lebendigkeit in den bronzezeitlichen Artefakten[2]). Auch die kaukasische Metallkultur hat ihren Ausgangspunkt nicht im benachbarten Mesopotamien, sondern ihre Wurzeln sind in Ungarn zu suchen, von wo wahrscheinlich ebenfalls thrakische Stämme die Anfänge der Metallkultur nach dem fernen Osten verpflanzten[3]).

Man wird nach alledem zugeben, daß Reinhardt auch in der Frage des Auftretens der Metalle eine recht einseitige Stellung einnimmt und auch hier wieder einer durchaus nicht leichtsinnig aufgestellten Anschauung das unverdiente Schicksal vollständiger Ignorierung zuteil werden läßt.

Reinhardt nimmt als Heimat der Indogermanen die westbaltischen Länder an, ohne jedoch diese Hauptfrage der Paläethnologie Europas, näher zu behandeln. Was hier vorgebracht wird, könnte dieser Theorie wohl keine Anhänger gewinnen. Er bringt es auch über sich, über diese Dinge zu schreiben, ohne die Namen Penkas, Muchs, Wilsers in diesem Zusammenhange nur zu nennen. Die Darstellung macht auch hier wieder den Eindruck, als ob es sich um eine längst bekannte Theorie handelte, die so allgemein angenommen ist, daß man ihre Urheber nicht mehr zu nennen braucht. Sehr unwahrscheinlich ist es auch, daß wir in den Erbauern der megalithischen Bauten „Urgermanen" vor uns haben. Reinhardt nimmt selbst Schweden als Heimat der Germanen an. Ist es da denkbar, daß sich zwischen den südlich der Ostsee lebenden Germanen, die schon zur Steinzeit auswanderten und den auf der skandinavischen Halbinsel zurückgebliebenen eine solche Verwandtschaft der Sprache erhalten hätte, wie sie zur Völkerwanderungszeit tatsächlich noch bestand (Penka, Heimat der Germanen)? Daß die Erbauer der Megalithen Indogermanen waren, können wir wohl auf Grund der heutigen Forschungen behaupten, daß es aber Germanen waren, dafür liegt nicht der geringste Beweis vor.

Auch mit der Behandlung des Rassenproblemes durch Reinhardt bin ich nicht ganz einverstanden. Daß er die blonde nordische Rasse

---

[1]) Michaelis, Origine degli Indo-Europei.

[2]) Montelius, Chronologie der älteren Bronzezeit, Archiv für Anthropol. 25, S. 443 ff.

[3]) Wilke, Archäol. Parallelen aus dem Kaukasus und den unteren Donauländern, Zeitschr. f. Ethnolog. 1904, S. 39 ff.

als einen durch die Einwirkungen der Eiszeit differenzierten Zweig der großen mittelländischen Rasse auffaßt, ist erfreulich, doch wäre die unglücklich gewählte Bezeichnung „kaukasische Rasse“ besser weggeblieben, da sie einer der irreführendsten Ausdrücke auf anthropologischem Gebiete ist. Das zeigt sich auch bei Reinhardt sofort, indem er die kurzköpfigen Sumerier mit der mittelländischen und der nordischen Rasse unter dem dehnbaren Begriff der Kaukasier zusammenfaßt. Die durch Rassenmischung entstandenen Verhältnisse stellt sich Reinhardt viel zu einfach und schematisch vor, wenn er aus schwarzen Kurzköpfen und blonden Langköpfen braune Mittelköpfe entstehen läßt. Die Kelten als Kurzköpfe den langköpfigen Germanen und Slaven gegenüberzustellen, ist wohl auch nur in sehr eingeschränktem Maße richtig. Die Guanchen dürfen nicht ohne weiteres der mediterranen Rasse zugerechnet werden, da sie groß und blond gewesen sein sollen.

Wenn es auch notwendig war, gegen eine Reihe von Aufstellungen Reinhardts Einsprache zu erheben, so soll dem Buche damit durchaus nicht jeder Wert abgesprochen werden. Vor allem anderen erfreut es durch die flotte Darstellung, die viel dazu beitragen wird, die Wissenschaft vom vorgeschichtlichen Menschen auch weiteren Kreisen interessant zu machen. Sehr gut ist z. B. auch, abgesehen vom theoretischen Teil, der Abschnitt über die jüngere Steinzeit und ihre materiellen Kulturerwerbungen, ferner enthalten die Abschnitte über die Entwicklung der geistigen Kultur am Ende der Steinzeit und die Steinzeitmenschen der Gegenwart, in denen im Sinne Lubbocks die ethnographische Forschung der Vorgeschichte dienstbar gemacht wird, viel wertvollen Stoff.

Im großen und ganzen kann man also Reinhardts Buch als einen ganz guten Leitfaden zur Einführung in das Studium der älteren prähistorischen Perioden Europas bezeichnen. Doch ist zu wünschen, daß der Autor bei einer ja wohl zu erwartenden Neuauflage wenigstens die wichtigsten benützten Werke zitieren möge, ferner aber müssen wir auch verlangen, daß er bei der Darstellung gewisser Probleme auch jene Forschungen berücksichtigen möge, die in letzter Zeit eine Menge bisher geltender Ansichten von Grund aus erschüttert haben. Besonders gilt dies von der Anschauung, daß die europäische Urkultur in ihrer Gesamtheit ein Geschenk des Ostens sei, die ebensowenig bewiesen ist wie die Herkunft der Indogermanen aus Asien, an die ja auch Reinhardt nicht mehr glaubt. Die Entstehung der alteuropäischen Kultur ist ein ungemein reizvolles, allerdings sehr schwieriges Problem, das aber nur dann gelöst werden kann, wenn jene Vorurteile schwinden, die bisher den Blick für eine unbefangene Würdigung der Tatsachen trübten. Die Funde deuten, wie oben gezeigt, in sehr vielen Fällen auf lückenlose einheimische Entwicklung und nur dort, wo diese fehlt, darf man auf fremden Einfluß schließen.

Dem Zwecke der Einführung in die prähistorische Wissenschaft dient auch das in der Sammlung Göschen unter dem Titel „Urgeschichte der Menschheit“ in dritter Auflage erschienene Werkchen von Moritz Hoernes, das auf 159 Seiten einen gedrängten Ueberblick bietet. Nach einer Einleitung über die Stellung des Menschen in der Natur und Erörterung allgemeiner zum Verständnis notwendiger ethnologischer Grundlagen, behandelt Hoernes hauptsächlich die vorgeschichtliche Kulturentwicklung Europas, doch berücksichtigt er daneben auch die

Verhältnisse anderer Erdteile. Von dem oben besprochenen Werke unterscheidet sich dieser Leitfaden vorteilhaft dadurch, daß hier nicht so viel theoretisiert wird, sondern das Hauptgewicht auf die Darstellung der Tatsachen gelegt wird, was wohl zum Teil durch die knappe Form bedingt ist. Ganz fehlen allerdings auch hier theoretische Erörterungen nicht, doch hat sich der Autor weit größerer Vorsicht befleißigt als Reinhardt. Obwohl Hoernes in früheren Werken mit großer Entschiedenheit für einen sehr weitgehenden Einfluß orientalischer Kulturen auf die Vorzeit Europas eingetreten ist, behandelt er diese Dinge hier mit großer Reserve. Jedenfalls erscheint die prähistorische Kulturentwicklung Europas bei Hoernes bei weitem selbständiger, nicht so sehr von orientalischen Vorbildern abhängig wie bei Sophus Müller oder bei Reinhardt.

Gehen wir nun zur Betrachtung einiger Einzelheiten über. Bei der Besprechung der Kjökkenmöddinger wäre wohl der Funde von Maglemose zu gedenken gewesen, die den Zusammenhang mit der älteren Kultur vermitteln. Wenn Hoernes die Abfallshaufen Dänemarks als eine Vorstufe nordgermanischer Kulturentwicklung gelten läßt, so ist das ein großer Fortschritt gegenüber jener Anschauung, die in diesen Resten nur die Spuren einer von den eingewanderten Indogermanen verdrängten Urbevölkerung erkennen will. Unsere Deutung allerdings geht dahin, daß es sich hier nicht um die Ursitze der Germanen, sondern um die der Indogermanen handelt. Die von Hoernes ausgesprochene Anschauung, daß sich diese Entwicklung nicht ohne fremde, südliche Einflüsse vollzogen hat, dürfte wohl richtig sein, doch handelt es sich hier darum, diese Einflüsse im einzelnen nachzuweisen und sich nicht mit Allgemeinheiten zufrieden zu geben. Die ganze Frage wurde sowohl in diesem Aufsatze als auch schon früher von mir besprochen. Wenn Hoernes der Meinung ist, daß über die Gleichsetzung des homo Europaeus mit den Urariern bisher viel gefabelt wurde, so muß ich gestehen, daß dieses Problem in den Werken von Pösche, Penka und Lapouge mit einer Gründlichkeit erörtert wurde, die gewiß viel weiter von Fabeln entfernt ist als manche Aufstellungen über angebliche prähistorische Kultureinflüsse.

Nicht mehr haltbar ist auch die Gegenüberstellung des arischen Hirten und des semitischen Ackerbauers. Es wird immer deutlicher, daß der Ackerbau in Europa sehr alt ist und wahrscheinlich in seinen Anfängen in die paläolithische Zeit zurückreicht. Hoernes stellt sich, wie es scheint, hier ganz auf den Standpunkt Schraders, der aber von vielen Gelehrten nicht geteilt wird. In letzter Zeit hat wieder Hoops eine Reihe von sprachlichen Beweisen für den Ackerbau der ungetrennten Indogermanen beigebracht und die prähistorischen Funde sprechen gewiß nicht gegen diese Anschauung. Welcher Theorie Hoernes folgt, wenn er die Arier zu Bewohnern des Gebirges macht, das die Entwicklung des Ackerbaues hindern soll, ist mir nicht klar, denn sowohl nach der nordeuropäischen als auch nach der osteuropäischen Theorie liegt die Heimat der Indogermanen nicht in Gebirgsländern; sollte hier etwa noch an das Pamirhochland oder überhaupt an Hochasien gedacht sein? Natürlich fallen mit dieser Voraussetzung auch alle daraus gezogenen Konsequenzen. Daß man in neolithischer Zeit in Mitteleuropa noch keine Stallungen kannte,

ist zum mindesten zweifelhaft, da man gewisse Erscheinungen in dem steinzeitlichen Dorfe bei Großgartach in diesem Sinne gedeutet hat. Daß die eisenzeitlichen Gräberfelder Kaukasiens nicht als Ausgangspunkte, sondern als Ausläufer einer europäischen Kulturentwicklung zu betrachten sind, hat, wie schon früher erwähnt, Wilke nachzuweisen versucht.

Bezüglich des Verhältnisses der europäischen Bronzezeit zur orientalischen gibt Hoernes zu, daß nur eine geringe Uebereinstimmung der Formen bestehe. Inwieferne die ältesten Typen eine Entlehnung aus orientalischen Grundtypen erkennen lassen sollen, ist nicht klar, da es sich hier, wie Much, Hampel und Montelius versichern, um Nachbildung einheimischer steinzeitlicher Formen handelt. Auch im Mischungsverhältnis der Bronze kann ich keinen unverkennbaren Hinweis auf die ursprüngliche Herkunft der europäischen Bronzen aus dem Oriente erkennen, da einerseits der Prozentsatz des Zinns anfangs ein sehr geringer war, dann allmählich steigt, um endlich bei der klassischen Mischung stehen zu bleiben, die sich wohl als die beste erwies, andererseits auch altamerikanische Bronzen denselben Zinngehalt besitzen, wie die europäischen der entwickelten Bronzezeit bezw. die orientalischen. Ich kann also nur wiederholen: Möglich ist die Ableitung der europäischen Metallkultur vom Oriente, bewiesen ist sie aber nicht.

Die frühe Ansetzung der kyprischen Steinkupferzeit auf Grund einiger babylonischer Siegelzylinder stimmt mit der oben ausgesprochenen Ansicht von dem frühen Auftreten des Kupfers im vorgeschichtlichen Europa. Gehören die der Stein-Kupferzeit angehörigen Gräber Kyperns wirklich, wie Hoernes, wohl Ohnefalsch-Richter folgend, angibt, in die erste Hälfte des 4. Jahrtausends, so hätte bei der von Montelius und anderen angenommenen raschen Verbreitung des Metalles dessen Auftreten um etwa die Mitte des 4. Jahrtausends allenthalben in Europa nichts Auffälliges.

Als Ausgangspunkt der europäischen Eisenkultur nimmt Hoernes das Land der pontischen Chalyber an und sucht diese Ansicht durch den Hinweis auf die griechische Ueberlieferung zu beweisen. Es handelt sich jedoch auch hier wieder um eine bloße Möglichkeit, durchaus nicht um eine bewiesene Tatsache.

Die späteisenzeitliche La Tène-Kultur betrachtet Hoernes, wie dies jetzt wohl allgemein geschieht, als ein Erzeugnis der Kelten, er schätzt sie verhältnismäßig hoch ein und hält sie für eine wichtige Wurzel provinzialrömischer Kultur.

Dem kleinen Büchlein ist eine Menge von Abbildungen beigegeben, auch finden wir dankenswerterweise ein ziemlich ansehnliches Literaturverzeichnis. Wünschenswert wäre ein näheres Eingehen auf die Prinzipien der vorhistorischen Chronologie, damit der Leser sich über den Wert der mitgeteilten Zahlen ein Urteil bilden könnte.

Ueber die Anwendung anthropologischer Gesichtspunkte in der Kulturgeschichte[1]).

Dr. R. Weinberg in Dorpat.

Der höhere Stamm hat die Kraft und den Beruf, die niederen emporzuheben. Burdach.

Lange vor dem Auftreten der ersten historisch-anthropologischen Darstellungen und der bekannten Schrift des Grafen Gobineau (1853) hat die vergleichende Physiologie sich der grundlegenden Fragen bemächtigt, die auf eine Geschichtsauffassung „aus inneren Ursachen“ hinzielen. Schon um die Neige des vorletzten Jahrhunderts tauchen in ihren Annalen Versuche auf, nicht allein die physikalischen Grundlagen der moralischen und intellektuellen Eigenschaften zu beleuchten, sondern auch die biologischen Wurzeln der Menschheitsgeschichte und der sozialen Einrichtungen aufzudecken.

Die ersten, in mancher Hinsicht entscheidenden Taten sind bei Linnaeus zu suchen[2]). Buffon begründete das Rasseproblem im jetzt herrschenden Sinn. In den Klassen des Georges Cuvier treten jedoch schon Beziehungen zu den menschlichen Kultureinrichtungen hervor. Blumenbachs System ist wesentlich von dem anatomischen Gedanken durchdrungen.

Mit starker Hand hat nun dieser beider Zeitgenosse, Franz Gall, eine neue Bahn durchbrochen, die überraschende Ausblicke auf die Mittel und Kräfte des historischen Geschehens eröffnete. Galls kühner und schöpferischer Geist zerschlug mit dem Rüstzeug unmittelbarer physiologischer Beobachtung und Erfahrung die Vorurteile und Hemmnisse seiner Zeit und eilte einer bessern entgegen, um sie zu befruchten.

Er verdient es nicht nur aus chronologischen Gründen, unter denen, die in der Physiologie der Völker dauernde Spuren zurückließen, als erster genannt zu werden.

I.

„Es ist gewiß“, schreibt Gall[3]), „daß die verschiedenen Eigenschaften und Fähigkeiten eine bemerkenswerte Vorliebe für gewisse

---

[1]) Die Aufforderung des Herrn Herausgebers dieser Zeitschrift, mich zu dem im Titel angedeuteten Gegenstand in der einen oder anderen Weise zu äußern, war mir erwünschter Anlaß, zunächst darzustellen, wie schon unsere anatomischen Altvordern den biologischen Triebfedern des historischen Geschehens bewußt und mit großem Erfolg nachspürten. Daß in den folgenden Skizzen auch die eigene Meinung des Verfassers hin und wieder hervortritt, ist vorauszusehen.

[2]) Sein System deutet Unterschiede der Kulturfähigkeit, des Temperamentes, der Begabungen an. Er legt auf den inneren Aufbau besonderes Gewicht (Philosoph. botan. § 156), ein Gesichtspunkt, der in der Folgezeit u. a. von K. E. v. Baer näher betont („Um ein Urteil zu begründen, ob die Verschiedenheiten im Bau des menschlichen Körpers als ursprünglich oder als geworden zu betrachten sind, genügt eine Kenntnis der Verschiedenheiten am Kopfe nicht. Es ist eine vollständige Kenntnis der Variationen in allen übrigen Teilen unerläßlich“, bemerkt er — Bericht d. Vers. zu Göttingen 1861 S. 11 —, ohne zu bezweifeln, daß die Erforschung der geistigen Zustände sich vorzugsweise an die Erscheinungen der Kopf- und Gehirnausbildung zu halten hat) und neuerdings von A. Keith mit erstaunlicher Gründlichkeit verfolgt wurde (vergl. N. C. Macnamara, Arch. f. Anthrop. 1904 S. 79).

[3]) F. J. Gall, „Accord entre la forme de tête dominante et le caractère moral et intellectuel des nations“ in: Anatomie et physiologie du Système nerveux en

Ländergebiete bekunden, und daß ebensowohl für einzelne Menschenrassen, wie hinsichtlich der Energie gewisser moralischer und Verstandeskräfte eine auffallende Bevorzugung vorhanden ist.[1]) Die höchsten Grade der Vollkommenheit, deren der Mensch fähig ist, sind überall in der gemäßigten Zone erreicht worden. In starker Wärme und Kälte ist seine Tatkraft gehemmt: dort erscheint er unbeholfen und stumpf, mit verminderten Trieben, friedliebend, hier mit heftigen Leidenschaften, geringer Urteilskraft, tierischen Gelüsten, dort wie hier mit einer feilen Seele ausgestattet."

Dem Süden Europas — was Gall mit dieser Geographie meint, erfährt man aus dem folgenden — verdanken wir Erfindungen und Künste, die glücklichsten Früchte von Einbildungskraft und Gefühl. Im Norden haben die Wissenschaften ihre stärksten Wurzeln getrieben ... Die nordische Wissenschaft beschränkt sich auf Gebiete, die eine hervorragende Betätigung von Urteilskraft und Gedächtnis voraussetzen; „Geistreichtum" und Gemütstiefe gedeihen in den gleichen Regionen, wie Wein und Feige.

Auch die Lebhaftigkeit des Geschlechtslebens und die Formen der geschlechtlichen Beziehungen wechseln nach Rasse und Klima in auffallendem Grade.[2])

Der moralische und intellektuelle Gehalt eines Volkes verteilt sich zwar nicht gleichmäßig auf die Individuen, die es zusammensetzen; selbst bei Stämmen von sehr ausgesprochenem „nationalem" Gepräge sind von Individuum zu Individuum außerordentliche Unterschiede vorhanden, bei den Chinesen ebensosehr wie unter Europäern; auch kehren gewisse moralische Eigenschaften und Verstandeskräfte bei mehreren Völkern wieder: „wahr ist aber, daß der Neger in seinen geistigen Fähigkeiten im allgemeinen unter dem Europäer steht, auch haben die Neger durchweg kleinere Köpfe und nicht so viel Gehirnmasse wie die Bewohner Europas. Im ganzen ist es auch wahr, daß der Engländer und Franzose weniger für Musik veranlagt ist, als der Italiener und Deutsche: das Musikzentrum ist bei jenen schlechter ausgebildet, als bei diesen. Eine Vergleichung der Kopfformen macht es auch verständlich, warum der Engländer und

---

général et du cerveau en particulier. Vol. IV: Physiologie du cerveau. Paris 1819 S. 279. Ich übersetze möglichst wörtlich.

[1]) Bekanntlich ein Fundamentalsatz der neueren Geschichtsanthropologie, den aber bisher Gall allein mit direkten physiologischen Methoden nachzuweisen versucht hat. Er begnügte sich nicht, Unterschiede der Kopfformen aufzusuchen, sondern ging auf die funktionelle Bedeutung dieser Unterschiede zurück. Mit aus der historischen Erfahrung allein erschlossenen Rassewerten Geschichte zu erklären, ist, wie ich dies schon an einem anderen Orte gelegentlich bemerkt habe, logisch und methodisch kein einwandfreies Verfahren. Unterschiede der allgemeinen Gestalt, der Pigmentierung usw. können, wie die neuere Rassentheorie betont, als Korrelate bestimmter Gehirnorganisationen auftreten, die geschichtliche Erfahrung spricht sogar dafür, aber ein physiologisches Verständnis für diese entlegenen Beziehungen ist noch nicht gewonnen. Wo die Rassengeschichte zu anspruchsvoll auftritt, werden ihre Gegner bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge immer auf Schwächen der anatomisch-physiologischen Begründung zurückgreifen können.

[2]) A. a. O. S. 281. Die Bevölkerungen verschiedener Länder zeigen, wie man jetzt weiß, eine ungleiche Propagationskraft. Sie ist, wie ich an einem anderen Orte mit Hülfe von Zahlenreihen nachzuweisen versuchte, selbst bei nahestehenden europäischen Stämmen verschieden, ohne daß eine Abhängigkeit von der geographischen Lage und den Lebensbedingungen zu erkennen wäre.

Deutsche die Neigung hat, den Beziehungen zwischen Ursache und Wirkung nachzuforschen, während der Durchschnittsfranzose sich mehr an die bloßen Tatsachen (aux faits individuels) hält und Abstraktion und Verallgemeinerung verschmäht usw."

Für den Physiologen, fährt Gall fort, ist es von keiner großen Bedeutung, inwiefern der allgemeine Charakter eines Volkes von Einflüssen des Klimas, der Lebensweise, der Beschäftigung, der Nahrung, der Regierungsform, der Religion, der Abstammung (la souche originaire) in Abhängigkeit stehe, denn in den meisten Fällen erwiese sich die Frage wohl als unlösbar. Oft wird es leicht sein, festzustellen, daß der Einfluß des Klimas kein sehr großer sein kann. Die Geschichte aller Zeiten und aller Nationen zeigt uns, daß überallhin die auffallendsten Gegensätze sowohl hinsichtlich der körperlichen Schönheit, wie bezüglich der Geistesfähigkeiten nebeneinander angetroffen werden. Manches Volk lebt Jahrtausende in einem Lande, ohne die Zivilisation oder den Charakter der Eingeborenen anzunehmen. Andererseits möchte man hin und wieder versucht sein zu glauben, Veränderungen der Regierungsform oder der Religion hätten den Charakter eines Volkes beeinflußt, während sein Charakter in Wirklichkeit derselbe geblieben ist, unterdrückt wurde oder zeitweilig eine andere Richtung einschlug. Sieht man ein Volk heute von religiösem Fanatismus erfaßt, morgen beutegierig und übermorgen nach Freiheit dürstend, kurz in einem fortwährenden Wechsel der Gedanken und Triebe; und ist das nämliche Volk, das gestern noch eine Wiege der Künste und Wissenschaften war, morgen in Trägheit und Sinnlichkeit versunken, dann hüte man sich, zu glauben, seine Organisation und sein Charakter hätten Veränderungen erlitten. Es scheint im Plan der Natur zu liegen, daß bald das eine Organ, bald ein anderes bei einem Volk zu höchster Entfaltung gelangt.[1])

Zu der Milieutheorie steht Gall in wesentlichen Punkten ablehnend, behandelt aber die Angelegenheit maßvoll und vorsichtig.[2]) „Wer", erläutert er, „bestimmte Eigenschaften und Seelenkräfte auf Einflüsse des Klimas, der Nahrung und selbst der Muttermilch zurückführt, begeht u. a. den Fehler, die Ursachen, die unsere Eigenschaften modifizieren, mit denen zu verwechseln, die sie erzeugen. Es ist

---

[1]) A. a. O. S. 284.

[2]) Dieser Standpunkt entspricht vollkommen den gegenwärtigen Erfahrungen. Viele Krankheiten, die man zu der Rasse in Beziehung gebracht hat, haben sich als Erzeugnisse bestimmter sozialer Zustände und Umgebungen herausgestellt. In einigen Fällen scheint die Körpergröße von den ökonomischen Verhältnissen und der Lebensweise abzuhängen; für den höheren Wuchs der Kosaken kann ich beim besten Willen keine andere Erklärung finden. — Wie vorsichtig man mit der Aufstellung von Rassenunterschieden sein sollte, haben neuerdings u. a. die Studien am Japanerfuße gezeigt, dessen anatomisch höchst auffallende Besonderheiten sich vollkommen auf Eigentümlichkeiten der Lebensweise zurückführen ließen. (B. und J. Adachi, Mitteil. der Univers. Tokio 1905, Bd. VI, Heft 3, S. 307, cf. Globus, Bd. LXXXVIII, Nr. 20, S. 317). Es gibt hier gewiß noch vieles zu erfahren und auszuforschen. Sollte beispielsweise die geniale Veranlagung, die ja deutlich mit der Rasse zusammenhängt (vergl. insbesondere L. Woltmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien. Leipzig 1905, Ref. in „Umschau" 1905, Nr. 47), doch nicht näher, als bisher angenommen wurde, zu den Zeitverhältnissen und den Naturumgebungen in Beziehung stehen? Die auffallende Häufung germanischer Genies in Italien muß ihre Gründe haben, da diese Rasse in anderen Ländern, in denen sie sich ausbreitete (Rußland!), nur spärliche geniale Anlagen entwickelt hat.

unbestreitbar, daß Klima, Licht, Luft, Nahrung usw. auf die Natur, auf die Formen der Menschen und der Tiere einen bemerkenswerten Einfluß üben. Leben zwei Volksstämme weit voneinander, in gänzlich verschiedenen Temperatur- und Ernährungsverhältnissen, führen sie eine einförmige Lebensweise und mischen sie sich nicht mit anderen Stämmen, dann werden zwischen ihnen mehr oder weniger auffallende Unterschiede der Behaarung, der Hautfärbung, der Gesichtszüge, ja der Kopfformen zu bemerken sein; diese Gehirngegend wird sich besser entwickeln, jene in ihrer Ausbildung zurücktreten; die moralischen Eigenschaften, die Verstandeskräfte werden Unterschiede aufweisen. Aber es ist ebenso gewiß, daß jene äußeren Einflüsse ihre Grenzen haben, die nicht überschritten werden können. Die räumlichen Umstände, so verschieden sie auch sein mögen, haben das Wesen eines Tieres oder Menschen nie umgestaltet, noch werden sie es jemals verändern. Sie modifizieren die Eigenschaften, aber sie bringen sie nicht hervor; sie vermögen ein Organ oder eine Eigenschaft nicht auszulöschen.

Es ist auch falsch, daß die Lebensbedürfnisse der Tiere und Menschen eine grundsätzliche Bedeutung für die Entstehung ihrer Instinkte, Fehler und Fähigkeiten haben. Sie geben nur den Anstoß zur Verwendung der eingeborenen Fähigkeiten. Würden sie sie erzeugen, dann müßten die gleichen äußeren Ursachen und Bedürfnisse bei allen Tieren und Menschen die gleichen Eigenschaften hervorrufen, während in Wirklichkeit jedes Tier und jeder Mensch auf die Dinge der Außenwelt in einer nur ihm eigenen, seiner Eigenorganisation entsprechenden Weise reagiert.

So ist es auch bei den Völkern. Gall stellt den Satz auf[1]), aus dem die spätere geschichtliche Rassetheorie sich entwickelt hat: daß nämlich jeder Fortschritt in der Menschheitsgeschichte, alle Kulturentfaltung, kurz die historischen Geschicke innerlich bedingt, durch Tatsachen der physiologischen Organisation der Völker, Familien und Individuen begründet sind.[2])

Für ihn, der von der Bedeutung der angeborenen Triebe und von ihrer spezifischen Vertretung im Individualgehirn durchdrungen war, lag es nahe, das historische Gebiet zu beschreiten und die Völkergeschichte physiologisch zu beleuchten.

Hier drängte sich ihm jene Ungleichheit der Begabungen und Triebe auf, die sein durch Beobachten geschärfter Blick in der Struktur der Rassenköpfe und -Gehirne ausgeprägt fand und die psychologisch ein grundsätzlich ungleiches Entwicklungsvermögen innerhalb der Menschheit bedeutet. „Es ist unmöglich", schreibt er, „hier auf alle Einzelheiten der Entwicklungsfähigkeit (educabilité) des Menschengeschlechtes einzugehen. Ich müßte eine Geschichte der ganzen Zivilisation der Menschheit schreiben. Ich

[1]) Physiologie, a. a. O., S. 14—42.

[2]) Man vergleiche hierzu die Auffassungen der sog. anthropologischen Geschichtstheorie, wie sie jetzt im Anschlusse an Herder, Klemm, Gobineau u. a. in der Literatur sich widerspiegeln. Wir begegnen hier jenem bei Gall formulierten Satz von der Ungleichwertigkeit der menschlichen Natur, der selbst von einzelnen sozialistischen Lehren (Saint-Simon) nicht übergangen wurde, unter besonderer Betonung der Rasse im historischen Entwicklungsprozeß.

beschränke mich, festzustellen, daß der Grad der Entwicklungsfähigkeit (perfectibilité) stets proportional ist dem Grade der Vollkommenheit der Organisation. „So kommt es, daß gewisse Völker Jahrtausende auf derselben Stufe stehen bleiben, ohne daß immer Rauheit des Klimas, Despotismus oder Aberglauben verantwortlich wären für dieses Zurückbleiben hinter anderen Völkern, die unmittelbar, nachdem sie sich gebildet, raschen Schrittes der Vollkommenheit entgegengehen."

Nun muß man wohl verstehen, wie Gall das meint. Die Individualorganisation bietet zwar gewisse Analogien für jene Ungleichheit des Entwicklungsvermögens, die die Völker voneinander scheidet. In einer und derselben Nation und Familie findet man „die einen gleichgültig; nichts fesselt ihre Aufmerksamkeit, nichts bringt sie aus ihren Gewohnheiten, sie bleiben, wo die Umstände sie hingestellt haben; die anderen erfassen die Außenwelt kraftvoll und begierig, sie bemerken alles, jedes Ereignis wird ihnen zum Quell der Belehrung, alles Vollkommene zum Gegenstand der Nacheiferung". Aber der Mensch ist, bemerkt Gall, wesentlich sozial veranlagt (essentiellement destiné à vivre en société). Alle seine Fehler und Talente sind für ein soziales Dasein berechnet. Geschichtlich ist der Mensch, wie jedes andere handelnde Wesen, nach den Verhältnissen zu beurteilen, für die er geschaffen ist, nicht nach dem Anschein, den er in gezwungenen oder ungewöhnlichen Zuständen aufweist. Ein im Walde aufgegriffener Wilder ist immer als Ausnahmeerscheinung zu behandeln. Alle Erfahrungen und Ableitungen über die Bildungsfähigkeit des Menschen müssen sich auf die Betrachtung ganzer Gesellschaften gründen. Selbst da, wo der Mensch aus dem Zustande der Wildheit heraustritt oder von Barbarei zur Zivilisation übergeht, wird man sich überzeugen können, daß er niemals seine Natur verleugnet.

Man wird nach diesen Sätzen — trotz einiger Irrtümer, die für unsern vorliegenden Gegenstand unwesentlich sind — den wahren Kern von Galls Geschichtsauffassung leicht erkennen.

Sie legt das Hauptgewicht auf die inneren Zustände der Menschheit. Hier ist eine tiefe Ungleichheit der Organisationen vorhanden, die nicht nur die Körperlichkeit, sondern mit ihr im Zusammenhang die angeborenen Triebe und Fähigkeiten betrifft. Das in der Geschichte Erreichte und Geleistete ist physiologisch, wie Gall sich ausdrückt, direkt proportional dem angeborenen Leistungsvermögen des Stammes, der nie über das ihm von Natur zuerteilte Maß der Kräfte hinausgehen, nirgends seine Natur „verleugnen" kann. Das Außen kann modifizieren, aber nie von Grund aus ändern, geschweige denn erzeugen, was eine Eigenart des Innen ist.

Der Rassebegriff ist Gall also kein physiologischer Traum, sondern ein Aechtes und Wirkliches: denn der Stamm ist Inbegriff der Individuen, die ihn zusammensetzen. Und während Gall die Kräfte der Rasse in dem großen Experiment der Weltgeschichte sich bewähren läßt, weist er an den Individuen die organischen Quellen und Differenzierungen jener Kräfte auf, zwar nicht mit den Meßmethoden von heute, an denen die Zeit der ersten Revolution nicht reich war, wohl aber mit der Unmittelbarkeit anatomisch-physiologischer Anschauung und Erfahrung.

II.

Jener kausale Zusammenhang menschlicher Kultureinrichtungen und Gesellschaftszustände mit den biologischen Wurzeln des historischen Geschehens, das was in so eigenartiger Weise aus den Anschauungen des Experimentators Gall hervorleuchtet: der anatomische Gedanke in der Geschichte, ist — man möchte es fast nicht glauben — ganzen Geschlechtern späterer Forscher verloren gegangen. War seine Methode daran schuld oder seine Art der Darstellung, ich lasse es unerörtert, die Frage gehört auch nicht hierher; wohl aber bleibt die Tatsache bestehen; und so sehen wir selbst einen Burdach, der, wie man sagt, eine Ungleichheit der Menschheitsentwicklung wahrnahm, da er die Gegensätze der „Stämme" nicht unterschätzte und das Gemeinsame in ihnen sicher ermaß, auf dem historischen Gebiet ganz und gar in Ideenzustände und Kulturerscheinungen aufgehen. Die Geschichte mit der Fackel anatomischer Erkenntnisse zu durchleuchten, das wagte in jener frühen Zeit selbst ein Geist von seinem Umfange nicht. In der Völkerkunde ist Burdach, ein Kind seines Jahrhunderts, noch gern Milieutheoretiker, im ganzen fast mehr Geograph als Physiologe, und doch bricht im Anthropologischen der Seelenforscher durch und fordert sein Recht im Ringen nach großen einheitlichen Anschauungen.

Ihm ist Volk ein organisches Gebilde, ein ganzes Organisches, das seinen einheitlichen Lebenslauf nimmt[1]), die allgemeine Bahn auf seine Weise durchzieht und dem Ziele einer ebenmäßigen Kräfteentfaltung zustrebt. „Die verschiedenen Völker sind die Glieder im Organismus der Menschheit, deren jedes seine eigene Stellung und Bedeutung für das Gesamtleben hat. In der Isolierung verliert das einzelne an Lebendigkeit."

Doch auch die Menschheit ist ein „lebendiges Ganzes", das in seiner Entwicklung keinen Rückschritt kennt, dessen errungene geistige und sittliche Kraft „auf organische Weise sich vererbt". Der geistige und moralische Gewinn treibt das große Rad der Geschichte, das wohl Schwankungen, aber keinen Stillstand duldet.

Dies ist das allgemeine Gesetz. Das besondere, in ihr wurzelnde ist die Erscheinung der genialen Individualität. In ihr finden sich besondere Kräfte verkörpert, die geschichtlich einen höheren Beruf vorbereiten und deren außerordentliche Anlagen organisch vererbt werden.

Nun ist aber die menschliche Natur „verschieden geartet", und zwar nicht allein in den Individuen, sondern auch in den Völkern und Völkerreihen. Die „Verschiedenartigkeit" erscheint als Differenzierung des „gemeinsamen Charakters des Menschengeschlechts". Stamm ist die allgemeinste Form, „in welche die menschliche Natur sich entwickelt". Im Stamme verkörpert sich das allgemein Menschliche „auf verschiedenen Richtungen seiner Kräfte". Die allgemeine körperliche Erscheinungsweise ist eine ungleiche, die „plastischen Lebenstätigkeiten" weichen in dem einen oder anderen Grade voneinander ab.

---

[1]) K. F. Burdach, Anthropologie. 2. Aufl., herausg. von E. Burdach, Stuttgart 1847, S. 713.

Und ebenso sind „im Maße und in der Richtung“ der Seelenkräfte große Verschiedenheiten vorhanden. „Ausgezeichnete Schärfe der Sinne kommt bei geringer Energie des Geistes vor; die Muskelkraft ist bei regerer Seelenkraft einer stärkeren Anstrengung, bei mehr Stumpfheit einer längeren Ausdauer fähig. Die Begriffe von Sittlichkeit und Ehre weichen auf das mannigfaltigste voneinander ab ... Bei einigen Stämmen ist ein kriegerischer, bei anderen ein industriöser Sinn vorwaltend; bei einigen ist die Geistestätigkeit mehr auf das Praktische, bei anderen mehr auf das Abstrakte gerichtet; einige sind mehr geneigt, bei dem bisherigen zu verharren, sich zu isolieren und in ihren früheren Wohnsitzen zu bleiben, indes andere von Liebe für das Neue, vom Hang zum Wechsel und von Wanderungslust getrieben werden.“

Ursprung und Wesen aller dieser Verschiedenheiten „im Maße und in der Richtung der Seelenkräfte“ liegt in der Rasse.[1])

Die Menschenstämme sind, wie Burdach sich zoologisch ausdrückt, „nur Rassen“, und wenn sie auch, „soweit unser Wissen in das Altertum hinaufreicht“, immer dieselben Eigentümlichkeiten gehabt haben, so sind sie „nicht ursprünglich gegebene Formen“, sondern bloß Variationen eines ursprünglichen Typus, entstanden durch die Verhältnisse.

Rasse ist, definiert Burdach, „eine durch die Verhältnisse entstandene, aber durch Fortpflanzung stehend gewordene Modifikation des ursprünglichen Gattungscharakters in betreff einzelner, nicht wesentlicher Merkmale desselben“. Die Gattung dagegen bezeichnet einen wesentlichen und bleibenden Typus des Lebens, der „durch Entfaltung des Gesamtlebens auf Erden in bestimmte Formen“ ursprünglich gegeben ist und sich durch Fortpflanzung erhält.

Die Bedeutung der Variationen für den Stamm und seine Hervorbildung ist groß. Das Individuum prägt den Typus seiner Gattung in besonderen Formen aus, „vermöge seiner Individualität, bestimmt durch die Verhältnisse, unter welchen es erzeugt ist und lebt“. An und für sich sind diese besonderen Formausprägungen oder Abweichungen vom Grundtypus anscheinend nicht weitgehend, „außerwesentlich“, „Varietäten oder Spielarten“, aber sie haben die Neigung zur Vererbung, und werden dadurch rassebildend, falls sie nicht das Leben gefährden[2]) oder aus anderen unbekannten Gründen in den Generationen erlöschen[3]). Im Tierreich zeigen uns die Pferderassen, in welcher Weise „Modifikationen im innern Leben und im

[1]) Ich erinnere daran, daß der Dichter-Denker Herder den Rassebegriff ablehnte (Ideen z. Philosophie d. Gesch., S. 169), abgesehen von der Gattungseinheit, die er vertrat („In so verschiedenen Formen das Menschengeschlecht auf der Erde erscheint, so ist es doch überall eine und dieselbe Menschengattung“). Vergl. VI. Buch: Ueber Verschiedenheiten der Organisation der Menschheit.

[2]) Die erste Auflage von Burdachs Anthropologie erschien etwa 20, die zweite 12 Jahre vor Darwins Artenwerk.

[3]) In Vererbungsfragen ist Burdach gelegentlich zu starken Hypothesen geneigt. „In unseren Tagen erscheinen hin und wieder Varietäten der Bildung, welche sich auf Kinder oder Enkel fortpflanzen, aber in den Urenkeln erlöschen, weil sie nicht beiden Eltern gemeinschaftlich sind; pflanzte sich z. B. ein sechsfingeriger Mann mit einem ebenso gebildeten Weibe fort, und wiederholte sich dies Verhältnis durch mehrere Generationen, so würde vielleicht ein Menschenstamm mit sechs Fingern entstehen.“

Typus der Bildung", die durch die Lebensverhältnisse herbeigeführt worden sind, sich vererben und als Rassen stehend werden können, die in ihrem ganzen Naturell, im Baue, in den Kräften, im Temperament bedeutende Modifikationen ihres Gattungscharakters zeigen. Fortdauernde Uebung mancher Kräfte, erläutert Burdach, kann auf die Bildung der Rasse einwirken. Auch individuelle Besonderheiten können sich vererben und, wenn Individuen, bei welchen dieselbe sich findet, fortdauernd miteinander sich fortpflanzen, eine eigene Rasse erzeugen, falls ihre Neigung, „Rassenverschiedenheiten anzunehmen", groß genug ist.

Seinen innern Grund hat der Ursprung der Menschenstämme, wie Burdach sich ausdrückt, „in dem inhaltreichen Begriffe der Menschheit". Geschichtlich ist er nicht nachzuweisen. Aber es ist nicht schwer, einzusehen, daß bei der vielfach zusammengesetzten Organisation des Menschen „durch die mannigfaltigsten Verhältnisse der Elemente bedeutende Verschiedenheiten möglich sind". — „Wenn durch solche in der Natur des Menschengeschlechts gegründete Neigung zur Entwicklung in mancherlei Formen Individuen von abweichendem Naturell und Bau erzeugt wurden und zu ähnlichen des anderen Geschlechts vorzugsweise sich gesellten, dann konnte diese Besonderheit erblich und der Charakter einer eigenen Rasse werden."

Die Erblichkeit ist aber nur die eine Seite der Rassenbildung. Denn zu den „Eigenkräften" der Organisation — das bezweifelt schon Burdach nicht — tritt die Wirkung der „Verhältnisse" hinzu, die durch Klima, Boden, Nahrung, Lebensweise bestimmt werden. Das Milieu gehört zu den rassebildenden Kräften. „Breiteten sich die Menschen in früher Zeit über Länder von verschiedenem Klima aus, so mußte dies bedeutende Veränderungen in ihnen hervorbringen, da sie im Kindesalter ihrer Gattung noch keine bedeutende Persönlichkeit erlangt haben konnten, vielmehr von der Natur abhängiger und dem Einfluß der Außendinge mehr unterworfen sein mußten."

Burdach glaubt nun, daß die „Beschaffenheit der Länder" auf die Entwicklung der Völker in ihrem Bereiche einen bedeutenden, organisch greifbaren Einfluß ausüben konnte. Sie, diese Länderbeschaffenheit, gibt den Lebenstätigkeiten des Stammes eine gewisse „Stimmung". Nur die gemäßigten Zonen wurden der Stammsitz der Kultur, „da ihre wechselnden Verhältnisse allein eine vielseitige Entfaltung des geistigen Lebens, der äußeren Regsamkeit und der inneren Kräfte begünstigen": in üppiger und dürftiger Umgebung wird das menschliche Leben gleich einförmig, ein zu feindseliges Klima ist ebenso wie ein zu günstiges der Entwicklung der Seelenkräfte hinderlich.

Und doch, gesteht Burdach, ob sich die Rassen so oder anders hervorgebildet haben, ihre Unterschiede „im Maße und in der Richtung der Seelenkräfte" sind in der gegenwärtigen Menschheit auffallend und ihre Beziehungen zu den Kulturstufen deutlich: denn auf der einen Seite finden wir die „weißen Ovalgesichter", den „kaukasischen" Hauptstamm[1]) mit seiner hohen Regsamkeit des Innenlebens, seiner Geistes-

[1]) Burdach versteht darunter im wesentlichen die Indoeuropäer und die nordeuropäische Rasse. Den Germanen, die als sekundärer Stamm erscheinen, widmet er eine etwas patriotisch gefärbte Schilderung.

schärfe und Willensenergie, seiner Kulturstrebigkeit, kurz mit einem ausgesprochenen „geistigen Uebergewicht“, Völker bändigend, Religionen schaffend, Künste und Wissenschaften erzeugend, hohe Gesittung über den Erdball verbreitend; auf der anderen Seite den „jeder Gesittung unzugänglichen“, obwohl sinnesscharfen und nachahmungseifrigen Tasmanier und Papua, den „einer höheren Kultur nicht unfähigen“, aber geistesträgen Neger, die Unbiegsamkeit, das starre Beharren, die geringe Seelenregsamkeit des Amerikaners, die Gemüts- und Phantasiearmut der Mongolen. — „Der höhere Stamm hat die Kraft und den Beruf, die niederen emporzuheben.“

III.

Es ist ein hervorstechender Zug in der ethnologischen Anschauungsweise des älteren Retzius, daß er die Unterschiede der Rassenausbildung da ergreift, wo sie für die geschichtlichen Entwicklungen entscheidende Bedeutung gewinnen: in der Gestaltung des Gehirns.

Ihm, dem kraniologischen Pfadfinder, war eine Ungleichheit der seelischen Anlagen in der Menschheit keine „petitio principii“, sondern eine morphologisch greifbare Wirklichkeit, eine Sache unmittelbarer Anschauung.

Welche Stellung ihm in der Geschichte der Rassenhirne gebührt, wird in einem anderen Zusammenhang zu untersuchen sein. Vom Standpunkt der Geschichtstheorie erscheinen hier vor allem jene von Anders Retzius aufgestellten Sätze bedeutsam, die lehren, wie der Zusammenhang von Organisation und Kulturfähigkeit in anatomischer Beleuchtung sich darstellt.

„Merkwürdig ist es“, schreibt er in seinem Traktat „Ueber die Form des Knochengerüstes des Kopfes bei verschiedenen Völkern“[1]), daß seit den ältesten Zeiten die gerade, lotrechte Gesichtslinie die edelsten Stämme des Menschengeschlechtes ausgezeichnet hat und, so zu sagen, die Begleiterin der Kultur, der Prognathismus dagegen im allgemeinen ein Verbündeter der Wildheit, Roheit und des Heidentums gewesen ist.“

Retzius erkennt natürlich an, daß die Unterscheidung auf Grund der Gesichtsformen nicht vollkommen durchgreifend ist, denn es sind auch einige orthognathe Stämme mit niederen Anlagen bekannt, insbesondere unter den Brachycephalen; aber „im allgemeinen“ ist der Zusammenhang deutlich, und wo die prognathe Form in Europa gefunden wird, ist sie, wie er sich ausdrückt, als eine „Abweichung von dem Normaltypus, als eine Mittel- oder Bastardform“ anzusehen[2]).

„In Europa“, fährt Retzius fort, „finden sich Formae dolichocephalae orthognathae und brachycephalae orthognathae. Die erstere Bildung ist herrschend in dem . . . durch höhere Kultur ausgezeichneten Teile, die letztere in dem östlichen, in welchem mehrere Völker auf einer niedrigen Kulturstufe stehen.“

An und für sich bedingen ja die Verschiedenheiten der Gesichtsbildung, wo sie „als nationale Charaktere“ auftreten, nicht eine höhere

---

[1]) Müllers Archiv 1848. Vortrag in der IV. Versamml. d. skandinavischen Naturforscher zu Christiania im Julius 1844.

[2]) ibidem S. 269.

oder tiefere Kulturstufe. Die Stellung der Gesichtslinie beruht zunächst bloß auf einer „verhältnismäßigen Nettigkeit der Kiefer- und Jochbeine". Aber die edlere Gesichtsbildung ist Begleiterscheinung einer höheren Gehirnentwicklung. „Es scheint, als ob man schon a priori anzunehmen berechtigt wäre, daß, insofern eine jede Volksrasse oder jeder Stamm eine gewisse psychische Individualität[1]) besitzen soll, diese sich besonders in der Bildung des Gehirns ausprägen müsse", ein Satz, der, wie Retzius hervorhebt, „mit den Grundsätzen der Physiologie vollkommen übereinstimmt".

Ueber Retzius' eigentliche Meinung, was diese „Ausprägung in der Gehirnbildung" für die Menschheitsentwicklung zu bedeuten habe, dürfen wir uns keinen Zweifeln hingeben. Denn er kommt zu dem Schluß, daß, „wo solche nationale Verschiedenheiten in der Bildung (sc. der Gehirnhemisphären) vorkommen, sie, soweit anatomische Charaktere in dieser Hinsicht gültige Zeugnisse abgeben können, eine tief begründete Verschiedenheit in den Stammesverhältnissen erweisen[2])."

Fassen wir zusammen. Innerlich sind die Menschenstämme grundverschieden. Das ist die erste These, die wir bei Retzius finden. Die zweite sagt aus, daß die „psychischen Individualitäten" der Stämme auf besonderen Ausbildungsstufen des Zentralnervensystems beruhen. In der dritten erkennen wir den Zusammenhang der Zivilisationen mit den organischen Quellen, die sie hervorbringen.

Bei diesem Ergebnis können wir stehen bleiben. Ob die Verschiedenheiten in der Menschheit „als primitive oder als Abarten einer gemeinschaftlichen primären Form anzusehen sind", geht ja über die Grenzen unmittelbarer Erfahrung hinaus, ist auch für die kulturgeschichtlichen Probleme nur in zweiter Linie von Bedeutung.

Gobineau ist an den Entdeckungen des schwedischen Anatomen, die ein ganzes Jahrzehnt vor dem Erscheinen seines Essay an die Oeffentlichkeit traten, vorbeigegangen, ohne zu ahnen, welch sichere Grundlagen der Rassetheorie vorbereitet waren.

IV.

Die historische Anthropologie kann nicht umhin, der Probierstein und die Leuchte für anthropologische Forschungen zu werden. Karl Ernst v. Baer.

Wir können Karl Ernst v. Baers historisches Bekenntnis nicht umgehen, wenn wir das, was ich vorhin den anatomischen Gedanken

[1]) Die bekannten Unterschiede des Temperaments, wie sie besonders in der schwarzen, gelben und weißen Varietät des Menschen deutlich hervortreten, stehen in konstanten Beziehungen zu den Proportionsverhältnissen des Kopfes; die Ernährungsverhältnisse haben wahrscheinlich einen Einfluß auf das Temperament. N. Seeland, Russ. Ztschr. f. Anthropol. 1902, Bd. X, S. 25 ff. Es ist, wie es scheint, nicht einer Verschiedenheit der Lebensbedingungen zuzuschreiben, bemerkt Taylor (Einleitung in das Studium der Anthropologie und Zivilisation, Braunschweig 1883, S. 91), daß in Brasilien der eingeborene Indianer finster und mürrisch, der afrikanische Neger dagegen lebhaft und fröhlich ist. Ebensowenig können wir die Verschiedenheit des melancholischen russischen Bauern und des lebhaften Italieners ausschließlich durch das Klima, die Lebensweise und die politischen Verhältnisse erklären. Wir müssen annehmen, daß jene Völker sich durch ihre intellektuellen und moralischen Fähigkeiten unterscheiden.

[2]) A. Retzius, Ueber die Schädelform der Nordbewohner. Aus dem Schwedischen von F. C. H. Creplin. Müllers Archiv 1845, S. 84 ff., franz. Uebers. von Courty in Annal. des Sciences Natur. 1846, S. 133 ff. Original 1842 erschienen.

in der Geschichte nannte, in seiner Entwicklung genau verstehen wollen. Eine tiefe Erkenntnis menschlicher Natur sehen wir in ihm, dem anthropologischen Spezialforscher und Völkerkundigen, in seltenem Maße zu umfassenden Anschauungen emporgewachsen. Ihren Gewinn wird ein Einsichtsvoller nicht gering achten, selbst wenn er anders denkt, als der Meister des morphologischen Evolutionismus, der die Kraft hatte, „sich dem gewaltigen Strom des Darwinismus entgegenzustellen". Nehmen wir es gleich vorweg: es ist das Fatum der Naturumgebung, was Baer in der Weltgeschichte sieht. Nicht eigentlich ein Fatum der menschlichen Natur. Das Schicksal der Völker wird, schreibt er[1]), durch die Beschaffenheit des Wohngebietes, das sie inne haben, mit einer gewissen Notwendigkeit geleitet und also voraus bestimmt. Die äußere Natur hat immer einen mächtigeren Einfluß auf die Lebensgeschichte einzelner Völker entfaltet, als die Wirksamkeit einzelner Menschen und die „Perfektibilität" des ganzen Menschengeschlechts.[2]) Die Gräber untergegangener Völker in den Ländern alter Kultur und die wenig entwickelten Völker lehren, wie außerordentlich langsam der Mensch fortschreitet, wenn ihm die physischen Verhältnisse seines Wohngebietes nicht zu Hilfe kommen. „Die Natur gab ihm nur die Hand, geschickter zum Greifen als die Extremität irgend eines Tieres, sie legte in seine Brust Triebe verschiedener Art und in sein Haupt das Kombinationsvermögen, aber sie setzte ihn aus ohne Waffen und ohne schützende Decke, in dieser Hinsicht das hilfloseste aller Tiere, als wollte sie ihm sagen: suche und du wirst finden. Er hat gesucht und hat gefunden — aber nicht überall dasselbe": Wie man die Samojeden vor drei Jahrhunderten fand, leben sie noch jetzt, und die Lappen, die wenigstens sieben Jahrhunderte, vielleicht ein Jahrtausend mit höher gebildeten Völkern in Berührung waren, haben sich in Finnmarken fast nur darin geändert, daß sie sich zur christlichen Religion bekennen und ihr alter Aberglaube etwas verdrängt ist. Der Araber im Innern Arabiens lebt, fühlt und denkt noch ganz so, wie ihn das Mittelalter und die heilige Schrift aus viel früherer Zeit schildern; das Gefühl der Unabhängigkeit ist ihm noch jetzt mehr wert, als der Reichtum, durch Arbeit erworben.

Man erkennt darin, bemerkt Baer, den Einfluß der Naturbeschaffenheit der Wohngebiete, in welchen die Völker sich befinden, auf die Gestaltung der sozialen Verhältnisse derselben. „Wo die Natur sehr arm ist, erlaubt sie keine Entwicklung der sozialen Zustände und noch weniger eine Mannigfaltigkeit derselben."[3])

Und so ist es auch mit den übrigen Fortschritten. „Als die Erdachse ihre Neigung erhielt, als das feste Land vom Wasser sich schied, als die Berghöhen sich hoben und die Ländergebiete begrenzten, war das Fatum des Menschengeschlechts in großen Umrissen vorausbestimmt. Die Weltgeschichte ist nur die Erfüllung dieses Fatums."

[1]) K. E. v. Baer, Ueber den Einfluß der äußern Natur auf die sozialen Verhältnisse der einzelnen Völker und die Geschichte der Menschen überhaupt. St. Petersburg 1848. Vergl. auch K. E. v. Baers Reden und kleinere Aufsätze: Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, Teil III, St. Petersburg 1876.

[2]) Anspielung auf Gall.

[3]) A. a. O., S. 17.

Ja, in großen Umrissen. So ganz blind ist das „Schicksal" der Menschheit doch nicht. Denn, gesteht Baer, „zur Entwicklung kommt dieses Schicksal nur durch die dem Menschen eingeborenen Triebe und Fähigkeiten". — „In der natürlichen Anlage des Menschen liegen Triebfedern, welche ihn zu Assoziationen führen, dann zu einer ferneren Entwicklung der sozialen Zustände." Aber die Fähigkeiten, Kräfte und „Triebfedern", die uns „eingeboren" sind, erscheinen hier noch als allgemein menschliches Besitztum. Es ist jener „inhaltreiche Begriff der Menschheit", von dem wir bereits Burdach sprechen hörten. Baer bestärkt uns nicht in der Annahme grundsätzlicher Differenzierungen des eingeborenen Besitztums, innerlich begründeter Unterschiede der Anlagen. „Der Gang der Weltgeschichte ist gewiß mehr von äußeren physischen Verhältnissen abhängig." Die Wirksamkeit „einzelner Menschen" spielt in der Geschichte keine Rolle. „Sie erfüllen meist nur, was vorbereitet war und auf irgend eine Weise geschehen mußte: das Bestreben, ganz Neues und Unvorbereitetes auszuführen, bleibt ohne Erfolg — oder bewirkt nur Störung"[1]).

Daß der Neger, „besonders der geknechtete", verschieden ist von dem Europäer, dem Homo japeticus Bory de St. Vincents, und ihm häßlich erscheint, ist, wie Baer sich ausdrückt, im Grunde mehr eine Sache des Gefühls, als der Würdigung und Abwägung durch positive Erkenntnisse[2]), die aber dennoch „nicht so bald sich ganz verlieren wird". Sein zoologisch geschultes Auge kannte die morphologischen Differenzierungen der Menschheit, von denen er annimmt, „daß die größten Verschiedenheiten, welche wir unter den Menschenstämmen bemerken, in dem langen Laufe der Jahrhunderte allmählich entstanden sein können"[3]), und die genetisch deshalb schwer zu beurteilen sind, „weil man sich immer auf ursprüngliche Verschiedenheiten berufen kann"[4]). Auch ihre Bedeutung entging ihm nicht; den von Anders Retzius erbrachten Nachweis der verschiedenen Ausbildung des Schädels nach hinten schätzte er für „einen der ergiebigsten Fortschritte"[5]). Die Schwierigkeiten, alles auf Milieueinfluß zurückzuführen, häuften sich mit der Zeit. Die Erscheinungen der Rassenkreuzung forderten eine andere Auffassung.

„Alle Völker, welche jetzt die Welt beherrschen, sind sehr gemischt", schreibt K. E. v. Baer in dem Bericht der Göttinger Anthropologenversammlung[6]). Daß die kräftigsten Völker Europas „notorisch in historischer Zeit aus starker Vermischung hervorgegangen sind", dafür vermag er keine andere Begründung zu finden, als daß „die Mischvölker geistig gewinnen": lange Abgeschlossenheit macht ein Volk einseitig, indem seine Besonderheiten sich wuchernd vermehren. Unter 30 Indianerhäuptlingen erwiesen sich drei, also nur der zehnte Teil,

---

[1]) A. a. O., S. 41.
[2]) Baer und Wagner, Göttinger Bericht 1861, S. 17.
[3]) ibid. S. 9.
[4]) ibid. S. 10.
[5]) K. E. v. Baer, Nachrichten über die ethnographisch-kraniologische Sammlung der kais. Akademie der Wissensch. in St. Petersburg. Bull. Acad. Scienc., St. Petersbourg, Cl. phys.-math. 1858, Kap. III.
[6]) A. a. O., S. 18.

als nicht gemischten Ursprungs, als indianische Vollrasse; die übrigen hatten „zu $1/2$, $1/4$, $1/8$ europäisches Blut", was, wie Baer bemerkt, augenscheinlich von der geistigen Ueberlegenheit der Mischlinge zeugt, „denn die Häuptlingschaft wird unter den Rothäuten nicht vererbt, sondern durch Ueberlegenheit erworben"[1]). Hier müssen besondere Bedingungen wirksam sein, denn „Sonnenschein und Regen kann der Mensch nicht mit sich umherführen"[2]). Veredelt der Europäer den niederen Stamm, dann erfüllt sich Baers Wort: „Dein Schicksal liegt in deiner nächsten Umgebung und vorzüglich in deiner eigenen Brust"[3]).

Eine Darstellung der Auffassungen lebender Forscher von der historischen Rassetheorie ist nicht beabsichtigt. Auf sie, die im allgemeinen eine gewisse Zurückhaltung nicht verkennen lassen[4]), hat die Geschichte noch kein Anrecht. In einer schnell fortschreitenden Zeit ist auch das wissenschaftliche Gebahren unruhig und beweglich: eine Anschauung, die gestern gut gegründet schien, kann morgen fallen und für allgemeine Fragen an Bedeutung zurücktreten, wenn neue Tatsachen an das Licht kommen, die zu einer Aenderung der Betrachtungsweise hindrängen. Viele neuere Ergebnisse und Meinungen haben in diesen Blättern übrigens schon ihre Beurteilung gefunden.

Eines werden uns jene Skizzen aus nicht zu weiter Vergangenheit nahelegen: daß auch die Rassetheorie, die jetzt mit besonderer Lebhaftigkeit behandelt wird, etwas Gewordenes ist. Man wird sie besser, mit mehr Einsicht beurteilen, wenn man auf ihre grundlegenden Anfänge zurückgeht und die Art ihres allmählichen Hervorwachsens aufmerksamer

---

[1]) ibid. S. 22.

[2]) Reden und Abhandl. a. a. O., S. 32.

[3]) Göttinger Bericht S. 17. — Hier in Dorpat gibt es reichlich Gelegenheit, den Erfolg von Kreuzungen zwischen Finnen und Deutschbalten zu sehen. Am meisten ist mir bei den Mischlingen dieser Art eine gewisse Labilität der Charakteranlagen aufgefallen; über ihre Begabung kann ich nichts Bestimmtes sagen, in einzelnen Fällen schien sie vermindert. Im ganzen werden Esten und Deutsche, nach meinen Erfahrungen, gut tun, sich miteinander möglichst nicht zu vermischen, da beide dabei verlieren. — Recht schwierig zu beurteilen ist vom anthropologischen Standpunkt die Frage nach der Stellung der Juden, über die noch wenig einwandfreies Material vorliegt, wenn man von den Mitteilungen der schriftstellernden Judophoben (vergl. insbesondere Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts, München 1903, Bd. I, Kap. V), die nicht hierher gehören, zunächst absieht. — In allgemeiner Hinsicht kann man nicht umhin zu bemerken, daß in Fragen der Rassenmischung und in der Auffassung dieses Begriffes noch jetzt viele biologische Unklarheiten vorherrschen. „Die große Rolle, die »die Rassenmischung« in vielen anthropologischen Arbeiten spielt", äußert sich zu dieser Frage ein so erfahrener und kenntnisreicher Forscher wie A. B. Meyer, „steht in einem bedauerlichen Gegensatze zu unseren geringen tatsächlichen Kenntnissen der Vorgänge, die hierbei vonstatten gehen. Was in dieser Hinsicht zugunsten der verschiedenen Theorien angeführt wird, ist, wenn man es näher untersucht, meistens nichts weiter, als eine eben auf jene Theorien schon gegründete Deutung fertig vorliegender Tatsachen, deren Zustandekommen der Kenntnis entzogen blieb." A. B. Meyer und J. Jablonowski, Kraniologie der Osterinseln, Abhdl. u. Berichte d. Zoolog. u. Anthropol.-ethnogr. Mus. zu Dresden 1901, Bd. IX, Nr. 4.

[4]) Unter den Anatomen ist die Bedeutung des Rassefaktors in der Geschichte in neuerer Zeit besonders von N. C. Macnamara betont worden. Origin and character of the British people. London 1900, S. 160 ff.

verfolgt, als dies bisher geschah. Auch möchte es mit der Erkenntnis des Werdeganges leichter zu ermessen sein, welche Wege zu dem Ziel führen und welche Früchte einer zukünftigen Forschung in Aussicht stehen.

Herr Houzé und die Wissenschaft.

Dr. Ludwig Wilser.

Einer der letzten Wünsche, die der Begründer dieser Blätter mir aussprach, betraf die Stellungnahme zu einer von dem belgischen Arzt Houzé herausgegebenen, hauptsächlich gegen die von Lapouge und Ammon vertretene Sozialanthropologie gerichteten Streitschrift[1]) und ich beeile mich, obwohl ich unmittelbar an der Sache nicht beteiligt bin, demselben hiermit nachzukommen, nachdem unserer Verabredung gemäß zuerst (VI, 2) der in erster Reihe Angegriffene das Wort gehabt hat. Mein Name ist in der ganzen Schrift von 117 Seiten nur ein einziges Mal, und zwar in der hier nebensächlichen Frage nach der Herkunft des Wortes *κασσιτερος*, das ich zuerst als keltisch erkannt und erklärt hatte, genannt, und ich kann darum, die meisten Einzelheiten und besonders alles Persönliche meinem Vorgänger überlassend, mich im wesentlichen auf die arische Frage beschränken, zumal da die vor mehr als einem Vierteljahrhundert von mir aufgestellte und seitdem durch immer neue Beweismittel begründete und befestigte Lehre, daß im Norden unseres Weltteils das Verbreitungszentrum der höchstentwickelten Menschenrasse (Homo europaeus) zusammenfällt mit der Wurzel des indogermanischen Sprachstamms, die unbedingte Voraussetzung und die notwendige Grundlage bildet für die neuere sozialanthropologische „Schule“, die ja immer und überall die lichthaarigen Langköpfe, „les dolicho-blonds“ der Franzosen, als Bahnbrecher und Kulturträger in den Vordergrund stellt.

Dementsprechend ist auch der erste Abschnitt des beregten Buches „L'Aryen“ überschrieben, und der Verfasser sucht darin mit der indogermanischen, indokeltischen, indoeuropäischen oder kurz arischen Frage, die nach seinem Ausdruck „das Prunkstück jedes gebildeten Gehirns geworden ist“, fertig zu werden. So, wie er sie selbst behandelt, ist damit freilich nicht viel Staat zu machen, denn man vermißt durchaus die nötigen Kenntnisse — seine „incompétence en linguistique“ gesteht er ausdrücklich zu — und das darauf begründete sichere Urteil, er schöpft nirgends aus den Quellen, hat das meiste erst aus zweiter oder dritter Hand und kann — in wissenschaftlichen Dingen sehr verwerflich — den Neid des Wallonen auf das Deutschtum, ja alles Germanische überhaupt nur schwer verbergen. Wie kann man beispielsweise von einem Manne geschichtliche Gerechtigkeit erwarten, der das Nibelungenlied „die verhältnismäßig junge Geschichte der von plündernden und trunksüchtigen Barbaren verübten Taten“ nennt?

---

[1]) L'Aryen et l'Anthroposociologie, étude critique par le Dr. Emile Houzé. Fasc. 5 des Notes et Mémoires de l'institut Solvay. Bruxelles et Leipzig 1906, Misch et Thron.

Seine eigene Anschauung kommt in den folgenden Worten zum Ausdruck: „Und in diesen Zurückgebliebenen, die zuletzt auf dem geistigen Kampfplatz erschienen sind, möchte eine gefälschte Geschichtschreibung das edle Blut sehen, das Hellas und Rom befruchtet hat! Als deren Kultur bereits abgestorben war, waren die Germanen noch lange nicht für die Gesittung reif!" Es ist eine betrübende Folge der das Selbstgefühl und die Wertschätzung des eigenen Volkstums unterdrückenden klassischen Bildung, daß er als Zeugen für eine solche Auffassung einen Deutschen, den Professor von Wilamowitz-Möllendorff, anführen kann, der in seinem „Neujahr"[1]) gesagt hat: „Wir freuen uns nur, den Völkern mit älterer Kultur eine Schuld der Dankbarkeit für Jahrhunderte der Erziehung abstatten zu können und ihnen endlich ebenbürtig zu sein."

In Wahrheit verhält sich, wie eine voraussetzungslose und vorurteilsfreie, nicht in einen beschränkten Gesichtskreis gebannte, sondern auf den großen Entwicklungsgesetzen aufgebaute Wissenschaft lehrt, die Sache ganz anders. Auch die Entstehung und Verbreitung der Kultur beruht im letzten Grunde auf Naturgesetzen, ist selbstverständlich das Werk nicht der tiefstehenden und zurückgebliebenen, sondern der leiblich und geistig höchstentwickelten und fortgeschrittensten Menschenrassen. Daß das die Weißen, nicht die Farbigen sind, brauche ich wissenschaftlich nicht zu erhärten: das ist sonnenklar und jedem Kind bekannt. Aber auch die ursprünglich unsern eigenen und die angrenzenden Teile der benachbarten Weltteile bewohnenden weißen Rassen — jetzt haben sie den ganzen Erdball erobert — sind nicht vollkommen gleichwertig, auch unter ihnen lassen sich Abstufungen der Begabung erkennen und nachweisen. Während im Altertum der geistige Schwerpunkt von Europa im Süden, in den gesegneten Ländern am Mittelmeer, lag, befindet er sich heute unstreitig in der nördlichen Hälfte, diesseits vom Alpenwall. Wie ist das zu erklären? Haben sich die Wohngebiete der Rassen verschoben, ihre Fähigkeiten geändert? Wie heutzutage aus einem kaltblütigen Kriechtier kein Warmblüter mehr werden kann, weil die dazu notwendigen Uebergangsstufen dem Wettbewerb mit den fertigen Säugetieren nicht gewachsen wären, so ist es auch für den Naturkundigen undenkbar, daß eine in der Entwicklung des Gehirns und seiner Leistungen den anderen vorausgeeilte Menschenrasse von einer der im Wettlauf zurückgebliebenen überholt werden könnte. Diejenige Menschenart, die infolge ihres Werdegangs und der äußeren Umstände sich einmal an die Spitze gestellt hat, wird auch die Führung behalten, so lange die Erde für Angehörige unseres Geschlechts bewohnbar sein wird. Auch der Verbreitungsmittelpunkt einer überlegenen Rasse bleibt der gleiche, so sehr auch durch fortwährende Auswanderung des Ueberschusses das Verbreitungsgebiet sich erweitert.

Suchen wir nun, teils nach den in Gräbern gefundenen Knochen, teils nach Gemälden und Bildwerken oder nach zuverlässigen Beschreibungen, zu ermitteln, welcher Rasse die führenden Stände in Griechenland und in Italien angehört haben, so ergibt sich die unbestreitbare Tatsache, daß der geistige und gesellschaftliche Adel

[1]) Neujahr 1900. Berlin, Schade, 1900.

dieser Länder fast nur aus mehr oder weniger reinblütigen Vertretern der langköpfigen, lichthaarigen, blauäugigen, weißhäutigen und hochgewachsenen Rasse bestand, die wir seit zwei Jahrhunderten mit dem schwedischen Naturforscher Linné als Homo europaeus bezeichnen. Nach den Naturgesetzen ist der Bildungsherd und das Ausstrahlungsgebiet dieser Rasse da zu suchen, wo sich alle ihre Merkmale am längsten und am besten erhalten haben, das ist, wie aus den Ergebnissen der großen Volksuntersuchungen hervorgeht, in den südlichen Teilen der skandinavischen Halbinsel. Damit stimmt die geschichtliche Ueberlieferung in schönster Weise überein: so weit wir die sicher beglaubigten Nachrichten und die Wandersagen zurückverfolgen können, sind von dort Scharen kühner Eroberer ausgezogen, die im Süden und Norden, im Westen und Osten unseres Weltteils, ja sogar — es sei an die Tektosagen und Wandalen erinnert — in Kleinasien und Nordafrika mächtige, blühende Reiche gegründet haben. Der Schluß, daß auch in vorgeschichtlichen Zeiten, von denen die Urkunden schweigen, ähnliche Völkerwanderungen anzunehmen sind, ist darum so berechtigt wie irgend eine wissenschaftliche Folgerung. Zugleich mit ihrem edlen Blut haben diese Wanderscharen ihre Sprache, das war die indogermanische, und ihre jeweilige Gesittung verbreitet. Durch einen bis ins einzelne durchgeführten, mit allen bekannten Tatsachen, insbesondere mit der Sprachverwandtschaft und den Altertümerfunden, übereinstimmenden Stammbaum[1]), der aus der nordischen Wurzel wie von selbst erwächst, während alle übrigen Versuche gescheitert sind, habe ich die Probe abgelegt, daß die Rechnung stimmt.

Aus diesen Gründen waren die Germanen, als sie, noch durchaus reinblütig und unvermischt, in die Geschichte traten, nicht rohe, blutdürstige Horden, deren „Vandalismus“, wie Houzé meint, „eine zeitlang die ruhige Entwicklung aufhielt“, sondern als letzter Kern des arischen Urvolkes Erneuerer und Verjünger der gealterten Welt. Ihre Schrift war nicht „un alphabet romain germanisé“, denn sie enthielt, wie ich nachgewiesen habe, die 18 Urzeichen, aus denen sich entwicklungsgeschichtlich alle südeuropäischen und kleinasiatischen Schriftarten ableiten lassen. Sie haben nicht „überall, wo sie einfielen, eine Renaissance, d. h. eine Wiedergeburt der unterworfenen Bevölkerung, nötig gemacht“, sondern sie selbst waren es, denen wir diese Wiedergeburt verdanken, wie Woltmann in seinen beiden Werken über die Germanen in Italien und in Frankreich gegenüber dem überlebten Vorurteil in durchaus einwandfreier Weise festgestellt hat. Daß die Kulturentwicklung in den fruchtbaren Ländern am Mittelmeer, unter einem verschwenderischen Himmel dem langsamen aber dauerhaften Wachstum in der Stammesheimat vorauseilen mußte, habe ich schon vor vielen Jahren durch das von Woltmann angeführte Gleichnis deutlich zu machen gesucht, „daß ein edles, im magern Boden erwachsenes Reis herrliche Blüten und Früchte treibt, wenn man es in günstigere Ernährungsbedingungen versetzt“. Aber das ist dann meist eine kurze, bald verwelkende Treibhausblüte. Der „perturbateur

---

[1]) Vergl. meine Schrift „Stammbaum der indogermanischen Völker und Sprachen“. Jena 1907, H. Costenoble.

du Nord", nach Houzés geschmackvollem Ausdruck, ist freilich im üppigen Süden großenteils wieder ausgestorben, aber mit ihm auch die Macht der von ihm gegründeten Reiche, die Kraft und Leistungsfähigkeit der durch ihn verjüngten Völker.

Manouvrier, der „hervorragende Schüler von Broca", der zuerst die sozialanthropologischen Lehren Lapouges bekämpft[1]) hat und darum von Houzé als Hauptgewährsmann angeführt wird, ist gewiß ein tüchtiger Anthropologe, aber einer der rein anatomischen Richtung ohne weiteren Gesichtskreis. Als er mich im Jahre 1900 anläßlich des internationalen Kongresses durch die Sammlungen der Ecole d'Anthropologie führte und ich mit Bewunderung auf die langen Reihen reinrassiger Frankenschädel hinwies, hatte er für dieselben nur die wegwerfende Bemerkung: „c'étaient des brigands!" Von solchen Leuten wird man keine vorurteilsfreie Auffassung der Vergangenheit, keine unparteiische Würdigung des Germanentums erwarten dürfen; sie sind nicht imstande, die Menschenkunde in ihrer wahren Bedeutung zu erfassen und zur „vornehmsten Hilfswissenschaft der Geschichte" zu erheben.

Es ist eine Entstellung der tatsächlichen Verhältnisse, wenn auf S. 8 behauptet wird, das Gesetzbuch der „anspruchsvollen sozialanthropologischen Schule" beruhe einzig und allein auf „zwei Handgriffen des Tasterzirkels". Die Wissenschaft vom Menschen, auf die Geschichte und Ständebildung angewendet, sucht ihre Schlüsse aus möglichst großen Zahlen, wenn tunlich aus der anthropologischen Untersuchung ganzer Völker zu ziehen. Dabei müssen selbstverständlich alle Rassenmerkmale, Schädel- und Gesichtsbildung, Haut-, Haar- und Augenfarbe, Körpergröße, Längenverhältnis der Gliedmaßen und anderes, berücksichtigt werden, doch haben nicht alle den gleichen entwicklungsgeschichtlichen Wert, den größten die ältesten und von der Umwelt unabhängigsten, dazu gehört vor allem das Längenbreitenverhältnis des Schädels.

Ueber jeden Zweifel erhaben und durch die Ausführungen des wallonischen Schriftstellers nicht im mindesten berührt ist die Bedeutung der nordeuropäischen Rasse für die Zusammensetzung der Kulturvölker in alter und neuer Zeit. In Ländern, wo seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden unaufhörlich Rassenkreuzungen und Blutmischungen stattgefunden haben, sind ja die Verhältnisse, wie auch Lapouge selbst zugibt, ungemein verwickelt, doch steht nach den bisherigen Erfahrungen das eine fest, daß das edle Blut der nordischen Rasse immer und überall den anregenden Sauerteig gebildet hat. Ueber die einzelnen „Gesetze" der neuen „Schule", die aber außer Lapouge und Ammon nur wenige Mitglieder zählt, ist das letzte Wort noch nicht gesprochen; manches wird vielleicht bei genauerer Nachprüfung und bei einer etwas anderen Auffassung der Vererbungsgesetze — die genannten Forscher sind beide Neu-Darwinisten — einer veränderten Fassung bedürfen; daß die ganze Bewegung aber auf einem richtigen Grundgedanken beruht und einen gesunden Kern enthält, steht außer Frage. Daß die sogenannte „Pseudo-Wissenschaft nur ein Deckmantel des

[1]) L'indice céphalique et la pseudo-sociologie, Revue de l'Ecole d'anthropologie de Paris, 15/XI 1898.

Pangermanismus" sei, diese Anschwärzung muß ich mit Entrüstung zurückweisen; die wahre Wissenschaft kennt nur ein Hochziel, die Erkenntnis der Wahrheit; alle anderen Rücksichten und Hintergedanken sind ihr fremd. „Scientifiquement l'Aryen est mort", schließt siegesgewiß Delisle seine Besprechung des Houzéschen Buches in der Zeitschrift L'Anthropologie (XVII, 6); das trifft nicht einmal für Lapouges gleichnamiges gehaltvolles Werk zu, noch viel weniger aber für den bahnbrechenden und fruchtbaren Gedanken, daß die höchstentwickelte Menschenrasse, das ist zweifellos die nordeuropäische, in der Welt die erste Rolle gespielt hat und auch in Zukunft spielen wird.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. In dem besprochenen Buche sind viele Namen falsch geschrieben: Nordenskiold, Wilamovitz-Möllendorp, Wooldrich, Oeshausen, Westaregeln, Thiele, Atler, Schlachenwald, Halstatt u. a. Das sind, wird vielleicht mancher sagen, unwesentliche und unwichtige Aeußerlichkeiten; ich habe aber gefunden, daß sie meist einen zutreffenden Rückschluß auf die Genauigkeit und Zuverlässigkeit eines Schriftstellers gestatten.

Kaukasische Zusammenhänge.

Dr. Albrecht Wirth.

Verfolgte Rassen flüchten sich in Sümpfe, auf Inseln in unzugängliche Dschungeln und am liebsten in die Hochtäler großer Gebirge. So kommt es, daß gerade bei hohen Gebirgen die bunteste Völkermischung herrscht. Magyaren, Ruthenen, Polen, Deutsche, Rumänen am Westhang der Karpathen; Massai, Dschagga, Ndorobbo, Suaheli am Kilimandscharo; Hottentotten, Xosa, Basuto, Griqua und Sulu in Basutoland; Kaschmiri, Dogra, Darden, Kadjuna, Tibeter, Tadschik am Hindukusch; die rätselhaften Atayal, die Botan, Pepohuan, Malaien und Chinesen in den Alpen Formosas. Dem allgemeinen Gesetze folgt auch der Kaukasus. Da er überdies schon durch die Verbindung von Land und Meer besonders mannigfaltige Gliederung aufweisen kann und ferner ein Hauptdurchgangstor für eine lange Reihe von Völkerwanderungen gewesen ist, so ist die Rassenbuntheit und auch die Rassenmischung bei ihm zum auffallendsten Kennzeichen geworden.

Die Sprachen des Kaukasus sind gegenwärtig so ziemlich erforscht. Was in Zukunft noch zu tun ist, das wäre die Untersuchung: woher stammen die Sprachen und mit welchen anderen sind sie verwandt? Durch die Bemühungen verschiedener Gelehrten ist auch für diese Aufgabe bereits eine Grundlage geschaffen, ist für die Lösung der Aufgabe wenigstens ein Anfang gemacht. Man kann von den karthuelischen Sprachen aussagen: sie gehören zur alarodischen Gruppe, die von Elam bis Südeuropa reichte. Von dem Tscherkessisch ist vermutet worden, daß es mit Baskisch sich berühre, und tscherkessische Spuren sind von Klagroth und Lopatinski bis nach Mitteleuropa verfolgt worden. Die ostkaukasische Gruppe habe ich einen Versuch gemacht, mit Tibetisch und Koreanisch zu verknüpfen. Es würde sich also um eine ausgedehnte Rassengruppe handeln, die sich

von der Koreabucht bis in den Busen von Biskaya erstreckte. Man kann aber den Rahmen noch weiter ausdehnen. Die geschilderte große Gruppe, für die ich den Gesamtnamen der Kas vorschlagen möchte, hat weitere Absenker nach Süden und Norden gelegt. Je weiter freilich vom Mutterstock weg, je lebensfähiger die Fremdrassen, die in der Ferne angetroffen werden, desto unähnlicher werden die Ableger. Immerhin ist bereits eine Verwandtschaft des Kaukasischen mit dem Berberischen bewiesen worden. Eine Verwandtschaft mit den tibetisch vermittelten Sprachen, mit den südostasiatischen Gruppen, sowie mit der großen altaiischen Familie ist ebenfalls nicht von der Hand zu weisen. In weiterer Ferne liegen Jenisseiisch und Drawida („schwarze" Sprachen mit tibetischer Färbung), endlich Malaiisch und Chinesisch. Damit ist jedoch immer noch nicht das ungeheuere Gebiet kaukasischer Forschung erschöpft. Es ist längst vermutet worden, daß Kasstämme nach Mesopotamien, Syrien, Abessinien, Aegypten, nach der Berberei und ganz Europa kamen. Die Hypothese erklärt ohne weiteres, wie die Theorie einer kaukasischen Rasse entstehen konnte. Nunmehr muß gezeigt werden, wie die Sprachen der Kas auf Semiten, Hamiten und Arier einwirkten. Das Material dazu ist unübersehbar.

Die Methode hierfür? Sie setzt sich aus verschiedenen geometrischen Oertern zusammen. Es ist immer mißlich, mit untergegangenen Sprachen zu operieren, aber auch Buffon rekonstruierte aus einem Zahn ein ganzes vorweltliches Tier. Es ist kaum angängig, ohne weiteres zu sagen: das algerische Gebirge Džur-džura ist das Džordžoran des Ossetenlandes, oder: der Name des galizischen Stri und vielleicht der Weichsel ist tscherkessisch. Namensgleichheit ist ein flackerndes Irrlicht. Vieles muß zusammenkommen, die Gesamthypothese glaublich zu machen. Als da wäre: 1. somatische Aehnlichkeiten, z. B. die Brachycephalie der Tibeter, der meisten Kaukasier, der herrschenden Klasse der Polen und vieler Bewohner der Alpen und Pyrenäen; 2. psychologische Aehnlichkeiten, z. B. die Bigotterie und die Kunstbegabung fast aller Gebirgsleute von Tibet bis Navarra; 3. die aus der Kunstbegabung sich ergebenden Muster und Ornamente, Haus-, Tracht- und Vasenformen; mir will scheinen, als ob die karrierten Tücher von Schottland und Oberbayern bis nach Japan ähnliche Muster und Farben hätten; die abwehrende „Hand der Fatme" ist in Marokko im Schwang und fand sich in einem Weinberg von Saltern[1]); 4. besonders ausgefallene und seltsame Sitten und Gebräuche; dazu ist das Augenausquetschen der Chewsuren, Oberbayern, Spanier und das Jodeln zu rechnen, dessen tibetische Abart allerdings von der Tiroler recht abweicht; 5. geschichtliche Nachrichten von Wanderungen der Kas, durch gleichlautende Stammes- und Ortsnamen erläutert; und erst in letzter Linie 6. die vielumstrittene Verwandtschaft der Sprachen.

Bei den folgenden zwanglosen Anregungen beschränke ich mich im wesentlichen auf die beiden letzten Punkte.

Wer sind die ältesten Bewohner des Kaukasus? Im Gebirge wohl die, die am besten klettern können. Das sind von der großen

---

[1]) Dies Unikum, eine gespreizte Hand, um Traubendiebe zu schrecken, ist jetzt im Museum von Innsbruck.

georgischen Familie allein die Swaneten; in der Tat ist denn auch die swanische Sprache die altertümlichste der Familie, wie auch dem Laien sofort auffällt. Von den übrigen Bergstämmen sind die Ingusch, die Lesghier und die Andi gute Kletterer, während die Awaren lieber zu Pferde sind und die Kasikumüken keine besondere Liebe zum Alpensport zeigen. Eine kleine Anmerkung hier beiläufig zum Sport. Strabon beschreibt das Skilaufen der westlichen Kaukasier. In Valladolid habe ich auf der Stadtbibliothek einen Bilderatlas von etwa 1620 gesehen, von dem es keine Kopie geben soll. Der aus Aquarellen bestehende Atlas veranschaulicht die Trachten sämtlicher Mönchsorden der Erde; darunter einen mingrelischen Mönch auf Skiern. Ein zweites Argument für Altertum ergibt sich aus der Sprache. Tscherkessisch muß sehr alt sein, da es schon ganz zusammengekocht ist, ähnlich oder noch mehr wie das Chinesische. Den größten Verfall zeigt das Abchasische, das übrigens schon bei den Griechen für sehr rauh galt. Zum Teil wohl mit wegen des rauhen, feuchten Klimas, ein physiologischer Grund, der vielleicht auch bei den Chinuk im naßkalten Nordwestamerika mitgewirkt haben mag. Die Sprache der Abchasen wie der Chinuk ist im Grunde nur für einen Phonographen recht erfaßbar. Andererseits muß das Avarische sehr jung sein. Warum? es hat im Gegensatz zu den Nachbargruppen so gut wie keine Dialekte. Verhält sich also wie das Russisch in Sibirien, wie Englisch in Kanada und Australien, wie das Hindostani, wie Westtürkisch, kurz wie alle Sprachen, die nicht älter als 1000 Jahre sind. Ein dritter Beweis für Altertum ergibt sich aus früher literarischer Erwähnung. Soanen, Kasachen, Monrale (Mingrelier), Alazones (Lazen), Bruchen (Wirk, Georgier), Koraksen (Chwarch?), Apsil (Apsech?) Kolen[1] (Kürin?) werden von Strabon, Plinius u. a. genannt. Ein halbes Jahrtausend weiter zurück führt der Name der Karduchen oder Kurden = Kurd, wie die Georgier bei den Abchasen heißen, und noch weiter, bis 800 v. Chr. der Name Chaldu-i-ni im Lande Urartu = Karthweli. Sicher ist, daß die heutigen *Χάλδοι* in der Gegend *Χαλδια* zwischen Baiburt und Erzerum, und wahrscheinlich, daß die Chaldäer, die semitisiert wurden, an demselben Namen teil haben.

Wiederum eine Reihe von Jahrhunderten rückwärts weisen die Kassiten, bis in das 3. Jahrtausend v. Chr. In der Thora heißen die Chaldäer „Kasdim". Die Kolcher werden, ob mit Recht oder Unrecht, den keilschriftlichen Kaš-Kaš geglichen. Abessinien oder Kasch soll von den Kassiten erobert worden sein. Wie es denn auch Luren nicht nur in Luristan, sondern auch südlich von Abessinien, am Rudolfsee, gibt. Sei dem wie ihm sei, Kaš-Kaš ist ein Geminationsplural. Es ist der Name einer Rasse, die vom mons Casius, vom Küen-lüen in Tibet stammt. Vom Casius, dessen Bewohner noch im 11. nachchristlichen Jahrhundert chinesisch Chach heißen, kommen die „Kas" nach dem Fluß Casius oder Koissu, nach dem Kas-bek und Kau-kas-us.

Mehrere Ortsnamen des Kaukasus weisen weit nach Osten. Der Fluß Argun hat einen Namensvetter in Ostsibirien; der Nary-don des Ossetenlandes findet sich wieder in zahlreichen Narim des Thian-

---

[1]) Hahn, Reisen im Kaukasus I.

schan; Hunzal und Chunsach (nach späterer Volksetymologie „Hunnenland", vergl. Magyor-sag) erinnert an Hunza-Nagor im Südosten des Hindukusch; Hyrkania oder Burgana ist gleich Jrcania am unteren Ob und gleich Barcana oder Fergana; Tschetschan (čačal) oder arabisch Sason mag mit dem südsibirischen Saisan-nor geglichen werden. Tibetische Zahlwörter habe ich schon früher mit hürkanischen geglichen[1]).

Bedeutender, jedenfalls nach dem heutigen Stand der Forschung leichter nachweisbar, sind die kasischen Einflüsse im Westen und Südwesten von Eurasien. Gerade die politisch-anthropologische Revue hat in letzter Zeit diesen Einflüssen ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Die Aufsätze von Koch-Hesse, Dirr und Peter Goeßler werden noch in frischer Erinnerung sein. Dazu ist ein jüngst erschienenes Buch von Trombetti gekommen[2]), in dem neuerdings die Verwandtschaft des Baskischen mit kaukasischen Sprachen erwiesen wird. Ich erinnere ferner an das epochemachende Buch von Fick: Vorgriechische Ortsnamen. Hier wird entschlossen der methodische Versuch gemacht, eine schier unübersehbare Reihe von Berg-, Fluß-, Landschafts- und Städtenamen des Archipels und von Hellas auf alarodische, besonders hetitische Gründer zurückzuleiten. Fick geht etwas zu selbstbewußt vor. Er glaubt im einzelnen genau herausschälen zu können, ob ein bestimmter Name, der auf Kreta oder in Attika vorkommt, von Lelegern oder Kaukonen oder Abanten herrühre. Ich bezweifle, ob wir überhaupt jemals so weit kommen werden, derartige Miniaturschlüsse mit Sicherheit machen zu können. An und für sich ist jedoch seine Methode durchaus einwandfrei. So gut wir bei uns aus dem Klang, aus bestimmten Suffixen, aus der Lautung herausspüren können, ob hessische, ob bayrische, ob westfälische Siedlungen, so wäre es auch denkbar, bloß nach den Suffixen und ähnlichen Kriterien karische, mysische, hetitische Kolonieen aus dem Wirrwarr der Namen herauszufinden. Während wir jedoch über hessische und bayrische Mundart ausreichend selbst noch aus der Fülle der Gegenwart unterrichtet sind, fehlt uns so fein abgestuftes Material zum größten Teile für das pelasgische Altertum. Dasselbe gilt von etruskischen, ligurischen, numidischen und mauretanischen Ueberbleibseln. Man wird vorläufig noch keine Arten und Unterarten, keine Stämme und Stammesverwandtschaften feststellen können, sondern muß sich damit begnügen, einstweilen lediglich die Zugehörigkeit zu der großen Gruppe der Kas wahrscheinlich zu machen.

Es handelt sich jedoch um nicht mehr und nicht weniger, als die Aufstellung einer völlig neuen Rasse. Neben den Ariern, den Semiten, den Schwarzen, den Mongolen und den primitiven Waldmenschen (Wedda, Battak, Pygmäen) sollen die Kas als sechste große Gruppe zur Geltung kommen. In der Gegenwart sind die Sprachen der Kas durch die Tibeter, die Kaukasusstämme, die Basken und die Berber vertreten. Die Rasse der Kas dauert aber noch immer, vom Lobnor bis zum Atlas, auch da, wo jetzt andere Sprachen obherrschen. Natürlich ist die Rasse nicht mehr rein, sehr häufig ist sie aber noch ganz

[1]) Auf eine Aehnlichkeit der Gebräuche hat Kasnakow aufmerksam gemacht. Die Fußverschnürung, die am Himalaya pathawa heißt, findet sich ebenso im Dagestan und zwar als patawa.

[2]) Come si fa la Critica di un Libro, Bologna, Beltrami.

unverkennbar. Ehe ich nun dazu übergehe, die Spuren der Kas im heutigen Okzident, namentlich auch, was uns begreiflicherweise am meisten anzieht, in Mittel- und Südeuropa nachzuweisen, möchte ich die einzelnen Völker der Kas, deren die Geschichte gedenkt, Revue passieren lassen. Es wird das eine ziemliche Zeit in Anspruch nehmen, allein man wird sehr bald merken, daß dadurch das ganze Bild, das wir uns bisher vom Altertum machten, sich sehr wesentlich verändert.

Die Sumerier sind vermutlich der älteste Zweig der Kas. Hommel erklärt sie zwar für Altaier, aber der Spezialist Heinrich Winkler, der einen durchaus gediegenen Eindruck macht, versichert, daß die sumerische Grammatik von der altaiischen völlig abweiche und daß sie sich der Kaukasischen nähere. Wenn Hommel sumerische Wörter mit türkischen vergleicht, so ist die Aehnlichkeit zwar einleuchtend, allein die Verwandtschaft ist nicht eng. Sum. tangara Himmel ist freilich = türk. tengri, aber auch = polynesisch tangara und = tengri auf Borneo, ja = temir unendlich im (turanisch gefärbten) Sanskrit. Nicht viel anders verhält es sich mit den anderen Hommelschen Gleichungen.

Die Elamiten gehören sicher zu den Kas. Elam mag „Bergland“ bedeuten, von tschetschenisch lamu Berg mit hinweisendem Präfix (Artikel?) e. tschetsch. mar, mairu Held, el. male Mann = swanisch mare = jap. maru Mann, Held, el. ilerkum Mann (vergl. muchtirkun Weib, Frauens„mensch“) = lakisch las Mann. Susisch (mit elamitisch eng verwandt) ist das Pluralsuffix pi = südkauk. bi, p. Sus. šišne schön = kürin. χisen, lak. χin.

Die Kassiten kommen gegen Ende des 3. Jahrtausends aus der Verborgenheit des Ostens. Sie beherrschen seit rund 1900 Mesopotamien. Der mons Casius (wahrsch. Küenlüen), Kaschmir, Kasch-gar, die Čač = Juehtschi, weisen die Richtung ihrer Heimat. Der Name der Kas, den ich als den verbreitetsten für die gesamte iberisch-kaukasisch-tibetische Rassengruppe gewählt habe, wandelt sich ferner zu ägyptisch Shasu = Nomaden, zu ägyptisch Kasch = Abessinien zu Kusch, Chuzistan und Susa, zu Kisten und Kossäern, zu Kerket d. i. Tscherkessen und Kirgisen, zu den Kosaken, welcher Name ebenfalls an Tscherkessen und Kirgisen haftet, zu den südkaukasischen Cuseni oder Euseni, zu den Kaš-Kaš und Kas-k oder Kolchiern, den Kar-k d. i. Karern, Kilikiern und Karthagern (*Καρχηδων*, persisch Karka), zu den Chazaren, endlich den heutigen Kadschu-na in Dardistan. Wahrscheinlich auch zu Chan oder Wan. Das mir in Kaschmir ist wohl elam. miriaš Erde = mis in Marašmiš, Chwaresmien, also Land der Maras oder Chwarch.

Die Guti des Landes Gutium sind die Hu oder Get der Chinesen, die Gojjim der Juden (daher jüdisch jeder Fremde ein goj), die Uiguren = Gu-guren = chinesisch Hui-Hui, die Geten der westlichen Klassiker. Die Uiguren sind als eine ursprünglich vortürkische Rasse anzusehen. Ihre Vertürkung fällt erst in nachchristliche Zeit, wohl erst nach Attila. Sehr möglich, daß Gut mit Kusch und Gur (Georgier) zusammenhängt. Aus der ebenfalls überlieferten Form Kuti ward vielleicht zusammengezogen Kui, wie keilschriftlich die Kilikier hießen.

Die Hyksos sind Hu mit dem Mehrzahlsuffix k + ägyptisch sos = Nomaden. Hyk ist das biblische Gog.

Die Lulu-bi treten um 3000 in Elam auf. Wahrscheinlich Kinder der Lala, der alarodischen Mondgöttin. lal heißt noch der Mond in einem Zigeunerdialekte, den ich in Sultanabad aufschrieb = elar baskisch (nar mongolisch). Die *Λελιοι*, Zwerge des Nordens, und die Leleger sind zuversichtlich Nachfolger der Lulu-bi. Die Lolo, südöstlich von Tibet, und die Lolo-Kurden, SW. von Sautsch-bulak, mögen entfernte Vettern sein. Natürlich sprechen alle Kurden jetzt iranisch, aber ihre Urschicht ist, wie allgemein zugestanden wird, wie neuerdings namentlich de Morgan hervorhebt, turanisch.

Ich vermute, daß von einer Form Rar das Land U-rar-tu abgeleitet ist. Elamitisch iler, lakisch las, awarisch ros Mann wird zugrunde liegen. Dazu die Lazen, der westkaukasische, zur georgischen Gruppe gehörige Stamm. Aus Urartu, Land der Rar, sind dann die Alarodier der Griechen entstanden. Auch der lykische Ort *Ἀϱαϱα*, der Nebenfluß der Donau, *Ἀϱαϱος* (Herodot), die Saone, früher Arar und die Ruhr (Rora) mögen hier genannt werden, doch könnte an babyl. arallu Rohr, türkisch aral Weidengebüsch[1]) und german. Rohr gedacht werden.

Des weiteren dürfte *Ἀ-λαλ-κομενη*, Lilybaeum und Lesbos von Lulubi kommen. l wandelt sich in s bei korean. mul Wasser = madj. vis, jap. mids, bei Kolcher = Kask, bei Chaldi = Chasdim. Es wäre fortan auf die lesbische Abneigung gegen das h und auf lesbische Eigennamen zu achten. Die Verbindung *σβ* ist schon von Fick (62) als ungriechisch erkannt worden. Ein Lelegerkönig, Trambelos, hatte ein Heroon auf Lesbos. Der Hauptberg des Südens der Insel hieß Olympos = Elam oder *Ἐλυμαις*. Die Nachfahren der Lulubi sind in erster Linie die heutigen Luren in Luristan. Nicht unmöglich wäre, die Luren am Albert-Edward-See südlich von Abessinien, und die Lus-itaner und Lal-etaner von Spanien hier anzufügen. Wahrscheinlich auch *Ἐλυϱος* auf Kreta und die Illyrier, sowie den Fluß Liris in Latium. Die Albanesen, die heutigen Nachfahren der Illyrier, haben noch eine Reihe tschetschenischer und sonstiger kaukasischer Wörter bewahrt. Sogar *Ἑλλωτις*, wie früher die Stadt Gortyn und die Kadmostochter Europa hieß, gehört hierher. Vielleicht auch *Ἰαλυσος*, *Ἀλυσιον*, das elysische Gefilde und Eleusis. Daß der Name untergegangener Völker bei späteren zur Bezeichnung der Unterwelt, in unserem Falle des elysischen Gefildes, benutzt wird, ist auch sonst nachzuweisen.

Die Mitanni oder Chani-Galbatäer kommen laut Messerschmidt seit 1800 vor. Ihr Reich erstreckt sich auf Melitene, Westarmenien und Nordsyrien. Die Gleichung Melitene = Milet = Malta beweist spätere Wanderung nach dem Abendland. Vielleicht Mel-itene = Mitanni. itene ist ein länderanzeigendes Kas-Suffix, wie bei Makedonien, in einfacherer Form *Μακετια*, bei Samaritani und Karchedon; bei den Mauretani und anderen Berbern, bei den iberischen Turdetani, Cosetani, Edetani, Laletani, Lacetani, Ceretani, Carpetani, Oretani, Lusitani. Gewöhnlicher ist eti, richtiger eth, wie in Imeretien, Kachetien, Swanetien. Eine nur wenig abweichende Form für Malta ist Malaka in Spanien und Sizilien, das nicht semitisch zu sein braucht. Mitanni = Matiane in

[1]) Hommel, Grundriß 124.

Nordwestmedien = *Μοτὐηνοι* in Spanien und Sizilien = Matienus in Rom; = *Μοσυνοικοι* (Pluralsuffix k) = Tre-Mosine, Gebirgsgegend mit uralter, halbwilder Bevölkerung ob dem Gardasee, gegenüber von Malcesine; = Masinissa? = Masenna? wahrscheinlich = Midian, = *Μοισοι* und *Μυσοι* an der Donau und in Kleinasien und = mil in Termilen, *Μυλασα*. Vergl. auch karisch mas Herr = mali, kassitisch, Mensch. Mithin kann man weiter gleichen Mitanni = Mal in Manlos, Mallos, in der Nähe von Tarsos. Ich erinnere weiter an die uigurischen Bas-mil um 700 n. Chr. Endlich Mitanni = Musri, Landschaft Kappadokiens, Mas-pioi, ein persischer Stamm, = Mos-k = Sa-mos-ata, Stätte der Mos, Kap Misenum = Messene im Peloponnes = Mesene, Landschaft von Mesopotamien = Mezentius, „arkadischer" König von Latiun = Mazen-deran = Masnes, lydischer Fluß = Musen, Gefährtinnen Appollos? = Misr oder Masr, Aegypten? = Betr, Berberstamm? Laut Dirr ist Mis ein Name, der an heutigen georgischen Stämmen haftet; die Hamiten aber, die Besiedler des alten Aegyptens, sind laut Trombetti ganz gewiß dem Bewohner des Kaukasus verwandt. Von den Berbern sagt Ibn Chaldun, daß sie in zwei Hauptgruppen zerfallen, die Amazirt und die Betr. Diese Gleichungen sind, wie die meisten hier angedeuteten, selbstverständlich nur tastende Versuche. Da aber die Grundlinien der Mittelmeerverwandtschaft gegeben sind, so darf man ruhig jene Namensgleichungen als sachlich gerechtfertigt hinnehmen. Das einzelne werden Spätere, bei genauerer Forschung, von Fall zu Fall zu entscheiden haben.

Die Chan, Chatti (eigentlich Chan-ti, semitisch, Land der Chan), äg. Cheta, hebr. Hethiter, tauchen seit der Mitte des zweiten Jahrtausends auf. Sie haben einen guten Teil der vorderasiatischen Kasvölker, ob diese nun den Chan näher verwandt waren oder nicht, vereinigt und zum Kriege gegen Aegypter, Assyrer und Griechen geführt. Zu dem Einflußkreis der Chan gehörten: die Mitanni, die syrischen Völker, die Kleinasiaten und möglicherweise die Jonier. Genannt werden als hethitisch die Landschaften Musri im Nordosten von Kleinasien, Kumani in Kappadokien, das Kata-land, Arzapi, Tarsus, Kadiš am Orontes, Jerusalem. Kumani ist das Land der Kummuch, deren Name in den heutigen Kumüken weiterlebt, vergl. jap. kimi Fürst[1]) = ki im Dido. Kappadokien heißt keilschriftlich Kat-paduka, Land der Kat, d. i. der Kataoner. Eine ähnliche Bildung zeigt die Hauptstadt Nepals, Kat-mandu. Eine heutige Stadt in Kappadokien ist Izgin; laut Plinius wohnten Izgi am Himalaja. Arzapi könnten die Arči, ein lesghischer Stamm, sein, die sich selbst jetzt Roč nennen. Herusha sind, wie Büdinger fand, bis Südpalästina gekommen. Jerusalem ist leicht hethitisch zu erklären. Besonders das Element salm ist in Dutzenden von kleinasiatischen Wörtern, die semitischen Ursprungs unverdächtig sind. Etwa das babyl. salm Zwillinge, was Symbol des Sonnengottes (Hommel 88)? Jeru findet sich wieder im Jarmuk, einem Nebenflusse des Jordans und einem kaukasischen Flusse, ferner in Jordan selbst, im Jardanos von Elis, im Eridanus. Jabru ist

---

[1]) Kasikumüken zeigt eine Doppelungsform wie koreanisch niri-mu, japan. kankimu, der große Herr. In jetziger Anwendung ist K. sehr spät, aber es mag schon in den nordkoreanischen Kumo Hsi verborgen sein (Gesch. Asiens 197).

ein elamitischer Gott. Die Chan besiedelten Syrien, fortan *Χνᾶν*, Kanaan genannt. Als *Χαονες* kamen sie bis Westhellas. Ihr Silardis, Schelardis, wahrscheinlich Mondgott (Ho. 39) überrascht uns auf der Insel bei Troizen, *Σκελερδεια*. Hethitisch mat Erde = georg. midz. finnisch ma; z. B. Ma-gog ist Land der Gog. Hethitisch alu Stadt = bask. il, ir.

Die Hauptgottheiten der Chan sind neben Tesup, Tiššub, Teispes und Tarchu, gemeinkasischen Göttern, die Gemahlin des Wettergottes Tesup, die Ma oder Rhea oder Kybele, deren Symbole Dreieck und Taube, und dann der Wettergott Chirpa. Hommel[1]) meint, Chirpa sei aus ungefähr te-Chlip entstanden. Ich erinnere hier zunächst an den abchasischen Feuergott Tleps, seinen Kollegen Apxstzwaha, den Gott der Ströme (Regen?), in dem scheinbar Tesup steckt, und den Donnergott Šible. Ein Eigenname wie Chirpa-sir bedeutet: Chirpa ist der Herr; wie Techib-tilla: Tochter (sala im Mitanni) des Techib; Sanherib: Sohn (baskisch sem) des Chirba. Hommel gleicht weiter Chirpa oder Chirba mit Hermes. Das halte ich für bedenklich. Dagegen wird es mit alttürk. chelibi Herr und *Χαλυβες*, sowie Tesup mit bask. tešin Himmel zu gleichen sein. Chirba = *Ζευς Ἀρβιος* auf Kreta = lyk. *αρβασις* (Fick 24).

Die Hauptstadt der Chan hieß Arinna = Arñna, wie einheimisch der Xanthos genannt ward = *Ἀρνη* in Thessalien[2]) = Arnauten, der alte Name der Böotier und der Albanesen = Arno bei Florenz. — Hethitisch möchte der karische Hermes sein, Imbramos, Imbrassis = ambrosia = bab. Mondgott Ubur? (Ho. 121, 3). Der Leleger Endymion = sum. En Mondgott + lyk. tidäimi Sohn. En auch im sizilischen En-tella, Tochter des Mondgottes. — Ein Chattikönig hieß M a u r a-sir = Maura (ostkaukas. mra Sonne) ist der Herr. Hommel vergleicht den kilik. Gott *Μορρευς* und Mavors; ist ostkaukas. maar Mann. Um 1270 besiegt ein Pharao den Mauroje, Sohn des D i d i. Die Mauretani mögen auch hier anzuziehen sein.

D i e s y r i s c h e G r u p p e. Kanaaniter = Chan = *Κνως*. Hethiter = Chatti. Martu, wie ehedem Syrien hieß = *Μαρδοι*, *Ἀμαρδοι*, A m o r i t e r, vergl. den Saken Amortas, ostkaukas. mard Mann und den elamitischen Gott Marata = Maras, Chwarch, Chwaresmier. Syrer = Suti? = Asyr = sir Herr? Palaestina = Philister, eg. Pularsta = Plethi (u. Kreti). Philistos hieß ein Geschichtsschreiber Siziliens, Philistis die Gemahlin des Siziliers Gelon. Die Gottheiten Pallas Athene und Pales, die altitalische Gefährtin der Anna, ferner die Städte Palantia von Susiana bis Spanien und der mons Palatinus mögen hier beigezogen werden. Die Samaritaner waren aus *Χουζια*, Susiana, gekommen; vergl. Sumir. Die Abri, Hebräer = Iber = Habir-ti (Elam). Es macht dabei wahrhaftig nichts aus, ob Eber und Habir (Ophir) im Semitischen mit verschiedenen Anfangsbuchstaben beginnt, da es doch einmal ein unsemitischer Name.

In Ossetien lebten im Mittelalter die Falas und Diwalen. Fölistan soll kurdisch Armenien heißen. Mit Zaudern verbinde ich damit die Volsker = Pelag, Pelasger = Wälsche = *Βλαχαι*, Walachen, madj. Oloch, türk. Iflaks = Walliser, die natürlich mit vallis nichts zu tun haben,

---

[1]) Grundriß 43.
[2]) Fick 151.

= Welsh, Leute von Wales, was mit Galles französisch wohl kaum richtig übersetzt worden, = Fαλις, Elis? = Ὀαλος, Phrygier.

Daß die Suti, Syrer, ursprünglich keine Semiten waren, dafür bietet der altasiatische Name Aegyptens, nämlich Stti, einen weiteren Beweis. Daß die Ebräer mit iberischen, also elamitischen, alarodischen Elementen versetzt sind, ist längst vermutet worden und hat v. Luschan schon 1892 anthropologisch dargetan. Von weniger bekannten, kleinen Stämmen sind am merkwürdigsten die Nephilim, deren Heimat früher wohl Npal = Niphates war. Vergl. Nepal am Himalaja, Naplus (Samaria) und Nauplia, vielleicht auch die äg. Ha-Nebu der Inseln, die skythischen Nauari, Novara und Navarra, endlich die 352 von Rom kolonisierte Latinerstadt Nepet. Nibelunge? Niflheim? Scandi-navia, Codo-novia, Rao-novia? Ferner hausten vor den Hebräern im Land die Emim, die Rephaim = Rebu = Remphan (Saturn) = Αριμφαιοι, die Enakim, von denen die Stadt Ghanuch und der Erzvater Henoch benannt, die Thalmai, laut der hebr. Völkertafel ein Stamm der Rephaim = Dalmatien? = Talmač der Chazaren? = Solymer Kilikiens (Jerusalems?) und Siziliens. = Salmi, bab. Zwillinge, Symbol des Sonnengottes. Jedenfalls gibt es ein nichtsemitisches salm in Σαλμωνευς, Salamis, Sulmo in den Abruzzen. Es ist gar nicht gesagt, daß Salomo ursprünglich mit salem Friede zusammenhing. Togar-ma oder Teukrer gründen Dokor, Dor südlich von Karmel, besiedeln die Troas und Kreta. Die Samaritaner (mit iberischem Pluralsuffix) gründen vielleicht Samori-ina, Smyrna. Die Dedanim = Tidanim gründen jedenfalls Dodona. Sie werden eher auf dido groß, als auf georg. thetri weiß zurückzuführen sein. Ein Lykierfürst heißt Didi, eine Karthagerin Dido, ein lesgischer Stamm Dido.

Im Gefolge der Chan, als ihre Vasallen oder Miträuber, erscheinen viele Kleinasiaten. Die Kummuch, wovon Kommagene, Komana und heutige Kumüken. Die Kada = Kittim der Bibel = Kat in Katpatuka = Κητις das gebirgige Westkilikien. Davon getrennt die Kui, die Bewohner des ebenen Kilikiens = eg. Kef-te, Land der Kef, = hebr. Kaf-tor (Kreta). Damit vielleicht zusammenhängend die Κηφηνες, Herodots Urbewohner Persiens, bei denen man freilich auch an den el. Saturn, Kaiwan denken mag. Kafir?

Die Kaš-kaš und Kark = Kolcher, Karer, Kiliker. Kilikien heißt auch Ja'a, Kirka, Karka und Chilakku. Kirke und Medea stammten aus Ἀιαια. Ja hieß außer Kilikien vermutlich das gegenüberliegende Zypern, dessen anderer Name Alasia von Lazen herkommen mag, vergl. auch Lesbos, Alassa auf Kreta, Alesia in Gallien.

Die Mosk, die 1100 von Alzi, Lazenland, aufbrachen und von einem Mitanni, Fürst Mita, Midas, gegen 700 beherrscht wurden = Mesech der Bibel = Mark (Meder) = Maskat in Ostarabien? = Moskwa; bis ins 19. Jahrhundert wurde in Moskau noch finnisch gesprochen. Die Urbevölkerung Arabiens war neben Schwarzen, z. B. den Habbaš, allem Anschein nach kasisch, zum mindesten zum großen Teil. Laut Grimme kämen die Semiten aus Ostafrika.

Die Seeräuber in Aegypten. Im 13. Jahrhundert brachen zu wiederholten Malen Kasstämme ins Niltal ein. Seit Champollion sind die Fachmänner davon überzeugt, daß auch Arier unter den Wikingern waren. Warum? es werden Akaivaš genannt. Das können Söhne des elam. Saturn, Kaivan, und können Achäer sein. Gut! aber Ἀχαιοι

und einen Fluß Achaios gibt es gerade auch am Kaukasus, in dessen Nordwesten. Ferner wird ein Stamm genannt, den die recht unsichere Lesung als Javan bezeichnet. Also Jonier. Gut! Aber wer sagt, ob die Jonier damals schon Hellenen, schon Arier waren. Auch die Armenier waren damals noch keine Arier. Homer weiß doch schon von den Zügen nach Aegypten? Nun, auch das Mahabharata kennt den Zug Hanumans, des Führers von Drawida, nach Zeilon. Es ist durchaus möglich, daß Indogermanen das Reich Merneptahs bedrohten: bewiesen ist es nicht.

Die Pidasa und Myser kamen von Karien und Mysien. Die Karkiš werden Kilikier sein, oder aber *Γεργιϑες*, später auf Zypern. Die Dardni, Dardaner tauchen in Bithynien, der Troas, der Balkanhalbinsel, auf Kreta, in Italien auf, ja sogar in Dardistan im südlichen Hindukusch. Sie geben den kretischen *Δορδουναι*, und der Dordogne den Namen. Auch avestisch danu, Nordnomaden, Tataren und Tartarus mag zur Not mit ihnen verkoppelt werden. Auf danu könnten die Dano oder „Danon in ihren Inseln" gehen, die gegen Ramses III. kriegten = Danaer?

Die Vašaš erinnern an Akai-vaš. Gewöhnlich werden sie auf *Ἀσσησος* bei Milet gedeutet. Auch „Basken", damals etwa noch in Kleinasien, wäre möglich. Die Šardin, von Sardes und Sardyene, später Sardinien besiedelnd. Ebenso die Turs, von Lydien, später am tyrrhenischen Meer. Šakruš, früher vielleicht *Σαγαλασσος* in Pisidien berührend, = Sakaros = Sakarauken, wovon unten. Die Takkar oder Zakkar = *Τευκροι*, gründen Dor am Karmel.

Die *Ἐνετοι* oder Veneter stellen nur eine andere Form der Chan dar. Wir dürfen kühnlich annehmen, daß die Ven-eter dem Vansee den Namen gaben, und vielleicht, daß sie die seefahrenden Wanen der Edda. Ihre Vettern wohnten in Fergana, dem Groß-Wan (Ta-wan) der Chinesen. Die Veneter zogen nach Venedig, nach der Vendée, dem Venediger, der nicht wie Windisch-Matrei von den Wenden benannt ist, und dem mons Vindius in den Pyrenäen, vermutlich auch nach Vinde-licia (vergl. die kaukasischen China-lug; lug ist „schaft"). Wan geht leicht in Man über. Keilschriften wissen von Mannäern, wilden Nomaden Mediens = Manlos, Mallos in Kilikien = Man-alain, Unterwelt der Finnen = manes der Römer = *μνῴα*, Hörigen Kretas = chines. Man, Südbarbaren?

Die Karer sind Kas, die wie die Veneter zu Lande und Wasser nach Westen wandern. Sie beherrschten einst das Mittelmeer. Sie besiedelten Kreta, wörtlich das Land der Kar. Sie eroberten Teile der Balkanhalbinsel. Von ihnen heißt ein Urkönig der Makedonier und der Argiver Karanos, von ihnen ist vielleicht Krain, Kärnthen und der Karst benannt. Mit ihnen hängen, so sagen exakte Philologen und Historiker, die Etrusker aufs engste zusammen. Ferner Lykier, Pisider, Kolcher und Lydier. Auf die Etrusker will ich, des Raumes halber, hier nicht eingehen. Ohnehin bricht sich die Erkenntnis, die zuerst 1877 Philomonow aussprach, immer mehr Bahn, daß sie den Kaukasusstämmen eng verwandt.

Die Lydier. Nördlich vom Kaukasus fließt die Aluta, der Oltis der Klassiker = Aluta in Ungarn, wie auch die Ultiguren zur hunnisch-ungrischen Gruppe gehören und wie ein beliebter Madjarenname Aladar

heißt. Westlich vom mittleren Euphrat wohnten laut den Pyramiden die Retennu = hebr. Ludim, die laut Solinus einst bis Kilikien herrschten. Das Verbindende zwischen Aluta und Lydiern sind wohl die Lulu, Luren, Lazen. Keineswegs unmöglich wäre, jene Retennu selbst zu Paten der Litauer und Letten zu erheben, zumal im Litauischen eine Menge kasischer Elemente stecken. Genug, die Lydier sind Kas. Das weisen auch ihre Eigennamen: Gugu, Gyges = Gog, Ardys = Ardys, ein Chalderkönig, Alyattes (= Goliath) und Sadyattes (Sohn des Attes?) mit Attys = Chattu der Hethiter zusammengesetzt. Die ganze Dynastie, die der Mermnaden, kommt von Bithynien her, wo der Thermodon, auch Mermodon, fließt. Die Doppelform des Flußnamens beweist, daß th und m Lokalpräfixe, also die Wurzel ermo[1]) = Rumi, alter Name des Tiber = arm, herm, das überall in Kleinasien auftaucht. Keilschriftlich heißt das Land der Lyder Sa-parda = hebr. Separdim; = Tapuri, = Teberda am Elbrus.

Zu den westwandernden Venetern, Karern, Etruskern gesellen sich die Iberer. Aus der gesicherten Gleichung Wirk = Gurg (Georgier) = Hürk = Iber ergibt sich leicht alles Folgende. Zuerst könnte der Name in Apir (Ophir?) oder Habir-ti d. i. Elam gefunden werden. Danach in Abri, Hebräer. Im Somali sind Abir Riesen; kann auf Abirti und Berber gehen. Sodann finde ich Wirk, Birg in dem rätselhaften Burugunzi, Buruguzzi, Ubruchundu, Burundu, *Βερεκυντια*, wo um 1150 die Mosker saßen[2]), etwa in Westkurdistan. *Βρυγινδαρα* auf Kreta (F. 46). Die Burugunzi oder Bruch = Boro- oder Burugund-uri, ein Stamm der Hunnen = Brigantes = lacus Brigantinus (Bodensee), Bregenz, Prigit, irischer Name = Brigantia, spanische Stadt = Burgunder; = *Βρυγες*, *Βεβρυγες* Phryger = *Βερεκυντιος*, Berg auf Kreta = *Βερεκυνδαι δαίμονες* ebenda = Brych, wie die Basken keltisch hießen = Bebricius, König der Pyrenäen = *Βεργιον*, England = Abruzzen = Hyrcani = Burgana, *Βαρκανιοι*, Fergana = Burgan, Bulgaren (die vom Kuban, vom Kaukasus stammen). Iber = Umber, Umbrien = Apuli = Brutti = *Βρεττιον*, Italien = Brutus, Urkönig Englands = Briten = Brit-dandari (Briten + Dardaner), altes Volk Englands = Brithwyr (Pikten), das eine Doppelung ist, da wir = bir = Iberer des Kaukasus und Südwesteuropas = Ber-ber = Barbaren. Die Griechen wurden mit den Barbaren jedenfalls in Kleinasien bekannt. = Awaren. Elamitisch heißen die Hyrkanier Mirkanijap; das gestattet, an die Reihe Mil — Mis — Mitanni — Mark (Meder) anzuknüpfen. Gurg = Gurier = Gurgum, keilschr. Landschaft des oberen Euphratgebietes = gur in Uigur, Ungar usw. = Gūzen, Türkenstamm.

Die Berber stellen eine Verdoppelung von Ber oder Iber dar. Sie stammen ihrer eigenen, von Ibn Chaldun mitgeteilten Ueberlieferung nach von Kanaan her. Sallust erklärt sie für Ueberbleibsel eines Heeres, das mit Herakles von Osten gekommen. Abessinien ist von Kasch bevölkert. Mehrere Pharaonen sprechen von Kasvölkern, die 1300 bis 1200 Aegypten bestürmten. Heutige Anthropologen, wie Gustav Fritsch[3]), glauben, daß die Berber noch vor den Aegyptern nach Afrika gelangten.

---

[1]) Mündl. Ausführung von Marquart.
[2]) Hommel 31.
[3]) Polit.-anthrop. Revue 1906, 110.

Die Berber oder Libyer, äg. rebu, in anderer äg. Form Thn, Tehennu, die Strahlenden, Weißen (= Dedanim?) zerfallen in Betr und Ama-zirt. Der Westen des Kaukasus hieß Λιγυστικη, dort wohnten die Ligurer = Ligurer der Alpen- und Rheingegenden = Liburnier Istriens und der liparischen Inseln = Libyer[1]). Ursprünglich wohl = Lesgier, Ληγες. Nach Herodot hätte auch Kleinasien Ligyer beherbergt.

Mit den Ligurern und Iberern wanderten die Abchasen, Abasen, Basken. Male der Wanderung sind die Wis-tula und Wis-ur-gis, Baskenfluß?, die finnischen Wesen, Byzanz und Vesontio, Baskenstadt (vergl. Viscaya); Wasgenwald und Wasichenstein; Bacis, Schwarzwald = Baskisch bas Wald. Zur Lautüberwechselung bei Vogesen s. Mosk, Mokša; Legs, Lesg; Pelags, Pelasg.

Der einheimische Name der Basken Euscaldu-nac = Kus + Cald, Chalder, Chaldäer und Georgier, + nac, tschetsch. u. tibet. Volk, Leute, Stamm, auch in Alba-nach Hochschotten, Eiri-nac, Iren und Petsche-neg. Das Baskisch heißt einheimisch Euscara. Ausci (jetzt Vich) ist ein alter Stamm Süd-Galliens. Baskisch ur Wasser = awarisch var Fluß = jenisseisch ur. Bask. iri, ili Stadt = Ur Chasdim = hebr. ir = hethit. alu = Ilios.

Wie die Iberer, die laut Varro über Norditalien nach Spanien zogen, werden auch die Basken den Landweg vorgezogen haben. Doch ist der Seeweg nicht ganz ausgeschlossen. Silurus, südital. Fluß = Siluri von Wales. Enge Verbindung bestand jedenfalls mit den Berbern. Bask. hamra 10 = berb. amar 10. Gadeira, Gades = agadir, Hafen, = Agadir, Stadt im Sus in Südmarokko. Baskische Wörter sind in großer Zahl ins Spanische gedrungen. Man braucht jedoch Basken und Iberer keineswegs zu identifizieren. Auch ist der Baskentyp von dem gangbaren spanischen sehr abweichend.

Zuversichtlicher als eine Erstreckung bis Gibraltar kann die nördliche Ausdehnung der Basken behauptet werden. Basken = Vascones = Guascogne. Toledo = Tölz (Tolnse) = Tolosa, was immerhin zugleich eine bedeutende Ausdehnung auch nach Süden andeutet (falls eben der Name nicht iberisch) = uigur. talas, Versammlungsort, Blachfeld = Talas im Iligebiet um 600 n. Chr. = bairisch Duld.

Die Albaner sind Nachbarn der Iberer im Kaukasus, in Kachetien und ostwärts. Sie heißen armenisch Agwank = Afgan mit Metathesis. Albaner kommen in Illyrien, Mittelitalien und Spanien vor, Albanach nennen sich die Hochschotten. Dazu Albion = Libyer? Albion ist auch ein Ort in Tirol. Noch weiter östlich saßen die Ληγες, die im Schrifttum aber erst bei Theophanes von Mitylene vorkommen = Laken = Lesgier, eigentlich Leg-zi = Leukas = Lakoner = Lucani = Luceres = Lykier = Lechen, Polen = Liach-wa?, was aber wohl besser zu Lech, loch, lacus zu ziehen.

Von der spanischen Gruppe sind sonst am wichtigsten die Hispani, Hispali = Hirpini = Viscaya = Vascones. Ferner die uralten Κινητες Spaniens = Genauni bei Mauls (Tirol), Geno-va = Κυνητες in Südrußland (Herodot) = China-lug, Lesgierstamm = Chan = kanaanäische Keniter. Die Murgod bei Burgos = skythische Μυργεται und

[1]) Pais, Storia di Roma I.

Ἀμυργιον πεδιον. Bebricius, König der Pyrenaei = Phryger; Pampluna = Pamphylien, Paphlagon; mons Venedus in Pyrenaen = Veneti.

Auf dem Weg von Kleinasien nach Spanien blieben bei Massilia zurück die *Σιγυννες* = Suchum in Abchasien = Zikan, Dsigheti, *Ζιγχοι*, ebendort = tscherk, tschuksch Mensch. Sie hatten medische = tscherkessische Tracht.

Das führt auf die alpine und oberitalische Gruppe. Wir gedachten schon der Veneter (= Venediger), und werden die Raetier unten würdigen. Die Tabar oder Tubal (Tubal kain) oder Tibarener scheinen Tabaristan mit dem heutigen Täbriz (neugriechisch Tauris), ferner den Tabor und die taurische Halbinsel (Krim) besiedelt, den Tiber benannt und Tibur, Tabarz und Turin (Taurinum) gegründet zu haben. Die Helvetier könnten Lulubi, *Δελιοι* sein; Uebergang von l zu h in *λιμην* Hafen. Die Tiguriner (Zürich) = Digor, Tagaur, Ossetenstamm; A-dige nennen sich selbst die Tscherkessen. Noricum das Land der Nori Zwerge, falls man nicht die Etymologie fin. noros Berg = hürk. maar, korean. mure = vermuhren (wenn der Gebirgstobel das Tal mit Steinen übersät), vorziehen will. *Νοροσβεις* gab es am Ural. Grison Graubünden = Cercinus, Kertsch? Die Thusch, ein georg. Stamm, kamen vielleicht nach Tuscien; allerdings ist auch ein umbrisches Turcsci für Etrusker nachgewiesen = Herodots vielberufenen *Ιυρκαι*, Melas Turcae; die Agyla, Lesgier, nach Aquileja, die Rutuler, Lesgier nach Toskana. Turnus, König der Rutuler = mas Tarna oder = vol Turnus, britisch Tarn, Fluß. Thusch = karisch *Τουσ-συλοι* Pygmäen, wobei sul Pluralsuffix = lakisch tal = (*Δακ*) *τυλοι*, ebenfalls Zwerge der Karerwelt. = Mos-syl. *Δακ* = Dakier = Adige = altdeutsch Degen.

Die Japyger, Japyder könnten, da sie neben den Geten sitzen, zur Not mit kaukas. *Ἰεται*, ferner mit span. *Ιακκετανοι* (Jacchus?) zu tun haben. Jede bessere Anlehnung würde ich gern begrüßen. Sie reichten vom Ister bis nach Istrien, beides möglicherweise von tscherk. str groß, da die gewöhnliche Erklärung Ister = Fluß Iser für Istrien nicht ausreicht. In medio relinquam. Jedenfalls müssen die Japyder eine große Rolle gespielt haben, da nach ihrem heros ep. *Ἰαπετος* die Japhetiter der Bibel den Namen tragen.

Von Japyden oder Geten oder beiden werden die jetzt noch dauernden Ortsnamen sein, die zwar unarisch, aber vormadjarisch sind. So Thisus Theiß, Maris Marisch, Körös = Cyrus, Kwiri-la in Mingrelien, Danubius Donau; Karpathen das Land der Carpi, auch Caucasus genannt, Ister = stri oder = kadschuna tšil, sil Wasser, Tatra = georg. thethri weiß, Lomnitz = tschetsch. lam Berg, span.-bask. lome Hügel; Arad = Arad in Nordsyrien, Pest von tcherk. pse Wasser, also Wasserstadt? Temesvar = *Τιβισις* Herodots + var Fluß = Tebesti der Fulbe im Sudan. *Μακετια*, Makedonien = Mykene = Maecenas = *Μυγδονια* am oberen Euphrat = Mokša (Mordwinen) = *Μαξυες*? = Muk, wie bei ihren Nachbarn georgische Stämme heißen = Makai in Südarabien.

Aramaei heißen laut Plinius die Skythen; sagen wir, ein wichtiger Stamm der Skythen. Plinius ist das blinde Huhn, das lauter Goldkörner findet. Die Nachricht ist von der äußersten Wichtigkeit. Einige Aramäer wanderten vom Norden nach Mesopotamien und Syrien und wurden semitisiert. Andere gingen nach Urumi, zum Urmia-see und wurden iranisiert. Beiläufig: das ethnologische Präfix U, A, I der

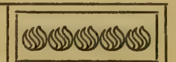
Kas ist bekannt genug, aber gerade U bei Gegenden wie U-rar-tu, U-rumi, vielleicht auch U-ruku und ähnlich Europa, sollte das ein Gegenstück zu Bantu U-ganda, U-sambara, U-nyoro, U-kami sein? Ausgeschlossen wäre selbst nicht, wie Dirr will, Massageten als rudimentäres ma + Saken zu erklären, also wie ama Zulu, ma Simba, ma Puta, ma Kalaka, ba Suto. Andere Aramäer gingen nach Westen. Am Ende ist Europa das Aramäerland. Das litauische Heiligtum Romo-we mit georg. Lokalsuffix scheint ein Mal der Wanderung zu sein, ebenso Roma-rike am Nordfjord. Sodann Aremor-ika, wo die rasseverwandten Veneter in der Vendée. Endlich Rumo, wie vor alters der Tiber hieß, und Rumo in Tirol, endlich Rom. Rom mit seinen Ramnes, Tities = Fluß Titius (Dido, ein lesgischer Stamm; Didi, ein Fürst der Lykier) und Luceres = Laken, Lucani, mit Remus und Romulus. Der Spott- und Ekelname der Römer, der noch den würdigen Kato so grimmig ärgerte: Opicon nomine foedant, die Opici, besser Obsci sind, ebenso wie die Ausoner, Abchasen oder Basken, die damals noch nicht sprachlich oder gar national differenziert waren. Tscherkessen sind denn auch die meisten Römer ihrem Gesichte nach (die Abchasen sind ein Tscherkessenstamm) und ein Bruchteil, der mit Napoleonszügen, ähnelt auffallend den Basken. Der Urkönig Latinus = *Λατιοι* im kretischen Kamara (F. 30), Laten, Lazen, He-loten; sein Kollege Agrios = Agrianes, Fluß am Bosporus = Agriani, M-ingre-li. In den georgischen Chroniken ist Mingrelien ausdrücklich Egre, das heutige Gurien. Wir hätten also in Rom und nördlich davon skythische Aramäer, Lazen, Laken, Dido, Abchasen, Rutuler, Thusch, Iberer, Tibarener eine ganze Reihe von Kas-stämmen, deren zurückgedrängte Nachfahren und Stammesvettern noch jetzt im Kaukasus wohnen, und hätten dazu die Rasen und Tyrsener, die Ligurer, Agula und Veneter.

In Aremorica und dem benachbarten Aquitanien finden wir den Dardanius = Dordogne = kretisch *Δορ δουνας*, den Aturus = skythisch *Τυρας*, den Liger, von Ligurern, den Oltis = Alutas (Terek), den Caranton = Kärnthen, die Cevennen = ciminischer Wald Toskanas, finden die Ausci = Obsci, die Gottheiten Alardotus = Alarodier, Xuban = Kuban, was „groß“ bedeuten soll, ferner Aherbelste, Leherennus. Die Göttin Lahenne = babyl. Lahama, Fischgöttin (Ho. 130). Die Aquitani = Kutais in Mingrelien. Die Aramaei = *Ἀριμοι* Homers = Rebu, Libyer = Eu-ropa. Ebenso Afrika, das Land der Afer, Iber, oder älter *Λιβυη*, und Asia das Land der As, der Ahnen der Osseten. Es ist schon in der Ordnung, daß die Rasse, die à cheval über den damals entdeckten Erdteilen saß, die Abendland und Morgenland besiedelte und am besten kannte, daß die auch die drei Erdteile benannte.

(Schluß folgt.)



Berichte und Notizen.



Schädeltypen und Rassenschädel. Der anthropologischen Kraniologie, also demjenigen Zweige der Lehre vom Menschen, welche die Menschenschädel untereinander vergleicht, kommt in der Gesamtanthropologie gewiß eine bedeutende Wertstellung zu, die freilich nicht unbeträchtlich überschätzt worden ist. Die Irrtümer,

die man begangen, lagen hauptsächlich darin, daß gewisse, innerhalb einer jeden Rasse sich findende kraniologische Eigentümlichkeiten erstens das Charakteristische der Schädelform ausdrücken, zweitens durch die Rasse bedingt seien, also den Rassentypus wiedergeben sollten. Blumenbach war es, der die Kraniologie als Hülfsmittel schuf, um seine fünf, den Kontinenten entsprechenden Menschenrassen oder Varietäten somatisch noch genauer beschreiben zu können, als das nach den übrigen körperlichen, von Linné übernommenen und von ihm erweiterten Merkmalen möglich war. Dies waren die Farbe von Haut und Haar, Charakter des Haares, der Hirnschädelform und des Gesichts mit dessen Teilen. Seine Schädellehre bestand in der Darstellung des Rassenschädels, indem er eine gewisse Schädelbildung für jede Rasse als charakteristisch ansah. Retzius und seine Nachfolger stellten darum gewisse meßbare Eigentümlichkeiten des Schädels dar, wie sie sich mehr oder weniger innerhalb jeder einzigen Rasse vorfinden, und glaubten damit, ebenso wie Blumenbach, offenbar den „Schädeltypus" im allgemeinen gefunden, d. h. das wirklich Charakteristische mit wenigen Worten und Zahlen ausgedrückt zu haben. Ihre Methode besteht darin, die sich in einer Reihe von Schädeln darbietenden Unterschiede in Länge und Breite von Hirnkapsel und Gesicht durch Verhältniszahlen metrisch wiederzugeben. Es ist jedoch die Frage, inwieweit dadurch das wirklich Charakteristische zum Ausdruck kommt. Man kann von verschiedenen Gesichtspunkten aus die Schädel vergleichen. Da sind zuerst die pathologischen Schädeltypen zu nennen, z. B. der Hydrocephalus, der durch frühzeitige Nahtverbindungen entstandene extreme Dolichocephalus. Eine besondere Klasse bilden dann künstlich deformierte Schädeltypen. Unter der Klasse der normalen Schädel haben wir die Gruppen zu unterscheiden, die individuellen, sexuellen und Altersschädelformen. Der Anthropologe v. Török hat nun gemeint, daß darüber hinaus nur von individuellen Schädelformen gesprochen werden könnte. „In der Kraniologie haben wir es immer nur mit individuellen Schädelformen zu tun, wie wir es in der Anthropologie überhaupt mit lauter individuellen Fällen zu tun haben." Aus den Ergebnissen einer möglichst großen Zahl individueller Fälle sollen dann dereinst mit einiger Sicherheit gewisse allgemeinere Typen der Schädelform festgestellt werden. Diese Auffassung ist aber nicht haltbar, denn v. Török scheint nie größere Serien andersrassiger Schädel gesehen zu haben. Als Rasse können wir eine durch eine größere Zahl gemeinsamer Merkmale charakterisierte Gruppe oder Einheit mit einer gewissen Schwankungsweite ansehen, die momentan als unveränderlich aufgefaßt werden kann, und deren Eigentümlichkeiten, eben diejenigen, welche die Rasse als solche charakterisieren, von physiologischen Einflüssen frei sind. Durch den Einfluß physiologischer Vorgänge, z. B. durch den Beruf, entstehen physiologische oder biologische Schädeltypen. Nur darf man diesen Faktoren nicht zu viel Wert beimessen, wie es namentlich Rieger getan hat. Denn es ist zu bezweifeln, daß der Schädel „ein im höchsten Grade physiologisches Gebilde ist", wie Rieger meint, und daß sich daraus die Notwendigkeit ergebe, jeden Versuch, ihn als absolutes Rassenmerkmal aufzustellen, gänzlich zu verwerfen. Ein absolutes Merkmal ist die Schädelform wohl nicht, wohl aber von großer Bedeutung. Bei den physiologischen Einflüssen kommt das Rassentümliche immer wieder zum Vorschein; andererseits ist es die Frage, ob dieselben physiologischen bezw. biologischen Einflüsse bei verschiedenen Rassen dieselben Wirkungen hervorrufen. Niemand kann den Einfluß des Milieus auf die Rasse leugnen. Aber ihre Charaktere sind solche, die von äußeren physiologischen und biologischen Bedingungen unabhängig sind. Vielfach werden die Unterschiede in der Schädelbildung als Kulturdifferenzen aufgefaßt, und in gewissem Sinne ist Kultur als Milieu anzusehen, so daß von Kulturtypen des Schädels gesprochen werden könnte, wie z. B. von Ranke und Housselle geschehen ist. Aber diese Faktoren sind kaum zu berücksichtigen, denn dann müßten zwei verschiedene Rassen von gleicher „Unkultur" die gleiche Schädelform aufweisen. Auf jeden Fall kommt zur Erklärung der knöchernen Schädelform wie bei der Gesamtform des Körpers überhaupt noch ein anderer, von allen genannten Faktoren unabhängiger Faktor hinzu, nämlich die Rasse, so daß es also berechtigt war, daß Blumenbach von Rassenschädeln sprach. Die Auffassung der Rassenschädel hat indes ihre Wandlungen durchgemacht. Trotzdem ist es merkwürdig, daß das Rassentümliche am Schädel so oft verkannt, ja ganz geleugnet wird. Die Ursache liegt darin, daß es nicht an allen Exemplaren gleich stark ausgebildet ist. Ungenügendes Material trägt weiterhin die Schuld; aus großen Reihen springt der gemeinsame Charakter besser ins Auge. Und dann ist es unmöglich, mit Maßen und Zahlen allein das Charakteristische eindeutig auszudrücken. Dazu kommen

noch andere Gesichtspunkte. Nehmen wir z. B. die Schädel der amerikanischen Rasse, so finden wir eine große Verschiedenheit der Formen. Es scheint, als ob sich diese Rasse aus mehreren recht ungleichartigen Komponenten herausgebildet habe, wie sich am Schädel noch nachweisen läßt, während durch den gleichmäßig wirkenden Einfluß des Milieus im Laufe langer Zeiträume die ursprünglichen Unterschiede äußerlich ausgeglichen wurden. Die Mehrzahl der Amerikanisten nimmt deshalb aus den verschiedensten Gründen einen vielseitigen Ursprung des homo americanus an. (R. Lehmann-Nitsche, Archiv für Anthropologie 1906, Heft 1—2.)

Das menschliche Gebiß in stammesgeschichtlicher Bedeutung. Die Frage nach der Herkunft des Menschen steht wieder im Mittelpunkt des Interesses, seitdem die neuesten Untersuchungen Verworns sichere Spuren seines Daseins bereits am Ausgange der Miocänzeit nachgewiesen zu haben scheinen. Die Behauptung einer Existenz des Menschen bereits im Tertiär ist nicht neu. Sie ist schon mehrfach, neuerdings noch von Klaatsch, aufs entschiedenste vertreten worden. Doch muß bemerkt werden, daß dies nur aus den sogenannten Archäolithen, Feuersteinbruchstücken mit Anzeichen menschlicher Bearbeitung, erschlossen wird; körperliche Reste des Menschen sind in tertiären Schichten bisher nicht gefunden worden. Die ältesten menschlichen Skelettfunde stammen aus dem Diluvium und gehören dem von Schwalbe sogenannten homo primigenius an. Hinsichtlich des Ursprungs des Menschen ist weder an den Pithecanthropus noch an die Anthropoiden zu denken. Jedenfalls wissen wir über den Ursprung des Menschen aus niederen Formen recht wenig. Es scheint daher angebracht zu sein, die Aufmerksamkeit auf einige Besonderheiten des menschlichen Gebisses zu lenken, die nicht ohne Bedeutung für diese Frage zu sein scheinen. Als Schlußergebnisse einer stammesgeschichtlichen Betrachtung des menschlichen Gebisses können folgende Sätze gelten: 1. Die Urform des Menschen hat eine höhere Anzahl von Zähnen besessen. 2. Die Prämolaren und Molaren waren in einer früheren Zeitepoche gleich gebaut, und zwar besaßen die Prämolaren Molarenform. Der vorderste Backzahn war der kleinste; ihre Größe nahm von vorn nach hinten zu. 3. Das Gebiß des Menschen zeigt primitive Eigenschaften, die das Anthropoidengebiß nicht besitzt. Hierzu gehören die geringe Größe des Eckzahns und das gemeinsame Vorkommen von Höckern und Schmelzwurzeln auf den Molaren. 4. Die sogenannten pithecoiden (affenähnlichen) Merkmale sind lediglich gleichfalls primitive Merkmale, die außer bei Affen auch bei anderen niederen Säugetieren vorkommen und nur auf eine gemeinsame Abstammung hinweisen. 5. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die bei Menschen und Anthropoiden gleiche Zahnformel 2, 1, 2, 3 : 3, 2, 1, 2 lediglich eine Konvergenzerscheinung ist, die auf verschiedenen Wegen erworben wurde. 6. Die Reduktion des zweiten Schneidezahns und des Weisheitszahnes beim Menschen ist keine Entartungserscheinung, sondern ein entwicklungsgeschichtlicher Vorgang, dessen letzte Ursache in einer fast allen Säugetieren gemeinsamen Tendenz einer Verkürzung der Kiefer ist. (P. Adloff, Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie 1906, Heft 1.)

Ueber die Rassenunterschiede bei den menschlichen Kopfhaaren hat Dr. J. Frédéric Untersuchungen angestellt, die in der Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie veröffentlicht sind (1906, Heft 2). Die Rassenunterschiede bei den menschlichen Kopfhaaren sind von jeher in ihrer Bedeutung für die Klassifikation erkannt worden. Während aber vor allem der äußeren Wuchsform, der Farbe und dem Querschnitt Beachtung zuteil wurde, ist über die Gestalt und Anordnung der Haarfollikel, der Haarbalgdrüsen- und Muskeln, der Schweißdrüsen, überhaupt über den ganzen histologischen Aufbau der Kopfhaut bei den einzelnen Rassen, mit Ausnahme der Europäer, nur wenig bekannt. Diese Fragen verdienen aber zum mindesten ein ebenso großes Interesse, da das aus dem Follikel (Haarbalg) hervorwachsende freie Haar ein Produkt desselben ist, mithin die Rassenunterschiede der Haare im Grunde in Rassenunterschieden der Follikel begründet sind. Schon im Jahre 1867 hat Goette die Krümmung des Negerfollikels nachgewiesen. Waldeyer war indes der erste, der auf die Bedeutung derartiger Untersuchungen für die Rassenanthropologie hinwies. Danach hat Fritsch eingehendere und mehrere Rassen umfassende Untersuchungen unternommen. Das nunmehr vorliegende Untersuchungsmaterial umfaßte verschiedene Rassen, sogenannte Lissotrichen, Kymotrichen und Ulotrichen (Straffhaarige, Wellhaarige und Wollhaarige). Dazu gehörten Chinesen, Indier, Tamilen, Armenier, Neger, Araber, Fellah, Sudanesen und zum Vergleich verschiedene Europäer. Bemerkenswert ist, daß ein Araber hellbraune, ein Fellah ebenfalls braune Haare hatte. Was die Gruppierung der Haare betrifft, so sind die

menschlichen Kopfhaare in Gruppen von 2, 3, 4 oder 5 Haaren vereinigt. Am häufigsten sind Zweier- und Dreiergruppen, während größere Gruppen seltener sind. Ist nun die Art der Gruppenanordnung der Kopfhaare als Rassenmerkmale verwendbar? Was zunächst die Zahl der in einer Gruppe vereinigten Haare betrifft, so sind Zweiergruppen am zahlreichsten bei 1 Indier, 1 Tamilen, 1 dunkelblonden Europäer, 4 Negern, 6 Sudanesen; Zweier- und Dreiergruppen, beide gleich häufig, bei 2 Chinesen, 3 Indiern, 1 Armenier usw.; Dreiergruppen bei 2 braunen Europäern, 1 schwarzen Europäer, 1 Sudanesen usw. Zu weit gehende Schlüsse kann man daraus nicht ziehen. Nur ein bemerkenswertes Ergebnis scheint zu sein, daß die Zweiergruppen bei den Wollhaarigen vorwiegen. Bekanntlich hat man die Hottentotten und Papuas auch Büschelhaarige genannt, weil man glaubte, daß die Haare in größeren Gruppen vereinigt stehen und haarfreie Lücken lassen. Aber es zeigte sich, daß, wie bei allen anderen Menschenrassen, so auch bei den Wollhaarigen, die Kopfhaare in kleinen, 2—4 Haare umfassenden Gruppen stehen, und daß der Büschelstand nicht durch ein dichteres Zusammenstehen der Haargruppen im Bereich der Büschel zustande kommt. Von großer Bedeutung ist die Konfiguration der Haarwurzel und des Follikels oder Haarbalgs. Und da stellte sich heraus, daß zwischen der Form oder Krümmung des Follikels und der Form der freien Haare eine bestimmte Beziehung besteht. Auf der einen Seite haben wir die typisch gekrümmten Follikel der Wollhaarigen, aus denen spiralig gewundene Haare entstehen, auf der anderen Seite die geraden oder nur wenig gekrümmten Follikel der Schlicht- und Wellhaarigen, aus denen straffe oder leicht gewellte Haare austreten. Während bei den letzteren die Haarwurzeln alle in bestimmten Richtungslinien angeordnet sind, d. h. alle nach dem Kopfwirbel konvergieren, ist die Krümmungsrichtung der Haare bei den Wollhaarigen sehr verschieden, doch so, daß die ein Büschel bildenden Haare in gleicher Richtung austreten. Die verschiedene Querschnittsform der Haare ist schon in den Haarwurzeln vorhanden; so starke Abplattungen, wie sie dem Wollhaarigen eigen sind, kommen bei anderen Rassen kaum vor. Wichtige Rassenmerkmale stellen möglicherweise auch die Dicke der Haut, die Tiefe der Einpflanzung und die Neigung der Haare, sowie die Dichtigkeit des Haarwuchses dar. In der Anordnung der Drüsen und Muskeln der Haare, sowie der Knäueldrüsen konnten Rassenunterschiede nicht nachgewiesen werden. Weitere Forschungen auf diesem Gebiete an möglichst zahlreichen Individuen verschiedener Rassen wären sehr erwünscht.

Die Zukunft der farbigen Rassen Südafrikas. Unter allen Kolonialverwaltungen ist wohl die britische als die beste zu bezeichnen. Häufiger als anderswo findet man das Bestreben, auf die im wesentlichen kindliche Psyche des Afrikaners liebevoll einzugehen. Tatsächlich bemüht man sich auch, wo immer es angeht, die alten einheimischen Organisationen beizubehalten, und man ist schon deshalb gezwungen, diese sorgfältig zu studieren. So sind die Engländer aus rein praktischen Gründen dazu gelangt, sich überall mit Völkerkunde zu beschäftigen; daher waren die englischen Blaubücher aus den Schutzgebieten seit jeher eine reiche Fundgrube für ethnographische Tatsachen. Die britischen Kolonialbeamten bezeichnen als Hauptergebnis ihrer vieljährigen Erfahrungen, daß alle europäischen Beamten in den Schutzgebieten früher oder später scheitern oder zu Fall kommen, wenn sie die Eingeborenen schlecht, d. h. roh, geringschätzig, grausam oder ungerecht behandeln, während anderseits wirkliche Erfolge auf kolonialem Gebiet immer nur von denjenigen Europäern erzielt würden, die sich persönlich für den Eingeborenen interessieren, d. h. sich immer mehr oder weniger praktisch mit Völkerkunde beschäftigen. Es muß daher vor allem gefordert werden, daß der Völkerkunde bei der Ausbildung der Kolonialbeamten die führende Stellung eingeräumt wird. Das ist eine Forderung nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Moral und des nationalen Wohlstandes. Durch bittere Erfahrungen gewitzigt, wird man jetzt gezwungen sein, auch in unseren Schutzgebieten zunächst den Eingeborenen zu studieren, einfach schon deshalb, weil er dort das wichtigste Landesprodukt ist, das niemals und in keiner Weise durch ein gleichwertiges Surrogat ersetzt werden kann und daher als völlig unentbehrlich gelten muß. Der primitive Mensch ist leicht zu lenken, wenn man sich nur bemüht, auf seinen Gedankengang einzugehen. Inzwischen ist es lehrreich zu beobachten, wie das farbige Element in der eigentlichen Kapkolonie und besonders in der Hauptstadt stetig zunimmt. Es ist dies um so auffallender, als gerade Kapstadt und Umgebung ein für Europäer fast ideal gesundes Klima haben. Aber während noch vor 20 Jahren ein Weißer in Kapstadt auf drei Farbige kam, so sind nach der amt-

lichen Statistik heute schon fünf Farbige auf einen Weißen zu rechnen. Dabei erobern sich die Farbigen allmählich immer zahlreichere, sozial höherstehende Positionen. Damit zusammen hängt die „äthiopische Bewegung", die unter dem Wahlspruch „Afrika für die Afrikaner" ständig an Boden gewinnt. Schon jetzt sehen wir, daß überall in Südafrika die Eingeborenen sich bemühen, sogar ihre weißen Missionare allmählich durch schwarze zu ersetzen, und ebenso wird behauptet, daß von amerikanischen Negern diese Bewegung in Jahr für Jahr zunehmender Weise und mit immer größeren finanziellen Mitteln geschürt werde. Es hat wirklich den Anschein, als ob Macht und Einfluß der eingeborenen Bevölkerung selbst in der für uns Europäer so gesunden Kapkolonie in stetem Steigen begriffen sei. Wenn das so anhält, und wenn die „äthiopische" Bewegung nicht bald zum Stillstand kommt, möchte man wirklich glauben, daß zwar nicht in einigen Jahrzehnten, aber um so sicherer in einigen Jahrhunderten die Afrikaner wiederum die einzigen Herren des schwarzen Erdteils sein werden. Jedenfalls wird es nötig sein, diese Bewegung nicht aus den Augen zu verlieren und sie, wo es noch angeht, entweder im Keime zu ersticken oder wenigstens in Bahnen zu lenken, die unseren eigenen Interessen weniger feindselig sind. Doch scheint die interessante Rasse der Buschmänner ihrer vollständigen und raschen Vernichtung entgegenzugehen, wenn in ihrer Behandlung keine Aenderung eintritt. Sollte es wirklich ganz unmöglich sein, die letzten Nachkommen der alten Herren des Landes zu sammeln, sie in einer Reservation anzusiedeln und ihnen ab und zu von Amts wegen ein paar Schafe zu schenken! Viele Tiere und Pflanzen sind jetzt unter amtlichen Schutz gestellt — sollte das nicht auch für die letzten Reste der Buschmänner möglich sein? — (L. v. Luschan, Zeitschrift für Ethnologie 1906, 6. Heft, S. 893).

Der Ursprung der amerikanischen Kulturen ist Gegenstand hundertjähriger Irrungen und Hypothesen gewesen, die erst neuerdings sich zu klären beginnen. Der Eindruck, den die Entdeckung Amerikas auf Europa hervorbrachte, war ein so gewaltiger, daß wir uns darüber heute kaum eine Vorstellung machen können. Woher mochten die Menschen der neuen Welt stammen, die zum Teil, wie man nach der Eroberung Mexikos erkannte, sich schon einer vorgeschrittenen Kultur erfreuten? Man vermutete in ihnen die sogenannten verlorenen zehn Stämme Israels, bald wurden die Griechen oder Phönizier als Urväter der Amerikaner und ihrer Kultur angesehen. Die Hypothese, daß Amerikas Kulturen aus Ostasien stammen, hat von jeher die meisten Anhänger gehabt und ist auch von hervorragenden Männern wissenschaftlich vertreten worden, wobei bald die Beringstraße, bald die Aleuten, bald die Inseln der Südseen als Brücken für die Einwanderung angenommen wurden. Einer der glänzendsten Vertreter des ostasiatischen Ursprungs war A. v. Humboldt. Bei aller Ablehnung eines maßgebenden ostasiatischen Kultureinflusses oder gar einer ostasiatischen Völkerwanderung nach Amerika wäre es doch unrichtig, eine jede Verbindung zwischen beiden Ländern leugnen zu wollen. Dafür sprechen allein die Schiffbrüche und die Verschlagung japanischer Dschunken nach der nordwestamerikanischen Küste. Mit der schwarzen Meeresströmung, dem Kuro Sivo, hinübergetrieben, haben sie sicher auch ihre Mannschaft dort zurückgelassen, die nach den früher geltenden Gesetzen nicht in ihre verschlossene Heimat zurückkehren durfte oder konnte. Mögen diese Fremdlinge, die den Rest ihrer Tage auf amerikanischem Boden verbrachten, auch in Kleinigkeiten Lehrer der Indianer gewesen sein; daß sie aber Amerikas Kulturentwicklung nicht bewirkten, liegt auf der Hand. Andererseits sind eine Reihe von Tatsachen aus der Ethnographie angeführt worden, um die fremden Einflüsse in der amerikanischen Kultur nachzuweisen. Damit gelangen wir auf das unendlich reiche, viel umstrittene Gebiet der Analogien, Parallelen und Konvergenzen. Es sind einige überraschende Parallelen anzuführen, die kaum auf dem Wege des Bastianschen „Völkergedankens" d. h. der unabhängigen Analogie-Entwicklung, erklärt werden können, aber eher auf einer Uebertragung zu beruhen scheinen, obwohl die Akten über diese Fälle noch keineswegs geschlossen sind. Wiederholt treffen wir bei altweltlichen und amerikanischen Geräten überraschende Uebereinstimmungen, wie beim Webegeräte; dann auf dem Gebiete der Spiele und Spielgeräte. Sind diese Dinge wirklich aus der Fremde eingeführt, so sind sie und ähnliche andere doch viel zu geringfügig, um von Einfluß auf die Entwicklung der amerikanischen Kulturen gewesen zu sein. Dagegen können mehrere andere Analogien nicht als Entlehnungen betrachtet werden, wie das religiöse Symbol der Swastika, das Ornament des Mäander. Auch ist nach kompetenten Kennern bisher kein Zusammenhang zwischen Sprachen der alten und neuen Welt nachweisbar gewesen. Auch von der anthropologischen Seite her hat man den

engen Zusammenhang der Amerikaner mit den Asiaten beweisen wollen. Hierbei spielte der „mongolenähnliche Typus“ eine große Rolle und die Einwanderung derselben über die Beringstraße. In der Tat sind die Völker zu beiden Seiten der Beringstraße Glieder einer Rasse und sich gleich im Typus und vielen Kulturelementen. Es scheint, daß in älterer Zeit diese Gemeinsamkeit und Gleichheit noch eine viel größere war, als es heute der Fall ist, da von beiden Seiten, der asiatischen wie amerikanischen, fremde Elemente eindrangen, in Asien Jakuten und Tungusen, in Amerika Eskimos, Athabasken und Salish. Aber trotzdem ist noch genug Ursprüngliches übrig geblieben, so daß wir die Einheit in Rasse und Kultur erkennen können. Auch die Sprachen treten hier bestätigend und ergänzend hinzu. Auch die archäologische Forschung sucht tiefer in das Problem einzudringen, wobei erkannt wurde, daß auf amerikanischer Seite ein Bevölkerungswechsel stattgefunden hat. Auf eine prähistorische, langköpfige, schmalgesichtige Bevölkerung ist eine rundköpfige, breitgesichtige, aus dem Innern Nordamerikas stammende gefolgt, welche die ältere Küstenbevölkerung überschüttete und veränderte. (Vergleiche F. Boas, The Jesup North Pacific Expedition. International Congreß of Americanists 1902, S. 91 ff.) Die einheimischen Ueberlieferungen, welche von Einwanderungen fremder Völker in Mexiko und Peru berichten, von Schiffern, die von jenseits des Ozeans gekommen sein sollten, diese Länder besiedelten und ihnen Kultur brachten, sind lange durchaus unrichtig und oberflächlich gedeutet worden. Seit den tiefgründigen Untersuchungen von Seler (Gesammelte Abhandlungen II, S. 5 und 31), welche zeigen, daß solche Deutungen durchaus unrichtig sind, ist es nicht mehr nötig, auf sie einzugehen. Anders verhält es sich mit den Mythen und Sagen, die uns auf beiden Seiten der Beringstraße entgegentreten und die durchaus bestätigen, was über den Zusammenhang der beiderseitigen Völker gefunden wurde. Mythen fremden Ursprungs erstrecken sich bis tief in das Innere Südamerikas hinein (P. Ehrenreich, die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker, 1905). Mit solchen Nachweisen wird aber nicht der asiatische Ursprung der amerikanischen Kultur erhärtet. Mehr und mehr befestigt sich die Ansicht vom Autochthonentum der amerikanischen Rasse und ihrer Kulturen. Der Mensch ist in Amerika schon in diluvialer Zeit gewesen und zeigt nach Kollmann dieselben Gesichts- und Schädelformen wie heute. Und dann, warum sollten die fremden Kulturträger aus allen Weltenden immer nur ein einzelnes Gerät, eine einzelne Sitte, einen einzelnen religiösen Brauch, ein einzelnes Wort nach Amerika übertragen, aber die allerwichtigsten und den Amerikanern notwendigen Dinge, wie Eisen und Haustiere, unberücksichtigt gelassen haben. Wenn in der Kulturentwicklung der alten Welt ein Volk auf den Schultern des anderen steht, so ist dieses verständlich; bei dem isolierten Amerika aber können wir dieses nicht annehmen, müssen dann aber seine Kultur, die es rein aus sich selbst entwickelte, um so höher anschlagen. (R. Andree, Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 1906, Heft 3 und 4.)

Die Rasse der alten Griechen. Das letzte Heft der „Zeitschrift für bildende Kunst“ (Neue Folge XVIII, 7, 1907) enthält einen vom rein archäologischen Standpunkt aus geschriebenen Aufsatz von E. Pridik über zwei Prachtstücke altgriechischen Kunstgewerbes aus der Blütezeit hellenischer Kunst, dem 5. oder 4. Jahrhundert, mit vortrefflichen, zum Teil farbigen Abbildungen, die für die naturwissenschaftliche Völkerkunde von großer, für die Frage nach der herrschenden Rasse im klassischen Hellas von ausschlaggebender Bedeutung sind. Es handelt sich um „Zwei polychrome Tongefäße aus der kaiserlichen Eremitage in Petersburg“, die, schon 1869 vom Baron von Tiesenhausen in einem Grabhügel der Halbinsel Taman bei Kertsch gefunden, bisher nicht genügend bekannt, weil ungenau beschrieben und mangelhaft abgebildet waren. Die beiden Gefäße, sogenannte Kyathen, sind verhältnismäßig gut erhalten, prangen im reichsten Farbenschmuck und tragen zwei weibliche Gestalten, eine Sphinx und eine Anadyomene, die, ohne Zweifel nach ausgezeichneten, vielleicht sogar lebenden Vorbildern gearbeitet, jedenfalls das griechische Schönheitsideal jener Zeit in vollendeter Weise zum Ausdruck bringen. Besonders das Gesicht der Sphinx ist von großer Lebenswahrheit und zeigt einen ungemein anmutigen und liebreizenden Ausdruck, während die etwas strengeren Züge der Schaumgeborenen mehr die göttliche Hoheit veranschaulichen. Die beiden entzückenden Köpfchen aber, mit ihrer edlen Gesichtsbildung, der rosig-weißen Haut, den rein blauen Augen und den goldenen Locken — die gelb-rötliche Grundfarbe läßt noch deutliche Spuren von Vergoldung erkennen —, gehören reinblütigen Vertreterinnen der nordischen Rasse (Homo europaeus) an, die auf der Balkanhalbinsel

nicht einheimisch war, sondern dorthin durch die indogermanischen Völkerwanderungen verpflanzt wurde. — Ludwig Wilser.

Zur Biologie und Pathologie der jüdischen Rasse. Die jüdische Rasse hat im Laufe ihrer Geschichte eine Reihe biologischer Eigentümlichkeiten erworben, die sich naturgemäß in eine Seite des Soll und eine des Haben teilen lassen. Aus zahlreichen Beobachtungen läßt sich erkennen, daß sich die Juden durch geringere Sterblichkeit, namentlich der Kinder, und durch längere Lebensdauer vor ihren Wirtsvölkern auszeichnen; ferner durch eine größere Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten, nicht nur gegen akute Leiden, sondern auch gegen die Tuberkulose. Die Ursachen für diese biologische Ueberlegenheit liegen einmal in der sorgfältigen Kinderpflege, sodann in der Mäßigkeit gegenüber dem Alkohol, in den hygienischen Speisegesetzen usw. Dr. Reibmayr ist geneigt, den Hauptgrund der größeren Widerstandskraft darin zu suchen, daß die jüdische Rasse im Verlaufe ihrer Geschichte durch das Ueberstehen der Seuchen immunisierende Kräfte erworben und durch Inzucht sie weiter gegeben und befestigt hat. Dem biologischen Aktivum steht ein biologisches Passivum gegenüber. Besonders sind Diabetes, funktionelle Erkrankungen des Nervensystems und Psychosen relativ häufig; ferner besteht eine große Empfänglichkeit für Zuckerkrankheit, Gicht, Gallen- und Nierensteine, chronischen Rheumatismus, Kurzsichtigkeit. Die Juden erkranken in früherem Lebensalter an Geistesstörungen als die Nichtjuden. Charakteristisch ist auch die erbliche Form der Zuckerharnkrankheit. Sehr häufig wird die Verwandtenehe bezichtigt, die Ursache gewisser geistiger Entartungserscheinungen bei den Juden zu sein. Dies ist nur insoweit richtig, als erblich belastete Verwandte allerdings das Vorkommen solcher Prozesse steigern; erblich nicht belastete Verwandte haben für ihre Nachkommenschaft ein gutes Prognostikon. Eine Ausnahme macht jedoch Schwachsinn und Idiotie. Hier übersteigt der Prozentsatz der Sprößlinge Blutsverwandter denjenigen der blutsverwandten Ehen unter der Gesamtbevölkerung um das Doppelte. Dies könnte man zur Erklärung der Beobachtung heranziehen, daß die jugendlichen Verblödungsprozesse bei den Juden häufiger sind als bei den Nichtjuden. Die angeborenen Geistesmängel scheinen also durch die Verwandtenehen entschieden gefördert zu werden. Noch deutlicher tritt dieser Unterschied zutage, wenn man unter den Geisteskranken die erblich belasteten von den nicht belasteten Sprößlingen blutsverwandter Ehen trennt. Dann bleiben die nicht Belasteten weit hinter dem erstgenannten Durchschnitt zurück, die Belasteten schnellen hoch darüber empor. Es zeigt sich also hier aufs deutlichste die Wirkung gehäufter Vererbung von krankhaften Anlagen infolge der Verwandtenehe. Damit würde auch die Angabe von Pilcz ihre Erklärung finden, daß die Juden zu Psychosen auf der Grundlage erblicher Entartung, wobei als wichtigstes, oft vielleicht einziges ursächliches Moment die erbliche Belastung erscheint, unverhältnismäßig stark disponiert sind. Dagegen ist als Ursache des hohen prozentualen Anteiles an der zweiten Gruppe nicht die Lues anzusehen, sondern die häufigen und tiefgehenden Aufregungen des Gemütes und des Intellekts, die der Kampf ums Dasein gerade bei den Juden erfordert. (L. Sofer, Zeitschrift zur Demographie und Statistik der Juden 1906, Nr. 6.)

Zur Lehre von den Degenerationszeichen haben DDr. Dohrn, Scheele und Schröder in der Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen (1906, Heft 1) lehrreiche Beiträge veröffentlicht, über die Dr. Dohrn in der Zeitschrift für soziale Medizin einen Selbstbericht folgenden Inhaltes mitteilt. Die Lombrososche Lehre vom geborenen Verbrecher, der neben der moralischen Minderwertigkeit auch äußerlich die Zeichen der Entartung trägt, spielt heutzutage trotz mancher Widersprüche noch eine große Rolle. Das Vorhandensein dieser oder jener Degenerationszeichen wird in der gerichtlichen Medizin und der Psychiatrie häufig als Hinweis auf ein nicht normal veranlagtes Gehirn benutzt. Die Mißbildungen des Kiefers und der Zähne sollen wegen ihrer nahen Beziehungen zu der übrigen Schädelgestaltung eine besonders wichtige Rolle spielen. Die Verfasser haben nun zur Nachprüfung der Lombrososchen Lehre zunächst die Zuchthäusler in zahlreichen Strafanstalten Hessens auf das Vorkommen von Degenerationszeichen am Schädel untersucht. Als Vergleichsobjekt wurden 600 nicht verbrecherische Personen (Soldaten) in gleicher Weise systematisch untersucht. Als Resultat dieser Untersuchungen wurden insgesamt bei den Verbrechern in 144,6 pCt., bei den Normalen in 131,9 pCt. Entartungszeichen vorgefunden. Dieser Unterschied an dem ethnisch gleichartig zusammengesetzten Material ist so gering, daß er

praktisch überhaupt nicht in Frage kommt. Wenn demnach schätzungsweise — ohne Vornahme systematischer Untersuchungen — behauptet wird, daß die Degenerationszeichen bei den Entarteten vier- bis fünfmal häufiger sein sollen als bei den Normalen, so beruht diese Behauptung auf einer Täuschung. Die gefundenen Differenzen sind so gering, daß wir praktisch keinerlei Konsequenzen für die Beurteilung des Trägers der Anomalien herleiten können. Auch die Ansicht, daß die Entartungszeichen bei dem einzelnen Verbrecher häufiger vorkämen als bei den Normalen, und daß sie nur bei gehäuftem Vorkommen an einer Person einen Rückschluß auf dessen anormale Beschaffenheit gäben, konnte nicht bestätigt werden. Ebensowenig das häufigere Vorkommen solcher Entartungszeichen pathologischen Ursprungs, die auf das Ueberstehen einer Körper oder Nervensystem gleichzeitig schädigenden Krankheit (Lues, Rachitis) hinweisen.

Die Verbreitung der Zahnverderbnis in Deutschland. Die statistischen Erhebungen der Zentralstelle für Zahnhygiene in Dresden über die Verbreitung der Zahnverderbnis haben einen doppelten Zweck. Sie sollten 1. die Grundursachen der Zahnkrankheiten weiter aufdecken, und 2. zahlenmäßige Belege über die Verbreitung der Zahnverderbnis schaffen. Nur mit Hilfe solcher Belege können Volk und Regierungen zur tatkräftigen Bekämpfung der weitverbreiteten Volkskrankheit angestachelt werden. Die Zahl der Schulkinder, Heerespflichtigen und Soldaten, die zahnärztlich untersucht worden sind, beträgt 220737, d. h. beinahe eine viertel Million Menschen. Die Häufigkeit der Zahnverderbnis ist in den verschiedenen Gegenden Deutschlands recht verschieden. Nach den Ergebnissen der Untersuchungen von seiten der Zentralstelle schwankt bei Dorf-Schulkindern die Anzahl der überhaupt an Zahnverderbnis leidenden Kinder zwischen 72 pCt. bis 100 pCt., die Durchschnittszahl der kranken Zähne zwischen 2,5—12,6, der durchschnittliche Prozentsatz der kranken Zähne zwischen 10,2 pCt. bis 51,2 pCt. Nach anderen Untersuchungen in deutschen Städten schwankt die Anzahl der an Zahnverderbnis leidenden Kinder zwischen 77,4—99,7 pCt., die Durchschnittszahl der kranken Zähne 2,6—10,9. Unendlich traurig ist es heutzutage noch um die Zahn- und Mundpflege bestellt; das zeigt am besten die geringe Anzahl der vorhandenen Füllungen. Bei den Erwachsenen waren im Durchschnitt 2,7 pCt., bei den städtischen Schulkindern 0,53 pCt., bei den ländlichen Kindern aber gar nur 0,09 pCt. der erkrankten Zähne durch Füllungen vor allzufrühzeitigem Verfalle gerettet worden. In den meisten Fällen ist es nicht so sehr Mangel an Einsicht als vielmehr Mangel an Geldmitteln und passender Gelegenheit, wodurch Kinder und Erwachsene verhindert werden, sich in gute zahnärztliche Behandlung zu geben. Die Wichtigkeit der Zahn- und Mundpflege ist noch viel zu wenig bekannt. In unsauberen Mundhöhlen gehen aber nicht nur die Zähne rascher zugrunde, sondern auch die Weichteile erkranken. In den deutschen Städten gibt es durchschnittlich nur noch 42,4 pCt. Kinder mit gesundem Zahnfleisch; 52,1 pCt. leiden an leichter Entzündung, 5,6 pCt. an schwerer Entzündung des Zahnfleisches. In zahnärztlichen Kreisen herrscht allgemein die Ansicht, daß die Zahnverderbnis beim weiblichen Geschlecht viel weiter verbreitet sei als beim männlichen. Für erwachsene Frauen, die viele Kinder geboren haben, mag diese Anschauung wohl auch zutreffen. Im jugendlichen Lebensalter aber haben Knaben und Mädchen durchschnittlich gleich viele kranke Zähne. (C. Röse, Deutsche Monatsschrift für Zahnheilkunde 1906, Heft 6.)

Ueber Eheverbote und Entartung schreibt Dr. P. Näcke im Archiv für Kriminalanthropologie (1906, Heft 2—3) im Anschluß an Schüles „praktische Vorschläge für die Frage der Verheiratung früherer Geisteskranker" folgendes. Staatliche Bestimmungen, die allzufrühe Heiraten verhindern, sind zu wünschen. Aber der Nachweis finanzieller Auskömmlichkeit des künftigen Ehepaars ist praktisch undurchführbar. Doch sollte der Heiratskandidat das Recht haben, sich nach den Gesundheitsverhältnissen des anderen Teiles zu erkundigen oder ein Gesundheitszeugnis zu verlangen. Doch ist es die Frage, ob viel dabei herauskommen würde. Die Angehörigen wissen meist nichts Bestimmtes, und der Arzt darf sein Berufsgeheimnis nicht verletzen. Ueberdies sind wir über die Erblichkeitsgesetze viel zu wenig orientiert; die sogenannte erbliche Belastung ist ein strittiger Punkt, und vor allem kann auch in Fällen größter Belastung nie mit Sicherheit gesagt werden, daß ein Leiden, eine erbliche Neigung usw. in concreto sich fortpflanzen werde. Freilich ist nicht an der großen Rolle der Erblichkeit zu zweifeln. Es kommen aber doch noch genug wirkliche oder scheinbare Ausnahmen vor, und schon die Unterscheidung von echter

Vererbung und bloßem Zufalle ist meist unmöglich. Vorsichtigerweise können wir nur mit Mendel sagen, daß, wenn in einer Familie mehrere Fälle von Geistes- und Nervenkrankheit vorgekommen sind, die Chancen für den Heiratskandidaten aus solcher Familie in bezug auf Erwerbung oder Vererbung des Leidens große sind. Schüle verlangt nun einen staatlich eingesetzten und in seinen Befugnissen geschützten Gesundheitsrat, der kostenlose Zeugnisse über die genealogischen Verhältnisse ausstellen soll. Aber abgesehen von der Geldfrage sind die genealogischen Verhältnisse in den meisten Fällen unmöglich zu erheben. Familien- oder Ahnentafeln sind nur selten vorhanden und geben auch im besten Falle keine absolute Garantie ab, da eine Menge von Ursachen, namentlich der Zufall, hineinspielen. Wenn aber Schüle ein spezielles Heiratsverbot für gewisse schwere erbliche Seelenstimmungen fordert, so scheint das theoretisch leicht zu fordern, aber praktisch nur schwer durchführbar. Eine strenge Durchführung würde kaum möglich sein, und wenn die legale Heirat verhindert wird, so blüht die wilde Ehe, was eventuell noch schlimmer ist. Für gewisse Fälle ist selbst die Kastration eher zu empfehlen. Bei letzterer wenigstens ist jede Fortpflanzung ausgeschlossen, und ob die kleine hierfür notwendige Operation bei Männern einen größeren Eingriff in die Rechte der Personen darstellt, als ein Eheverbot, kann bezweifelt werden. Im übrigen ist wohl zu wünschen, daß in bestimmten Fällen von der Eingehung einer Ehe abgeraten wird; aber verhindern werden wir sie nie können. Für bestimmte Familien wird dadurch allerdings viel Leid, Not, Sorge geschaffen, aber die Natur sorgt schon im ganzen selbst für die nötige Assanierung. Sie erhält doch meist den Tüchtigen und läßt den Untüchtigen verschwinden. Und wenn auch die letzteren nicht alle vertilgt werden, so hilft sich die Natur mit Regenerierung des faulen Stamms, sei es spontan, sei es durch frische und gesunde Blutzufuhr, wenn auch erst im Verlaufe mehrerer Geschlechter. So geht in der Natur, wie im Stoffwechsel des Menschen, Regeneration und Degeneration Hand in Hand, und es liegen kaum einwandfreie Beweise dafür vor, daß die Menschheit jetzt mehr entartet ist als früher. Und geschieht dies auch durch Ueberkultur, Alkohol usw. an einem Ende der Welt, so verschwindet dieser siechende Stamm oder wird durch einen frischen und jungen aufgesaugt, wie die altersschwache und in den oberen Schichten sicher entartete römische Welt einstmals durch die gesunden und kräftigen Germanen. Man vergesse endlich nicht, daß die Hygiene, die fortschreitende Volksaufklärung auch ihrerseits manchen niederführenden Faktoren siegreich begegnet, und so die Bestrebungen der Natur unterstützt. Vom soziologischen Standpunkte aus müßte man schon die Eheverbote ablehnen, weil diese durch Vermehrung der unehelichen Kinder das Heer der Minderwertigen noch vergrößern, und diese oft für das Ganze noch gefährlicher sind, als die körperlich und geistig total Bankerotten, die öfter wenigstens unfruchtbar oder nur wenig fruchtbar sind. Die Ausmerzung einiger weniger ist für die Natur aber leichter und für die Menschheit ersprießlicher, als die eventuell langsame Regenerierung einer großen Menge halbkranker Elemente.

Tier- und Menschenzucht. In der „Deutschen Rundschau" von Cuero (in Texas) finden wir (1906, Nr. 20) folgende Notiz: Die Mitglieder der „American Stock Breeders Association" fühlen plötzlich den Beruf in sich, die praktischen Erfahrungen, die sie sich in der Viehzucht erworben haben, auch der leidenden Menschheit zugute kommen zu lassen. Sie wissen, daß man bei der Auswahl des Viehs zu Zuchtzwecken mit der größten Sorgfalt und Vorsicht zu Werke gehen muß, um eine gute gesunde Rasse hervorzubringen, haben aber gleichzeitig erkannt, daß die Menschheit in dieser Beziehung sehr vernachlässigt wird und sind dabei zu dem Resumé gelangt, daß die Qualität des Menschenmaterials sich immer mehr verschlechtern muß, wenn nicht sehr bald scharfe Gegenmaßregeln getroffen werden. Da sie ferner der Ansicht sind, daß der Mensch gerade wie das liebe Vieh, zu dumm ist, seine Zuchtwahl selbst zu treffen, so beschlossen die Viehzüchter, ein großes humanes Werk zu tun, die Beratungen über die beste Zucht von Rindern, Schafen und Schweinen eine Zeitlang ruhen zu lassen und ihre ganze Kraft für die viel wichtigere und notwendigere Menschenzucht einzusetzen. — Es wurde zunächst ein „Rassenveredelungs-Komitee" ernannt, dessen spezielle Aufgabe es sein wird, auf den Erlaß eines Staats-Inspektions-Gesetzes hinzuwirken, welches vorschreibt, daß an kein Brautpaar eine Heirats-Lizenz verabfolgt werden soll, das sich nicht vorher einer körperlichen und geistigen Untersuchung von seiten eines Staats-Inspektors unterwirft, und das Attest dieses Inspektors den Nachweis liefert, daß das Paar geistig und körperlich gesund und zur „Zucht" qualifiziert ist. Um der Agitation für ein derartiges Gesetz größeren Nachdruck zu

verleihen, hat sich obiges Komitee mit einigen Universitätsprofessoren, unter anderen auch mit Charles R. Henderson, Professor der Soziologie an der Chicagoer Universität, in Verbindung gesetzt, mit der Bitte, daß diese Herren durch Wort und Schrift für die humanitären Bestrebungen der Viehzüchter Propaganda machen. — Das obige Komitee hat sich ferner die Aufgabe gestellt, Ausschau nach Brautpaaren zu halten, die nicht zu einander passen. Es wird indessen nicht gesagt, auf welche Weise die Herren den Eheschluß eines solchen Paares verhindern wollen, so lange das von ihnen gewünschte Gesetz sich noch nicht in Kraft befindet. In dem Gesetz soll auch die Etablierung von Kolonien vorgesehen werden, in welche blödsinnige Menschen, Gewohnheits-Trinker und physisch oder moralisch Degenerierte untergebracht werden sollen, um sie besser am Heiraten verhindern zu können.

Degeneration und Alkoholismus unter Militärdienstpflichtigen wird beleuchtet durch einen Aufsatz „Statistisches von der Rekrutenaushebung", den Dr. Jung im Korrespondenzblatt für Schweizer Aerzte (1906) veröffentlicht. Er schreibt: „Die Aushebung, der ich beiwohnte, fand in Luzern und Umgegend statt. Der erste Tag der Aushebung brachte auffallend viel minderwertiges Menschenmaterial. Mir wenigstens fiel es auf; ich nahm nämlich zum erstenmal an einer Aushebung teil. Wenn ich mich recht erinnere, so war nicht einmal die Hälfte der Mannschaft tauglich. Später aber kam es noch schlimmer. Es gibt Orte, an denen nicht einmal 30 pCt. tauglich sind; dabei ist hervorzuheben, daß diese Orte nicht etwa Industrieorte sind, sondern Bauerndörfer in reicher und fruchtbarer Gegend. Der Eindruck des ersten Aushebungstages, namentlich die Tatsache, daß sehr viele psychisch Minderwertige zur Untersuchung kommen, regte mich an, nachzuzählen, wie viele Imbezille unter der Mannschaft waren. Da dem Irrenarzt häufig ein etwas zu scharfes Urteil in Sachen der Schwachsinns-Diagnose zugetraut wird, so zählte ich nur diejenigen Fälle, die auch den Laien ohne weiteres als „Trottel" auffielen. Das untersuchte Material betrug 506 Mann, davon waren 47 offenkundig schwachsinnig, also nicht weniger als 9,2 pCt. Aus der Stadt stellten sich 211 Mann, davon waren 5,6 pCt. schwachsinnig; vom Land kamen 232 Mann, davon waren 13 pCt. Der große Unterschied von Stadt und Land dürfte sich daraus erklären, daß in den Städten vorzugsweise die Intelligenten und Unternehmenden zusamenströmen, während die weniger Intelligenten und Schwerfälligen auf dem Lande bleiben. Der Unterschied zwischen Stadt und Land bedeutet wohl nichts weiter als ein Zeichen des gegenwärtigen Zuges nach der Stadt. Die Imbezillität meiner Fälle war so deutlich, daß im Falle eines Verbrechens ein psychiatrisches Gutachten Unzurechnungsfähigkeit angenommen hätte. Sollten sich meine Zahlen überall bestätigen, so wären etwa 9 pCt. der schweizerischen Jünglinge unzurechnungsfähig! Das ist eine erschreckend hohe Zahl, welche ein merkwürdiges Licht auf das Intelligenzniveau unseres Volkes, besonders der ländlichen Bevölkerung, wirft. Die noch viel höheren Zahlen der körperlichen Untauglichkeit legen einem die Frage nahe, ob wohl von jeher eine derartige Minderwertigkeit vorhanden war, oder ob es sich hier um eine Degeneration handelt. Jedenfalls würde sich aus vielerlei theoretischen und volkswirtschaftlichen Gründen eine mit der Aushebung verbundene Untersuchung dieser Frage lohnen. Dabei müßte man aber den Umstand berücksichtigen, daß gerade in dem Aushebungsgebiet, aus welchem ich berichte, bei den Bauern die eigentümliche Gepflogenheit bestehen soll, alle Milch in die Käsereien abzuliefern, die Kinder aber mit Kaffee und Schnaps zu ernähren. Aehnliches ist auch aus dem Kanton Bern bekannt. Bei der sanitarischen Untersuchung der Eingeteilten, die sich wegen eines Gebrechens bei der Kommission meldeten, fiel mir die große Zahl der Alkoholiker auf. Um Mißverständnisse zu vermeiden, zählte ich bloß diejenigen Fälle, die auch meinen Kollegen ohne weiteres als Alkoholismus imponierten. Ich nahm also nur die Fälle, die sich durch Tremor, Herz- und Lebersymptome und eventuell polyneuritische Zeichen als chronische Alkoholiker verrieten. Mein Material beträgt 78 Mann, beinahe alles Leute zwischen dem 20. und 30. Jahr. Davon mußten 10 Mann wegen chronischen Alkoholismus, also 12,9 pCt. als nicht mehr diensttauglich entlassen werden. Diese Zahl meldet aber keine offizielle Statistik, denn die Entlassenen werden nicht als Alkoholiker rubriziert, sondern unter dem Titel der alkoholischen Folgekrankheit, also unter Herzdilatation oder -hypertrophie, chronischem Magenkatarrh, chronischer Nephritis etc. Man behandelt dadurch die Alkoholiker mit einer Schonung, die ja oft anerkennenswerten persönlichen Rücksichten entspringt, die aber in letzter Linie nur zu einer höchst schädlichen Verschleierung der Tatsache führt, daß unserer Wehrkraft jährlich eine unverhältnismäßige Anzahl kräftiger

Leute durch den Alkohol entzogen wird. Was die Sache aber besonders schlimm macht, ist der Umstand, daß es sich hierbei nicht um ältere Jahrgänge, sondern um das kräftigste Lebensalter handelt. Wie muß es erst bei ber Landwehr aussehen, wenn der Auszug schon derartige Zahlen aufweist!

Das Land und die Wehrkraft. Ueber die Beziehungen der Verminderung der Militärdiensttauglichen in den Städten zu den Bewegungsspielen im Freien bringt die „Tägl. Rundschau" (1906, 5) nachstehende Ausführungen aus einem Vortrag des Geh. Medizinal-Rats Prof. Dr. Hoffa über den Nutzen und die Notwendigkeit der Bewegungsspiele im Freien, der vor kurzem im Verein „Volkshygiene" gehalten wurde. In der Einleitung faßte der Redner die Ergebnisse zusammen, die sich aus den Berichten der Schulärzte ergeben. Ohne Zweifel ist durch dieses Material eine körperliche Minderwertigkeit unserer Schuljugend festgestellt. Viele Umstände tragen zu diesem ungünstigen Ausfall bei. Erbliche Belastung, übermäßiger Alkoholgenuß seitens der Eltern, ungenügende Ernährung, ungünstige Wohnungsverhältnisse usw. Die Schule trifft insofern Schuld, als die geistige Ausbildung auf Kosten der körperlichen bevorzugt wird. So kommt es, daß eine Reihe von Schülern die Lehranstalt mit untergrabener Gesundheit verläßt, wodurch die Entartung eintritt. Deutlich sprechen die Zahlen der Oberersatz-Kommissionen: Auf dem Lande beträgt die Zahl der Militärtauglichen 68 v. H., in den Städten 41 v. H., in Berlin 32 v. H. Der Ausfall auf dem Lande ist mehr auf äußere Verletzungen sowie auf schlechte Behandlung der Infektionskrankheiten, wie Scharlach, Masern, Diphtherie, zurückzuführen. In dieser Beziehung sind die Verhältnisse in der Stadt besser, dafür häufen sich aber hier folgende Krankheitserscheinungen: Blutarmut, allgemeine Körperschwäche, Erkrankungen des Herzens und der Atmungsorgane. Diese Krankheiten sind auf Mangel an Bewegung im Freien zurückzuführen, denn jedes menschliche Organ erhält sich nur so lange gesund, als es in Tätigkeit bleibt. Hieraus folgt mit Notwendigkeit die Bedeutung und der Nutzen der Jugendspiele im Freien, die den Körper frisch und gesund erhalten. Aus diesem Grunde wünschte der Redner, daß die Jugendspiele seitens der Schule obligatorisch eingeführt würden. Diesem Verlangen hat auch der Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele durch den Vorschlag eines obligatorischen Spielnachmittags Ausdruck gegeben. Zum Schlusse kam der Redner auf die sozialpolitische Seite dieser Spiele zu sprechen. Er wandte sich an die akademische Jugend mit der Ermahnung, statt ihre Zeit in schlechter Luft, beim Kartenspiel und Bier in Wirtschaften zuzubringen, gemeinsame Spielplätze aufzusuchen. Auf diesem neutralen Boden würden am besten Klassenunterschiede ausgeglichen und so die Jugendspiele in Volksspiele umgewandelt zur Gesundung des Volkes an Leib und Seele.

Das Nervensystem im Kampf ums Dasein. Heute wird der Kampf ums Dasein nicht mehr nach Art der mittelalterlichen Ritter durch die Kraft des Schwertes und der Fäuste geführt, heute erfordert dieser Kampf den ganzen Menschen mit allen seinen Kräften. Der Mensch muß außer seiner körperlichen Kraft seine gesamten Sinneswerkzeuge, sein ganzes Nervensystem anspannen, denn der von den heutigen Menschen geführte Kampf ums Dasein erfordert eine viel größere geistige Spannkraft, als je zuvor unsere Vorfahren dafür eingesetzt haben. Eine richtige Vorstellung von den Schädigungen, denen unser Nervensystem ausgesetzt ist, erhalten wir am besten aus der Entwicklung, die das deutsche Volk seit Beginn des 19. Jahrhunderts genommen hat. Aus dem vorwiegend auf dem Lande wohnenden Volk ist bereits über die Hälfte der Bevölkerungszahl ein Stadtvolk geworden. Welche Organsysteme sind es nun vor allem, welche die Großstadt besonders schädigt? Es sind dies das Lungensystem und das Nervensystem. Die Schädigungen der Lungen (Tuberkulose) wird mit Erfolg von seiten der Behörde und privater Kreise bekämpft. Die Schädigungen des Nervensystems lassen sich dagegen nicht so leicht beseitigen und abstellen. Die physische Entwicklung des heranwachsenden Menschen wird in der Großstadt sehr beeinträchtigt. Aber gerade die gesunde Entwicklung des Körpers, seiner ganzen Muskulatur, seiner Organe muß unbedingt im Vordergrunde stehen; erst auf dieser Grundlage kann mit der schulgemäßen Entwicklung der Geisteskräfte durch Unterricht begonnen werden. Aber heute wird von frühester Jugend an das kleine Gehirn der Kinder mit unendlich vielem überflüssigen Gedächtnisballast geradezu gequält. Die Folge davon ist, daß das kindliche Gehirn überreizt wird. Das Kind wird nervös. Durch diese und andere Reizungen wird das Nervensystem der Kinder besser bemittelter

Eltern unfehlbar überanstrengt. Ist es nicht entsetzlich, daß nach Eulenburgs Statistik, vom Jahre 1883—1900, d. h. innerhalb eines Zeitraums von 17 Jahren, in Deutschland allein 950 Schüler Selbstmord verübt haben? Anders geartet ist der Schaden, den das Gehirn der Kinder unterer Volkskreise trifft. Hier mangelt es oft an reichlicher Ernährung; gute, hell belichtete Wohn- und Schlafräume stehen nicht zur Verfügung, und die Möglichkeit, sich in freier Natur während der Ferien einmal erholen zu können, ist ihnen versagt. So fließt dem Gehirn des sich entwickelnden Menschen, ob arm, ob reich, ein Reiz nach dem anderen zu. Und diese Reize häufen sich, wenn nicht eine Erholung rechtzeitig einsetzt. Dürfen wir uns dann noch darüber wundern, wenn eine unter solchen Verhältnissen herangewachsene Jugend den Kampf ums Dasein wirklich nicht mit Erfolg aufnehmen kann? Auf diese Weise erklärt es sich auch, daß die Stadt immer einer Ergänzung vom Lande bedarf und zwar von Menschen, die über ein rüstiges Gehirn verfügen. Eine Verjüngung ist also notwendig. In der Stadt muß daher eine zweckmäßige Volkshygiene platzgreifen, und zwar schon in der Jugend des Menschen, um geistig gesunde, geistig rüstige Menschenkinder heranzubilden. Denn der moderne Kulturmensch kann sich dem Getriebe in der Stadt nicht mehr entziehen. Hand in Hand mit dieser Steigerung innerhalb des Daseinskampfes geht eine ebenso geartete Steigerung der Vergnügungen und angeblichen Erholungen. In diesem Kampf mit der Kultur sind diejenigen am günstigsten gestellt, die das große Glück hatten, von ihren Eltern einen gesunden Körper, vor allem aber ein ganz gesundes Nervensystem erblich zu bekommen. Im Jahre 1875 betrug die Anzahl der in preußischen Irrenanstalten behandelten Geisteskranken 18 761 Fälle, im Jahre 1900 dagegen 76 342 Fälle. Es war deshalb nötig, die Zahl der Anstalten von 118 auf 249 zu erhöhen. Unsere Entwicklung von einem Landvolk zu einem Stadtvolk können wir nicht aufhalten; ebenso wäre es ein kühnes und in sich törichtes Beginnen, wenn wir der fortschreitenden Kultur ein Halt gebieten wollten. Sollen wir aber darum den Kampf für die Erhaltung eines gesunden Nervensystems ganz aufgeben? Eines der wichtigsten Heilmittel ist die körperliche Arbeit, die leider noch viel zu sehr vernachlässigt wird. Es sollten Heime für Nervenkranke errichtet werden, die auch den weniger Bemittelten zugute kommen und sie im Kampf ums Dasein stützen. (J. Dräseke, Blätter für Volksgesundheitspflege 1906, Nr. 7.)

Vererbung von Augenkrankheiten. Die Erblichkeit des Hornhaut-Astigmatismus (unregelmäßige Hornhaut-Krümmung) hat Dr. A. Steiger festgestellt. Schon in seinen Beiträgen zur Physiologie und Pathologie der Hornhautrefraktion hatte er den Nachweis geführt, daß bei Verwandten durchgehends eine bedeutend größere Tendenz zu hochgradigem Astigmatismus besteht, wobei der Astigmatismus des Vaters wie der Mutter sowohl auf Knaben wie auf Mädchen übergehen kann. Auch konnte er an dem Beispiel eines Stammbaums nachweisen, daß von 28 in Frage kommenden Augen 12, d. i. 43 pCt., einen Astigmatismus von mehr als 2,0 D. hatten. An einem zahlreichen statistischen Material von 1123 Augen von Brüdern und Schwestern wurde nun festgestellt, daß nicht nur der hochgradige Astigmatismus eine ererbte Familieneigentümlichkeit ist, sondern daß die Erblichkeit überhaupt die Krümmungsverhältnisse der Hornhaut beherrscht. — Besonders bemerkenswert ist die bedeutend größere Häufigkeit von starkem Astigmatismus durch Vererbung von der Mutter. Während wir bei Vätern und Kindern nur je 50 pCt. finden, sind es bei den Müttern und Kindern 67,5 und 63,5 pCt. Man kann also sagen: Die Aussichten, einen starken Astigmatismus vom Vater oder von der Mutter zu ererben, sind für beide Geschlechter ungefähr gleich, es scheint aber die Mutter für die Vererbung im allgemeinen mehr in Betracht zu kommen. Das erinnert an die Auffassung von Orchansky, daß der Mutter in der Vererbung eine mehr konservierende, dem Vater eher die fortschreitende Rolle zufällt. (Zeitschrift für Augenheilkunde, 1906, Heft 3 u. 4.) — Eine andere erbliche Augenkrankheit ist die familiäre Hornhautentartung, die in einer knötchenförmigen Hornhautteilung besteht und bei mehreren Geschwistern zugleich auftritt. Auch wird Inzucht als Ursache angenommen. (Wiener Med. Presse 1906, Nr. 48.)

Alkoholismus und Schwachsinn. Auf dem Kongreß für Kinderforschung in Berlin berichtete der bekannte Kinderarzt Prof. Heubner über das Vorkommen von Idiotie in der Praxis des Kinderarztes. Unter 9200 von ihm behandelten Kindern waren 307 Idioten und 92 Epileptiker, also 40 pCt. aller ihm zugeführten kranken Kinder waren geistig nicht normal. Die Idiotie ist eine Entwicklungsstörung, die um so schwerer wirkt, je früher sie hier eintritt. — Wie zahlreich diese

Störungen vorkommen, beweist die Tatsache, daß in den Hülfsschulen Deutschlands 1500 Schwachsinnige unterrichtet werden. Die Gesamtzahl der Schwachsinnigen schätzte der Vortragende für ganz Deutschland auf 150 000. — Was fordert diese Zahl von uns? Zunächst die Errichtung geeigneter Bildungsanstalten für diese unglücklichen Menschenwesen. Das sind wir ihnen und den Schulen für Normalbegabte schuldig, für die sie lange Zeit ein schwerer Hemmschuh waren und an vielen Orten noch sind. Jeden Freund unseres Volkes, jeden sozial Denkenden muß die Tatsache, daß es im Deutschen Reich 150 000 Menschen gibt, deren Geistesleben infolge Störungen in dem normalen Wachstum des Gehirns auf der niederen Entwicklungsstufe stehen blieb, zu der Frage drängen: lassen sich die Störungen nicht vermeiden? Um das zu erreichen, muß man die Ursachen derselben kennen. — Eine große Zahl von Aerzten und Lehrern an Hülfsschulen und Idiotenanstalten hat sich ernstlich um die Feststellung derselben bemüht und gefunden, daß der Alkoholgenuß der Eltern, und zwar nicht bloß der regelmäßige des Trinkers, sondern auch der gelegentliche Rausch des Mäßigen zur Zeit der Zeugung so entsetzliche Folgen für das erzeugte Kind haben kann. An Professor Lombe in Lausanne schrieb ein Vater eines idiotischen Kindes in seiner Klinik, daß der Anblick seines Kindes für ihn ein ewiger Vorwurf und die Veranlassung zu fortwährenden Gewissensbissen sei. Er schloß mit folgenden Worten: „Und dabei war es der einzige Tag meines Lebens, an dem ich betrunken war." (Lombe, Die Nervosität des Kindes, Leipzig 1903, S. 80.) — Direktor Piper stellte schon 1893 fest, daß von 310 Fällen von Idiotie in der Anstalt zu Dalldorf bei Berlin 18 pCt. durch Trunksucht des Vaters oder der Mutter zu erklären waren. In der Idiotenanstalt Schleswig stellte sich nach zehnjährigem Durchschnitt heraus, daß 30 pCt. der Idioten von Trinkern abstammten. Von 521 in den Jahren 1895—1900 in die westfälische Idiotenanstalt aufgenommenen Schwachsinnigen verdankten 51 = 10 pCt. der Trunksucht ihrer Eltern ihren Zustand. Der Berliner Schularzt Cassel fand 1898—1900 unter 125 schwachsinnigen Kindern der Hülfsschule bei 38 = 29 pCt. Trunksucht der Eltern. Diese Zahlen beweisen, daß der Alkoholgenuß eine Hauptursache der Entwicklungsstörungen ist, die zu den schwersten Fällen von Schwachsinn führen, und zwar, wie viele Einzelbeobachtungen beweisen, oft auch der einmalige, gelegentliche Rausch. Diese Ursache der Idiotie ist zu beseitigen, wenn alle, namentlich Aerzte, Lehrer, Prediger und vor allem die Presse aufklärend wirken. Wenn trotzdem Kinder im Zustand der Trunkenheit gezeugt werden, so ist das gewissenlos, denn der schlimmste Verbrecher ist nach v. Bunge der, der die Keimzelle vergiftet.

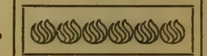
Der Alkoholismus bei den Eskimos. Friedlich und zufrieden haben seit mehr als 100 Jahren die unter dem Schutze der Herrnhuter Missionare in Nord-Labrador stehenden Eskimos sich dem Kabeljaufang und der Walroß- und Seehundjagd hingegeben und bewiesen, daß durch die Segnungen der Kultur aus einem wilden, grausamen Naturvolke sehr wohl ein in jeder Beziehung gesittetes Volk werden kann. Der Norweger Eiviud Astrug, der lange Jahre unter den Eskimos gelebt hat, berichtet, daß sie irgendwelche künstlich anregenden oder stimulierenden Mittel weder kannten noch gebrauchten, daß sie u. a. den alkoholischen Getränken vollständig fern geblieben waren. Doch seit einigen Jahren klagen die Missionare über eine tiefgreifende Wandlung. Weiße Händler haben die berauschenden Getränke ans Land gebracht und die Eingeborenen zum Trunke verleitet, und eine beginnende Degeneration erscheint unverkennbar. Auch die unlängst erfolgte, unerwartete Plünderung eines neufundländischen Schoners wird mit dem sich ausbreitenden Alkoholgenuß der Eskimos von sachverständiger Seite in Beziehung gebracht.

Freie Schulgemeinden als Fortbildung der Landerziehungsheime. Einem Prospekt der kürzlich in Buschgarten bei Fürstenwalde a. Spree begründeten „Freien Schulgemeinde" entnehmen wir folgende Ausführungen von allgemeinem Interesse: Die Freie Schulgemeinde ist eine pädagogische Veranstaltung, in der ein ernsthaftes wissenschaftliches Schulleben und eine vorbildliche Kameradschaft von Erziehern und Schülern vereinigt sind. Der Rahmen der Schulgemeinde ist eine ländliche Kolonie in der Nähe Berlins. Hier sollen die Kinder in körperlicher Gesundheit, widerstandsfähiger Nervenkraft und seelischer Tüchtigkeit erhalten werden. Die Freie Schulgemeinde führt die Kinder heraus aus dem entnervenden und entsittlichenden Einfluß der Großstadt; doch entrückt sie die Kinder nur soweit der Großstadt, daß darunter der Verkehr mit den Eltern, dessen die Kinder zu ihrer Gemütsausbildung nicht entraten dürfen, nicht leiden kann. Der Häuslichkeit

der Eltern entrückt, soll die Erziehung trotzdem unter den Augen der Eltern geschehen. Eltern, Erzieher und Schüler bilden die Schulgemeinde. Die Eltern sollen wieder die natürlichsten Berater und Helfer der Lehrer werden. Die Freie Schulgemeinde macht die Schule zu einer Elternsphäre. Es könnte also naheliegend erscheinen, die „Freien Schulgemeinden" im Programm mit den bereits bestehenden Landerziehungsheimen zu identifizieren. Das würde jedoch nicht zutreffen. Die Freie Schulgemeinde in Buschgarten baut in der Richtung weiter, wie sie die Landerziehungsheime eingeschlagen haben. Beide wollen ein Leben in und mit der Natur — aber, und hier liegt der durchgehende Unterschied — wir wollen nicht auf die ganz besondere Kultur der Großstadt verzichten, auf jene Kultur, die ihren Niederschlag in dem Kunst- und Wissenschaftsleben der Großstadt zeigt. Die Lebensverhältnisse unserer Zöglinge, die in der Mehrzahl „Großstadtkinder" sind, verlangen, daß sie der Großstadt, ihrer Heimat, nur so weit entrückt werden, als diese schädlich oder störend auf sie einwirkt. Aber der Großstadtkultur mit ihren unvergleichlichen Werten an Schönheit und Geist, ihrem Rhythmus der großzügigen Arbeit dürfen unsere Kinder keinesfalls entfremdet werden. In der Seele des Kindes müssen die Wogen der Gegenwartskultur mit allem Hohen und Herrlichen einmünden. In der Freien Schulgemeinde schaffen wir eine Verbindung von ländlicher Natur und weltstädtischer Kultur. Wenn man sagt: Freie Schulgemeinden sind in den Bannkreis der Großstadt verlegte „Landerziehungsheime", so trifft man damit beinahe das Richtige. Wieweit die Freie Schulgemeinde daneben eine pädagogische Originalschöpfung ist, wird die Praxis und unser theoretisches Gebäude erweisen.



Bücherbesprechungen.



H. Ellis, die Gattenwahl beim Menschen. Mit Rücksicht auf Sinnesphysiologie und allgemeine Biologie. Autorisierte deutsche Ausgabe, besorgt von H. Kurella. Würzburg 1906, A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch). Preis 4 Mk.

H. Ellis ist der bedeutendste Vertreter jener Richtung in der modernen Philosophie, die man als biologische im Gegensatz zur experimentellen bezeichnen kann. Unter dem Einfluß der einseitigen Methode der Wundtschen Schule ist sie in Deutschland sehr vernachlässigt worden, dagegen hat sie in England und Amerika mehrere bedeutsame Arbeiten aufzuweisen. Namentlich ist es das Gebiet der sexualen Psychologie, auf dem H. Ellis als Autorität gelten dürfte. Seinen Schriften über „Das Schamgefühl" und „Geschlechtstrieb und Schamgefühl" (im gleichen Verlage erschienen) hat er nunmehr ein neues, in dieselbe Richtung gehöriges Buch über die „Gattenwahl beim Menschen" hinzugefügt, das von Darwin gegebene Anregungen über geschlechtliche Auslese und den Zusammenhang von Schönheit und Liebe zu einem weiten und furchtbaren Felde der Forschung weiterbildet.

Der Hauptinhalt der Schrift besteht in einer Zergliederung der Sinnesempfindungen, Gefühl, Geruch, Gesicht, Gehör, welche die Liebe im Menschen und damit die geschlechtliche Auslese beeinflussen. Im Zusammenhang damit wird das Wesen der Schönheit und seine Beziehung zur Liebe erörtert. „Die Liebe entsteht als Reaktion auf eine Anzahl Tumeszenzreize; der Gegenstand, welcher die adäquateste Tumeszenz anregt, erregt auch Liebe; obwohl die ästhetische Schönheit sich auf dieser Basis entwickelt, so ist sie doch nicht selbst dabei von fundamentaler Bedeutung, und muß nicht notwendig durchaus bewußt vorhanden sein. Die Liebe ist nur zum kleinen Teil ein Korrelat der Schönheit; zum größeren Teil ist Schönheit ein bloßer Ausdruck für den Reizkomplex, der die adäquateste Liebe erweckt."

Dr. Ludwig Woltmann †.

Eduard Hirt, die Temperamente, ihr Wesen, ihre Bedeutung für das seelische Erleben und ihre besonderen Gestaltungen. Wiesbaden 1905, Verlag von J. F. Bergmann.

Die experimentelle Psychologie hat eine Zeitlang die selbst beobachtende Zergliederung der Seelenerscheinungen zurückgedrängt und mehr das Interesse an den allgemeinen Eigenschaften des Seelischen in den Vordergrund gestellt. Die

individuelle Eigenart, die Charakterologie, trat dagegen in den Hintergrund. Neuerdings vollzieht sich auch hier ein Wandel, und dafür ist die Schrift von Hirt ein beredtes Zeugnis.

Die Ausführungen verbreiten sich über den Begriff des Temperaments, über seelische Anlagen und seelische Erlebnisse, über das Verhältnis der Temperamentsanlagen zu den seelischen Anlagen überhaupt, die Weise des seelischen Ablaufs und die Typen der Temperamente.

Indem wir auf den reichen und feinsinnigen Inhalt der Arbeit im allgemeinen hinweisen, sei hier nur die Definition des Temperamentes näher betrachtet. Hirt nennt das Temperament eine „bestimmte Ablaufsweise der physiopsychologischen Vorgänge", die Unterschiede in der Schnelligkeit, des Maßes und der Kraft dieser Vorgänge erkennen läßt. Man könnte die Temperamente als die Art der Mischung und Abgestimmtheit der seelischen Elemente und Vorgänge in einem Individuum bezeichnen. Hirt gebraucht diesen Ausdruck nicht, er scheint aber dem ursprünglichen Sinn des Wortes nahe zu kommen. Das Temperament hat seinen Grund in den relativ gleichbleibenden Eigentümlichkeiten der Persönlichkeit; damit betritt der Verfasser das schwierige Gebiet über die letzten Zusammenhänge von Körper und Seele, erörtert ferner die Beziehungen zwischen Temperament und Seelenstörungen und gibt zum Schluß eine scharfsinnige Zergliederung der einzelnen Temperamente, die manche neue Gesichtspunkte zutage treten läßt.

Das Heft ist in den „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens" erschienen, die von Loewenfeld und Kurella herausgegeben werden, und die für den Psychologen und Kulturhistoriker viele anregende Abhandlungen bieten.

Dr. Gerwing.

Fr. Ehrhard, Ketzerische Betrachtungen eines Arztes. München 1906. Verlag der „Aerztl. Rundschau" (Otto Gmelin).

Der pseudonyme Verfasser, ein Frankfurter Arzt, wendet sich in seiner kritischen Plauderei, wie das am Schluß beigefügte „Viatikum für den jungen Doktor" beweist, zwar in erster Linie an Fachgenossen. Aber Bücher haben bekanntlich ihre Schicksale: kommt diese Schrift in unrechte Hände, so kann sie nur Böses wirken. Neben vielen anregenden Bemerkungen finden sich Paradoxa merkwürdiger, z. T. gefährlicher Art. Was soll das z. B. heißen, wenn E. sagt: „Wenn ein Kranker sagt: ich will lieber sterben als ein Bein verlieren, soll man seinen Heroismus ehren"? Sollte es sich in solchen Fällen nicht eher um Furcht vor der rettenden Operation handeln, also um das Gegenteil von Heroismus? Auch was Verfasser von der „autochthonen Entstehung der Infektionskrankheiten" sagt, entbehrt der wissenschaftlichen Grundlage. Geradezu gefährlich aber wird sein Buch, wenn es verkündet, daß „bekanntlich die Syphilis zu denjenigen ansteckenden Krankheiten gehöre, denen sich manche ohne Gefahr aussetzen können!" Hat E. nichts davon gehört, daß selbst die abgelaufene Krankheit nicht vor einer zweiten Infektion schützt?

Abgesehen von diesen Einseitigkeiten bietet die Schrift allerhand wertvolle Anregungen, z. B. in ihrer Kritik des antiseptischen Verfahrens oder der viel angefeindeten juristischen Würdigung des künstlichen Abortes. Dr. G. Lomer.

Dr. med. Heinrich Stadelmann, Nervenarzt. Geisteskrankheit und Naturwissenschaft. Geisteskrankheit und Sitte. Geisteskrankheit und Genialität. Geisteskrankheit und Schicksal. München 1905. Verlag der „Aerztl. Rundschau" (Otto Gmelin).

Vier kurze, sehr anregende Aufsätze, welche die aphorismatische Form bevorzugen. Es seien ein paar Beispiele angeführt, welche die Art des Verfassers am besten ausdrücken. Das Ganze macht stellenweise einen gar zu fragmentarischen Eindruck. — „Zivilisation bedeutet eine Schwächung individueller menschlicher Energieen zugunsten der Erstarkung einer menschlichen Gesamtheit." — „Das menschliche Schicksal hat seinen Anfang und sein Ende im Kosmos." — „Der Durchschnittsmensch erlebt nicht viel." — „Die physikalisch-chemische Betrachtung in der Psychiatrie wird die Ursache und den Grund der Psychose dem Erkennen näher rücken; daraus ergibt sich die Möglichkeit einer Therapie der Psychosen."

Der Gedanke des letzten Satzes ist nicht neu. Bis zu seiner Verwirklichung ist es indessen noch weit hin. Wüßte St. bezüglich der Mittel und Wege dazu

einen Fingerzeig zu geben, so erwürbe er sich um die moderne Psychiatrie, deren therapeutische Seite ja immer noch recht im argen liegt, unschätzbare Verdienste.

Dr. G. Lomer.

Bloch, Dr. med. Iwan: Das Sexualleben unserer Zeit. Berlin 1907, L. Marcus. — 822 S. 8°; br. Mk. 8,—.

Eine umfassende Monographie des menschlichen Geschlechtslebens hat uns bis jetzt noch gefehlt; auch in der Literatur des Auslandes war sie noch nicht zu finden. Deutschem Gelehrtenfleiß blieb es einmal wieder vorbehalten, diese höchst notwendige Arbeit zu verrichten; und mit Genugtuung dürfen wir konstatieren, daß es mit einer Objektivität und Gründlichkeit geschehen ist, die dem Verfasser und rühmlichst bekannten Sexualforscher seine dominierende Stellung auf diesem Literaturgebiet auf lange Zeit hinaus sichern dürfte.

Ein näheres Eingehen auf den überreichen Inhalt des Werkes verbietet sich aus Raumrücksichten von selbst; schon die Anführung der Stichworte der einzelnen Kapitel würde einen Druckbogen füllen! Nur speziell sei daher hervorgehoben, daß die Darstellung, welche ebensowohl referierend wie kritisch gehalten ist, in eine Bekämpfung derjenigen Theorie ausmündet, die in dem heutigen Geschlechtsleben eine Entartungserscheinung erblickt. Bloch ist vielmehr der Ansicht, daß auch auf sexuellem Gebiet ein stetiger Fortschritt, eine beständige Vervollkommnung unverkennbar sei, und daß die etwaige Degeneration und erbliche Belastung stets durch eine Regeneration und erbliche Entlastung paralysiert werde.

Dieses Problem ist ebenso interessant wie schwierig. Tatsache ist ja, daß infolge der Befreiung des Urmenschen vom Instinkt und der Entwicklung der Geistestätigkeit der Geschlechtstrieb in wachsendem Maße aufgehört hat, Mittel zur Fortpflanzung zu sein und zum reinen Genußmittel entartet ist; daß wir statt der ursprünglichen, durch Brunstzeiten geregelten Geschlechtstätigkeit in einen Zustand der Dauerbrünstigkeit und exzessiven sexuellen Betätigung geraten sind; daß, je geschlechtlich aktiver ein Individuum ist, es um so sicherer sich und seine gesteigerte Aktivität fortpflanzt; daß unser Geschlechtstrieb bereits erwacht und funktioniert — normal oder pervers —, lange bevor wir körperlich reif geworden sind, und noch rege bleibt, nachdem der Körper bereits in das Stadium des Verfalls eingetreten ist; daß das menschliche Weib im Gegensatz zum Tier sogar während der Schwangerschaft nach Geschlechtsverkehr verlangt und dadurch auch seinerseits den Grund zu einer immer mehr gesteigerten Sinnlichkeit bei den Nachkommen legt, — lauter Anomalien, die durch Vererbung bereits so verfestigt sind, daß es ungewöhnlicher züchterischer Anstrengungen bedürfen wird, um hier den Weg zu natürlicheren Verhältnissen zurückzufinden. Denn daß Verstand und Wille und die etwas problematische „erbliche Entlastung" allein die Herrschaft über den schrankenlos gewordenen Trieb wiedergewinnen werden, wie Bloch anzunehmen scheint, ist ein Optimismus, der wohl nicht allgemein geteilt werden dürfte. Dr. med. F. Landmann.

Dennert, Dr. E., Bibel und Naturwissenschaft. 4. Aufl. Stuttgart 1906, Max Kielmann.

Wie der Verfasser einleitend bemerkt, hat er sich in diesem Buche die Aufgabe gestellt, religiösen Glauben und Naturwissenschaft miteinander zu „versöhnen". Er selbst rechnet sich zu den sog. „gläubigen" Naturforschern, d. h. zu denjenigen, die von der Existenz eines allmächtigen Schöpfers, Erhalters und Regierers der Welt ebenso fest überzeugt sind, wie von der Existenz und Wirkung der Naturgesetze. Diese Ueberzeugung entspringt jedoch nicht dem verstandesgemäßen Denken, sondern sie bildet sich auf dem Wege über das Gemüt und wurzelt in der „göttlichen Offenbarung". Wem es nicht gegeben ist, deren Sprache zu hören und zu verstehen, der kann nach des Verfassers Ansicht in Sachen der Naturwissenschaft überhaupt nicht mitreden.

Die logische Folgerung aus diesem Raisonnement müßte natürlich dahin gehen, daß Dennert seine ganze Schreiberei unterließe; denn was nützt es, zwei Standpunkte „versöhnen" zu wollen, deren Vertreter einander ebensowenig verstehen können, wie zwei Völker, die auf einem ganz verschiedenen Kulturstandpunkt stehen und eine ganz verschiedene Sprache sprechen. Aber Logik ist nun einmal nicht Dennerts starke Seite, und so greift er denn wohlgemut zur Feder und schreibt sich auf 300 Seiten allerhand krauses Zeug zusammen, bei dem ein Leser, der sich

in Ermangelung göttlicher Offenbarung mit seinem natürlichen Menschenverstand behelfen muß, aus dem Kopfschütteln nicht herauskommt. Mehr entzweit als „versöhnt", mehr verwirrt als aufgeklärt legt man schließlich das Buch mit Resignation bei Seite. Dr. Landmann.

M. Alsberg, Die Grundlagen des Gedächtnisses, der Vererbung und der Instinkte. München 1906, Verlagsbuchhandlung E. Reinhard. Preis 1 Mk.

Mit Recht bemerkt der Herausgeber der „Grenzfragen der Literatur und Medizin", denen das vorliegende Heft angehört, daß die geheimnisvollen Vorgänge der Vererbung typischer Eigenschaften, bei der Entstehung eigenartiger Talente und Fertigkeiten, bei dem Auftreten angeborener Instinkte, ein Gegenstand exakter naturwissenschaftlicher Beobachtung und Forschung geworden sind. Alsberg sucht nun die physiologischen Grundlagen des Gedächtnisses und der damit zusammenhängenden Vererbung — im Anschluß an Hering und Semon — in trefflicher allgemeinverständlicher Weise darzulegen, der man ohne Vorbehalt zustimmen kann und die viele interessante Gesichtspunkte hervortreten läßt. Anders verhält es sich jedoch mit seinen Schlußfolgerungen, die er daraus für die Lehre von der Vererbung erworbener Eigenschaften zieht, die neuerdings wieder ihr unheimliches Wesen in der Biologie treibt.

Anstatt einwandfreie Tatsachen und Beweise für die Vererbung erworbener Eigenschaften zu bringen, räsonnieren die Neo-Lamarckisten darüber, wie durch geheimnisvolle Korrelationen zwischen Organismus und Keimzelle eine Beeinflussung der letzteren stattfinden kann. Sie motivieren diese Auffassung damit, weil sonst keine Entwicklung zu vollkommenen Formen denkbar sei. Mindestens ist, so werfen wir ein, die Auffassung Weismanns ebenso denkbar, und um so mehr, weil sie mit der Tatsache übereinstimmt, daß eine Vererbung erworbener Eigenschaft faktisch nicht beobachtet wird. Das von Alsberg angeführte Beispiel der Umwandlung des Axolotl-Amblystoma ist alles eher „als ein ganz unzweifelhafter Beweis für die so oft bestrittene Tatsache, daß die von den Erzeugern im Verlaufe ihres individuellen Lebens erworbenen Eigenschaften von ihnen auf die Nachkommen übertragen werden". Diese Erscheinung ist ganz anders zu erklären. Auch die Versuche von Gaule sind kein Beweis dafür; denn wenn es auch nach Ansicht dieses Forschers keinem Zweifel unterliegt, daß in der Leber, in den Muskeln und in anderen Körperteilen Stoffe erzeugt werden, die für die Bildung der Geschlechtsprodukte Verwendung finden, so ist es doch eine der modernen Anatomie und Embryologie ganz widerstreitende Behauptung, daß „diese frei werdenden Stoffe in den Geschlechtsorganen wieder zusammengefügt werden, bezw. innerhalb derselben ihre morphologische Gestaltung in Eizellen und Samenzellen erfahren". Bei diesen Stoffen kann es sich in Wirklichkeit nur um den Ernährungs-Aufbau schon embryologisch vorhandener und sich teilender Zellen handeln; aber daß diese Stoffe sich selbst zu Keimzellen zusammenfügen sollen, ist eine ganz ungeheuerliche Annahme.

Ebenso unbegründet ist der Einwand, daß für die von Weismann behauptete Kontinuität des Keimplasmas noch kein Beweis erbracht worden sei. Alsberg scheint die einschlägigen Veröffentlichungen nicht zu kennen.

Schließlich ist der Gedanke, daß ohne Vererbung erworbener Eigenschaften die gesamte menschliche Kultur kaum denkbar sei, ganz unbegründet. Alsberg hat ganz vergessen, daß ein gewisser Darwin einmal die Züchtung der Rassen durch natürliche Auslese zum mindesten sehr wahrscheinlich gemacht hat. Ueberdies besteht in der Kulturgeschichte gar keine organische Kontinuität, derart, daß eine Vererbung erworbener Eigenschaften möglich sei. Ricimer und Theoderich sind ebenso begabte Staatsmänner gewesen wie Bismarck und Friedrich der Große und lebten doch 1500 Jahre vor ihnen; die heutigen germanischen Kinder sind sicherlich im Durchschnitt nicht klüger als die vor 1000 oder 2000 Jahren; die am höchsten begabte Rasse der Griechen hat keine Nachkommen hinterlassen; gerade die Genies haben meistens keine Kinder, die begabten Schichten sterben nach einigen Generationen aus, und überhaupt widersprechen die wirklichen Tatsachen der geistigen Vererbung beim Menschen dem Lamarckismus ganz und gar. Der physiologische Prozeß, welcher der Kulturgeschichte zugrunde liegt, ist ein ganz anderer, und auf jeden Fall spielen in ihnen die natürliche, soziale und sexuale Auslese, sowie Inzucht und Kreuzung eine viel größere Rolle als die angebliche Vererbung erworbener Eigenschaften.

Dr. R. F. Stieler.

H. Pudor, Bisexualität, Untersuchungen über die allgemeine Doppelgeschlechtlichkeit der Menschen. Berlin-Steglitz 1906, H. Pudor Verlag.

Vor etwa einem Jahr erschien ein Buch von W. Fließ, „Der Ablauf des Lebens" betitelt, das die Periodizität aller Lebensvorgänge und die andauernde Doppelgeschlechtlichkeit der Lebewesen darzulegen suchte. Das Buch hat in der Folge allerhand Prioritätsstreitigkeiten veranlaßt (Weininger, Swoboda), in die nun auch H. Pudor eingreift, um darzutun, daß er schon vor Fließ die angegebenen Ideen veröffentlicht habe, und daß diese selbst noch viel älter seien. In dem ersten Abschnitt setzt der Autor auseinander, daß er in der Tat schon im Anfang der neunziger Jahre Aehnliches geäußert und begründet hat. Zum Beweis seiner Priorität und Selbständigkeit werden einige Aufsätze mitgeteilt, unter denen der bedeutsamste der in dieser Zeitschrift (I, 640) erschienene über „Männliches und weibliches Empfinden in der Kunst" zu sein scheint und der interessante sexual-psychologische Probleme behandelt. Dr. Gerwing.

Eingegangene Bücher.

(8° Format und broschiert, wo nicht anders vermerkt.)

Die Herren Mitarbeiter belieben unter den nachstehend verzeichneten Werken zu wählen und Anträge auf Ueberweisung von Rezensionsmaterial an die Redaktion zu richten.

Brooks Adams, Das Gesetz der Zivilisation und des Verfalls. XXXII und 440 S. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag.

Cohen, H., Kommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Band 113 der Philosophischen Bibliothek. Leipzig 1907, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 2 Mk.

Epiktet, Unterredungen. Deutsch von Grabisch. 157 S. Jena, Diederichs. 3 Mk. — Ders., Handbüchlein der Moral. 76 S. Ebenda. 2 Mk.

Florenz, Geschichte der japanischen Literatur. X und 642 S. Leipzig, Amelang. 7,50 Mk.

Freimann, Entstehung und Verhütung der Glatze. 82 S. Leipzig, Karl Leutze. 2 Mk.

Freimark, Der Sinn des Uranismus. 44 S. Leipzig, Rudolf Uhlig. 1 Mk.

Hume, Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand. Band 35 der Philosophischen Bibliothek. 6. Aufl. Herausgegeben von Prof. Raoul Richter. Leipzig 1907. Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 2,40 Mk.

Pater, W., Die Renaissance. 2. Aufl., 296 S. Jena, Diederichs. 6 Mk.

Schäffle, Abriß der Soziologie. XVI und 252 S. Tübingen, Laupp. 4 Mk,

Schmidt, Alfr., Niccolò Machiavelli und die allgemeine Staatslehre der Gegenwart. (Freiburg. Abhandlungen a. d. Gebiet des öffentl. Rechts XI). 106 S. Karlsruhe, Braun. 2,40 Mk.

Schneider, Herm., Kultur und Denken der alten Aegypter. XXXVI und 564 S. Leipzig, Voigtländer. 12,50 Mk.

Westermarck, Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe. Band 1. IV und 632 S. Leipzig, Werner Klinkhardt. 11 Mk.

Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. 4. Aufl. XIV und 552 S. Hamburg, Voß. 12 Mk.

Bücher der Weisheit und Schönheit, herausgegeben von J. E. Frhr. von Grotthuß: v. Baer, Dante, Gobineau, Lucian, Plato. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Jeder Band geb. 2,50 Mk.

Zeitschrift für den Ausbau der Entwicklungslehre, herausgegeben von R. H. Francé, München. I. Jahrg., Heft 1 und 2. Stuttgart, Kosmos-Verlag.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach (Aufsätze und Besprechungen); Dr. phil. Koch-Hesse in Greifswald (Berichte und Notizen).

Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.

Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VI. 4. 1907.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Kaukasische Zusammenhänge.

Dr. Albrecht Wirth.

(Schluß.)

Die Saken haben den Gelehrten schon Ströme von Schweiß gekostet. Sie gelten jetzt allgemein als Arier. Es heißt in ein Wespennest stechen, wenn man sie für Turanier erklärt. Ich kümmere mich hier nicht um spätere Arisierung oder Semitisierung, auch nicht um Türkisierung und Finnisierung, sondern lediglich um die Urschicht. Die ist aber kasisch. Die Skythen, sagt Plinius, nennen die Maeotis „die Mutter des Meeres", temerinda d. i. temerin „des Meeres" mit dem gen. in, der jetzt noch regulärer türkischer Genitiv ist, und da Mutter, wozu georg. dada zu vergleichen wäre. temir = türk. tengir. Ozean des Himmels wie der Erden. Der Kaukasus heißt skythisch Graucasus. Es wird den Herren Indogermanisten hart ankommen, dies arisch zu erklären — oder vielmehr leicht, denn where there is a will, there is a way. Allein derartige Doppelungsformen sind turanisch, nicht arisch. Das skythische dan in Tanais und Danubius ist auch in Jordan und Eridanus, also nicht arisch und in aller Ewigkeit nicht iranisch. Es ist kasisch, wie aus georgisch m-din-ari fließend, Fluß hervorgeht. Der Fluß *Συργις*, der in die Mäotis fällt, = Visurgis, wo ebensowenig arische Spuren. *Ὀαρος* ist vollends = awar. und hunnisch var Fluß. Porata, Prut = Euphrat. Der Agrianes am Bosporus = *Αγριανοι*, Egre, Mingrelien mit lokat. m wie in Mermodon, Magog und vielleicht den pontischen Machelonen. Der *Λυκος* von den Lykiern. Von skythischen Personennamen ist *Σαυλιος* schwerlich indogermanisch. Der Taurier *Θοας* = *Θοανες*, wie bei Dionys. Perieg. die Swanen heißen. Inschriftlich kommt Mastarna auf der Krim vor, also ein Etrusker. Tomyris, die Massagetin = Tamara, berühmte Königin der Georgier im 12. Jahrhundert n. Chr. = *Ταμυρας*, Fluß in Phönizien = Tamara, Fluß in Galaecien. Die Namen mit sapak Hund sollen eranisch sein, aber der Hund ist šip im Jenisseiischen; also ist persisch sab, russisch sobak altes kasisches Wort. Odrys = kret. *ὄθρυς* Berg = kasisch taur. Das b in Danubius ist kasisches Suffix, das irgend eine Oertlichkeit, Stadt wie Fluß und Land anzeigt. So bei den Städten Ellip, Borsip, Danip (in Nordsyrien), Geno-va, Cordu-ba, bei den Flüssen Liach-wa, Arag-wa, Em-ba, Mosk-wa, bei dem hinterindischen Lande Kamarup. Allgemein tibetisch ist po ortsanzeigend. Das str

in Dnjestr ist tscherkessisch str groß, daher auch der galizische Fluß Stri. Istros auf Kreta. Der Urkönig der Skythen heißt *Ταργιταος*, etwa „der Himmlische“. Tomaschek meinte: zendisch tighratava, pfeilkräftig. Credat Judaeus Apella! Ein Aware heißt nämlich auch Targitios. Saken könnte durch chaldisch sach Sonne erklärt werden. Jakutisch ist soko „Mensch“. Die Gottheiten der Skythen sind eine harte Nuß. Tabiti, *ἑστια*, lebt jedoch im abchas. Tleps, Feuergott, noch fort. *Παπαιος*, Zeus erinnert an kasisch = mittelkleinasiatisch Papa; *Ἀπια*, Erde, bleibt rätselhaft, Artimpasa, Aphrodite, etwa die „Herrin des Glücks“ (karisch mas Herr, kretisch *παστης*, wogegen ertim in Türksprachen). *Θαμι-μασαδας*, Poseidon, des Meeres, tamir, Herr. Vergl. den Skythen *Ὀκτα-μασαδης* und krimskythisch-etruskisch Mastara, Mastarna. Persisch Mazda kann so gut von Masadas kommen, wie Ahura vom sumerischen asura.

Den Skythen benachbart waren die Jazyg von Ungarn = Adige, wie sich die Tscherkessen selbst nennen = *Σιγυννοι* = *Σιζυγες* = *Ζιγχοι*. Die tscherkessischen Namen, wo stür groß vorkommt, als da sind die Flüsse Dnjestr, Str in Wolhynien, Stri in Galizien, Styria, Steiermark, schlagen eine Brücke bis in die Alpenländer.

Die Osseten, As, georg. Ows = Owson, Wusun chines. Quellen — wohnen am Issyk-kul, von wo sie westwärts gedrängt werden — = Ors (vergl. englisch very, vevy) = Ros = avarisch roč Mann, bei den Klassikern Alanen = finnisch alain, alaiset Leute, kaukasisch nur noch im Pluralsuffix ali, eli. Schweifen von der Kirgisensteppe bis zur Donau, machen in hellenistischer Zeit Fahrten bis Indien, in germanischer bis Spanien und Tunis. Alanische Stämme: Alan-orsi oder Ros-alanen; vielleicht davon verschieden Rox-alanen = Rogast, die Hermanarich besiegte = Lakzi, Lesgier.

Der Hauptgott der Osseten war Kirki, Herakles, wohl heros ep. der Xkirie[1]) = Kirk, Kark, Kilikier, Karer, Kolcher. Tschechisch Kerkonosch Riesengebirge, vielleicht Gebirge des Gottes Kirki. Herakles selbst mag eine griechische Form von Kirki sein. Bei der Befreiung des Prometheus, der am Elburz heimatberechtigt ist — ipr mat Herr der Erde? — wird die Herakles-sage kaukasisch. Die Titanen = Dedanim, Dodona, albanesischer Stamm Atitanes und die Giganten = Gog, Gogarene, = Gegen, ein albanesischer Hauptstamm; die Abir = Riesen im Somali; die Sporim, Riesen im kleinruss. = skyth. Spalaei = Saparda; die russischen Obri, Riesen = Awaren; wahrscheinlich auch die Amri, Riesen der Araber = Amoriter, die Thursen, Riesen, der Edda = Rusen, Ros, sind ebenfalls alle Kas.

Die Osseten sind ein Paradegaul der Indogermanisten, ein willkommener Beweis dafür, daß Eranisch bis weit zur Wolga hin im Schwange war. Nun, die eranische Nordmark am Terek wurde erst nach Christo eingerichtet. Außerdem ist ein deutlicher kasischer Bestandteil noch heute bei den Osseten. Der beste Kenner des Volkes, Pfaff, geht alle einzelnen Familien der Osseten durch und findet in dieser tscherkessischen, in jener unverkennbaren tschetschenischen Typ. Ueberhaupt ist die Arisierung der Osseten nur unvollkommen durch-

---

[1]) So heißt der Ossete auf tschetschenisch: auf hyrkanisch heißt der Avare Kχarakan.

geführt. Die ursprüngliche tscherkessische Rasse blickt besonders bei den Digor noch überall durch. Bon Tag, us Gattin, χor Sonne, boχ Pferd, ieχ Eis, tarchon Speise, san Wein, afsimat Bruder, dsalss Volk. dsuar = lares, fiterdö Festung (Viterbo?), lag Mensch sind keine arischen Wörter. Boχ z. B. ist das baskische bigorra.

Der ursprüngliche nichtarische Charakter der As ergibt sich auch aus dem Zahlensystem, wo $100 = 5 \times 20$ ist.

Die kaukasischen Stämme waren nicht immer in den heutigen Sitzen. Das leuchtet ohne weiteres ein. Einige Stämme waren überhaupt noch nicht im Kaukasus. Die ältesten Gräber zeigen, wie mir Dr. Richard Schmidt in Tiflis sagte, durchgängig Dolichocephalie, während doch jetzt Brachycephalie vorherrscht. Andere Stämme saßen wohl in anderen Gegenden; die meisten aber waren weiter verbreitet als heute. So heißt udisch abasak Räuber; also waren die Apsech noch weiter östlich oder aber die Udiner, die für die Enkel der Albaner gelten, weiter westlich. Georgisch kalaki Stadt weist bis Chalkis und Chalkidike. Da die Armenier ossetisch Solixag und die Lesghier schetschenisch Soli heißen, so läßt sich vermuten, daß früher die Lesghier bis Armenien wohnten. Die Alazon oder Lasen wohnen bei Herodot nördlich der Skythen, etwa nach Kiew zu, und las heißt im östlichsten Kaukasus, bei den Laken, der Mensch.

Alles dies weist auf große Wanderungen hin. Ohnehin ist es ja kindlich zu glauben, Tibet sei das Urland der Tibeter oder England der Angeln, Frankreich der Franken, Japan der Japaner. Der Kaukasus ist nur die Zufluchtstätte, die letzte Heimat der Kaukasier. Auch lassen sich viele Wanderungen sehr wohl außerhalb anthropologischer Schlüsse erfassen, nämlich aus der bestimmten Ueberlieferung der Literatur. Ich stelle der Uebersichtlichkeit halber die Völker zusammen, die aus dem Osten, d. i. allen Gegenden zwischen Ob und Mittelmeer nach Westen zogen. Ich rechne dazu

a) prähistorische Wanderungen: 1. Pelasger, 2. Philister, 3. Iberer und Basken, 4. Sizilier, 5. Ligurer oder Liburnier, 6. Umbern, 7. Albanier, 8. Etrusker, 9. Raetier, 10. Veneter, 11. Karer, 12. Berber, 13. Iazyger, 14. Sardinier, 15. Briten, 16. Tabar oder Tibarener, 17. Ros und Raks, 18. Bruch (Briganten, Burgunder), 19. Dardaner, 20. Manäer = *μνῴα* auf Kreta, 21. allerlei kleinere Stämme: Thusch, Rutuler, Agula, Akuscha, Motyener, Kmeten, Solymer, Sigynner, *Χάονες*, Kineten;

b) seit etwa der Zeit Christi: 22. Sarmaten, 23. Alanen, 24. Bulgaren, 25. Chazaren, 26. Avaren, 27. Kabarden, 28. Ungarn, 29. Komanen, 30. Petschenegen (nach Lopatinski = tscherk. petš Schnurrbart + nax Leute, 31. Tschechen, 32. Lechen, 33. Komanen, 34. Polowzer, 35. Kosaken, 36. Osmanen.

Hunnen und Mongolen rechne ich nicht mit, da sie weiter östlich ihre Heimat hatten.

Die zahlreichen Westwanderungen liefern eine Erklärung zu vielen westöstlichen Sprachgleichheiten.

Monomanie ist unter Gelehrten nichts Seltenes. Schon Schiller spricht vom kalten Fieber der Graecomanie. Einst mußten die Hebräer für alles herhalten. Die Dänen mußten, ich glaube bei Saxo Grammaticus, Nachfahren Dans, des Sohnes Jakobs sein. Hierauf kam der Sanskrit- und Inder-Rummel. Dann begeisterte man sich für die

Phönizier. Alfred von Gutschmid, der an Gelehrsamkeit wie an Scharfsinn alle seine Fachgenossen überragte, Mommsen nicht ausgeschlossen, sagte: Movers gründete phönizische Reunionskammern. Jetzt sind, seit reichlich vierzig Jahren, wieder die Arier Trumpf, seit zehn die Germanen. Und auch wieder, wie bei Chamberlain, die Inder; diesmal philosophisch, da es linguistisch nicht mehr angeht. Mit Freuden ist festzustellen, daß nicht immer Chauvinismus im Spiel. Der Madjar Munkacsy findet ein Vergnügen darin, unzweifelhaft turanische Wurzeln aus dem Arischen abzuleiten; typische Germanen wie Thomsen, Dirr, Trombetti erwärmen sich für kasische Ursprünge. Sehr möglich, daß auch ich zu viel Kas sehe, allein es muß einmal energisch auf die unarischen Elemente im Arischen hingewiesen werden. Wie man in der Astronomie erst weiter kam, nachdem die Bewegung der Sonne und des ganzen Sonnensystems, nachdem der bestimmende Einfluß von außerhalb des Systems anerkannt war: so kann Völkerkunde und Geschichte erst fortschreiten, wenn sie die selbstgenügsame Fortbewegung und die unfruchtbare Selbstbespiegelung des Ariertums überwunden hat.

Sind Munkacsys Herleitungen, wie madj. ur aus ahura, sat aus sieben, ungeheuerlich und unmöglich, so ist sogar bei Hommel, der erfolgreich wie keiner den Alarodiern das Wort geredet hat, so manche arische Etymologie eine Katze, die sich in den Schwanz beißt, eine petitio principii. Das gilt namentlich von skythischen, der gangbaren Ansicht nach iranischen Lehnwörtern, die in turanische Sprachen geraten seien. Die Sache liegt vielmehr so, daß die Eranier und auch die Kimmerier schon stark kasischen Einflüssen erlegen waren. Cyrus = Cyrus, Kur, georgischer Fluß und Kambyses, Kabudscha = Kambyses, lesgischer Fluß = Kambodscha, Landschaft im Hindukusch und Reich in Hinterindien, das von Turaniern bewohnt war und ist: — über diese unumstößlichen Gleichungen kommt kein Etymologe und Eranist der Welt hinaus. Oder hätte jemand die Stirn, zu behaupten, daß der Fluß Cyrus von Eraniern benannt sei? Ich verweise solch kühnen Degen auf die Zusammenstellung weiter unten, derzufolge kur, gur als ein gemeinturanisches Wort für Fluß, bis nach Ostsibirien zu gelten hat. Hommel bringt es fertig, den eranischen Ursprung der Kimmerier durch die Eigennamen Teušpa und Tugdammi glaubhaft machen zu wollen, derselbe Hommel, der uns so eingehend über den Kasgott Tesup belehrt hat und der vom Kilikier, also Kasier Takkar-dimme spricht, wo dasselbe Schlußwort wie in Tug-dammi. Die Kimmerier mögen Eranier sein und sind gewiß Arier, aber einen Teil ihrer Namen haben sie offenbar von fremden Kulturvölkern entlehnt, genau wie wir Deutsche unsern August, Michel und Theodor. Auch die Hommelsche Ableitung von gemein-altaiisch ertem Verdienst, Tugend aus dem Er. halte ich für höchst unsicher; denn baskisch ist arritu bezaubern, malaiisch sind alitu Geister, Götter, wie er. ind. rtu, *ἀρχαιοι*, deren Fähigkeit und Verdienst dann als artama gepriesen wird. Es ist nun keine Frage, daß die Wurzeln des Baskischen und Malaiischen älter als das Eranische und überhaupt das Arische sind, denn die Drawida waren vor den Hindu, die Alarodier vor den Eraniern, die Basken vor den Kelten im Lande. Das gilt weiter von den mystischen Einflüssen der Arier in Sumir und Elam. Hommel meint, sumerisch

barsa Eisen komme von ferrum, lit. geltzo. Wirklich? heißt nicht Eisen im Swanischen, einer der ältesten Sprachen des Kaukasus, berež, im Berber wezzal, im Ahaggar uzel, im Schilla wezzil? Warum soll das lateinische Wort älter als das kasische sein? Ist nicht Sumerisch au bas mot dritthalb Jahrtausende älter als Latein? Daher auch Trombetti[1]) ferrum aus Hebr. barzel ableitet. Ferner: Kassitisch mali gehe auf eranisch mard zurück. Welcher Saltomortale! Seit wann sind Eranier nach Altjapan gekommen? dort ist maru Mann. Aehnlich steht es mit fast allen skythischen Wörtern, die auch Hommel als missing links zwischen Eranisch und Turanisch verwendet. Madj. isten komme von yazates. Allein es gibt eine tibetische Gottheit Dokin-isten. Wie ein Reichgewordener Summen für Wohltätigkeit, den Neid zu versöhnen, so gibt Fritz Hommel einige turanische Wörter dem Grimm der Indogermanisten preis.

Ein auffallendes Beispiel von der herrschenden Krankheit gibt der große Nansen. In seinem bewundernswürdigen Werke „Auf Schneeschuhen durch Grönland" gibt er eine sorgfältige Zusammenstellung der Nachrichten über den Skilauf seit Jahrtausenden. Er stellt ausdrücklich selbst fest, daß der Schneeschuh von den Turaniern erfunden ist. Er weist selbst den Ausdruck suki, soko von Lappland bis zu den Tungusen nach. Trotzdem erklärt er Ski für ein germanisches Wort. Aehnlich wird allgemein ossetisch hut von unserm Hut abgeleitet, aber die Kopfbedeckung heißt nicht nur im benachbarten Tschetschenisch ku, sondern auch georgisch khudi, kat im Koreanischen, wo doch der entschlossenste Deutschtümler keine germanischen Einflüsse wittern möchte. Oder das bekannte madjarische ur Herr soll von dem persischen Gott Ahura stammen. Das ist sachlich durchaus möglich, allein die Vettern von ur heißen in vervollständigter Reihe:

türkisch: er, iši;
finnisch[2]): jös, aiset;
ungarisch: ur;
tschetschen.: ir;
awarisch: ros;
finnisch: uros;
lakisch[2]): aran;
ostjakisch: ur Herr, Eidam;
jakutisch: kis;
awarisch[2]): tši;

Ainu: guru;
jap.[2]): hito, bito;
georg.: Herr baton;[4])
tibet.: (po), mi;
ossetisch: moi;
baskisch[2]): gison;
koreanisch: katjan;
Andi: kunt;
georg.: kaz;
swan.: tšaš, gwaš;

ungarisch: fer;
kaukas.: mar, more, mural;
syrjänisch und mordwinisch: mard;[3])
japan.: maru;
spanisch: varon;
armenisch[4]): paron, Herr;
syrjänisch: verös.

Dazu Fulbe gor-ko: Mann; worbe Männer.

Also umgekehrt wird ein Schuh draus. Viel eher ist Ahura aus assyrisch und sumerisch asur Mondgott entstanden, wie ja auch wir Germanen eine semitische Religion angenommen haben. Aehnlich müssen wir sehr oft frühere Ableitungen einfach umkehren, um der Wahrheit näher zu kommen. Ich bedauere es, den Leser derart

---

[1]) Lettera II, 150.
[2]) Bedeutet „Mensch".
[3]) Bisher aus iranisch mard erklärt.
[4]) Bisher von patronus abgeleitet!

durch philologische Spießruten und dornige Klüfte treiben zu müssen, aber er muß bemerken, daß eine ganze Weltanschauung hier in Frage ist. Daher sei es gestattet, noch ein Beispiel zur Zerstörung des Phantomes weiter auszuspinnen, weil damit wiederum ein grelles Schlaglicht auf bisherige Methoden geworfen wird. Ich lege um so mehr Wert auf das Beispiel, weil gerade meine Methode öfters bemängelt wird. Wilser hat an verschiedenen Stellen germanische Einflüsse im Baskischen behauptet. Die sind höchst wahrscheinlich, da ja die Gothen in den Pyrenäen geherrscht haben. Im Verlauf seiner Beweisführung bemerkt nun Wilser, daß der Name der Basken selbst entlehnt sei, denn vacse sei germanisch der Held. Das heißt wahrhaftig, das Pferd am Schwanz aufzäumen. Völkernamen werden im Gegenteil in benachbarten Sprachen zu einem Eigenschaftsbegriff, bald einem lobenden, bald einem tadelnden: Zigeuner = Vagabund; Ugri = ogre (Ungeheuer); Bulgare = bougre, engl. bugger; Sklabenos = Sklave; Kosak (Tscherkeß) = schweifender Krieger; Abasak = Räuber; Kurd (Georgisch) = Dieb; Lag, Lai = Diener, Sklave; Litauer, Letten = Liten (germanisch) der Hörige; Kabar = (türkisch) Aufrührer; Grec = Falschspieler im Pariser Argot; Gog = Riese in der Bibel; Avare = obri Riese im Russischen; Dake = docho Riese, tuschetisch; Spalaei = sporim Riesen, kleinrussisch; Etrusker = Thursen in der Edda; Jas = jätte, Jötune; Amoriter = amri (arabisch) Riese; Berber = abir (Somali) Riese; Leleger = *Λελιοι*, Zwerge; Berber = Barbar; Wisigoth und Wandale = Unhold, Barbar; alter Schwede = Kumpan; Kafir = Kaffer. Weil also die Basken auf die ältesten Germanen großen Eindruck machten, erschienen ihnen die vasce als Recken, ebenso die Kelten als Helden, die Hunnen als Hünen. Mithin beweist vasce baskische Einflüsse bei den Germanen, nicht umgekehrt.

Ich möchte nun nach Fickscher Methode einen Teilbeweis für meine These durch die Wanderungen der Ortsnamen führen. Für Irrtümer ist hier besonders Tür und Tor offen. Noch in historischer Zeit sind so oft Ortsnamen und so stark, bis zur Unkenntlichkeit, umgestaltet worden, daß es Wagemutes bedarf, ohne archivalische und sonstige Spezialstudien einen heutigen Namen zur Grundlage von häufig weitgehenden Hypothesen zu nehmen. Wer nicht die Zeit und Lust zu solchen mühsamen Studien hat, muß eben das Risiko der Entgleisungen tragen.

Zu den Alpen verglich Dirr tschetsch. lam Berg; es stellt sich ferner dazu Alpenos in Lokris, Alpion in Lakonien, Alponos ein makedon. Berg. Ferner Olympos, *Ὀλυμος* in Karien (F. 127) = Elam, *Ἐλυμαις*. baura Haus in *Ἐφυρα*, dann span., gall., brit. Ebura, der röm. Subura, *Συβαρις* (vergl. Suessa, Stadt der Su), bruch, burg, das ein spezielles Ibererwort scheint = bask. bruch = phöniz. *βυρσα* = kelt. briga = osset. bru in span. Lango-briga (Lemgo?), Toro-briga, Tola-briga in *Τευτο βουργιον*[1]) in Ungarn, *Πυργος* (Homer) im Peloponnes, in Perge, Pergamon, türkisch Bergama = Bergamo in Oberitalien. Gerade bei Pergamon ist ja der Burgcharakter sehr auffällig, weniger bei dem schaf- und käseberühmten Bergamo, doch liegt die Identität des Namens wohl klar zutage. Ich gleiche weiter Argos = Arag-wa (Araxes)

---

[1]) Ptol. Ich folge hier mündlichen Mitt. Dr. Hammerans, der schon längst burg für turanisch hielt. Teuta ist eine Königin der Illyrier um 230 v. Chr.

= Ἀραξης, in Elis und Ἀραξης in Thessalien = Aragon in Spanien = Argence in der Provence = Argentoratum, Straßburg. Ein alter Name Italiens war Argessa. Ακραγας, Agrigent = kleinas. krag Fels = engl. crag, steile Bergkoppe. Lord Byron singt von the castled crag of Drachenfels. Maras (mis), Chwaresmien am Aralsee = Marasch im östlichen Kleinasien = Martu, Syrien, und Amoriter = Ἰμμαραδος und Marathon in Attika. Iberus im Ostkaukasus (Plin.) = Hebrus am Balkan = Ebro; alles von Iber. Der Don wandert von Don, Donez, Dnjepr, Dnjestr zur Donau, Dwina, Düna. Georgisch ist m-din-are der Fließende, der Fluß; don Wasser = avarisch šin Wasser, son, Meer. Der Mittellaut ist auch in θαλασσα, dessen Endlaut karisch. tul Wasser = sul, sil. In der Tat bedeutet im Kadschuna (Dardistan) tšil, sil Wasser. Daher die Sill am Brenner und am Venediger, die Suhl in Thüringen, daher Iser in Böhmen, ferner die Wonne der Brauer, die Isar, die Isère und die Issel. dor in Dyriodoris (Terek), Τυρης, südrussischem Nebenfluß der Donau, Tula, Vis-tula — O-dera, Dora Baltea, Adur, Durio. Urverwandt ist dor, tula mit θαλασσα ebensowohl wie mit tibet. dalai, Ozean. Das baskische ur Wasser in Visurgis, vergl. den skythischen) Συργις, die altdeutsch Wir-aha, Wasser der Wir? (Iber, Basken?) heißt; an Wirbelwasser oder whiz, schäumen, wird man bei der harmlosen Weser kaum denken, obwohl nicht unmöglich. Urbino, „zwischen zwei Flüssen“ (Pott). Identisch damit jenisseiisch ur Wasser, in Ir-bit, Ir-tisch, Ir-kut, I-schim. amnis Fluß in kret. Ἀμνισος, in Garumna, in Ems, in Holtminna. Indisch Jamuna? sehr deutlich im pers. Δαργαμανις, weil Dardscha (Hommel 209) ein anderer Name desselben, kanalisierten, Gewässers. Vielleicht auch in Maeotis, Mutter (georgisch da) der Gewässer, skythisch temerinda, Mutter des Meeres. Ferner in Skamander und Maeander. Also ein kasisches Wort. Das awarische var Fluß = tungusisch bera = Bera, Wolga bei Gorionides = mera in Cremera, Himera = per in Wupper = malaiisch bato = Hunni-var (Wolga) = Varustana, Βορυσθενης (bisher immer iranisch erklärt) zusammengesetzt aus var + tscherk. str groß = „skythisch“ Πορατα, hellenisch Πυρετος, Pruth = chaldisch Purata, Phrat, Euphrat, wobei eu das bekannte, allgegenwärtige Präfix (Artikel?) der Kas bei Völker- und Ländernamen z. B. Europa, Eurotas. var = madj. vis = jap. mids = kor. mul = mong. muren = Amur = Mur und Murz = Murg = Μαργος, Murg-ab. Weiter ist var, muren = jap. nari = Narym am Issykkul = Nary-don in Ossetien = Narde? (Flüssigkeit) = Νεῖλος = νερο, neugriech., Wasser = nor, tibetisch, See = finnisch norowa, wovon Narva = holstisch nor, Fjord = Nehrung = Njördr, skand. Gott des Meeres = Mahr? (Flußnixe? Sumpfgeist?) = Norge? (Seenland?) = Noricum? = tschetsch. xort Meer = abch. xer Meer = ostkauk. orju = Orcus? gur Fluß in Ingur = türk. göl, köl, kul Fluß, See, Mtquari = Kur, Cyrus Köröš (Krösus?), skythisch Ὑπα-κυρις = goda in Ingoda = armen. ged Fluß, tung. jap. gata in Nigata = καδνος in Καλυκαδνος, Engadin[1]) = κασος in kret. Βεν κασος = gara, gari in Angara; Sungari = Σαγγαριος = Gun = gun in Argun = Orkhon (ar — Eridanus? — schnell, wie in

[1]) Wörtlich der „Inn-fluß“. Das in bei Inn, Oenus, Ingur, Angara und Ankogel, einem vergletscherten Berge zwischen Gastein und Pustertal (Hannoverer Hütte) mag „weiß“ bedeuten. Die Angara ist außerordentlich hell und klar.

Ardon[1]), ἀργος, ἀρτι, = jap. gawa, kawa Fluß = Gum im Südkaukasus = gup in *Αἰ-γυπτος*, der bekanntlich ein Fluß ist und dann erst Land bezeichnet.

Wie bei uns Strom, Fluß, Ache, Bach, Tobel, wie Sumpf, Tümpel, Lache, Bruch, Moor, Venne, so gibt es auch bei den Kas verschiedene Wörter für Fluß, ohne daß wir deshalb tiefgehende Rassenverschiedenheiten annehmen müßten. Der Ausdrücke für Wasser sind allerdings beängstigend viele, man muß jedoch bedenken, daß im Naturzustande der Mensch gerade für das Nötige, Alltägliche eine Menge Wörter hat. Die Araber haben hunderte von Wörtern für das Pferd. Der Japaner benennt den Reis anders, wenn er auf dem Felde und wenn er auf der Tafel ist, jeder Nomade die süße und die saure Milch anders. Der Engländer hat noch eine besondere Bezeichnung für einen Fluß, der in der Trockenzeit versagt: creek.

Doch zurück zu den Ortsnamen. Es tut mir leid, daß ich da alles so kurz und trocken behandeln muß, aber ich darf versprechen, daß in jedem kleinen Absatz irgend eine Neuigkeit enthalten ist. Allerdings sind andererseits einige Wiederholungen nicht ganz zu vermeiden.

Orontes = Eurotas (= Alutas, nördlich vom Kaukasus, Aluta, Nebenfluß der Donau), = Aaron? = Aruns ein Etrusker, span. Aranda. Rhein = Rion in Abchasien und Tirol = *῾Ριανος* auf Kreta = Arñna (Xanthos) = Arno in Italien. Elburz, höchste Spitze des Kaukasus = Elbrus, südöstl. vom Kaspisee, vom Gott Labras mit der Doppelaxt. Der Elburz hat einen Doppelgipfel. Tetnuld = Tatra = Titlis = Tödi, von georgisch tethri weiß, vergl. auch im Dido thlad Berg. Similaun im Stubai = abch. šible, Donnergott. Ein abchasischer König der Byzantinerzeit hieß Tsibilun. Rigi = Rigais (Geißlergruppe der Grödner Dolomiten) = Riga, dessen Burg auf einem Hügel = Rhegium an der Meerenge von Messina. Säntis = hyrkanisch sunto Berg, Pala (Dolomiten) = baskisch pala Fels, was zu jenen steilen, schier unbezwinglichen Türmen vortrefflich paßt. Boë in der Sellagruppe, Piz Buin = Boe, Königin der Ogor in der Zeit Attilas; wohl irgend eine Gottheit. Mendel = baskisch mende Berg + il Stadt. Zermatt = bask. und samojed. zuria weiß. Patara, chaldisch und im Avesta (mataran) Stadt = Patras im Peloponnes = Matrei südlich vom Venediger und am Brenner = indisch. Madura? = Madeira? tra = semitisch dār in Darfur = türk. dar, jär, lar Erde, bask. lar = lat. tellus, terra = mal. tana; in Gujara-tra, Ere-tria, Oeno-tria. lares Erdgeister? Ravenna = Arbon am Bodensee = lykischer Eigenname *Ἀρβιννα*. Ilios = bask. iri Stadt. *Εριμανθος* = geog. mtha Berg.

Eine reiche Ernte bieten die Ortsnamen der Alpen, besonders der raetisch-ladinischen Gegenden. Steub war schon der Ansicht vor einem halben Jahrhundert, daß die Namen mit kleinasiatischen zusammenhingen. Alasina stellt sich zu dem Gefilde Alesion in Kilikien, zu Alesia Zypern, zum elischen *Ἀλεισιον* oder *Ἀλασυον* und zur gallischen Stadt Alesia, endlich zu Allesio in Illyrien und zu Allalia auf Korsika. Aldein = Altheimenis, Gau auf Kreta oder besser wohl = Altinum im mittleren Potale = Altena, Altona = Latinum. Antest = Antissa auf Lesbos und Kloster Andechs = Andi (Anten) im Ostkaukasus. Arunda = Aranda in

[1]) Lopatinski mündlich.

Spanien = Aruns, Etrusker = Orontes in Syrien. (?) Aquilo = Aquileja = Agylla, wie vor Alters das etruskische Caere hieß = Agula, Volk des Kaukasus. Ardetz = Ardea = Ἀρδηττος, Fels in Attika = Ardista-ma in Kappadokien. Brialono = Brilēttos in Attika. Brione = Briula in Lydien = Personennamen Brion, Briand, Bryan. Bulsana (Bozen) = Bolsena in Toscana = Bolissos auf Chios. Toblino (Toblach) = Tubal-Kain = Tapur oder Tibarener = Tabarz. Bletsch = Brēssa auf Lesbos. Kartheis, Gardūs, Gröden = Garda = Certosa = Karthuli = Gordyene = Gortyn auf Kreta, Gortys in Arkadien = Cortona = Cordoba. Kobernaus = Kapernaum = Kybernata, Präfekt (hethitisch), was als Steuermann ins Griechische überging, und als gubernare, herrschen, ins Lateinische. Kukullus, spitziges Felsenhorn = finnisch Kaukala, Hügel. Gastein = Kastnion-Gebirge in Pamphylien = Kastalia = Kastolos (Fick 79) = Kastilien. Man könnte bei Gastein auch Kaskaden vergleichen, und käme so wieder zu gad, Fluß, als gasos in manchen vorgriechischen Namen. Ladurns = Ladarma auf Rhodos. Santers = Sandan, thrakischer Fluß? Säntis = lakisch santu berg? Tagusens = Tajo = Tagaur im Ossetenland = Taygetos? Amras = Imbrasos, Imbros auf Samos und in Karien; Imbramos ist der karische Hermes. Velthurns = Volatērre. Ladaun = Ladōn in Elis; auch Ladē, Frau (lykisch) und Latona mag damit zusammenhängen. Poapin — Lurun = Erde — (lur baskisch Erde) des Poap. Boe, in der Sellagruppe = Boa, Ugurenkönigin am Aralsee = Boiai auf Kreta und in Lakonien; auch in Teleboas, im Boas der Bibel u. a. Trifail = Triballer = Trifels. Genauni = Genova[1] ≐ Geneva = Gnetes auf Rhodos = Kinetes (Herodot) in Südrußland = Kinetes in Südspanien. Gurina in Kärnten, Gorner Grat = Kyriner im Ostkaukasus oder Guren, einem georgischen Stamme. Anaunion = Anagni, von einer Rasse der Nani = lateinisch nanus, Zwerg; sonst Anar. Ein Pelasgerkönig hieß Nanas. Ramenur (= ur baskisch Wasser), Rumetsch, Ramitz, Rum hängt mit Ramnes und Rom zusammen. Tölz, Tolinse = Tolosa (Toulouse) = Toledo = Talas, ein „Versammlungsort" im Kirgisenlande. Casay und Casetōn sind zu den Kasvölkern im Kaukasus, den Kisten und Kassiten, zu Kasos in Kleinasien und im Archipel zu stellen. Ročewad = Ronceval? = Land (wadana keilschriftlich) der Roč (in Rox-alanen). Cloz = Clutschor-paß, südw. vom Elburz. Lavin = Loven = Lavinium = pelasgisch Lebēn. Ulten = Ultis, Fluß in Aquitanien = Ultinguren, hunnischer Stamm. Sporo, Spurnal = *Σίπυλος* und *Συπαληττος* in Attika. Mestria-go (vergl. Mastaura), Sedria-go haben ein Suffix wie Šubiaco, span. Lango, deutsch Lemgo. Velthurns = Volturnus; Süs = Suessa, Suessiones.

Alxna hat völlig georgische Bildung, z. B. georg. xalxni, Leute; Tarra im Kaukasus, in Lydien, auf Kreta (Fick). *Βεννα*, *Βηνη* auf Kreta, in Thrakien, bei Ephesos; thrak. *Βενναοιοι* (Fick) = Biaina, Wansee. Hl. Benno?, der unbekannt woher aus dem Osten kam, Bonn? *Πειγελασις* karisch, kretisch = Pegel bei Königsberg. *Κυδαρος*, Fluß bei Byzanz, *Κυδρα*, kret. lyd. Stadt; *Κεδρος*, kret. Berg = Kodros, Athener = Bach Kidron; *Κεδρος*, Wachholder. *Σουληνα*, Hafen auf

[1]) Einiges über die Suffixe: ba in Geneva, Cordoba und vielleicht Juva-vum ist südkaukasisches Stadtsuffix, z. B. Anapa, Sinope. Ebenso eti, aus Swanetien bekannt, in Corneto.

Kreta = Sulina, Donaumündung = Συλιονες, Illyrier = Salona = Soli in Isaurien = Selinunt = Soli, Lesgier auf Tschetschenisch. Ἀλιαρια, kret. Stadt = phokäisch Aleria. enna, aus Ardennen (vergl. Ardetz in Tyrol), Cevennen und Porsenna bekannt, in Partenna, Parten-kirchen. lug in Gana-lac, Batlogg, Baderlock, wohl auch in Vinde-lici (vergl. Vendels), vielleicht zu den ostkaukas. China-lug; lakisch loch-tschin Erde oder avarisch ruk Haus oder endlich avarisch rak Erde? Persill und Pertelf erinnert an Entella und die hethitischen Fürstentöchter auf —tilla. Abchasisch ist tula und zula Erde. Dagegen ist Sill = Fluß (tšil Wasser im Kadschu-na, Dardistan, slim Wasser avarisch); so die Sill am Brenner und am Nordhang der Tauern = Siehl = sir in Sir darya = Iser, Isar, Isère, Isar-cus. — Alles bloß Möglichkeiten, bei so undurchsichtigen Namen, wie den raetischen, kommt man schwer über Versuche hinaus.

Sill führt auf die Glossologie. Das alarodische Ταυρος Berg in Taurus und Tauern, in ladinisch starr (Eccardus); vielleicht auch in Styria. Gemeinkaukasisch kar Schnee — Graucasus = nive candidus nach Plinius — japanisch kori Eis = Kees, in alpinem Dialekte Gletscher. Lawine = tschetschen. law Schnee (Dirr). Das öde Kar (Steinfeld) = Thusch. χera, lakisch caru, baskisch harri Stein. Torf = türk. toprak Erde, finnisch turpaha Torf. Ostkauk. und südtibetisch kut Pferd = Kottn Pferd im Salzkammergut = gor in Gröden = gora in Kaschmir. calve gestorben hängt mit der etruskischen Todesgöttin Calu (vergl. Ἀχελωος und Αχερων), mit Kalvarienberg und möglicherweise dem Kalykadnos zusammen, der so tatsächlich zum Todesfluß wird. Die norddeutsche Kate, Köthe stammt nach der Behauptung bisheriger Kenner von finnisch katjan. Dänisch pöjke, schwedisch pige von finnisch pöjge, vergl. pög Sohn, in Kalewi-pög, also ursprünglich Kind, wie auch norddeutsch gören für beide Geschlechter gilt. Finnisch parne Kinder = aramäisch bar Sohn = vulgarrussisch (ich hörte es in Sibirien) bärne = schwedisch barn, was gewöhnlich mit geboren zusammengebracht wird. Die Lappen singen von den peiven parneh, den Sonnensöhnen[1]) = beowa, jütischer Sonnenheld, aus dem der Angelsachse Beowulf erwachsen ist[2]) = Phöbus Apollon. Die Nordleute, die Hyperboräer, sind die speziellen Freunde des Phöbus.

Mehrere alarodische Stämme haben in den Alpen ihre Spuren hinterlassen. So die Veneter, laut Strabo vom nördlichen Kleinasien kommend, im Venediger und Vindelicien; die Tabar in Tabarz und den Tauriskern; die Rox (-alanen) oder Rogast = Racuši (Oesterreicher), in der Rax-alm, in Ragusa und Ragaz, die Karer in Krain, Karst und Kärnthen (st und nth ist das häufigste alarod. Lokal-Suffix), sowie in Carnuntum und dem aquitanischen Caranton; endlich die Τυρσηνοι = Trojaner (nach Pauli) in dem Flecken Tyrol. — ol kehrt in Mausolos und vielen karischen Namen wieder. Beiläufig eine Beobachtung, die ich Herrn Moderer in Innsbruck verdanke: bei Troja, Aquileja, Noreja ist das Suffix dasselbe.

Awarisch böse uond, schlecht wuong = schwedisch onde, englisch worse; tschetschenisch Schwein heke = englisch hog; jenis-

---

[1]) Hart, Gesch. d. Weltliter. I, 630.
[2]) Hart 635.

seiisch Hund tip, šip, swanisch šeb, litauisch šuwa = hannövrisch tewe = persisch sab = russisch sobaka; andisch huntz = Honig, während mel, pšel bis koreanisch pel sich erstreckt. Andisch kunt Mann = Kunde. Dargia base schlecht = böse, englisch bad. Tschetsch. mos Honig = Most. Tsetsch. huord Meer = Fjord, Föhrde? Tschetsch. Tuset. steigi Mann, Leute = deutsch Stiege, was 20 bedeutet. Der Mensch mti seinen zwei Händen und zwei Füßen bedeutet öfters 20, namentlich in arktischen Sprachen. Tschetsch. stu = Stier. Udisch bok, jeniss. pag Schwein = Bache, engl. hog, pig. Tschetsch. zxuogal Fuchs = Schakal. Kauk. bisi Katze = bussi, schweizerisch büsi. Galgen = hürk. galga Baum. Huf = afgan. xpe Fuß, das zur kasischen Gruppe gehört. Odel, bairisch, Jauche = baskisch odol Blut? Surtur = babyl. Sutu Südwind = Süd = Gemination von esthn. sur, bask. su Feuer. Vettel, grödnerisch der Teufel = ossetisch Better, ostkauk. Bedšer Gott. Bei Rattenberg sagt man „die Baite“, die Unholde, die bösen Buben.

Im Griechischen wäre zunächst auf die Glossen bei Hesych und sonst, dann besonders Personennamen acht zu geben. Z. B. Theseus Sohn der etruskischen, also kasischen Thesan, der Morgenröte. Fick hat eine Reihe griechischer Wörter zusammengestellt, die er für unarisch ansieht. Ich hebe drei davon heraus: *Ταλως* Sonne = tschetschenisch dele Gott = Delos, Insel Apolls (Dirr). *Βουασος* Ochs = avar. unso = Banause. *Ταυρυς* Berg = türk. duwur = georg. mtha = türk. tag, tau = kopt. tau = berber. adar = Atlas, bei Plin. Durin = ladin. starr = Tauros, Tauern = Stoß = Stä in den Karawanken = preuß. stabis Fels = *ταβα* (karisch) Fels = sabinisch teba, *Θηβαι*, äg. dzw Berg, bask. al. dop, Vesg. teb Fels, türk. tepe, tupa Hügel, uig. alt. tümün Abgrund in *Λεπε — τυμνος, ὀρ — δυμνος* u. a. (F. 28) = *Λατμος*, *Τμωτος* = althochd. tobal Waldschlucht. Die griechische Ausdrucksweise *την κεφαλην ἀπεκοπη* ist rein kaukasisch. Ebenso ist die Form *νεκυ*, wie Trombetti zeigte, nur aus kaukasischer Grammatik zu erklären.

Sehr stark ist das kasische Element, durch die Etrusker vermittelt, in der lateinischen Sprache. numen ist babylonisch Anum, der Himmelsgott, Manen die finnische Unterwelt, Man-alain, Laren = baskisch lur Erde; Ceres, caelum und caerulens = georgisch gmerd Gott, baskisch cerut Himmel; nubere = georgisch nepe Bräutigam. Aprilis = bask. abril Opfer, also Opfermonat, heiliger Monat? besser Monat des Aperlo, Apollo. Lateinische Riten hat bereits Winckler mit babylonischen zusammengestellt. Im Osten ist in der Tat die Etymologie vieler römischer Götternamen zu suchen. Die Schwester Apollos, Diana, Dejanira ist te-Jana, die kleinasiatische Gottheit Jana. In die gleiche Reihe gehört Janus und Juno = baskisch egun Tag, jauna Himmel, finnisch juma Himmelsgott; endlich Jup-piter, ossetisch Ju-better. Neptun ist Gott der Gewässer, don; nep dürfte zu numen, russisch njebo Himmel, oben, semitisch Nebo die Urform liefern. Latona = lykisch lada Frau, also unsere liebe Frau. Maja = hethitisch Ma Erde. Ihr Sohn Hermes, Mercur ist der Hethitergott Arm, von dem vielleicht die Aramäer, ferner Mermodon und Myrmidonen den Namen haben. Pluto = Pult, Pulk = Vulcan, kleinasiatisch Velchans = Moloch, Feuergott = ostkaukas. malaga Feuer, mra Sonne, im Bantu mlungu Gott. Dellius = tschetsch. dele Gott = albanesisch Sonne = kretischer Riese Talos. Antonius = Antum,

babyl. Himmelsgott[1]), Herdonius = Eridanus = Erdenyi? Murena = mongol. muren, fin. nor Fluß, Vibenna = Wepen, finnischer Stamm, Kato, Cotta = Cottische Alpen = jenisseiische Kotten = Kode, Cataonia = Kutais = Cathaei am Kaukasus (georg. kaz Mensch). Auch in Japan gibt es ein N. P. Cato. Aventinus = Aventia, Fluß bei Genua = Veneti. Metellus = Mutanlu, Hethiter = Matala, kretischer Hafen. Medulli waren ein gallisches Volk, Medullius ein Gebirge in Galaecien, Mu(s)tilia eine Stadt in Kappadokien (Ptol.). Weiter Mitylene und Mediolanum. Bask. ist motyl Knabe, Sklave. Ancus = Ἀγκαιας, lykischer Fluß = Ἀγκαιος, Lelegerkönig auf Samos = Anchises = Ancyra = Ancona = Anxur (wogulisch ansur, das Wildschwein) = Anxur in Algerien = Angus, Oencus, altirischer Name = Encheli, Stadt der Avarier = Enseli am Kaspisee = Ἀγχιαλος. Claudius = Κλαυδος, kretische Insel.

Gerade das Latein bietet eine Fundgrube für kasische Forschungen. Doch ich muß mich hiermit begnügen.

Ich fasse nunmehr zusammen.

Die Hunnen gelangten von Innerasien bis zur Marne und zur Etsch. Die Alanen und Goten wanderten von den Hängen des Kaukasus und der Krim bis nach Spanien und Nordafrika. Die Madjaren, deren Urheimat am Aralsee oder noch weiter östlich lag, erreichten auf ihren Raubfahrten Bremen, Pavia und die Bucht von Biscaya. Die Mongolen sind von Ostasien bis nach Dalmatien, Mesopotamien und Syrien gekommen. Die Osmanen haben, zuerst am Altai zeltend, dann im nördlichen Kleinasien wohnend, auf ihren Zügen zu Land den Wörther See und Dalmatien, ferner Arabien und Aegypten, und zur See Korsika, Algier und Sansibar berührt.

Hier ist eine Reihe völlig sicherer Wanderungen, die von turanischen Völkern in historischer Zeit unternommen wurden. Es gilt nun, Züge nachzuweisen, die in vorhistorischer Zeit von Rasseverwandten der Hunnen ausgeführt worden sind. Diese Züge nachzuweisen, haben wir drei Mittel.

Ostwestliche Tierwanderungen. Der Torfspitz der Pfahlbauten ist der kaukasische Schakal (Dirr). Der Barzoi, der russische Windhund, ist der Hund der Balearischen Insel Ibaza[2]). Der Tibethund, tibetisch Tchuqurra, ist anatomisch und linguistisch der Baskenhund, baskisch Chakur[3]). Das irische Reh entstammt einer Kreuzung des sibirischen mit dem kleinasiatischen Reh[4]). Im Kaukasus, in den Alpen und im Atlas gibt es Gemsen und Steinböcke. Allerdings soll der Thur des Kaukasus anatomisch von unserem Steinbock verschieden sein.

Anthropologie. Von Tibet bis nach Portugal zieht sich eine Kette von Brachycephalen. Weiter eine Rasse mit starker Behaarung, die sowohl von der bescheidenen Behaarung der Germanen, als der ganz spärlichen der Mongoloiden bedeutend abweicht, eine Rasse, für die der blauschwarze Bart der Armenier und Süditaliener, für die ferner eine überaus große und breite Nase bezeichnend ist. Im Gegensatz hierzu findet sich in Spanien, in Toskana, im Grödnertal, in Oberbaiern ein Typus, der dem japanischen gleicht. An die rein leiblichen Merkmale

[1]) Weißbach, Hist. Vierteljahrsschr. 1906, 207.
[2]) Beilage zur Allgem. Zeitung 21. Sept. 1906.
[3]) Albrecht, Beilage zur Allgem. Zeitung 4. Dez. 1904.
[4]) Dr. Scharff, Irish Zoology, Dublin.

schließen sich solche von Sitten und Gebräuchen, wie das Erbauen festungsartiger Burgen vom kaspischen Meer bis zum Atlas, der Rucksack, das Ausbrechen der Augen beim Kampfe.

Historische Nachrichten. In der geschichtlichen Literatur, auf den Pyramiden, in den Keilschriften, in der Bibel und namentlich bei den griechischen Geschichtsschreibern und Geographen finden wir eine ganz bestimmte Ueberlieferung über die Wanderungen einzelner bestimmt abgegrenzter Stämme und Völker. Wir stoßen ferner auf gelegentliche Notizen, die auf die Kulturübertragung von Turaniern auf Arier ein helles Licht werfen, so auf die Versicherung Herodots, daß die Griechen ihre Götter den Pelasgern entlehnt hätten, auf die Erzählung der Edda, daß die Thursen zuerst Pferde eingeführt hätten, auf den Nachweis Nansens, daß der Ski von Finnen und Tungusen erfunden.

Von Indien bis zum atlantischen Ozean saß vor alters eine kasische Bevölkerung. Als später Semiten und Arier kamen, wurde die Urbevölkerung nicht ausgerottet, oder doch nur in den seltensten Fällen. Sie lebt noch heute in den Basken, den Berbern, den Georgiern, Tscherkessen und Lesghiern, sowie den Brahui und Dravida, den Kadschu und den Tibetern fort. Wo die Urrasse von den neu ankommenden Eroberern aufgesogen wurde, da hat sie einen starken sprachlichen und kulturlichen Einfluß auf die Eroberer ausgeübt. Wir müssen daher kasische Urbilder studieren, um Sprache und Vorstellungen der Assyrer und Hebräer, der Inder, Perser, Griechen und Römer, endlich der romanischen, germanischen und slavischen Völker von heute richtig zu erkennen. Es ergibt sich von selbst, daß durch eine solche Forderung die bisherige Geschichtsansicht über den Haufen geworfen wird. Nur bei den Griechen hat man schon früher stärkere Ansätze gemacht, um das Fremdelement, um den Orient zur Erklärung hellenischer Kultur heranzuziehen. Auch bei den Ostariern hat es an solchen Ansätzen nicht gerade völlig gefehlt. Allein das Fremde war nur gelegentlich und mit geflissentlicher Geringschätzung behandelt worden. Dagegen haben, mit Ausnahme des Grafen Gobineau, die Forscher, die den Entwicklungsgang heutiger europäischer Völker darstellten, das Kas-Element so gut wie gar nicht beachtet.

Zur Etruskerfrage.

Dr. Ludwig Wilser.

In Nr. 92 und 93 des laufenden Jahrgangs der Beilage zur Allg. Zeitung hat Gustav Herbig einen Aufsatz über „den heutigen Stand der etruskischen Frage“ veröffentlicht, der an mehr als einer Stelle starkes Befremden erregt haben dürfte; denn er verrät eine so trost- und hoffnungslose Auffassung der Sachlage, daß man dem Verfasser schon aus Achtung vor der großen, seit Jahren auf die Lösung dieser Frage verwendeten Forscherarbeit entgegentreten und sein Ignoramus-Bekenntnis auf den Wert einer unmaßgeblichen Privatansicht zurückführen müßte. Ich unterziehe mich dieser Aufgabe um so bereit-

williger, als mich Herbig mit dem Satz „ein Heidelberger Prähistoriker hat sich sogar überzeugt, daß die Etrusker blondes Haar und blaue Augen hatten, es wäre aber dringend zu wünschen, daß er das im einzelnen nachwiese", zu einer Entgegnung ausdrücklich aufgefordert hat; denn wenn ich auch nicht bloß „Prähistoriker" bin, so kann er doch nur mich mit diesen Worten gemeint haben.

Am liebsten hätte ich selbstverständlich meine Erwiderung auch in der Beilage veröffentlicht, doch verweist mich die Schriftleitung bei ihren „jetzt beschränkteren Raumverhältnissen" an eine andere Zeitschrift, insbesondere die Politisch-anthropologische Revue, in der diese Frage ja schon öfter berührt und von mir selbst in einem größeren Aufsatz (Volkstum und Sprache des Etrusker, IV, 12) behandelt worden ist.

Ehe ich nun auf Einzelheiten des Herbigschen Vortrags, zu dem ich nach einer vorläufigen Mitteilung (Nr. 275 der Beilage vorigen Jahres) in Kürze schon in meinem „Stammbaum der indogermanischen Völker und Sprachen" (Jena 1907, H. Costenoble) Stellung genommen hatte, eingehe, möchte ich vorausschicken, daß die Aussichten, eine so lange und heiß umstrittene Frage wahrheitgemäß beantworten zu können, um so größer werden, je richtiger die Voraussetzungen, je sicherer die Grundlagen sind, von denen man ausgeht. Ganz gewiß sind die Erfolge unserer Vorgänger auf diesem Gebiete nichts weniger als ermutigend — vestigia terrent, sagte der Redner mit Recht —, sicherlich ist „Schritt für Schritt mühselig zu erkämpfen und zu behaupten", aber vieles von dem, was für Herbig „noch im Dunkeln" liegt, ist schon geklärt und entschieden. Wer über die Herkunft der indogermanischen Völker noch im Zweifel ist, wer die verwickelten Verhältnisse und Beziehungen von Rasse, Volkstum und Sprachstamm nicht durchschaut und versteht, für den ist allerdings, wie die Geschichte der Wissenschaft lehrt, eine Lösung der etruskischen und ähnlicher Streitfragen ein Ding der Unmöglichkeit. Erst mußte ein vollständig neuer Grund gelegt werden, ehe das Gebäude der europäischen Völkerkunde errichtet werden konnte.

Vollständig einverstanden bin ich darin mit dem Verfasser, daß mit der beliebten Gewohnheit, Ergebnisse der Einzelforschung „in das Joch vorgefaßter . . . Meinungen zu spannen", gründlich und auf immer gebrochen werden muß. Da der Vortrag in der Münchener Anthropologischen Gesellschaft gehalten wurde, konnte der „Typus des homo etruscus", wie der Redner mit einem etwas verunglückten Witz sich ausdrückte, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Diese an das in etrurischem Boden gefundene Rhinoceros etruscus erinnernde Bezeichnung — das Wort „Rasse" scheint absichtlich vermieden zu sein — ist so ungeschickt als möglich gewählt, denn einen homo etruscus hat es ebensowenig gegeben, wie einen homo gallus oder graecus. Der Begriff der Rasse, die durch ähnlich gebildete naturwissenschaftliche Namen bezeichnet wird, ist ein viel weiterer und umfaßt eine ganze Reihe mehr oder weniger reinblütiger Völker. Was lehrt nun die anthropologische Untersuchung der in etruskischen Gräbern gefundenen Schädel und Knochen im Vergleich mit bemalten Bildnissen Verstorbener und farbigen Wandbildern in Grabkammern? Die gut erhaltenen Schädel sind, wie Herbig sehr richtig bemerkt,

„nicht wesentlich von altrömischen verschieden“, sie sind es, wie ich hinzufüge, ebensowenig von altgriechischen, und schon aus dieser Tatsache ist der Wahrscheinlichkeitsschluß zu ziehen, daß die drei Kulturvölker auf den großen Halbinseln des Mittelmeers aus der gleichen Rasse hervorgegangen sind. Einzelne unter den altetruskischen Langschädeln vorkommende rundlichere Formen beweisen selbstverständlich nichts; derartige zufällige Einsprengungen fremder Rasse kommen bei allen Völkern, selbst den reinblütigsten vor. Die alten Griechen und Römer waren aber, wie aus zahlreichen bemalten Bildwerken und aus der Leibesbeschreibung ihrer Götter, Helden und großen Männer hervorgeht, nicht nur langköpfig, sondern auch blauäugig und lichthaarig, somit Angehörige der nordischen Menschenrasse, die seit Linné den Namen Homo europaeus trägt. Da die helle Haar- und Augenfarbe auch bei manchen farbigen Bildnissen und Wandmalereien der Etrusker unverkennbar hervortritt, dürfen wir sie ohne Bedenken der gleichen Rasse zuteilen. Der Aufforderung, diese Behauptung näher zu begründen, folge ich gerne mit der Erklärung, daß ich mit eigenen Augen diesseits und jenseits der Alpen an verschiedenen Bildwerken rein blaue Augen und helle Haare gesehen habe. Viel gründlichere Nachforschungen hat in Italien der verstorbene Begründer dieser Zeitschrift angestellt. Er schreibt darüber (IV, 12): „Daß die Etrusker den Typus des homo europaeus flavus gehabt, steht für mich auf Grund ikonographischer Studien in den italienischen Museen und Nekropolen außer allem Zweifel“, und ähnlich in seinem Werk über „Die Germanen und die Renaissance in Italien“ (Leipzig 1905): „Wie die bemalten Statuen und Sarkophage und die Wandmalereien beweisen, waren die Etrusker Menschen von hoher Gestalt, heller Haut, gelbblonden Haaren und blauen Augen. Schon Gobineau und Wilser haben darauf hingewiesen, und ich kann diesen Forschern auf Grund meiner eigenen Untersuchungen in den etruskischen Grabstätten nur beistimmen.“

Zu dieser unzweifelhaften Uebereinstimmung der Rasse kommt hinzu die auch von Herbig hervorgehobene Gleichartigkeit der Kultur. Er scheint zwar das meiste den früher so beliebten Entlehnungen zuzuschreiben und meint, die Etrusker hätten „den Ruhm, das erste Volk zu sein, das den Geist der griechischen Kunst zu atmen begann“. Aber selbst dann müßte doch eine ebenbürtige, auf gleichen erblichen Anlagen beruhende Begabung vorausgesetzt werden. In mancher Hinsicht hätten sie sogar ihre Lehrer und Vorbilder übertroffen, denn „das Kunsthandwerk stand in höchster Blüte. Etruskische Bronzearbeiten waren in Athen gesucht“. Der Redner gab auch zu, daß die Etrusker nach Italien kamen „mit höherer Kultur und größerer Tatkraft, als die vielleicht schon lange vor ihnen von Norden her eingewanderten italienischen Bauern“. Ohne Frage waren sie in vielen Dingen die Lehrmeister ihrer späteren Ueberwinder, der Römer. Ein wichtiger Bestandteil der Kultur ist die Schrift. In dieser Hinsicht hat der „Epigraphiker“ Herbig noch recht rückständige Ansichten, wenn er meint, die Etrusker hätten im siebenten Jahrhundert die Buchstaben von den Griechen in Süditalien, diese von den Phönikern „entlehnt“; man sollte denken, dies alte Märchen, dem schon Diodor widersprochen hat, sei durch die Entdeckung der mykenisch-kretischen

Bilder- und Silbenschrift, die eine Vorstufe der späteren europäischen Buchstaben darstellt, endgültig abgetan. Ein sonderbarer Widerspruch liegt in der Behauptung, „die ältesten etruskischen Inschriften . . . stammen gleich dem Alphabet aus Südetrurien, aber auch die aus Bologna nördlich des unwirtsamen Apennins zeigen nach Sprache und Schrift ein gleich altertümliches Gepräge". Die erwähnte Inschrift „griechischen Alphabetes, aber fremder Sprache" von Praisos auf Kreta ist nicht, wie Reinach und Andere glauben, „évidemment pas hellénique", sondern enthält die sehr griechenähnlich klingenden Formen barxeia, timen, kokles und, wie ich nachgewiesen habe, am Schlusse die Wortverbindung aselun anait, d. h. *ἄσυλον Ἀναΐτιδος*, Heiligtum der Liebesgöttin.

Hatten demnach die Etrusker mit den Hellenen Rasse, Kunst und Schrift, ich darf hinzufügen auch Götter- und Heldensage, Tracht und Bewaffnung gemein, so wäre es doch im höchsten Maße auffallend, ja fast ein unbegreifliches Wunder, wenn allein den Sprachen beider Völker jeder verwandtschaftliche Zusammenhang fehlte. Es kommt ja vor, daß an Zahl geringere Eroberer selbst bei höherer Gesittung ihre angestammte Sprache vergessen und die der Unterworfenen annehmen; in diesem Falle hätten aber die pelasgischen Tyrsener, deren Name im fremden Lande in Tursker, Tusker, Etrusker entstellt wurde, eine italische, dem Latein verwandte Mundart sich aneignen müssen, was, wie ich gerne zugebe, nicht der Fall ist. Dann bliebe, wenn der Vortragende recht hätte, nur die Annahme übrig, daß sie schon in früheren, nördlicheren Wohnsitzen — denn Urbewohner Italiens können sie ihrer Rasse wegen nicht sein — eine Sprache geredet hätten, die sicher „keine indogermanische und keine semitische" war. Unter allen ihren Stammverwandten, die von Islands schneeigen Gefilden bis zu des Ganges heiligen Fluten auch sprachliche Beziehungen erkennen lassen, die einzige Ausnahme bildend, müßten sie als seltsamste „Partikularisten" des Altertums in irgend einem abgelegenen und unzugänglichen Weltwinkel sich ein ganz absonderliches, nur ihnen selbst verständliches Rotwälsch ausgeklügelt haben. Ist das bei den zahllosen sonstigen Anklängen an Sitte und Brauch osteuropäischer und kleinasiatischer Völker für den gesunden Menschenverstand annehmbar? Sicherlich nein.

Treten wir darum an das einzige, was uns beim ersten Anblick im Wesen des Volkes rätselhaft erscheint, an seine Sprache, näher heran, so ist von vornherein am wahrscheinlichsten, daß wir dem Griechischen verwandte Züge finden werden. Das bedeutet aber keine Voreingenommenheit, sondern nur einen jener Richtungsweiser, wie sie erfahrunggemäß bei schwierigen wissenschaftlichen Untersuchungen sehr förderlich sind. Dabei können wir doch die Sprache aus sich selbst erklären und versuchen, „das Etruskische mit dem Etruskischen zu vergleichen". Wenn erst das Corpus inscriptionum etruscarum fertig vorliegt, wird die Forscherarbeit gewiß sehr erleichtert sein. Aber auch mit den jetzigen Mitteln läßt sich, wie ich wiederholt gezeigt habe, schon viel erreichen. Die Vergleichung der Zahlwörter auf Würfeln mit den Altersangaben auf Sarkophagen in Worten und Zeichen, der Götter- und Heldenbilder mit den beigeschriebenen Namen, der ihrer Bedeutung nach bekannten Lehnwörter im Lateinischen

und anderes mehr muß uns vorwärts helfen. Außer manchem anderen gemeinsamen Sprachgut, auf das ich hier nicht im einzelnen eingehen kann, habe ich auf diesem, allerdings recht mühsamen und beschwerlichen Wege die etruskischen Zahlwörter[1]) von 1—1000 festgestellt, deren Lautstand gewiß manche Besonderheiten, aber auch unverkennbare Verwandtschaft mit den griechischen aufweist. „Von dem berüchtigten Zahlwortproblem" zieht Herbig vor „ganz zu schweigen". Das ist freilich das einfachste und bequemste; es wäre aber doch, sollte man denken, seine Pflicht gewesen, vor einem solchen verhüllten Verdammungsurteil die Ergebnisse aller seiner Vorarbeiter, auch die meinigen, gewissenhaft zu prüfen und, wenn er sie nicht anerkennen will oder kann, in sachlicher Weise zu widerlegen.

Auf die Frage „aus welchem Lande, auf welchen Wegen" das tyrsenische Volk nach Italien gekommen ist, gibt der Vortragende nur „zögernd" Antwort, doch kommt er hier der Wahrheit ziemlich nahe, wenn er, mit allerlei Einschränkungen und Vorbehalten freilich, die Balkanhalbinsel als das wahrscheinlichste hinstellt. Wie er den sprachlichen Zusammenhang der Rasener — so nannte das Volk sich selbst — mit den benachbarten und kulturverwandten Rhätern leugnen kann, ist mir nach den bestimmten Angaben von Livius, Justinus und Plinius unverständlich.

Da sich der Redner meist sehr vorsichtig und unbestimmt ausspricht, gibt mir sein Vortrag keinen weiteren Anlaß zu wissenschaftlicher Widerlegung. Ich will, seiner Unsicherheit gegenüber, nur nochmals meine seit mehr als zwei Jahrzehnten vertretene Ansicht kurz wiederholen: Die Etrusker gehören zum litauisch-thrakischen Arm des indogermanischen Oststroms, der in vorgeschichtlicher Zeit Italien, die Balkanhalbinsel und Kleinasien überflutet hat. Die Tyrsener oder Pelasger waren stammverwandte Vorläufer der Hellenen. Auf diese Weise erklären sich die rhätischen und lemnischen Inschriften ebenso ungezwungen wie die lydischen Flöten, Trompeten und Festgewänder auf etruskischen Denkmälern.

Es ist in der „berüchtigten" Etruskerfrage schon so viel Tinte vergossen und Druckerschwärze verschwendet worden, daß, wer nichts wirklich Neues vorzubringen hat, sich Zurückhaltung auferlegen sollte. Im stillen Kämmerlein mag ein derartiges Eingeständnis eigenen Unvermögens am Platze sein, für die Oeffentlichkeit hat es keinen Wert.

Nachtrag.

In einem mit M. unterzeichneten Aufsatz der Beilage Nr. 100 wird der Herbigsche Vortrag als „vortrefflich" bezeichnet, zugleich aber auch eine Rede Ridgeways (Who where the Romans? Brit. Acad. 21. April) „bedeutsam" genannt, die wahrhaftig die Uebersetzung und Veröffentlichung in einer deutschen Zeitschrift nicht lohnt; denn, was darin richtig, ist nicht neu, was neu, nicht richtig. Der Hauptinhalt, die Patrizier seien Sabiner, die Plebejer eingeborene Ligurer gewesen, ist dahin richtig zu stellen, daß selbstverständlich in den höheren

[1]) Um unnötige Breite zu vermeiden, verweise ich auf die schon erwähnte Abhandlung in IV, 12 dieser Zeitschrift.

Ständen das Blut der nordischen Rasse sich länger rein erhalten hat als in den unteren Gesellschaftsschichten. Latiner und Sabiner waren wohl nah verwandt, doch nicht gleichbedeutend. Die auch innerhalb des keltischen Sprachstamms vorkommende Ersetzung des ursprünglichen p durch c oder q (petur, quatuor) hat, wie sogleich der folgende Redner, Conway, feststellte, darum keine große Bedeutung für die italische Stammeskunde. Im übrigen haben die beiden Aufsätze über die Etrusker und Römer wieder einmal deutlich gezeigt, wie unfruchtbar die rein sprachliche Behandlung der europäischen Völkerkunde gewesen ist, wie dringend diese einer sicheren naturwissenschaftlichen Grundlage bedurft hat.

Zur Soziologie der Seevölker.

Dr. Franco Savorgnan.

Die Menschengattung ist in ihrem Wesen ein von Natur bewegliches Element, und das unaufhörliche Wandern der Menschen dauert schon seit den Uranfängen vorgeschichtlicher Zeiten. Die fortwährende Vermehrung war die Ursache, welche die Menschen zum Aufsuchen neuer Sitze drängte, wodurch dieselben die Grenzen der Oekumene allmählich ausdehnten. Deswegen kann die ganze Geschichte der Menschheit als ein ungeheuerer und rastloser Kampf um die Beherrschung des Raumes aufgefaßt werden. Kein Hindernis konnte die Menschen in ihrem Gange zurückschrecken; sie überstiegen die Gebirgsketten, durchschritten die öden Wüsten und überbrückten die weiten Flächen des Ozeans.

Durch diesen Ausbreitungsprozeß mußten die ursprünglichen Menschengruppen notwendigerweise in Kontakt treten, aber während sie anfangs den Kampf aus Scheu vermieden und leere Gebiete besetzen konnten, wurden sie zuletzt durch die Zunahme der Gesamtbevölkerung und die Abnahme der freien Räume gezwungen, sich gegenseitig zu bekämpfen. Aus den Zusammenstößen und aus den Kämpfen der heterogenen Horden entsteht der soziale Prozeß. Denn solange noch die verschiedenartigen Menschengruppen räumlich isoliert waren und daher auch jedes Zusammentreffen ausgeschlossen war, konnte ein soziales Gebilde überhaupt nicht erwachsen, ebenso wie eine chemische Verbindung ohne Berührung der Atome zweier Elemente weder möglich noch denkbar ist.

Das ist in kurzem Umriß die Auffassung über die Entstehung des Entwicklungsprozesses der Menschheit, welche die Wissenschaft aus den soziologischen und anthropogeographischen Forschungen gewonnen hat.

Welche unter den vielartigen Menschengruppen waren nun in der Beförderung des sozialen Prozesses die wirksamsten? Die Soziologie unterscheidet die primitiven Horden nach der Lebensweise in seßhafte und schweifende. Letztere sind durch das ratlose Wandern, durch den allgemein geübten Kinder- und Frauenraub und durch die Dienstbarmachung fremder Stämme das tätige Element in der Entwicklung. Die Penetration und die Verschmelzung der Rassen und

Sprachen, die Eroberungszüge und die aus der Unterwerfung hervorgegangenen politischen Organisationen sind ein Werk der Nomaden. Ludwig Gumplowicz vergleicht trefflich die Wirkung der kriegerischen Nomaden auf die seßhaften Horden jener gewisser Insekten, ohne deren Intervention die Orchideen nicht befruchtet werden können[1]), und Gustav Ratzenhofer sagt: „im Nomadenstamme entwickeln sich Anlagen, welche ihn dem friedliebenden Ackerbauer im Daseinskampfe überlegen machen“[2]).

Der Nomadismus der Hirten und Krieger gab tatsächlich der sozialen Entwicklung einen starken Impuls, aber nicht minder haben dazu auch die Wanderungen der Schiffer, Seenomaden beigetragen, welche auch ein ebenso wichtiger Faktor in der Menschheitsgeschichte sind.

Die ganze Geschichte Ozeaniens weist uns die soziale Wirksamkeit der Seevölker nach, unter welchen die Polynesier, die man die Wikinger des Stillen Ozeans zu nennen pflegt, die erste Stelle einnehmen.

*
* *

Auf der ungeheuren Fläche des Stillen Ozeans sind viele Tausende von Inseln, die man mit Oasen auf der flüssigen Wüste vergleichen kann, zerstreut. Diese Inseln zerfallen in drei fast schichtenweise liegende Gruppen[3]). An Neuguinea legt sich Melanesien an und läuft parallel mit der australischen Küste; gegen Japan und die Philippinen zugerückt liegt Mikronesien; die polynesischen Inseln überragen die beiden genannten Gebiete und erstrecken sich von den Karolinen bis zur Osterinsel; die äußere Schichte gegenüber Amerika bildet die Hawaiigruppe, die auch zu Polynesien gehört.

Obwohl durch weite Meeresstrecken getrennt, bilden doch die malayo-polynesischen Völker ein ethnographisches Ganzes und breiten sich über einen Raum von 210 Längen- und 80 Breitengraden aus. Diese Tatsache ist so erstaunlich, daß nicht nur ältere Forscher, sondern selbst Broca die Hypothese aufstellte, es träten in den pazifischen Inseln die Reste eines in die Abgründe des Meeres versunkenen Kontinents zutage. Die von Broca gegebene Erklärung erscheint aber überflüssig, sobald man sich die ausgleichende und amalgamierende Wirkung der Wanderungen vergegenwärtigt.

Die Inselnatur hat alle Völker des Stillen Ozeans zu kühnen Schiffern und Wanderern gemacht, doch sind unter ihnen die Polynesier die ausgesprochensten Seenomaden; die Polynesier haben zahlreiche Kolonien in Melanesien und Mikronesien gegründet, wo sie sich durch die hellere Farbe der Haut von der einheimischen Bevölkerung unterscheiden; sie sind wahrscheinlich bis zur australischen Küste gelangt, und haben kleine fernliegende Eilande am Rande der Oekumene entdeckt und bevölkert. Ihr ganzes Leben wirkt sich auf dem Meere aus, und sie gehören zu jenen Völkern, von denen Ratzel mit malerischen Worten sagt: „Dies sind die Völker, bei denen in allen Lebensäußerungen der Glanz und die Größe des Meeresspiegels

---

[1]) Gumplowicz, Die soziologische Staatsidee. Innsbruck 1902, S. 119.

[2]) Ratzenhofer, Die soziologische Erkenntnis. Leipzig 1898, S. 145.

[3]) Die anthropogeographischen und ethnographischen Nachrichten über Ozeanien sind aus F. Ratzels „Völkerkunde“, Leipzig 1894, S. 135—278 und „Anthropogeographie“, I. und II. T., entnommen.

durchschimmert, deren ganzes Wesen von einem Hauch von Seeluft durchweht ist.“

Die schon seit Jahrhunderten dauernden polynesischen Wanderungen, welche die anthropologische und ethnologische Penetration und Verschmelzung der verschiedenartigen Rassen des Stillen Ozeans herbeigeführt haben, sind zweierlei Art: die freiwilligen und die unfreiwilligen. Letztere sind ersteren vorausgegangen und haben nicht weniger als jene zur Herausbildung der Völkerbeziehungen beigetragen. Die Verschlagungen kommen im Stillen Ozean sehr häufig vor und lassen sich durch den Wandersinn der Polynesier, die auf ihren kleinen Booten Reisen von mehreren Hundert Meilen unternehmen, durch Stürme und Strömungen genügend erklären. Beim Ueberblick der von Sittig gezeichneten Karte der unfreiwilligen Wanderungen im Stillen Ozean spannt sich vor unseren Augen ein dichtes Netz von Wegen aus, die die verschiedenen Inselgruppen verbinden und das Meer durchkreuzen. Die, sei es zu räuberischen Zwecken, sei es des Handels und der Fischerei wegen, unternommenen Fahrten knüpfen das Leben dieser Völker mit dem Meere so innig zusammen, daß bei ihnen die Schiffahrt und der Schiffbau eine sehr hohe Entwicklungsstufe erreicht haben. Bei der Uebervölkerung einiger Inseln ist die Aussendung von Kolonien oft von der Notwendigkeit geboten, und die Kolonisation erscheint fast wie eine physiologische Funktion des sozialen Organismus der Polynesier, so wie einst bei den Griechen. Solche Expeditionen leben noch in der Ueberlieferung, Anklänge von Wanderungen treten in der ganzen Mythologie auf, und alle Sagen dieser Völker tragen das tiefe Gepräge ihrer Abenteuer und ihres Seenomadismus. Ihren Wanderungen verdanken die Polynesier, daß sich ihr Wirkungsgebiet nicht auf die wenigen Tausende Quadratmeilen ihrer Inseln beschränkt, sondern fast ein Drittel des Stillen Ozeans umfaßt. Ihre Kolonisationstätigkeit erstreckt sich auf ein Neuntel der ganzen Erdoberfläche und ist, nach Ratzel, „auf dem Gebiete der Raumbeherrschung die größte Leistung vor der Entdeckung Amerikas“.

*
*   *

Wie ist nun diese bewegliche und schweifende Bevölkerung auf den kleinen ihr von der Natur als Wohngebiet zugewiesenen Räumen verteilt? Eine kurzgefaßte Darstellung der demographischen Verhältnisse und der zwischen der Verteilung der Bevölkerung und dem geographischen Milieu obwaltenden Beziehungen wird uns die Erkenntnis der sozialen und politischen Zustände der polynesischen Stämme erleichtern; zumal die Bodenform auf die Zahl und auf die Verteilung der Menschen wirkt, deren Verhältnisse zu den Ernährungsquellen bestimmte soziale Einrichtungen notwendig hervorrufen.

Das geographische Milieu, in welchem die Polynesier leben, besteht aus einer großen Anzahl von kleinen gesonderten Inselgruppen, unter welchen ein reger Verkehr besteht. Das Leben ist auf diesen Inseln verhältnismäßig leicht, denn die Natur bietet den Bewohnern in reicher Fülle die Kokospalme, die Brotfrucht und die Taropflanze, so daß, nach Cook, ein Südseeinsulaner, der zehn Brotfruchtbäume in einem Jahr gepflanzt hat, die Pflicht gegen seine Familie schon erfüllt

hat. Daher nimmt die Menschenzahl bei der Engräumigkeit des bewohnbaren Landes allzurasch zu und grenzt an Uebervölkerung.

Diese rasche Verdichtung einer die Ernährungsfähigkeit des Bodens überwuchernden Menschenzahl auf einem engen, ringsum vom Meere umgebenen Raume bietet uns den Schlüssel, mittels welchen wir in das innere Wesen des gesellschaftlichen Lebens der Polynesier eindringen können.

Wenn die Zusammendrängung einerseits die soziale Entwicklung förderte, indem sie die Kultur auf den kleinen Inseln vertiefte und die überflüssige Bevölkerung zur Auswanderung und zur Kolonisation trieb, so hatte sie andererseits einen verderblichen Einfluß auf das Gedeihen der Rasse. Schon Malthus meinte, daß die Inseln, auf welchen durch die Schranken des Meeres eine natürliche Ausbreitung und Ableitung der Ueberfüllung erschwert wird, sich besonders zum Studium der präventiven Hemmnisse eignen. Bei den Polynesiern und allen anderen ozeanischen Völkern ist die künstliche Zurückhaltung der Bevölkerungszunahme weit verbreitet, und viele Einrichtungen und Sitten, die uns unsittlich und grausam vorkommen, lassen sich leicht durch die populationistischen Erscheinungen erklären. Man kann überhaupt sagen, daß das menschliche Leben in Polynesien gering geschätzt wird; Kindesmord und Abtreibung der Leibesfrucht werden in erschreckender Ausdehnung geübt; die Exstirpation eines Hodens ist vielfach verbreitet; alle religiösen Feste sind von Menschenopfern begleitet, wozu man hauptsächlich Kriegsgefangene und Sklaven verwendet, gemeinüblich ist der Menschenmord zum Zwecke der Erlangung der Schädel, die vor der Hütte als Trophäen aufgepflanzt werden, und weit ausgedehnt ist auch die teilweise durch den Mangel an Tierfleisch hervorgerufene Menschenfresserei. Zu dieser Verwüstung des Menschenlebens muß man noch die schädlich wirkende geschlechtliche Unsittlichkeit — bekanntlich nennt man Tahiti „La nouvelle Cythère“ — hinzufügen.

Die Notzucht ist unbestraft[1]), das Eheband zeigt sich so locker, daß auf Hawaii das Weib das Recht genießt, einen Cicisbeo, „Punula“ genannt, bei sich zu halten, was auf eine Art Polyandrie hindeutet. Das geschlechtliche Leben dieser Völker ist an und für sich fast vergiftet und enthält in seinem Innersten zersetzende Keime.

So wurde die Bevölkerungszunahme, welche anfangs die Auswanderung und die Ausbreitung der Polynesier förderte, als sie in Uebervölkerung ausartete, ein Unglück, welches allmählich durch die sich im Volksbewußtsein einwurzelnde Geringschätzung des Menschenlebens und durch den dem geschlechtlichen Verkehre schädlichen Gebrauch präventiver Hemmnisse, eine innere Schwäche und einen raschen Niedergang herbeiführte. Die Berührung mit den Europäern hat, anstatt diesem Zersetzungsprozesse entgegenzuwirken, das Aussterben noch beschleunigt.

*
* *

[1]) Sehr interessant und lehrreich ist in dieser Beziehung die Abhandlung Kubarys „Das Verbrechen und das Strafverfahren auf den Pelau-Inseln“ bei A. Bastian: „Die mikronesischen Kolonien“. Berlin 1900. Was uns Kubary über das Leben der Pelauinsulaner berichtet, gilt auch von fast allen mikronesischen und polynesischen Völkern.

Das politische und soziale Leben der Ozeanier ist durch den absoluten Mangel einer starken Organisation der Herrschaft charakterisiert. Nur der Archipel von Hawaii bildete einen Staat, der aber oft zerfiel, was auf die Unbeständigkeit und die innere Schwäche der politischen Macht hindeutet. Es ist aber selbstverständlich, daß auch die kleineren Inselgruppen irgend einer politischen Organisation nicht ganz entbehren. Der Fischfang und die Schiffahrt verbinden zu einem gemeinsamen Zwecke mehrere Menschen, aus welchen ein Führer, welchem man die Disziplinierung der Mannschaft und die Führung der Expedition anvertraut, notwendig gewählt werden muß, und der als Führer des Schiffes dann oft zum Häuptling des Stammes wird. Auf der Insel Ralik ist die geographische Kenntnis der Routen und der Strömungen ein Geheimnis der Häuptlinge. Bei der hohen Bedeutung des Schiffbaues bilden die Zimmerleute eine privilegierte Kaste, die den Titel „Königshandwerker" führt.

Die Häuptlinge besitzen aber eine sehr beschränkte und auf einigen Inseln nur nominelle Macht, die sie mit der gefürchteten Kaste der Priester, welche in ihrer Hand die geistige und politische Macht vereinigt, zu teilen gezwungen werden.

Auch die soziale Schichtung basiert auf religiöser Grundlage und zwar auf dem Tabu, nach welchem das ganze Volk in zwei große Klassen geteilt wird und Anteil am Göttlichen genießt. Davon hat nur die eine eine bevorrechtete Stellung, indes die andere fast rechtlos ist. Alles auf Erden ist nach den Tabugesetzen entweder „moa" (heilig) oder „noa" (gemein). Als heilig wird alles, was Eigentum der Götter und der höheren Kasten ist, als gemein alles, was vom Tabu frei ist und alle Menschen benützen können, betrachtet. Ausgeschlossen vom Tabu sind fast überall die Weiber und die niederen Stände. Man kann sich leicht denken, was für ein mächtiges Herrschaftsmittel das Tabu in den Händen des Priestertums geworden ist. Den Adeligen und Priestern ist es gelungen, die Mehrheit des Volkes von dem Genusse gewisser Güter, die sie für sich tabuierten, um dadurch die fremden Eingriffe zu hindern, auszuschließen.

Anthropologisch unterscheiden sich die Adeligen, „der Wille und die Intelligenz Polynesiens", wie Ratzel sagt, durch die hellere Farbe der Haut, auf vielen Inseln aber, wo durch die Rassenmischung die ursprünglichen Verschiedenheiten verschwunden sind, künstlich durch die Tätowierung.

Die soziale Gliederung sowohl in Polynesien als in Mikronesien ist die gewöhnliche. An der Spitze stehen die Häuptlinge (Adelige und Priester), die einen großen Einfluß auf die Freien, welche die breiteste Schichte der Bevölkerung bilden, ausüben. Bei den schwachen politischen Gebilden ist die Zahl der Sklaven sehr gering und in manchen Gebieten fehlt die Sklaverei ganz. Diese sonst so wichtige soziale Erscheinung hat sich in Ozeanien nicht entwickelt, weil man bei der geringen Ausdehnung des Ackerbaues keine Arbeitskräfte benötigte.

* * *

Wie bereits erwähnt, erscheinen die politischen Einrichtungen der ozeanischen Stämme fast überall sehr locker und, obwohl die Kultur der Völker des Stillen Ozeans im allgemeinen jener der afrikanischen Neger überlegen ist, so stehen doch ihre staatlichen Gebilde jenen Despotien weit nach, denen man oft auf afrikanischem Gebiete begegnet. Was für Hindernisse standen der Staatenbildung im Wege? Warum ist es für diese kulturell doch ziemlich vorgeschrittene Bevölkerung unmöglich gewesen, sich entsprechend auch politisch zu entwickeln?

Der Untersuchung solcher Ursachen mögen hier einige zum Verständnis der Frage über die Auffassung der Entstehung und des Wesens des Staates notwendige Erörterungen vorausgehen.

Der Staat ist, nach den soziologischen Lehren Gumplowiczs, die auf dem anthropogeographischen Gebiete durch Friedrich Ratzel vervollständigt wurden, eine Organisation der Herrschaft einer Minorität über eine Majorität innerhalb der Grenzen eines bestimmten Gebietes. Der Boden ist ein so wichtiger Bestandteil des Staates, daß Ratzel den Staat einen „bodenständigen Organismus“ nennt. Staaten entstehen nur durch die Besitznahme des Landes und durch die Unterwerfung der einheimischen Bevölkerung. Die Sieger unterwerfen sich die Besiegten, welche unter der Aufsicht der Herrscher als Sklaven zu arbeiten gezwungen werden. Die Früchte des Bodens gehören von nun an ausschließlich den Herren, deren Eigentum durch strenge rechtliche Vorschriften gesichert wird. Das ist die schematische Darstellung des Entstehungsprozesses des Staates.

Wenn man nun das geographische Milieu, in welchem die Ozeanier leben, betrachtet, so sieht man sofort, daß das erste Element des Staates, der Boden, fehlt. Wozu hätte denn ein polynesischer Stamm die Eroberung einiger benachbarten Inseln unternommen? Die Ausbeutung wäre wegen der Engräumigkeit des Landes fast fruchtlos gewesen und die Opfer der Eroberung hätten in den Vorteilen der Landnahme keinen entsprechenden Lohn gefunden. Wenn man aber auch annimmt, daß unter gewissen Bedingungen solche Eroberungen stattgefunden haben, wie es manchmal auch der Fall gewesen ist, wie hätten die Sieger bei der Inselnatur des eroberten Landes die Herrschaft auf die Länge in ihren Händen bewahren können? Da das Meer die Eroberer von ihrem Vaterlande und ihren Stammesgenossen sonderte, so wurden sie bei der ersten besten Gelegenheit aus dem Wege geschafft oder gingen nach kurzer Zeit in die große Masse der Beherrschten über. Das Meer ward so zu einem mächtigen Verbündeten der Besiegten, und die unheimliche Gefahr der Wellen viel mehr als der Ausbruch eines Aufstandes brach die Sklavenketten, gab den Besiegten den Boden und zugleich auch die Freiheit wieder. Der zweite zum Wesen des Staates gehörige Faktor ist die Unterwerfung der Besiegten und deren Ausnutzung. Beides war in Polynesien zwecklos. Wenn man aber der mesologischen Theorie gemäß annimmt, daß die stärkste Triebfeder der Entstehung der Ideen das Vorhandensein reeller Bedürfnisse sei, so kann man behaupten, daß die polynesische Regierungskunst an das bei anderen Bevölkerungen als eine treffliche politische Erfindung anerkannte Unterwerfungsprinzip, das ein mächtiger Hebel sozialer Entwicklung ist, nie gedacht

hat. Wozu hätte man die fremden Stämme unterjocht, wenn sich fast überall die schädlichen Wirkungen der Uebervölkerung fühlbar machten und keine Felder zum Bebauen da waren? Selbst den Europäern, die es in der Ausnutzungskunst so weit gebracht und die ganze Tragweite der Dienstbarmachung vollkommen verstanden haben, ist es nicht gelungen, die ozeanischen Völker auf ihren Inseln auszubeuten; sie haben die armen Insulaner von ihrem Boden gewaltsam weggerissen, um sie als Arbeiter in den Plantagen von Queensland, Nordaustralien usw. zu verwenden. Europäische Heuchelei hat natürlich für diese verhüllte Sklaverei ein neues Wort geschmiedet: „Arbeiteranwerbung" heißt der Sklavenhandel, und anstatt Ketten und Peitsche braucht man dazu ganz harmlose Arbeitskontrakte.

Aus obenerwähnten Gründen haben auch in Ozeanien weder Eroberungskriege noch eigentliche Kriege stattgefunden. Die Ursachen der Fehden sind meistens auf Verletzungen von Besitzrechten und von Tabus, auf persönliche Beleidigungen und Blutrache zurückzuführen. „Generationen arbeiten daran, Flecken von der Ehre ihrer Vorfahren abzuwaschen", sagt Ratzel. Die Kriege haben immer einen blutigen Ausgang; der Feind wird ausgerottet, die Verwundeten werden gequält, und zuletzt totgeschlagen, die wenigen Kriegsgefangenen werden den Göttern geopfert und verzehrt.

Die direkte Eliminierung des Feindes erscheint hier zweckmäßiger und führt bei den Verhältnissen des ozeanischen Milieus besser ans Ziel.

Die oben geschilderten Tatsachen berechtigen uns zur Annahme, daß die Schwäche und die Unbeständigkeit der politischen Einrichtungen und der Mangel an Staaten bei den ozeanischen Völkern hauptsächlich auf Ursachen geographischen und populationistischen Charakters zurückzuführen sei: Die Engräumigkeit des Bodens stand der Entstehung des Staates als „bodenständigen Organismus" im Wege, die Inselnatur und die Uebervölkerung machten eine dauernde Unterwerfung und daher auch die Organisation der Herrschaft unmöglich[1]).

Da aber — abgesehen von den einheitlichen Horden der Feuerländer — jedes menschliche Aggregat, um als politische Individualität und Persönlichkeit[2]) zu existieren und zu wirken, eines gewissen Herrschaftsverhältnisses bedarf, so besteht ein solches auch bei den ozeanischen Stämmen.

---

[1]) Ratzenhofer schreibt den Mangel an Staaten bei den Ozeaniern der Kampfscheu zu. „Insbesondere scheint sich die Bevölkerung Ozeaniens diese Charakteristik (Kampfscheu) bewahrt zu haben.... Trotz vielfacher Wanderung ... kam es zu keinen Eroberungskämpfen, weil den Gemeinschaften der innere Antrieb zu einer Entwicklung fester politischer Institutionen fehlte." (Die soziologische Erkenntnis S. 135.) Obwohl wir an der Kampfscheu der primitiven Horden festhalten, so glauben wir uns doch berechtigt, zu behaupten, daß bei den Ozeaniern nicht der innere Antrieb fehlte, sondern die äußeren geographischen Zustände die politische Entwicklung gehemmt haben.

[2]) Es wird hier die Ausdrucksweise Ratzenhofers gebraucht. In seinem Werke: „Wesen und Zweck der Politik", Leipzig 1893, gibt er hierfür folgende Erklärung: „Der innere Zustand einer politischen Gemeinschaft ist die Folge ihrer Individualität; die Art, wie sich die Individualität im Verkehr und politischen Kampfe geltend macht, ist ihre Persönlichkeit." (I. B. S. 31.)

Bei der Schwierigkeit einer direkten und äußeren Unterwerfung sannen die polynesischen Politiker darauf, sich ihre Stammesgenossen durch indirekte Mittel dienstbar zu machen und gründeten notwendigerweise das Herrschaftsverhältnis auf der Religion und auf dem Aberglauben. Das Tabu war der große politische Kunstgriff der polynesischen Staatsmänner. An der Stelle des direkten, aus der Eroberung entstehenden physischen Zwanges, welcher vom Rechte des Stärkeren sanktioniert ist, tritt der indirekte, durch geistige Mittel erzielte moralische Zwang, welchem die religiösen Gesetze eine besondere Rechtskraft verleihen. Das Tabu durchsetzt das ganze Leben der niederen Stände, welche, Frauen inbegriffen, von den Strafen des Tabubruches meist getroffen werden, indes es den Adeligen fast immer gelingt, die schlimmen Folgen einer Tabuverletzung von sich abzuwenden. Der tabuierte Häuptling wird als heilig betrachtet. In Mikronesien darf sein Name nicht ausgesprochen werden, in Kusaie bedeutet sein Titel nichts geringeres als „Gott", auf den Salamons-Inseln ist selbst sein Schatten heilig und wer darauf tritt, wird zum Tode verurteilt. Welcher Eroberer von Weltreichen, welcher afrikanische Despot kann sich rühmen, die Besiegten tiefer gebeugt, sie besser bezähmt zu haben? Cedant arma fidei!

Wenn man an die großen Leistungen der europäischen Seenomaden (Wikinger und Normannen) als Staatengründer denkt, so ist es von Interesse, den Ursachen, welche die polynesischen Eroberungen auf dem australischen Kontinente hinderten, nachzuforschen. Als solche finden wir die nachfolgenden, vollkommen zureichenden und leicht verständlichen.

Wollte man auch bei dem Wandersinn und der Kühnheit der Polynesier von der großen Entfernung als einem Hindernisse absehen, so muß doch hervorgehoben werden, daß sich längs der der pazifischen Penetration ausgesetzten Ostküste Australiens eine Gebirgskette hinzieht, die besser als jede chinesische Mauer das Land vor den Angriffen seitens polynesischer Stämme vom Meere her schützt. Ueberdies ist das Eindringen ins Inland durch den Mangel schiffbarer Flüsse erschwert. Solche Umstände erklären uns zur Genüge, daß nicht nur jede Eroberung, sondern auch jeder Einfluß ozeanischer Kultur auf australischem Boden ausgeblieben ist. Natürliche Hindernisse sind auch in diesem Falle der Berührung heterogener Elemente und daher der Entstehung des sozialen Prozesses im Wege gestanden.

* * *

Die in die Soziologie einschlagenden Ergebnisse obiger Untersuchungen sind vor allem bezüglich der Untersuchungsmethode sozialer Erscheinungen sehr lehrreich. Die konkreten und natürlichen Objekte jeder soziologischen Untersuchung sind zunächst der Boden mitsamt den darauf lebenden Menschengruppen. Die verschiedene geographische Beschaffenheit des Bodens bedingt die Lebensweise und die Bewegungen der Menschen und ruft die Verschiedenartigkeit der sozialen Struktur hervor. Da die Bodengestaltung den Kampf der einheitlichen Horden je nach den Umständen fördernd oder hemmend beeinflußt und mithin mannigfaltige soziale Verbindungen herbeiführt, so muß

die Soziologie bei der Aufstellung sozialer Gesetze die große Bedeutung des geographischen Milieus in Betracht ziehen. „In der Politik wie in der Geschichtsschreibung“, sagt Ratzel, „beschäftigt sich die Auffassung, die den Boden vergißt, mit Symptomen statt Ursachen“ (Anthropogeographie, 2. Aufl., I. T., S. 76). Wenn Gustav Ratzenhofer, wie schon oben bemerkt wurde, die politische Schwäche der ozeanischen Völker der Kampfscheu zuschreibt, so konstatiert er bloß ein Symptom, dessen Ursache geographischer Natur ist.

Indem nun die jedes Eroberungskrieges entbehrende Geschichte Ozeaniens die Schwierigkeit einer dauernden Unterwerfung aufweist, liefert sie uns einen Beweis a contrario für die Richtigkeit der Staatslehren jener bahnbrechenden soziologischen Schule, derer Gründer und Hauptvertreter Ludwig Gumplowicz ist.

Aber noch manche wichtige Belehrungen bietet der Soziologie das Leben der Völker des Stillen Ozeans und zwar bezüglich der Art und Weise des sozialen Kampfes, sowohl des äußeren, der heterogenen Gruppen untereinander, wie auch des inneren zwischen den Individuen derselben Gruppe.

Hervorragende Soziologen, wie Ratzenhofer[1]) und Vaccaro[2]), halten noch an einer von der Vernichtung (Ausrottung, Anthropophagie) bis zu der Unterwerfung des Feindes fortschreitenden Entwicklung des äußeren Kampfes fest. Es sollte sich also um notwendige Entwicklungsstufen des Kampfes handeln. Die kulturell doch ziemlich hochstehenden polynesischen Stämme haben aber die Entwicklungsstufe der Vernichtung nie überschritten und verharren seit Jahrhunderten in derselben, als ob eine plötzliche Stagnation in der Entwicklung eingetreten wäre. Zeigt sich aber, daß die menschlichen Gruppen nicht immer dieselben Entwicklungsphasen durchmachen, sondern die einen bei der einen, die anderen bei der anderen Stufe stehen bleiben, und daß solche Phasen des Kampfes zeitlich coexistieren, so könnte man vielleicht auf den Gedanken einer Entwicklung verzichten und lieber anstatt von Phasen bloß von Formen des Kampfes sprechen und zwar in dem Sinne, daß jeder Stamm bei dem Zusammenstoße mit einem anderen die dem Milieu und seiner inneren Organisation passendste Form des Kampfes wählt. Wenn die direkte Ausrottung des Feindes vorteilhafter erscheint, dann triumphiert das Vernichtungsprinzip, wenn aber die praktischen Vorteile der Dienstbarmachung in einem gegebenen Milieu auffällig sind, so kommt man sofort auf die Idee der Unterwerfung. Je schwieriger aber der äußere Kampf durch Eroberung und Dienstbarmachung ist, desto drückender wird der Zwang, den die Stärkeren und Schlaueren auf die Schwächeren im Inneren der Gruppe ausüben[3]). Dieser Zwang besteht, wie oben bemerkt wurde, in der Ausnutzung der Stammesgenossen durch religiöse Mittel (Tabu). Daraus entsteht die politische Macht der Priester, Zauberer und Medizinmänner. Der innere Kampf ist grausam und unerbittlich, die Kohäsion des Stammes ist sehr locker, weil man sich vor Eroberern nicht fürchtet, die Individuen der Gruppe schädigen

---

[1]) Wesen und Zweck der Politik, I. B., S. 129 und f.

[2]) M. A. Vaccaro „Le basi del diritto e dello Stato“. Torino Bocca 1893, S. 62 und f.

[3]) Vergl. Vaccaro „Le basi del diritto e dello Stato, S. 161 e. f.

sich gegenseitig rücksichtslos, es blüht das Unkraut der religiösen unbeschränkten Ausbeutung und der Stamm läuft seinem Verderben entgegen. Daher das rasche Vergehen und die politische Schwäche der ozeanischen Völker.

Die polynesischen und melanesischen Stämme haben das möglichste in der Raumbeherrschung geleistet: sie haben den Stillen Ozean bewältigt und waren die Pioniere an der Grenze der Oekumene; haben einen zähen und rastlosen Kampf ums Dasein geführt: die Engräumigkeit des Bodens, die Unmöglichkeit einer weiteren Raumgewinnung und die Berührung mit einem zu hoch über ihnen stehenden fremden Kulturkreise hat ihren Rückgang und Untergang als tätige Rasse in der politischen Geschichte der Menschheit herbeigeführt.

Das Wiedererwachen alter Völker[1]).

Dr. Leo Sofer.

Der nationale Geist, der im vorigen Jahrhundert die großen Völker der Deutschen, Italiener, Magyaren, Griechen, Bulgaren, und Serben zu neuem Leben erweckt hat, hat seine weitere Werbekraft nicht eingebüßt. Er ist jetzt eifrig am Werke, eine Reihe anderer Völker national emporzuheben, die das Gemeinsame haben, daß sie, obwohl ihr Eintreten in die Geschichte weit zurückliegt, oft weiter als das der oben genannten Nationen, durch die Ungunst der Verhältnisse lange in ihrer Entwicklung aufgehalten wurden und jetzt erst bestrebt sind, das Versäumte nachzuholen. Die Ungunst lag bei den einen in der geographischen Lage, bei den anderen in der Nähe großer, kulturell hochstehender Völker, deren Einfluß sie sich nicht entziehen konnten, bei den dritten in dem Mangel an der politischen Begabung, der in der Rassenanlage begründet war. In der Regel beginnen diese Bestrebungen mit der Wiederbelebung der ihnen eigentümlichen Sprache, die oft ganz in Vergessenheit geraten war; sie setzen sich dann literarisch-kulturell fort, um bei einem gewissen Grade ins Politische umzuschlagen; manchmal ist der Gang der Entwicklung der entgegengesetzte.

Beginnen wir mit dem kleinsten Volke in diesem Kreise, mit den Rhaetoromanen. Sie sind die direkten Nachkommen des uralten rhätischen Kulturvolkes, das von den mächtigen Römern in blutigen Kämpfen, 11—12 v. Chr., unterworfen wurde. Einst zog sich ihr Gebiet von der Adria über Tirol, Vorarlberg und der Schweiz bis zum Rhein. Heute sind sie zum Teil germanisiert (Montavon, Vintschgau), teils italienisiert (Südtirol, Friaul). Dennoch sprechen heute noch rund hunderttausend Seelen romanisch, und gerade im letzten Dezennium breitet sich die Bewegung aus. Das Rhaetoromanische ist eine vollständige romanische Sprache, die als gleichberechtigte Schwester des Portugiesischen, Spanischen, Provencalischen, Altfranzösischen und Rumänischen dasteht; bis zu 70—80 pCt. entstammt ihr Wortschatz

---

[1]) Auf Wunsch des Autors bemerken wir, daß der vorliegende Aufsatz bereits im Dezember 1906 an uns eingesandt wurde. Die Redaktion.

dem Lateinischen. Sehr hinderlich ist ihrer Entwicklung die Verschiedenheit der einzelnen romanischen Dialekte. Hohe Gebirge scheiden die Wohnsitze des Stammes und bewirkten, daß die in ihren Tälern eingeschlossenen Rhäter im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Mundarten ausbildeten. Doch lassen sich drei größere Gruppen unterscheiden: das Ladinische, als die Sprache des Engadins, des Albula und Münstertales, das Churwelsche oder Rumontsch im Bündner Oberland, den Gebieten von Oberhalbstein und Schams, und das tiroler Ladinisch. Daß diese Zersplitterung der Entfaltung einer Literatur wenig förderlich war, liegt auf der Hand. So kam es, daß all das, was ursprünglich an geistigen Schöpfungen überhaupt hervorgebracht wurde, lange Zeit hindurch nur Gebetliteratur blieb. Heute verfügen die Rhaetoromanen bereits über etliche hundert Druckwerke jeglichen Inhalts, unter denen Belletristik und Wissenschaft in würdiger Weise vertreten sind. Jedes neue Jahr fördert frische Arbeiten zutage, vor allem lyrische, novellistische und philologische Schriften, und eine ansehnliche Kalenderliteratur (Liter. Echo). In Graubünden, wo es etwa 36000 Rhaetoromanen gibt, erscheinen die amtlichen Kundmachungen auch im Rhaetischen. Eine rhaeto-romanische Gesellschaft gibt alljährlich einen stattlichen Band „Annalas della Societa Reta-Romantsch“ heraus und auch für Schulbücher, Schauspiele und Volksschriften in der nationalen Sprache wird reichlich gesorgt. Nun ist auch eine neue Zeitung „H Grischun“ (Der Graubündner) gegründet worden, die wöchentlich einmal erscheinen soll. Damit hat diese Gruppe drei Zeitungen, zwei, den „Grischun“ und die „Gazetta Romantscha“ in der Oberländer Mundart und eine, das seit 1857 bestehende „Fögl d'Engiadina“, in der Engadiner Mundart. In Tirol gibt es Spuren uralten Ladinertums in Stubay, Oberinntal, im Stanzer Tal. Heute sprechen noch etwa 75000 Seelen ladinisch; davon wohnen 50000 im Stromgebiete der Noce (Nonstal und Sulztal) und 25000 in den Dolomitentälern, Fassa, Gröden, Enneberg, Buchenstein und Hayden (Ampezzo). Die Dolomitenladiner haben sich ein ausgesprochenes Stammesbewußtsein bewahrt, während bei den Noceladinern sich davon kaum etwas bemerken läßt. Die Ladiner haben für Tirol eine besondere politische Bedeutung dadurch erlangt, daß sie gleichsam einen Puffer zwischen Deutsch- und Italienisch-Tirol darstellen. Die Deutschen erkennen das Ladinertum an, es erscheint auch in deutscher und ladinischer Sprache ein Blatt, der Ladinerfreund (l'amik di Ladins), Herausgeber W. Moroder. Die Italiener dagegen reklamieren die Ladiner für sich. In wirtschaftlicher Beziehung repräsentieren die Ladiner an der Sprachgrenze den Makler, da sie gewöhnlich außer ihrer Muttersprache Deutsch und Italienisch verstehen. Sie gelten für sparsam, klug und berechnend.

Rein literarisch-kulturellen Charakter hat die Renaissance Südfrankreichs, deren Führer Fr. Mistral und C. Chabaneau (Histoire générale du Languedoc) ist. Kein Wunder, da Südfrankreich heute politisch ganz Frankreich beherrscht. Einen anderen Charakter trägt die engverwandte katalanische Bewegung, die Renaixensa. Vielerlei Blut hat sich in diesem Volke gemischt. Seinen Grundstock bildeten die Iberer, von denen Strabo die Beschreibung gab, sie seien mäßig im Lebensgenusse, träg in der Arbeit, stolz, von natürlicher Schlauheit, mutig in

der Verteidigung hinter Mauern, aber unbrauchbar zur offenen Feldschlacht. Zuerst trat nun die phönizisch-semitische Kolonisation hinzu, als die Karthager hier die Stadt Barcino gründeten, deren Andenken noch heute in dem Namen Barcelona fortlebt. Dann kam der großgriechische Einfluß, dessen glänzender Ausläufer Massalia war; und in der Römerzeit bildete Katalonien den Beginn und den Kern der spanischen Kolonie. Immer war Katalonien die Provinz, die von den von Norden her eindringenden Einflüssen zuerst, von denen des Südens zuletzt erfaßt wurde. So siedelten sich hier die Goten sogleich, die Mauren sehr spät an. Beider Gedächtnis lebt in der Namenkunde fort; denn Katalonien ist doch wohl als Gotaulanien zu deuten, und Barcelonas Hauptstraße, die rambla, hat ihren Namen von dem arabischen Worte ramla, d. h. Sandplatz, weil sie ein zugeschüttetes Flußbett war. Der fränkische Vorstoß vertrieb das Maurentum aus Katalonien; beim Verfall des karolingischen Reiches machten sich die fränkischen Grafen selbständig, und als einer von ihnen 1199 die Erbtochter Aragons heiratete, verschmolzen Katalonien und Aragonien zu einem Reiche. Höchst bezeichnend für die zähe Individualität der spanischen Stämme ist es, daß der Katalane noch heute dem Bewohner des eigentlichen Aragon, mit dem er doch nun durch eine 750jährige Geschichte verbunden ist, fremd gegenübersteht. Der mißtrauische, verschlossene, träge, fanatische, ackerbebauende Aragonese ist freilich von dem Katalanen sehr verschieden; was aber beide verbindet, ist der Haß gegen den Kastilianer, in dessen Hand Aragon-Katalonien im 15. Jahrhundert überging, dessen Herrschaft von Anfang an als Fremdherrschaft empfunden wurde. Der Gegensatz ruhte nie; er empfing aber neue Nahrung, als in einem Haine bei Avignon Frédéric Mistral, der Dichter des „Mirèio", Roumanille und eine Anzahl anderer Dichter den Bund der Felibres gründeten, der sich die Aufgabe stellte, die alte, selbständige Kultur, Sprache und Dichtung der Provence neu zu beleben. Bald schlug diese Bewegung vom Süden Frankreichs her über die Pyrenäen, denn Provencalen und Katalanen sprechen engverwandte, vom Spanischen, d. i. Kastilianischen weit abweichende Schwestermundarten. Das Katalanische wird als ein Zweig des Lemosinischen charakterisiert, und seine Herrschaft erstreckt sich nördlich bis Andorra und Roussillon, südlich bis Valencia, östlich bis zu den Balearen und Sardinien (Alghero); auch die spanischen Juden in Saloniki sprechen katalanisch. Im Mittelalter hatte es bereits eine eigene Literatur gegeben, deren größter Name wohl der Scholastiker Raimundus Lullus ist; jetzt wird die alte Sprache neu gepflegt; 1859 wurden nach dem Muster der Provence die katalanischen Blumenspiele, Jochs florals, ins Leben gerufen, und in Balagua Verdagues und Falp y Plana hat die neukatalanische Literatur namhafte Vertreter gefunden (Otto Leonhardt). So drückten sich die natürlichen Gegensätze literarisch aus; Zeitungen (L'Avence, Joventut) entstanden, die den katalanischen Standpunkt auch politisch vertraten.

Von Madrid aus versucht man diese Bewegung zu ersticken. Die Gewaltmaßregeln der Regierung führen jedoch dem Katalanismus immer neue Elemente zu und entziehen ihr die Sympathien derjenigen, die die Verwirklichung der autonomistischen Ideale durch den spanischen Staat für möglich hielten. Das vornehmlichste Streben des Katalanismus

ist von jeher auf die Erringung der für seinen ökonomischen und kulturellen Fortschritt unentbehrlichen Dezentralisierung gerichtet gewesen, denn Katalonien ist immer fortschrittlich gesinnt gewesen. Speziell Barcelona, eine moderne Industriestadt, ist immer zu den größten Opfern bereit, um Reformen durchzusetzen, stößt aber auf den Widerstand der Regierung. Keines seiner Projekte, die Errichtung eines Freihafens oder die Reform des Universitätswesens, wurde genehmigt. Die Errettung von den chronischen Uebelständen sieht Katalonien in der Dezentralisierung, und schon vor Jahren wurde das maßgebende Programm, die bases de Manresa, aufgestellt. Demnach verlangt Katalonien: Selbstverwaltung der Provinz, katalanische Stände und Anerkennung des Katalanischen als Landessprache. Der Zentralregierung verbleibt das Militär- und Marinewesen, die auswärtigen Angelegenheiten und die öffentlichen Arbeiten. Im Mai 1906 fand ein katalanischer Tag, Festa de la Solidaridad Catalanu, statt. Es waren Delegierte von 900 katalanischen Städten und Dörfern, sowie von Valencia und den Balearen erschienen; außerdem waren hunderte von Arbeiter-, Gesangs- und politischen Vereinen vertreten. Die Presse war durch 120 Zeitungen vertreten. Alle Parteien (Katalanisten, Föderalisten, Republikaner und Karlisten) hatten sich zu einer gemeinsamen Kundgebung vereinigt, und alle trugen sie das katalanische Abzeichen, vier rote Balken im gelben Feld. Vielleicht findet der Ausspruch Salmerons seine Erfüllung, daß die katalanische Solidarität fortbestehen möge, auf daß Katalonien die Aufgabe erfüllen kann, welche ihm in der Wiedergeburt Spaniens zufällt.

Verlassen wir nun den romanischen Volkskreis und wenden wir uns dem Schicksale eines germanischen Volkes, der Vlamen, zu. Die belgischen Vlamen haben mit dem Franztum zu kämpfen. Schon unter der französischen Herrschaft (1795—1815) wurde romanisiert. Dann kam eine Pause, bis mit der Gründung des unabhängigen Belgiens (1830) wieder die Herrschaft des Französischen einsetzte. Der erste Widerstand kam von Jan Frans Willems (1840), der eine von 214 Gemeinden unterzeichnete Eingabe an die Kammer machte, in der er gleiches Recht für die niederdeutsche Sprache verlangte. Es währte aber noch bis 1863, bevor Jan de Laet das erste vlämische Wort in der Volksvertretung sprach. Im Jahre 1849 war in Gent der erste jener niederländischen Sprachen- und Literaturkongresse gehalten worden, die seitdem jede zwei Jahre abwechselnd in Nord- und Süd-Niederland zusammenkommen und ein Zentrum der vlämischen Bewegung bilden. In diesen Jahren begann das Erwachen der Vlamen. Männer, wie Snellaert, Blommaere, Prudens van Duisze, Jan van Beers, schufen eine kräftige nationale Dichtung. Zeitungen und Zeitschriften entstanden, Kampfvereine bildeten sich und das vlämische Volkstum begann sich zu entwickeln. Aber erst im Jahre 1898 wurde die vlämische Sprache durch die Gesetzesvorlage Coremans de Vriendt der französischen gleichgestellt. Fast ein halbes Jahrhundert dauerte also der Kampf, der aber auch heute noch nicht entschieden ist, da viele der Gleichstellungsgesetze nur auf dem Papiere stehen. Das ganze Beamtenwesen, die höhere Geistlichkeit, das Lehrwesen in Belgien ist in französischen (wallonischen) Händen. Am Postschalter, in den Eisenbahnen, überall wird amtlich französisch gesprochen,

obwohl die Wallonen die Minderheit sind. Der mittlere und höhere Unterricht ist nahezu ganz französich, und der Hauptwunsch der Vlamen, eine Universität, ist bis heute nicht erfüllt. Belgien hat sieben Millionen Bewohner, davon sind vier Millionen Vlamen. Von diesen reden drei Millionen nur vlämisch, die übrigen auch französisch und deutsch. Die Verhältnisse werden sich erst dann ändern, wenn die gebildeten Vlamen selbst ihre Sprache mehr schätzen werden. Die Schriftsprache ist von jeher echt niederländisch gewesen, mit besonderen Elementen vermischt. Die vlämische Literatursprache zeigt ein besonderes kerniges, frisches, durchaus kulturelles Gepräge. In allen Künsten haben die Vlamen Großes geleistet. Die Dichter Conscience, van Beers, Gezelle, Pol de Mont, Streuvels, die Musiker Benoit, Tinel, Bokr, die Maler Stevens, Courtens, de Vriendt, Verstraete, die Bildhauer Lambeuse, van der Stappen, Dilkens, Minne seien genannt. Auch Maeterlink ist Vlame, wenn er auch französisch schreibt. Die moderne vlämische Literatur ist verhältnismäßig stärker als die holländische. Es gibt 33 Tagesblätter, z. B. Handelsblad von Antwerpen, Vlaamsche Gazette und 330 Wochenblätter in vlämischer Sprache. Der „Allgemeen Nederlandsch Verbond“ mit 1300 Mitgliedern sucht politisch weitere Kreise zu erwecken. Ihm arbeitet die „Association flamande pour la Vulgarisation de la Langue française“ entgegen, Vlamen, die das vlämische Volk dem Franzosentum zuführen wollen. (Hamburg. Nachrichten.)

Nahe ihrem Ziele sind die Finnländer. Alexander I. hatte ihnen auf dem Landtage von Borgo zugesichert, daß ihre Angliederung an Rußland nur in Form einer Realunion geschehen solle, und auch die schwedischen Grundrechte feierlich beschworen. Diese Grundsätze wurden auch festgehalten von 1809—1899. Erst als die russische Bureaukratie mit der baltischen Russifizierungspolitik ihren Appetit gesteigert hatte, griff sie nach Finnland hinüber, wobei auch der Wunsch nach skandinavischem Territorium mit seinen eisfreien Häfen und reichen Erzfeldern mitgespielt haben mag. Die eiserne Hand Bobrikoffs lastete auf Finnland, bis Schaumann das Land von seinem Peiniger befreite. Die Niederlage Rußlands in der Mandschurei bewirkte, daß Finnland seine alten Rechte wieder erhielt. Parallel mit diesen politischen Kämpfen gingen die kulturellen, bei denen namentlich der Name Snellman genannt werden muß. Johann Wilhelm Snellman wurde am 12. Mai 1806 geboren — im Mai 1906 feierte ganz Finnland den hundertsten Jahrestag der Geburt dieses Mannes, der im Laufe eines langen Lebens für die nationale Entwicklung seines Volkes gekämpft hatte. Das erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts gab Finnland viele hochbegabte Söhne, Lönrot und den nationalen Dichter J. L. Runeberg; Snellman war ein Philosoph der Herder’schen Richtung und als solcher bis an sein Lebensende von der Idee einer in der Völkergeschichte sich offenbarenden Vernunft erfüllt. Die vernünftige Volksseele müsse sich vor allem in der Nationalität bekunden. Nur eine materielle Kultur in einer eigenen Nationalsprache könne einem Volke eine historische Daseinsberechtigung geben. So wurde Snellman ein begeisterter Vorkämpfer der Nationalitätsidee; kräftig und unermüdlich predigte er die Notwendigkeit des Erwachens des finnischen Volkes. Er trat dafür ein, daß das Finnische zur Kultursprache erhoben, daß

es die Sprache der Verwaltung und der höheren Bildung werde. Groß waren die Veränderungen, die Snellman im Laufe seines Lebens — er starb 1881 — auf diesem Gebiete sich vollziehen sah. Das Finnische hat seine vollen Rechte erlangt und wird mit jedem Jahre mehr die vorherrschende Sprache in der Verwaltung Finnlands. Die Zahl der höheren finnischen Schulen hat sich gewaltig vermehrt und die finnische Literatur ist im schnellen Wachstum begriffen. Snellman selbst schrieb immer schwedisch und war der schwedischen Sprache und Kultur von Herzen ergeben; er dachte mehr an eine freiwillige, nicht an eine erzwungene Entwicklung der finnischen Kultur. Der Snellmantag wurde in ganz Finnland festlich begangen; etwa 25 000 Personen änderten, um Snellman zu ehren, ihre Familiennamen, d. h. sie übersetzten ihren Namen aus dem Schwedischen ins Finnische, eine Art der Ehrung, die vielleicht nicht am Platze war, aber einen deutlichen Ausdruck dafür gab, daß nach der Verdrängung der Russen der friedliche Kampf gegen das Schwedische die nächste Losung sei. Der Streit zwischen Svecomanen und Finnomanen ist entsprechend dem ungleichen Kräfteverhältnis längst zugunsten der letzteren entschieden worden. Das Schwedische, das zur Zeit Snellmans die alleinherrschende Sprache war, ist heute neben dem Finnischen, das seinen Platz einnahm, nur geduldet. Die Schweden bilden etwa 12 pCt. der Gesamtbevölkerung, die drei Millionen fast erreicht hat. Der große Anteil der Schweden an der finnischen Kultur drückt sich aber dadurch aus, daß 1897 neben 80 finnischen Zeitungen und Zeitschriften 55 schwedische bestanden. Der Religion nach sind 98 pCt. protestantisch. Mit Ehrlichkeit und Gastfreiheit, Treue und Beharrlichkeit und einem empfindlichen Sinne für persönliche Freiheit und Unabhängigkeit verbinden die Finnen Starrsinn, Rachsucht und Unbarmherzigkeit.

In ihren Anfängen steht die Bewegung erst bei den Letten und Esthen. Letten und Esthen sind nach Abstammung und Sprache voneinander verschieden, verstehen einander nicht und vermischen sich wenig. Sobald man aus dem lettischen ins esthnische Livland kommt, fällt einem rein äußerlich schon ein Unterschied auf: die Letten wohnen getrennt in Einzelhöfen, die Esthen in dorfähnlichen Siedelungen enger beieinander, die Letten sind behäbiger, breiter, mehr den Kleinrussen ähnlich, die Esthen zäher, kleiner, betriebsamer. Man hat schon lange die Beobachtung gemacht, daß die Sprachgrenze sich in Livland nach Süden zugunsten der Esthen verschiebt und daraus den Schluß gezogen, daß die Esthen tüchtiger und selbstbewußter sind als die Letten. Die Letten bilden eine Abteilung der letto-slavischen Familie, zu der auch die Littauer und die alten Preußen gehörten. Sie bewohnen Kurland und den südlichen Teil von Livland und zählen etwas über 800 000 Köpfe. Da auch Letten in einem Teile des Gouvernements Witebsk wohnen, so wird das Lettische von etwa 900 000 Personen gesprochen. Die Esthen, welche das nördliche Livland, Esthland und die Inseln im rigaischen Meerbusen bewohnen, gehören dem finnisch-ugrischen Stamm an, wie die Finnen in Finnland und die Magyaren. Sie sind mindestens ebenso zahlreich wie die Letten. Die Zahl der Deutschen in allen drei Provinzen beträgt kaum 300 000. Hie und da liegen im Lettischen deutsche Sprachinseln eingesprengt, darunter als die größten jene von Riga, Windau, Libau und

Dünaburg; auch bis in die finnischen Lande erstreckt sich die deutsche Sprache, so bis Dorpat, Reval. Der Religion nach sind drei Viertel lutherisch; die griechisch-orthodoxe Religion macht trotz aller Anstrengungen, die seit 60 Jahren gemacht werden, keine Fortschritte; dagegen macht das Herrnhutertum unter Letten und Esthen Eroberungen, als Protest gegen das „deutsche“ Luthertum.

Denn Letten und Esthen, so verschieden ihr Denken und Fühlen ist: der Haß gegen die Deutschen eint sie. Es ist der Haß gegen das Herrenvolk, das, obgleich nicht zahlreich, durch Kultur und Grundbesitz bis jetzt die Zügel in der Hand hatte. Dem deutschen Adel, kur- und livländischer Abkunft, gehörte in Kurland fast die Hälfte der Gesamtbodenfläche, in Livland fast ein Drittel. Zu den Grundbesitzern gehören auch die lutherischen Pastoren, die gleich den Adeligen als die „Kirchenherren“ verfolgt werden. Im Jahre 1819 wurde die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben, allein noch bis zum Anfange der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts blieb die Fron erhalten. Bei manchen älteren Leuten mögen die Erinnerungen an diese Zeit zur Erbitterung, die sich in dem Ausbruche der baltischen Revolution äußerte, beigetragen haben. In wirtschaftlicher und kultureller Beziehung haben die Letten und Esthen den deutschen Grundbesitzern viel zu verdanken. Auch kam ihnen zustatten, daß die Besitzer durch Landesgesetz verhindert waren, die Bauernländereien einzuziehen, infolgedessen der Uebergang derselben in den Privatbesitz der Bauern gefördert wurde. Die Provinzialverwaltung liegt in den Händen der Landtage, die in der Hauptsache aus dem grundbesitzenden Adel zusammengesetzt sind, während die nichtadeligen Grundbesitzer wohl Sitz, aber kein Stimmrecht haben; im livländischen Landtag ist die Stadt Riga (300 000 Einwohner) nur als Eigentümerin großer Ländereien vertreten. Diese veraltete Verfassung noch nicht reformiert zu haben, ist jedenfalls eine große Schuld des Adels. Ehe die wilde Russifizierung unter Alexander III. einsetzte, waren die Einrichtungen folgende: die Bauern hatten ihre eigene Gemeindeverwaltung, die Unterrichtssprache in den Volksschulen war lettisch oder esthnisch, ebenso bei den unteren Gerichten. Mit den Russifizierungsbestrebungen kamen auch die Verhetzungen der Esthen und Letten gegen die Deutschen, welche die Regierung auch entnationalisieren wollte. Als dann infolge des Krieges gegen Japan und der Wirren in Rußland der Absolutismus Bankerott machte, gingen die vielfach von sozialdemokratischer Seite aufgestachelten Letten gegen die Besitzenden, d. h. gegen die deutschen Grundbesitzer vor. Die Esthen hielten sich mehr zurück, und außer in Reval sind arge Ausschreitungen nicht vorgekommen. Leider fielen der Revolution außer Menschenleben viele wertvolle Kulturschätze auf den deutschen Herrensitzen, zumal die Bibliothek des Pastors Bielenstein zum Opfer; dieser greise Forscher war mit seinen Brüdern der bedeutsamste Forscher auf lettisch-sprachlichem und geschichtlichem Gebiete. Die Kontrerevolution hatte den hochfliegenden Plänen einer „lettischen Republik“ bald ein Ende gemacht. Trotzdem machen die Letten in der Eroberung der Gemeindeverwaltungen der großen und kleinen Städte große Fortschritte; selbst in Riga konnten die Deutschen nur durch ein Bündnis mit den Russen ihre Stellung behaupten. Der Schluß ist klar: die Deutschen spielen in den baltischen Provinzen

dieselbe Rolle, wie die Schweden in Finnland; sie werden aus den Herrschenden zu den Geduldeten werden. In die erste Duma wurden aus den baltischen Provinzen keine Deutschen, sondern neun Letten, sechs Esthen und ein Jude entsendet.

Ein aufstrebendes Volk sind die Ruthenen (Kleinrussen), oder wie sie selbst genannt werden wollen, die Ukrainer. Auf drei Staaten verteilt, Oesterreich, Ungarn und Rußland, bereiten sie sich neuerdings mit allem Eifer auf eine politische Rolle vor. Am trübsten ist in politischer Beziehung ihre Lage in Ungarn; was sich nicht dem Magyarentume ergeben will, wandert aus, und die Zurückbleibenden vegetieren. Am höchsten steht ihr Stern momentan in Oesterreich, im besonderen in der Bukowina, wo sie mit Erfolg der Rumänisierung sich erwehren. Gegen die polnischen Brüder in Galizien führen sie einen verzweifelten Kampf, in dem sie bis jetzt der überlegenen Staatskunst der Polen unterlagen, so auch zuletzt bei der Wahlreform für den österreichischen Reichsrat; trotzdem sind sie auch hier, in zahlreichen Siczvereinen organisiert, im Fortschreiten begriffen. In Rußland schossen im Südwesten des Landes zur Zeit der ersten Duma überall ukrainische Vereine und Zeitschriften auf. War doch bis zur Duma die ukrainische Sprache als solche verboten. Dafür saßen in der ersten Duma gleich 62 Ukrainer, entsendet von ungefähr 30 Millionen Volksgenossen. In Galizien und der Bukowina leben 3½ Millionen und in Ungarn 400 000. Der Religion nach gehören sie zum größeren Teile (Rußland) der griechisch-orthodoxen, zum geringeren Teile (teilweise in Oesterreich und Ungarn) der griechisch-unierten (katholischen) Religion an. Die Sprache der Ruthenen ist sowohl von der polnischen als auch von der russischen verschieden; das Alphabet ist das russische, jedoch haben die Ruthenen eine eigene Orthographie. Sie sind auch ethnologisch differenziert. Nach Lamansky sind die Ukrainer Brachycephalen mit einem Index 82,3, während er bei den übrigen Slaven 80 nicht übersteigt. „An Körpergröße nehmen die Kleinrussen die erste Stelle unter den Slaven ein. Die am meisten charakteristische Haarfarbe ist die dunkelblonde, die verbreitetste Augenfarbe die graue. Der Charakter der Ukrainer bietet viel Originelles dar, welches sie ziemlich schroff von der Sphäre der übrigen slavischen Stämme abhebt. Die Unfähigkeit, sich zu konzentrieren, führt den Kleinrussen zur Schwärmerei und die letztere bietet ihm Nahrung zu seinem reichen poetischen Schaffen. In der schöpfenden Kraft des Kleinrussen offenbaren sich vor allem seine ästhetischen Neigungen, die einen bemerkenswerten Charakterzug bilden. Die Vorliebe für das Schöne durchdringt tatsächlich das ganze Leben des Kleinrussen. Außer der Sphäre seines poetischen und musikalischen Schaffens ist sie wahrnehmbar in seiner Tracht, Behausung und in der Liebe zur Natur, die sich z. B. in der sorgfältigen Gartenpflege — jener unausbleiblichen Zugehörigkeit des kleinrussischen Hauses — zeigt, schließlich in dem Fehlen des Zynismus in seiner Rede und in seinem Verhalten. Diesem Charakter fehlt Energie und Willenskraft, die bei ihm durch Eigensinn ersetzt sind; er wird nicht leicht einen einmal gefaßten Beschluß ändern und stimmt nicht mit einer fremden Meinung überein. Die Charakterweichheit, verbunden mit einem unpraktischen Sinn, hatten während der Widerwärtigkeiten seiner Geschichte Leiden und Bedrückung und Erfolg-

losigkeit über ihn gebracht, was sich auch in der Schwermut seiner Poesie und noch mehr in der Melodie widerspiegelt. Dieselben Widerwärtigkeiten sind Ursachen der Verschlossenheit, der Zurückhaltung, die zuweilen in eine Art Schlauheit übergeht und überhaupt der Entwicklung der diplomatischen Begabung."

Die Ukraine, der Südwesten Rußlands, erfreute sich früher einer gewissen Selbständigkeit gegenüber Rußland. Der letzte größere Versuch, sie zu behaupten, fand unter dem Hetman Iwan Mazepa und dem Saporožer Heerführer Hordijenka statt. Als der schwedische König Karl XII. nun in einen Krieg mit Polen, Dänemark und Rußland verwickelt war, verband sich Mazepa mit ihm. Peter der Große, als Oberhaupt des heiligen Synod und der demselben unterstehenden Kirchen, erließ ein Manifest gegen Mazepa, „der sich mit den protestantischen Schweden verband, um die orthodoxe Kirche zu stürzen". Der Zar versprach, das Volk von allen Steuern und Lasten zu befreien, ließ den ukrainischen Hetman aus der orthodoxen Kirche exkommunizieren und in sämtlichen Kirchen gegen ihn predigen. Die unglückliche Schlacht bei Poltawa bereitete den Bestrebungen Mazepas und Hordijenkas ein tragisches Ende. Der Hetman und sein Anhang gingen ins Ausland, manche wanderten nach Schweden aus. Von der einstigen Autonomie der Ukraine blieb nur ein Schatten. Selbst diese Selbstverwaltung hob jedoch die Zarin Katharina im Jahre 1764 auf und die Ukraine wurde unter dem offiziellen Namen „Kleinrußland" dem russischen Reiche einverleibt und in Gouvernements eingeteilt. Der Saporozer Sitsch wurde aufgelöst und 1783 in der ganzen Ukraine der Frondienst eingeführt. Die ruthenische Intelligenz wurde deportiert oder ging freiwillig ins Exil; die ruthenischen Schulen wurden entweder aufgehoben oder in russische verwandelt. Mit dem Wirken des Dichters Iwan Kotlarewskyj, mit der Veröffentlichung der Travestie der Aeneis 1798 beginnt eine neue Periode der ruthenischen Literatur. Doch gleich legte sich die moskowitische Faust auf die Bewegung. So wurde in Rußland im Jahre 1863 die von Moratschewskyj hergestellte Uebersetzung der Bibel verboten. Dann folgte die gänzliche Proskription der ruthenischen Literatur und Sprache (Ukas vom Jahre 1876, auf Antreiben des Jussefowitsch), die erst durch die letzte Revolution über den Haufen geworfen wurde.

In Oesterreich besitzen die Ruthenen über 50 Zeitschriften, (darunter die Tageblätter Dilo, jungruthenisch, Haliczanin, altruthenisch und russophil, und die Ruthenische, jetzt Ukrainische Revue, der ich voranstehende Daten entnahm), Volksaufklärungs- und wissenschaftliche Gesellschaften (Schewtschenko Gesellschaft), eigene Lehrkanzeln an der Universität Lemberg (die die Ruthenen ganz für sich in Anspruch nehmen) und Czernowitz, fünf Mittelschulen und viele Volksschulen mit ruthenischer Vortragssprache. Im letzten Parlamente saßen sieben Ruthenen (Romanczuk, Wassilko, Kos, Basil v. Jaworskyi u. a.), im künftigen sind ihnen 30 Vertreter zugedacht; nach ihrer Kopfzahl gebührt ihnen etwa das Doppelte; aber die Polen wußten es zu vereiteln. Die Ruthenen fordern eine Autonomie für Ostgalizien und eine für die Ukraine.

Die russische Freiheitsbewegung beschränkte sich natürlich nicht auf Russen, Finnen, Letten, Esthen und Ruthenen. Alle Völker wurden,

wenn auch in verschiedenem Grade, von dem Streben nach Emanzipation ergriffen. Der russifizierende Drang seitens der Regierung erweckte unter den nichtrussischen Nationen das Streben zur nationalen Wiedergeburt, das oft im Geleite sozialistischer Strömungen sich äußerte. Die Mehrheit der nichtrussischen revolutionären Parteien berücksichtigten die nationalen und sozialen Ziele gleichzeitig. Hierher gehören die Grusiner (Georgier), die Armenier, Juden und Polen. Die georgische revolutionäre Partei ist mehr national gefärbt (sie gibt in Paris die Zeitschrift „La Georgie“ heraus), die Armenier dagegen sind mehr sozialistisch gesinnt. Die Juden spalten sich in die zionistische Bewegung, die mehr die bürgerlichen Elemente umfaßt und den „Bund“, der sozialdemokratisch gesinnt ist, und sich innerhalb der russischen Sozialdemokratie eine unabhängige Stellung gesichert hat. Die Bedeutung des „Bundes“ versteht die russische Regierung, die auf seine Tätigkeit mit Massenhinrichtungen und Schlächtereien à la Kischinew, Bialystok und Siedlce antwortet und die ganze revolutionäre Bewegung den Juden in die Schuhe schieben will. Die mächtigste polnische sozialistische Partei ist die P. P. S. (polnische sozialistische Partei), die in ihr Programm die Wiederaufrichtung Polens genommen hat (nach Sahorodnyi).

Schließen wollen wir diese Rundschau mit einer Betrachtung der keltischen Bewegung. Zu früh haben manche Ethnographen diesen Stamm auf den Aussterbeetat gesetzt. Der erste pankeltische Kongreß, der im August 1900 in Dublin stattfand, dürfte sie eines Besseren belehrt haben. Es bedienen sich heute in Irland, Schottland, Wales, der Insel Man und der Bretagne über 3½ Millionen keltischer Mundarten, die allerdings unter sich verschieden sind. Eine Hauptaufgabe des Kongresses war es, Vorarbeiten zu treffen für ein gemeinverständliches Idiom. In Wales sprechen Kymrisch (Welsch) etwa eine Million. Bis in die letzte Zeit war die Sonntagsschule der einzige Weg, auf dem der Kymre die Kenntnis seiner Muttersprache in ihrer literarischen, gedruckten und geschriebenen Form erlangen konnte. In den Elementarschulen wurde bisher den welschen Kindern nur das Englische beigebracht, das Kymrische diente lediglich als Erklärungsmittel, dem Unterricht in der kymrischen Sprache war eine Unterrichtsstunde in der Woche gewidmet. Mit diesem System wird jetzt allmählich gebrochen; die beiden nördlichsten Grafschaften Anglesey und Carnaroonshire machen den Anfang; in ihren Schulen wird mit dem Kymrischen begonnen und das Englische erst später gelehrt (Osthoff).

Doch hat die keltische Bewegung in Schottland und Wales keine politische Spitze, aus einem analogen Grunde, wie sie der provencalischen fehlt. Schotten und Walliser nehmen einen überwiegenden Anteil an der Regierung Englands, ob nun die Torys oder die Whigs am Ruder sind. Die keltische Bewegung ist hier mehr literarischen Charakters; besonders die Poesie wird gepflegt. Die Barden der britischen Inseln treten jedes Jahr zu einem feierlichen Kongreß „Gorsedd“ zusammen. Der letzte fand in dem schönen Eichenhain der Dyffrie-Wälder statt. Cadfan eröffnete in Vertretung des erkrankten Erzdruiden Hwfa Mon die „Eisteddfod“. In weißen und blauen Gewändern mit dem Gorseddbanner an der Spitze zogen die Barden auf, das Schwert und die Trompete mit sich führend. Auf einem Wagen

folgte das Hirlaishorn und im Hain verlas Cadfan die Proklamation. Alle Barden scharten sich um den Loganstein, das Gorseddschwert wurde ein Stück aus der Scheide gezogen und der Erzdruide rief laut: „Ist Friede?“ Darauf erklang dreimal die Antwort: Es ist Friede, und das Schwert wurde wieder in die Scheide gesteckt. Dann wurde dem Erzdruiden das mit Met gefüllte Horn gereicht, er trank daraus und gab es zurück. Am Nachmittag fand die feierliche Krönung des erfolgreichen Barden mit dem Eichenkranz statt.

Eine politische Spitze hat die keltische Bewegung in Irland und, wenn auch in geringerem Maße, in der Bretagne. Mit dem Anfalle der Bretagne an die Krone Frankreichs entfremdete sich zwar der Adel der Bretagne dem bretonischen Volksgeiste, die katholische Kirche blieb aber bretonisch, stockbretonisch. Sie redete mit dem Volke weiter in seiner Sprache, hegte und pflegte mit ihm alle die religiösen Besonderheiten seines Kultus, den Wunderglauben, die Heiligenverehrung, die an die Erscheinungen der Natur, an Quellen, geheimnisvolle Steine und Bäume geknüpft, ihren Ursprung in der alten heidnisch-keltischen Druiden-Mythologie haben und, vom Volke bis heute bewahrt, ein Stück seiner Seele und seiner Religion, das nur ihm eigen ist, ausmachen. Mit der ersten Revolution wurde der Städter französisch, französischer als vorhin der Adel; befreite sie ihn doch von dem Joche der Kirche. Der Adel dagegen, der sich mit dem Siege der Republik um seine konservativ-royalistischen Standesinteressen betrogen sah, hängte in der Bundesgenossenschaft der Kirche den alten bretonischen Mantel wieder um und suchte sich zu dem bretonischen Volke, das über Nacht in dem allgemeinen Stimmrecht der Souverän des Landes geworden war, zurückzufinden gegen den fortschrittlichen Geist des republikanischen Bürgertums. Er gründete einen Bund zur Pflege der keltisch-bretonischen Ueberlieferung und Kultur, die „Union Regionaliste Bretonne“; in Wahrheit betreibt dieser Bund nur antirepublikanische Politik und sucht unter der alten Losung: Breiz da virviken (Bretonisch auf immer) und dem alten Schlachtrufe: War-sav Breizig (Auf, Bretonen!) das bretonische Volk, den Bauer in erster Linie, gegen den französisch-republikanischen Geist einzunehmen. Seinen achten Kongreß hielt der Bund in der alten Bischofsstadt Saint Pol de Leon ab; die Plattform auf dem Markte zeigte die Wappen der fünf keltischen Völker, in der Bretagne, Irland, Wales, Schottland und auf der Insel Man. Das Ziel der Union sei, wie M. de l’Estourbeillon versicherte, eine moralische Autonomie, um das Einverständnis zwischen den keltischen Rassen zu sichern, und eine größere, freiere Bretagne in einem größeren Frankreich zu schaffen; aber die Gegenkundgebungen der Bürger der Stadt bewiesen, daß sie die antifranzösische Spitze herausfühlten.

Bretonisch im Sinne ethnologischer und zugleich kulturgeschichtlicher Eigenart gegenüber dem übrigen Frankreich ist heute nur das Landvolk und der Küstenbewohner; oder will man nach Ständen scheiden, der Bauer und der Seemann, der Adel und mit ihm die Geistlichkeit, und zwar diese heute mehr als je, nach der eben in Frankreich durchgeführten Trennung der Kirche von dem Staate. Die Religion gibt das Mittel ab, mit dem die Kirche Adel und Volk trotz ihrer gegensätzlichen wirtschaftlichen Interessen verbindet. Das Konkordat zwang

sie, französisch zu predigen; heute predigt sie bretonisch, der Fesseln ledig. So ist die bretonische Bewegung in den Departements Ille et Vilaine, Morbihan, Finistère und du Nord im Wachsen begriffen.

Die schöpferische Volksphantasie hat sich der dunklen Vergangenheit der Bretonen bemächtigt, sie oft sehr tiefsinnig dichterisch ausgestattet und ihr immer neue und geheimnisvollere Deutung gegeben. In den Heldenliedern und Balladen begegnen sie uns immer wieder, die Gestalten der alten Sage und Geschichte; der rätselhafte Merlin, bald als Mann, bald als Greis, als Sänger oder Weiser, der zuletzt spurlos verschwindet, und niemand kennt sein Grab; Lez-Breiz, dem Historiker als Graf Morvan von Leon nicht unbekannt und Nomenoë, der große Freiheitskämpfer des neunten Jahrhunderts, welcher die verhaßten Franken wie Hermann der Befreier die Römer durch „Barbarenlist" schlug; vor allen aber König Artur, der in sich die nationalen Hoffnungen der keltischen Rasse verkörperte, der, wie Kaiser Friedrich II., nicht gestorben ist, sondern nur in tiefster Verborgenheit schläft; und wenn sich droben schwere Kriegswolken zusammenziehen, dann reitet er mit seinen Mannen über die Felsen der Montagnes Noires. Noch im Jahre 1870 sind aus den Reihen der bretonischen Mobilgarden die alten Arturlieder erklungen mit dem Refrain: Nein, König Artur ist nicht tot (G. F. Preuß).

Die Bretagner gelten als ehrlich, treu, aber hartnäckig; ihre têtes carées sind bekannt. Die versonnene, schwere und manchmal plumpe bretonische Art sticht von dem geistreichen, beweglichen und leicht auffassenden Franzosen sehr ab. Die geringe Meinung, die man ihm entgegenbringt, vergilt der stolze Bretone mit offener Abneigung gegen die französische Sprache, die ihm eine „fremde Sprache" ist, und gegen die Franzosen, die ein „gens du dehors" ist.

Gehen wir nun zu den gälischen Brüdern der Bretonen, zu den I r e n über. Der Gäle ist, sagt ein englischer Schriftsteller, William Sharp, der unter dem keltischen Pseudonym Fiona Macleod schrieb, ein Geschöpf, nicht ohne Humor und Frohsinn, gerne lachend, sorglos, standhaft, sanft und ungestüm zugleich, aber vor allem gestimmt auf elementare Leidenschaften, auf die Poesie der Natur und in jedem Nerv geschaffen aus dem Dunkel und dem Geheimnis seiner Umgebung. Die politischen Kämpfe der Iren sind bekannt; jetzt scheint eine Ruhepause eingetreten zu sein, die sowohl auf die Einführung der lokalen Selbstverwaltung als auch auf die Herrschaft der jetzt am Ruder befindlichen befreundeten liberalen Partei zu setzen ist. Im Jahre 1891 sprachen nur 642 000 Bewohner Irlands irisch (und englisch); die Kenntnis der Sprache zog sich auf den Westen und Südwesten des Landes zurück. Heute kann man ruhig die Anhängerschaft des Gälischen auf eine Million schätzen. Es ist erstaunlich, sagt ein Korrespondent der Münch. Allg. Zeitung, wie der Gebrauch des Gälischen unter den Iren zugenommen hat (1906). Vor zwanzig Jahren etwa fragte ein Engländer einen Iren, wie viele von den nationalistischen Abgeordneten irisch sprechen könnten. Die Antwort war: kein einziger. Das Irische war damals ausschließlich die Sprache der ungebildeten Klassen; wer es im Leben weiter bringen wollte, war gezwungen, Englisch zu lernen. Eine irische Literatur gab es nicht. Das ist jetzt völlig anders geworden. In den letzten zwei Jahrzehnten ist eine

irische Sprachenbewegung entstanden, ganz ebenso, wie im vorigen Jahrhundert die tschechische und die slovenische Sprachenbewegung. Die irische Sprachenbewegung beginnt etwa mit dem Jahre 1890. Sie nimmt ihren Ausgang mit dem politischen Zusammenbruche Parnells. Die nationalistische Partei fiel danach auseinander; aber gerade das Ende der politischen Diktatur Parnells kam der nationalen Entwicklung zugute. Bisher war sie ausschließlich auf die politischen Ziele beschränkt gewesen; jetzt ging sie in die Breite, die Geister wurden freier und die junge Generation stürzte sich auf die Literatur. Heute gibt es eine zahlreiche Gruppe irischer Schriftsteller und Dichter; irische Theater sind gegründet worden, und schließlich entstanden die Gälische und die Pankeltische Liga, die systematisch die Förderung der Sprache betreiben. Selbstverständlich schließen alle diese Vereine angeblich jeden politischen Zweck aus, aber sie dienen ihm in letzter Linie doch. Die Zahl der irisch geschriebenen Adressen ist in letzter Zeit ganz außerordentlich gestiegen. Neulich aber schickte die gälische Liga 700 Pakete auf einmal auf das Dubliner Postamt und selbstverständlich mit irischen Adressen. Das Postamt schickte sie zurück und berief sich auf eine Verordnung, wonach die Adressen deutlich in englischer Sprache in den üblichen Schriftzeichen geschrieben sein müssen. Die gälische Liga beruhigte sich nicht. Sie berief sich darauf, daß in den Bezirken von Wales, wo die walisische Sprache herrscht, oder die zweisprachig sind, die Postbeamten genug walisisch verstehen müssen, um Postsachen spedieren zu können. Das Postamt erwiderte, es müsse sich erst von der Notwendigkeit überzeugen, ehe sie die Postbeamten in Irland eine Prüfung im Irischen ablegen lasse. Die Sache kam im Parlament durch den Iren Redmond zur Sprache; der Generalpostmeister antwortete, er habe die größten Sympathien für die gälische Liga, aber die Uebersetzung der gälischen Adressen sei zu zeitraubend; hoffentlich aber würde Mr. Redmond die Sache nicht so weit treiben, ihn im Parlamente auf Irisch anzusprechen.

Vielleicht irrt der Mann, und wir erleben irische Reden im englischen Parlamente. Denn der keltischen Bewegung, bei der in dem jetzigen Stadium das historische und künstlerische Element vorwiegt, kommt zugute, daß die englische Literatur und Kunst in den letzten Jahrzehnten wenige oder gar keine glänzende Leistungen aufzuweisen hat. Sie hat den Iren nichts zu bieten, vermochte sie nicht anzuziehen und war deshalb nicht in der Lage, jene Bewegung, so lange sie eine literarische blieb, zu absorbieren. Von den neueren englischen Schriftstellern sind in Deutschland in letzter Zeit wohl am meisten Oskar Wilde und Bernhard Shaw genannt worden. Beide sind Iren. Einer der besten englischen Maler der Gegenwart ist John Lavery. Er ist Ire. Das künstlerische Temperament der Kelten fängt an, sich geltend zu machen. Und sieht man genauer zu, so findet man, daß auch etwas weiter zurück im vorigen Jahrhundert die Kelten nicht eine unbedeutende Rolle gespielt haben. John Ruskin war ein Schotte, Burne-Jones, der Präraffaelit, ein Walliser, ebenso der verstorbene G. F. Watts und der Schriftsteller George Meredith. Aber was den Unterschied macht, ist, daß die heutigen Jung-Iren sich ihrer Rasse und Nationalität bewußt sind und sich gerade gegenüber dem Engländertum zur vollen Geltung bringen wollen. Und sie haben

den Erfolg zu verzeichnen, daß manch einer der älteren Generation, der sich bisher als Engländer fühlte, in ihr Lager übergegangen ist.

Neuerdings greift die gälische Bewegung auch in Nordamerika um sich, wo einige Millionen Iren leben. Die Iren sind bekanntlich zum allergrößten Teile Katholiken. Für den nationalen Charakter der jung-irischen Bewegung ist es bezeichnend, daß ein großer Prozentsatz ihrer Führer Protestanten sind.

Wir sehen also, daß der individualistische Geist, nachdem er bei den großen Nationen sein Werk getan hat, auch bei den kleinen an der Arbeit ist und sie rastlos zur Separation treibt. Jeder treue Sohn seines Volkes wird dies nur begrüßen. Aber auch vom allgemeinen Standpunkt kann man nur damit sympathisieren, da die Erfahrung zeigt, daß nur nationale Kulturen lebenskräftig und schöpferisch sind. Mischkulturen treiben manchmal schöne Blüten, aber sie gehen nach kurzem Bestande zugrunde.

Ich habe in dieser Studie mich rassetheoretischer Bemerkungen enthalten. Wenn man aber diese ganze Bewegung mit einem Blicke umfaßt, so kann man sich nicht der Erkenntnis verschließen, daß sie trotz der verschiedenen Schauplätze ein Gemeinsames bedeutet, nämlich: Die Emanzipation der brachycephalen Rasse von der Vorherrschaft der Dolichocephalen, wobei ich mir der relativen Gültigkeit dieses Urteils bewußt bin.

Wohlstand und Auslese in der höheren Schule.

Dr. Fritz Kühner.

Die folgenden Untersuchungen nehmen die deutsche Rassemischung zunächst als Tatsache hin. Bevor man einen rasseauslesenden Faktor entdeckt, wird man festzustellen haben, ob die höhere Schule einen allgemein auslesenden Einfluß der Gesamtmenge der deutschen Jugend gegenüber ausübt.

Nach meiner Ansicht tut sie das so gut wie nicht. Willens- und Kunstbegabung sind ihrem System grundsätzlich fremd. Ob ein Knabe zum Befehlen, Organisieren, zu künstlerischer oder sonstwie spezieller Tätigkeit befähigt ist, vermag sie nicht zu erkennen und will es auch nicht: Diese Menge unerlöster Energie erstickt in den erdrückenden Hemmungen gleichgültiger Dinge und erfährt vielfach jene Verschiebung nach einer irrigen Seite, von der sich der junge Mensch erst nach schweren Opfern an Zeit, Geld und Enttäuschungen zu befreien, sich neu zu entdecken vermag. Etwas befremdlicher ist es schon, und eine notwendige Folge unserer kapitalistischen Wirtschaftsform, daß die höhere Schule auch bei den Elementen der Jugend keine Auslese vollzieht, die gerade für die Schule, für das abstrakte Wissensaufnehmen befähigt sind: denn die höhere Schule ist nur für die Bemittelten da. Der unendlichen Variationsfähigkeit in allen Gesellschaftsschichten steht sie fremd gegenüber. Sie hat kein Bewußtsein dafür, daß für sie hochwertige Elemente täglich durch Wirkung der Germinal-Selektion entstehen müssen und durch ihre Gleichgültigkeit jener Lebenssteigerung zum Besten der Allgemeinheit

entbehren, die gerade sie zu geben vermag: Der Steigerung des Theoretisch-Begabten mit normaler oder unternormaler Kunst- oder Willens-Energie. Sie hat ebensowenig Bewußtsein dafür, daß die Panmixie und regressive Auslese, die Erhaltung der Minderwertigen bei den degenerierenden Wohlhabenden fortgesetzt wirksam ist und Typen erschafft, die für sie selbst nur Hemmungen, für die Allgemeinheit im späteren Leben nur stagnierendes Menschenmaterial bedeuten. Sie liefert sich selbst der Herrschaft des „guten Tones" aus, der stets rasseverschlechternd wirkt. Sie erlaubt, daß der Reiche, unterstützt durch eine ganze Schutztruppe von Nebenmomenten (Privatunterricht, Kostenbestreitung bei wiederholtem Sitzenbleiben, fördernder Aufenthalt in Pension usw.) seine höhere Bildung immer noch wesentlich billiger kauft, als seinen Kraftwagen und sein Rennpferd.

Die Entwicklung der Industrie hat die bekannte riesige Verschiebung und Steigerung des Wohlstandes mit sich gebracht. Zehntausende von Kleinbetrieben industrieller und kaufmännischer Art sind zu Reichtum emporgekommen, auf Grund einer im wesentlichen gesund wirkenden Auslese, die aber zunächst nur dem Einzelmenschen (dem „Gründer") und nicht der Familie zu verdanken ist, denn geschlechtliche Zuchtwahl betreiben die Kommerzienräte ebensowenig als die Fürsten. Die Nachkommen dieses Reichgewordenen erstreben in zweiter und dritter Generation die höhere Bildung nur, weil sie zum guten Ton gehört, während der Stammvater, der Energiemensch, ihr niemals viel zu verdanken hat. In der dritten Generation setzt die Panmixie schon vielfach in auffallendem Maße ein, und die dritte Generation derjenigen, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in die Höhe gekommen sind, belagert heute in breitestem Maß die höhere Schule. Allerdings arbeiten diese Degenerierenden an ihrer Selbstausrottung durch künstliche Kinderbeschränkung; hier wirkt die Schlauheit der Dummen mit der wohltuenden Strenge eines Naturgesetzes; doch die Restbestände an Kindern, der Zahl nach gering, liegen dennoch als schwere Impedimenta auf der höheren Schule, weil eben der „gute Ton" sie gewaltsam alle hinführt. Die Entartung mag — wo sie überhaupt vorkommt — nur zur Hälfte auf Mißbrauch von erworbenem Luxus in rein materiellem Sinn beruhen; die andere Hälfte besteht aus den Geschwächten, denen jene gesteigerte Kultursensibilität angezüchtet worden ist, welche das derbe Grundkapital physiologischer Werte ebenso rücksichtslos auffrißt, wie Sekt, Weiber und jene Menge rasseverschlechternder Kulturerfordernisse, aus deren Zwangsgebiet der wohlhabende Stadtmensch sich nicht herauszureißen vermag. —

Es müßte, mit einem Wort, die höhere Schule nachgerade anfangen, gleichgültig dafür zu sein, woher sie ihr Material nimmt, vorausgesetzt, daß es für sie paßt. Wir haben heutzutage weder eine Herrenkaste noch eine Wissenskaste; das mag bedauerlich sein, aber selbst der Adel züchtet nur noch durch Blutauslese ohne Rücksicht auf physiologische Werte. Wir haben also auch kein Rekrutierungsgebiet für die höhere Schule, das ihr wesentlich zugehört. Daher bleibt in simpelster Weise nur die „freie Konkurrenz" nach dem Maßstab nicht der allgemeinen Befähigung, sondern zunächst nur der Schulbefähigung. Das ist nicht zuviel verlangt; die Energieformen des Willens und der Kunst bleiben dann immer noch unberücksichtigt. Es fehlte nur ein

ganz Geringes, nur ein ungünstiger Pendelschlag des Zufalles, daß Leute, wie der erstaunliche Abbé und der tiefbeklagte Woltmann um jene höhere Bildung gekommen wären, die ihrer Gehirnstruktur innerstes Bedürfnis war; für Tausende aus dem Volk aber wird dieser Pendelschlag zum Keulenschlag, der sie beiseite schleudert, um dem trottelhaften Sohn des Kommerzienrats Meier, des Bankiers Müller und des Oberstleutnants Schulze Platz zu machen, die, einwattiert in die reichen Hülfsmittel ihres Milieus, das Gras abweiden, für das ihr Verdauungstraktus nicht geschaffen ist. Ich spreche dabei nur von Grenzwerten; ich überschätze nicht in lyrischer Ideologie den Pöbel, noch unterschätze ich die vielfach glänzende Befähigung derjenigen, die einst in die Höhe kamen und in der Höhe geblieben sind. Wohl aber möchte ich eine gesteigerte Wertschätzung erwecken für die Verschwendung an tüchtigen Fähigkeiten in den Einzelvariationen des gemeinen Volkes und eine bessere Erkenntnis für die Masse der Geringwertigen, die, trivial gesagt, das Schulgeld mit allen Nebenumständen bezahlen können. Es ist ein ganz öder Stammtischgemeinplatz, zu sagen, „das Talent drückt sich schon durch"; wesentlich häufiger drückt das Talent sich bei dieser Drückerei den Schädel ein. Nur der Willensmensch drückt sich durch und der — lacht über die höhere Schule. —

Der einfachste Uebergang zur Lösung für die Forderung, daß beschränkte Reiche für die Ausbildung begabter Armer zu bezahlen haben, scheint mir der, Schulgeld und Freistellen langsam ganz bedeutend zu erhöhen, bis etwa ein Viertel aller Plätze für die Bewerbung begabter Unbemittelter oder gering Bemittelter absolut frei sind. Die Wahnvorstellung des Mittelstandes, eine höhere Bildung mit den blutigsten Opfern erzwingen zu müssen, damit eine zweite Wahnvorstellung, daß nur eine solche der Familienehre entspräche, erfüllt werde, wird dadurch ebenso fruchtbringend gebrochen werden, wie das Monopol der Wohlhabenden. Wenn die jüngeren Kinder des englischen Hochadels ohne weiteres in das bürgerliche Erwerbsleben zurücktreten, so kann das der Sohn des mittleren Beamten, Offiziers und Kaufmanns in Deutschland auch. Wie die höheren Schulen heute finanziert sind, bezahlt der Arbeiter seine Steuern mit dafür, daß der Reiche seinen Sohn billig aufs Gymnasium schicken kann; denn dieses lebt noch nicht zur Hälfte von seinem Schulgeld. (Daß der Arbeiter andererseits seine Volksschule frei hat, berührt die allgemeine Auslesefrage gar nicht; ich bin mir wohl bewußt, daß „andererseits" überhaupt viel für ihn geschieht.)

Mit Rasseauslese hat diese allgemeine Auslese zunächst gar nichts zu tun. Insofern im Sinne von Gustav Klemm die passiven Rassen minderwertig sind gegenüber den aktiven, würden Angehörige dieser vielleicht mehr an der höheren Schule erscheinen, wo eben passives geistiges Aufnehmen geboten ist. Für eine Germanenauslese ist die Zeit noch lange nicht gekommen.

Houston Stewart Chamberlains Rassetheorie.

Dr. Max Kemmerich.

Gelegentlich meiner Besprechung von Woltmanns „Die Germanen und die Renaissance in Italien“ und „Die Germanen in Frankreich“ in Nr. 64 der „Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung“ hatte ich in einem kurzen Rückblick auf die Rassenforschung auch H. St. Chamberlains Stellung zu dieser Frage in seinen berühmten „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ berührt. Dabei schrieb ich, er hätte die neue Lehre bekannt gemacht und zugleich diskreditiert, indem er alle, die in der Weltgeschichte etwas geleistet hätten, schlankweg Germanen taufte. Ich machte ihm — bei aller Anerkennung der Bedeutung und fruchtbringenden Wirkung seines geistvollen Werkes — den Vorwurf, eine Definition von Rasse unterlassen zu haben und schrieb: „In schärfster Formel lautete ja Chamberlains Syllogismus etwa folgendermaßen: was hervorragend und schöpferisch war, verdankt den Germanen seinen Ursprung: diese oder jene Erscheinung ist hervorragend: ergo ist sie germanisch. Damit läßt sich natürlich alles beweisen, und Chamberlain zögert auch keinen Moment, die Existenz einer chinesischen Zivilisation einfach zu leugnen, weil er sie denn doch nicht wohl den Germanen gutschreiben kann (S. 728).“ Ich schloß mit dem Satze: „Auf diesem deduktiven Wege war es ausgeschlossen, zum Ziele zu gelangen, denn die genialen Intuitionen ließen den exakten Beweis auf Schritt und Tritt vermissen; die Rasse war zu verschwommen, die Germanen zu weit gefaßt, es wurde zu viel mit Gefühlen und Hypothesen gearbeitet, als daß die schulmäßige Wissenschaft gerade auf seiner anthropologischen Basis hätte weiter bauen können.“

Gegen diese Ablehnung seiner Rassetheorie nahm Chamberlain in einer „Zur Abwehr“ betitelten Zuschrift, die in Nr. 86 der „Beilage“ erschien, Stellung. Nachdem er sich sehr anerkennend über meine Würdigung von Woltmanns verdienstvollem Wirken geäußert hatte, wies er meine Ausführungen über ihn selbst als „vollkommen parodistische Verdrehung eines der leitenden Gedanken“ seiner Grundlagen zurück und machte mir den Vorwurf, sein Buch nicht zu kennen und das mathematisch genaue Gegenteil seiner Worte zitiert zu haben. Denn gerade auf S. 728 betone er die Existenz einer chinesischen Zivilisation.

Schon seine Kapitelüberschriften bewiesen, daß er keineswegs die Germanen als Schöpfer der Weltgeschichte hinstelle, sondern nur in ihnen die Schöpfer einer neuen, von untergegangenen oder noch fortbestehenden nichtgermanischen verschiedenen Kultur erblicke. Ja, er habe noch nicht einmal der möglichen Verwandtschaft der Germanen mit Römern und Griechen irgendwelche Bedeutung beigelegt, wie er überhaupt Gobineaus These für falsch halte. Germane aber sei nur eine Abkürzung des „Slavokeltogermanen“, einer Bezeichnung, der er vor Linnés Homo europaeus den Vorzug gebe. Was endlich den Vorwurf anlange, er gäbe von Rasse keine Definition, so könne man eine solche überhaupt nur von Gedankengebilden aufstellen.

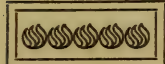
In meinem „offenen Brief“ (Nr. 88 der „Beilage“) erbrachte ich den Nachweis, daß mein falsches Zitat auf einer Verwechslung der Seitenzahl beruhe, denn nicht auf S. 728, sondern auf S. 744 schreibt Chamberlain „Der Chinese besitzt bei riesig ausgedehnten Detailkenntnissen und raffinierter, fieberhaft tätiger Zivilisation gar keine Kultur“. Ferner erinnerte ich meinen Gegner daran, daß er höhere Kunst, eigentliches Wissen, religiöses Bedürfnis, metaphysisches Denken, wirkliche Schöpferkraft, Erfindungsgabe, Poesie usw., kurz alles, was zur höheren Geistestätigkeit gehört, den Chinesen abspricht. Ja, sogar eine Geschichte haben sie nicht, so wenig wie die Aegypter, Araber, Türken usw., und als Erfinder des Papieres brachten sie „bis zur Stunde keinen Mann hervor, würdig, darauf zu schreiben“. Ich bewies ferner — immer mit Angabe der Seitenzahl —, daß seine Beweisführung, genau wie ich in Nr. 64 angab, folgende ist: Die Völker der alten Welt sind bis auf Griechen, Römer und Indoarier minderwertig; diese alle aber sind Verwandte der Germanen, desgleichen Christus. Wahre Geschichte beginnt überhaupt erst mit den Germanen (S. 260), denn alles Vorhergehende waren nur „Prolegomena“; desgleichen wahre Kultur, denn „ohne den Germanen hätte sich ewige Nacht über die Welt gesenkt“ (S. 9). Alles Große, was seit dem sechsten Jahrhundert geleistet wurde, ist alleiniges Verdienst der Germanen.

Da Chamberlain alles Große den Germanen gutschreiben will, so braucht er einen möglichst umfassenden Begriff, und das ist m. E. der Grund, aus dem er Rasse nicht definiert. Denn trotz der Schwierigkeit einer solchen Definition ist sie möglich, und Woltmann hat u. a. auch eine aufgestellt. Chamberlain aber verkennt so vollkommen das wesentliche Charakteristikum der anthropologischen Rassetheorie, daß er von ihr als von einem „heute noch beweglichen Züchtungsprodukt“ spricht, während das gerade Gegenteil, die Konstanz der Merkmale in geschichtlicher Zeit, die Voraussetzung für die Einsetzung der Rasse in die geschichtliche Rechnung ist. Er läßt ferner das Postulat der Blutsverwandtschaft außer acht, erkennt einerseits blonde Haare usw. als germanische Merkmale an und rechnet anderseits einen Typus, wie den Luthers, und schwarze Haare zu den Germanen. Endlich aber begnügt er sich nicht mit äußeren Merkmalen, sondern nimmt das geistige Gebiet zu Hülfe, wenn er schreibt, „daß Dante ein Germane, nicht ein Kind des Völkerchaos ist, folgt nach meiner Ueberzeugung so evident aus seinem Wesen und Werken, daß ein Nachweis hierüber durchaus entbehrlich dünken muß“. Deshalb muß Chamberlains Rassentheorie als gänzlich verfehlt abgelehnt werden und kann nicht als ein Fortschritt über Gobineau hinaus gewertet werden.

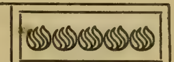
Sehr bemerkenswert an dieser Kontroverse ist, daß Chamberlain in seiner „Abwehr“ einen teilweise ganz anderen Standpunkt einnimmt, als in den „Grundlagen“, und man daher vielleicht hoffen darf, daß der geistvolle Mann einer Annäherung an die anthropologische und wissenschaftliche Rasselehre nicht abgeneigt ist.

Warum er endlich die Slaven und Kelten den Germanen bezw. der blonden Rasse zuzählt, die Griechen und Römer aber nicht in demselben Maße als Verwandte gelten läßt — wiewohl er in praxi

allerdings mit ihnen als ihren Verwandten operiert —, wäre interessant zu erfahren. Mir scheint, er unterläßt dies infolge seines Fundamentalirrtums, sich nicht ausschließlich an die anthropologischen Merkmale zu halten, die sich in körperlichen, scharf greifbaren Eigenschaften bekunden, sondern aus geistigen Qualitäten, die er nach subjektivem Ermessen seinen „Germanen" beilegt, Schlüsse zu ziehen.



Berichte und Notizen.



Das Gesetz der Rassenmischung. Uebergroßer Reichtum an Hypothesen, dürftigste Armut an planmäßig beobachteten Tatsachen, das war der Stand der Vererbungsfrage um die Jahrhundertwende. Von umwälzender Bedeutung ist nun die Wiederentdeckung der Versuchsergebnisse geworden, die G. Mendel schon 1865 veröffentlicht hat, und die ganz in Vergessenheit geraten waren. Mendel hat seine Züchtungsversuche mit Erbsen von 22 Varietäten gemacht, die sich durch die Gestalt der Samenschalen, die Farbe des Samens, der Samenschale, der Blüten und Stengel, die Form der unreifen Hülsen, Blütenstellung usw. unterschieden. Diese verschiedenen Sorten wurden künstlich miteinander befruchtet und auf diese Weise Kreuzungen hervorgerufen, bei denen das eine der beiden durch die betreffende Kreuzung vereinigten Merkmale mehr oder minder verschwand. Das andere dominierte, jenes trat zurück oder war rezessiv, wie Mendel sich ausdrückte. Bei der unmittelbaren Nachkommenschaft der Erbsenmischlinge trat außer dem dominierenden Merkmal auch das regressive in voller Eigentümlichkeit wieder auf, und zwar in dem entschieden ausgesprochenen Durchschnittsverhältnis 1 : 3. Das heißt, unter je vier Enkelpflanzen der reinrassigen Stammeltern besaßen drei das dominierende, eine das rezessive Merkmal, ohne daß bei irgend einem Versuch Uebergangsformen beobachtet wurden. Bei den Urenkeln der reinrassigen Individuen und bei deren Nachkommen erhielt Mendel ein nicht minder klares Ergebnis. Es zeigte sich nämlich, daß Pflanzen, die in bezug auf zwei einander entsprechende, aber verschiedene Merkmale Mischlinge sind, Samen bilden, von denen die eine Hälfte wieder die Mischlingsform hervorbringt, während die andere Hälfte Pflanzen gibt, die in bezug auf das fragliche Merkmal rasserein sind und zur Hälfte das dominierende, zur Hälfte das rezessive Merkmal aufweisen. Die unmittelbaren Nachkommen der Mischlinge jeder Generation teilen sich nach dem Verhältnis 2 : 1 : 1 in Mischlinge und reinrassige Stücke, reinrassig wenigstens in bezug auf das betreffende Merkmal. Aehnliche Tatsachen hat Haacke bei Versuchen mit Mäusezüchtungen festgestellt, durch Kreuzungen von Laufmäusen und Tanzmäusen verschiedener Varietät. Auch er fand, daß die unterscheidenden Merkmale, wie Bewegungsart, Scheckung, Sättigung der Haut mit Farbstoff und der Farbstoff selbst, unabhängig voneinander sich vererben, daß auch bei den Mäusen dominierende und rezessive Merkmale zu unterscheiden sind, und daß diese Merkmale, sobald man eine genügend große Anzahl von Individuen in Betracht zieht, in denselben Verhältnissen auftreten, wie bei Mendels Versuchen. Das von Mendel entdeckte Rassenmischungsgesetz gilt auch für Mäuse, dürfte also für die Rassen jeder Organismenart überhaupt gelten. Dieses Gesetz kann folgendermaßen formuliert werden: Jeder Organismus besitzt eine Reihe von Eigenschaften, die sich unabhängig von den übrigen vererben. Im befruchteten Keime jedes geschlechtlich sich fortpflanzenden Organismus ist für jede Eigenschaft des entwickelten Organismus eine besondere Bildungsstoffportion vorhanden. Diese besteht aus zwei Hälften, einer väterlichen und einer mütterlichen. Die beiden Hälften vereinigen sich in der Befruchtung der weiblichen durch die männliche Keimzelle, trennen sich aber wieder, wenn der aus der befruchteten Keimzelle entwickelte Organismus seinerseits Keimzellen erzeugt. Somit wird jede Hälfte einer Bildungsstoffportion der befruchteten Keimzelle unvermischt von Generation zu Generation weitergegeben, unabhängig von ihrer Partnerhälfte, unabhängig auch von den Bildungsstoffportionen, die anderen Eigenschaften dienen. Dies neu entdeckte Gesetz der Rassenmischung, dem sich zweifellos auch die scheinbaren Ausnahmen fügen werden, arbeitet schon mächtig an einer Umwälzung in den theoretischen Anschauungen der Biologen. Es zeigt, daß man

durch geschickte Kreuzung und Zuchtwahl leicht zu neuen beständigen Tier- und Pflanzenrassen gelangen kann. Man wird z. B. jede Eigenschaft einer Tier- und Pflanzenrasse durch die ihr entsprechende, aber von ihr verschiedene Eigenschaft einer anderen Rasse derselben Organismenart ersetzen können, ohne daß von den übrigen Eigenschaften etwas verändert wird. Daß durch solche Züchtungsversuche auch über die Mischung und Entmischung menschlicher Rassen und Personenmerkmale helles Licht verbreitet wird, ist zweifellos. (W. Haacke, Umschau 1906, 48.)

Ueber Schädel und Skelette der Koreaner. Die Zahl der bis jetzt bekannt gewordenen und mehr oder weniger genau untersuchten Koreanerschädel ist verhältnismäßig noch gering. Die ganze Serie, die zurzeit untersucht ist, setzt sich aus 23 Schädeln zusammen, darunter 12 männliche, 5 weibliche, 3 jugendliche und 3 kindliche. Die Koreanerschädel sind von beträchtlicher Kapazität; die meisten männlichen Schädel gruppieren sich um 1500 ccm, die weiblichen sind aber bedeutend kleiner; der Geschlechtsunterschied beträgt im Durchschnitt 192,5 ccm. Der Horizontalumfang ist, ohne Rücksicht auf das Geschlecht berechnet, 50,54 cm. Der Längen-Breiten-Index fällt bei den beiden Geschlechtern im Durchschnitt in das Bereich der Brachycephalie, d. h. er zeigt eine Neigung zur Mesocephalie. Dasselbe gilt auch für die Kinderschädel mit dem Index 81,4 im Durchschnitt. Unter der Voraussetzung, daß das Verhältnis zwischen der Länge und der Breite des Schädels während des Wachstums keine wesentliche Aenderung erleidet, wie von verschiedenen Autoren angegeben worden ist, könnte man zur Berechnung des Mittelwertes des Längen-Breiten-Index auch die nicht ausgewachsenen Schädel mit benutzen. Dann erhält man als Durchschnittsindex aller Schädel 81,4. Die einzelnen Indices schwanken jedoch zwischen weiten Grenzen, und zwar sind 2 dolichocephal, 13 mesocephal, 15 brachycephal, 5 hyperbrachycephal und 2 ultrabrachycephal. Elisseieff fand bei 10 lebenden Koreanern einen Kopfindex von 82,3; Chantre und Bourdaret haben als Mittel weit zahlreicherer Messungen, nämlich an 113 Koreanern, 83,61 erhalten. Wenn zwischen dem Index des Lebenden und dem des Schädels eine Differenz von zwei Einheiten zugunsten des ersteren angenommen wird, so kann man das Resultat beider Untersuchungsarten als übereinstimmend betrachten. Der Koreanerschädel ist sehr hoch gebaut, kypsicephal. Unter den Koreanern kommen demnach Schädelformen von extremen Unterschieden vor, aber die Hyperbrachycephalie ist die vorherrschende. Die größte Zahl der Koreanerschädel ist schmalgesichtig, der Nasenindex im Durchschnitt mesorrhin. Bei den Kinderschädeln ist die Nase verhältnismäßig breiter als bei den Erwachsenen. Die Korrelation zwischen der Nasen- und Gesichtsform ist bei den meisten Schädeln in der Weise festzustellen, daß schmalerem Gesichte auch eine verhältnismäßig schmale Nase entspricht, und breiterem Gesichte eine breitere Nase. Das Jochbein ist gewöhnlich groß und mehr oder weniger vorspringend. Der Zahnbestand ist im allgemeinen als sehr gut zu bezeichnen. (Y. Koganei, Zeitschrift für Ethnologie 1906, Heft 4—5.)

Zur Anthropologie der Samaritaner. Die einst zahlreiche Samaritanersekte hat sich nach und nach vermindert, bis die gesamte Bevölkerung 1901 sich bis auf 152 Personen reduzierte. Bemerkenswert ist das starke Ueberwiegen der männlichen Personen gegenüber den weiblichen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind in neuerer Zeit, wenn überhaupt, so nur selten Vermischungen mit den anderen Völkern Syriens vorgekommen. Die Samaritaner selbst halten auf vollkommene Reinheit des Stammes; nur im äußersten Notfalle pflegten sie sich Frauen außerhalb ihrer eigenen Sekte zu suchen. Diese Inzucht hat dazu beigetragen, die Reinheit des Stammes zu erhalten und gleichzeitig durch enge Vermischung degenerierend zu wirken. Die anthropologische Untersuchung bei 35 erwachsenen Männern stellte eine durchschnittliche Körpergröße von 173 cm, einen Kopfindex von 78,1, d. h. einen Maximalindex von 87,8 und einen Minimalindex von 71,5 fest. Es besteht demnach ein markanter Unterschied zwischen dem Schädelindex der Samaritaner und dem der modernen Juden, der von Fishberg als Resultat von Beobachtungen an 1071 Individuen auf 82 festgestellt wurde. Die Beobachtung der Hautfarbe bei 43 Individuen zeigte: schwarz 9,4 pCt., dunkelbraun 12,5 pCt., braun 25 pCt., kastanienbraun 15,6 pCt., blond 15,6 pCt., rot 6,2 pCt., grau 15,6 pCt.; die Augenfarbe: dunkelbraun 32,6 pCt., braun 34,9 pCt., nußfarben 7 pCt., grau 9,3 pCt., blau 16,2 pCt. Aus dieser Tabelle geht klar hervor, daß die Samaritaner durchaus kein ausschließlich brünetter Typus sind. Die in einem beträchtlichen Prozentsatze vorhandenen blauen Augen oder hellen Haare oder Bärte beweisen,

daß im Gegenteil ein bestimmter blonder Typus in dieser Gruppe verbreitet ist. Der allgemeine Gesichtstypus der Samaritaner ist ausgesprochen jüdisch, besonders die Nase. Von Luschan leitet die Juden von den „Hittiten, den arischen Amoritern und semitischen Nomaden" ab. Die Samaritaner können denselben Ursprung haben. Die Amoriter waren Männer von „großer Statur", und auf diese führt Luschan die Blonden unter den heutigen Juden zurück. Mit noch größerer Sicherheit kann die große Statur und das Vorhandensein des blonden Typus unter den Samaritanern aus derselben Quelle hergeleitet werden. Der Schädelindex, der viel geringer ist, als der der modernen Juden, kann auf den direkten Einfluß der semitischen Nomaden zurückgeführt werden, die jetzt durch die Beduinen repräsentiert werden, und deren Schädelindex nach Messungen an 111 männlichen Personen 76,3 beträgt. Die Samaritaner haben somit den alten Typus rein bewahrt und sind heute die einzigen, wenn auch degenerierten Repräsentanten der alten Hebräer. H. M. Huxley, Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden 1906, Heft 8/9.)

Dispositionsunterschiede beim männlichen und weiblichen Geschlecht. Nach einer auf 20 Jahre sich erstreckenden Berliner Statistik berechnete Neißer (Frankfurt a. M.) die Sterblichkeit beider Geschlechter im Alter von 1—3 Jahren und stellte folgendes gesetzmäßige Verhalten fest: Im Lebensalter 1—3 ist im allgemeinen die Hinfälligkeit des weiblichen Geschlechts etwas geringer, als diejenige des männlichen. Im direkten Gegensatz zu dieser allgemeinen Hinfälligkeit der Knaben steht die ausgesprochene höhere Hinfälligkeit der Mädchen dieses Alters gegen Keuchhusten. Umgekehrt, wenn auch weniger ausgesprochen ist das Verhältnis bei der Diphtherie. Da die Exposition bei beiden Geschlechtern als gleich anzusehen ist, so können nur Dispositionsunterschiede als Erklärung angenommen werden. Wahrscheinlich ist, daß sowohl Disposition zur Erkrankung wie Hinfälligkeit bei dem einen Geschlechte überwiegen. (Hygienische Rundschau 1906, Nr. 4.)

Ueber Vererbung der Epilepsie sprachen Grenier de Cardenal und Petges-Bordeaux auf dem französischen Chirurgen-Kongreß (Oktober 1906). Die auf 347 Fälle gestützten Beobachtungen führen zu dem Ergebnisse, daß die direkte Vererbung der Epilepsie nur in einer beschränkten Anzahl von Fällen zutage tritt (6 pCt.), und auch indirekte Vererbung — z. B. Hysterie, Alkoholismus der Eltern — nur bei 23 pCt. der Fälle nachgewiesen werden kann. Die ersten Anfälle treten gewöhnlich zur Zeit der Pubertät, entsprechend der gesteigerten Entwicklung der Nervenzentren; auf, ebenso kommt es vor, daß die ersten Anfälle nach Ablauf des 35. bis 40. Lebensjahres zu einer Zeit auftreten, wo das durch Infektion und Intoxikation in seiner Widerstandsfähigkeit herabgesetzte Nervensystem leichter äußeren oder inneren Reizen erliegt. Die erbliche Belastung tritt bei Epileptikern nicht deutlicher zutage, als bei Gesunden; es weisen letztere manchmal sogar eine stärkere erbliche Belastung auf. Infektion und Intoxikation spielen in der Aetiologie der Epilepsie jedenfalls eine größere Rolle, als die Heredität.

Ueber den Einfluß des Zahnverlustes auf die Nachkommenschaft sprach auf dem 57. Kongreß der amerikanischen Aerzte-Gesellschaft M. H. Fletcher aus Cincinnati (Ohio). Es gibt Familien, wo in einigen Generationen defekte, schlecht gelagerte Zähne oder Zahnverlust sich zeigen. Gewöhnlich ist der Molar des sechsten Jahres am meisten affiziert. F. stellt die Frage auf, ob der allgemeine Mangel an Resistenz gegen Zahnkaries zuzuschreiben sei dem Zahnverluste in der Aszendenz, oder konsequenter, defekter Zahnbildung in der Deszendenz. Mit jeder Generation verschlimmere sich der Zustand. Nach Kalkulationen über den jährlichen Verbrauch künstlicher Zähne schließt er, daß 170 Millionen Zähne in diesem Lande jährlich verloren werden. Die Experimente des Botanikers Burbank scheinen auf die Ursache der niedrigen Qualität der Zahnstruktur, die man in der heutigen Menschheit findet, hinzuweisen.

Die Inderfrage in Ostafrika. Die moderne Weltwirtschaft hat eine Erscheinung hervorgerufen, die unsere Politiker und Nationalökonomen sich nicht träumen ließen, auf die aber die „Rassetheoretiker" schon längst hingewiesen: die Konkurrenz der farbigen Rassen gegen die Weißen. Schon seit langen Jahren hat die deutsch-ostafrikanische Zeitung auf die Inder-Gefahr im deutschen Kolonialgebiet aufmerksam gemacht. Nun fangen auch die Engländer an, zu dieser Frage Stellung zu nehmen, die für die Entwicklung des Landes von größter

Bedeutung ist. In einer Versammlung von Kaufleuten und Ansiedlern Britisch-Ostafrikas wurde eine Resolution des allgemeinen Inhalts angenommen, daß die Inder keinen Anspruch auf Ansiedlung in bestimmten gesunden Hochländern von Britisch-Ostafrika an der Ugandabahn haben sollten, daß vielmehr dieses Ansiedlungsrecht lediglich europäischen Ansiedlern gewahrt werden soll. Die früheren Regierungen von Britisch-Ostafrika hätten leider dieses Prinzip zum Schaden der europäischen Ansiedler und des Landes nicht hochgehalten, von jetzt an würde aber der Bevorzugung der Inder mit allen Kräften entgegengetreten werden.

Die schwarze Rasse und ihre Zukunft war der Gegenstand eines Vortrags, den Missionsdirektor Buchner seiner Zeit auf der Brandenburger Missionskonferenz gehalten hat, und in welchem sehr optimistische Ideen über die Entwicklungsmöglichkeit der Neger geäußert worden waren. Er bestritt namentlich, daß der Neger eine unheilbare Sucht zur Karikatur und eine unüberwindliche Faulheit besäße. Die Schuld an dem geringen Fortschritt schob er der Art und Weise zu, wie die schwarze Rasse von der weißen behandelt würde. Es sei eine Erkenntnis aller aufgeklärten Neger, daß die Arbeit allein die Rasse heben könnte, wie Booker Washington gesagt habe: „Wir dürfen nicht vergessen, daß wir nur Erfolg haben können, wenn wir die Würde und Herrlichkeit der Arbeit begreifen lernen". — Aber gerade diese Erkenntnis wird sich in der großen Masse der ostafrikanischen Neger sobald noch nicht Bahn brechen. Eine Kolonie aber, wie Deutsch-Ostafrika, welche einer schnellen Entwicklung zustrebt, darf nicht auf diese Erkenntnis der Schwarzen warten, sondern muß auch ohne diese vorwärts gehen. Wenn die Schwarzen in Deutsch-Ostafrika nur nach missionarischen Grundsätzen erzogen und zur Arbeit herangezogen würden, so wäre diese Kolonie vielleicht noch in Jahrhunderten kein Nutzen bringender Bestandteil des Deutschen Reichs. (Deutsch-Ostafrikanische Zeitung 1906, Nr. 28.)

Die Japaner in Brasilien. Wie die „Tribuna" in Rom mitteilt, hat die Regierung von Brasilien mit Japan einen Vertrag geschlossen, wonach in weniger als einem Jahre 12000 japanische Männer eintreffen werden, um auf den Kaffeeplantagen beschäftigt zu werden. Ueberhaupt entfaltet die japanische Diplomatie in Brasilien eine geschickte Tätigkeit für die ökonomische Expansion ihrer Nation und die Beherrschung des Handels.

Die Chinesenfrage in Südafrika. Zurzeit arbeiten neben 90000 Kaffern etwa 43000 Chinesen in den Minen des Randgebietes. Man hat sie dorthin eingeführt, genau wie man seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts afrikanische Sklaven nach dem tropischen Amerika einführte, um billige Arbeiter zu haben. Tatsächlich haben zahlreiche Geldleute durch die Chinesenarbeit noch mehr Geld verdient, als sie schon ohnehin verdient hatten. Vom allgemein menschlichen und wissenschaftlichen Standpunkt geurteilt, muß aber die Einfuhr von chinesischen Arbeitern nach Südafrika als geradezu ruchlos und frevelhaft bezeichnet werden. Sie wird sich in Zukunft ebenso schwer an dem Lande rächen, wie sich die Einfuhr von Negern nach Amerika gerächt hat, und schon jetzt führt die Anwesenheit dieser chinesischen Arbeiter oft genug zu Mord und Totschlag. Während im allgemeinen der schwarze Minenarbeiter aus dem gewöhnlichen Mittelstand der eingeborenen Bevölkerung hervorgegangen ist, und mit verschwindenden Ausnahmen ein guter, bescheidener und liebenswürdiger Mensch ist, entstammen die eingeführten Chinesen den alleruntersten Schichten ihres Volkes und entsprechen tatsächlich dem Abschaum des Pöbels der chinesischen Großstädte. Die sanitären Verhältnisse der chinesischen Minenarbeiter sind dementsprechend schlecht. Die Mortalität soll sehr groß sein. Zwar scheint man sich zu bemühen, die eingeborenen und importierten Arbeiter möglichst voneinander getrennt zu halten, aber wie die Dinge in Wirklichkeit liegen, ist es doch mit Sicherheit anzunehmen, daß die guten und natürlichen Sitten der eingeborenen Bevölkerung in der kürzesten Zeit von dem schlechten Beispiel der lasterhaften und perversen Chinesen dauernd vergiftet werden. Nun denkt man auch daran, in den deutschen Schutzgebieten Chinesen einzuführen, und man hat tatsächlich bereits in Samoa einen sehr traurigen und im höchsten Grade beklagenswerten Anfang mit einer solchen gemacht. Dieses Experiment ist frevelhaft und wird sich bitter rächen. Gerade in Samoa wäre es Pflicht der Kolonialverwaltung gewesen, die liebenswürdige und unvergleichlich interessante Inselbevölkerung wie in einer „Schonung" möglichst unberührt zu lassen und dafür zu sorgen, daß auch noch in künftigen Jahrhunderten wenigstens auf einer Inselgruppe der Südsee

noch wirkliche Polynesier studiert werden könnten. Statt dessen hat man, damit nur ja zwei oder drei Leute ihr Geld mit 4 anstatt mit 3 pCt. verzinsen können, auch dieses letzte Paradies Oceaniens mit einer Horde minderwertiger und verderbter Chinesen infiziert. (L. v. Luschan, Bericht über eine Reise in Südafrika, Ztschr. f. Ethnologie 1906, Heft 6.)

Aus der zionistischen Bewegung. Die politische Zukunft der Juden in Oesterreich war der Gegenstand eines Vortrags, den Dr. J. Schalit in Wien anfangs des Jahres 1906 gehalten hat und in dem er die Ursachen der antisemitischen und zionistischen Bewegung beleuchtete. Zu den alten Motiven des Judenhasses, wie Fanatismus und Brotneid, ist ein neues Moment getreten, die Reaktion der Völker gegen die Assimilation der Juden oder, wie es in Oesterreich heißt, der Kampf für die Rassenreinheit. Die Juden wissen noch immer nicht, daß sie nicht Deutsche noch Tschechen noch Polen sind, sondern daß sie eine eigenartige, in sich abgeschlossene Gesellschaftsgruppe sind, um das verpönte Wort von der jüdischen Nation zu vermeiden. Was sollen die Juden nun tun? Wie ihre Zukunft einrichten? Die Juden müssen alle jene Bestrebungen unterstützen, welche dahin zielen, die nationalen Interessen von den politischen und wirtschaftlichen Interessen zu trennen. Diese Bestrebungen finden ihren Ausdruck in jenen, die nach der nationalen Autonomie in Oesterreich zielen. Diese soll den einzelnen Nationen das Recht geben, ihre kulturellen Aufgaben selbständig, ohne fremde Einmischung zu regeln. — Die Gründung eines jüdischen Staates unter englischer Oberhoheit bildete, wie die Jüdische Nationalzeitung schreibt, in einem Meeting der Jüdischen Territorial-Organisation in London den Gegenstand lebhafter Erörterungen. Zangwill führte aus, daß eine Zufluchtstätte für die verfolgten Juden geschaffen werden müsse. Unter anderem sagte Sir A. Conan Doyle, wenn er ein Jude wäre, so würde ihn zu jeder Stunde der Gedanke beunruhigen, daß nichts geschehe, um der Verfolgung der jüdischen Rasse Einhalt zu tun. Die in Aussicht genommene Kolonie sei für die verfolgten russischen Juden bestimmt, und wenn es nicht zu dieser Gründung käme und den Leiden der russischen Juden auf diesem Wege ein Ende gemacht würde, so sei dies eine Schmach für die Zivilisation. Nach Zangwills Ansicht sollen tausend sorgfältig ausgewählte jüdische Familien auf dem überwiesenen Gebiete als Pioniere angesiedelt werden; ihnen müsse die Organisation auf Grundlage weitgehender Autonomie übertragen werden, die weitere Entwicklung der Zukunft sei dem Gesetz der Schwerkraft zu überlassen, das nicht verfehlen würde, große Massen der Juden nach diesem jüdischen Staate zu ziehen und so die Kolonie unter britischem Schutze auszubilden. — Ueber zionistische Wirtschaftspolitik handelt ein Aufsatz von Professor O. Warburg in der „Welt“ (1906, 13), in welchem eine lebhaftere praktische Tätigkeit in der Besiedelung Palästinas und zu diesem Zweck eine Ansiedelungs-Hypotheken- und Darlehnsbank und ein Kulturfonds zur Unterstützung der Schulen, Nationalbibliothek usw. gefordert wird. — Auf dem neunten Jahreskongreß der amerikanischen Zionisten wurde folgende Resolution angenommen: 1. Die Konferenz betont nachdrücklich, daß der Zionismus eine politische Bewegung darstellt. Die Konferenz drückt ihr Vertrauen zum gegenwärtigen Aktions-Komitee und zu dessen Bemühungen aus, die politischen Möglichkeiten, die der Erreichung der zionistischen Ziele vorteilhaft sind, im Auge zu behalten und Nutzen daraus zu ziehen. 2. Die Konferenz erklärt, daß sie keinen Widerspruch sieht zwischen dem Grundsatz, daß der Zionismus eine politische Bewegung ist, und dem Prinzip der praktischen und unmittelbaren Arbeit in Palästina. Die Konferenz erklärt deshalb, daß sie mit jeder direkten praktischen Arbeit in Palästina, die mit der Billigung der Palästinakommission geschieht, einverstanden ist. — Eine zionistische Vereinigung hat sich auch in Japan gebildet, von dem Gedanken ausgehend, daß alle Juden der ganzen Welt zu der „Judenfrage“ Stellung nehmen müßten.

Das Ergebnis der Volkszählung in Frankreich. Nach den vom Handelsministerium veröffentlichten Ergebnisse der letzten Volkszählung am 14. März 1906 beziffert sich die Bevölkerung Frankreichs auf 39 252 267 Personen; die Zunahme seit der Volkszählung vom Jahre 1901 beträgt 290 322 Personen. In vielen Departements hat die Zahl der Bewohner abgenommen infolge der Anziehung der ländlichen Bevölkerung durch die großen Städte. Von dem Gesamtzuwachs von 290 322 Personen entfallen auf die über 30 000 Einwohner zählenden Städte 223 072. Im Seinedepartement stieg die Bevölkerung von 3 669 930 Personen im Jahre 1901 auf 3 848 618 Personen im Jahre 1906. Hierauf entfallen auf Paris allein 2 763 393 Personen; das sind 49 325 Personen mehr als 1901.

Die europäische Auswanderung. Die Auswanderung aus Europa weist eine ungeheuere Zunahme auf. In den Jahren 1860—1880 hatte sie ungefähr 300 000 bis 350 000 Personen jährlich betragen, heute übersteigt sie eine Million. Nach der Statistik der europäischen Häfen haben sich zu Beginn des neuen Jahrhunderts in jedem Jahr 1 100 000 oder 1 200 000 Auswanderer eingeschifft. Dazu kommt noch eine erhebliche Zahl von Russen, die nach Sibirien auswandern. Im Jahre 1900 zählte man 160 000 solcher Leute. Die Statistik der überseeischen Häfen lehrt, daß die Zahl der europäischen Einwanderer in den Vereinigten Staaten im Jahre 1904 760 000 Personen, d. h. im Mittel 2000 Personen täglich betrug. Bezüglich der verschiedenen Nationalitäten, die sich in erster Reihe an der Auswanderung beteiligen, macht der „Cosmos" folgende Angaben: Während sich die englische und skandinavische Auswanderung ziemlich auf gleicher Höhe hält, hat die deutsche erheblich abgenommen. In den Jahren 1870—1890 gab es in jedem Jahr mehr als 100 000 deutsche Auswanderer. Der Höhepunkt wurde 1881 mit 221 000 Personen erreicht; seit 1893 hat sie sich merklich verringert und betrug in den letzten Jahren nicht mehr als 25 000 Personen im Jahr. Wahrscheinlich gibt der Aufschwung der deutschen Industrie und das Werk der inneren Kolonisation die Erklärung dafür. Aehnlich wie in Deutschland liegen die Verhältnisse in der Schweiz. Während im Jahre 1883 nicht weniger als 13 500 Schweizer auswanderten, beträgt die Zahl der Auswanderer dort gegenwärtig nur 5000—6000. Demgegenüber weist die italienische, ungarische und russische Auswanderung eine erhebliche Zunahme auf. In den Jahren 1870—1880 hatte es jährlich 30 000 italienische, 500 russische und 1500 ungarische Auswanderer gegeben; im Jahre 1904 waren ganz andere Zahlen zu verzeichnen. Die Zahl der Auswanderer aus Oesterreich-Ungarn betrug 166 000, die der russischen Auswanderer, im wesentlichen russischer Juden, 162 000, die der italienischen 157 000. Auch die spanische Auswanderung wächst seit dem Jahre 1880 und übersteigt zurzeit den Betrag von 50 000. Portugal, das anderthalbmal soviel Einwohner hat als die Schweiz, liefert fünfmal mehr Auswanderer, nämlich 20 000—25 000 Personen im Jahr. Unter den Auswanderern nimmt die Zahl der Landwirte beträchtlich zu. In Ungarn und Italien sind es vorwiegend Dorfbewohner, die sich auf die Wanderschaft begeben. In den Vereinigten Staaten beklagt man sich über eine Verringerung der Arbeitslöhne infolge der Einwanderung namentlich aus Westeuropa, da die europäischen Arbeiter an geringe Löhne gewöhnt sind. Wie Professor Rosier in der geographischen Gesellschaft in Genf ausführte, hängt die Neigung zur Auswanderung und Kolonisation von dem Milieu ab und ist nicht als Rasseneigentümlichkeit zu betrachten. Im allgemeinen wächst die Auswanderung nicht im Verhältnis zur Dichte der Bevölkerung, sondern die Neigung, die Heimat zu verlassen, wird wesentlich dadurch bedingt, daß keine genügenden Erwerbsquellen vorhanden sind.

Jüdische Kolonisationsbestrebungen sind der Gegenstand eines Artikels im Berliner Tageblatt. Das moderne jüdische Problem ist nach seiner praktischen Seite im wesentlichen eine Wanderungsfrage. Die Judenverfolgungen in Rußland und Rumänien haben Tausende und Abertausende gezwungen, eine neue Heimat zu suchen. Nach dem Gesetz der Strömungen haben sie sich dabei denjenigen Ländern zugewandt, deren Gesetze und wirtschaftliche Lage ihnen den geringsten Widerstand entgegensetzten. Aber auch diese erreichten sehr bald ihren „Sättigungspunkt". Ueberall, wo Juden in größerer Zahl einwanderten, regte sich schnell der Widerspruch und führte zu Erschwerungen, die sich bis zur Sperrung der Grenzen verdichteten. Die Türkei hat auch anläßlich der russischen und rumänischen Verfolgungen der letzten Jahre ihre traditionelle Toleranzpolitik den Juden gegenüber aufrecht erhalten. Aber bei dem noch wenig entwickelten Wirtschaftsleben dieses Reichs muß eine Masseneinwanderung sehr bald ihre natürliche Grenze finden. Unter solchen Verhältnissen drängt sich gebieterisch die Notwendigkeit auf, für den ständig anschwellenden Bevölkerungsstrom neue Einwanderungsländer ausfindig zu machen, die geeignet sind, konzentrierte Massenansiedelungen auf landwirtschaftlichem Untergrund aufzunehmen. Für die nächsten Jahrzehnte scheidet Palästina aus mehreren Gründen aus. Dagegen käme Argentinien, wo sich bereits die Kolonien des Baron Hirsch befinden, mit seinen großen Arealen jungfräulichen Bodens wohl in Frage. Auch die Insel Cypern ist vorgeschlagen worden. Nachdem der von der britischen Regierung angebotene Charter auf 1200 Quadratkilometer fruchtbarsten Landes in Britisch-Ostafrika vom Zionistenkongreß abgelehnt worden war, hat sich vor etwa einem Jahr unter Leitung von Zangwill zur Förderung jüdischer Massenkolonisation in einem zu

erlangenden oder dazu geeigneten Territorium die „Jüdisch-Territorialistische Organisation“ (Ito) geschaffen, der sich schnell viele der hervorragendsten und einflußreichsten Juden der Welt angeschlossen haben. Das abgelehnte Ostafrika-Projekt kommt noch immer in Frage, da nach dem Urteil der hervorragendsten Kenner das Land sehr fruchtbar ist. Auch das Hochplateau Nord-Australiens mit einem gemäßigten Klima kommt in Betracht. Als Grundsatz gilt, daß die zu schaffenden Kolonien ein zusammenhängendes Ganzes bilden und ein gewisses Maß von kommunaler Selbstverwaltung erhalten müßten. Das in Frage kommende Menschenmaterial ist zwar zum größeren Teil städtischer Herkunft, wenn auch an schwere körperliche Arbeit gewöhnt; aber immerhin gibt es in Südrußland und Rumänien einige Hunderttausende jüdischer Landwirte, überwiegend Pächter, von denen ein großer Teil bereit ist, in die neuen Kolonien auszuwandern, und die als Kern der Siedelung einen wertvollen Stamm bilden. Die frühere „Jewish Colonization Association“ hat schon durch ihr großzügiges Kolonisationswerk den Nachweis erbracht, daß die Juden sich zum Ackerbau durchaus eignen. Bei der furchtbaren Not der Juden im Osten, die ein Ende nicht absehen läßt, wird jeder Menschenfreund diesem großzügigen Hilfsakt seine wärmsten Sympathieen zuwenden.

Das neue Einwanderungsgesetz der Vereinigten Staaten von Amerika vom 13. Februar tritt am 1. Juli in Kraft und enthält im wesentlichen nachstehende neuere, von den früheren abweichende Bestimmungen: Die Kopfsteuer wird von 2 Dolls. auf 4 Dolls. erhöht. Sie ist für jeden Fremden zu entrichten, der das Gebiet der Vereinigten Staaten betritt. Befreit von der Kopfsteuer sind durchreisende Personen, die mindestens ein Jahr in irgend einer Besitzung der Vereinigten Staaten gewohnt haben, und Fremde, die früher bereits rechtmäßig in der Union zugelassen worden sind, oder die in Guam, Portorico oder Hawai landen. Ausgeschlossen von der Zulassung sind nach wie vor Blödsinnige, Geisteskranke, Arme, Prostituierte, Verbrecher usw. Neu ist die Bestimmung, daß die Einwanderungsbehörde berechtigt ist, als unerwünschte Einwanderer auch solche Personen zu bezeichnen, die nach einem Atteste des Untersuchungsarztes geistig oder körperlich so schwach erscheinen, daß ihre Erwerbsfähigkeit als beeinträchtigt angesehen werden kann, ferner die Bestimmung, daß kein Einwanderer landen darf, dessen Fahrschein oder Ueberfahrt mit dem Gelde eines anderen bezahlt worden ist, oder der mit Unterstützung anderer ins Land gekommen ist. Ausgeschlossen sind hiervon Fahrscheine, die von Korporationen, Vereinen, Gesellschaften usw. bezahlt werden. Kindern unter 16 Jahren, die nicht von beiden Eltern oder von dem Vater oder von der Mutter begleitet sind, darf nur in Gemäßheit der erlassenen Bestimmungen die Landung gestattet werden. Ausländern, die auf dem Festlande der Vereinigten Staaten auf Grund von Pässen landen wollen, die für irgend ein anderes Land als die Vereinigten Staaten ausgestellt sind, kann der Präsident die Zulassung verweigern.

Förderung der weißen Einwanderung durch die amerikanischen Südstaaten. Schon vor längerer Zeit, schreibt die in Lincoln (Nebraska) erscheinende „Freie Presse“ (1. Mai 1907), haben wir darauf aufmerksam gemacht, daß der Süden ganz außerordentliche Anstrengungen macht, weiße Einwanderer ins Land zu ziehen. Es ist dies ein so gründlicher Wandel der früheren Politik, daß er nur dadurch erklärt werden kann, daß die herrschende Klasse des Südens endlich zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß sie ohne eine starke Bluterneuerung nie in der Lage sein wird, der fortschreitenden Ueberschwemmung durch die Neger Herr zu werden. Bis Mitte der achtziger Jahre wollte man in den maßgebenden Kreisen von der Einwanderung noch nichts wissen, aber als sich die Konkurrenz der Neger unter der Führung von Booker T. Washington und anderer Lehrer ihrer Rasse auch auf industriellem und noch mehr auf dem landwirtschaftlichen Gebiete bedenklich fühlbar machte, da erkannte man denn doch, daß man sich hier nach starken Bundesgenossen umschauen müsse, und man kam bald zu der Einsicht, daß hier nur die Mittel helfen konnten, welche den weiten Westen zum entscheidenden Faktor in unserm nationalen Leben gemacht hatten: die Einwanderung, und zwar im besonderen Maße die der Deutschen, mußte auch hier helfen. So kam es, daß die Staaten des Südens plötzlich zu den besten Freunden der Einwanderer wurden, daß sie die Einwanderung mit bedeutenden Geldmitteln unterstützten, obwohl dies offenbar gegen den Geist und Buchstaben der Bundesgesetze verstieß, welche in der letzten Zeit gegen die Einwanderung angenommen waren. Ganze Schiffsladungen mit Einwanderern landeten in den verödeten Häfen von Charleston, S. C.,

in dem neu aufblühenden Galveston und andern Orten. Das ist soweit ganz gut, aber wir halten es doch für unsere Pflicht, alle Interessenten darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Umschlag der Gesinnung viel weniger der Liebe zu den Einwanderern, als der Furcht vor der schwarzen Woge zuzuschreiben ist, und daß der Westen und Norden wohl im allgemeinen auch jetzt noch eine den Einwanderern genehmere Unterkunft und ein behaglicheres Heim bieten dürften, als der ganz anders geartete Süden.

Eine deutsche Siedelungsfrage in Rußland. Die Saratower „Deutsche Volkszeitung" stellte vor kurzem Betrachtungen an über eine verstärkte deutsche Auswanderungsbewegung, die sich in den deutschen Kolonistengebieten an der Wolga seit einiger Zeit bemerkbar macht. Das Interessanteste an diesen Ausführungen war der Hinweis auf deutsch-baltische Versuche, diese Auswanderer nach den Ostseeprovinzen zu lenken. Der betreffende Korrespondent glaubte sich über diese Versuche wenig freundlich aussprechen zu sollen. Jetzt wird ihm in einer bemerkenswerten Zuschrift an die Odessaer Zeitung „Deutsches Leben" erwidert und der Gedanke einer Uebersiedelung auswanderungslustiger deutscher Wolgakolonisten nach den Ostseeprovinzen verteidigt und befürwortet. Es sei doch zweifellos, daß das Deutschtum viel mehr Vorteil habe, wenn durch die Auswanderer von der Wolga das in den Ostseeprovinzen seine alte Stellung sich wieder schaffende Deutschtum merklich und in wertvoller Weise unterstützt würde, als wenn diese deutschen Wolgakolonisten unbemerkt und spurlos in der großen amerikanischen Anglisierung verbraucht würden. Die Versuche einer Anzahl deutsch-baltischer Barone, deutsche Wolga-Auswanderer lieber nach den Ostseeprovinzen zu ziehen, seien darum Dankes wert, und die zu diesem Zwecke in den Wolgakolonien eingeleitete Werbung verdiene Unterstützung statt Befehdung.

Ueber die Tätigkeit der Ansiedelungskommission veröffentlicht Hugo Ganz in der Broschüre „Die preußische Polenpolitik" (Frankfurt, Rütten & Loening, kart. 1,50 Mk.) interessante Aeußerungen eines Beamten der Kommission: „Unsere Tätigkeit reduziert sich jetzt eigentlich zumeist darauf, daß wir deutsche Besitzer regulieren oder größere deutsche Güter aufkaufen und dort deutsche Bauern ansiedeln. Seit dem Jahre 1887 haben wir insgesamt 90 000 Menschen angesetzt. Davon sind zirka 60 pCt. Westdeutsche, unser bestes Material, und zirka 10 pCt. Ansiedlersöhne. Wir legen aber besonderen Wert darauf, auch sogen. Rückwanderer unterzubringen, d. h. Deutsche, die aus dem Auslande, insbesondere aus Rußland und Galizien zurückkehren. Das ist barer Gewinn für das Deutschtum, denn im Auslande würden sie uns doch schließlich verloren gehen, während sie hier eine wertvolle Truppe bilden. Denn das sind durchweg Leute, die im Auslande ihre Nationalität und Religion bewahrt haben, also national widerstandsfähig sind, und meist auch wirtschaftlich sehr tüchtig. Es sind unter den Russen zumal viele Sektierer, Baptisten und Sabbatianer, über die sich unsere Pastoren manchmal beschweren. Aber gerade das sind ganz ausgezeichnet nüchterne, sparsame und ehrliche Leute. Es ist interessant, daß die meisten noch heute ihren reinen schwäbischen Dialekt sprechen. Die 90 000 Köpfe, die wir hier im Laufe der Jahre angesiedelt haben, sind schon ein fester Stamm, und die 10 pCt. Ansiedlersöhne, die neue Verträge mit uns abgeschlossen haben, beweisen, daß die Leute sich wohl fühlen und prosperieren. Freilich, wir stehen Brust an Brust, und auf normalem Wege können wir den Polen nichts mehr abnehmen. Ich kann nur konstatieren, daß wir ziemlich an der Grenze unseres Könnens angelangt sind und es jetzt eine Frage der Gesetzgebung, und zwar, das gebe ich zu, eine äußerst schwierige und komplizierte Frage ist, ob wir Halt machen müssen oder nicht." — Die Broschüre enthält noch zahlreiche interessante Interviews aus den verschiedensten Lagern und gibt durch die Beleuchtung von weit auseinanderliegenden Standpunkten ein recht plastisches Bild von dem Streitgegenstand der Polenpolitik.

Ueber die Geschichte des Kampfes gegen den Alkoholismus werden in verschiedenen Städten Deutschlands vom „Allgemeinen Deutschen Zentralverbande zur Bekämpfung des Alkoholismus, e. V." wissenschaftliche Vortragskurse veranstaltet, in denen der Vorsitzende des Verbandes, Schriftsteller Fr. Hähnel-Bremen, die folgenden Leitgedanken den Vorträgen zugrunde legt: Die Geschichte des Kampfes gegen den Alkoholismus zeigt: daß im Altertume weder eine Trunksuchtsfrage im Sinne des Mittelalters, noch eine Alkoholfrage im Sinne der Gegenwart bestand. Es hat auch im Altertume zu allen Zeiten weitschauende Männer gegeben, die vor

dem Genuß berauschender Getränke ihre warnende Stimme erhoben. Das Absterben der alten Kultur fällt zusammen mit dem ersten Erscheinen hervortretender Trinksitten und den ersten Formen eines Trinkzwanges. Das Christentum wirkte in den ersten Jahrhunderten streng im Sinne der Mäßigkeit und hatte keine besondere Veranlassung, in anderer Weise sich zu betätigen. Trotz der sprichwörtlichen Trinklust der alten Germanen gab es in Deutschland bis zum Mittelalter keine eigentliche Trunksuchtsfrage. Diese entstand erst, als die technisch mehr und mehr vervollkommnete Bier- und Weingewinnung zusammenfiel mit der Ausbreitung bestimmter Trinkgebräuche. Der Trinkzwang der Gegenwart hat seine Wurzeln sowohl in den Trinkregeln der Zünfte und Gilden wie auch im Trinkkomment der Studenten. Einen eigentlichen Kampf gegen die Trunksucht bietet zuerst das Reformationszeitalter, wenn auch nur in geringerem Umfange. Er bestand in strengen Ermahnungen seitens der Geistlichen, die die Trunksucht und Völlerei als Sünde geißelten, in kaiserlichen und fürstlichen Gesetzen und Verboten gegen das Wett- und Zutrinken, sowie in der Ausbildung der ersten Mäßigkeits- und Abstinenz-Gesellschaften oder Orden. Diese hatten nur kurzen Bestand, da ihre strengen Forderungen nicht genau durchgeführt wurden, und ihr Kampf sich nur auf die Auswüchse der Trinksitten, nicht aber auf die Trinksitte selbst richtete. Im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde die Trunksuchtsfrage brennender durch die eine große Ausdehnung gewinnende Verbreitung des Branntweins. Außer gelegentlichen Gesetzen gegen die Trunksucht und Warnungen einsichtsvoller Personen kann von einem Kampfe nicht geredet werden; dann aber erwacht das Bewußtsein der ungeheuren Gefahr, die der Menschheit in Gestalt der berauschenden Getränke droht, und eine Gegenwirkung tritt allmählich und kräftig ein. An der Schwelle des 19. Jahrhunderts nahm, angeregt von der in Amerika organisierten Anti-Alkoholbewegung, ein planvoller Kampf gegen die Trunksucht und vor allem gegen die „Branntweinpest" seinen Anfang, der in Deutschland seinen Höhepunkt im Jahre 1846 erreichte. Die außerordentlich anschwellende Enthaltsamkeitsbewegung, die in erster Linie gegen den Branntwein sich richtete und in vieler Beziehung bessere Anschauungen verbreiten half, verlief sehr bald im Sande, weil man vor allem versäumt hatte, die für den Kampf gebildeten Vereine zu organisieren, die begeisterte Menge genügend zu belehren und aufzuklären, sowie die gebildeten und besitzenden Kreise gleichfalls für die Bewegung zu gewinnen. Die Wertschätzung, die dem Bier selbst von wissenschaftlicher Seite zuteil wurde, trug dazu bei, ihm in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts vor allem in Deutschland eine so große Verbreitung zu sichern, daß zu dem ziemlich gleich gebliebenen Branntweinverbrauch ein Bierkonsum getreten ist, der jenen in seiner absoluten Höhe längst überholte. Die Trinksitte artete in Deutschland mehr und mehr zu einer allgemeinen Biersitte aus. Der steigende Alkoholismus, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung und praktischer Erfahrung wandelten aus der früheren Trunksuchtsfrage die moderne Alkoholfrage. Durch die Enthaltsamkeitsbewegung Englands und anderer Länder und deren Erfolge wurde der Kampf gegen den Alkoholismus am Ende der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts planvoller und zielbewußter. Die moderne Bewegung gegen den Alkoholismus wurzelt in einer tieferen Naturerkenntnis über die Wirkung des Alkohols und entquillt einer klaren Einsicht in die Verknüpfung der sozialen Probleme, sowie der Tatsache, daß das menschliche Zusammenleben in früheren Zeiten unter anderen Bedingungen, als in der Gegenwart vor sich ging. Der Kampf der Gegenwart zeigt eine entschiedene Tendenz zur Popularisierung der Totalenthaltsamkeit und zur Anbahnung der Lokaloption. Die zahlreichen gegenwärtigen Kampfscharen suchen alle in ihrer Art wichtige Aufgaben zu lösen; ihr einheitliches Zusammengehen ist bei der Lösung mancher praktischer Fragen von großer Bedeutung. Nachdem der Alkohol in Gestalt des Bieres sich auch die Frauenwelt erobert hatte, beginnt diese sich in der jüngsten Gegenwart auf ihre ernsten Aufgaben im Dienste der Nation zu besinnen. — Die Geschichte des Kampfes gegen den Alkoholismus lehrt: daß der richtig geführte Kampf eine Erlösung des Volkes vom Alkoholismus bringt; daß die Bekämpfung der Trinksitte und die Verminderung der Trinkgelegenheit die wichtigsten Mittel sind, um Erfolge zu erzielen; daß eine antialkoholische Gesetzgebung getragen werden muß von der Aufklärung der breitesten Volksmassen; daß die Bekämpfung der Trinksitte nur Erfolg haben kann durch Beispiel und strenge Selbstzucht des Einzelnen und durch Zusammenschluß vieler Mitkämpfer in straff organisierten Vereinen; daß das Eintreten für den mäßigen und die Abwehr nur des unmäßigen Genusses als eine Bekämpfung des Alkoholismus nicht angesehen werden kann; daß die Frauen, die Akademiker und die Gebildeten aller Volkskreise

als Freiwillige voran müssen, wenn der Kampf in absehbarer Zeit auch in Deutschland nennenswerte Erfolge haben soll.

Alkoholismus und Tuberkulose. Unter diesem Titel ist im Verlage des deutschen Arbeiter-Abstinentenbundes (J. Michaelis, Berlin S. 42) eine kleine Broschüre von Dr. med. Fr. Stubenvoll in München-Bad Reichenhall erschienen, die dazu bestimmt ist, die Arbeiterschaft auf die engen Beziehungen zwischen Tuberkulose und Alkoholismus, diesen beiden verheerendsten Volksseuchen der Gegenwart aufmerksam zu machen. Der Verfasser hat seine Aufgabe mit ganz besonderem Geschicke gelöst. Ohne zu übertreiben, ohne ins Phrasenhafte zu verfallen, stets auf wissenschaftliche Forschungsergebnisse sich stützend und dabei doch volkstümlich im besten Sinne des Wortes wirkt seine Schrift überzeugend und aufklärend. Nicht ein Wort ist darin, das nicht unbedingt wahr, nicht eine Schlußfolgerung, die nicht durchaus logisch ist; darum wird und kann sie ihren tiefen Eindruck auf die Arbeiterklasse, für die sie geschrieben ist, nicht verfehlen. — Die Krankenkassenärzte und Krankenkassenvorstände seien ganz besonders auf die Schrift aufmerksam gemacht. Ihr unglaublich billiger Preis — von der Ausgabe B kosten 100 Stück inkl. Porto Mk. 3,25, 1000 Stück Mk. 27,50 — ermöglicht ihre weiteste Verbreitung. Sie sollte von allen wahren Freunden der Arbeiterschaft in Massen verteilt werden: bekämpft sie doch gleichzeitig deren beide schrecklichste Geißeln.

Kriminalbiologie. Die alte klassische Schule der Rechtswissenschaft hatte keine Berührung mit der medizinischen. Erst durch die bahnbrechenden Untersuchungen von Lombroso (1872) über den geborenen Verbrecher begann die Verbindung beider Wissenschaften. Lombroso studierte in verschiedenen Strafanstalten die Verurteilten vom anthropologischen Standpunkt; er kam zum Schlusse, daß es Stigmata (Entartungszeichen) gebe, die den Träger zum Verbrecher stempeln. Die Schule Lombrosos, die positive kriminalistische, hat wenigstens das Verdienst, daß sie die Aufmerksamkeit der Theoretiker vom Verbrechen auf den Verbrecher, von der Tat auf den Täter, von dem Paragraphen auf den Menschen selbst lenkte. Dagegen wird der eigentliche Kern seiner Lehre vom geborenen Verbrecher (delinquente nato) immer mehr bestritten. So weist Stieda nach, daß keine Beziehungen zwischen den Degenerationszeichen und den Hirnfunktionen besteht. Ferri legte in Erkenntnis der Unzulänglichkeit der Lombrososchen Lehre das Schwergewicht auf das Studium des menschlichen und sozialen Lebens und fand die natürlichen Ursachen des Verbrechens in anthropologischen, klimatischen und sozialen Faktoren. Liszt hebt besonders die gesellschaftlichen Ursachen hervor, die sich vornehmlich in der Individuengruppe zeigen, zu der jemand gehört. Nach Näcke sind zur Entstehung des Verbrechens zwei Faktoren notwendig, ein endogener (innerer) und ein exogener (äußerer). Er setzt den anatomischen Degenerationszeichen Lombrosos „innere" entgegen, die in der Psyche des Verbrechers liegen. Auch Kurella hat auf diese Bedeutung des individuellen persönlichen Faktors aufmerksam gemacht. Die Anschauungen über Verbrechen und Verbrecher haben förmliche Umwälzungen erfahren, wozu Lombroso den ersten Anstoß gegeben hat. Man ist aber über ihn hinausgeschritten. Von der Kriminalanthropologie kam man zur Kriminalsoziologie, von ihr zur Kriminalpsychologie, und allmählich bereitet sich in der Kriminalbiologie eine Synthese der drei ersten Theorien vor, die den berechtigten Kern der drei Richtungen beibehält, das Widerlegte ausscheidet und Anthropologie, Soziologie und Psychologie des Verbrechers in eine lebenswahre Verbindung zu bringen sucht. (L. Sofer, Klinisch-therapeutische Wochenschrift 1906, 14.)

Politik und Geisteskrankheit. Psychische Erschütterungen führen nicht selten zu Geisteskrankheiten. Entweder untergraben sie das Nervensystem ganz allmählich, oder die Erkrankung erfolgt sofort in unmittelbarem Anschluß an die psychische Erschütterung. Ist letzteres der Fall, so handelt es sich gewöhnlich um eine für Geisteskrankheit prädisponierte Person, um erblich Belastete und Degenerierte. Da die letzten Jahre über Rußland so schweres Unheil gebracht und zahllose Familien an Gut und Leben aufs schwerste geschädigt haben, ist es wohl erklärlich, daß dort die Zahl der Geisteskranken infolgedessen eine erhebliche Zunahme erfahren hat. Die Frage, welche Art von Geisteskrankheiten in Zeiten sozialen Unglücks sich vorwiegend geltend macht, ist neuerdings von mehreren russischen Irrenärzten untersucht worden. Schaikiewitsch hat bei den am japanischen Kriege teilnehmenden Soldaten eine eigentümliche psychische Störung beobachtet,

die sich in Depression, Stupor und einer gewissen Verwirrtheit äußerte. Auch Suchanow hat darauf hingewiesen, daß sich unter den geisteskranken Soldaten sehr häufig depressive Formen psychischer Störungen geltend machen. Oft treten hochgradige Angst, Verwirrtheit, Unruhe, beängstigende Sinnestäuschungen, Wahnideen usw. hinzu. Dasselbe Krankheitsbild stellte Pybalkow fest, als er Gelegenheit hatte, mehrere Fälle von Geistesstörung zu beobachten, die mit den aktuellen politischen Ereignissen in Zusammenhang standen. Diese von Unruhe, Angst und Wahnideen begleitete depressive Form des Irreseins entsteht also nicht nur bei den Soldaten unter dem Eindrucke des Kriegslebens, sondern auch bei Zivilpersonen infolge der Schrecknisse politischer Ereignisse. Dies wird jetzt von Dr. Hermann, dem Direktor des Irrenhauses des Gouvernements Orel, bestätigt, der in dem ihm unterstellten Krankenhause mehrere derartige Kranke zu behandeln hatte. In der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie berichtet er, daß sich psychische Störung in unmittelbarem Anschluß an überstandenen Schreck und seelische Erschütterungen eingestellt hatten. Einmal handelte es sich um einen Fabrikarbeiter, der sich am Arbeitsstreik beteiligte und erkrankte, als er sich mit seinen Genossen von Kosaken umzingelt sah; ein anderes Mal um einen Greis, der wegen Beteiligung an den agrarischen Unruhen ins Gefängnis eingeliefert worden war, wieder ein anderes Mal um einen Verkäufer eines Schnapsladens, dessen Laden von den Bauern gestürmt wurde u. s. f. In keinem Falle hatten sich die Patienten einem unmäßigen Alkoholgenuß hingegeben. Mehrere hatten einen Schlag auf den Kopf erhalten, andere hatten nicht einmal eine tatsächliche Gefahr überstanden und erlagen nur der während der Arbeiter- und Agrarunruhen erlebten Angst. In diesen Fällen müssen die Erkrankten über eine geringe Widerstandsfähigkeit verfügt haben, denn unzählige Menschen haben sich an der politischen Bewegung beteiligt, und nur einzelne sind erkrankt. Hermann fand denn auch bei seinen Patienten mit Ausnahme eines einzigen Degenerationsmerkmale; mehrere waren erblich belastet, einer war sogar von 20 Jahren bereits geisteskrank gewesen. Alle Kranken litten an hochgradiger Angst, waren überzeugt, daß ihnen Gefahr drohe und daß sie dem Untergang geweiht seien. Sie fürchteten sich nicht vor einzelnen Personen, sondern witterten überall Gefahr. Einige litten auch an optischen und akustischen Sinnesstörungen. Im ganzen sind die Aussichten dieser Kranken auf Genesung günstig; in vielen Fällen war die Krankheitsdauer überhaupt nur kurz. Es wäre wichtig, wenn auch Aerzte anderer Anstalten ihre Erfahrungen über Krankheitsfälle und Gefolge von aufregenden politischen Ereignissen veröffentlichen wollten, damit der Zusammenhang deutlicher zutage treten könnte. (A. W. B.)

Gemeinsamer Unterricht für Knaben und Mädchen. Ueber die Erfahrungen auf dem Gebiete der gemeinsamen Erziehung von Knaben und Mädchen liegen aus Baden zwei Urteile von erfahrenen Pädagogen vor. In Mannheim hat der bekannte Stadtschulrat Dr. Sickinger bei der Beratung des städtischen Voranschlags versichert, daß die in Mannheim gemachten Erfahrungen durchweg günstig seien. Dieser Ausspruch wiegt schon deshalb um so mehr, als dort die Mädchen Gelegenheit haben, sämtliche Mittelschulen zu besuchen. Das andere Urteil über die gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen fällte in den letzten Tagen der Rektor der kaufmännischen Fortbildungsschule in Karlsruhe. Nach dessen Eindruck wird das Allgemeinverhalten der Knaben durch die Anwesenheit der Mädchen in vorteilhafter Weise beeinflußt. Die Beobachtungen, die sich auf 426 männliche und 181 weibliche Schüler in diesem Jahr erstreckt haben, haben gezeigt, daß wohlerzogene Mädchen ein veredelndes Element in der Klasse bilden. Gerade die verschiedene Veranlagung für einzelne Wissensfächer der beiden Geschlechter, die nicht geleugnet werden kann, bringt eine gegenseitige Anregung für beide Teile mit sich. Der Ehrgeiz wird geweckt und damit das Streben, nicht zurückzustehen, wenn es im Unterricht zutage tritt, daß da die Knaben, dort die Mädchen mehr zu leisten imstande sind.

Die „Freie Vereinigung biologisch denkender Aerzte“, deren Begründung durch Kreisarzt Dr. Bachmann in Harburg seinerzeit an dieser Stelle angezeigt wurde, zählt nach kurzem Bestehen bereits 80 Mitglieder. Demnach hat es den Anschein, als ob sich im Aerztestande die Anfänge einer Abkehr von der bisherigen überlebten Staats- und Kathedermedizin bereits zu bilden beginnen. Des besonderen Interesses halber mögen aus dem soeben erschienenen dritten Bericht der Geschäftsleitung folgende grundsätzlichen Ausführungen hier Platz finden: „Gib mir nur einen festen Standpunkt, so werde ich die Erde bewegen“, so sagte einst Archimedes.

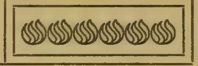
Aehnlich könnte man heutzutage sagen: lehre mich die Konstitution der heutigen Menschheit erkennen, so will ich dir die gründlichsten Mittel angeben zur Bekämpfung der Tuberkulose, des Alkoholismus, der Geschlechtskrankheiten, der Säuglingssterblichkeit und zur Lösung zahlloser anderer hygienischer Probleme im weitesten Sinne, kurz, zur Regeneration des heutigen Menschengeschlechts, nicht nur in körperlicher, sondern auch in intellektueller und sittlicher Beziehung. Daß unsere heutige wissenschaftliche Medizin und Hygiene aber hierzu völlig unfähig sind, das sollte doch schon die Zerfahrenheit, Unstetigkeit und Unfruchtbarkeit der Behandlung dieser großen Aufgaben, trotz des denkbar besten Willens ihrer Vertreter, uns gelehrt haben! Der richtige Standpunkt fehlt eben noch! Wahrhaftig, der Anbruch des naturwissenschaftlichen Zeitalters in der Medizin ist eine schwere, langwierige Geburt! Wie viele Hemmungen, wie viele Gegenströmungen stellen sich ihr entgegen, damit aber leider auch einer wahrhaft gesundheitlichen Entwicklung des Menschengeschlechts! Für uns erst einmal der deutschen Nation! Es sollte jedem deutschen Arzte, jedem Hygieniker, jedem Politiker, ja jedem Gebildeten völlig klar werden: nur eine organische, eine biologische Auffassung des Einzelmenschen vermag unserm modernen Staatswesen die großen sozial-hygienischen Richtungslinien zu geben, nach welchen die Besten unseres Volkes verlangen. Handelt man anders, so vergeudet man Zeit, Geld und Menschenkräfte, und wir werden von gesunder denkenden Nationen überflügelt, ja vernichtet werden! „Was hilft euch das Reich, wenn das Volk verdirbt?“ (Moebius.)

Aristokratie, Archiv und Chronik für Genealogie und Genialität ist der Titel einer neuen Zeitschrift, die im Verlag „Selecta“, Charlottenburg 4, erscheint. (Redakt.: Reichsfreiin M. von Verschuer. Jährl. 4 Hefte in Folio 10 Mk.). Aus den Geleitworten seien folgende Sätze hier wiedergegeben: „Selbst dem konservativen Staatsmann muß allmählich die Erkenntnis aufdämmern, daß mit der bisherigen historischen Diplomatik und ihren Pergament-Dokumenten nicht mehr weiter gewirtschaftet werden kann. Die politisch-anthropologische Betrachtung des Staatslebens aus naturwissenschaftlichen Prinzipien wird mächtiger und dringender auf Anerkennung pochen und der papierenen Politik eine National-Biologie von Fleisch und Blut gegenüberstellen. Auf die Intrigen der Standes-Interessen wird der Kampf der Rassen-Sympathien folgen. Und der tiefblickende Forscher hat schon zur Genüge erkannt, daß unsere parlamentarischen Parteien längst das fadenscheinig gewordene Kleid doktrinärer Theorien abgestreift und die starke Rüstung pragmatischer Rassenhaftigkeit angelegt haben. Noch ist die national-biologische Erkenntnis jung und unsicher. Und deshalb tut es not, abseits vom Tageskampf, von höherer Warte philosophischer, psychologischer und ästhetischer Betrachtung aus das Keimen kommender Werte zu beobachten. Längst haben selbst demokratische Politiker erkannt, daß vor der exakten Naturwissenschaft nur das Prinzip der Aristokratie zu Recht besteht, die von Lamarck, Goethe und Darwin festgestellte Vorherrschaft der Tauglichsten auf allen Gebieten des Lebens und Fühlens und Denkens.“ — Dieses neue Archiv wird sich von anderen Zeitschriften dadurch unterscheiden, daß es nur Selbstanzeigen der Verfasser neuer Werke aus der einschlägigen Literatur bringt. Um seiner Tendenz willen, die ständisch-historische Tradition durch den lebendigen biologischen Gedanken zu ersetzen, sei es als Mitkämpfer willkommen geheißen.

Einen wissenschaftlichen Wettbewerb (6 Ehrenpreise im Werte von 3000 Mk.) schreibt die Verlagsgesellschaft „Selecta“ aus über die Fragen: 1. Welche statistischen Anzeichen lassen vermuten, daß ein körperlicher, moralischer und geistiger Rückschritt der Militärdienstpflichtigen vorhanden oder zu befürchten sei? 2. Welche biologische Möglichkeit ist gegeben, dem die Wehrkraft des Staates bedrohenden Rückschritt wirkungsvoll zu begegnen? 3. Welche organisatorischen Maßnahmen lassen sich Erfolg versprechend vorbereiten durch Zusammenarbeiten staatlicher, kommunaler und privater Faktoren, im Rahmen der bestehenden Ordnung? Nähere Einzelheiten des Wettbewerbes sind zu erfragen bei der Redaktion des Adels-Archives „Aristokratie“, Charlottenburg, Kantstr. 42.



Bücherbesprechungen.



Ph. Kropp, Die minoisch-mykenische Kultur im Lichte der Ueberlieferung bei Herodot. Vortrag. Leipzig 1905, Verlag von Otto Wigand.

Durch die letztjährigen Ausgrabungen der Engländer und Italiener auf Kreta ist die Vorgeschichte der griechischen Kultur in ein ganz neues Licht gerückt worden. Auch die Funde Schliemanns in Troja, Mykene usw. werden dadurch in einen deutlicheren historischen Zusammenhang gebracht. Es ist daher ein verdienstliches Werk des Autors vorliegender Schrift, eine objektive Darstellung dessen zu geben, was wir aus der Ueberlieferung über die ethnographischen und kulturellen Verhältnisse der alten Kreter und Mykenäer erfahren können. Besonders kommt dabei das Geschichtswerk Herodots in Betracht.

Kropp vertritt den Standpunkt, daß die Träger der minoischen Kultur Karer, d. h. nicht-arische Völker gewesen seien, mit denen auch die Etrusker nahe Verwandtschaft zeigen. Dagegen hält er die Pelasger für arisch, d. h. für ein den Griechen verwandtes Volk, das zu einer früheren Zeit in Hellas eingewandert ist.

Im allgemeinen fordert die Methode des Verfassers zum Widerspruch heraus. Sein Verfahren ist linguistisch, archäologisch oder ethnographisch. So wichtig diese Betrachtungsweise auch sein mag, so genügt sie doch nicht, um Rassenabstammungen und Rassenzusammenhänge zu erkennen. Es ist bezeichnend für den in der traditionellen Geschichtswissenschaft herrschenden Geist, daß bei diesen Problemen der anthropologische Gesichtspunkt gänzlich vernachlässigt wird. Obgleich der Verfasser selbst immer wieder von den gefundenen Fresken spricht, denkt er doch nicht daran, die darauf dargestellten Menschen zu betrachten, obgleich dadurch die Lösung der dunklen Fragen nicht wenig erleichtert wird.

Eine Methode, die Archäologie und Anthropologie miteinander verbindet, kommt aber zu dem Ergebnis, daß die älteste Kultur auf Kreta und in Griechenland, sowie diejenige der Etrusker eine Mischkultur, und daß ihre Träger Mischvölker gewesen sind. Sie entstanden, als die ältesten Wanderzüge der blonden Arier nach Südeuropa erfolgten, die mit der eingeborenen brünetten Bevölkerung sich schnell vermischt zu haben scheinen, während die später eindringenden, historisch bekannteren Arier sich viel reiner erhielten. Nicht nur Sprache und Kunsterzeugnisse, sondern auch die ikonographischen Zeugnisse sprechen für diese Hypothese.

Dr. L. Woltmann †.

Dr. Ludwig Wilser, Menschwerdung. Ein Blatt aus der Schöpfungsgeschichte. Stuttgart 1907, Strecker & Schröder. 150 S. Preis 1 Mk.

An guten Büchern über die menschliche Urgeschichte herrschte auch bisher kein Mangel; dennoch muß man sowohl dem Autor wie dem Verlag Dank dafür wissen, daß sie die Literatur um die vorliegende Darstellung bereichert haben. Denn es ist ein besonderer Vorzug dieses Buches, daß der Verfasser nicht allein populär und dabei streng wissenschaftlich zu schreiben versteht, sondern auch als selbständiger Forscher eine persönliche Note in seine Arbeit hineinträgt, die erkennen läßt, daß es sich hier nicht um die geschickte Darstellung eines fähigen Kompilators, sondern um den Niederschlag aus einer langjährigen, ernsten Denker- und Forschertätigkeit handelt. — Andererseits hat der Verlag, indem er dies reich illustrierte, 144 Seiten starke Buch für den bescheidenen Preis von 1 Mk. auf den Markt brachte, sich um die Verbreitung wohlfeiler und gediegener naturwissenschaftlicher Literatur ein Verdienst erworben.

In drei Kapiteln („Abstammung", „Vormensch" und „Urmensch") führt Wilser die glaubwürdigsten Dokumente der Menschwerdung in Wort und Bild dem Leser vor. Dabei trägt er — und mit Recht! — kein Bedenken, auch die künstlerisch schaffende Phantasie, so wie sie den Urmenschen geschaut bezw. nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus den Funden rekonstruiert hat, zu uns reden zu lassen, indem er die plastischen und bildnerischen Darstellungen von Hyatt Meyer (Homo primigenius), Dubois (Proanthropus erectus), Gabriel Max (Pithecanthropus alalus), Max Bernuth (Jagender Urmensch), Gertrud Kilz (Urmensch im Kampf mit einem Bären), La Penne (Menschen der älteren Steinzeit) in wohlgelungenen Reproduktionen vorführt; eine Ahnengalerie, die an Anschaulichkeit, um nicht zu sagen: Ueberzeugungskraft nichts zu wünschen übrig läßt. — In einem besonders wertvollen,

„Ausblicke“ überschriebenen Schlußkapitel, welches mit einem von Schaupp gezeichneten, prächtigen Kopf eines jugendlichen Germanen, des Repräsentanten der höchsten Entwicklung und edelsten Gestaltung des Homo europaeus, geziert ist, faßt der Autor die aus der menschlichen Entwicklungsgeschichte sich ergebenden Gesetze und Erfahrungen zu dem eindringlichen ‚Ceterum censeo‘ des Anthroposoziologen an die heutigen Staatslenker zusammen, es müsse dafür Sorge getragen werden, daß die Menschheit, nachdem sie sich unter unsäglichen Mühen und Opfern aus dem tierischen Zustand herausgearbeitet habe, nicht schließlich wieder der Entartung anheimfalle und von der erreichten Kulturhöhe herabsinke.

Möchte das Buch recht zahlreiche Leser finden, damit diese zeitgemäße Mahnung in immer weitere Kreise dringe. Dr. Landmann.

Grant Allen, Die Entwicklung des Gottesgedankens, eine Untersuchung über die Ursprünge der Religion. Deutsche Bearbeitung von H. Ihm. Jena 1906, Costenoble.

Die Uebersetzung des Allenschen Buches, dessen erste englische Ausgabe 1897 erschien, wird von allen Freunden einer Ausdehnung der anthropologischen Betrachtungsweise auf die religiöse Entwicklung der Menschheit mit Freuden begrüßt werden. Denn sie erleichtert den deutschen Lesern die Lektüre eines typischen Buches aus der englischen evolutionistischen Schule, typisch in seinen Vorzügen und typisch in seinen Fehlern. Spencer, Tylor und Frazer haben als Hauptsterne den Untersuchungen Allens vorangeleuchtet, ohne daß diese deshalb der Eigenart entbehrten.

Es ist nicht uninteressant, auf die so verschiedenen Untertöne zu horchen, die ganz in der Tiefe auf dem Grunde der Breysigschen (vgl. Bd. V. der Politisch-anthropol. Revue, in der [S. 660] das Buch Breysigs: Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer von mir besprochen worden ist) und Allenschen Untersuchungen zu vernehmen sind: bei dem deutschen Forscher die Aufzeigung eines auf geklärteren Stufen logisch, ethisch und metaphysisch höchst wertvollen Bestandteils — der Persönlichkeitsidee —, in den religiösen Urvorstellungen, gewissermaßen als unausgesprochene Apologie frühester primitivster Glaubensstufen durch das Ergebnis ihrer Entwicklung; bei Grant Allen die Bloßlegung kindlich-animistischer Ueberzeugungen des urgeschichtlichen Menschen auch in den scheinbar vergeistigsten Religionen der Gegenwart, gleichsam als die unausgesprochene Entwertung des kultivierten religiösen Bewußtseins durch die pudenda origo. Und so sind denn die beiden Schriften ihrem einseitigen Geiste nach gute Ergänzungen zueinander. Bereits in der Auswahl der Quellen zeigt sich ein starker Antagonismus. Breysig stützt sich hauptsächlich auf Mythologie und Sage, Allen lehnt die Benutzung dieser unzuverlässigen Quellen vollkommen ab und beschränkt sich fast ganz auf die Deutung sakraler Bräuche und Sitten. „In der Regel gebe ich auf Mythen gar nichts und richte meine Aufmerksamkeit mehr auf die reinreligiösen und praktischen Bestandteile der Sitte und des Kultus“ (S. 254). Die Ergebnisse weichen denn auch beträchtlich voneinander ab. Uebereinstimmung besteht zwischen beiden in der Anerkennung einer für die ganze Menschheit geltenden Gesetzlichkeit bei der Entwicklung des Gottesgedankens (S. 6) und in der Ablehnung der Theorie, welche die Symbolisierung von Naturgewalten als die erste Aeußerung des religiösen Bewußtseins erklärt. Nach Allen sind die Vorstellungen über das Leben der Toten, die nach zwei einleitenden Kapiteln im dritten Kapitel behandelt werden, in letzter Linie der Ursprung aller Religionen. Zunächst werden die Leichen der Freunde verehrt und gefürchtet, von deren leiblicher Gegenwärtigkeit auch nach ihrem Tode man überzeugt ist; später entstehen aus der Verehrung der Seelen besonders mächtiger Häuptlinge die Familien-, Stamm- und Volksgötter. Die Vertretung der Familienmitglieder durch das Oberhaupt, des Volkes durch den Häuptling veranlaßt die Bildung einer Priesterschaft, die sich durch die erbliche Institution der Tempeldiener vermehrt. So beginnt die Entstehung der Götter (Kap. IV). Von den Götterbildern nehmen die steinernen aus der Verehrung der Grabsteine (Kap. V) ihren Ursprung, die hölzernen aus dem Kult der heiligen Grabstätte (Kap. VI); die heiligen Bäume, Haine und Brunnen (Kap. VII) waren zu Anfang die auf dem Grab oder um das Grab wachsenden Pflanzen, sprudelnden Quellen usw.

Um den Uebergang vom Ahnenkult zum Monotheismus zu zeigen, wird an dem Beispiel der ägyptischen Götter (Kap. VIII), besonders des Osiris klar gemacht; wie Osiris, eigentlich eine verehrte Mumie des Häuptlings von Abydos, sich allmählich zur pantheistischen Gottheit auswächst. Auch die Götter Israels (Kap. IX)

teilen die Entstehung aller Götter. Jahve insbesondere ist seinem Ursprung nach „nichts mehr und nichts weniger als der heilige Ahnenstein des Volkes Israel, der zwar behauen, in letzter Linie aber der unbehauene Grabstein irgend eines semitischen Scheichs oder Häuptlings der Vorzeit gewesen ist“ (S. 103). Als Gott der Fruchtbarkeit wurde er dann neben vielen Göttern unter dem Bild einer Steinsäule verehrt. Wenn man das hier zum Beleg angezogene Material mit dem von Breysig für den Heilbringercharakter Jahves beigebrachten vergleicht, so erkennt man erst, wie vieldeutig die von der einen wie der andern Partei angeführten Tatsachen sind (denn auch bei der Besprechung der gleichen Religion wählen die Forscher unter dem Gesichtspunkt ihrer verschiedenen Hypothesen niemals etwa die gleichen Dokumente zur Diskussion sich aus!). Die Entstehung des Monotheismus (Kap. X) ging dann durch Verschmelzung der vielen Götter und durch den patriotischen Volkssinn vor sich, der den Stammgott über alle andern erhob. Dazu kamen astrologische Ausdeutungen, nach denen Jahve zum König der Sternenwelt erklärt wurde. „Der kegelförmige Stein in der Lade war zu einem unkörperlichen, unerforschlichen und allmächtigen Wesen geworden“ (S. 185).

Die folgenden Kapitel, die interessantesten des Buches, suchen nun auch die religiösen Grundbestandteile des Christentums aus allgemein religiösen Quellen herzuleiten. Die Rolle, welche die Menschengötter (Kap. XI) in den ältesten Glaubensformen spielen, ist dafür von großer Wichtigkeit. Und zwar ist nicht nur die „Fleischwerdung“ Gottes eine ganz allgemeine Anschauungsweise, nach der man Menschen als vom „Geist“ dauernd besessen ansieht, nicht nur die „Gottessohnschaft“ (die Könige als Söhne der animistisch verehrten Väter galten natürlich als Söhne des Gottes), sondern auch das Töten der Menschengötter durch ihre Anhänger. In dem umfangreichen Material zu diesem sonderbaren Brauch folgt Allen im wesentlichen Frazers „goldner Zweig“. Die Sitte beruht darauf, den vergötterten Menschen z. B. einen König nicht alt werden zu lassen, damit der Gott in ihm und dessen Wirkungen nicht darunter leiden, und das führt dazu, daß er schließlich, auch ohne Verfallsanzeichen zu zeigen, in der Fülle seiner Kraft getötet wird. Gerade in Syrien, wo das Christentum entsprang, bestand der Kult eines solchen getöteten Gottmenschen, des Adonis. Man vergötterte aber nicht nur Menschen und tötete sie in ritueller Handlung, man opferte auch Menschen, um in ihrem Geist einen neuen Schutzgott zu besitzen. So kam es schon früh zu einer richtigen Herstellung von Göttern (Kap. XII). Die wichtigsten dieser „künstlichen Götter“ sind die Ackerbaugötter (Kap. XIII) und die Korn- und Weingötter (Kap. XIV). Allen vermutet, daß man überhaupt erst auf den Gedanken des Ackerbaus durch die Beobachtung des Aufgehens von Körnern (Opferbestandteilen) auf Grabhügeln, die umgegraben wurden, gelangt sei. Aber der Same ohne den Toten, durch dessen Kraft er wuchs, genügte nicht zum Aufgehen der Saat. Dazu bedurfte es für diese Vorstellungsstufe eines Leichnams (ursprünglich eines menschlichen, dann als Ersatz gedacht eines tierischen). Charakteristisch für diese Formen ist das Verspeisen der Götter (Dionysus-, Osiris-, Attiskult). Das führt zum Ursprung von Opfer und Sakrament (Kap. XV). „Der Opfermensch oder das Opfertier, das man tötete, um einen neuen Gott oder Schutzgeist zu machen, wurde mit der Zeit der älteren Form der ehrenden Gaben an die Totengötter einverleibt, so daß dadurch jene mystischen Gedanken über den Gott entstanden, der sich selbst geopfert wird. Das Sakrament der Messe ist das schließliche geheimnisvolle Ergebnis“ (S. 263). Denn das Sakrament beruht auf dem uralten Glauben, daß man sich die Eigenschaften eines Wesens aneignet, wenn man es ißt. So essen viele Wilde ihre Väter, d. h. ihre Hausgötter, man trank den Saft der Rebe als Blut des Dionysus, man verspeiste schließlich sakramentale Opferkuchen und Hostien als Ersatz. Erst verhältnismäßig spät wird die Idee der Sühne, die Versöhnung eines beleidigten Gottes, mit dem Opfer verschmolzen, und das Sühnopfer (Kap. XVI) ist kein ursprünglicher Bestandteil der Religion. So sehen wir in der Welt vor Christus (Kap. XVII) bereits alle Elemente der christlichen Religion vorhanden, denn das Christentum „gründete sich vor allem auf Sakrament, Opfer, Sühne und Auferstehung“ (S. 296). Der Persönlichkeit und der Lehre Christi weist Allen seiner ritualistischen Auffassung vom Wesen der Religion gemäß keine Bedeutung für die Entwicklung der christlichen Religion zu, wie er sie versteht. Daher geht ihm die Entwicklung des Christentums auf in der Entwicklung seiner Riten. Das Schlußkapitel (XIX) die Ueberlebsel im Christentum weist endlich uralte Reste animistischer Totenverehrung, wie das Erbauen der Kirchen über Gräbern im Christentum und polytheistischer Bestandteile im Islam nach.

Bei der Beurteilung solcher Werke wie dem vorliegenden muß man stets im Auge behalten, daß die rein anthropologisch-psychologische Perspektive weder die allein mögliche noch die allein fruchtbare ist, sondern daß neben ihr die systematisch-philosophische zu Rechte besteht als unentbehrliche Aufklärung zwar nicht über das, was das religiöse Bewußtsein in instinktiver Unbewußtheit denkt, fühlt und will, aber über das (was uns denn doch noch mehr am Herzen liegt), was es bei heller Selbstbesinnung denken, fühlen und wollen muß. Eine Verwechslung beider Standpunkte sowie der Glaube: mit den Ergebnissen aus der einen Betrachtungsweise auch die aus der andern überflüssig gemacht oder gar mit geschenkt erhalten zu haben, hat die verhängnisvolle Feindschaft der beiden „Schulen" heraufbeschworen und ist auf das äußerste zu bekämpfen. Jede dieser Methoden hat ihren Wert und ihren Nutzen; aber erst ihre Vereinigung, wie sie Hegel versuchte, wenn auch nicht bewältigte, ist das Endziel religionswissenschaftlicher Forschung. Denn nur durch sie können wir über das noch völlig dunkle Verhältnis aufgeklärt werden, in dem die Entwicklung der Religion als Tatsache des natürlichen Bewußtseins zu der Religion als Notwendigkeit des kultivierten Bewußtseins steht. Raoul Richter.

Houston Stewart Chamberlain, Arische Weltanschauung. („Die Kultur", 1. Band.) Berlin, Bard, Marquardt & Co. VI und 87 S. Kl.-8°.

Der Titel dieser Schrift ist insofern nicht ganz entsprechend, als sie die alt-indische, die alt-arische Weltanschauung behandelt. Ihr Inhalt ist bemerkenswert. Chamberlain sieht voraus, daß die genaue Kenntnis indo-arischen Denkens uns neue Lebenswahrheiten erschließen und mächtig auf die Gestaltung der europäischen Kultur selbst einwirken wird, so wie vor Jahrhunderten, als durch die Aufdeckung der lange verschüttet gewesenen Welt althellenischen Denkens und Dichtens Kräfte entfesselt wurden, die bis dahin geschlummert hatten. Nach anderen Richtungen hin als die Kenntnis des hellenischen Geisteslebens, doch „vielleicht noch tiefer, bis zum innersten Kern unseres Wesens greifend, wird die Kenntnis des indo-arischen Geisteslebens uns beeinflussen". — Einem historischen Ueberblick folgt die Darstellung der Grundzüge der alt-indischen Philosophie, ein Vergleich der hellenischen und indischen Kultur, Betrachtungen über das Verhältnis des arischen Denkens zur Religion usw. — Den Schluß bilden Literaturangaben, um eine weitere Verfolgung des Gegenstandes zu ermöglichen. H. Fehlinger.

Georg Simmel, Die Religion. Bd. II der Sammlung sozialpsychologischer Monographien „die Gesellschaft". Frankfurt a. M., Rütter & Coening.

Das vorliegende Heft enthält, wie alle Schriften des Verfassers, eine Fülle geistreicher Gedanken und feinsinniger Bemerkungen; aber in so abstraktem Gewande und mit einer so souveränen Verachtung des stützenden Erfahrungsmaterials (nicht als ob sich solches für die von Simmel vertretenen Behauptungen nicht beschaffen ließe, sondern weil seine Beschaffung nicht in der Arbeitsweise dieses Philosophen liegt), daß bequeme Leser mit scheinbarer Berechtigung sich auf diese Untersuchungen nicht einlassen, und nur die selber Denkenden eine Fülle von Anregungen aus ihnen schöpfen werden. Dem Charakter der Sammlung gemäß, der sich die Studie eingliedert, wird nur die soziale Seite der Religion hervorgekehrt, am Schluß des Heftes aber in beherzigenswerter Weise betont, daß die psychologisch-historischen Ergebnisse über die Entstehung der religiösen Gebilde in der Menschenseele auf das logisch-systematische Wesen, auf Wahrheit und Wert der Religion keine unmittelbaren Rückschlüsse gestatten.

Die Grundthese, um deren Ausführung es sich handelt, lautet: „Die Religion in ihrem Vollendungsstadium, der große seelische Komplex, der sich an das transzendente Sein knüpft, erscheint als die absolute, zusammengeschlossene Form von Gefühlen und Impulsen, die schon das soziale Leben in Ansätzen und gleichsam versuchsweise entwickelt" (S. 17). Das wird zunächst für die Abhängigkeit gezeigt, welche das Individuum der Gesellschaft und Gott gegenüber empfindet (S. 22 ff.). — Wobei allerdings das Fehlen dieser Korrelation im Buddhismus mit der wenig überzeugenden, aber, da das Wort Religion nirgends definiert wird, auch nicht zu widerlegenden Behauptung hinweg erklärt wird, der Buddhismus sei eben keine Religion (S. 26). Es folgen lehrreiche Ausführungen über den Parallelismus zwischen dem Glauben als sozialem und dem Glauben als religiösem Gebilde, dem Glauben von Mensch zu Mensch, und an Gott (S. 34 ff.). „Ein

zweiter Begriff, in dem gesellschaftliche und religiöse Phänomene eine Formgleichheit offenbaren — so daß die soziale Gestaltung zur religiösen Fühlung disponiert, die religiöse sich als Symbol und Verabsolutierung jener darbietet — ist: Einheit" (S. 42). Gott ist nur die sublimierte Einheit jenseits der Persönlichkeit, als deren erste Stufe die soziale Gruppe empfunden wird. Die gehaltreichsten Passagen aber handeln von der Analogie in der Behauptung und Unterordnung der Persönlichkeit einer Gesellschaft und Gott gegenüber: „Es liegt auf der Hand, wie das Lebensgefühl des Ich hier in Hinsicht der sozialen wie der religiösen Frage vor dem gleichen Problem steht; wie dies nur zwei Formungen, Einkleidungen eines Dualismus sind, der unsere Seele und unser Schicksal von ihrem letzten Wurzelpunkt her bestimmt." Raoul Richter.

G. von List, Das Geheimnis der Runen, nach einem gleichnamigen, 1906 bei P. Zillmann erschienenen Buche in der Neuen metaphysischen Rundschau, XIII, 1—3.

„Es wurde bisher der Schrift unserer germanischen Vorfahren, den Runen, eine viel zu geringe Beachtung gezollt, weil man von der irrigen, durch keine Beweise begründeten Meinung ausgegangen war, daß die Germanen überhaupt keine Schrift gehabt hätten, und deren Schriftzeichen mangelhaft den lateinischen Buchstaben nachgebildet" seien, — wenn ich diesen einleitenden Satz unterschreibe, ist meine Uebereinstimmung mit dem Verfasser erschöpft. Seine Unkenntnis der Tatsachen geht schon daraus hervor, daß er behauptet, das Runenfuthark habe in der Urzeit nur 16 Zeichen gehabt, während doch der Bestand von 24 Zeichen für die gemeingermanische Runenreihe wissenschaftlich vollkommen gesichert ist. Auch sonst verläßt sein Gedankenflug überall den festen Boden und verliert sich ins Sinnbildliche und Geheimnisvolle. Dem entsprechen auch die Wortdeutungen, zu deren Kennzeichnung ein einziges Beispiel genügt, Hieroglyphe, aus den urarischen Wurzeln ir og lif oder ar og laf gebildet und bedeutend: „Verwirrung scheidet ab das Gewisse!" Zum Verständnis der Entwicklungsgeschichte der Schrift wie auch der mit herangezogenen Wappenkunde kann selbstverständlich eine derartige Behandlung nicht beitragen. Wer Zeit und Lust hat, dem Verfasser auf seinen vielverschlungenen Irrgängen zu folgen, der möge sie an Ort und Stelle aufsuchen.

Ludwig Wilser.

E. Hasse, Deutsche Politik, I, 4: Die Zukunft des deutschen Volkstums. München 1907, J. F. Lehmann.

Wenn in den drei ersten Heften des ersten Bandes seines großangelegten Werkes der tätige und verdienstvolle Leiter des Alldeutschen Verbandes trotz der Begriffsbestimmung „Gesamtheit von Menschen gemeinsamer Abstammung, die eine und dieselbe Sprache sprechen und eine gemeinsame Entwicklung durchgemacht haben", etwa noch im Zweifel lassen konnte, wie er das deutsche Volkstum auffaßt, so bringt das vierte die erfreuliche Gewißheit, daß er sich ganz auf den Boden der Rassenlehre gestellt hat. Der Abschnitt „Rasse" beginnt mit den Worten: „Unsere Zukunft liegt im Blute", und es wird unumwunden ausgesprochen, daß die Stammrasse der Germanen die hochgewachsene, langköpfige und lichtfarbige nordische (H. europaeus) es ist, der wir unsere Macht und Kultur verdanken, und die wir darum zu erhalten suchen müssen; denn „der einzige erbliche Adel ist der Adel der Rasse!" — Auch in den Abschnitten „Gesundheit", „Stadt und Land", „Wehrkraft", „Erziehung" werden im großen und ganzen die Grundsätze anerkannt und befürwortet, deren Verbreitung und Durchführung sich diese Zeitschrift zur Aufgabe gemacht hat. Das ist ein sehr erfreuliches Zeichen: der Anfang ist gemacht und der Beweis geliefert, daß mit unseren Lehren wirklich Politik, und zwar die einzige, die Zukunft hat und Erfolg verspricht, gemacht werden kann. Die anfangs vielfach verspotteten Alldeutschen gewinnen sichtlich an Einfluß, und die Zahl ihrer Anhänger ist entschieden im Wachsen. Ludwig Wilser.

Dr. Robert Michels, Patriotismus und Ethik. Leipzig 1906.

„Die Ethik ist in hohem Maße unpopulär", ruft der Verfasser aus, denn „kein Begriff ist von einzelnen Kliquen so schamlos ausgebeutet worden, als der der Sittlichkeit." Die bisherige war eine „Pseudoethik", die neue wissenschaftliche

Ethik muß die überkommenen Werte und Begriffe revidieren und dabei „rein destruktiv" vorgehen. Indem der Verfasser von diesem Gesichtspunkte ausgeht, unternimmt er die Analyse des Patriotismus und fragt sich vor allem, was eigentlich das Vaterland sei. Das Vaterland im weiteren Sinne ist weder der Geburtsort (Lokalpatriotismus ist keine Vaterlandsliebe), noch das Land, wo „unsere Rasse" sitzt, noch das Land, das uns „ernährt". Denn auch das alte Motto „ubi bene, ibi patria" kann der scharfen und „destruktiven" Kritik des Verfasser nicht widerstehen. Es bleibt also nichts anderes übrig, als „die Gleichsetzung von Vaterland und Staat", wobei aber von vornherein die großen Massen vom Patriotismus ausgeschlossen werden, was leicht begreiflich wird, wenn man an das Wesen des Staates als einer über eine große Mehrheit herrschenden Minderheit denkt. Die Unterworfenen befinden sich notwendig im Gegensatze und im Kampfe mit den Herrschenden, folglich können die beiden patriotischen Gefühle nicht gleich sein. Wie man daraus ersieht, entbehrt der Patriotismus „jeder realen Grundlage" und ist im besten Falle nur ein „verirrter Idealismus". Woher entsteht nun die Vaterlandsliebe? Der Verfasser gibt drei Motive an: das Bedürfnis der herrschenden Klasse, „ihre Auffassung der Dinge durch Schule und Heer der gesamten Volksgemeinschaft aufzupflanzen", um ihre Interessen zu wahren (ökonomisches) — die Unkenntnis fremder Völker, Sprachen usw., woraus leicht „Abneigung" resultieren kann (psychologisches) — das „mißleitete" Bedürfnis der Menschen nach Idealen (ideologisches Motiv). Der Verfasser erkennt aber doch, daß der Patriotismus nicht immer und überall zu Eroberungs- und Ueberwältigungszwecken ausgenützt wurde; die Vaterlandsliebe ist ihm heilig, sofern sie gegen die Gewalt gerichtet ist, oder wenn sie mit einem Kulturideal (Verteidigung der Muttersprache usw.) zusammenfällt. In solchen Fällen ist aber der Patriotismus bloß eine „Begleiterscheinung, und nur die Kultur kann dem Patriotismus ethischer Faktor sein".

„Vorurteile bekämpfen, engherzige Ansichten beseitigen, den Geist seines Volkes heben" war nach Goethe Vaterlandsliebe, und nur diesem Kulturpatriotismus wird vom Verfasser ethische Berechtigung zuerkannt.

Dr. F. Savorgnan.

Paul Schultz, Gehirn und Seele. Vorlesungen, gehalten an der Königl. Universität Berlin (1899—1904). Herausgegeben von Dr. Hermann Beyer. Leipzig 1906, Verlag von Joh. Ambr. Barth.

Verfasser geht von der heute herrschenden Vorstellung aus, daß das Verhältnis von Gehirn und Seele als „psycho-physischer Parallelismus" aufzufassen sei, und sucht sodann vom Stande unserer jetzigen Kenntnis diesen Parallelismus im einzelnen nachzuweisen und zu begründen. Er geht, nachdem er einen großzügigen Ueberblick über den wahrscheinlichen Gang der irdischen Lebensentwicklung gegeben, wobei er die Möglichkeit einer Urzeugung bemerkenswerter Weise nicht leugnet, auf die alten und neuen Auffassungen vom Wesen der Seele ein, um sodann an der Hand erhärteter Tatsachen die Entwicklung ihres körperlichen Substrats, des Nervensystems, speziell des Gehirns, in der aufsteigenden Tierreihe zu verfolgen.

Zwar muß man bereits dem Dorsalganglion des Octopus den Wert eines Großhirnes zugestehen; das erste echte Gehirn findet sich indessen erst bei den Arthropoden, bei den Raupen. Insekten und Krebse zeigen es bereits in höherer Ausbildung; abermals vollkommener tritt es bei den Wirbeltieren auf. Eine unzweifelhafte graue Hirnrinde findet sich zuerst bei den Reptilien. (Amphibien und Fische haben noch keine.) Das Körpergewicht = 1000 gesetzt, macht das Gehirn bei den Fischen nur den 0,17., bei den Reptilien den 0,75., bei den Vögeln schon den 4,7. Teil aus. Bei den Säugetieren den 5,3. und beim Menschen gar den 20,0. Teil. Jegliche Intelligenz besteht, physiologisch betrachtet, nur in einer besonderen mannigfaltigen Wechselbeziehung und Kombination zwischen Empfindung und Bewegung. Für die Wertigkeit eines Gehirns ist besonders der feinere Bau der Windungen von Bedeutung. Die Wichtigkeit des Gewichtes ist relativer: das höchste Hirngewicht haben die germanisch-slavischen Völker, das niedrigste die Hindus und Australneger. Der Abstand der Geschlechter in Beziehung auf Schädelkapazität und damit Hirngröße nimmt mit der Vollkommenheit der Rasse zu, so daß der Europäer weit mehr die Europäerin überragt, als der Neger die Negerin.

Schultze geht sodann auf die Gallsche Phrenologie ein, die er in den Hauptpunkten verwirft. Bestimmte Sinnessphären, die sich allerdings mit den Gallschen Annahmen keineswegs decken, sind indessen von der Forschung unwiderleglich festgestellt, so die Körperfühlsphäre (um den Zentralkanal), die Sehsphäre (im

Hinterhauptslappen), die Hörsphäre (im Schläfenlappen), die Riech- und Schmecksphäre (an der Basis des Gehirns).

Nach Flechsigs Untersuchungen ist die eigentliche assoziative Tätigkeit in die großen Assoziationszentren zu verlegen, welche — drei an der Zahl — zwischen die Sinnessphären an mehreren Orten eingeschaltet sind. Freilich bedürfen diese Flechsigschen Angaben noch der Nachprüfung. Verfasser geht nun auf die Geisteskrankheiten kurz ein, beleuchtet die ungeheueren Fortschritte der heutigen Irrenpflege und bespricht das mutmaßliche Wesen von Halluzination und Illusion. Den Schlaf faßt er als den normalen Gleichgewichtszustand des Gehirns auf, aus dem dasselbe im Wachzustande herausgerissen erscheint.

Die Hypnose ist durch eine zentrale Hemmung bedingt, als deren Stätte die graue Rinde anzusehen ist. —

Der durchweg klare Ton, die weise Mäßigung der Schultzschen Ausführungen, die Theorie Theorie sein lassen, macht das Buch nicht nur für den Mediziner sehr lesenswert, sondern auch für jeden Laien, der sich über den augenblicklichen Stand des behandelten Problems einen Ueberblick verschaffen will.

Dr. Gg. Lomer.

Dr. Otto Zacharias, Das Plankton als Gegenstand eines zeitgemäßen biologischen Schulunterrichts. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung. 98 S.

Dieser Sonderabdruck aus dem Archiv für Hydrobiologie und Planktonkunde ist leider vergriffen. Zacharias, der erste der deutschen Organisatoren für Planktonkunde (vergl. seine Tier- und Pflanzenwelt des Süßwassers, 2 Bände), vertritt in warmen Worten die Einführung eines biologischen Unterrichts in die Oberklassen des Gymnasiums. Der immense Formenreichtum des Planktons von der Regentonne bis zum Ozean, die leichte Erkennbarkeit des Zusammenhangs in der Lebensgemeinschaft der Planktongeschöpfe, z. B. in der einfachen Reihe: Algen, Protisten, Entomostraken, Fische (die wieder Nahrung des Menschen sind), die tiefe ästhetische Befriedigung, die aus der unbegrenzten Mannigfaltigkeit feinstgebauter Geschöpfchen (Desmidiaceen, Vorticellen, Radiolarien . . .) resultiert, das Gesetz von der Notwendigkeit alles organischen Geschehens in leicht erkennbarer Konzentriertheit, die unentrinnbaren ethischen Parallelempfindungen, die jeder feiner geartete Beobachter dabei haben muß, und die die wertvollste Grundlage für eine moderne Weltanschauung bilden, (man vergl. dazu aus der „Tier- und Pflanzenwelt des Süßwassers" die Ausführungen von Prof. A. Gruber, I, p. 156 ff.) — diesen ganzen Vorstellungskomplex entwickelt Zacharias mit einer Herzenswärme, die das Gegenteil jener Kadaversystematik ist, an die sich der Leser aus seiner Schulzeit erinnert. Sein praktischer Vorschlag ist die Einführung einfacher synthetischer Darbietungen von dem, was man mit dem Planktonnetz erbeuten kann. Tausende von wißbegierigen und ausdehnungsbedürftigen jungen Leuten wären dankbar dafür; — und doch ist keinerlei Wahrscheinlichkeit auf Verwirklichung vorhanden. Zacharias verkennt in seinem schönen Idealismus die Hemmungen, die in Menschen und Dingen liegen. In Menschen: denn der naturwissenschaftliche Oberlehrer ist heute in einer Weise mit Fächern überladen (meistens mit vieren, oft fünfen), daß er bei angestrengtem Fleiß kaum auf der Höhe des elementaren Fortschritts bleiben kann; und die Schulgewaltigen, selbst wenn sie sich zur pia fraus einer „wohlwollenden Erwägung" für die Dauer von 20 Jahren herbeilassen, tun alles, was in ihren Kräften steht, um die Biologie von der Schule fernzuhalten; denn der Gymnasiast hat keine Weltanschauung im Sinne Huxleys und Goethes nötig, sondern kirchliches Dogma. Diese umfassende königliche und bejahende Weltanschauung, dieser Spinozismus, diese erste große Bresche im kirchlichen Dogma, soll und wird von der höheren Schule ferngehalten werden. Zacharias kennt die niederen Organismen besser als die höheren: unter diesen gibt es Schulhierarchen, die an den persönlichen Teufel glauben und es auch von ihren Schülern verlangen! Dergleichen wirkt stark abkühlend. — Dann die sachlichen Schwierigkeiten: die Oberklassen des Gymnasiums haben außer einem Anflug von Physik überhaupt keinen naturwissenschaftlichen Unterricht; sollen offizielle Exkursionen eingeführt werden? Ferner fehlen in Mittel- und Süddeutschland oft auch kleinere Seen. (In ganz kleinen läßt sich auch gut mit Handnetz fischen; statt des Mikroskops nimmt man die neue Zeißsche 16- und 27fache anastigm. Lupe, als Behälter eine kleine Spiegelglasküvette. Referent hat das oft gemacht und viel Interesse erweckt.)

Mit einem Wort: Der „Geist" des Gymnasiums „geht der unmittelbaren Berührung mit den Tatsachen" (p. 74) bewußt und sorgfältig aus dem Weg. Dieser

„Geist“ besteht immer noch aus Worten und aus Wörtern. Und dringt einmal die Biologie wirklich dort ein, dann ist es mit dem Gymnasium zu Ende.

Dr. F. Kühner.

Dr. F. Zell, Streifzüge durch die Tierwelt. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. 96 S. 1 Mk.

Der liebenswürdige zoologische Plauderer hat wieder ein Bändchen jener psychologischen Tierstudien veröffentlicht, für die er ein feines, vielleicht etwas feminines Beobachtungsorgan besitzt. Er sieht Dinge, an denen jeder achtlos vorbei geht, mit Nachdenken und knüpft sie, in der Entwicklungsreihe rückwärts gehend, an der richtigen Stelle an. Gelegentlich scheinen seine Schlüsse gewagt, z. B. wenn er glaubt, das Geschrei des vom Wiesel angegriffenen Hasen habe sich dadurch entwickelt, daß die Menschen „in unzähligen Fällen durch diese Klagelaute aufmerksam gemacht werden und den geplagten Schelm befreien“. Sehr interessant ist seine Beurteilung der Schnurrhaare bei den Katzen; er behauptet, „daß sie für die Katze der Maßstab sind, ob sie durch eine Oeffnung mit dem Leib noch hindurch kann, oder nicht“. Eine exakte Schilderung der Art, wie Wölfe trinken, findet Zell schon bei Homer (Ilias 16_{155}), während sich der Volksglaube, als söffe der Wolf wie ein Schaf, als irrig erweist. — Etwas befremdlich ist die Personifikation der „Natur“, die er denkend und zweckmäßig handelnd anführt — wohl nur ein historischer Rest in seinem Stil: p. 34. Damit nun nicht wegen Platzmangels die Pflanzen sich gegenseitig erstickten, traten Pflanzenfresser auf, die für Raum sorgten; und p. 35. Welch' ungeheure Weisheit der Natur liegt nun darin, daß an solchen Stellen (nämlich in dichtem Waldbestand) gerade der Biber sein Wesen treibt und durch Fällen zahlreicher Bäume für Luft sorgt usw. — Viele den seinen ähnliche Beobachtungen, z. B. zur Kampfweise des Wildhundes, p. 60, stehen in Kiplings beiden Jungle Books (The red dog of Dekkan), die Zell nicht zu kennen scheint. Es wäre dabei daran zu erinnern, daß auch Kiplings Vater feine Naturschilderungen dieser Art verfaßt hat, in seinem Buch „Man and Beast in India“.

Dr. F. Kühner.

Eingegangene Bücher.

(8° Format und broschiert, wo nicht anders vermerkt.)

Die Herren Mitarbeiter belieben unter den nachstehend verzeichneten Werken zu wählen und Anträge auf Ueberweisung von Rezensionsmaterial an die Redaktion zu richten.

Bresler, Dr. med., Religionshygiene. Halle a. S. 1907, C. Marhold. 55 S.

Bresler, Dr. und **P. Vorbrodt,** Zeitschrift für Religionspsychologie. Bd. I, Heft 1. Halle a. S. 1907, C. Marhold. 48 S., Jahrg. 10 Mk.

Goldscheid, Rud., Der Richtungsbegriff und seine Bedeutung für die Philosophie. Leipzig, Veit & Cie. 32 S.

Kekulé von Stradonitz, Ausgewählte Aufsätze aus dem Gebiete des Staatsrechts und der Genealogie. Neue Folge. Berlin 1907, C. Heymanns Verlag. 235 S., 5 Mk.

Krüger, Prof. Dr., Das Pabsttum. 3./4. Heft der IV. Reihe der religionsgeschichtlichen Volksbücher. Tübingen 1907, J. C. B. Mohr. 160 S., 1. Mk.

Laquer, Dr. L., Der Warenhaus-Diebstahl. Halle a. S. 1907, C. Marhold. 43 S., 1 Mk.

Leo, Justus, Die Entwicklung des ältesten japanischen Seelenlebens. Leipzig 1907. 106 S., 3,60 Mk.

Meyer, Am Krankenlager deutscher Wissenschaft. Leipzig, Georg Wigand. 23 S.

Much, Dr. M., Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mittel-Europas. Jena 1907, Costenoble. 144 S., 4 Mk.

Reuter, Gabriele, Das Problem der Ehe. Berlin, E. Kantorowicz. 67 S.

Samson-Himmelstjerna, H. v., Ewigkeit. Dorpat und Leipzig 1907, F. Schledt. 25 S. — Ueber Geistesfreiheit. Dorpat und Leipzig 1907, F. Schledt. 100 S.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach (Aufsätze und Besprechungen); Dr. phil. Koch-Hesse in Greifswald (Berichte und Notizen).
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VI. 5. 1907.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Zur Völkerkunde und Kulturgeschichte Europas.

Professor Karl Penka.

I.

Die Völkerkunde und Kulturgeschichte Europas ist in der letzten Zeit durch zwei umfassende Werke bereichert worden: zunächst durch Hirts großes, nun vollständig erschienenes Werk über die Indogermanen[1]) und dann durch Modestovs Paläoethnologie Italiens[2]).

Hirts Werk zerfällt in drei Bücher, von denen das erste die Verbreitung und Urheimat der Indogermanen sowie ihre Nachbarn, das zweite ihre Kultur sowie die der übrigen europäischen Stämme behandelt und das dritte Anmerkungen und Erläuterungen enthält. Von diesen drei Büchern ist das erste das schwächste. Dies gilt nicht nur von dem der Frage nach der Urheimat gewidmeten Abschnitte, der von mir in der Pol.-anthrop. Revue (V, 212) besprochen wurde, sondern auch von vielen anderen Teilen. Die Mängel dieses Buches wurzeln darin, daß Hirt nur die vergleichende Sprachwissenschaft als sichere Führerin auf dem Gebiete der alten Völkerkunde anerkennt, die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Archäologie dagegen, die oft überraschende Aufschlüsse über die Schichtung und Herkunft der Völker gewährt und die linguistisch-historische Forschung wesentlich ergänzt, sowie die der physischen Anthropologie unbeachtet läßt. Erklärlich ist letzteres allerdings bei einem Autor, der es als sicher betrachtet, daß die Rassen keine feststehenden Typen sind. Was jedoch Hirt für die Ansicht von der Veränderlichkeit der Rassenmerkmale vorbringt, beweist durchaus nicht die Richtigkeit derselben, sondern beweist nur, daß Rassen, in ein fremdes Klima versetzt, pathologische Veränderungen erfahren können, die zum Schlusse das vollständige Erlöschen derselben herbeizuführen imstande sind. Daß

[1]) Herman Hirt, Die Indogermanen. Ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur. I. Bd. Mit 47 Abbildungen im Text. Gr. 8° und 407 S., 1905; II. Bd. Mit vier Karten und neun Abbildungen im Text. Gr. 8°, VII und 409 bis 771 S., 1907. Straßburg, Verlag von K. Trübner.

[2]) Basile Modestov, Introduction à l'histoire romaine. Édition traduite du russe par M. Delines, revue et augmentée par l'auteur, précédée d'une préface de Salomon Reinach. Avec 39 planches hors texte et 30 figures dans le texte. 40, XIII et 474 p. Paris, Félix Alcan, 1907.

die Rassen — von den durch Kreuzung entstandenen Veränderungen abgesehen — seit dem Diluvium unverändert geblieben sind und daß wir in ihnen Dauertypen zu sehen haben, hat Kollmann in zahlreichen Arbeiten nachgewiesen. Indem auf dieselben verwiesen sei, möge hier nur bemerkt werden, daß gerade die Beobachtungen, die man an den nach Amerika, Australien und Südafrika ausgewanderten Europäern gemacht hat, nebst einer Reihe von anderen Tatsachen auch für Virchow Zeugnisse für die Persistenz der Rassen sind, wie er in seiner Abhandlung: „Rassenbildung und Erblichkeit“ (Festschrift für Bastian, Berlin 1896) des näheren ausgeführt hat.

Hirt findet in Europa beim Beginn der Geschichte sechs verschiedene Sprachzweige: den iberischen in Spanien, den ligurischen in Südfrankreich und Italien, den räto-etruskischen in Italien, den finnischen im Norden des Erdteils, die Sprache der Ureinwohner Griechenlands und Kleinasiens, die er die prähellenische nennt, und das Indogermanische. Daß die alten Iberer, die Nachkommen der paläolithischen Urbewohner der pyrenäischen Halbinsel, in sprachlicher und physischer Hinsicht von den Indogermanen verschieden waren, kann nicht bezweifelt werden; doch muß bemerkt werden, daß schon lange vor der Einwanderung der Kelten sich Indogermanen daselbst niedergelassen haben, wie die in großer Zahl vorhandenen megalithischen Grabbauten nebst den Ueberresten der in ihnen Bestatteten und dem ganzen Grabinventar bezeugen.

II.

Hirt trennt auch die Ligurer von den Indogermanen, indem er den indogermanischen Charakter ihrer dürftigen Sprachreste leugnet und sich so in Gegensatz zu einer Reihe neuerer Forscher stellt, die das Ligurische für eine indogermanische Sprache halten. So hat Cuno (Vorgeschichte Roms. 1. Teil: Die Kelten. Leipzig 1878, S. 89) das Ligurische als einen dem Gallischen verwandten keltischen Dialekt erklärt. Merkwürdig bleibt hierbei, daß derselbe, der ganz richtig auf Grund der bekannten historischen Zeugnisse zwischen Gallisch und „Keltisch“ (Keltikanisch) unterschied, von denen das erstere der auf einer späteren Entwicklungsstufe stehenden P-Gruppe, das letztere der den älteren Lautcharakter festhaltenden Q-Gruppe der keltischen Sprachen angehört, eine engere Verwandtschaft des Ligurischen mit dem Gallischen statt mit dem „Keltischen“ annimmt, während doch das Verbreitungsgebiet der Ligurer sich unmittelbar an das den Nordwesten, die Mitte und den Südwesten Frankreichs umfassende Verbreitungsgebiet der „Kelten“ anschließt, in das erst später die aus ihren Ursitzen von den Germanen verdrängten Gallier eingedrungen sind. Ebenso verkehrt war es, wenn man den Namen Sequana wegen dessen vom Gallischen abweichender Lautgestalt (qu für p) für ligurisch erklärte und das einstige Verbreitungsgebiet der Ligurer weit nach Norden und Westen ausdehnte. Daß das Ligurische den älteren Lautbestand (qu für p im Gallischen) festgehalten, hat Müllenhoff (Deutsche Altertumskunde, III, 179) mit Recht aus dem Quiamelius einer Inschrift von Antipolis und aus den ligurischen Stammnamen Quariates und Quadiates geschlossen. Daß auch in Frankreich wie auf den britischen Inseln vor der Ausbreitung der Gallo-Britonen ein

keltianisches, der Q-Gruppe angehörendes Idiom gesprochen wurde, hat J. Rhys (The Celts and the other Aryans of the P. and Q-groups, S. 1—14) auf Grund von sprachlichen Tatsachen nachgewiesen. Derselbe Müllenhoff, der leider seine Untersuchungen über das Ligurische nicht abgeschlossen hat, hat immerhin im Gegensatz zu der im ersten Bande der soeben erwähnten „Deutschen Altertumskunde“ (S. 86) geäußerten Ansicht, daß die Ligurer wie die Räter und Iberer zu der vorarischen Urbevölkerung Europas gehörten, im dritten Bande (S. 173 bis 193) einerseits auf manche Eigentümlichkeiten des Ligurischen hingewiesen, durch die es sich vom Iberischen unterscheide, wie auch schon die Alten diese Völker „als unverwandt streng unterschieden“ hätten, anderseits betont, daß die Beschaffenheit der ligurischen Suffixe für die Verwandtschaft der Ligurer mit den Ariern spreche. Die größte Mühe auf den Nachweis des indogermanischen Charakters des Ligurischen hat H. d'Arbois de Jubainville (Les premiers habitants de l'Europe, seconde édition, II, Paris 1894, p. 46 et suiv.) verwandt. Dieser betrachtet die Suffixe -asco, -asca, sowie -usco, -usca (mit der Variante -osco, -osca), mit denen zahlreiche Ortsnamen in Frankreich, insbesondere im südöstlichen Frankreich, sowie in Italien, Spanien und Portugal, wie z. B. Arnasco, Massasca gebildet worden sind, sowie andere Suffixe für ligurisch, stellt ihnen gleiche Suffixe aus andern unzweifelhaft indogermanischen Sprachen zur Seite, glaubt auch einige Etyma ligurischer Wörter als indogermanisch nachweisen zu können und betrachtet infolgedessen die Ligurer als ein indogermanisches vorkeltisches Volk. K. Pauli (Sind die Ligurer Indogermanen? Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1900, 12. Juli, Nr. 157) hält den von d'Arbois geführten Nachweis, daß das Ligurische eine indogermanische Sprache sei, für erbracht und erklärt, auf Grund eigener eingehender Prüfung der Sprachreste der Ligurer zu der festen Ueberzeugung gelangt zu sein, daß sie vom linguistischen Standpunkt aus als reine Indogermanen anzusehen seien. Die beiden oben erwähnten Suffixe sind ihm ganz zweifellos indogermanisch. „Schon die Motion würde allein ausreichen, um das zu beweisen, aber auch das sk-Suffix selbst ist in einer Reihe weiterer indogermanischer Sprachen nachweisbar. Im Thrakischen, wo es gleichfalls vorhanden ist, dient es direkt zur Bildung von Ortsnamen, wie der Flußnamen *Τίβισκος*, *Μάρισκα*, *Ζαλίσκος*, des Gebirgsnamens *Βέρτισκον*, der Städtenamen *Πάρτισκον*, *Δράβησκος*, Securisca, *Γαρῆσκος*, *Ἐργίσκη*. In dem „die Urvölker der apenninischen Halbinsel“ behandelnden Abschnitte der von Helmolt herausgegebenen Weltgeschichte (IV, 302) weist derselbe noch darauf hin, daß dieses Suffix bei den Italikern wie bei den Deutschen zur Bildung von Völkernamen benutzt wurde, wie z. B. in Osci (älter Opsci), Volsci, Tusci (älter Tursci) und Etrusci. P. Kretschmer (Die Inschriften von Ornavasso und die ligurische Sprache. Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, XXXVIII, 97—128) glaubt zwar auf Grund seiner Untersuchung der Sprachreste im Ligurischen ein indogermanisches Idiom und zwar ein selbständiges Glied des indogermanischen Sprachstammes erkennen zu sollen, das zwar, wie lexikalische und suffixale Uebereinstimmungen zu zeigen scheinen, dem Keltischen nahe gestanden sei, sich aber doch durch Einzelheiten scharf genug von ihm abgehoben habe, bemerkt aber doch zum Schlusse, daß der positive Beweis für

die Zugehörigkeit der Ligurer zu den Indogermanen nach seiner Meinung noch nicht mit voller Sicherheit geführt sei; das liege hauptsächlich in der Dürftigkeit des sprachlichen Materials, aber ein Wahrscheinlichkeitsbeweis sei doch erbracht.

Ist aber wirklich, wie Kretschmer als zweifellos betrachtet, das Sapsutaipe in einer der Inschriften von Ornavasso in Sapsutai-pe abzuteilen und haben wir in dem angehängten -pe die enklitische Partikel lat. -que, osk.-umbr. -p, phrygisch -ke zu erkennen, dann ist diese Inschrift sicher gallisch, wie Lattes und Hirt annehmen. Ebenso ist durch pala mit seiner mit großer Wahrscheinlichkeit erschlossenen Bedeutung „Grab" in der Grabschrift von Davesco diese als gallisch gekennzeichnet, da sich das Wort zu kymbrisch palu „begraben" stellt. Durch diese Inschriften also wenigstens kann die Zugehörigkeit der Ligurer zu den Indogermanen nicht bewiesen werden.

Man hat auch unsere Frage vom archäologisch-anthropologischen Standpunkte aus zu lösen gesucht. Allein alle diese Lösungsversuche aus der letzten Zeit standen unter dem ausschließlichen Einflusse der Anschauungen Sergis, der bekanntlich Ligurer, Iberer, Pelasger, Hettiter, Aegypter und Libyer zu einer Rasse — der mittelländischen — vereinigt, so vor allen die Monographie von Mehlis (Die Ligurerfrage. Archiv für Anthropologie, XXVI, 71—94 und 1043—1078). Auch dieser betrachtet die Ligurer als einen anarischen, mit den Iberern verwandten, zur Mittelmeerrasse gehörenden Volksstamm von kleiner schlanker Gestalt, langem Schädel und brauner Hautfarbe, der längs der Rhone sogar bis nach Deutschland vorgedrungen und sich hier niedergelassen habe. Auch Modestov sieht in den Ligurern einen den Iberern verwandten anarischen Volksstamm der Mittelmeerrasse; zu ihnen seien auch die Sikuler zu rechnen. Diese anarischen Volksstämme betrachten Mehlis sowohl wie Modestov als die Träger der neolithischen und aeneolithischen Kultur in den von ihnen besiedelten Ländern.

Diese Ansichten sind verfehlt; ja es läßt sich in noch sicherer Weise als mittelst der sprachlichen Zeugnisse auf Grund der archäologisch-anthropologischen Tatsachen der Beweis erbringen, daß die Ligurer Indogermanen waren. Zunächst erscheint ihre Kultur in ihren wesentlichen Zügen als übereinstimmend mit der Kultur aller übrigen unzweifelhaft arischen Völker: sie waren Ackerbauer und Viehzüchter, schliffen ihre Steingeräte, verfertigten Gefäße aus Thon, die sie mit geometrischen Verzierungen bedeckten, gebrauchten dieselben Schmuckgegenstände, benutzten Eisenocker oder Rötel zum Tätowieren oder Färben der Haut und bestatteten die Verstorbenen entweder in natürlichen Höhlen oder flach im Boden in hockender Lage. Diese Kultur ist weder in Frankreich noch in Italien noch in Spanien entstanden, sondern, wie ich in einer andern Arbeit („Die Entstehung der neolithischen Kultur Europas") gezeigt habe, eine selbständige Schöpfung des arischen Urvolkes in der Urheimat der Arier. Aber auch die megalithischen Grabbauten, wie sie sich in vielen Ländern Europas, in Nordafrika, Vorderasien und Indien finden, sind, wie ich (Die ethnologisch-ethnographische Bedeutung der megalithischen Grabbauten, Mitteilungen d. anthropol. Gesellsch. in Wien, XXX, 25—43)

nachgewiesen habe, gleichfalls arisch-nordeuropäischen Ursprungs. Nun zeigen die Formen und Ornamente der in den Dolmen Frankreichs, Spaniens und Portugals gefundenen Gefäße eine solche Aehnlichkeit mit den Formen und Ornamenten der nicht nur aus den Höhlen Liguriens, sondern auch aus den Höhlen Sardiniens und Siziliens zutage gekommenen Gefäße, daß sie längst die Aufmerksamkeit der italienischen Prähistoriker erregt haben. Daß insbesondere die Keramik der Provence und Liguriens Aehnlichkeiten aufweisen werden, ließ sich von vornherein erwarten. „Alcuni prodotti fittili della Liguria, inoltre“, fährt Colini in seinem Aufsatze: „Rapporti fra l'Italia ed altri paesi europei durante l'età neolitica“ (Atti della Società Romana di antropologia, X, 314) fort, nachdem er die Uebereinstimmung gewisser ornamentaler Eigentümlichkeiten von aus dem Potale und aus Ligurien bekannt gewordenen Gefäßen mit Gefäßen Westeuropas festgestellt hat, „hanno larghi riscontri nella Provenza. I frammenti fittili, in fatti, di Baou-roux, nel comune di Bouc, sono, secondo le osservazioni dell' Issel, identici rispetto agli ornamenti a talune delle ceramiche di tipo neolitico estratte dalle caverne del Finalese. Gli ornati a linee tremolate così caratteristici degli antri liguri e le forme dei vasi sui quali sono applicati riproducono fogge conosciute dei ripari sotto roccia di Châteauneuf nella bassa Provenza.“

Was Sizilien und Sardinien anlangt, so bemerkt Colini, daß allgemeine Uebereinstimmung darüber herrsche, „que i prodotti fittili delle stazioni di Stentinello (Siracusa) e di Matrensa (Siracusa) ed in grado anche maggiore quelli delle caverne di Villafrati (Palermo) e della Moarda (Palermo) presentino, i ispecie nella tecnica, nei motivi e nello stile degli ornati, notevoli somiglianze con le stoviglie uscite dai dolmen e monumenti affini e contemporanei della Peninsola Iberica e della Francia. I rapporti di affinità sono piu stringenti fra queste ultime ceramiche e quelle delle caverne di S. Bartolomeo e di S. Elia (Sardegna), poiché, oltre, alle forme facenti parti del gruppo del bicchiere a campana, ricorrono frequenti nei due territorii coppe semiovoidali, i caratteristici bicchieri ad orlo svasato, le tazze a cono tronco con labbro rientrante ecc. Questi riscontri acquistano importanza dal fatto che vanno uniti con altre numerose somiglianze nelle armi di selce, negli ornamenti personali di pietra e di conchiglia e nei caratteri dell' architettura funebre“.

Insbesondere diese so auffallenden Uebereinstimmungen haben schon längst Pigorini und Orsi bestimmt, eine Verwandtschaft der Bevölkerung Siziliens, Sardiniens und Portugals mit der Bevölkerung der Dolmen und Grabhöhlen Südfrankreichs anzunehmen.

Daß diese Annahme an und für sich richtig ist — allerdings nicht im Sinne einer ligurisch-iberischen Einheit —, ergibt sich deutlich aus den in der Höhle von Chiusilla im nördlichen Sizilien gemachten Funden. Giuffrida-Ruggeri, der das anthropologische daselbst gefundene Material eingehend behandelt hat, bemerkt ausdrücklich (Terzo contributo all' antropologia fisica dei Siculi eneolitici [grotta della Chiusilla, alle Madonie, presso Isnello, circolo di Cefalù]. Atti della Società Romana di antropologia, XI, 56), daß das archäologische Material dieselben Eigentümlichkeiten zeige, wie sie die Gefäße aus den Stationen von Stentinello und Matrensa und in noch höherem Grade

aus den Höhlen von Villafrati und Moarda zeigen. Fast sämtliche der gefundenen Schädel waren Langschädel. Da die Schädel der Mittelmeerrasse gleichfalls lang und den Schädeln der blonden Rasse sehr ähnlich sind, so würde die Dolichocephalie der Schädel aus der Chiusilla-Höhle an sich nichts für das Ariertum der in derselben zur Stein-Kupferzeit Bestatteten beweisen, zumal ihre Komplexion durch nichts bestimmt werden kann. Allein ihre Schädel und die Knochen ihrer Extremitäten weisen Eigentümlichkeiten auf, durch die sich die arisch-nordische Rasse scharf von der Mittelmeerrasse unterscheidet, nämlich eine viel größere Kapazität und eine viel größere Länge. Bei 14 Schädeln konnte die Kapazität berechnet werden; es ergab sich im Mittel eine Kapazität von 1477,6 c. c., die die Kapazität von 12 modernen Schädeln aus der Umgebung von Cefalù (8 m. mit einer mittleren Kapazität von 1312 c. c. u. 4 w. mit einer mittleren Kapazität von 1284 c. c.) mit einer mittleren Kapazität von 1302 c. c. erheblich übertrifft, wie denn auch die Untersuchung von 210 modernen sizilianischen Schädeln (120 m. u. 90 w.) nur eine mittlere Kapazität von 1330,6 c. c. für das männliche und 1239,6 c. c. für das weibliche Geschlecht ergab. Die für 24 männliche Skelette aus der Höhle von Chiusilla berechnete Größe beträgt im Mittel 1,686 m, während die mittlere Statur der Rekruten aus der Umgebung von Cefalù 1,613 m beträgt, eine Statur, die genau der mittleren Statur der Mittelmeerrasse entspricht.

Wenn man nun bedenkt, daß die heutigen Sizilianer die am wenigsten vermischten Nachkommen der aus der paläolithisch-diluvialen Periode stammenden, zur Mittelmeerrasse gehörenden Urbevölkerung Italiens sind, so kann man nicht daran zweifeln, daß die in der Höhle von Chiusilla Bestatteten einer anderen Rasse angehörten; dies kann keine andere als die nordisch-arische Rasse sein. Giuffrida-Ruggeri glaubt, daß diese hochgewachsenen Menschen der Stein-Kupferzeit die Vorfahren der 20,7 pCt. hochgewachsenen Rekruten (mit einer Statur von 1,70 m und darüber) des Distriktes von Cefalù sind. In dieser hochgelegenen, dem Meere benachbarten Gegend kommen auch Blonde von besonders hoher Statur vor, die man aber gewöhnlich auf die Normannen zurückführt.

Ebenso wie sich die prähistorischen Ligurer Siziliens im allgemeinen von den heutigen Sizilianern unterscheiden, ebenso unterscheiden sich die prähistorischen Ligurer des eigentlichen Liguriens von den heutigen brachycephalen Bewohnern des Landes. So findet R. Zampa (Crania italica vetera. Roma 1891, p. 14), daß die in den Balzi Rossi genannten Höhlen bei Mentone Bestatteten sich durch ihre Dolichocephalie, die Höhe der Stirn und durch die hohe Statur von den heutigen Ligurern unterscheiden; die ungefähre Größe dreier Skelette beträgt 1,85, 2,00, 1,95 m. Auf Grund der von Incoronato gegebenen Beschreibung der in der Höhle Arene candide bei Finale gefundenen Skelette kommt derselbe zu dem Schlusse, daß dieses Volk in keinem der heute in Italien lebenden Völker ein Seitenstück besitzt. Lissauer bemerkt in seinem anthropologischen Reisebericht (Zeitschrift für Ethnologie, 1898, S. 240—249) über die Riviera di Ponente von den in den Balzi Rossi genannten Höhlen gefundenen Skeletten, daß sie eine ungewöhnliche Größe und entschiedene Dolichocephalie zeigten, wie diejenigen, welche Rivière selbst in den andern Höhlen ausgegraben hatte, sowie daß sie

mehr oder weniger mit eingezogenen Beinen, wie die liegenden Hocker, lagen und daß ihre Beigaben von einem gewissen Totenkultus zeugten. Auch die Schädel aus den Höhlen im Gebiet von Finale erwiesen sich als dolichocephal. Die den Skeletten beigegebenen Gegenstände zeigten neolithischen Charakter. Lissauer schließt sich, da die neolithischen Gegenstände durch die ganze Dicke des Höhlenbodens bis nach oben hin sich vorfinden, der Meinung Issels und Pigorinis an, daß die ligurischen Höhlenbewohner bis kurz vor der Eroberung des Landes durch die Römer auf der ursprünglichen neolithischen Kulturstufe verblieben sind. Gegen Mehlis' anthropologische Begründung seiner Ligurertheorie macht derselbe (Zeitschrift für Ethnologie, 1900, S. 407) geltend, daß es durchaus unbegründet sei, die dolichocephalen Menschen von mittlerer Größe, die einerseits auf den neolithischen Gräberfeldern von Kirchheim a. d. E., Hinkelstein und Worms, anderseits im Gebiete des alten Ligurien bestattet waren, von den dolichocephalen Galliern und Germanen wie auch von den Cro-Magnon-Leuten, zu denen die mittelrheinischen Neolithiker sonst in verwandtschaftliche Beziehung gebracht werden könnten, zu trennen. Zweifellos habe es unter den Germanen viele sehr große Leute gegeben, aber ebenso zweifellos habe es unter ihnen auch viele von mittlerer Größe gegeben. Er verweist auf die Untersuchungen von Rahou, der eine große Anzahl von Extremitäten-Knochen der Gallier, Franken und Burgunden (215 Männer und 39 Frauen) maß und für erstere eine mittlere Körpergröße von nur 1666 mm und für letztere eine mittlere Körpergröße von nur 1539 mm fand. Ebenso fand Lehmann-Nitsche für die südbayerische Reihengräberbevölkerung eine mittlere Körpergröße der Männer von 1686 mm und der Frauen von 1573 mm, ferner für die Schwaben und Alemannen eine mittlere Körpergröße der Männer von 1682 mm und der Frauen von 1533 mm.

III.

Doch nicht allein von Frankreich aus erhielt Italien zur neolithischen Zeit in den Ligurern eine indogermanische Bevölkerungsschichte, die sich allmählich im Westen der Halbinsel bis nach Sizilien ausbreitete; gleichfalls zur neolithischen Zeit verbreitete sich von Nordosten aus eine zweite indogermanische Bevölkerungsschichte, die zur großen indogermanischen Sprachfamilie der Illyrier gehörte. Zu dieser ersten illyrischen Schichte kam dann zur Bronzezeit eine zweite; auf diese gehen die Terramaren und Pfahlbauten Oberitaliens zurück, die fälschlich W. Helbig („Die Italiker in der Poebene", Leipzig 1879) den Italikern zuschrieb[1]). Diese kamen erst zur beginnenden Eisenzeit

[1]) Trotz des einheitlichen Charakters der Kultur der neolithischen Periode, sowie der älteren Metallzeit Europas zeigen einige Gebiete in der Form und Ornamentation der Gefäße, der Schmuckgegenstände, Werkzeuge und Waffen, sowie in der Siedelungsform gewisse gemeinsame, ihnen eigentümliche Züge. Eine solche archäologische Provinz bilden die österreichischen Alpenländer, das westliche Ungarn, Bosnien und Herzegowina sowie das östliche Italien. Die Ausdehnung dieser archäologischen Provinz fällt im allgemeinen mit den historisch und linguistisch erschlossenen Grenzen des Verbreitungsgebietes der Illyrier zusammen. Ihre neolithische Kultur schließt sich aufs engste der neolithischen Kultur des angrenzenden Süddeutschland an, als deren Abzweigung sie betrachtet werden muß. Auch in späteren Zeiten erhielten die österreichischen Alpenländer Teile ihrer Bevölkerung aus demselben Gebiete (Räter, Deutsche).

aus den Stammsitzen der Italo-Kelten (dem nordwestlichen Deutschland, dem angrenzenden Belgien, Holland und Dänemark) nach Italien und vertrieben die Bewohner der Terramaren und Pfahlbauten aus dem von ihnen bewohnten Gebiete. In der Geschichte sind diese Illyrier unter den Namen der Sikuler, Liburner und Japyger bekannt. Die Gründe für alle diese Annahmen habe ich bereits an anderer Stelle (Zur Paläoethnologie Mittel- und Südeuropas. Mitteilungen der anthropol. Gesellschaft in Wien, XXVI, 23 fg.) dargelegt. Die Kultur der eingewanderten Italiker ist typisch durch die sogen. Villanova-Kultur — benannt nach dem berühmten Gräberfeld von Villanova bei Bologna — vertreten. Verbrennung der Verstorbenen, Verwendung eines bikonischen Gefäßes zur Aufnahme ihrer Asche und Knochen, von dem der eine Henkel absichtlich abgeschlagen wurde, Brunnengräber (tombe a pozzo), vorwiegender Gebrauch von Bronze, neben der das Eisen anfangs nur zu Schmuckgegenständen verwendet wurde, sind ihre Hauptmerkmale. Doch zeigt diese Kultur in ihrer frühesten Form in Italien, wo sie als eine ganz neue, mit der Kultur der Terramaren in keinem Zusammenhang stehende Kultur erscheint, wie E. Brizio (Atti e memorie della R. Deputazione di storia patria per le provincie di Romagna, III. serie, vol. I, 1883, p. 13—15 und Notizie degli scavi di antiquità, 1889, p. 289) und A. Zannoni (Gli scavi della Certosa di Bologna. Bologna 1876—1884, p. 452 und Archaiche abitazioni di Bologna. Bologna 1892) überzeugend nachgewiesen haben, nicht das Gräberfeld von Villanova, sondern nach der Meinung Pigorinis und Undsets der älteste Teil des Gräberfeldes von Alba Longa, wo jedoch neben der typischen Villanova-Urne auch andere Formen von Aschengefäßen vorkommen. Ihre Stelle vertritt aber hauptsächlich in Alba Longa wie überhaupt in Latium und dem südwestlichen, einst von den Faliskern bewohnten Teile Etruriens die Hausurne, wie sie auch in gleicher Form und zur gleichen Zeit an der unteren Elbe und an der Saale erscheint.

Daß diese Kultur in ihren wesentlichen Zügen mit der gleichzeitigen Kultur jener Länder übereinstimmt, die wir vorhin als die Stammsitze der Italo-Kelten bezeichnet haben, hat zuerst Undset (Di alcune relazioni paletnologiche fra l'Italia et l'Europa centrale e settentrionale. Bulletino di paletnologia italiana, 1882, p. 36—44) erkannt und ausgesprochen. Daß er jedoch als den Ausgangspunkt dieser Kultur Italien betrachtet, kann bei dem damaligen Stand der Ethnologie nicht Wunder nehmen. Seit dem Erscheinen des im gleichen Jahre veröffentlichten Hauptwerkes Undsets („Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa") hat sich das archäologische, die Gleichartigkeit der gleichzeitigen Kultur beider Ländergebiete beweisende Material bedeutend vermehrt.

Die Terramaren wurden nur bis zum Ende der Bronzezeit und dem Anfang der Eisenzeit bewohnt. Es kann wohl kein Zweifel sein, daß ihre Bewohner von den aus dem Norden Europas eingedrungenen Umbrern vertrieben worden sind. Und so kommt es, daß, wie wir Terramaren in unzweifelhaft illyrischen Ländern (Westungarn, Bosnien) finden, solche auch in Gegenden Italiens nachgewiesen wurden, wo illyrische Stämme noch bis in die historische Zeit hinein lebten. So eine den oberitalienischen Terramaren vollkommen ähnliche Terramare

ist 1899 von Quagliati in der Umgebung von Tarent gefunden worden. Doch nicht allein in Unteritalien, sondern auch in Mittelitalien lassen sich Illyrier als voritalische Bevölkerung nachweisen, so in Picenum, wo einst Liburner in größerer Ausdehnung mit der Stadt Truentum saßen, in Umbrien (teils Japuder, teils Sallentiner) und in Latium, wo der Name der Stadt Ardea, die eine daunische Stadt benannt wird und der eine gleichgenannte Stadt in Illyrien zur Seite steht, sowie die Namen der Städte Praeneste und Laurentum mit ihren für die illyrischen Ortsnamen charakteristischen Ausgängen auf -este (Ateste, Tergeste) und -ntum (Piquentum, Uzentum, Tarentum) die Anwesenheit von Illyriern bezeugen, wie Pauli im dritten Bande seiner „Altitalischen Forschungen", Leipzig 1891, S. 426—429, dargelegt hat. Uebrigens ist auch die Anwesenheit von Sikulern in Latium durch alte Schriftsteller ausdrücklich bezeugt. Es hat die historische Tradition, wie auch sonst oft, so auch hier den richtigen Sachverhalt festgehalten und die von Plinius (III, 112) mitgeteilte Nachricht: „Siculi et Liburni plurima eius tractus (Galliae togatae) tenuere, imprimis Palmensem, Praeturianum Adrianumque agrum. Umbri hos expulere, hos Etruria, hanc Galli" entspricht vollkommen den Tatsachen.

Wie für Latium die Anwesenheit von Illyriern durch Ortsnamen bezeugt ist, so bezeugen die Anwesenheit von Ligurern im südlichen Etrurien die Namen des lacus Sabatinus und des lacus, mons und saltus Ceminius oder mons Ciminus, denen die vada Sabata bei Savona, der Berg Cema an der Quelle des Var, der Name der Stadt Cemenelum (des heutigen Cimiez, ital. Cimela bei Nizza), die regio Cimenice oder ager Cemenicus westlich von der Rhonemündung gegenüberstehen (Müllenhoff, a. a. O., III, 176).

Es ist ein schwerer Irrtum Modestovs, der erst in der Bronzezeit in den Terramaricoli und den Bewohnern der Pfahlbauten Veneziens Arier aus Ungarn und den angrenzenden Teilen Mitteleuropas, wo eine ähnliche Kultur herrschte, nach Italien gelangen läßt, von ihnen anzunehmen, daß auf sie die Sprache der Latiner, die von der Sprache der Umbrer strenge zu sondern sei, zurückgehe; sie sei von ihnen nach ihrer Vertreibung aus Oberitalien an die untere Tiber und in die Albanerberge gebracht worden (p. 232). Diese Behauptung bedarf keiner weiteren Widerlegung.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die eigentliche (anarische) Urbevölkerung Italiens und Siziliens, die sich am längsten unvermischt im Westen dieser Insel erhielt, den Namen Sikaner hatte, der erst später, als man die Bekanntschaft mit den derselben (mediterranen) Rasse angehörenden Iberern der pyrenäischen Halbinsel machte, mit dem Namen dieses Volkes vertauscht wurde.

IV.

Ebensowenig wie die Ligurer betrachtet Hirt die Etrusker als Indogermanen. Indem er keinen Grund sieht, die von den alten Geschichtsschreibern (Hellanikos, Herodot) mitgeteilte Tradition von ihrer Einwanderung aus Kleinasien zu bezweifeln, und er alle Versuche, den indogermanischen Ursprung ihrer Sprache nachzuweisen, als mißglückt betrachtet, ist er geneigt, sie als ein aus Kleinasien zur See eingewandertes Volk unbekannter Abkunft anzusehen. Dafür

spreche auch das bei den Etruskern besonders ausgebildete, außerordentlich stark an babylonische Vorstellungen erinnernde Auguren- und Vorzeichenwesen, sowie der Umstand, daß in Etrurien bronzene Lebern gefunden wurden, die auch in Babylon eine Rolle gespielt hätten; ebenso auffällig sei, ein Hinweis auf Sternbeobachtung, die Orientierung des Templum und der Gräber nach Norden. Derselbe weist ferner darauf hin, daß bei den Römern eine Reihe von Entlehnungen aus semitischen oder kleinasiatischen Sprachen gefunden werden, die man auch bei den Griechen antreffe, die aber nicht von den Hellenen zu den Römern gekommen sein können, da ihre Form den Lautgesetzen widerstreite. Auch der etruskische Name Tarku (lat. Tarquinius) kehre als Torkun, Trokun häufig im Lykischen und in ganz Vorderasien wieder. Doch gesteht er, daß sich trotz aller Anklänge der kleinasiatische Charakter des Etruskischen nicht beweisen lasse.

Zu derselben Anschauung über die Frage nach der Herkunft der Etrusker wie Hirt ist auch Modestov gekommen. Doch während dem deutschen Forscher das etruskische Rätsel auch heute als noch nicht gelöst gilt, wie er gleich im Anfang des die Etrusker behandelnden Kapitels erklärt, schließt der russische Forscher seine umfangreichen Darlegungen über diese Frage (p. 341—468), die alle Argumente enthalten, die bisher für die orientalische Herkunft geltend gemacht wurden, mit den Worten: „Nous considérons la question de l'origine des Étrusques comme résolue et scientifiquement résolue, ainsi que nous l'avons exposé au Congrès historique de Rome en 1903. De nouvelles données pouront modifier cette solution, mais non dans sa partie essentielle; le fait de leur origine orientale restera immuable.“ Bedenkt man, daß seit Otfried Müller, der sich für seine Ansicht von der kleinasiatischen Herkunft der einen Teil der Etrusker bildenden Tyrrhener nur auf Zeugnisse der Geschichte berufen konnte, zahlreiche archäologische Funde sowohl in Etrurien wie in Kleinasien gemacht worden sind, die noch entschiedener als jene auf einen Zusammenhang zwischen den Bevölkerungen beider Länder hinweisen, so wird man die Zuversicht Modestovs in die Ergebnisse seiner Untersuchungen einigermaßen begreiflich finden. Und doch bringt auch sein Lösungsversuch der etruskischen Frage keine wirkliche, allen Tatsachen Rechnung tragende Lösung, weder nach der archäologischen noch nach der anthropologischen und historischen Seite hin.

Wenn man alles, was in Etrurien in der Art der Bestattung, den Gräberformen, den Gebrauchs- und Schmuckgegenständen, in der Tracht (Toga, Tutulus, Schnabelschuhe), den Einrichtungen und Sitten, sowie im Bauwesen nach Kleinasien als Ausgangspunkt hinweist, näher betrachtet, so treten auf der einen Seite indogermanische, auf der andern Seite semitische Züge hervor. So betrachtet O. Montelius in seinen die Etruskerfrage behandelnden Vorträgen (Journal of the Anthropol. Institute. XXVI, 254—261 und Congrès internat. d'archéologie, Athènes 1905, p. 211) die etruskische Kultur als eine Fortsetzung der „mykenischen“ Kultur, die von den aus dem östlichen Mittelmeergebiet auf dem Seewege nach Italien gekommenen Tyrrhenern, die die Römer Etrusker genannt hätten, dorthin gebracht worden sei. Nun kann heute kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß die sog. mykenische Kultur eine Schöpfung von Indogermanen ist, und daß sie außer-

halb der Grenzen der semitisch-ägyptischen Kulturwelt entstanden ist. „Die mykenische Kultur“, sagte Montelius in seinem Vortrage über die mykenische Zeit (Congrès internat., p. 208), „ist innerhalb des griechischen Gebietes, womit ich das eigentliche Griechenland, Kreta und die andern Inseln des ägäischen Meeres meine, entwickelt worden. Sie kann weder aus Asien noch aus Aegypten importiert worden sein, obwohl sie starken Einflüssen von der einen wie von der andern Seite zu verdanken ist. Wahrscheinlich entstand die mykenische Kultur hauptsächlich in Kreta und kam von dort aus nach dem Peloponnes und den übrigen Gegenden, wo man ihre Spuren findet.“ Dieser Kultur gehören die in Felsen gehauenen oder aus Steinen aufgemauerten Grabkammern (tombe a camera) an, wie sie sich einerseits in Etrurien, andererseits in Kreta, Lykien, Karien, Lydien, Phrygien und Bithynien finden, sowie die den „pelasgischen“ Mauern Griechenlands und Kretas gleichenden, von den kyklopischen Mauern Süd- und Mittelitaliens, sowie von den aus Quadersteinen aufgeführten Mauern der griechischen Städte Italiens verschiedenen Umfassungsmauern der etruskischen Städte (Modestov, p. 355 et suiv.). Montelius erinnert daran, daß einige den runden, gewölbten Grabkammern aus der mykenischen Periode Griechenlands gleichende Grabkammern auch in Etrurien gefunden worden sind. Auffallend aber ist es, daß, wie Montelius ausdrücklich bemerkt, nur sehr wenige den mykenischen Typen ganz gleiche Typen in Etrurien gefunden werden; doch fänden sich ähnliche Typen. Was den Zeitpunkt der Ankunft der Etrusker in Italien anlangt, so setzt sie derselbe um das Jahr 1100 v. Chr. Doch hat J. L. Myres in der seinem Londoner Vortrage folgenden Diskussion wohl mit Recht bemerkt, daß wir aus archäologischen Gründen eine Auswanderung aus Karien und den Nachbarländern nur für die Zeit zwischen dem 10. und 7. Jahrhundert v. Chr. annehmen dürfen. Nach der von Herodot mitgeteilten antiken Tradition kamen die Tyrrhener nach Italien, als das spätere Etrurien bereits von Umbrern — wofür wir besser Italiker sagen würden — besiedelt war. Da es höchst wahrscheinlich ist, daß die Italiker im 11. Jahrhundert v. Chr. nach Italien gelangten, so muß auch aus diesem Grunde die Ankunft der Tyrrhener später angesetzt werden. Dazu kommt noch, daß wir eine Auswanderung aus Kleinasien zu dieser Zeit wohl als eine Folge der hellenischen Kolonisation betrachten müssen.

Dagegen ist es eine orientalische, den europäisch-arischen Völkern durchaus fremde, ebenso für die Etrusker (Plautus, Cistell. II, 3, 19) wie für die Lyder (Herod. I, 93) bezeugte Sitte, daß sich die Mädchen durch Prostitution ihre Mitgift erwarben. Eine ähnliche Sitte erzählt Herodot (I, 196) von den Babyloniern. Auf andere Uebereinstimmungen der babylonisch-semitischen und etruskischen Kultur hat, wie bereits bemerkt, Hirt aufmerksam gemacht. Auch soll nicht unerwähnt bleiben, daß man auf den Mauern der etruskischen Grabkammern und auf ihren Sarkophagen dieselben wilden Tiere dargestellt sieht, die man auf den Denkmälern der orientalischen Kunst, sowie an den Erzeugnissen der orientalischen Industrie findet, wie Löwen, Tiger, Leoparden. Ebenso sieht man Darstellungen von Sphingen, Chimären, Kentauren, geflügelten Rindern und Pferden. Babylonischen Ursprungs ist zum

Schlusse auch das bei den Etruskern zu großer Bedeutung gelangte Duodezimalsystem, das dann durch sie, die einen lebhaften Handel nach dem Norden betrieben, indem sie Metallgegenstände gegen dessen Produkte austauschten, auch zu den Germanen gelangte und bei diesen das altarische Dezimalsystem vielfach durchkreuzte.

Es zeigt nicht nur die lydisch-etruskische Kultur indogermanische und semitische Züge, auch das lydisch-etruskische Volk war aus indogermanischen und semitischen Elementen zusammengesetzt. Die Völkertafel nennt Lud ausdrücklich einen Sohn Sems und einen Bruder Arams (Genes. 10, 22). Und G. Nicolucci (Antropologia dell' Italia nell' evo antico e nel moderno. Napoli 1887, p. 42) findet, daß der etruskische Schädel keiner andern italienischen Schädelform, noch einer der andern europäischen Völker, wie der Griechen, Kelten, Germanen, Finnen, Slaven gleicht. Er sei ein Typus für sich, der, wollte man ihn mit andern vergleichen, nur dem semitischen (phönikischen oder kanaanitischen) an die Seite gesetzt werden könnte, mit dem er größere Aehnlichkeit habe. Im Durchschnitt sei er mesocephal mit einem Cephalindex von 77,65, aber es gebe auch dolichocephale und brachycephale Schädel, von denen die ersteren 20 pCt. und die letzteren 25 pCt. ausmachen, wie die Messung von 44 Schädeln ergeben habe. Das Vorkommen der brachycephalen Form beweise, daß die Etrusker eine Mischrasse waren; gleichwohl glaube er auf Grund der von ihm und andern hervorragenden Anthropologen (Maggiorani, Pruner-Bey, Calori, den Verfassern der Crania ethnica, de Quatrefages und Hamy) gemachten Beobachtungen, daß mehr als ein anderer Typus der etruskische Schädel sich dem semitischen Typus nähere, daß dieser den eigentlichen Stock des etruskischen Volkes bilde, daß sich zu ihm ein brachycephaler turanischer Typus hinzugesellt, der dessen ursprüngliche Form verändert habe.

Anderseits berichtet Strabo (XII, 8), daß die Lyder mit den Mäonern, die höchstwahrscheinlich, und mit den Mysern, die ganz sicher Indogermanen (Thraker) waren, verwechselt wurden, daß aber auch die Myser Lyder genannt worden sind. Diese Verwechslung konnte nur in der Weise entstanden sein, daß es sowohl in Mysien wie in Lydien eine vorarische semitische Bevölkerung gab, über die sich eine arische Schichte gelagert hat. Dasselbe ergibt sich auch aus einer Stelle Herodots, aus der wir auch ersehen können, daß ähnliche Verhältnisse auch in Karien geherrscht haben. Die Stelle lautet (I, 171): „... sie (die Karer) berufen sich auf einen uralten Tempel des karischen Zeus zu Mylassa, daran die Myser und Lyder, als Brüder der Karer, teil haben; denn Lydos und Mysos, sagen sie, wären Brüder des Kar gewesen. Diese haben teil daran; was aber andere Völker sind, die jetzt mit den Karern dieselbe Mundart reden, die haben keinen Teil daran.“ Aus einer Kultgemeinschaft kann aber jedenfalls auf eine Stammesgemeinschaft geschlossen werden. Die Karer wohnten, wie die alte Tradition berichtet, früher auf den Cykladen und andern Inseln und gelangten erst später, wohl von den Hellenen von dort vertrieben, nach Kleinasien und brachten nun dorthin auch ihrerseits die „mykenische“ Kultur. Dagegen kamen die Kaunier und ebenso die von Sarpedon, dem vertriebenen Bruder des Königs Minos, geführten Lykier, deren Sprache als indogermanisch

anzunehmen jetzt auch Hirt geneigt ist, unmittelbar aus Kreta. Herodot (I, 172) fügt dieser Nachricht noch die Mitteilung hinzu, daß Lykien früher Mylias geheißen und daß ihre Bewohner den Namen Solymer geführt hätten. Und diese Solymer, die Urbewohner Lykiens, waren nach Choirilos (bei Euseb. Praep. ev. IX, 9) „*γλῶσσαν μὲν φοίνισσαν ἀπὸ στομάτων ἀφιέντες*". Auch heute noch zeigen sehr viele Griechen im östlichen Teile Lykiens, besonders die dortigen Frauen, nach Luschan (Archiv für Anthropologie, XIX, 46) ein ganz exquisit semitisches Aussehen und ihre Schädel den semitischen Typus. Aus dem Umstande, daß die Lykier, die früher Termilen hießen, aus Kreta gekommen sind, folgt von selbst, daß die sprachlichen Tatsachen, die für das Indogermanentum der Lykier sprechen, auch für das Indogermanentum der Begründer des kretischen Reiches und Schöpfer der kretisch-„mykenischen" Kultur, sowie zugunsten des von Conway (Annual of the British School, 1902, S. 125 fg.) versuchten Nachweises der Sprache der alten Kreter als einer indogermanischen sprechen.

Daß unter den Etruskern auch das arische Element vertreten war, ergibt sich daraus, daß charakteristische Merkmale der arischen Rasse auf den bildlichen Darstellungen etruskischer Denkmäler nachgewiesen werden können. Blaue Farbe der Augen kommt nach Nicolucci (a. a. O. 45) neben der schwarzen nur sehr selten vor, aber die Haare sind nicht immer schwarz, sondern bisweilen braun und manchmal blond, die Hautfarbe bei den Frauen sehr oft weiß. G. Dennis (The cities and cemeteries of Etruria, third edition, London 1883, I, XLV) findet den „orientalischen Typus" auf den älteren Denkmälern Etruriens scharf und unverkennbar ausgedrückt; findet aber auch, daß die etruskischen Porträts aus der späteren Zeit diesen Typus größtenteils nicht mehr aufweisen. Die Rassenmischung einerseits, fügt er hinzu, der Einfluß der griechischen Kunst anderseits, führten dazu, daß sich die etruskischen Porträts dem „europäischen Typus" näherten. Die Römer vollends bezeichneten die Etrusker als pingues et obesi, Eigenschaften, die weder den unvermischten Semiten noch den unvermischten Ariern eigentümlich sind. „Die römischen Schriftsteller", sagt Pauli (Helmolts Weltgeschichte, IV, 308), „schildern uns die Etrusker als kurze, gedrungene Gestalten mit Anlage zur Fettleibigkeit, und genau so treten sie uns in den Hunderten etruskischer Sargdeckelfiguren in den verschiedenen Städten Etruriens noch heute handgreiflich entgegen. Welch ein Unterschied zwischen diesen gedunsenen Gestalten und den hageren Italikern, dem runden Schädel und Gesicht der Etrusker und dem schmalen, länglichen Antlitz der italischen Indogermanen, zwischen der etruskischen Kartoffelnase und der feinen, geraden und leicht gebogenen Nase des Römers." Pauli sieht in dieser körperlichen Beschaffenheit der Etrusker einen weiteren Beweis für ihren nichtindogermanischen Ursprung, den auch die Sprache lehre.

Es kann wohl kein Zweifel sein, daß nach der Einwanderung der kleinasiatischen Tyrrhener nach Etrurien neue und wenigstens teilweise andersgeartete Elemente dorthin kamen, da weder die mediterrane Urbevölkerung noch die eingewanderten Ligurer und Italiker diese Merkmale aufweisen. Daß dies wirklich geschehen, läßt sich sowohl durch archäologische wie historische Zeugnisse beweisen.

Wir müssen von vornherein erwarten, daß, wenn neue Elemente nach Etrurien kamen, sie auch eine eigene Kultur mitbrachten und daß sich diese Kultur in der Hinterlassenschaft der jüngeren etruskischen Periode müsse nachweisen lassen. Wir wissen aus Livius (V, 33), daß erst später vom eigentlichen Etrurien aus das nördlich vom Apennin gelegene Gebiet („Etruria Nova") kolonisiert wurde und daß daselbst zwölf Städte, deren Namen nur zum Teile bekannt sind, gegründet worden sind. Die Hauptstadt dieses Gebietes war Felsina, das später von den Galliern benannte Bononia (das heutige Bologna), in dessen Nähe neben einem umbrischen Gräberfelde in unmittelbarer Nachbarschaft ein etruskisches Gräberfeld (das Gräberfeld der Certosa) entdeckt wurde. Dieses Gräberfeld wie die Stadt Marzobotto, dessen etruskischer Name unbekannt ist, gleichfalls im Gebiete von Nord-Etrurien, das man mit Recht ein etruskisches Pompeji genannt hat, gehören dem 6. Jahrhundert an. Nun finden sich in Nord-Etrurien keine von den Grabformen, denen die Vertreter der kleinasiatischen Herkunft der Etrusker — und wohl mit Recht — kleinasiatischen Ursprung zuschreiben (Modestov, p. 420); auch die Stadtmauern zeigen eine andere Bauart, als die der altetruskischen Städte, es ist aber auch die Bestattungsart samt den Grabbeigaben von der Bestattungsart und den Grabbeigaben, wie sie einerseits das umbrische Gräberfeld und anderseits die altetruskischen Gräber zeigen, verschieden (E. Brizia, La provenienza degli Etruschi. Nuova Antologia. XXXVIII, 1892, p. 145). Denn während die ältesten tombe a camera nur Sarkophage mit den Skeletten der Verstorbenen enthalten und steinerne Aschenkisten erst in solchen Mausoleen aus sehr später Zeit vorkommen (Modestov, p. 431), das umbrische Gräberfeld bei Bologna weitaus überwiegend nur Brandgräber zeigt, wie denn auch die umbrischen Gräber in Etrurien in jeder Hinsicht von den etruskischen verschieden sind, zeigt das Gräberfeld der Certosa Brand- und Bestattungsgräber (tombe a pozzo und tombe a fossa) nebeneinander. Von seinen 417 Gräbern zeigten 130 Brand und 287 Bestattung. Ebenso zeigte das jüngere Gräberfeld De Luca 32 Brand- und 70 Bestattungsgräber, das im „pubblico giardino" 22 Brand- und 148 Bestattungsgräber.

Duhn (Bemerkungen zur Etruskerfrage. Bonner Studien, R. Kekulé gewidmet von seinen Schülern. Berlin 1890, p. 21), der zuerst nachdrücklich die Ansicht aufgestellt hat, daß „eine sorgsamste Beobachtung der Gräberverhältnisse für die ethnologischen, geschichtlichen und viele der kunst- und kulturgeschichtlichen Fragen des älteren Italiens uns sichere Aufhellung werden bringen können", weil der örtliche und zeitliche Wechsel von Verbrennung und Bestattung und des dabei obwaltenden Rituals in der älteren Zeit nirgends vom Zufall oder dem individuellen Belieben abhängig, in Italien ganz besonders bedeutsam sei, daß die Hauptstämme und Gruppen ihre eigenen auf religiöse Ueberzeugungen gegründeten Gewohnheiten festhielten, so lange sie örtlich voneinander geschieden gewesen seien, erklärt das Vorkommen von Brandgräbern neben Bestattungsgräbern in der Weise, daß er annimmt, daß entweder in einer Familie doppelter Brauch anzunehmen sei, oder — was ihm wahrscheinlicher dünkt — daß Hörige oder Freigelassene, im antiken Sinne zur Familie gerechnete stammfremde Personen so beigesetzt wurden. Modestov glaubt gleich-

falls, hierin Gamurrini folgend, daß die in den Grabkammern aus sehr später Zeit beigesetzten Ossuarien die Asche von Sklaven und Klienten enthielten, und führt zustimmend die Meinung von Conestabile an, daß die Verbrennung der Leichen in Etrurien teilweise unter dem Einflusse der unteren Volksschichten eingeführt wurde und daß sie sich in dem Maße ausdehnte, als der Einfluß der etruskischen Aristokratie sich verminderte.

Letztere Erklärungen sind durchaus unwahrscheinlich. Gegen sie spricht schon allein der Umstand, daß man die Asche von Sklaven und Hörigen nicht in so kostbare Ossuarien gesammelt hätte. Dieselben — zumeist viereckig und aus Stein — sind z. B. in Volaterra von Alabaster und mit sehr schönen Skulpturen geschmückt; ebenso zeigen die in Chiusi und Perugia gefundenen Ossuarien Skulpturen, doch ist ihre Form verschieden und an Stelle des Alabaster ist Travertin getreten. Doch fanden sich in Chiusi auch kleinere Ossuarien aus gebranntem Thon, aber auch sie waren mit plastischem Schmuck geziert. Wenn irgend ein in einer Grabkammer beigesetztes Ossuarium die Asche von Sklaven und Hörigen aufnahm, so konnten es nur die schmucklosen runden Gefäße aus Thon, die man gleichfalls gefunden, gewesen sein.

Modestov, der mit Entschiedenheit die auf die bekannten historischen Zeugnisse aufgebaute Theorie Niebuhrs von der nördlichen Herkunft der Etrusker zurückweist, erklärt (p. 416): „Les fouilles archéologiques n'ont jusqu'à ce jour livré aucune trace de l'arrivée d'Étrusques venant du Nord, soit à l'époche du bronze, soit au premier âge du fer, à moins qu'on ne substitue les Étrusques aux Ombriens, ce que font quelques disciples attardés de Niebuhr.“ Diese Behauptung ist unrichtig. Im Gegenteile, es lassen sich in Etrurien, sowohl in dem südlich wie auch in dem nördlich gelegenen Gebiete, neben den aus Kleinasien mitgebrachten Errungenschaften der „mykenisch“-semitischen Kultur, sowie neben den phönikischen und griechischen Einflüssen auch Elemente der Hallstattkultur, die sich in Süddeutschland aus der Bronzekultur ganz selbständig entwickelt hat, nachweisen, und ist Mitteleuropa in Italien sowohl durch die illyrisch-ostalpine Stein- und Bronzekultur, die ligurisch-südostfranzösische Steinkultur, die italo-keltisch-nordwestdeutsch-belgisch-holländisch-dänische Kultur der beginnenden Eisenzeit wie durch die rätisch-süddeutsche Hallstattkultur vertreten, wie dann später die Anwesenheit der aus Gallien und Germanien gekommenen Gallier in Italien archäologisch durch Funde vom Charakter der La Tène-Kultur bezeugt ist. „Oberitalien“, bemerkt M. Hörnes (Die Hallstattperiode. Archiv für Anthropologie, XXXI, 242) „gehörte auch noch während der ersten Eisenzeit, sogar noch während der Etruskerherrschaft, bis um 400 n. Chr. kulturell zu Mitteleuropa, zum Hallstätter Kreise. Für eine frühere Stufe der ersten Eisenzeit, etwa bis um 700, gilt das auch noch von Mittelitalien und zum Teil von Unteritalien; aber etappenweise hat sich die Apenninhalbinsel von dem Einfluß und der Erbschaft des binnenländischen Europa emanzipiert und dafür den griechischen und orientalischen Kulturcharakter angenommen.“

Nun kommen auch in Süddeutschland wie in Etrurien zur Hallstattzeit brandlose und Brandbestattung nebeneinander vor und

zwar in der Weise, daß während der älteren und mittleren Hallstattzeit Verbrennung häufiger ist, in der jüngeren dagegen die brandlose Bestattung weitaus vorherrscht, „ohne daß jedoch bis jetzt", wie Schumacher bemerkt, „bestimmte Gründe für die Wahl der einen oder andern Beisetzungsweise (etwa Stammes- oder Vermögensverschiedenheiten) angegeben werden könnten" (Hörnes a. a. O., 247). Ebenso sind aus derselben Zeit dolichocephale, mesocephale und brachycephale Schädel nachgewiesen. Letztere bilden die Minderheit. Von den dolichocephalen und mesocephalen Schädeln bemerkt ausdrücklich Hölder (Untersuchungen über die Skelettfunde in den vorrömischen Hügelgräbern Württembergs und Hohenzollerns. Stuttgart 1895, S. 60), daß sie alle wesentlichen Eigenschaften der in den späteren alemannischen Reihengräbern gefundenen Schädel aufweisen. Es kann wohl kein Zweifel darüber sein, daß die Hallstattkultur mit der neben der Bestattung üblichen Verbrennung und dem brachycephalen (mongoloiden) Rassenelemente, das erst seit der Etruskerzeit in Italien stärker vertreten ist, mit den von Süddeutschland nach Etrurien eingewanderten Etruskern dorthin gekommen ist und sich dann auch nach dem circumpadanischen Gebiet verbreitet hat. Könnte übrigens noch ein Zweifel bestehen, so wird er durch die historischen Zeugnisse beseitigt. Livius (V, 33) bemerkt, daß denselben Ursprung wie die Etrusker unstreitig auch die Alpenvölker, vorzüglich die Räter hätten, denen aber die Gegend selbst ihre Wildheit mitgeteilt und ihnen von allem Angeerbten nichts weiter als den Klang der Sprache, und auch den nicht einmal unverfälscht, übrig gelassen habe. Wenn man bedenkt, daß der Pataviner Livius als Zeitgenosse und Ortsnachbar berichtet, so wird man seinem Zeugnisse mindestens denselben Glauben beimessen können, wie der Erzählung des Herodot über die lydische Herkunft der italischen Tyrrhener. Ebenso wie Livius bezeugen auch Trogus Pompeius (bei Justin. XX, 5) und Plinius (III, 24) die Verwandtschaft der Etrusker und Räter.

Es wäre jedoch ein Irrtum, wollte man glauben, daß die Etrusker aus den rätischen Alpen (Tirol und Graubünden) gekommen sind. Dorthin, wie auch in andere Alpenländer[1]), sind sie selbst erst in verhältnismäßig später Zeit gekommen. Tirol hatte sicher vor der räto-etruskischen Einwanderung bis weit nördlich über den Brenner hinaus eine illyrische Bevölkerung. Pauli (Altitalische Forschungen, III, 422) betrachtet die zwischen Eisack und Inn seßhaft gewesenen Alpenstämme der Venostes, Vennonetes, Isarci, Breuni, Genaunes, Focunates (Plin. III, 131) als Illyrier. Auch das Suffix des Namens Humiste (Imst) bezeugt denselben als einen illyrischen. Die Breuni und Genaunes werden übrigens ausdrücklich von Strabo (IV, 8) als Illyrier bezeichnet. Wir haben keinen Grund, sie als späte Einwanderer zu betrachten; wir müssen sie vielmehr als Nachkommen der aus dem Potale über den Gardasee zunächst nach dem Trentino gekommenen Menschen der jüngeren Steinzeit und der Terramarenzeit betrachten. Und diese Menschen waren Illyrier. Denn ihre Kultur (Steingeräte

[1]) Die gleiche Benennung der Gail in Kärnten und des Lech (Licus) dürfte sich am leichtesten so erklären, daß man annimmt, daß die eingewanderten Räter den ihnen geläufigen Namen auf ihn übertrugen. Man denke an die auf der Gurina gemachten Funde aus der Hallstatt-Periode.

und Bronzen von derselben Form, ansa lunata, Dekorationsweise der Gefäße) gleicht der Kultur der Neolithiker und der Terramaren-Menschen des Potales, wie Panizza (Archivio Trentino, I, 7 e seg.) und Wieser (Korrespondenzblatt, 1894, S. 9—11) nachgewiesen haben. Weil die Räter sich in einem altillyrischen Gebiete niedergelassen hatten, deshalb wurden sie mitunter auch wirklich zu den Illyriern gezählt.

Ebensowenig wie nach Tirol können die Stammsitze der Räter nach einem der österreichischen Alpenländer, die sämtlich bis in die Hallstattzeit ausschließlich von Illyriern bewohnt waren, verlegt werden. Ihre Heimat kann nur Süddeutschland gewesen sein, wohin erst in der La Tène-Zeit Gallier kamen und Städte gründeten und wo der Name der Landschaft Ries (Raetia) noch heute an die vorgallische Bevölkerung erinnert. Uebrigens hat auch schon Niebuhr (Römische Geschichte, II, 589) Süddeutschland als das Stammland der Räto-Etrusker vermutet, indem er schreibt: „... hier kann ich mir nicht wehren zu forschen, welche Bewohner diese (die gallischen Stämme) östlich vom Jura und Vosegus (vor ihrem Einbruch) antrafen? wohl wissend, daß sich darüber nur ebenfalls Wahrscheinlichkeiten gewinnen lassen. Eine solche ist aber doch, daß der etruskische Stamm, welcher sich, umgeben von den Galliern, in den Alpen behauptete, einst auf ihrem nördlichen Abhang und nach Deutschland hin ausgebreitet gewesen sein wird.“ Soweit das eigentliche Süddeutschland in Betracht kommt, hat Niebuhr eine richtige Vermutung ausgesprochen.

Aus den bisherigen Darlegungen geht hervor, daß weder Niebuhr, der die lydische Abkunft der Etrusker verwarf, noch Modestov, der die Niebuhrsche Theorie von ihrer rätischen Herkunft endgültig widerlegt zu haben glaubte, recht hat. Richtig erwiesen hat sich nur eine Ansicht, nämlich die des genialen Otfried Müller, der vor fast 80 Jahren in seinem Werke über die Etrusker (Breslau 1828, I, 86 und 162) diese als ein Volk erkannte, das sich durch die Vereinigung kleinasiatischer Tyrrhener und rätischer Rasener gebildet habe.

Was die Sprache der Räter anlangt, so sind von ihnen keine Reste vorhanden. Da ihr physischer Habitus sowie ihre Kultur sie als Indogermanen erweist, so ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß sie auch ein indogermanisches Idiom gesprochen haben. Wenigstens ist es durchaus unwahrscheinlich, daß es das einzige Volk Mittel- und Nordeuropas gewesen sein sollte, das seine Sprache aufgegeben und die der brachycephalen Vorbevölkerung angenommen hätte. Doch geht auf dieses brachycephale (mongoloide) Element eine lautliche Umgestaltung zurück, die sich dann später unter dem Einflusse desselben Elementes im Oberdeutschen wiederholt hat: die Verwandlung der Mediä in Tenues, wie sie im Etruskischen eingetreten ist, wo die Mediä vollständig fehlen. So erscheint der Name *Ἄδραστος* als Atresthe, *Ἀλέξανδρος* als Elchsantre[1]). Aber

[1]) Umgekehrt erscheint das t in dem bekannten Suffix -nt- (im Griechischen *-νθ-*), mit dem viele Städtenamen gebildet sind (z. B. *Κόρινθος*), in den kleinasiatischen Sprachen zu d erweicht (z. B. in *Ἄλινδα*). Auch sonst erscheinen in ihnen Mediä für Tenues: so steht einem griech. *Μέταπα* ein karisches *Μίσσαβα* (s. u.) gegenüber. Es verdient diese Tatsache deshalb besonders hervorgehoben zu werden, weil bekanntlich Pauli (Eine vorgriechische Inschrift von Lemnos. Leipzig 1886) eine nähere Verwandtschaft zwischen dem „Pelasgischen“, den kleinasiatischen Sprachen und dem Etrurischen gefunden zu haben glaubte.

auch die Trennung des rätischen Gebietes von den nördlich gelegenen italo-keltischen Stammsitzen durch den breiten herzynischen Wald einerseits und von dem südwestlich gelegenen Gebiete der Ligurer, die ihrerseits wieder von dem Gebiete der Keltikaner durch die Cevennen geschieden waren, durch die Vogesen und den Jura anderseits — als Ostgrenze Rätiens wird von Tacitus (Hist. III, 5) und Ptolemaeus (II, 13, 1) der Inn angegeben — mußte bewirken, daß sich die Sprache der Räter im Laufe der Jahrhunderte zu einem ganz eigenartigen Idiom entwickelte. In Etrurien mochte sie weitere Umgestaltungen im Munde der kleinasiatischen Tyrrhener erfahren und auch viele neue Worte aus ihrer Sprache aufgenommen haben, wie sie ja nachweisbar auch Worte aus den italischen Idiomen aufgenommen hat[1]).

Die Etrusker zeigten nicht nur nicht jemals einen einheitlichen Typus; es hat sich jedenfalls auch das prozentuale Verhältnis der drei konstitutiven Elemente, des semitischen, arischen und mongoloiden, zueinander im Laufe der Jahrhunderte geändert. Das arische Element ist wohl auch bei den Etruskern demselben Schicksal verfallen, dem alle arischen Völker in Italien verfallen sind: dem allmählichen Rückgange, dem zum Schlusse das vollständige Erlöschen derselben folgte. In dem Maße, als das arische Element abnahm, nahm das mongoloide, zur Wohlbeleibtheit neigende Element zu und wenn die Römer die Etrusker als pingues und obesi bezeichneten, so hatte dies wohl darin seinen Grund, daß dieses Element zur Römerzeit den Hauptbestandteil der etruskischen Bevölkerung ausmachte.

Die etruskische Kultur hatte, wie ihn sonst keine Kultur des Altertums in so ausgesprochenem Maße besaß, den Charakter einer Mischkultur. Sie enthielt Niederschläge von der von den semitischen Reichen Vorderasiens geschaffenen Kultur, aber auch Niederschläge von der von Aegypten beeinflußten Kultur des ersten innerhalb der Grenzen Europas von Ariern errichteten Staates, des mit dem Namen des Königs Minos verknüpften, weite Gebiete umfassenden kretischen

---

[1]) Für den indogermanischen Charakter der Sprache der Rasener bezw. Räter und ihre mitteleuropäische Herkunft spricht auch der Umstand, daß das Suffix -na, mit dem der von ihnen selbst gebrauchte Völkername — Rasena (Rasenna) — gebildet ist, auch etruskische, aus Gentilnamen entstandene Städtenamen aufweisen. Solche Namen sind: Verona, Vettona, Vescona, Cremona, Cortona, Cetona, denen die teils nachweisbaren, teils erschlossenen Personennamen veru, vetu, vescu, cremu, curϑu und ceϑu zugrunde liegen. Vergl. hierzu G. Herbig in der Beilage zur Allgem. Zeitung, 1907, 2. Mai, Nr. 93. Dieselbe Bildung zeigen die Namen der etruskischen Städte Ravenna, Felsina, Fidenae, Capena, Caesena. So gebildete Städtenamen finden sich aber auch in den Ursitzen der Räter — dem heutigen Süddeutschland und der angrenzenden Schweiz (Clarenna, Abusina, Devona, Lousonna), sowie in den illyrisch-rätischen Ostalpenländern, insbesondere zahlreich in Tirol (Clavenna, Ravenna, Vadena, wo auch eine Nekropole aus der Hallstatt-Periode aufgedeckt wurde, Ravina, Sabiona, Capuna, Luvuna usw.) und bezeichnenderweise auch in dem Gebiete der Balkanhalbinsel, das wir vom linguistisch-historischen wie vom archäologischen Standpunkte aus als rein illyrisch betrachten müssen (Aenona, Salonae, Scardona, Narona im heutigen Dalmatien). Süddeutschland, dessen Städte und Dörfer übrigens größtenteils keltischen, römischen oder germanischen Ursprungs sind, hat mit Etrurien auch noch die Städtenamen Luna und Aquileia gemeinsam, wie sich auch dem Namen der etruskischen Stadt Suana die Namen der rätischen Völkerschaften Suanetes und Consuanetes zur Seite stellen. In Kleinasien kommen so gebildete Namen nicht vor.

Reiches. Dazu kam die bodenständige mitteleuropäische, weder technisch noch künstlerisch unbedeutende Hallstattkultur und der starke Einfluß Griechenlands und seiner unteritalischen Kolonien. Läßt infolgedessen wie auch infolge der eigentümlichen Rassenzusammensetzung die etruskische Kultur den einheitlich geschlossenen, harmonisch ausgeglichenen und von einer idealen Lebensauffassung getragenen Charakter der griechischen Kultur vermissen, so stand sie ihr in materieller Hinsicht nicht nach; jedenfalls waren die Etrusker allen andern damals in Italien lebenden Völkern — mit Ausnahme der Griechen — in kultureller Beziehung bedeutend überlegen.

V.

Hirt nimmt mit Kiepert, Pauli und Kretschmer für Griechenland einen eigenen anarisch-vorhellenischen Sprachstamm an, dessen Ursitz Südkleinasien, namentlich Karien, gewesen sei. Es wird behauptet, daß dieser Sprachstamm eine eigene Rasse gebildet habe; Fick (Vorgriechische Ortsnamen. Göttingen 1905, S. 1) nennt sie die „hettitische Rasse". Die Annahme einer solchen kleinasiatischen oder hettitischen Rasse entbehrt jedoch jeder Grundlage. Die mit den Suffixen -ss-, -s (-tt-) und -nd- (in Kleinasien), bezw. -nth- (in Griechenland) gebildeten Ortsnamen — und auf diese stützt sich hauptsächlich diese Annahme — finden sich zumeist entweder in Ländern, die unzweifelhaft von Indogermanen (Thrakern) besiedelt waren, wie in Thrakien (im weitesten Sinne des Wortes) selbst sowie in Phrygien, Mysien, Bithynien und in der Troas oder in solchen, für die die einstige Anwesenheit von Thrakern mit größter Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, wie gerade in Karien und Griechenland. Dazu kommt, daß man gar keinen Grund hat, den erwähnten Suffixen den indogermanischen Charakter abzusprechen. Und auf ihrem vermeintlich nichtindogermanischen Charakter ist die ganze Lehre aufgebaut worden. Denn mit dem Suffixe -ss- sind auch im Keltischen Ortsnamen gebildet worden: *Ιοι΄ρασσος* (mons) bei Ptolemaeus; Dumnissus (flumen) bei Auson., Mosell.; Vindonissa (Helv. opp.). Das Suffix -nt- erscheint in keltischen Völkernamen, z. B. in Trinovantes (Caes.), Brigantes (Ptol., Tacitus) usw. (Zeuß-Ebel, Grammatica Celtica, p. 786 und 798.)

Wären Kleinasiaten vor den Hellenen nach Griechenland eingewandert, so müßte man ihre Anwesenheit auch archäologisch nachweisen können. Dies ist durchaus nicht der Fall. Was aus Griechenland an vormykenischen Funden (aus der jüngeren Steinzeit und Bronzezeit) bekannt geworden ist (bei den Ausgrabungen in Mykenae und Tiryns in Argolis durch Schliemann, Orchomenos in Böotien durch Furtwängler, Volo, Dimini und Sesklo in Thesalien durch Tsuntas), weist in seinen Anfängen nach dem Norden und zwar nach dem Gebiet der unteren Donau, der engeren Heimat der Thraker, hin, wohin die neolithische Kultur mit den sich allmählich von ihrer südskandinavischen Heimat über Norddeutschland und Polen ausbreitenden Indogermanen gekommen ist und von wo aus sie sich nach dem östlichen Ungarn, dem östlichen Teile der Balkanhalbinsel, den griechischen Inseln und nach Kleinasien verbreitete, Gebiete, in denen nachweisbar noch in historischer Zeit thrakische Stämme

wohnten. Die mykenische Kultur aber entstand in Kreta und kam von dort nach Griechenland. Wie die Sage ausdrücklich berichtet, waren an den mykenischen Bauten Lykier beteiligt; auch das Löwentor (Paus. II, 16, 5) und ein Gorgoneion in Argos wird ihnen zugeschrieben. Und diese Lykier waren Indogermanen thrakischen Stammes und stammten aus Kreta. Es scheint, daß die Ausbreitung dieser höheren Kultur in Griechenland mit seiner politischen Abhängigkeit von Kreta zusammenhing, in die es während der minoischen Herrschaft geraten war; man denke nur an die Sage von dem athenischen Tribute. Später scheinen die Achäer — die zwar Indogermanen, aber ebensowenig wie die Danaer Hellenen waren — nach ihrer Vertreibung aus dem Peloponnes durch die Dorier eine neue Herrschaft in Kreta auf den Trümmern der alten errichtet zu haben, worauf wenigstens die Bauanlagen der kretischen Paläste, besonders der beiden von Knossos und Phaistos, nach der Meinung Dörpfelds (Congrès internat. d'archéologie, Athènes 1905, p. 209) hinzuweisen scheinen.

Ebensowenig gestattet das, was wir über die Physis der alten und neuen Bewohner Griechenlands wissen, die Aufstellung einer eigenen Rasse. Die heutigen Neugriechen zeigen, soweit sie sich nicht mit den im frühen Mittelalter nach Griechenland eingedrungenen Slaven vermischt haben, insbesondere die Inselgriechen, die kennzeichnenden Merkmale der mittelländischen Rasse, die so aus der paläolithisch-diluvialen Periode bis in die Gegenwart hineinragt. Dagegen ist die nordisch-arische Rasse, der die zur jüngeren Steinzeit und in der Bronzezeit auf dem Boden Griechenlands erschienenen Thraker, sowie die in der beginnenden Eisenzeit aus Nordostdeutschland eingewanderten Hellenen angehörten, im eigentlichen Griechenland nur noch in schwachen Spuren erhalten, während sie in den auf den Weißen Bergen Kretas lebenden Sphakioten — den Nachkommen der alten Dorer — noch gut vertreten ist. Ebenso zeigt die Insel Kreta, wo zahlreiche mit den oben erwähnten Suffixen gebildete Ortsnamen vorkommen, daß sich auch ihre vorthrakische, den eingewanderten Ariern unterworfene Urbevölkerung nicht von den andern Völkern der mittelländischen Rasse unterschied. Wenigstens bemerkt H. R. Hall (The oldest civilisation of Greece. London 1901, S. 213), daß die auf den Fresken von Knossos und des Grabes von Rekhmara abgebildeten Untertanen der minoischen Herrscher eine gelbe Hautfarbe und schwarze Haare aufweisen und sehr den heutigen Italienern gleichen.

Dazu kommt noch, daß diese Ortsnamen in jenem Teile Griechenlands, wo wir sie am ehesten erwarten sollten, nämlich in Epirus, ganz fehlen. Strabo nämlich, dessen Zeugnisse in dieser Frage besonderes Gewicht beizumessen ist, weil er auch richtig die Illyrier von den Thrakern unterschieden hat, sondert nämlich (VII, 7) die Epiroten ebenso von den nördlich wohnenden Illyriern, wie von den Thrakern und den Hellenen. Diese Sonderung der Epiroten von den benachbarten drei arischen Völkern kann nur in der Weise erklärt werden, daß man annimmt, es habe sich in Epirus am längsten die vorarische Urbevölkerung erhalten. Und gerade dieser Urbevölkerung werden jene Ortsnamen zugeschrieben.

Es haben sich zwar in dem spät hellenisierten Epirus außer Hellenen auch andere Indogermanen — Illyrier und Thraker — niedergelassen, doch haben diese stets nur eine kleine Minderheit gegenüber der Gesamtmasse der Urbevölkerung gebildet und vielleicht auch wenigstens teilweise, soweit sie nämlich nicht in den von ihnen gegründeten Städten lebten, ihre Sprache mit der Sprache dieser vertauscht. So kamen von der gegenüberliegenden Küste Italiens die Chaonen, die man von den Chonen am Siris schon deswegen nicht wird trennen können, weil einer Reihe von epirotischen Ortsnamen illyrisch-italische zur Seite gesetzt werden können und die Verwandtschaft der Chaonen mit den Oenotriern Italiens von Aristoteles und andern Schriftstellern ausdrücklich bezeugt wird.

So vergleicht ansprechend Fick (Vorgriech. Ortsnamen, S. 84 und 142) *Βαιάκη* in Chaonien mit Bajae bei Neapel, *Βουτρωτός*, jetzt Butrinto mit Butuntum bei Bari, *Λαρίνη* (Dorf) mit Larinum im Frentanerlande, *Πανδοσία* mit Bandusia in Apulien, *Ἱστώνη* (Berg auf Korkyra) mit Historium an der frentanischen Küste. Ein gleicher Name findet sich aber auch in einem andern Teile Griechenlands, in Achaja: *Βοῦρα*, derselbe Name wie Bura im Frentanergebiet, benannt nach einem im Etym. Mag. 389, 24 als „messapisch" bezeugten Worte *βαύριον*, *βύριον* für „Haus, Wohnung".

Bedenkt man, daß die Hauptmasse der mit den epirotischen Illyriern zunächst verwandten Illyrier in Unteritalien lebte, so erscheint es ungleich wahrscheinlicher, daß die epirotischen Illyrier von den Illyriern Unteritaliens als umgekehrt die Illyrier Unteritaliens von den epirotischen Illyriern abstammen. Mußten die Illyrier Italiens ihre alten Wohnsitze im Gebiete des Po (Terramaren und Pfahlbauten), gedrängt von den vordringenden Italikern, aufgeben und sich nach Mittel- und Unteritalien wenden, so wurden sie auch hier von denselben Italikern, insbesondere zunächst von den Samnitern, hart bedrängt, gegen welche sie, namentlich die Arpaner an der samnitischen Grenze, im Samniterkriege für Rom Partei nahmen, „Samnitium magis iniuriis et odio quam beneficio ullo populi romani" (Livius, IX, 13), und es erscheint ganz natürlich, wenn ein Teil von ihnen in einem fremden Lande neue Wohnsitze aufsuchte.

Ganz anders zu beurteilen ist die Wiederholung des Namens der Messapier auf griechischem Gebiete: *Μέσσαπιοι*, wie eine Gemeinde im westlichen Lokris hieß, *Μεσσάπιον ὄρος*, der Name eines Berges in Böotien, *Μεσσαπέαι*, der Name einer Ortschaft in Lakonien, *Μέταπα* in Aetolien, mit *τ* für *σσ*, das auch *Μετάπιοι* in Elis und *Μέταβον*, der alte „barbarische" Name von Metapont, aufweist, ferner *Μεσσάπιος*, bezeichnenderweise der Name eines Flusses im Westen von Kreta und *Μίσσαβα* in Karien. Ein volles Verständnis für diese Zusammenhänge ist erst in neuester Zeit durch die Ausgrabungen auf Kreta einerseits, durch die von Orsi (Contributi all' archeologia preellenica sicula. Bulletino di paletnologia italiana, XV, 158—188 und 197—231) in Sizilien gemachten gleichartigen Funde anderseits gewonnen worden, durch die die antike Tradition von der Macht und Ausdehnung des „minoischen" Reiches bestätigt ward. Wir haben jetzt weniger als je einen Grund, die Nachrichten der alten Schriftsteller (Herodot, Strabo) von der Gründung kretischer Städte in Sizilien und Unter-

italien zu bezweifeln[1]). Wohnten aber Kreter, als deren wahrscheinlichen Namen wir den Namen „Messapier“ vermuten dürfen, in Unteritalien zugleich mit den jedenfalls später gekommenen Illyriern, dann brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn ein Zweig derselben, die Sallentiner, deren Name, wie der Name des Ortes Salluntum in Dalmatien zeigt, der ursprüngliche war, noch unter einem zweiten Namen (Messapier) erscheint und daß man sogar dem gesamten Volke der Japyger kretische Abstammung zuschrieb. Dagegen haben ganz richtig Varro (bei Val. Prob. zu Virg. Ecl. VI) und Festus (s. v. Salentinos p. 329 Müller) die Sallentiner als eine Mischung von Kretern und Illyriern bezeichnet.

Alle diese Tatsachen sprechen gegen die von Hirt, der sonst richtig in Italien zwei indogermanische Schichten (die italische und die illyrische) unterscheidet, nach dem Vorgange anderer Gelehrten (Helbigs, E. Meyers, Nissens) ausgesprochene, der Mommsens entgegengesetzte Meinung, daß die Illyrier Unteritaliens auf dem Seewege von der entgegengesetzten Küste des adriatischen Meeres nach der Einwanderung der Italiker, etwa um das Jahr 900, dorthin gekommen sind.

Ebenso unrichtig ist eine andere Ansicht, der sich Hirt angeschlossen hat, nämlich die jetzt vielfach ausgesprochene Ansicht, daß als die Heimat der Germanen Norddeutschland von der Weser bis zur Oder, Schleswig-Holstein, die dänischen Inseln und Südschweden zu betrachten seien.

VI.

Gelungener als das erste ist das die Kultur der Indogermanen behandelnde zweite Buch. Hier dienen Hirt nicht nur die Sprachwissenschaft, deren Bedeutung für die Erforschung der ältesten Kultur von ihm richtig gewürdigt wird, sondern auch die Volks- und Völkerkunde, sowie die vorgeschichtliche Archäologie als Hülfswissenschaften. Schade, daß derselbe in letzterer Hinsicht ganz im Banne der Anschauungen von Sophus Müller steht und dadurch mit seinen sonstigen Anschauungen in Widerspruch gerät. Denn während er die Urheimat der Indogermanen nach dem nordöstlichen Deutschland verlegt, Norddeutschland und das angrenzende Westrußland als ein Gebiet bezeichnet,

[1]) Noch aus einem andern Grunde sind besonders die Funde von Pantalica (bei Syrakus), das mit guten Gründen mit der vorhellenischen Stadt Herbessus identifiziert wird, interessant, weil man aus diesem Namen sehen kann, daß die Träger der mykenischen Kultur, an deren Indogermanentum heute wohl niemand zweifelt, und die Erbauer der Städte, deren Namen mit dem Suffixe -ss- gebildet sind, ein und dasselbe Volk — und zwar thrakischen Stammes — sind. Dasselbe ergibt sich auch einerseits aus dem Namen der Stadt Syrakus (Συράκουσαι), der ähnlich gebildet ist, wie die ungriechisch gebildeten Namen zahlreicher griechischer Inseln auf -οῦσσα, und anderseits aus dem Umstande, daß kleine prähellenische Gräberfelder aus sehr alter Zeit und „mykenische“, den in Pantalica gefundenen ähnliche Gefäßscherben auf der Insel Ortygia, auf der das prähellenische Syrakus lag, gefunden wurden (Orsi, a. a. O., p. 216). Dagegen glaubt Kretschmer (Einleitung in die Geschichte der griech. Sprache, S. 181), daß die Hellenen bereits in vormykenischer Zeit (im 3. Jahrtausend) in Griechenland und auf den Inseln ansässig geworden sind und daselbst bereits eine der „kleinasiatischen Rasse“ angehörende Bevölkerung vorgefunden haben. Den Beweis hierfür liefern ihm die bekannten Ortsnamen auf -ss- und -nth-. Den Versuch, ihre archäologische Hinterlassenschaft nachzuweisen, unternimmt er nicht.

das durch das mächtige Waldgebirge, das Deutschland durchquert, von den südlichen Einflüssen, sowohl den Wanderungen der Völker wie den Kulturübertragungen, ziemlich abgeschnitten gewesen sei, aber ausgezeichnet dazu geeignet, daß sich hier ein besonderer Menschenschlag habe entwickeln können, läßt er dennoch die Kultur der jüngeren Steinzeit mit Ackerbau, Viehzucht, Keramik und geschliffenen Werkzeugen, die sich ihm auf Grund der Sprachvergleichung zugleich als Kultur des indogermanischen Urvolkes ergibt, trotzdem sie in dem von ihm als Urheimat angenommenen Gebiete ohne das Paläolithikum mit dem Neolithikum verbindende Zwischenstufen, wie sie Dänemark aufweist, sondern gleich in voller Entwicklung erscheint, nicht durch eine Einwanderung, sondern auf dem Wege allmählicher Uebertragung als eine Schöpfung des ägyptisch-babylonischen Kulturkreises nach dem Norden gelangen. Diese Annahme ist ganz unmöglich, man kann aber auch an keine Einwanderung denken, da ein der mediterranen Rasse angehörendes Volk, durch das allein diese Kultur nach dem Norden hätte gebracht werden können, in Deutschland nicht nachgewiesen werden kann. Ebenso schwer sind die sprachlichen Bedenken. Denn wo sind die aus dem Aegyptischen oder Babylonischen zur Bezeichnung der neu kennen gelernten Verrichtungen und Gegenstände übernommenen Wörter, die man doch jedenfalls erwarten müßte, da doch die ganze spätere Kulturgeschichte lehrt, daß in der Regel zugleich mit den neuen Kulturerrungenschaften auch ihre Bezeichnungen übernommen wurden? Gerade von seinem Standpunkte aus hätte der Sprachforscher Hirt die Anschauungen des Archäologen Müller bekämpfen, statt sich ihnen anschließen sollen.

Dankenswert, jedoch ergänzungsbedürftig sind die das ganze dritte Buch füllenden Anmerkungen und Erläuterungen. Die mir S. 624 zugeschriebene Ansicht, daß die blonde Rasse im Norden entstanden sei, habe ich niemals ausgesprochen. Daß wir in den Menschen dieser Rasse die eigentlichen Indogermanen zu sehen haben, hat nicht Wilser zuerst behauptet, sondern in eingehenderer Weise zuerst Pösche (1878) zu begründen versucht.

Trotz der dem Werke Hirts anhaftenden Mängel, die immerhin bis zu einem gewissen Grade durch die erdrückende Fülle des zu bewältigenden Stoffes entschuldigt werden mögen, dürfte dasselbe geeignet sein, dem Bedürfnisse weiterer Kreise, aus einer zusammenfassenden, übersichtlich gehaltenen Darstellung die auf dem Gebiete der europäischen Urgeschichte durch die neuere linguistisch-archäologische Forschung gewonnenen Anschauungen kennen zu lernen, einigermaßen zu entsprechen. Auch die eigentliche Forschung kann aus ihm manche Anregungen empfangen. Doch ist bei seiner Benutzung Vorsicht geboten. Noch größere Vorsicht erheischt die Benutzung des Werkes Modestovs, einer sonst fleißigen und durch die Zusammenstellung des archäologischen Materials nützlichen Arbeit. Denn die von ihm entweder selbständig entwickelten oder von andern Gelehrten übernommenen Anschauungen über das Verhältnis der einzelnen archäologischen Schichten zu den Völkern, die in vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit Italien bewohnten, sind großenteils verfehlt.

Der körperliche Habitus deutscher mittelalterlicher Herrscher.

Dr. Max Kemmerich.

Die von Ludwig Woltmann angestellten verdienstvollen Untersuchungen des körperlichen Habitus der großen Geister der italienischen Renaissance legen den Gedanken nahe, in ähnlicher Weise die führenden Männer der deutschen Vergangenheit auf ihren physischen Typus hin zu prüfen. Im nachstehenden will ich mich auf das frühe Mittelalter beschränken und muß nur noch einige Bemerkungen allgemeiner Art vorausschicken.

Bekanntlich besitzen wir eine ganze Reihe mittelalterlicher Menschendarstellungen, die auf den Namen Porträt Anspruch erheben können; dieselben sind aber so zerstreut, schwer zugänglich und wegen völligen Mangels einer Zusammenstellung oder Katalogisierung schwer auffindbar, daß sie bisher noch in keiner Weise zu anthropologischen Studien herangezogen werden konnten. Die erste Zusammenstellung einer großen Anzahl vor der Mitte des 13. Jahrhunderts in Deutschland gemalter Porträts habe ich als Resultat mehrjährigen Suchens im Repertorium für Kunstwissenschaft veröffentlicht[1]). Ich möchte die Aufmerksamkeit der Anthropologen um so mehr auf diese Liste lenken, als es sich hier ausschließlich um Porträts handelt, also um Darstellungen einer bestimmten Person, so daß Phantasiegebilde keine Aufnahme fanden. Die große Mehrzahl der dargestellten Personen sind natürlich Geistliche. Es wäre zweifellos sehr wertvoll, auf Grund dieses Materials den Durchschnittstypus des gebildeten Mannes des frühen Mittelalters zu gewinnen, in der Art wie ich es s. Z. in dieser Revue versuchte; jedoch handelt es sich hier keineswegs nur um besondere Kapazitäten, sondern vorwiegend um Durchschnittstalente, ja oft nicht einmal um diese, denn mancher wurde nur deshalb ins Kloster gesteckt, weil er zum Waffendienst unfähig war, oder weil die beschränkten elterlichen Finanzen den nachgeborenen Kindern den Eintritt in die Ritterkarriere nicht gestatteten. Wollen wir also die körperliche Erscheinung wo nicht der größten Genies, so doch der genialsten Familien feststellen, so tun wir am besten, uns an die Herrscher zu halten. Daß wir von der Mehrzahl von ihnen mehrere Porträts und oft auch literarische Beschreibungen besitzen, gibt den Resultaten erhöhte Glaubwürdigkeit.

Es erscheint nicht überflüssig, zu betonen, daß zwar schon das frühe Mittelalter, wie ich entgegen der bisher geltenden Ansicht wohl unwiderleglich bewiesen habe[2]), Porträts in beschränktem Sinne her-

---

[1]) Bd. XIX. 1906. Eine die deutschen Kaiser und Könige bis zum Ausgang der Hohenstaufen behandelnde Materialzusammenstellung wird demnächst von mir im Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde erscheinen. Dies ist auch der Grund, weshalb ich nachstehend nur vereinzelt Belegstellen anführe.

[2]) Vergl. „Die frühmittelalterliche Porträtmalerei in Deutschland", München 1907. Georg D. W. Callwey. Das Buch enthält neben einer Geschichte der damaligen Porträtmalerei von künstlerischen und ästhetischen Gesichtspunkten aus, auch Hinweise für die Beurteilung und Glaubwürdigkeit frühmittelalterlicher Porträts. Eine denselben Zeitraum umfassende „Porträtplastik" wird demnächst im gleichen Verlage erscheinen.

stellen konnte, daß aber die Unterschiede zwischen den Bildern derselben Person oft recht bedeutend sind. Deshalb bedürfen wir zur Fixierung stets mehrerer Porträts. Nur das dürfen wir als authentisch ansehen, was sich in gleicher Weise auf allen oder doch wenigstens auf den besten von ihnen findet. Stilistische Eigenheiten, wie die zu großen Augen oder die zu kleinen oder zu hoch sitzenden Ohren, müssen wir in Abzug bringen. Daß ich hier ferner literarische Beschreibungen, soweit ich ihrer habhaft werden konnte, berücksichtigte, ist selbstverständlich.

Der älteste deutsche Herrscher, über dessen Körperbeschaffenheit wir gut unterrichtet sind, ist Karl der Große (768—814). Nach den Ausführungen von Paul Clemen[1]) ergibt sich folgendes Porträt: „Ein riesenhafter, starkgebauter Körper von 1,92 m Länge mit weitem Brustkorb, muskulösen Armen und Beinen, dazu ein kleiner Hängebauch, breite Schultern und ein kurzer Stiernacken, der den Kopf fast direkt auf dem Körper aufsitzen läßt, das Haupt rund, mit kurzgeschorenem, leicht gelocktem Haar bedeckt, eine gesunde, derbe, rote Gesichtsfarbe, ein starkes, bartloses Unterkinn, unter der mächtigen, geraden Nase ein straffer, herabgezogener Schnurrbart, große, flammende Augen von durchdringendem Blick."

Einhard (vita Karoli, Kap. 22, Mon. Germ. SS. II, S. 455, 1, 41) gibt nachstehende wertvolle Beschreibung: „Karl war von breitem und kräftigem Körperbau, außerordentlicher Größe, die jedoch das rechte Verhältnis nicht überschritt — denn seine Länge betrug bekanntlich sieben seiner Füße —; der obere Teil seines Kopfes war rund, die Augen waren sehr groß und lebhaft, die Nase überschritt ein wenig das Mittelmaß; er hatte schöne, weiße Haare und ein freundliches und heiteres Gesicht. Das alles verlieh seiner Gestalt, er mochte stehen oder sitzen, eine hohe und imponierende Würde. Wohl erschien sein Hals dick und zu kurz, sein Bauch etwas herabhängend, aber das Ebenmaß der andern Glieder verdeckte das. Er hatte einen festen Gang, eine durchaus männliche Haltung des Körpers und eine helle Stimme, die jedoch zu der ganzen Gestalt nicht recht passen wollte. Er besaß eine gute Gesundheit, nur daß er in den vier Jahren vor seinem Tode häufig von Fiebern heimgesucht wurde und zuletzt auf einem Fuße hinkte."

Die Gebeine des großen Kaisers im Münster zu Aachen und sein getrennt aufbewahrter Kopf ebenda sind wiederholt untersucht worden, zuletzt eingehend am 27. Februar 1861. Das Skelett war bis auf den rechten Oberarm und den unteren Teil des Schienbeins vollständig. Clemen schreibt darüber: „Durch diese Untersuchung ward zur Gewißheit erhoben, daß Karl in der Tat von ganz ungewöhnlicher Größe und Stärke gewesen, die Schlüsselbeine sind auffallend lang, der Brustkorb geräumig. Die wiederholt durch die Aerzte Dr. Monheim und Dr. Lauffs vorgenommene Vermessung ergab die bedeutende Größe von 1,92 m. Der vom Skelett abgesondert in der Schatzkammer aufbewahrte Schädel, in eine vergoldete Büste gefaßt, zeigt großen Umfang, stark ausgeprägte Stirnhöcker, die Stirn steigt fast senkrecht

---

[1]) Die Porträtdarstellungen Karls des Großen. Aachen 1890. S. 208 f.

empor, das os parietale zeigt hinter der sutura frontalis zwei bedeutende Erhöhungen, die nach den sqamae zu sich verlaufen[1]."

Karl starb 72jährig an Altersschwäche.

Von seinem Sohne Ludwig dem Frommen (814—840) besitzen wir kein Porträt, das uns Schlüsse erlaubte, wohl aber eine recht eingehende Beschreibung bei Thegan, seinem Biographen[2]. Er schreibt vom Kaiser: „Er war von mittlerer Gestalt, mit großen und hellen (claris) Augen, hellem (lucidus) Gesicht (also wohl im Gegensatz zu dunkler, d. h. brünetter Färbung!), langer und gerader Nase, weder besonders dicken, noch besonders schmalen Lippen, einer kräftigen Brust, breiten Schultern, sehr kräftigen Armen, so daß niemand ihm im Bogenschießen und Lanzenwerfen gleichkommen konnte. Seine Hände waren lang, die Finger gerade, die Schienbeine lang und verhältnismäßig dünn (ad mensuram graciles), die Füße lang und die Stimme männlich (im Gegensatz zur hohen Karls des Großen). Ferner hatte er weiße Zähne." So weit Thegan, der noch viel von seinen Lebensgewohnheiten erzählt. Ludwig starb vorzeitig an Altersschwäche. Ueber seine letzte Zeit sind wir eingehend unterrichtet[3].

Von der Kaiserin Judith, der Gemahlin Ludwigs des Frommen, ist nur bekannt, daß sie sehr schön war. Da sich aus solchen allgemeinen Angaben, auf die sich zumeist die Körperbeschreibung der deutschen Herrscherinnen beschränkt, nichts machen läßt, so habe ich sie hinfort nicht berücksichtigt. An der Tatsache der Schönheit unserer Herrscherinnen zu zweifeln, haben wir aber nicht den geringsten Grund, um so weniger, als mancher romantische Zug beglaubigt überliefert ist und speziell die Karolinger für weibliche Reize außerordentlich empfänglich waren.

Von Kaiser Lothar I. besitzen wir einige Porträts, nach denen er ein länglich-ovales Gesicht mit niedriger Stirn, schmaler, leicht gekrümmter Nase, starkem Kinn mit Grübchen und starken Hals hatte. Es scheint, daß Haare und Augen dunkel waren. Jedenfalls zeigte er große Aehnlichkeit mit Karl dem Kahlen, was nicht sowohl aus der Verwandtschaft aller in derselben Zeit entstandenen Porträts hervorgeht — letzteres gilt auch von der heutigen Malerei noch in gewissem Sinne, zum mindesten bezüglich der Kleinheit der Ohren und der hohen Stirnen — als vielmehr sich aus der nahen Blutsverwandtschaft erklärt. Er trug nur Schnurrbart. Er starb 855 60jährig an einer Krankheit. Er wurde im Kloster Prüm bestattet, wo seine Gebeine 1860 aufgefunden wurden. Ob sie vermessen wurden, ist mir nicht bekannt.

Sein Bruder, Kaiser Karl der Kahle[4], ist uns dank den zahlreichen guten Porträts, die wir von ihm besitzen, besser bekannt als

---

[1]) Paul Clemen „Porträtdarstellungen", S. 16 f. Hier auch Literaturangabe. Die Aufsätze in der Aachener Zeitung 1861, Nr. 64, und im Echo der Gegenwart, 1861, vom 1. und 2. März, waren mir nicht zugänglich. Desgleichen ist mir nicht bekannt, ob, was zu vermuten, die vermessenden Aerzte über ihren Befund eingehender berichtet haben.

[2]) „Vita Hludowici Imperatoris", Kap. 19, Monumenta Germaniae, SS. II, S. 594.

[3]) Vergl. Berh. Simson „Jahrbücher des Fränkischen Reiches unter Ludwig dem Frommen", II. Bd., S. 227 ff. Desselben „Jahrb. d. Fränk. Reiches unter Karl dem Großen", II. Bd., S. 528 f, berichtet vom Ende des Kaisers Karl.

[4]) Auf allen Porträts mit kurzen Haaren dargestellt. Daher war seine Glatze jedenfalls klein und verschwand unter der Krone.

die große Mehrzahl der deutschen Herrscher. Er hatte ein länglich-ovales Gesicht, das mit den Jahren an Fülle zunahm, ein starkes Kinn mit tiefem Grübchen, im Alter ein Doppelkinn. Seine Augen waren anscheinend groß und dunkel, doch läßt sich auf beide Angaben kein großes Gewicht legen, da blaue Augen im frühen Mittelalter vor 1200 überhaupt nirgends in Miniaturen vorkommen, ja sogar solche mit bläulichem Schimmer sich nicht vor dem Ende des zwölften Jahrhunderts finden, und die Augen überall in damaliger Zeit sehr groß gezeichnet wurden. Trotzdem ist es sehr wahrscheinlich, daß seine Augen nicht schwarz waren, denn die Haare waren dunkelblond, in der Jugend heller. Wir sind im frühen Mittelalter — wenn wir nicht in der Literatur Belehrung finden — stets gezwungen, aus der Haarfarbe auf die der Augen zu schließen. Karls Brauen waren dicht und schön geschwungen, den Schnurrbart trug er nach abwärts, so daß der Mund frei blieb. Sein Körper war anscheinend sehr kräftig und zum Embonpoint neigend. Er starb 877 erst 54jährig an einem Fieber, vielleicht auch an Gift, das ihm sein Leibarzt zur Bekämpfung des Fiebers verabreichte[1]).

Von Ludwig dem Deutschen, der 72jährig 876 starb, ist überliefert, daß er von mittlerer Größe, kräftig und gut gewachsen war, mit leuchtenden (blauen?) Augen und kräftiger Stimme[2]).

Sein ältester Sohn Karlmann ist uns nur als schön und sehr stark überliefert. Bemerkenswert ist sein Ende. Er starb erst 50jährig 880 an den Folgen der Lähmung, die er im Herbst 877 in Italien erlitten hatte, und in deren Folge er in seinem letzten Lebensjahre der Sprache beraubt wurde. Jedenfalls erlitt er, wie seine Mutter Hemma, einen Schlaganfall. Auch sein Bruder Karl und sein Sohn Arnulf hatten von Hemma diese Krankheitsdisposition geerbt[3]).

Von den übrigen Karolingern ließen sich mit Hülfe der Siegel noch einige Daten gewinnen, es würde aber wenig dabei herauskommen. Kunst und Literatur standen damals zu tief. Bemerkt sei nur, daß Karl III., der Dicke, Epileptiker war, wie die ganze Familie schließlich auch körperlich zugrunde ging.

Auch von Heinrich I. (919—936) wissen wir wenig genug, nämlich, daß er außergewöhnlich groß und kräftig war[4]). In Waffenspielen waren ja alle deutschen Herrscher mit ganz geringen Ausnahmen hervorragend; wenn auch nicht jeder wie er auf einem einzigen Jagdzug 40 und mehr Stück Wild erlegte; daß sie schön waren, erzählen auch von allen die Dichter und Chronisten, nur vergessen sie leider zumeist, anzugeben, worin sie die Schönheit sahen.

Erst mit Otto dem Großen (936—973) haben wir wieder sicheren Boden unter den Füßen. Von ihm erzählt Widukind[5]): „Er habe einen gewaltigen Körperbau gehabt, das Haupt mit ergrauendem

---

[1]) Vergl. meine Monographie in der Zeitschrift für bildende Kunst 1906, S. 147—160, und meine „Porträtmalerei“, S. 31 ff., ferner E. Dümmler „Geschichte des Ostfränkischen Reiches“, II. Bd., S. 55.

[2]) Vergl. E. Dümmler „Geschichte des Ostfränkischen Reiches“, I. Bd., S. 850.

[3]) Vergl. E. Dümmler, II. Bd., S. 139 f, und „Allgemeine Deutsche Biographie“, XV. Bd., S. 400.

[4]) Vergl. Widukind „Sachsengeschichte“, I. Buch, Kap. 39.

[5]) Widukind, ebenda, II. Buch, Kap. 36, ferner Köpke und Dümmler „Kaiser Otto der Große“, S. 513 f.

Haar bedeckt, die Augen funkelnd und nach der Art des Blitzes durch plötzlich treffenden Blick einen gewissen Glanz ausstrahlend, das Gesicht rötlich und der Bart reichlich niederwallend, und zwar gegen den alten Brauch; die Brust ist mit einer Art Löwenmähne bedeckt, der Leib wohlgenährt (venter commodus), der Schritt sonst rasch, jetzt gemessener." Damit stimmen Siegel und ein Elfenbeinporträt wohl überein. Es läßt sich wohl mit Sicherheit sagen, daß der rötlichen Gesichtsfarbe auch ebensolche Haare entsprachen, zumal sein Bruder Bruno einen roten Bart hatte. Uebrigens trug er das Kopfhaar kurz. Er starb nach ganz kurzem Unwohlsein 62jährig und wurde in Magdeburg bestattet, wo das Grab noch unberührt erhalten ist.

Auch von seiner Gemahlin Adelheid, der c. 931 geborenen Tochter König Rudolfs II. von Burgund, mit der er sich 951 vermählte (gestorben 999 im Kloster Selz im Elsaß), besitzen wir ein Porträt und zwar auf der Mailänder Elfenbeintafel. Danach hatte sie ein schmales und längliches Gesicht.

Beider Sohn Otto II. (973—983) war untersetzt, hatte länglich-ovales Gesicht, lange Locken und einen kurzen, gelockten Vollbart. Seine Nase war, nach dem Elfenbeinporträt in Paris, gerade und kräftig. Seine rote Gesichtsfarbe trug ihm den Beinamen „der Rote" ein. Ihr werden wohl wie beim Vater rote Haare entsprochen haben[1]). Uhlirz meint: „allem nach haben wir uns den Kaiser als einen jener etwas klein geratenen Norddeutschen vorzustellen, denen man auch heute noch häufig und gern begegnet". Er starb, erst 28jährig, an einer Dosis von 17½ Gramm Aloe, die er nahm, um eine Verdauungsstörung zu beseitigen.

Dessen Sohn Otto III. (983—1002) ist uns wieder durch eine Reihe von Porträts recht gut bekannt. Er war von kleiner Statur und hatte ein längliches, schmales Gesicht, mittelgroße, schmale und gerade Nase, spitzes Kinn und niedrige Stirn, wahrscheinlich hatte er dicke Lippen. Seine Haare waren vermutlich rötlich-braun, die Augen wohl dunkel, was auch mit Rücksicht auf die griechische Mutter Theophanu plausibel erscheint. Die Haare waren an der Stirn gelockt[2]).

Kaiser Heinrich II., der Heilige (1002—1024), ist uns dank der zahlreichen, teilweise sehr guten Porträts hinlänglich nach seiner äußeren Erscheinung bekannt[3]). Er war ziemlich groß und schlank, hatte ein länglich-ovales Gesicht und ziemlich dicken und runden Kopf, mäßig hohe gewölbte Stirn und geschwungenen Haaransatz. Die Backenknochen sind deutlich sichtbar. Das ovale Kinn war von einem

---

[1]) Vergl. Uhlirz in den „Jahrbüchern des Deutschen Reiches unter Otto II. und Otto III.", I. Bd., S. 209 ff. Ueber seinen Tod vergl. ebenda S. 206 und Anmerkung 57. Er ist jetzt in den vatikanischen Grotten beigesetzt. Eine Eröffnung seines Grabes im Beginn des 17. Jahrhunderts bestätigte die Angabe von seiner untersetzten Statur.

[2]) Vergl. meinen Aufsatz „Wie sah Otto III. aus?" in der Christlichen Kunst, München 1907, Juniheft, und in meiner „Frühmittelalterlichen Porträtmalerei", S. 74 f., mit Abbildungen der zahlreichen Porträts. Ueber Tod und Bestattung vergl. W. v. Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiserzeit", I. Bd., 4. Aufl., S. 761. — Literarische Quellen existieren auch für Otto III. nicht, nur daß berichtet wird, daß er zart war und die Schönheit beider Eltern geerbt hatte.

[3]) Vergl. meine „Frühmittelalterliche Porträtmalerei", S. 75 ff.

kurzen, gelockten, blonden Vollbart umrahmt, den kleinen Mund[1]) beschattete ein kurzer, blonder, leicht abwärts gerichteter Schnurrbart. Die Augen waren hell, entweder blau oder grau. Daß sie hell waren, ergibt sich nicht nur aus einem Schluß von der Haarfarbe auf sie, sondern auch daher, daß das beste Porträt in München sie nicht, wie es sonst ausnahmslos Regel war, schwarz, sondern hell wiedergibt. Die schmale, leicht gekrümmte, an der Spitze seitlich gebogene Nase war durch eine Einsenkung deutlich von der Stirn abgehoben. Jedenfalls war der Kaiser nicht nur eine sehr schöne, vornehme Erscheinung, sondern auch zweifellos ein echter Germane. Daß er hinkte und steinleidend war, ist spätere Sage. Er starb erst 51jährig an einer kolikartigen Krankheit, an der er schon vor seiner Thronbesteigung gelitten zu haben scheint. Daß er trotzdem kein Betbruder, sondern wie alle deutschen Herrscher ein in Waffen und allen leiblichen Uebungen gewandter Mann war, steht fest. Seine und seiner Gemahlin Kunigunde Gebeine wurden im Dom zu Bamberg beigesetzt. Ob bei der Zerstörung der Grabmäler 1081 auch die Gebeine in der Feuersbrunst verbrannten, ist mir unbekannt. Vielleicht liegen sie noch unter dem Marmorsarkophag, der dem heilig gesprochenen Kaiserpaare im Anfang des 16. Jahrhunderts von Tillmann Riemenschneiders Meisterhand errichtet wurde.

Die Kaiserin Kunigunde (gestorben 1039) ist uns in einer Münchener Miniatur (Cim. 57) erhalten. Sie hatte längliches, schmales Gesicht und gerade Nase. Leider ist ihr Kopf, wie bei mittelalterlichen Frauenfiguren die Regel — mit einem Tuche verhüllt, so daß die Haarfarbe nicht festzustellen ist.

Konrad II. (1024—1039) war nach den schriftlichen Berichten, mit denen die Grabfunde übereinstimmen, so groß, daß er, wie Saul, um Hauptes länge alles Volk überragte. Seine Porträts zeigen ihn mit an der Stirn und im Nacken gelocktem, rötlich-braunem Vollbart. Der starke Schnurrbart ist lang und kräftig; die Farbe der Augen läßt sich nicht ermitteln, doch war sie wohl mit Rücksicht auf die braunen Haare und auf den Beinamen seines Nachfolgers hell. Das Gesicht war länglich, die Nase lang und wahrscheinlich ziemlich stark gebogen[3]). Er starb 49jährig an der Gicht. Sein in Speier aufgefundenes Skelett war schon sehr stark zerfallen, so daß Messungen — von der Konstatierung der Länge abgesehen — wohl nicht mehr vorgenommen werden konnten.

Seine Gemahlin Gisela, von der, wie es in frühmittelalterlichen Schilderungen von Frauen die Regel ist, nur immer wieder, ohne

---

[1]) Gerade die Bildung des Mundes neigt in der frühmittelalterlichen Malerei stark zu ornamentaler Vereinfachung, so daß man mit Schlüssen aus Porträts vorsichtig sein muß. Bei Heinrich ist er auf allen Bildern mit schmalen, geschwungenen Lippen, von denen die untere stark ausgebildet ist, dargestellt und von einer Kleinheit, die mir ungewöhnlich zu sein scheint. Er dürfte daher etwa Kirschenform gehabt haben. — Auch ohne das ausdrückliche Zeugnis Froumunds lassen die Bilder erkennen, daß der Kaiser ungewöhnlich schön und vornehm aussah.

[2]) Nach Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiserzeit", II. Bd., 4. Aufl., S. 204 f.

[3]) Vergl. Karl Brunner „Das deutsche Herrscherbildnis von Konrad II. bis Lothar von Sachsen", Diss. Borna-Leipzig 1905, S. 15 ff. Vergl. Breslaus „Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Konrad II.", II. Bd., S. 339.

näheren Zusatz, erzählt wird, daß sie schön war, was auch durch ihre Lebensumstände bestätigt wird, hatte nach den Porträts eine krumme Nase und volle Backen: wenig genug, um ihre äußere Erscheinung zu rekonstruieren; ihre Haarfarbe ist, da auch ihr Kopf verhüllt ist, nicht festzustellen.

Desto besser sind wir über die Erscheinung des Sohnes beider, Heinrichs III., des Schwarzen (1039—1056), unterrichtet. Höchst wichtig ist die kurze Bemerkung bei Lampert von Hersfeld[1]): „Er sei zwar schwarz, aber doch schön gewesen und so groß, daß er mit Haupt und Schultern das ganze Volk überragte." Daraus können wir mit absoluter Sicherheit folgern, daß allein blond für schön galt, wenigstens damals, was eine wertvolle Ergänzung meiner kleinen s. Z. hier veröffentlichten Studie bildet; dann aber auch, daß das Fehlen der blauen Augen in den Miniaturen keineswegs auf das Fehlen blauer Augen in der Wirklichkeit zurückzuführen ist, sondern nur auf eine gewohnheitsmäßige Uebernahme der Augenfarbe aus den römischen oder orientalischen Vorlagen, nach denen auch die Porträts angefertigt wurden. Nach der Wirklichkeit korrigiert wurden nur auffällige Inkongruenzen zwischen darzustellender Person und Vorlage, und zu diesen scheint die Augenfarbe nicht gehört zu haben, wohl aber die Haarfarbe, insofern zwischen rot, schwarz und blond unterschieden wird. Jedoch scheint es, daß die häufige Anwendung der dunklen Haarfarbe — schwarz ist allerdings selten, blond aber wohl noch seltener; die Regel bilden verschiedene helle, dunkle und rötlich-braune Nuancen, die manchmal unterschiedslos bei derselben Person, sogar in derselben Handschrift Verwendung fanden als Beweis für das fehlende Verständnis für koloristische Feinheiten — auf Bequemlichkeit oder Schultradition zurückgeht. Wenn wir allerdings berücksichtigen, daß sogar Lenbach, den man so gern als Ideal eines Porträtmalers hinstellt, wie mir genau in einem bestimmten Falle bekannt ist, einer brünetten Dame rote Haare malte, da er das für schöner hielt, so werden wir dem frühen Mittelalter solche Verstöße nicht allzusehr ankreiden. Man muß sich eben — abgesehen von der relativ niedrigen Kulturstufe — immer vergegenwärtigen, daß die Kunst dieser Jahrhunderte ganz auf fremden Vorlagen beruhte und in diesen naturgemäß die brünette Farbe bei weitem überwog. In meiner „Porträtmalerei" habe ich diese Fragen, deren Prüfung Grundbedingung für die Wertung der frühmittelalterlichen Porträts als authentischer Urkunden ist, eingehend erörtert. Erinnern möchte ich nur noch an die hohen Stirnen und kleinen Ohren unserer modernen Porträtmaler oder an die schlanken Taillen, die unsere Photographen den Damen hinretuschieren, als Beispiele für die die Natur vergewaltigende Wirkung der Schönheitsideale und als Warnung, die Porträts der Gegenwart ohne weiteres als bare Münze gelten zu lassen. Bemerkenswert ist mit Rücksicht auf unsern Fall nur, daß, wiewohl blond allein dem Schönheitsideal entsprach, trotzdem häufig die Miniatoren zwar nicht schwarz, wohl aber brünett wählen. Doch, wie gesagt, das ist lediglich eine Folge des gewaltigen Zwanges der künstlerischen, durch die Vorbilder überlieferten, Tradition und verbietet nicht, im großen und ganzen der Haarfarbe Glauben zu schenken.

[1]) Mon. Germ. SS., S. 140 in der Hist. Hersfeld.

Wie ich feststellen konnte[1]), hatte Heinrich III. ein langes, spitz zulaufendes Gesicht mit langem, spitzem, straffem oder doch nur leicht gewelltem, dunklem Bart[2]), kurzem Schnurrbart mit ausrasierter Oberlippe und stark gebogener Nase, die sich ohne merklichen Ansatz an die Stirne angeschlossen zu haben scheint. Der Kopf dürfte dick und rund gewesen sein. Heinrich starb erst 39jährig nach nur achttägiger Krankheit und wurde in Speier beigesetzt. Die Angaben von seiner Körpergröße wurden durch den Fund seines allerdings nahezu vermoderten Skeletts bestätigt.

Seine Gemahlin Agnes von Poitou (gestorben 1077 in Rom) unterscheidet sich von ihrer Schwiegermutter Gisela wohl besonders durch die gerade Nase und die schmalen Backen. Die Form ihres Gesichtes ist ausgesprochen länglich-oval. Auch bei ihr läßt sich nichts über die Haarfarbe ermitteln.

Ueber das Aeußere Heinrichs IV. (1056—1106) sind wir, trotzdem seine Gebeine ebenfalls in Speier gefunden wurden und er ein halbes Jahrhundert kraftvoll herrschte, recht mangelhaft unterrichtet. Daß er schön war, melden natürlich auch von ihm die Geschichtsschreiber; sonst ist nur noch weniges in seiner Vita[3]) zu finden. Danach war auch er, was die Grabfunde, soweit sie bisher veröffentlicht sind, bestätigen, bedeutend größer als seine Umgebung. Besonders auffällig muß das Feuer seiner ungewöhnlich großen und durchbohrenden Augen gewesen sein, die wie Blitze leuchten konnten. Nach seinen Siegeln hatte sein Gesicht ein volles Oval und dicke Lippen — besonders scheint die Oberlippe etwas vorzutreten —, gerade Nase und rundes, kleines, aber deutlich erkennbares Kinn. Nach den, allerdings nicht genau gleichzeitigen Miniaturen trug er gelocktes, bis zu den Ohren herabfallendes Haar. Daß er sich bis auf den Schnurrbart rasierte, ist zweifellos und wird durch die an seinem Schädel aufgefundenen Spuren eines zweifellos blonden Schnurrbarts bestätigt. Sein Schädel ist vollständig erhalten[4]) und läßt nach Grauert „auf den schönen Gesichtsausdruck schließen, der dem Kaiser im Leben eignete". Wie Grauert aus einem Schädel Schlüsse auf die Schönheit des Gesichtes ziehen will, ist mir allerdings nicht recht verständlich. Seine

---

[1]) „Porträtmalerei", S. 91 ff., und Brunner, S. 25 ff., mit Angaben des erhaltenen Porträtmaterials.

[2]) Daß auch sein Bart trotz des Beinamens nicht ganz schwarz war, ist wahrscheinlich, denn auf seinem Porträt im Evangeliar aus Goslar ist er hellbraun, auf dem einen im Bremer Evangeliar grauschwarz, auf dem andern daselbst jedoch hellrot, und nur auf den beiden, allerdings besten, Miniaturen im Codex Aureus des Escurial dunkelbraun bezw. schwarz. Vielleicht stammt sein Beiname nicht sowohl von der ausgesprochen schwarzen Farbe seines Haares, als auch daher, daß seine Haut einen dunklen Ton hatte. Auch hierüber findet man die Literatur bei Brunner. Wenn ich nur hier auf die erhaltenen Porträts näher eingehe, so geschieht es lediglich deshalb, weil eine Nachprüfung ohne Abbildungsmaterial doch unmöglich ist. Die bei jedem Herrscher angeführte Literatur enthält auch Angaben, wo die Abbildungen zu suchen sind.

[3]) Mon. Germ. hist. Srciptores XII., S. 271. Vergl. auch Brunner, S. 41—52.

[4]) Vergl. Hermann Grauert, „Die Kaisergräber im Dome zu Speier", Sitzungsberichte der k. b. Akademie der Wissenschaften. Phil.-Hist. Klasse. 1900. S. 579. Dieser gewiß wertvolle, aber nur skizzenhafte Bericht ist mit Schwartzenbergers, „Der Dom zu Speier", Neustadt a. d. Haardt 1903, Ausführungen, II. Bd., S. 51 ff. und 396 das einzig Authentische, das wir bisher besitzen.

Zähne waren defekt. Das ist doch wohl bedenklich wenig greifbares Material, wenn man berücksichtigt, daß das Skelett erhalten ist! — Er starb am neunten Tage seiner Krankheit im 56. Lebensjahre.[1])

Noch schlechter steht es um unsere Kenntnis von Heinrich V. (1106—1125). Literarische Quellen besitzen wir überhaupt nicht; die höchst dürftigen Porträts auf Siegel und Miniaturen[2]) lassen nur erkennen, daß er schwachen Schnurrbart und dunkelblonde Haare hatte. Auch letzteres ist zweifelhaft, da das eine Porträt in Krakau sie kastanienbraun, das andere in Prüfening aber blond überliefert. Immerhin kann mit großer Wahrscheinlichkeit auch bei ihm angenommen werden, daß die Haare hellblond waren. Das Gesicht war voll und weiß. Seine Gebeine sind, bis auf den fehlenden Schädel, im Dome zu Speier gut erhalten und lassen ihn als großen, stattlichen Mann erkennen. Vom Schädel sind nur der Unterkiefer und ein Zahn des Oberkiefers erhalten, aus denen sein Alter (er starb mit 43 Jahren) bestätigt wird. Sie sind schön und fest.

Um unser Wissen vom Aeußeren Lothars von Sachsen (1125—1137) steht es nicht besser. Sein Grab im Dome von Königslutter wurde 1618 und 1620 geöffnet; aber damit allein ist uns natürlich nicht gedient, da man damals auf anthropologische Vermessungen noch nicht bedacht war. Nach den Siegeln ist sein Gesicht lang und schmal, desgleichen die Nase. Er war bartlos; die Farbe des Haupthaares kennen wir nicht. Da die Porträts vorläufig noch bestritten sind — wofern solche überhaupt existieren — lassen sich ebenfalls keine Schlüsse ziehen. Er starb in Breitenwang in Tirol an einer Krankheit in für mittelalterliche Verhältnisse außerordentlich hohem Alter von etwa 76 Jahren[3]).

Konrads III. (1138—1152) Ikonographie müssen wir, solange das andere Material noch nicht einwandfrei identifiziert ist, allein aus den Siegeln gewinnen. Nach diesen hatte er ein rundes, bartloses Gesicht mit ernstem Ausdruck und dicke Backen. Sein Haar war lockig. Seine Körpergröße und Kraft waren bedeutend. Er starb im 61. Lebensjahr in Bamberg nach längerer Krankheit, die er sich wahrscheinlich im Kreuzzuge geholt hatte, und liegt im dortigen Dom begraben[4]).

Desto besser sind wir durch literarische und ikonographische Quellen über das Aeußere Friedrich Barbarossas (1152—1190) unterrichtet, wiewohl die Gebeine des großen Herrschers wohl für alle Zeiten unauffindbar bleiben werden. Sein Biograph Rahewin schreibt[5]): „Die Gestalt seines Körpers ist schön gebaut, von Statur

---

[1]) Vergl. G. Meyer von Knonaus „Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V.", V. Bd., S. 313 f.

[2]) Vergl. Brunner, S. 55 ff., und Grauert, S. 579. — Die Frage der Porträts ist noch nicht völlig spruchreif. Vielleicht besitzen wir doch besseres Material als wir z. Z. noch wissen.

[3]) Vergl. W. Bernhardis „Lothar von Supplinburg" in den „Jahrbüchern des Deutschen Reiches", S. 789.

[4]) Vergl. W. Bernhardis „Konrad III." in den Jahrbüchern der deutschen Geschichte II. Bd. S. 929.

[5]) „Gesta Friderici Imperatoris", 4. Buch, Kap. 86. Uebersetzung von Horst Kohl in den „Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit", zweite Gesamtausgabe, S. 21 f.

ist er kürzer als die Längsten, schlanker und größer als die Mittelgroßen; sein Haar ist blond, ein wenig an der Höhe der Stirn gekräuselt. Die Ohren werden von dem darauf fallenden Haar kaum bedeckt, da der Barbier um der Würde des Reiches willen die Haupthaare und den Lockenbart durch unablässiges Verschneiden kürzt. Seine Augen sind scharf und durchdringend, die Nase schön, der Bart rötlich, die Lippen fein und nicht durch breite Mundwinkel erweitert, sein ganzes Gesicht ist fröhlich und heiter. Die in schöner Ordnung stehende Reihe der Zähne zeigt schneeige Weiße. Die Haut seines nicht fetten, aber kräftigen Halses und Nackens ist milchweiß und manchmal mit der der Jugend eigenen Röte übergossen; diese Färbung ruft bei ihm häufig nicht der Zorn, sondern die Schamhaftigkeit hervor. Die Schultern sind ein wenig hervorragend; in den kurzen Weichen liegt Kraft. Die Schenkel ruhen auf schwellenden Waden, sind ansehnlich und voll männlicher Kraft. Sein Schritt ist fest und gleichmäßig, seine Stimme hell und die ganze Haltung des Körpers männlich. Durch diese Körpergestalt gewinnt er sowohl im Stehen, wie im Sitzen die größte Würde und Hoheit." Diesem Bilde ist ergänzend hinzuzufügen, daß die Hände auffallend klein und fein waren. Das Haar war rötlich-blond, nur der Bart rot, die Augenbrauen sprangen vor, die Augen hell und leuchtend, der Mund, mit schmalen Lippen, klein und fein geschnitten. Die Nase war stark entwickelt, in der Mitte des Rückens leicht nach außen gebogen. Damit stimmt die berühmte Büste von Kappenberg überein, die, etwas sehr Seltenes in der damaligen Kunst, schwarz-blaue Augen hat. Daraus geht mit größter Bestimmtheit hervor, daß Friedrichs Augen blau waren, woran uns schon der sonstige, rein germanische Habitus zu zweifeln nicht erlaubt. Ueberdies sind die Augen in der berühmten Porträtbüste zu Kappenberg in schwarzblauem Schmelz ausgeführt. Es ist überhaupt fast gewiß, daß das Mittelalter unter hellen Augen (clarus) blaue versteht, zum mindesten aber hellgraue. Barbarossa starb bekanntlich an einem Schlaganfall, den er sich beim Baden im eiskalten Kalykadnos zugezogen hatte, etwa 67jährig.

Von seiner wunderschönen Gemahlin Beatrix von Burgund entwirft Acerbus Morena, der gleichzeitige Geschichtsschreiber Lodis, eine geradezu begeisterte Schilderung, mit der andere Augenzeugen übereinstimmen. Danach war die Kaiserin von mittlerer Größe, aber schöner, gerader Gestalt, mit goldschimmernden Haaren, hellen, also blauen Augen, freundlichen und gewinnenden, blendend weißen und gut gestellten Zähnen, kleinem Mund, bescheidener Miene, reizenden Händen und zierlichem Körperbau.[1])

Da wir die Gebeine dieser von einem anonymen Dichter mit Venus, Minerva und Juno verglichenen sympathischen Herrscherin in Speier fanden, lassen sich die Angaben der Schriftsteller nachprüfen. Und zwar stimmen sie mit dem Skelettbefund in überraschender Weise überein. Grauert[2]) schreibt: „Ohne von dieser Schilderung des

---

[1]) Herr Prof. Dr. Simonsfeld hatte die Liebenswürdigkeit, mir Einblick in die Korrekturbogen des I. Bandes der „Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Kaiser Friedrich Rotbart" zu gewähren. Vergl. S. 35 ff. und zu Beatrix S. 432 f.

[2]) Vergl. S. 578.

Zeitgenossen Friedrich Barbarossas Kenntnis zu haben, machte mich Prof. Dr. Ranke auf die Kleinheit der Hände aufmerksam, welche an dem zarten Skelett der Kaiserin Beatrix rekonstruiert werden konnten." Eine Statue von ihr am Freisinger Dom dürfte den durch Literatur und anthropologischen Befund gewonnenen Eindruck kaum steigern. Sie war die Ahnfrau sämtlicher späteren Staufer und starb erst 33jährig 1189.

Ihr und Barbarossas Sohn Heinrich VI. (geboren 1165, gestorben 1197) hatte einen zarten Körper von nur mittlerer Größe und ein ernstes hageres und farbloses Gesicht; seine Brust war breit und hochgewölbt, trotzdem war er kränklich. In seiner Jugend war er — ebenso wie sein Bruder Konrad — hellblond; ob er es auch später blieb, ist mir unbekannt. Sein Gesicht war stark länglich-oval, die Nase gerade; er trug keinen Bart. Seine Stirn soll hoch und gewölbt gewesen sein. Er war ein Freund der Leibesübungen, aber in den Waffen weniger gewandt als auf der Jagd. Er starb nach wiederholten Fieberanfällen an der Malaria, die er sich wohl im sumpfigen Tal des Nisi bei Messina geholt hatte. Sein Grabmal befindet sich im Dom zu Palermo[1]).

Otto IV. hatte eine hohe, vollkommen ebenmäßige Gestalt und ein fröhliches, schönes, bartloses Antlitz von länglich-ovalem Schnitt, kleinen Mund und anscheinend gerade Nase. Da er seinem Onkel Richard Löwenherz sehr ähnelte, so schließen wir, daß er blond war. Seine Stimme war angenehm. Seine Körperkraft war ungewöhnlich. Er starb, erst 36 Jahre alt, 1218 an den Folgen eines zu starken Abführmittels und wurde zu St. Blasien im Schwarzwald begraben[2]).

Sein 1208 im Alter von 31 Jahren ermordeter Gegner Philipp von Schwaben war nur von mittlerer Größe und zartem Körperbau. Sein länglich-ovales Gesicht mit gerader Nase wurde von blondem, lockigem Bart umrahmt. Auch sein blondes Haupthaar war lockig. Sein Gesicht war freundlich und heiter. Dem entspricht auch der Grabfund in Speier. Grauert schreibt: „Sein Schädel ist vollständig erhalten mit Resten von Schnurrbart und Haupthaar", das allerdings nicht mehr hellblond war, sondern die allgemeine braune Moderfarbe angenommen hat. Sehr interessant ist der Befund der Kiefer. Philipp von Schwaben konnte aus ihnen als ein Mann agnosziert werden, der bei seinem Tode am Anfang der 30er Jahre stand; tatsächlich ist Philipp im Alter von nahezu 31 Jahren gestorben[3]). Augenscheinlich war er seiner Mutter Beatrix, der schönen, goldblonden Gemahlin Barbarossas, sehr ähnlich. Auch sein graziler, schwächlicher, nahezu weiblicher Körperbau, der aber nicht ausschloß, daß er ein Mann von kühnem Mute war, wurde am Skelett von Prof. Ranke erkannt.

---

[1]) Vergl. Th. Toeche „Kaiser Heinrich VI." S. 471 und 496 f. und H. Fr. O. Abel „König Philipp von Hohenstaufen" (Berlin 1852) S. 13 f. — Ein Bericht über die Eröffnung dieses und der andern Hohenstaufengräber in Palermo soll sich bei Daniele „Sepolcri di Palermo" (1859) befinden. Das Werk war mir nicht zugänglich.

[2]) Vergl. Ed. Winkelmann, „Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig", Jahrbücher der deutschen Geschichte, I. Bd., S. 75 f., mit Literaturnachweis. Natürlich habe ich hier, wie bei den anderen Herrschern, die beglaubigten Porträts, soweit sie mir bekannt waren, ebenfalls berücksichtigt.

[3]) Ebenda S. 470 und Grauert S. 576 ff. und Abel „König Philipp von Hohenstaufen" S. 324.

Seine Gemahlin Königin Marie, eine byzantinische Prinzessin, starb aus Schreck über seine Ermordung 1208 an einer Frühgeburt im Kloster Lorsch im 11. Jahre der Ehe. Walter von der Vogelweide hatte sie als Rose ohne Dornen, Taube ohne Galle gefeiert.

Friedrich II. (1215—1250), dem Wesen nach mehr Orientale als Deutscher, war trotzdem ein reiner Germane. Sein Gesicht war oval und von wunderbarem Ebenmaß, die Nase gerade, der Mund klein. Er trug reiche rotblonde Locken und glattrasiertes Gesicht. Er starb 56jährig zu Fiorentino in Apulien und wurde im Dom zu Palermo bestattet, wo sein Grab noch erhalten ist[1]).

Sehr gut sind wir auch über die körperliche Erscheinung Rudolfs von Habsburg unterrichtet. Von ihm heißt es — die Beschreibung gilt für sein Alter —: „Er war ein großer Mann, denn seine Länge betrug sieben Fuß; schlank, mit kleinem Kopf, heller (pallidam, vielleicht fahl) Haut und langer Nase, wenig Haaren, schlanken und langen Extremitäten[2]). Dem entspricht sowohl das berühmte Porträt als auch der Grabbefund. Ersteres ist außerordentlich wertvoll, nicht nur weil wir an ihm die mächtige Adlernase, das schmale, echt germanische Gesicht, die gelockten Haare erkennen, sondern vor allem, weil wir hier zum erstenmal genau wissen, wie pedantisch geradezu der Steinmetz verfuhr, indem er jede Runzel, die er am Kaiser neu entdeckte, in sein Monument eingrub[3]). Nach dem Grabbefunde in Speier — der Kaiser starb 70jährig 1273 — steht die bedeutende Körpergröße außer Zweifel. Die Unterschenkel weisen, nach Grauert, Altersdeformationen auf, die wohl auf gichtische Erkrankung schließen lassen.

* * *

Diese Zusammenstellung ist als erster derartiger Versuch natürlich verbesserungs- und ergänzungsfähig. Was ersteres anlangt, so glaube ich zwar nicht, daß ich unrichtige Daten gegeben habe, wohl aber, daß manche genauer gefaßt werden können, wenn wir einmal Ikonographien der deutschen Herrscher besitzen, wie sie nun in Angriff genommen werden. Die Liste zu ergänzen wird nicht allzu schwer halten, und ich hoffe, selbst noch einige Nachträge liefern zu können. Jedenfalls werden viele Leser den Eindruck gewonnen haben, daß wir doch bedeutend mehr von unseren Kaisern wissen, als man gemeinhin annimmt. Sehr zu beklagen ist das unausgesetzte, nunmehr sieben Jahre andauernde Schweigen über die Befunde in Speier. Denn so sehr Grauerts vortreffliche Publikation als kurze Orientierung zu begrüßen ist, so sehr ist es zu verurteilen, daß von anthropologischer Seite noch keine eingehende Ergänzung gefolgt ist. Ich gab mir in dieser Hinsicht die größte Mühe, befragte Prof. Ranke und Dr. Birkner — im Seminar des ersteren habe ich mehrere Semester gearbeitet — ohne Resultat. Es scheint, daß eine regierungsseitliche Verfügung Geheimhaltung bis zum Erscheinen der großen, hoffentlich nicht ad calendas graecas vertagten Publikation angeordnet hat. Wenn mir

---

[1]) Vergl. die Monographie von J. R. Dietrich in der Zeitschrift für bildende Kunst XIV. Bd. S. 246 ff.

[2]) Chronicon Colmariense Mon. Germ., SS. XVII, S. 240.

[3]) In der Reimchronik des Ottokar von Steier.

auch der tiefe Sinn dieser bei Festungsbauten und Kanonenmodellen gewiß sehr zweckmäßigen Bestimmung im vorliegenden Falle verschlossen ist, so wäre es doch ungerecht, durch Verschweigen die genannten Herren, die die Tatsache am meisten bedauern und ihren Anteil am Sammelwerke längst druckfertig abgeliefert haben, in falsches Licht zu setzen.

Unsere Untersuchungen, aus denen weitere Schlüsse zu ziehen, ich gerne anderen überlasse, damit ich von jedem Schein irgend einer Tendenz bei Beurteilung des Materials frei bin, haben gezeigt, daß die überwiegende Mehrzahl der deutschen Herrscher der Rasse nach Germanen waren. Von allen läßt sich das allerdings nicht nachweisen und vielleicht waren auch Otto III. neben Heinrich III. brünett.

Gerade solche Untersuchungen werden auch besser als alle theoretischen Betrachtungen über Vererbungsfragen Aufschluß geben können; allerdings müßten zunächst reine Stammbäume festgestellt werden.[1]) Auf illegitime Blutmischung wird wohl kaum besondere Rücksicht genommen werden dürfen. Die weitere Verfolgung unseres Weges wird auch eine Vererblichkeit zu Krankheitsdispositionen — ich wies gelegentlich darauf hin — einwandfrei feststellen können, desgleichen Daten über die Lebensdauer. Daß diese im Mittelalter sogar bei einem durch gute Wohnung, Nahrung, Körperpflege usw. so bevorzugten Stand, wie dem der Herrscher, merkwürdig kurz war, und daß Fährnisse, die wir heute kaum mehr in Betracht ziehen — starben doch zwei an einem Abführmittel —, damals eine Rolle spielten, wird unsere Untersuchung ebenfalls gezeigt haben. Eine kleine Statistik hat schon Alwin Schultz[2]) aufgestellt. Nach ihr sind die deutschen Kaiser und Könige durchschnittlich nur 48 Jahre alt geworden; sehen wir aber von denen ab, die eines gewaltsamen Todes starben, so sind es 50½ Jahre. Diese Berechnung scheint mir aber nicht richtig zu sein, da doch auch die gewaltsame Todesursache zum mindesten Einblicke in die Fährnisse des damaligen Lebens eröffnet; und wie müssen erst die Zahlen lauten, wenn wir das viel strapaziösere und gefährlichere Leben des Ritters oder gar des gemeinen Mannes berücksichtigen?! Dann aber scheint mir sogar diese Statistik noch zu günstig, wenn wir die Karolinger und die Fürstinnen mitrechnen. Ueber 70 Jahre alt wurden überhaupt nur drei Herrscher: Karl der Große, Lothar von Supplinburg und Rudolf von Habsburg. Das Durchschnittsalter der französischen Könige betrug 52 Jahre; der älteste, Ludwig VII., wurde gar nur 60 Jahre alt. Die englischen Könige stehen mit 58 Jahren in der ersten Reihe. Einer von ihnen, Eduard I., überschritt die Schwelle der Siebenziger.

---

[1]) Solche existieren noch sehr wenig. Vergl. den Versuch Helmolts, eine Ahnentafel Heinrichs IV. zu entwerfen, in seiner „Weltgeschichte“ VI. Bd. S. 93. Dazu eine Verbesserung von O. v. Dungen im Deutschen Herold 37, XI. vom 5. Nov. 1906 und die Untersuchung von Schenk von Schweinsberg im Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde. N. F. III. Bd. Heft 3 S. 349—377 (Darmstadt 1904). Die Untersuchungen lehren, daß abgesehen von den Heiraten mit byzantinischen Prinzessinnen die Blutmischung schon im frühen Mittelalter sehr stark war. Allerdings scheint das mit Rücksicht auf die Tatsache, daß auf fast allen west- und mitteleuropäischen Thronen germanische Fürsten saßen, anthropologisch nicht von großer Bedeutung zu sein.

[2]) „Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger“, II. Bd., Leipzig 1899, S. 458.

Auch über die Fruchtbarkeit der Kaiserinnen ließe sich eine Statistik mit recht überraschenden Resultaten aufstellen. Im modernen Deutschland treffen auf 50 Ehen eine kinderlose, unter den Karolingern blieben drei Kaisern, Lothar II. von Thietberta, Karl dem Großen von der Tochter des Desiderius und Karl dem Dicken von Richardis Kinder versagt, ferner Heinrich II. von Kunigunde, Friedrich Barbarossa von Adele von Vohburg, von der er geschieden wurde, Otto IV. von Beatrix von Schwaben, die allerdings schon 13jährig starb und von Maria von Brabant. Friedrichs II., beide Gemahlinnen Isabella von Brienne und Isabella II. von England starben im Wochenbett. Heinrich V. hatte von Mathilde von England, nachmaligen Gräfin von Anjou und Stammutter der Plantagenets keine Nachkommenschaft. Diese Liste ist keineswegs vollständig, denn ich notierte nur, was mir zufällig in die Hand kam.

Solche Untersuchungen und Statistiken, die natürlich sehr umfassende Quellenkenntnisse erfordern, wären höchst wertvoll für unsere Anschauungen von Rassenfragen nach den verschiedensten Gesichtspunkten. Hier soll nur ein Wink gegeben und ein erster Versuch dazu gemacht sein. Der Hinweis auf die wichtigste einschlägige Literatur wird um so willkommener sein, als sich aus ihr noch sehr viel wertvolles Material wird gewinnen lassen. Erst wenn wir die höchsten Familien unseres Landes, von denen wir allein ein relativ sicheres und vollständiges Material zu beschaffen in der Lage sind, nach diesen Gesichtspunkten, also bezüglich des Aeußeren, der Lebensdauer, Todesursache, Fruchtbarkeit, Krankheitsvererbung usw., eingehend untersucht haben werden, erst dann haben wir eine sichere Basis für weitere Schlüsse gewonnen.

Rassenverhältnisse in Mexiko, Mittel- und Südamerika.

Hans Fehlinger.

I.

Wenn wir die Entwicklung der „Neuen Welt“ im 19. Jahrhundert betrachten, so tritt ein scharfer Gegensatz zwischen den hauptsächlich von Engländern, Deutschen und Skandinaviern besiedelten Vereinigten Staaten und dem lateinischen Amerika hervor, der sich im geistigen, wirtschaftlichen und politischen Leben in gleicher Weise offenbart. Der Fortschritt der nordamerikanischen Kultur vollzog sich mit staunenswerter Raschheit, und aus der einflußlosen Bauernrepublik ist in wenigen Menschenaltern einer der mächtigsten Staaten geworden. Wie anders ist es dagegen in Mittel- und Südamerika! Ueberall sehen wir Stockung, ja Rückgang und Verfall, trotz der reichen Schätze, mit welchen die Natur diese Länder ausgestattet hat. Will man die Verschiedenheit der Zustände erklären, so ist unter anderem auf die günstigere geographische Lage Nordamerikas Bedacht zu nehmen; 46 pCt. der Bodenfläche sind zwischen dem 30. und 50. Grad nördlicher Breite gelegen, und in den kanadischen Nordwest-Territorien,

sowie in Britisch-Kolumbien erstreckt sich das für die nordische Rasse bewohnbare Gebiet weit hinaus über den 50. Breitengrad. Von der Gesamtfläche Südamerikas liegen nur 14 pCt. zwischen dem 30. und 50. Grad südlicher Breite, also etwas über ein Achtel. Obzwar außerdem auch die Andenhochländer ein gemäßigtes Klima besitzen, so sind dennoch weite Regionen des Kontinents für den dauernden Aufenthalt von Europäern wenig geeignet.

Nicht minder groß ist der Kontrast in der ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung. Von den 82 Millionen Einwohnern der Vereinigten Staaten und Kanadas gehören über 72 Millionen, von den 60 Millionen Bewohnern der übrigen Länder Amerikas kaum mehr als 10 Millionen der weißen Rasse an. Nach Nordamerika haben Angehörige der am meisten fortgeschrittenen europäischen Völker die heimatlichen Institutionen verpflanzt, sie den neuen Verhältnissen angepaßt und in demokratischem Geiste weitergebildet. In Mittel- und Südamerika sucht eine europäische Minderheit, Abkömmlinge von Spaniern und Portugiesen, die latinische Kultur unter dem Widerstande fremder Rassen und einer herabgekommenen Mischlingsbevölkerung zu behaupten.

Als die romanisch-amerikanischen Republiken die Unabhängigkeit erlangt hatten, strebten sie, in jeder Beziehung dem Vorbilde der Vereinigten Staaten zu folgen; ihre Verwaltungsorganisation ist praktisch nach nordamerikanischem Muster eingerichtet, ihre Grundgesetze entsprechen der Konstitution der Vereinigten Staaten, sie sind zum Teile noch mehr von demokratischen Prinzipien beherrscht. Einwanderern aus Europa wurden ähnliche Begünstigungen gewährt wie in den Unionsstaaten, die Aufmerksamkeit der europäischen Kapitalisten wurde auf die der wirtschaftlichen Erschließung harrenden Länder gelenkt; durch die Zollgesetzgebung suchte man die heimische Industrie zu fördern — doch weder Einwanderer noch Kapitalisten kamen. Infolge der Durchführung öffentlicher Unternehmungen wuchs die Schuldenlast der jungen Gemeinwesen ungeheuer an, und es bestand keine Möglichkeit, den eingegangenen Verpflichtungen gerecht zu werden. Grenzstreitigkeiten der verschiedenen Republiken untereinander führten zu Kriegen, die wie die innerpolitischen Wirren zum wirtschaftlichen Ruin beitrugen. Heute sind die Zukunftsaussichten Romanisch-Amerikas — etwa mit Ausnahme Mexikos und Argentiniens — geradezu trostlos[1]).

Die Bevölkerung vermehrt sich nur langsam; in einigen Ländern ist sie vermutlich seit Jahrzehnten stationär geblieben. Dabei ist zu bemerken, daß Material zur Feststellung der Volksvermehrung recht spärlich vorhanden ist. Eine Registrierung der Geburten und Sterbefälle findet zumeist nicht statt, die Volkszählungen sind vielfach von keinem größeren Wert als Schätzungen.

Eines jedoch beweist die Bevölkerungsstatistik: Das Ueberwiegen der farbigen Rassen und die progressive Rassenmischung.

Während die Indianer der Vereinigten Staaten und Kanadas vernichtet oder in Reservationen zurückgedrängt wurden, zeigten die

---

[1]) American Academy of Polit. and Soc. Science: „Relations of the Latin American Countries with each other.“ Philadelphia 1903.

Indianer Mexikos, Mittel- und Südamerikas eine größere Widerstandsfähigkeit. Die Rassenmischung ist in der Andenregion rasch vorwärts geschritten und kann in den am meisten bevölkerten Distrikten von Venezuela und Kolombien und in gewissen Teilen von Peru, in Nord-Chile wie in Uruguay und längs der Ufer des La Plata als vollzogen gelten[1]. Längs der Ostabhänge der Anden und in den Forsten des Amazonasgebietes, wie in vielen entlegenen Teilen Mexikos, blieb der indianische Typus rein erhalten. An der atlantischen Küste Südamerikas nehmen von Westen nach Osten die Mischlinge zwischen Negern und Weißen und Negern und Indianern beständig zu; in den östlichsten Provinzen Brasiliens herrschen sie vor.

* * *

Alexander v. Humboldt sprach am Beginne des 19. Jahrhunderts die Meinung aus, daß in Mexiko die Indianer sich voraussichtlich rascher vermehren werden als die Europäer; das traf in Wirklichkeit, soweit es sich um reinrassige Indianer handelt, nicht zu. Die im Jahre 1810 von Fernando Navarro y Noriega vorgenommene Volkszählung ergab für das damalige Mexiko:

	Personen	Prozent der Gesamtbevölkerung
Spanier und Kreolen	1 107 367	18
Indianer	3 676 281	60
Mischlinge	1 338 706	22
Zus.	6 122 354	100

Gelegentlich der Volkszählung von 1875 wurden 9 495 175 Personen ermittelt; davon waren 1 899 031 oder 20 pCt. Kreolen, Spanier und Angehörige anderer europäischer Nationen, 3 513 208 oder 37 pCt. eingeborene Indianer und 4 082 918 oder 43 pCt. Mischlinge. Im Laufe der 65 Jahre hat die Zahl der Mischlinge auffallend rasch zugenommen und in demselben Verhältnisse ging der Anteil der reinblütigen Indianer an der Gesamtbevölkerung zurück.

Die Europäer hatten sich nicht nur absolut um 791 664 oder 72 pCt. vermehrt, sondern sie bildeten auch eine höhere Proportion der Einwohnerzahl überhaupt, als am Beginne des Jahrhunderts. Für die Abnahme der reinrassigen Indianer werden zahlreiche Gründe geltend gemacht. Die Indianer heiraten zwar in der Regel frühzeitig und sind ein fruchtbarer Menschenschlag; aber ihre Sterblichkeitsziffer ist gleichfalls außerordentlich hoch infolge unzweckmäßiger Ernährung und Unterkunft, des Mangels an ärztlichem Beistand, der mangelnden Reinlichkeit, welche die Ausbreitung epidemischer Krankheiten fördert, sowie infolge ihrer Neigung zu übermäßigem Alkoholgenuß. Bei den unteren Volksschichten ist namentlich die Kindersterblichkeit sehr groß[2]. Eine andere Ursache des Rückgangs der reinrassigen Indianer ist in der Rassenkreuzung zu erblicken, die die rasche Vermehrung der Mestizen bedingt hat (von 1810—1875 um 210 pCt.). Seit 1875 sind keine Angaben über die Verteilung der Bevölkerung nach Rassen

[1]) Elisée Reclus, „The Earth and its Inhabitants. South America." Bd. 1, S. 42. New-York 1894.

[2]) Vergl. hierzu Dr. A. Hrdlicka, „Diseases of the Indians, more espec. in the Southw. U. S. and Northern Mexico." Wash. Medical Annals, IV. Bd., 6. Heft.

in der mexikanischen Statistik zu finden; die Bundesverfassung hat auch rechtlich alle Rassen gleichgestellt. Amerikanische Beobachter geben an, daß die Rassenkreuzung unaufhaltsam weiterschreitet, daß die relative Anzahl der Europäer und Indianer seit 1875 sich merklich verringerte. Dr. Weyl[1]) schätzt die unvermischte europäische Bevölkerung nur mehr auf fünf, im höchsten Falle zehn Prozent der Einwohner. Das Internationale Bureau der Amerikanischen Republiken spricht sich im Handbuch für Mexiko[2]) jedoch dahin aus, daß die Weißen noch annähernd dieselbe Proportion bilden, wie in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts. — Doch steht fest, daß sich eine mehr und mehr einheitliche Bevölkerung herausbildet, deren Charakter vorwiegend indianisch ist. Das ist eine wichtige Tatsache, die bei Beurteilung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Mexikos, wie des romanischen Amerika überhaupt, stets im Auge behalten werden muß. Eine interessante Erscheinung ist die Ausbildung des indianischen Rassenbewußtseins in Mexiko; viele Mischlinge sind auf ihre indianischen Vorfahren stolzer als auf die spanischen, und man bezeichnet schlechte Eigenschaften gern als „europäische Erbschaften“. Die Mestizen ziehen es bereits wieder vor, den Kindern statt der wohlklingenden spanischen unaussprechliche indianische Namen zu geben. Es ist hier zu bemerken, daß jetzt — fast 400 Jahre nach der Eroberung Mexikos — die Muttersprache von über 2 Millionen Personen noch indianisch ist; ein weiteres Zurückdrängen der einheimischen Sprachen ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zu erwarten. Die Indianerkrieger, welche der spanischen Invasion Widerstand leisteten, werden als Nationalhelden verehrt[3]). Die heutige Bevölkerung Mexikos ist fast ausschließlich einheimisch; von den 13,6 Millionen Einwohnern im Jahre 1900 waren 13 548 000 Mexikaner, 6000 Guatemalteken, 16 000 Spanier, 15 000 Nordamerikaner, 3000 Chinesen und 15 000 andere Ausländer.

* * *

Für die richtige Einschätzung der altmexikanischen Kultur ist ein Aufsatz wichtig, welchen Zelia Nuttall, die verdiente amerikanische Anthropologin, im „American Anthropologist“ (Neue Folge, Bd. 8, 1906, S. 133—149) veröffentlicht. Sie sucht damit den Beweis zu erbringen, daß es sich im alten Mexiko keineswegs um eine autochthone Kultur, sondern um eine von einer fremden Rasse dahin verpflanzte Kultur handelte. Das mag vielen unglaublich erscheinen, und besonders jene werden dagegen Einspruch erheben, welche die gleiche Entwicklungsfähigkeit aller Rassen vertreten. Nuttall stützt sich auf eine Ansprache Montezumas an Cortéz und seine Begleiter, der den Inhalt der Ansprache in seinem zweiten Briefe aus Villa Segura de la Frontera (30. Oktober 1520) an Kaiser Karl V. mitteilte. Ueber seine Abstammung und Herkunft sagte Montezuma folgendes: „Seit langer Zeit besaßen wir die von unseren Vorfahren überlieferte Kenntnis, daß

[1]) Weyl, „Labor Cond. in Mex.“ Bull. Dept. of Lab., VII., Nr. 1.
[2]) „Mexiko“. Geogr. Sketch, Natural Resources, Laws, Economic Conditions usw. Washington 1904.
[3]) Weyl, a. a. O., S. 5—6.

weder ich, noch einer von uns, die in diesem Lande wohnen (er meinte wahrscheinlich die ihn begleitenden Häuptlinge), aus dem Lande stammen. Wir sind Fremde und kamen von weit entfernten Gebieten. Wir wissen, daß unser Geschlecht von einem Herrscher hierher geführt wurde. .... Er zog später wieder in die Heimat, um jedoch abermals zurückzukehren. Während seiner langen Abwesenheit hatten aber die, welche zurückgeblieben waren, eingeborene Frauen geheiratet, große Familien bekommen und Städte gebaut, in denen sie lebten. Als er (der Herrscher) wünschte, sie mit sich zu nehmen, verweigerten sie ihm die Anerkennung. .... Er verließ uns, aber wir haben immer geglaubt, daß seine Nachfolger kommen werden, um uns zu unterwerfen." Für die Nachkommen des einstigen Herrschers hielt Montezuma die Spanier. Seine Stammesgenossen waren augenscheinlich mit dem, was in der Ansprache gesagt wurde, vertraut. Sachlich dieselben Angaben über die fremde Einwanderung erhielt der Mönch Bernardino de Sahagun von den Alten und Weisen Texocos. Nuttall hält es für ganz ausgeschlossen, daß man es hier mit einer religiösen Ueberlieferung oder einer Sage zu tun habe. „Die Hypothese, daß die Einwanderer an die Küste des Golfs von Mexiko aus einem andern Teil des amerikanischen Kontinents kamen", bemerkt Nuttall, „würde die wenig plausible Annahme in sich schließen, Montezuma sei der Meinung gewesen, die Spanier kämen ebenfalls aus verhältnismäßig nahegelegenen Gebieten." .... „Welche andere Deutung man auch heranziehen mag: die angeführten Daten zeigen, daß Montezuma, der von allen Mexikanern die Traditionen seiner Rasse am besten kannte, annahm, diese seien ein positiver und überzeugender Beweis der Herkunft seines Geschlechtes aus einem weitentfernten überseeischen Lande."

II.

Cuba und Costarica sind die einzigen Staaten des romanischen Amerika, wo die europäische Bevölkerung überwiegt. In Cuba wurden Neger bereits frühzeitig nach der spanischen Besitznahme eingeführt. Die Weißen waren bis 1774 in der Mehrzahl. Von da bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts, als die Sklaveneinfuhr an Umfang zunahm, bildeten die Neger die Majorität der Bevölkerung. Seit der Sklavenhandel abgeschafft ist, haben sich wieder die Weißen rascher vermehrt; 1861 wurden unter 1 397 000 Bewohnern 505 400 Neger gezählt, 1899 gestaltete sich das Rassenverhältnis wie folgt:

Weiße	1 052 000	oder	67	pCt.
Neger	235 000	„	15	„
Mischlinge	271 000	„	17	„
Chinesen	15 000	„	1	„ [1]

Wesentlich abweichend hiervon ist die Zusammensetzung der Einwohnerschaft der beiden anderen selbständigen Staaten Westindiens. Von den 1 294 400 Bewohnern Haïtis, die 1901 gezählt wurden, sind 90 pCt. reinrassige Neger und 10 pCt. Mulatten. Europäer sind hier fast gar nicht ansässig. Die dominikanische Republik ist ebenfalls nahezu ausschließlich von Negern und Mulatten bewohnt; doch ist

[1]) „Report of the Census of Cuba, 1899." Washington 1901.

eine größere Zahl Kreolen hier niedergelassen als in Haïti. Eine Volkszählung fand in der dominikanischen Republik nicht statt.

Die nachstehende Tabelle gewährt einen Ueberblick über das gegenwärtige Stärkeverhältnis der einzelnen Rassen und Mischrassen in Mittel- und Südamerika. Auf vollständige Genauigkeit können die Zahlen nicht Anspruch erheben, da die Volkszählungen nicht mit der erforderlichen Sorgfalt durchgeführt wurden und teilweise Schätzungen herangezogen werden mußten.

Name des Landes	Einwohnerzahl	Zusammensetzung der Bevölkerung
Argentinien	5 190 986	Argentinier 72 pCt., Italiener 12 pCt., Spanier 5 pCt., andere Europäer 4 pCt., Nordamerikaner 3 pCt., Indianer, Neger usw. 4 pCt.[1]
Bolivia	1 816 271	Indianer 50,7 pCt., Weiße 12,8 pCt., Mestizen 26,8 pCt., Neger 0,3 pCt., unbekannt 9,4 pCt.
Brasilien	14 933 915	Weiße 37,7 pCt., Mestizen 37,9 pCt., Neger und Mulatten 19,5 pCt., Indianer 3,9 pCt., andere 1 pCt.[1]
Britisch-Honduras	39 000	Mischlinge, Neger und Indianer.
Costarica	322 600	Weiße 75 pCt., Indianer 15 pCt., Mischlinge 10 pCt., wenige Neger und ca. 2000 Chinesen.
Chile	3 173 783	Kreolen und Europäer 38 pCt., Mischlinge 60 pCt., reinrassige Indianer 2 pCt.
Colombia	3 916 767	Mestizen 40 pCt., Weiße 10 pCt., Neger, Mulatten, Zambos 35 pCt., Indianer 15 pCt.
Ecuador	1 404 600	Weiße und Mestizen 35 pCt., Neger und Negermischlinge 15 pCt., Indianer 50 pCt.
Guatemala	1 842 100	Indianer 65 pCt., Ladinos 35 pCt.[2]
Honduras	744 900	Indianer und Mischlinge 95 pCt., Neger 3 pCt., Weiße 2 pCt.
Guayana	220 000	An der Küste Neger, Mulatten, asiatische Kuli; im Innern wilde Indianer. Wenige Weiße.
Nicaragua	429 300	Indianer 30 pCt., Neger und Mulatten 16 pCt., andere Mischlinge 53 pCt., Weiße 1 pCt.
Panama	340 000	Fast ausschließlich Mischlinge; eine Volkszählung fand nicht statt.
Paraguay	635 571	Einheimische Weiße und Mestizen 75 pCt., Indianer 20 pCt., Fremde 5 pCt.
Perú	4 559 550	Indianer 62 pCt., Mestizen 22,4 pCt., Weiße 12 pCt., Neger und Mulatten 2 pCt., Chinesen 1,6 pCt.
Salvador	1 006 800	Fast ausschließlich Indianer und Mischlinge, Weiße etwa 1 pCt.
Uruguay	978 072	Weiße 10 pCt., Indianer und Mischlinge 90 pCt.
Venezuela	2 590 981	Mulatten und Zambos 93 pCt., Indianer 4 pCt., Kreolen und Europäer 3 pCt.

In Mittelamerika außerhalb Costaricas und ebenso in weiten Gebieten Südamerikas ist die Zahl der Kreolen (der einheimischen reinblütigen Weißen) niemals groß gewesen. Bei der starken Einwanderung männlicher Europäer — besonders in der Kolonialzeit — und dem ungenügenden Nachschub europäischer Frauen ist

[1]) Ohne wilde Indianer.

[2]) Als Ladinos werden nicht bloß Kreolen allein, sondern alle jene bezeichnet, welche die spanische Sprache und Kultur annahmen.

es begreiflich, sagt Prof. Sapper[1]), daß sogleich mit dem Erscheinen der Spanier eine vielfältige Vermischung mit den Indianern eintrat und dementsprechend bald ein starker Nachwuchs gemischter Bevölkerung entstand, die unter der spanischen Kolonialregierung allerdings von den höheren Beamtenstellen ausgeschlossen war, aber seit der Unabhängigkeitserklärung die herrschende Klasse in den meisten Landesteilen darstellt. Nur in Costarica ist das weiße Element zahlreich geblieben, weil dort bei der Entlegenheit der meisten indianischen Wohnplätze wenig Gelegenheit zur Vermischung geboten war. Mit der Einführung der Negersklaverei trat ein neues Rassenelement auf, es wurden durch Kreuzungen mit Weißen und Indianern neue Mischlingsarten geschaffen: Mulatten und Zambos. Die meisten indianischen Stämme des mittelamerikanischen Hochlandes zeigen weniger Neigung zur Vermischung mit der schwarzen Rasse als die Küstenstämme, und man kann Ausbrüche von Haß oder Zeichen der Furcht und des Abscheues vor Negern noch gegenwärtig beobachten; daher findet man die schwarze Rasse fast ausschließlich an den Küsten vertreten. Außer den Negern wanderten im letzten Jahrhundert noch Chinesen, Japaner und Angehörige anderer Rassen als Kontraktarbeiter oder Kaufleute ein.

Prof. Sapper verweist darauf, daß Spanier und Indianer vieles voneinander übernommen haben und so ist „ihr materieller Kulturbesitz im allgemeinen ziemlich gleichartig, wenn auch bei den Indianern immerhin eine größere Zahl althergebrachter Gebrauchsgegenstände vorhanden ist, als im Haushalt oder den landwirtschaftlichen und gewerblichen Betrieben der Mischlingsbevölkerung. In jenen Gegenden, wo die indianische Sprache und Tracht bereits ganz verschwunden ist, ist für das Auge des Fremden zwischen Indianer und Mestizen keine nennenswerte Verschiedenheit in der äußeren Lebenshaltung oder der Beschäftigungsweise zu bemerken“; doch pflegt die ortsansässige Mischlingsbevölkerung einen Unterschied zu machen und die Indianer nicht selten mit Herablassung, Verachtung oder Schroffheit zu behandeln. In Mexiko existiert eine derartige Erniedrigung der Indianer nicht, und auch in Mittelamerika findet sich bei den volkreichen Abteilungen der Mayafamilie ein „ausgesprochenes Stammesbewußtsein, das sich bis zum Stolz und zur Verachtung der Mestizen und Weißen steigern kann“.

Unter den südamerikanischen Indianern repräsentieren wohl die Araukaner den besten physischen Typus; in bezug auf geistige Begabung stehen sie ebenfalls höher als die meisten der übrigen Stämme. Die Indianer der argentinischen Ebene sind — nach T. Williams[2]) — ein recht armseliger Menschenschlag und die von ihnen abstammenden Mischlinge sind für die europäische Zivilisation wenig empfänglich. Kulturell am tiefsten stehen die Stämme des Amazonas- und Orinocogebietes. Die arbeitsamen, geduldigen Quicha, welche die Kultur der Inkas ermöglichten, bieten der Republik Peru einen verhältnismäßig guten Arbeiterstamm. In den Städten sind die reinblütigen zivilisierten

[1]) Sapper, „Die Zukunft der mittelam. Indianerstämme“. Arch. f. Rassen- u. Ges.-Biol., 2. Bd., 3. Heft.

[2]) Williams, „Ethnic Factors in South America“. Publ. of the Am. Acad. of Polit. and Soc. Science, Nr. 386.

Indianer wenig zahlreich; hier konzentrieren sich die Mischlinge. Die Leitung der Industrie und des Handels ist bis heute in den Händen der Weißen geblieben und meist auch die politische Macht, obwohl in dem wirtschaftlich am höchsten emporgestiegenen Staat Romanisch-Amerikas, in Mexiko, bereits die politische Vorherrschaft der Indianer und Mischlinge etabliert ist. Allerdings stehen die leitenden Männer der mexikanischen Politik in hohem Maße unter nordamerikanischem Einflusse.

* * *

Die Kreuzung bedeutet keine Verbesserung der Rasse; wenn man auch nicht sagen kann, die Mischlinge erben die Fehler beider Stammrassen, aber keinen ihrer Vorzüge, so muß doch behauptet werden, daß die Mestizen in ihren Charaktereigenschaften unter den Indianern stehen, die sie jedoch gewöhnlich an Intelligenz übertreffen. Den Mestizen mangelt die Ausdauer, wodurch sie bei ihren Unternehmungen oft schon auf halbem Wege Schiffbruch leiden. Ihre Unzuverlässigkeit und Unwahrhaftigkeit macht sie zu unangenehmen Partnern bei allen geschäftlichen Verbindungen. In der körperlichen Erscheinung der Mestizen tritt der größere oder geringere Grad der Blutmischung in der Regel klar hervor; sie sind ausdauernder wie die Indianer, jedoch wie diese mit sonstiger Körperkraft nicht besonders begünstigt; den Einflüssen der tropischen Natur können sie besser widerstehen als die reinen Indianer oder die Weißen.

Im ganzen betrachtet, besitzt die Bevölkerung des romanischen Amerika Eigenschaften, die als ungünstig für die Anpassung an moderne Wirtschaftsverhältnisse bezeichnet werden müssen; sie sind teils das Ergebnis klimatischer und ökonomischer Einwirkungen, teils Rassencharaktere. Die am deutlichsten hervortretende Eigenart ist die Apathie, welche die Leute allem gegenüber zur Schau tragen; in den einzelnen Gegenden und bei den einzelnen sozialen Klassen mehr oder minder ausgeprägt, ist sie ein Rassencharakter, der eine weittragende Bedeutung für die Gestaltung der volkswirtschaftlichen Zustände hat.[1])

Die Bewohner der tropischen Tiefländer neigen allgemein zur Trägheit; man trifft jedoch auch noch auf dem Andenhochland die Unlust zu anhaltender und anstrengender Leistung. Die Beeinflussung der Muskel- und Nervenkraft infolge der Verringerung des Sauerstoffgehaltes der Atmosphäre in großen Höhen ist bekannt; der Effekt ist beim Menschen, wie bei den höheren Säugetieren, eine herabgesetzte Aktivität, eine verminderte Arbeitsfähigkeit, und dieser Effekt wird durch die bedeutenden täglichen Temperaturschwankungen noch gesteigert. Ein anderer Umstand, welcher die Trägheit begünstigt, ist der Mangel strenger Winter, womit die Notwendigkeit entfällt, für die rauhe Jahreszeit schützende Unterkunft und Kleidung vorzusorgen. Die Leichtigkeit der Beschaffung des Lebensunterhaltes macht die Masse des Volkes, die keine höheren Bedürfnisse fühlt, zufrieden, schwächt den natürlichen Existenzkampf ab und verhindert die Ausmerzung Untauglicher. Dreihundert Jahre despotischer Herrschaft der

---

[1]) Sapper, a. a. O., S. 398—400.

Spanier, deren Wirtschaftssystem sich während dieses Zeitraumes überwiegend auf forcierte Arbeit bei ungenügender Gegenleistung gründete, haben mit beigetragen, die Initiativkraft der Romanisch-Amerikaner zu schwächen und einen Menschenschlag heranzubilden, der zu freier Arbeit sich nicht hergeben will. Dasselbe System bewirkte die Erhaltung der Genügsamsten an Stelle der Fähigsten. A. G. Cubas[1]) mißt der Rassenkreuzung eine degenerierende Wirkung bei, und es läßt sich auch kaum bezweifeln, daß die reine Indianerbevölkerung ein besseres Menschenmaterial für den wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt Mittel- und Südamerikas dargestellt hätte, als die Mischlinge.

Die inneren Kämpfe und Wirrnisse haben die Energie lahmgelegt und eine Kräftigung der jungen Staatengebilde verhindert; es konnte kein Unternehmungsgeist aufkommen. Das Wachstum der Städte ist nicht als ein Ausdruck regen industriellen Schaffens zu betrachten, welchem die Städte Nordamerikas ihre Entfaltung verdanken, sondern ist in dem Bestreben, in größeren Ansiedlungen Schutz zu finden, begründet — ein Zustand, der an das europäische Mittelalter gemahnt. Die ungenügende Ernährung und die Neigung zur Trunksucht, die seit jeher ein Charaktermerkmal der Indianer war, schwächen die Arbeitsfähigkeit und sind eine Hauptschuld des Mangels geeigneter Arbeitskräfte für wirtschaftliche Unternehmungen.

Von den südamerikanischen Republiken sind jene die weniger rückständigen, unter deren Bewohner die reinblütigen Weißen am stärksten vertreten sind. In allen anderen wurden die anfänglich ins Leben gerufenen demokratischen Institutionen und Gesetze längst beiseite geschoben, wenn sie auch noch nominell vorhanden sind, und politische Differenzen werden gewöhnlich mit den Waffen ausgetragen. Argentinien nimmt in mancher Beziehung eine Sonderstellung ein. Die europäische Einwanderung dahin ist ausgiebig, sie verhindert ein Zurückdrängen des Einflusses der weißen Rasse. Bedauerlicherweise werden in der argentinischen Statistik die einheimischen Weißen von den Mischlingen nicht unterschieden, so daß das zahlenmäßige Stärkeverhältnis beider Bevölkerungsgruppen nicht festzustellen ist. In Rio Grande do Sul ist die Wirkung der deutschen und italienischen Kolonisation unverkennbar; dieser Staat hat hinsichtlich der Kulturhöhe alle übrigen Teile Brasiliens weit überholt.

* * *

Dr. T. Williams hat versucht, die Herkunft der weißen Bevölkerung der verschiedenen Gebiete Romanisch-Amerikas zu ermitteln; dabei kam er zu folgenden Ergebnissen. Brasilien ist das einzige Land, nach welchem die Einwanderung während der kolonialen Zeit konstant blieb; sie kam aus Portugal und aus dem nördlich daran grenzenden Galicien. Der Vermischung mit Eingeborenen und Negern wurden keine Hemmnisse bereitet. Es ist übrigens in allen andern Kolonien Portugals ebenfalls ein rasches Aufgehen der weißen Ansiedler in der eingebornen Bevölkerung zu beobachten gewesen. Nach Venezuela

[1]) Cubas, „Discursa acerca de la decadencia de la raza indigena.“ Mexiko 1880.

kamen besonders viele Basken; der bekannte Präsident Castro ist ein Vertreter des baskischen Typus. Die frühzeitige Einwanderung nach Chile stammte aus den biscayischen Provinzen, wo noch Nachkommen der Westgoten sitzen; sie findet in dem kriegerischen Charakter der Chilenen, die durch größere Energie als die meisten Südamerikaner ausgezeichnet sind, bis in die Gegenwart einen Ausdruck. Der maurische Typus Andalusiens ist in Argentinien sowie in Peru vertreten. Nach Kuba wanderten vornehmlich Katalonier und selbst jetzt noch findet ein Zugang aus dem nordöstlichen Spanien dahin statt.

Sachsenschädel.

Dr. Ludwig Wilser.

Eine der letzten Bitten, die der Begründer dieser Zeitschrift an mich richtete, betraf die „Zurückweisung" der von Waldenburg in der Vossischen Zeitung (8/I 07) unter der Ueberschrift „Der Schädelfund von Herford im Jahre 1904 und seine anthropologische Bedeutung" veröffentlichten Behauptungen. Ohne diesen Wunsch würde ich mich vielleicht besinnen, auf diesen Aufsatz zurückzukommen, denn manchen Leuten tut man durch eine sachliche Widerlegung zu viel Ehre an, und der Verfasser, mag er auch reden und schreiben was und soviel er will, wird damit den Gang der Wissenschaft nicht aufhalten. Schon 1903, als er im Verein mit Klaatsch nach meinem Vortrag über „die Rassen der Steinzeit" auf der Wormser Anthropologenversammlung mich angriff, erwiderte ich nur, seine Ausführungen gäben mir keinen Anlaß zu einer Bemerkung, während ich den Heidelberger, jetzt Breslauer Professor, der mir „zahlreiche Irrtümer" vorgeworfen hatte, aufforderte, Beispiele — in der Tat brachte er einen einzigen, damals noch streitigen Fund vor — zu nennen. Vielleicht ist es aber doch nicht überflüssig, mit dem erstgenannten Herrn sich zu beschäftigen, denn er steht ja nicht allein, sondern ist der „typische" — absichtlich gebrauche ich hier ausnahmsweise ein Fremdwort — Vertreter einer ganzen Gattung von Schriftstellern, die hauptsächlich darum die von einer voraussetzungslosen und vorurteilsfreien Wissenschaft der nordischen Rasse (Homo europaeus) zuerkannte Sonderstellung bekritteln und bespötteln, weil sie ihr selbst nicht angehören.

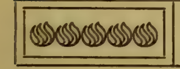
Doch zur Sache. Im Lande der alten Engern liegt das Städtchen Herford, bekannt durch den schiefen Turm seiner neustädtischen Kirche. Als dieser wegen Einsturzgefahr gerade gerichtet werden sollte, kam die ganze Kirche ins Wanken, und es zeigte sich, daß sie, aus dem 12. Jahrhundert stammend, zwar nicht auf Sand, aber auf Särgen erbaut war. Die Särge lagen in mehreren Schichten, die ältesten tief im Moor unter den Grundpfeilern der Kirche, und die letzteren, darunter auch ein Totenbaum, hatten keinen Boden, sondern bestanden nur aus Hüllen von Eichenholz, die über tannene Bahren gestürzt waren. Es ist darum anzunehmen, daß die tiefsten und ältesten Bestattungen, die noch lange nicht alle aufgedeckt sind, aus der Heidenzeit stammen; ist es doch eine bekannte Tatsache, daß die ersten

christlichen Kirchen mit Vorliebe an Stelle heidnischer Heiligtümer, deren geweihter Umkreis (Friedhof) Lebenden wie Toten zur Zufluchts- und Ruhestätte diente, errichtet wurden.

Durch die Gerbsäure des Moors und des Eichenholzes waren die Schädel, von denen Waldenburg 22 untersucht hat, dunkel gefärbt und, zum Teil mit dem eingeschlossenen Gehirn, gut erhalten. Wie waren sie beschaffen? Durchweg lang und schmal, mit „mächtig entwickeltem", wie ein „abgestumpfter gewaltiger Kegel" vorspringendem Hinterhaupt. Nehmen wir dazu die Stärke der übrigen Knochen, besonders „die riesenhafte Länge" der Beine, so muß jeder Zweifel schwinden, daß wir es hier mit Ueberbleibseln reinblütiger Germanen, im besonderen Falle Sachsen, zu tun haben. Der Ansicht ist der Berichterstatter auch, nur glaubt er aus der „erschreckenden Flachheit" der Schädel, aus einer „erdrückenden Raumenge für das Gehirn" und einem daraus sich ergebenden „Mißverhältnis" zwischen diesem und den Gliedmaßen auf eine geistige Minderwertigkeit der Germanen schließen zu dürfen, die erst durch die Einwanderung der „hochstirnigen vorderasiatischen Edelrasse" auf eine höhere Stufe gehoben und bildungsfähig gemacht worden seien.

Diese angebliche „Edelrasse" besteht aber nur in der Einbildung des Verfassers. Die Mittelmeerrasse (Homo mediterraneus), der ursprünglich die vorderasiatischen Semiten angehörten, ehe sie mit innerasiatischen Rundköpfen vermischt waren, hat nicht einen größern, sondern einen kleineren Schädelraum als die reinblütige nordeuropäische Rasse, deren mächtiger Schädel im Vergleich mit seiner Länge allerdings etwas flach und schmalstirnig erscheint. Ehe Waldenburg solche Behauptungen aufstellte, wäre es seine Pflicht gewesen, durch vergleichende Hohlraummessungen an rasseechten Schädeln des Homo europaeus, mediterraneus und brachycephalus deren Begründung zu erweisen. Jawohl, die Wahrheit kommt ebenso an den Tag wie die Gebeine vergangener Menschengeschlechter, aber etwas anders, als er sich in seinem „semitischen Hochschräg-Langschädel" die Sache vorstellt.

Als ich den besprochenen Zeitungsausschnitt aus dem Umschlag nahm, sagte ich beim ersten Blick darauf: „Das kann nur Waldenburg geschrieben haben." Richtig, beim Umdrehen des Blattes fand ich seinen Namen an der Spitze. Höflichkeiten wie „inkarniertes Vorurteil, Teutomane, verblendetste Kurzsichtigkeit", mit denen dieser Schriftsteller außer mir und anderen Forschern auch den früheren Herausgeber dieser Blätter beehrt, pflege ich nicht im gleichen Tone zu erwidern. Von jeher war es mein Grundsatz, wissenschaftliche Fragen in sachlicher Weise zu behandeln und zu beantworten.



Berichte und Notizen.



Der Tod durchs Alter. Wie sehr naturwissenschaftliche Betrachtungsweise allmählich in alle Zweige des Geisteslebens eindringt, zeigt ein Aufsatz in der reformkatholischen Monatsschrift „Renaissance", der sich mit den Weismannschen Untersuchungen über die Ursachen des sogenannten natürlichen

Todes beschäftigt. Weder durch direkte Anpassung und Vererbung, noch durch Auslese und durch Konkurrenzkampf könne der Alterstod erklärt werden. Deshalb habe der Darwinismus versagt. Es wird nun im Anschluß an Eduard von Hartmann eine teleologische Erklärung versucht. Die Natur arbeitet nicht nur mit Stoffwechsel im Organismus, sondern auch mit Bewußtseinswechsel im Organismenreiche. Hartmann erklärt deshalb den Alterstod als eine Anpassung an die letzten Zwecke des Gesamtlebens. Spätestens in zwei Generationen pflegt sich die kulturelle Atmosphäre der Menschheit wenigstens unter den raschlebigen Kulturvölkern so zu verändern, daß ein stehengebliebener Rest der viertletzten sich als vollkommener Anachronismus vorkommen müßte. Rein mechanisch, im einzelnen Falle wird dann der Tod durch Aufhören des Kampfes gegen die fortwährenden kleinen Anstürme und Schädigungen hervorgerufen. Das Keimplasma bleibt in jedem Individuum noch jung, solange der Organismus noch fähig ist. Auch die Arten und Völker sterben aus, wenn die Reaktion ihres Lebensprinzips nicht mehr ausreicht, um vorhandene Hemmnisse und Schwierigkeiten zu überwinden. Dies Schicksal traf die alten Babylonier, Griechen, Römer, Karthager. In neuerer Zeit weist das langsame Wachstum oder gar der Rückgang der Bevölkerung in Frankreich und anderswo auf ein Altern der Rasse hin, das Nationalökonomen Bedenken einflößt. Auch die germanischen Völker haben, wenn auch nicht Rückgang, doch verlangsamtes Wachstum, was anzeigt, daß auch wir von Slaven oder gar Asiaten überholt werden können. — Ein Trost ist noch, daß die geistige Kultur jedenfalls auch der neuen Menschheit als Erbe bleibt. (Renaissance 1907, Nr. 3.)

Das Gehirn der Idioten. Organgewicht und Körpergröße stehen in Abhängigkeit von der Organanlage. Aus den Sektionsbefunden der Irrenanstalt in Langenhagen ergibt sich, daß die Idioten im allgemeinen im Verhältnis zur Körpergröße ein vermindertes Gewicht haben. Namentlich aber ist das Wachstum des Gehirns in fast allen Fällen verlangsamt und verringert. Aber auch bei Herz und Nieren findet eine beträchtliche, bei Lunge, Milz und Leber eine nur geringe Gewichtsverminderung gegenüber dem Normalgewichte statt. Deshalb ist die Idiotie keine Lokalerkrankung des Gehirns, sondern eine Allgemeinerkrankung, allerdings mit besonders ausgeprägter Lokalisation im Gehirn. Die stärkeren Gewichtsverminderungen finden in denjenigen Organen statt, deren Zellen die längsten Entwicklungsphasen haben. Idiotie ist also eine Entwicklungshemmung der hochspezialisierten Zellen, bei denen nach Weismann kein Ersatz durch immer neue Regeneration stattfindet. (F. Vogt, Neurologisches Zentralbl., Bd. XXV, Nr. 17.)

Schädelvariationen bei den Kulturvölkern. In jedem Volke läßt sich ein sozial höher stehender und ein niederer Typus unterscheiden. Der höhere ist anatomisch feiner, der niedere anatomisch gröber. Vergleicht man jedoch verschiedene Naturen miteinander, so kann man durchaus nicht sagen, daß die höhere Kultur oder Intelligenz mit der anatomischen Verfeinerung zusammenfalle. Die Theorie Lombrosos, nach der es eine besondere Variation des Verbrechertypus im Schädelbau gebe, die einen Rückschlag auf frühere Variationen des Menschengeschlechts bedeute, wird verworfen. Der Unterkiefer z. B. des Verbrechers ist nur deshalb durchschnittlich so massiv, weil die Verbrecher meist aus den unteren Volksschichten hervorgehen. (A. F. Le Double: Traité des variations des os de la face Paris, Vigot Frères 1906.)

Der Schädel der Koreaner. Aus dem bisher vorliegenden Gesamtmaterial von 37 Schädeln waren 2 ultrabrachykephal, 5 hyperbrachykephal, 15 brachykephal, 13 mesokephal, 2 dolichokephal. Die Schädel waren meist leptoprosop und orthognath. Der Inhalt der männlichen Schädel betrug im Durchschnitt 1500, der der weiblichen 1300. (J. Koganai, Zeitschr. f. Ethnol., Bd. XXXVIII.)

Schädel von Pygmäen. Vor kurzem befanden sich 6 Pygmäen aus dem Kongobecken in Europa. Luschan hat bei ihnen folgende Maße festgestellt: Körpergröße bei den Frauen 132,5 und 128,1, bei den Männern 142,5, 136,5, 133,5 und 125,0. Der Schädelindex lag zwischen 762 und 796. (Von Luschan, Zeitschr. f. Ethnol. 1906, Bd. XXXVIII.)

Zur Komplexion der hethitischen Rasse. Eine Untersuchung der armenischen Schuljugend (204 Knaben und 395 Mädchen im Alter von 3 bis 20 Jahren) in Mamuret ül Aziz (Charput-Mesreh) auf die Farbe der Augen und Haare ergab folgendes Resultat: Augen: Dunkelbraun 44,8 pCt.; braun 28,8 pCt.; hellbraun

13 pCt.; mischfarbig (grünlich, graubraun usw.) 7,8 pCt.; grau (ohne andere Beimischung) 4,7 pCt.; blau 0,7 pCt. Haare: Schwarz 26,7 pCt.; braun 49,9 pCt.; dunkelblond 19,9 pCt.; hellblond 1,4 pCt.; rötlich 2,2 pCt.; flachsgelb 0,0 pCt. (Dr. H. Christ.)

Aufgaben der wissenschaftlichen Genealogie. Lorenz hat unter den zünftigen Geschichtsforschern keine Nachfolger gefunden. In der Praxis haben die Biographen einzelner Personen mit mehr oder weniger Geschick die Abstammung ihres Helden benutzt, um dessen Persönlichkeit dem Verständnis näher zu bringen, denn das steht außer Frage: jede Person ist in ihrem ganzen Wesen abhängig von zwei Elementen, erstens von ihrer natürlichen körperlichen und geistigen Beschaffenheit und zweitens von den Einflüssen, die während des Lebens, namentlich in der Erziehungszeit, auf sie ausgeübt werden. Es ist durchaus unbillig, die Erziehungseinflüsse von vornherein gegenüber dem Familienerbe zu überschätzen, nur weil wir erstere leichter festzustellen vermögen; aber tatsächlich ist bis jetzt eine Ausnutzung der genealogischen Tatsachen in Biographien noch etwas sehr Seltenes. Wenn sich die Biographen überhaupt etwas näher mit den Vorfahren ihres Helden beschäftigen, begnügen sie sich in der Regel mit der Feststellung weniger Tatsachen, ohne sie im weiteren für ihre Zwecke nutzbar zu machen, aber auch ohne das Bestreben, die Persönlichkeiten der Vorfahren ihres Helden vollständig zu erfassen. Darin gelangt dann die genealogische Unbildung zu beredtem Ausdruck: das in jeder Person verkörperte Familienerbe bleibt tatsächlich unberücksichtigt. Es ist unstatthaft und irreführend, in der Genealogie lediglich eine Hilfsdisziplin der Geschichtsforschung sehen zu wollen. Die Genealogie ist vielmehr eine von den vielen Hunderten Sonderwissenschaften, deren keine für sich allein, sondern nur in Verbindung mit vielen andern gleichartigen Disziplinen denkbar ist und betrieben werden kann. Es ist ja selbstverständlich, daß der Gesetzgeber, der bestimmte soziale Ziele verfolgt, erst die Tatsachen des Gesellschaftslebens kennen und von einer bestimmten, darin herrschenden Gesetzmäßigkeit überzeugt sein muß, ehe er bestimmte Vorschläge auf ihren Wert im Verhältnis zu dem beabsichtigten Zwecke zu prüfen vermag. Leider ist in Wirklichkeit das Verhältnis umgekehrt gewesen. Die Statistik klärt uns in dankenswerter Weise auf, aber trotz alledem sind ihre Zahlen tot, denn jedes Einzelwesen erscheint in ihr nur als Nummer und nicht als Persönlichkeit; alles, was den Menschen ausmacht und ihm sein besonderes Gepräge verleiht, durch das er seine bestimmte Gesellschaftsstellung erhält, wird absichtlich ausgeschieden, nur die Tatsache wird gebucht. Der Genealogie fällt nun u. a. die Aufgabe zu, den statistischen Zahlen Leben einzuhauchen, indem sie an einer Menge von Beispielen, die nicht groß genug sein kann, zeigt, in welcher Weise sich die Berufe und Fähigkeiten, in denen ja das Persönliche zum Ausdruck gelangt, vom Vater auf den Sohn und Enkel vererbt haben oder inwieweit in den verschiedenen Generationen verschiedene Berufe auftreten. Wenn man z. B. nachweisen könnte, was aus den sämtlichen Nachkommen von 30 im Jahre 1825 in einem beliebigen Dorfe lebenden Bauern geworden ist, welchen Beruf jeder einzelne Sohn, Enkel und Urenkel bis heute ergriffen hat, — dann erst würde man andeutungsweise verstehen, welcher Art die Veränderungen im Gesellschaftsleben sind, die sich im letzten Jahrhundert vollzogen haben. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß in den 30 Stammtafeln, die ich soeben fingierte, eine Menge Gleichmäßigkeiten zu erkennen sein würden, aus denen sich gesellschaftsbiologische Gesetze ableiten lassen, sobald ein genügend umfangreiches Beobachtungsmaterial vorliegt. (Dr. Armin Tille. Mitt. d. Zentralstelle f. d. Personen- und Familiengeschichte, 1906, Nr. 2.) Als Quellen der Genealogie bespricht Dr. Tille in der Folge dann: Kirchenbücher, Volkszählungszettel, Berufshandbücher, Universitätsmatrikeln, Schülerverzeichnisse, Bürger- und Ratslisten, Steuerlisten, Zunftmeisterverzeichnisse, Herkunftszeugnisse, militärische Rang- und Stammlisten, Leichenpredigten und Stammbücher.

Die Steinzeit Norwegens. Im Gegensatz zu der Anschauung A. M. Hansens, nach der Norwegen in der neolithischen Zeit von einem nichtarischen Volke bewohnt gewesen sei, dessen Spuren wir in den nur teilweise geschliffenen Beilen fänden, läßt sich folgende Anschauung begründen: Es gab auch in Norwegen zwei Steinzeiten. Für die ältere Steinzeit sind die erwähnten Beile des Nostweittypus charakteristisch, die aber mit den Beilen der älteren dänischen Kjökkenabfälle übereinstimmen. Die jüngere Steinzeit läßt sich zwar nicht durch Gräber, wohl aber durch Beiltypen nachweisen, die mit denen des dänisch-schwedischen Neolithikum

übereinstimmen, wenigstens in der Form. Wie in Dänemark finden sich nämlich auch in Norwegen das spitznackige, das breit- und dünnackige, das dicknackige und das breitschneidige Beil. Während aber diese Typen in Dänemark sämtlich aus Feuerstein hergestellt sind, sind die älteren Formen von ihnen in Norwegen aus anderen Gesteinsarten, erst allmählich tritt der Feuerstein in diesen Beilen auf, so daß man auf einen Import aus Schonen oder den dänischen Inseln schließen muß. Abseits davon steht der sogenannte arktische Beiltypus, der nicht, wie andere glauben, einer besonderen nordischen Steinzeit angehört, sondern einer Fortsetzung der alten mitteleuropäischen, beim Wärmerwerden des Klimas immer weiter nach Norden gedrängten Renntierkultur. (A. W. Brögger, Studium über die Steinzeit Norwegens. Schriften der mathem. Naturwissenschaft, Kl. der Wissenschaftgesellschaft in Christiania 1906.)

Ethnographisches bei Homer. Wir finden bei Homer den Kulturzustand einer noch fast ungebrochenen Demokratie, einer noch fast völligen Selbständigkeit der Sippe, einer höchst individualistischen, auf Blutrache zurückzuführenden Kriegsführung und lediglich die ersten Anfänge einer aristokratischen Staatsgliederung. Besonders bezeichnend für das Kulturstadium ist die Institution der Schutzbefohlenen, die nicht als freiwilliger Akt der Gnade, sondern wie im arabischen Rechte als Pflicht ausgeübt wird. Den Anspruch auf die Gewährung von Schutz hat selbst innerhalb eines Krieges jeder, der nicht schon mit demjenigen, dessen Schutz er anfleht, in ausgesprochene Feindseligkeit geraten ist. (Franz Joseph Engel: Programm des Kgl. Humanistischen Gymnasiums in Passau für die Schuljahre 1904 bis 1906.)

Neugriechische und deutsche Mythen. Aus der systematischen Sammlung, die der neugriechische Forscher N. G. Politis für die Volksmärchen seines Vaterlandes veranstaltet hat, ergibt sich manche interessante Parallele mit den deutschen. Ueberall und besonders zur Nachtzeit ist die Welt voll von Dämonen, die die Menschen schädigen. Durch Rauchfang und Schlüsselloch kommen sie in die Wohnung, vertauschen die Kinder mit greulichen Wechselbälgen und drücken die Schlafenden wie ein Alp im Traum. Gelingt es ihnen, in den Menschen einzudringen, so quälen sie die Menschen mit allerlei Krankheiten. Draußen im Freien zeigen sie sich häufig wie Wärwölfe. Dergleichen üble Geister werden durch das Krähen des Hahnes vertrieben. Eine besondere Art neugriechischer Gespenster sind die Kallikantzaren, sie teilen jedoch mit ihren germanischen Verwandten die Eigentümlichkeit, daß sie in den zwölf Nächten zwischen den Jahren umgehen; auch können sie, wie bei uns der dumme Teufel, nicht bis auf drei zählen. Die Moiren geben dem Kind in der Wiege sein Geschick, wie die Feen des Märchens, die Nereïden entsprechen den Nixen. Wem es gelingt, einer Nereïde den Mantel oder Kopfputz zu rauben, dem muß sie als Gattin folgen, aber sie verläßt ihn, sobald sie das Ihre wiedererlangt hat. In vielen Häusern gibt es einen guten Dämon, einen Schutzgeist, der sich gelegentlich in der Gestalt einer Schlange offenbart. Solchen Hausgeistern stellt man Speise und Trank hin, um sie willig zu erhalten. Ueberhaupt weiß man viel von gespenstischen Tieren zu erzählen, von allerhand Gewürm, das in der Tiefe haust, und vergrabenes Gut bewacht. Solche Schätze sind dem zugänglich, der sich die Springwurzel zu verschaffen weiß, sie öffnet feste Türen und verborgene Gänge, aber man muß bei der Hebung des Goldes vorsichtig sein, sonst verwandelt es sich in Kohlen. Gleichfalls unter die Erde werden sagenhafte Könige entrückt, wie Barbarossa in den Kyffhäuser. Versunkene Städte liegen da unten, auch eine versunkene Glocke erscheint dort. „Es war einmal ein König“: der hatte eine hübsche Tochter, aber wer um sie freite, mußte zuerst eine schwere Aufgabe lösen. Als solch eine schwere Aufgabe erscheint in anderem Zusammenhang die Suche nach dem Lebenswasser. Böse Feinde und Verräter des Helden fehlen nicht; sie werden am Schluß des Märchens bestraft, indem man sie in einem Faß mit Nägeln den Berg hinabrollen läßt. Das ist die Zeit, in der auch die Riesen ihr Wesen trieben. Wenn sie kämpften, warfen sie einander Berge zu; die fielen dann nieder und blieben mitten im Lande liegen. Menschenfleisch war ihre liebste Nahrung, und die mitleidige Riesin kann ihren Gast nur mit Mühe retten. „Als der Riese kam und ins Haus trat, sagte er zu ihr, er wittere etwas.“ (Prof. R. Wünsch, Hess. Bl. f. Volksk., Bd. V., Nr. 2—3.)

Zur Ethnographie des Wunderrabbi. Beim Ableben des berühmten Szadagorers hat es sich wieder einmal gezeigt, welches papstähnliche Ansehen die Wunderrabbis unter den Ostjuden genießen. Der Rabbi tut Wunder, ist ein Papst

und ein Gesundbeter zugleich. Die Menschen, die zu ihm kommen (d. h. ihm ein Geschenk bringen, meistens in Geld), glauben an seine Mission, die Menschen zu trösten und ihnen in allen Dingen, nicht zuletzt in denen der Seele, zu raten und zu helfen. Dafür sind sie seine Anhänger. Der arme Jude des Ghettos, der nicht Licht, noch Leben, noch Bildung kennt, sieht im Rabbi den Mittelpunkt seines Lebens. Er ist ihm der Wissende, der Gebildete, der Kultivierte, der Reinliche. Tatsächlich gehört er einer Art von Adel an. Sein Stamm muß weit hinauf zu einem berühmten Frommen der Vergangenheit reichen. Der Glaube an seine Heiligkeit übt auf seine Besucher eine mächtige Suggestion. Hier ist also die Suggestionskraft eines Lebendigen wirksam, nicht, wie im Christentum, der ererbte Glaube an ein Jenseits. Spötter werden mit der Institution des Wunderrabbis schnell fertig. Sie meinen: die Dummen werden nicht alle. Aber die Sache liegt tiefer. Auch der Glaube an den Wunderrabbi hat nicht nur schlechte Wirkungen, sondern auch das Befreiende des christlichen Glaubens. Verwüstend wirkt die Lähmung der Tatkraft, die von diesen Heiligen ausgeht. Denn die immer wiederkehrende Antwort auf alle Klagen und Fragen heißt: Gott wird schon helfen. Alles in allem: man gewinnt den Eindruck, daß hier eine unterkulturelle Erscheinung (vergleichbar etwa den Medizinmännern der Indianer. Die Red.) in die moderne Kultur hineinwächst, und gerade dort ihr Zelt aufgeschlagen hat, wo die wirtschaftliche Not und das seelische Elend am größten und am tiefsten ist. Und man hat trotz alledem nicht recht den Mut, diese Erscheinung zu bekämpfen, weil sie doch noch ein heller Punkt ist in all der Seelendüsterheit und Ghettofinsternis. (A. Galbert, Die Wage 1907, Nr. 1.)

National-jüdische Abgeordnete. Da alle Parteien im Wiener Reichsrat, mit Ausnahme der Sozialdemokratie, seit Jahren national differenziert sind, so wollten auch die in Galizien und Bukowina lebenden Ostjuden nicht zurückstehen und sie haben auch tatsächlich vier Abgeordnete durchgesetzt. Die zionistische Wochenschrift „Die Welt" (1907, Nr. 24) veröffentlicht ihre Bildnisse und die „Jüdische Zeitschrift" bringt ihre Lebensgeschichte. Auf den ersten Blick sieht man, daß der eine der vier Abgeordneten, Privatdozent Dr. A. Mahler, einen ganz anderen Typus darstellt als die drei anderen. Er hat ein langes, schmales Gesicht, eine hohe Stirn und die edlen, geraden Züge westeuropäischer Geistesführer. Tatsächlich ist er auch gar nicht Ostjude. Er ist in Prag geboren, hat in London studiert, war in Rom Professor der Archäologie und ist erst seit wenigen Jahren mit der zionistischen Gedankenwelt in Berührung gekommen. Reiner Idealismus macht ihn zum Zionisten. Ganz anders die drei anderen: Dr. Straucher, Advokat in Czernowitz, Dr. Gabel, Advokat in Lemberg, und Adolf Stand ebenda. Diese stehen also inmitten der zionistischen Volksbewegung. Ihren Gesichtszügen nach sind sie durchaus keine Idealisten, sondern reine Interessenvertreter. Stand und Gabel haben die hethitische Nase und sind im übrigen Mischlinge, Stand wahrscheinlich mit der mittelländischen, Gabel mit der blonden Rasse. Straucher zeigt keine hethitischen Züge, sondern das unproportionierte Gemisch aller möglichen Rassen. Man sieht aus diesen vier Bildnissen, daß sie die alte Erfahrung bestätigen, daß die Wortführer einer Rassenbewegung durchaus nicht Vertreter oder doch nicht reinblütige Vertreter dieser Rasse zu sein brauchen. A. K.-H.

Reine Rasse oder Kreuzung. In der Zeitschrift „Der Hammer", die im allgemeinen leidenschaftlich für Reinrassigkeit kämpft, ist objektiverweise auch einmal einem radikalen Vertreter des entgegengesetzten Standpunktes das Wort gegeben. Es heißt da: die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit, eine primitive Art von Sozialismus, gibt der Persönlichkeit wenig Spielraum. Denn die Einrichtungen, die auf höherer Kulturstufe der Entfaltung des Persönlichen nützlich sind, wie Privateigentum, Einzelehe, persönlicher Nachruf usw. fehlen. Der historische Fortschritt aber ist an das Persönliche gebunden. Folglich mußte etwas ganz Neues hinzutreten, um den Beginn der eigentlichen Kulturentwicklung zu ermöglichen. Dieses Neue kann nur in der Rassenkreuzung bestanden haben. Wie in der Bibel, so sei auch in der Wirklichkeit die menschliche Geschichte aus der Blutsünde, aus der geschlechtlichen Vermischung mit anderen Rassen entstanden. Der Mensch der Blutsünde sei aus dem Rahmen der Geschlechtsgenossenschaft herausgetreten und dadurch zur isolierten Persönlichkeit geworden. (L. H. Müller. Der Hammer Nr. 112.) Der Aufsatz verkennt u. E. die Tatsache, daß im Urzustande eine Vermischung mit Fremden, namentlich mit Kriegsgefangenen an der Tagesordnung ist. Der Beginn der eigentlichen Geschichte mag in der Tat vielfach mit einer Berührung

verschiedener Rassen zusammengefallen sein. Aber eine Isolierung der Einzelnen trat darum nicht ein, sondern die eine Rasse unterwarf die andere und bildete die herrschende Klasse in dem neuerstandenen ursprünglichen Staatswesen. Es fand also im Anfang der Geschichte keine anthropologische Kreuzung, sondern eine soziologische Ueberlagerung statt, die freilich im Lauf der Zeiten stets trotz aller Rassen-Isolierung zu Blutmischung geführt hat, die in einigen Fällen von Segen, in andern von Schaden gewesen sein mag. A.-K.-H.

Neue Rassenschichtung in der Amurprovinz. Seitdem die Japaner in Korea als Herren schalten, sind Hunderte von koreanischen Familien in das russische Amurgebiet ausgewandert, um hier in harter Arbeit den Lebensunterhalt zu verdienen. Als Grundbesitzer dagegen werden hier vom Generalgouverneur meist Ruthenen angesiedelt. Jeder sogenannte Kolonist bekommt bei seiner Ankunft einen soliden Grundbesitz unentgeltlich, dazu Geld zum Anfangen, Befreiung vom Militärdienst und weitere Privilegien. Aber diese Ruthenen führen entweder ein Herrendasein oder sie betreiben in den Städten irgend einen Beruf. Ihre Aecker betreten sie fast niemals, sie beziehen aber von ihnen zwei Drittel des Ertrages als Grundrente (K. A. Der Deutsche 1907. Nr. 1). Man sieht an diesem Beispiele, wie noch heute am äußersten Rande der Kulturwelt sich infolge rein militärischer Eroberung eine Herrenkaste und eine Proletarierkaste bildet und wie beide Kasten aus verschiedenen Rassen bestehen. Derselbe Vorgang ist vor Jahrtausenden auch in Westeuropa die Regel gewesen. Dabei kann entweder die herrschende oder die unterworfene Kaste die höhere Kultur repräsentieren. Für die Amurprovinz sollen nach dem Urteil des Augenzeugen die Koreaner und nicht die Russen die Kulturträger sein. A.-K.-H.

Soziologische Ergebnisse der österreichischen Wahlen. Der bisherige österreichische Reichsrat war ein Privilegienparlament, auf dessen Zusammensetzung die breiten Massen der Bevölkerung wenig Einfluß hatten. Durch Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts wird an die Tiefen der Nation appelliert. Im bisherigen Parlament gab also neben den Intellektuellen, die bei jedem Wahlrecht sich durchzusetzen wissen, eine Mittelschicht den Ton an, bei dem neuen Wahlrecht dagegen das eigentliche Volk. Zeigen sich nun markante Unterschiede in den Ergebnissen beider Wahlrechte, so geben diese einen deutlichen und nur selten auftretenden Fingerzeig für die politische Struktur der deutsch-slavischen Südostmarken. — Für die oberflächliche Betrachtung ist das Ansteigen der sozialdemokratischen Mandate das auffälligste Symptom. In oberflächlichen Zeitungsberichten wird von dem Sieg, von der Zunahme der Sozialdemokraten infolge ihrer verständigen Haltung usw. geschrieben. Tatsächlich aber haben die sozialdemokratischen Stimmen verhältnismäßig nicht zu-, sondern abgenommen. Ihre Stimmenzahl betrug nämlich im Jahre 1897 27,2 pCt., im Jahre 1901 24,2 pCt. und im Jahre 1907 nur 23 pCt. Bei Betrachtung dieser Ziffern fallen also alle diese schönen Wahlbetrachtungen in sich zusammen. Die Sozialdemokratie hat im Einfluß auf das Volk also sogar etwas abgenommen, aber ihr bestehender Einfluß ist im Reichstag zum Ausdruck gekommen. — Die Klerikalen sind von 29 auf 37 Sitze, die antisemitischen Jung-Klerikalen, die sich christlich-sozial nennen, von 25 auf 67 Mandate gestiegen. Die alte Regel, daß der Klerikalismus in den breiten Volksschichten am tiefsten wurzelt, wird also bestätigt. Entsprechend hat die Deutsche Volkspartei verloren, die in ihrer etwas unklaren Haltung etwa den reichsdeutschen Nationalliberalen entspricht; sie ist von etwa 50 auf 25 Mandate zurückgegangen. Nebst ihr haben die extremen Nationalisten um Schönerer, die fast aufgerieben sind, die Kosten bezahlt. Dagegen haben die beiden eigentlich freibürgerlichen Parteien, die sich nur durch ihre verschiedene Stellung zur Judenfrage unterscheiden, ihre Stellung behauptet. Außerdem haben die Agrarier einige kleine Erfolge aufzuweisen. Ueberraschend an all diesen Ergebnissen ist eigentlich nur das Zurückdrängen des Nationalismus. Daß es sich dabei um keinen Zufall handelt, beweist der Umstand, daß auch in den tschechischen Wahlkreisen die Nationalisten, die sich hier Jungtschechen nennen, eine unerwartet starke Niederlage erlitten haben. Das soziologische Gesamtergebnis lautet also: Nationalismus und Nationalliberalismus entsprechen den politischen Sentiments der kleinbürgerlichen und bäuerlichen Mittelschicht, während im Demos klerikale, sozialdemokratische und bürgerlich-fortschrittliche Anschauungen miteinander ringen. A. K.-H.

Die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten im Jahre 1906. Während des Verwaltungsjahres 1906, das mit dem 30. Juni abschloß, kam eine noch größere Zahl fremder Einwanderer nach den Vereinigten Staaten als jemals

zuvor, und zwar insgesamt 1 166 353 (gegen 1 059 755 1905); hierunter befanden sich 65 618 fremde Staatsangehörige, die entweder schon früher in den Vereinigten Staaten ansässig waren oder die angaben, sich nur vorübergehend dort aufhalten zu wollen. Die Zunahme ist wohl nicht so bedeutend gewesen als von 1904 auf 1905, doch muß sie immerhin noch als erheblich bezeichnet werden. Die starke Einwanderung aus Ost- und Südeuropa hält weiter an; denn von den 1 100 735 Einwanderern, die vorher nicht in den Vereinigten Staaten gewesen waren und die mit der Absicht kamen, sich niederzulassen, stammten 215 665 aus Rußland (184 897 im Jahre 1905, also um 30 768 mehr), 273 120 aus Italien (221 479 im Vorjahre, Zunahme 51 641), 265 138 aus Oesterreich-Ungarn (275 693 im Vorjahre, Abnahme 10 555), 9510 (4542) aus der Türkei, 10 438 (7628) aus Spanien und Portugal usw. Aus Deutschland wanderten hingegen 37 564 (40 574) Personen ein, aus dem Vereinigten Königreich Großbritannien und Irland 102 193 (137 134), aus Schweden 23 310 (26 591), aus Norwegen 21 730 (25 064), aus Dänemark 7741 (8970) usw. Die Einwanderung aus den Staaten mit vorwiegend nordischer Bevölkerung geht zurück, um so mehr schwillt aber der Wanderungsstrom aus den Ländern der alpinen und mittelländischen Rasse an. Frank P. Sargent, der Commissioner-General of Immigration, hat die Einwanderer auch nach der Rasse gruppiert. Die Einteilung, welche er zugrunde legt (sie stammt von O. T. Mason, Professor am Nationalmuseum der Vereinigten Staaten), ist allerdings in verschiedenen Punkten mangelhaft; so weist er die Finnländer der germanischen, die Franzosen und Norditaliener der keltischen, die Juden der slawischen Gruppe zu. Die iberische Gruppe umfaßt neben Spaniern, Portugiesen, Süditalienern und Griechen noch die Syrier, während die Armenier, Magyaren und Türken mit den Afrikanern als „sonstige Rassen" zusammengefaßt werden. Wird die Einteilung Sargents beibehalten, so gehörten im Verwaltungsjahre 1906 408 903 Einwanderer oder 37 pCt. der slawischen, 283 540 (28 pCt.) der iberischen, 213 904 (19 pCt.) der germanischen, 116 454 (11 pCt.) der keltischen Gruppe, die übrigen 5 pCt. anderen Rassen an. Im Jahre 1905 stellte die germanische Rasse noch 22 pCt., die keltische Rasse 12 pCt. der nach den Vereinigten Staaten eingewanderten Fremden. — Unter allen Einwanderern waren 153 758 Juden, von welchen 125 234 aus Rußland, 14 884 aus Oesterreich-Ungarn, 6113 aus dem Vereinigten Königreich Großbritannien und Irland kamen. Die aus dem letztgenannten Lande eingewanderten Juden hielten sich dort zweifellos nur vorübergehend auf und stammten gleichfalls meist aus Rußland. Nur die Süditaliener waren unter den Einwanderern des letzten Jahres mit 240 528 Personen noch stärker vertreten; viel geringer ist die Zahl der Norditaliener gewesen (46 286). Von den anderen Völkern waren vertreten: die Polen mit 95 835, die Deutschen mit 86 813, die Skandinavier mit 58 141, die Engländer mit 45 079, die Kroaten mit 44 272, die Magyaren mit 44 261, die Irländer mit 40 959 und die Slowaken mit 38 221 Personen. Jedes andere einzelne Volk sandte weniger als 30 000 Einwanderer. Diese Zahlen zeigen für die Zukunft der Vereinigten Staaten nichts Gutes an; und dennoch bemühen sich die Arbeitsanwender, auf jede erdenkliche Weise die Vorschriften der Einwanderungsgesetze zu umgehen, um billige „Hände" in das Land zu bekommen, ungeachtet der weitreichenden Folgen, die sich für das amerikanische Volk daraus ergeben müssen. — Die Zahl der bei der Landung zurückgewiesenen Einwanderer ist von 7994 im Jahre 1904 auf 11 879 1905 und 12 432 1906 gewachsen. Davon waren:

	1904	1905	1906
Geisteskranke und Blödsinnige	49	130	231
Krüppel; mit übertragbaren Krankheiten behaftete Personen	1560	2198	2273
Verbrecher	35	39	205
Prostituierte, Zuhälter, Polygamisten u. dergl.	12	31	37
Paupers und Personen, die der öffentlichen Armenversorgung zur Last fallen könnten	4798	7898	7069
Kontraktarbeiter	1501	1164	2314
Personen, welchen aus einem anderen Grunde die Landung verwehrt bleibt	39	20	203

Nach gesetzwidrig bewerkstelligter Landung zurückgeschickt wurden 1904 779, 1905 875 und 1906 676 Personen. Zum erstenmal bringt der Bericht des Einwanderungsamtes auch Tabellen über die Nationalität der Zurückgewiesenen; ebenso werden diesmal Zahlen über die Auswanderung aus den Vereinigten Staaten veröffentlicht, wonach insgesamt das Land verließen: 1890 238 139, 1891 246 506, 1892

256 556, 1893 230 664, 1894 312 771, 1895 329 558, 1898 225 411, 1899 256 008, 1900 293 404, 1901 306 724, 1902 326 760, 1903 375 261, 1904 508 204, 1905 536 151 und 1906 496 737 Personen. Für die Jahre 1896 und 1897 sind Angaben betreffend den Umfang der Auswanderung nicht vorhanden. Mit diesen Zahlen ist die hier und da aufgetauchte Behauptung widerlegt, daß die große Masse der Einwanderer, die jetzt nach Amerika geht, dort nicht dauernd ansässig bleibt. Fhlgr.

Die europäische Herkunft der Nordamerikaner. Es gab drei Hauptperioden der Einwanderung: 1789 bis 1820, 1821 bis 1870 und 1871 bis jetzt. Vor 1820 schätzt man die Fremdgeborenen auf 250 000. Von 1820 bis 1840 betrug die Einwandererzahl 724 564, also im Durchschnitt 37 128 jährlich. Die Gesamtzahl in den folgenden 30 Jahren betrug jedoch 6 500 000. Also bis 1870 gab es 7 368 853 Einwanderer. Von 1870 bis 1900 betrug die Zahl der Ankömmlinge 11 746,368. Die Einwanderung von 1820 bis 1870 hat das industrielle Wachstum der Nation wesentlich gefördert. Aber die Ankömmlinge waren nicht Fremde im heutigen Sinne des Wortes. Sie waren fast durchgängig Engländer, Schotten, Irländer oder Deutsche. Sie waren mehr oder weniger verwandt mit dem bestehenden amerikanischen Stamm in Rasse, Religion, ihren Zielen und politischen Idealen. Das Problem der Assimilierung, vor dem jetzt die Republik steht, existierte nicht vor dem Jahre 1870. Kraftvolle, abenteuerlustige, intelligente Menschen waren es, die vor 1870 das Gros der Einwanderer und den amerikanischen Typus bildeten. Seit 1870 aber stieg rapide die Einwanderung von Elementen anderer Art. Es sind wenig kultivierte und zum Teil sehr niedrigstehende Rassen, die jetzt ihre Kinder nach Amerika senden. Von den im Jahre 1900 gezählten 76 000 000 sind 10,34 Millionen im Ausland geboren, davon 2,67 in Deutschland, 1,62 in Irland, 1,18 in Kanada, 0,94 in England und 0,57 in Schweden. Da sehr oft die zahlreiche Nachkommenschaft von Einwanderern noch ebenso sehr die ausländischen Gewohnheiten beibehält, aber vom Zensus unter die Eingeborenen gerechnet wird, so ist dieser Ausdruck etwas irreleitend. Diese halbeingeborene Klasse macht mit den Einwanderern zusammen über ein Drittel der jetzigen Bevölkerung aus. Für die eigentlich werktätige Bevölkerung ist der Prozentsatz der Auswärtigen noch größer, da die Klasse der Nichtstuer fast nur aus eingeborenen Amerikanern besteht, und da die geborene Amerikanerin ungern in die häuslichen Dienste oder in die Fabrik geht. Nur im Ackerbau und in den gelehrten Berufen ist die Zahl der Eingewanderten gering. Die Einwanderer sind also vorwiegend industriell, und grade darauf beruht der enorme Fortschritt der Vereinigten Staaten, daß die Einwanderer alle europäischen Fertigkeiten und Fabrikgeheimnisse nach Amerika mitgebracht haben. Aber der Zensus zeigt, daß die Landbevölkerung nach den Städten drängt, so daß auch die Oberherrschaft über den Grund und Boden den alteingesessenen Amerikanern verloren gehen muß. Die Rasseneigentümlichkeiten der neuen Einwanderer schaffen neue Probleme, zu deren Lösung die Vergangenheit wenig beitragen kann. Die Erfahrung der weißen Eingeborenen illustriert wieder die historische Erfahrung, daß die Menschen oft Ereignisse herbeigerufen haben, die sie schließlich nicht mehr kontrollieren konnten. (William S. Rossihr, American Review of Reviews.)

Rassenhygienische künstliche Sterilität. Von Eheverboten für mit erblichen Krankheiten Belastete, Säufer und manche Arten von Verbrechern ist jetzt viel die Rede, und in manchen amerikanischen Staaten sollen sie bereits bestehen. In dieser Hinsicht ist ein Artikel von Dr. van Meter (San Francisco) von Interesse, der nachweist, daß bedeutend wirksamer und zugleich schonender die künstliche Sterilität ist. Er hat nach eigener Methode (Durchschneidung und Ablenkung der Eileiter) etwa 100 Frauen sterilisiert, ohne irgendwelche unangenehme Nebenwirkungen auf geistigem oder körperlichem Gebiet. Die Gefahr der Operation ist sehr gering. Noch einfacher und beinahe ohne Berufsstörung wird das Ziel bei Männern erreicht durch Ausschneidung eines Stückes aus den Samenleitern. Hier liegt bis jetzt nur eine Beobachtung vor, doch berechtigen die Beobachtungen an Männern, deren Samenkanäle durch krankhafte Vorgänge verschlossen sind, sich also ähnlich verhalten wie nach obiger Operation, zu dem Schlusse, daß auch hier nur die Fruchtbarkeit aufgehoben, sonstige Störungen und Veränderungen aber nicht herbeigeführt werden. (Stamping out hereditary diseases by sterilizing the sexes, American Journal of Surgery 1907, Nr. 1.) Dr. v. d. Velden.

Zunahme der Krankheiten? Die chirurgische Klinik in Heidelberg läßt seit Jahren einen Jahresbericht erscheinen, der immer ein treffliches Bild über die

reiche Tätigkeit dieser Anstalt gibt. Beim Zurücktreten des Prof. Czerny von der Leitung seiner Klinik gab der berühmte Arzt in dem letzten von ihm herausgegebenen Jahresbericht die Erfahrungen wieder, die er im Laufe der Jahre über Ursache und Behandlung der Krankheiten bei seiner sich auf viele Tausende belaufenden Patientenschar gesammelt hat. Czerny konstatiert zunächst, wie sehr die chirurgische Behandlung der Krankheiten in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat, und es erscheint demnach, als wenn die Krankheiten noch immer zunehmen, obgleich im allgemeinen die Sterblichkeitsziffer gesunken und die Lebensdauer der Menschen etwas gewachsen ist. Czerny macht für diese Zunahme der Krankheiten zwei Momente verantwortlich. Einmal ist es die gesteigerte Anspannung aller seelischen und körperlichen Kräfte, um den Anforderungen des Lebens zu genügen. Diese bedingt eine frühzeitige Abnutzung, der ein genügender Wiederersatz durch die nötigen Ruhepausen nicht gegenübersteht. Es ist deshalb der allgemeine Ruf nach Verminderung der Arbeitszeit vom ärztlichen Standpunkt durchaus gerechtfertigt. Der zweite Eindruck, den der Heidelberger Chirurg erhalten hat, ist der, als ob die nachwachsende Jugend weniger widerstandsfähig wäre, wie die frühere Generation. Dies kann von dem Ueberhandnehmen der städtischen Bevölkerung herrühren, bei welcher infolge des selteneren Verkehrs mit der freien Natur die natürliche Entwicklung der Körperkräfte gehemmt wird, aber auch von der Verbesserung der Kinderpflege, bei welcher zahlreiche schwächliche Menschen erhalten werden, die früher zugrunde gegangen sind. Den Hauptgrund für die Schwäche unseres heutigen Geschlechts sieht aber Prof. Czerny in der verminderten Fähigkeit und Neigung unserer Frauen, ihre Kinder selbst zu stillen. Daher rührt die verminderte Widerstandsfähigkeit und die erhöhte Neigung zu allerlei Krankheiten, namentlich des Darmkanals. Das Wachsen der Nervosität auf Grund der zunehmenden Erschlaffung der inneren Organe findet dadurch ihre Erklärung, ja auch die Zunahme der Blinddarmentzündung kann von der im ersten Lebensjahr infolge der abnormen Ernährung bedingten Verlagerung des Darmes hergeleitet werden.

Entartungsphantasie. Wie sehr die Lehre von der Degeneration der Kulturmenschheit in manchen Gemütern eingeschlagen hat und hier zu Uebertreibungen führt, zeigt folgender Beitrag aus der Monatsschrift „Theosophischer Wegweiser“ (1907 Nr. 7). Frage: — Ist die Menschheit im allgemeinen einer physischen Degeneration unterworfen? — Antwort: — Nach der Geheimlehre hatten die Menschen der ersten Rasse eine durchschnittliche Größe von 54 Metern, die der zweiten 40, die der dritten 20, die der vierten von 6 bis 8 Metern, und in unserer jetzigen Rasse sind Menschen von mehr als 2 Metern Länge schon eine Seltenheit. Es ist begreiflich, daß je mehr in einem Volke der Egoismus und folglich ein „Auf-sich-selbst-zurückziehen überhand nimmt, auch nach occulten Naturgesetzen ein Zusammenschrumpfen und eine Verkümmerung des physischen Organismus stattfindet“. „Wenn unsere Zivilisation auf dem jetzt betretenen Wege fortschreitet, wird vielleicht in einigen Jahrhunderten das Resultat ein Geschlecht von Zwergen mit Dickköpfen sein“. Auch ein Theosoph sollte doch sich um die Ergebnisse der urgeschichtlichen Ausgrabungen so viel gekümmert haben, um zu wissen, daß die ausgestorbenen Menschenrassen teilweise etwas größer und teilweise etwas kleiner als die jetzigen gewesen sind, niemals aber jene gigantische Größe gehabt haben, die ihnen Frau Blavatski und ähnliche Märchenerzähler angedichtet haben.

Der Mitgartbund. Seit einiger Zeit werden von Herrn Ingenieur Gräbel in Chemnitz in zwangloser Folge sogenannte Mitgartblätter herausgegeben, als deren Inaugurator wohl der ungenannte Dr. Willibald Hentschel anzusehen ist. Im ersten Heft lesen wir über den Mitgartbund folgende einführende Betrachtung: Der geschichtliche Mensch wurde durch das Ringen von tausend vorgeschichtlichen Geschlechtern auf eine Höhe emporgehoben, auf der er sich nur durch fortgesetzte Kraftanstrengung zu erhalten vermag. Die Zeitenflut aber bröckelt an den Kulturdeichen. Viele trösten sich mit der fatalistischen Erwägung, daß noch alle Kulturvölker von den alten Babyloniern bis zu den Römern und Spaniern, nach einer Zeit der Blüte zugrunde gegangen sind; es entspräche also nur einer historischen Gesetzmäßigkeit, wenn die Reihe endlich auch an uns käme. Nun zweifeln auch wir nicht an dem Bestehen historischer Gesetzmäßigkeiten — aber sie sind wie alles Lebendige dehnbarer Natur; sie verändern unter dem Walten persönlicher und heldischer Kräfte ihre Gestalt und können durch neue historische Kräfte gänzlich aus dem Sattel gehoben werden. Eine solche neue, sich vorbereitende,

schöpferische Wirkungskraft ist die rassische Zucht. Mit ihr werden alle Voraussetzungen der Geschichte zuschanden. Die historischen Völker haben stets nur mit dem toten Kapital ihrer ererbten, in der Vorzeit erzüchteten Rassenenergie gewirtschaftet, war diese erschöpft, dann ging es mit ihnen bergab. Die Zucht aber erschließt neue rassische Kraftquellen. — Es wird dann unter anderm auf unsere Revue als eine „Materialiensammlung zur züchtenden Theorie und Praxis" hingewiesen und die Gründung von „deutschen Landgemeinden für rassische Hochzucht des Menschen" empfohlen, die zu einem Bund mit dem Sitz in Chemnitz zusammentreten sollen, um zu einem Mittelpunkt einer „neudeutschen, anthropologischen Renaissance zu werden. Alles Predigen helfe nichts, solange nicht neues Blut in den Adern ströme. Jetzt seien unsere großen Männer ebenso wie unsere Bettler Kinder der Laune und des Zufalles. Erst bewußte Zucht schaffe einen neuen Menschen, der mit dem Germanen der Urzeit nicht übereinzustimmen brauche, aber Heldentum und Schöpferkraft mit ihm gemeinsam habe. Daher würde die erste Mitgartgemeinde die erste Christengemeinde an Bedeutung übertreffen.

Die sogenannte „Glücksehe". Karl Buttenstedt hat die Wahrnehmung von der relativen Unfruchtbarkeit des säugenden Weibes mit einer andern Beobachtung kombiniert, nämlich der, daß bisweilen auch von den Brustdrüsen nicht schwangerer Frauen oder sogar von Jungfrauen Milch sezerniert wird, besonders zur Zeit der Menstruation. Es war dies ja schon älteren Gynäkologen wie z. B. Busch bekannt. Buttenstedt kam als Verfechter der allerdings sehr eudämonistischen Theorie von der Möglichkeit eines ewigen Lebens der Menschheit und dem Aufhören des Todes (!) auf den Gedanken, die Laktation bei allen Weibern künstlich hervorzurufen und zwar durch Saugen der Männer an den Brüsten! Hierdurch soll künstliche Sterilität und Ausbleiben der Periode hervorgerufen werden. Nach ihm ist die Frauenmilch auch ein Lebenselixier für alte Menschen, eine wahre Panacee zur Verlängerung des Lebens ad infinitum, die „Glücksehe" selbst ein Heilmittel für alle möglichen Leiden der degenerierten Menschheit. Buttenstedt will sogar auch die Brüste der Männer milchergiebig machen, so daß die Geschlechter ihr Blut durch die Brüste austauschen können und einander immer ähnlicher werden. Dieses schöne Säugeidyll hält der wissenschaftlichen Kritik nicht stand. Erstens ist der Erfolg der angeratenen Manipulation sehr zweifelhaft und dürfte nur in wenigen Fällen ein Resultat ergeben, zweitens wäre eine solche künstliche Laktation, längere Zeit fortgesetzt, für die betreffenden Frauen sehr schädlich, wie ja auch die über Gebühr verlängerte Laktationsperiode nach der Geburt nachteilig ist, und drittens, last not least, dürfte die angebliche antikonzeptionelle Wirkung wohl in den meisten Fällen ausbleiben. (Dr. Iwan Bloch. Geschlecht und Gesellschaft, 1907, Nr. 6.)

Zur Physiologie der Sportleistung. Dem Erlanger Privatdozenten Wilhelm Weichert ist der Nachweis gelungen, daß bei den Erscheinungen der Ermüdung und Erholung ein Toxin und ein Antitoxin eine Rolle spielt. Toxine sind bekanntlich Stoffwechselprodukte, die, in die Blutbahn eines Menschen oder Tieres gebracht, giftig wirken, bei nicht zu großer Dosis aber die Bildung sogen. „Antitoxine" anregen. Toxin und Antitoxin verhalten sich bei ihrem Zusammentreten wie ein Gift zum Gegengift, d. h. jedes eingeführte Toxinmassenteilchen wird durch ein neugebildetes Antitoxinkörperchen zu einer für den Organismus indifferenten Substanz abgesättigt, somit „entgiftet". Derartige Prozesse sind dem Chemiker als „Neutralisationsvorgänge" allbekannte Dinge: es sei hier nur an die Reaktion von „Säure" mit „Base" erinnert, die ihren Ausgleich in der Bildung eines Salzes findet, dem weder die ätzende Natur der Säure, noch der laugenhafte Charakter einer Base zukommt. Bekanntlich dienen diese Antikörper als Heilmittel bei manchen Infektionskrankheiten; das Diphtherieheilserum enthält z. B. das Antitoxin, welches vom Toxin des Diphtheriebazillus erzeugt ist. Diese Fähigkeit der Antikörperbildung besitzen nicht alle organischen Gifte und vergebens würde man, wenn z. B. Morphium in den Blutkreislauf des menschlichen Körpers eingeführt würde, nach von den Zellen produzierten Gegengiften fahnden. — Was nun zunächst die Herstellung des Ermüdungstoxins betrifft, so muß ich mich auf die Mitteilung beschränken, daß Weichert aus dem Muskelpreßsaft hochgradig ermüdeter Tiere diejenigen Substanzen entfernte, welche man früher als ermüdungsbedingend hielt, nämlich Milchsäure, Harnstoff, Kreatinin etc. Nach Eintrocknen des so gereinigten Rückstandes gelang es ihm schließlich, eine hochwirksame Substanz in Form bräunlichgelber Schüppchen zu erlangen, die, z. B. einem Kaninchen eingespritzt, alle Phasen hochgradiger Ermüdung oder

Erschlaffung hervorzurufen vermochte. — Da zeigte sich, als man das Blutserum des mit Ermüdungstoxin vorbehandelten Tieres anderen Tieren einverleibte, eine sinnfällige Fähigkeit desselben, Ermüdungstoxin zu neutralisieren und es konnte keinem Zweifel mehr unterliegen, daß „Ermüdung und Erholung“ zum großen Teil auf einer Wechselwirkung von Ermüdungstoxin und Ermüdungsantitoxin beruhen. — Auch gelang es ihm, das Ermüdungstoxin z. B. direkt aus Eiweiß mit Hilfe von Wasserstoff und des Paal-Ambergerschen kolloidalen Palladiums herzustellen. Die mit Antitoxin vorbehandelten Tiere zeigten eine große Widerstandsfähigkeit gegen natürliche Ermüdung. Aber auch geringe Mengen von Toxin erhöhten die Leistungsfähigkeit, offenbar weil dadurch die Bildung von Antitoxin angeregt wurde. Aus diesen Untersuchungen ergibt sich, daß mäßige Sportleistungen, die nur etwas Toxin erzeugen und dadurch zur Bildung von Antitoxin anregen, einen wohltätigen Einfluß ausüben, während übertriebener Sport große Mengen von Toxinen erzeugt und dadurch den Körper ermüdet, indem die Experimente erwiesen haben, daß das Ermüdungstoxin sogar den augenblicklichen Tod herbeiführen kann. Auch die sogenannte Bergkrankheit, die auch in niedrigen Höhen auftreten kann, scheint eine Wirkung des Toxins zu sein. Wenn es gelingen wird, Antitoxin in größeren Mengen herzustellen, so wird dieses vielleicht die bisherigen Reizmittel ersetzen. (Dr. Hermann Stadlinger, Die Umschau 1907, Nr. 24.)

Schäden der Kleidung. Die Kleidung wirkt hauptsächlich aus zwei Gründen lebensschädigend. Einmal verhindert sie die Hautatmung, und zweitens wirkt sie fortwährend erregend, reizend und dadurch lebenverkürzend. Mechanisch besteht eine Reibung, die dem Knaben, der die ersten Hosen bekommt, sehr unangenehm ist, auf die man später aber nicht mehr achtet. Die Tracht der Bergschotten, die keine Hosen tragen, ist daher hygienisch vorzuziehen. Und zu dieser mechanischen Reizung tritt nun die thermische. Statt daß immer der Luftstrom durch unsere Haut einfährt und diese von immer neuen Luftschichten getroffen wird, bildet sich zwischen Kleid und Haut eine Eigenatmosphäre des Körpers mit einer eigenen, um vieles höheren Temperatur, eine Art tropischer Atmosphäre, die im höchsten Grade verweichlichend auf den Körper wirkt, die Hautatmung einschläfern läßt, das Blut von der Haut zurückdrängt nach den inneren Organen. Das Wichtigste ist dies, daß das Blut nicht wie natürlich, von den fächelnden Luftwellen infolge der hierdurch und durch die Lichtbestrahlung angeregten Hautatmung von den inneren Organen fort nach der Peripherie des Körpers, den Hautorganen zu, hingetrieben wird, sondern im Gegenteil von der Haut fortgestoßen und nach den inneren Organen hingetrieben wird und diese überlastet, so daß Gefahren für das Leben bestehen, während die Haut erschlafft und erstickt, fahl und bleich wird und schon bei sogenanntem lebendigen Leibe Totenfarbe annimmt. Aber man komme nur nicht mit dem Ammenmärchen vom Klima: unser Klima vertrage es nicht, daß wir nackt gehen. Mit dem Klima hat in dem Zeitalter der jetzigen Jahrmillion die Frage der Kleidung nicht das geringste zu tun. Das ist ein Klapperstorchmärchen. Ein Physiologe kann darüber nur lächeln. Nur darauf kommt es an, daß die Haut durchblutet ist, daß sie lebendig ist, daß sie blutsatt ist, daß das Blut bis in sie hinein fließt; denn Blut ist warm, wie wir wissen, und das Blut wärmt uns auch das Gesicht, bezüglich dessen wir doch die Frage des Klimas auch nicht geltend machen. Nur darauf kommt es an, uns soviel Bewegung mit nacktem Körper zu machen, daß das Blut wieder in die Haut zurückgeleitet wird. Blut ist es, was wir brauchen, und dies Blut eben gibt uns das Licht, das es aus den Blutkammern des Herzens und der Lungen hervorlockt und immer aufs neue sich bilden läßt. Blut gibt nicht Eisen oder Fleisch oder Haematogen, das sind handels-medizinische Lügen, olle Apotheker- und Metzgerkamellen, an die vernünftige Leute nicht glauben sollen. Eine bisher noch nicht genügend erklärte schädliche Wirkung der Kleider besteht weiter darin, daß sie verhindern, daß die Eigenausdünstung des Körpers abfließt. Die Selbstgifte, die der Körper durch Auflösung der Zellen erzeugt, müssen freien, ungehinderten Austritt haben. Deshalb ist der ganze Körper nicht etwa von einem luftdichten Kleid umgeben, sondern von einem luft- und lichtdurchlässigen, netzartigen oder siebartigen Gewebe, das weitmaschig oder porös gearbeitet ist, und das man „Haut“ nennt. Aber der Mensch war so töricht, alle diese Millionen Ausgangstüren der Selbstgifte, der schädlichen Gase und der kleinsten schädlichen Verwesungsstoffe zu verrammeln. (Dr. Heinrich Pudor. Nackt-Kultur, III. Bändchen. Die Probleme des Lebens und der Zeugung.)

Mäßigkeitsbewegung in Skandinavien. Mehr als die Hälfte der Mitglieder des schwedischen Reichstages haben sich in der Sitzung vom 21. Februar für

die Prohibition, d. h. gegen den Verkauf und die Herstellung aller geistigen Getränke von mehr als 3 pCt. Alkoholgehalt, ausgesprochen. Die erste Kammer lehnte diesen zum erstenmal gefaßten Beschluß allerdings ab. — Von der Verbreitung des internationalen Guttemplerordens legt die Insel Island ein beredtes Zeugnis ab. Von den 36 Volksvertretern des isländischen Parlaments gehören 25 dem Guttemplerorden als Mitglieder an. In Reykjavik wurde von den Guttemplern ein Hotel für 90000 Kronen erbaut, und ihrem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß Island im ganzen nur noch sieben Wirtshäuser zählt.

Altgriechische und schwedische Reitertypen. Der in Schleswig geborene Maler Matthiesen erhielt die Anregung zu seinem Gemälde: „Schwedische Offiziere, ihre Pferde in die Schwemme reitend“ in dem schwedischen Städtchen Ystad: „Um für die menschlichen Gestalten möglichst vollkommene Vorbilder zu erlangen, wandte er sich an einen befreundeten Offizier, der sich ihm ohne Bedenken selber anbot und auch einige seiner Kammeraden bewog, diesem Beispiel zu folgen. Die Herren fanden die Sache zuerst belustigend, begeisterten sich aber immer mehr dafür und waren unermüdlich, nach nordischer Badesitte ohne jede Bekleidung auf ihren edlen Tieren sitzend, in allen möglichen Stellungen und Bewegungen dem Künstler als Vorbilder zu dienen. Nicht nur der sachverständige Kenner des menschlichen Leibes, sondern jeder für dessen Schönheit empfängliche Betrachter muß diese prächtig gewachsenen, im schönsten Ebenmaß entwickelten und ausgebildeten Jünglings- und Männergestalten auf ihren schnaubenden Rossen bewundern. Mit berechtigtem Stolze konnte der König von Schweden zu dem Künstler sagen: „Nicht wahr, ich habe schöne Offiziere?“ Das Bild erinnert entschieden an den Reiterfries vom Parthenon, und auf beiden Kunstwerken ist ja auch die gleiche Rasse dargestellt, im Süden nach kurzer, aber um so herrlicherer Blüte wieder ausgestorben, im Norden, ihrer uralten Heimat, noch heute frisch und lebenskräftig. Denken wir uns statt der militärisch kurz verschnittenen Haare im Seewind flatternde Locken, so könnten die sattellosen Reiter ebensogut germanische Krieger aus den Zeiten von Cäsar und Tacitus vorstellen. Die kennzeichnende Form des germanischen Rasseschädels ist besonders gut an dem schmalen und vorspringenden Hinterhaupt des vordersten Reiters zu erkennen. (Ludwig Wilser, Heidelberger Ztg.)

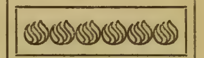
Ungarländische Volkspartei. Das Volksschulgesetz des Ministers Grafen Aponyi, das eine Madjasisierung bedeutet, ist Gesetz geworden, trotz des verzweifelten Widerspruches der Rumänen, Slaven und siebenbürgischen Sachsen; die nächste Folge scheint aber zu sein, daß die nicht madjarischen Bewohner Ungarns sich ihres Volkstums stärker bewußt werden. Das gilt vor allem auch für die Deutschen des Donautieflandes. Während bisher nur die wenig zahlreichen Deutschen Siebenbürgens zusammenhielten, hat sich jetzt plötzlich eine große Ungarländische Volkspartei gegründet. Das war ein schwerer Schlag für alle jene, die das ungarländische Deutschtum nur mehr als Kulturdünger für den einheitlichen madjarischen Nationalstaat betrachtet und auf seine Mitwirkung bei der Niederringung der übrigen Nationalitäten sicher gezählt hatten. Die zur Entrollung des Banners der neuen Partei einberufenen Versammlungen wurden behördlich verboten. — Die um den Besitz ihrer Mandate bangenden Abgeordneten aus Süd-Ungarn ließen kein Mittel unversucht, um die Anhänger der deutschen Partei einzuschüchtern und zu terrorisieren. Sie mobilisierten den in der Kalksburger Jesuitenschule neben der Erwerbung anderer Qualitäten zu einem vollkommenen Beherrscher der deutschen Sprache und Kenner der deutschen Denkweise erzogenen Minister für Kultus und Unterricht zu einem zweiten Ausfluge nach Lovrin, wo er schon vor fünf Jahren seine Philippika gegen die „pangermanischen Brunnenvergifter“ losgelassen hatte. Die jüngste Erklärung der Leitung der Ungarländischen Deutschen Volkspartei, worin diese erklärt, sich nicht einschüchtern zu lassen, ihre gesetzlichen Bestrebungen fortzusetzen und ihre Verleumder und Verfolger vor das Volksgericht der nächsten allgemeinen Reichstagswahlen zitiert, hat den ohnmächtigen Ingrimm der nimmersatten Regierungsparteien und die Abgeordnetenmandate monopolisierenden Koalition noch gesteigert. (Die Wage 1907 Nr 21.) Verax.

Wahn und Fortschritt. Ein sogenanntes Normalwesen ohne irgendwelche Illusionen existiert glücklicherweise nicht. Steht doch die Mehrzahl der Menschen psychiatrischen Dingen viel näher als sie selbst es weiß. Ein Erfinder z. B., der in Konflikt mit der offiziell anerkannten Wissenschaft gerät, der dann selbst ausfallend gegen diese wird, der umgekehrt von dieser lächerlich gemacht wird, glaubt

sich schließlich überall verfolgt und verfällt einem regelrechten Wahnsystem. Aber nicht jeder Mensch, der mit einer bestimmten Vorstellung steht und fällt, gilt als verrückt. Der Offizier, der sich erschießt, weil er einen Schimpf erduldet, der Spießbürger, der jede Abweichung vom Pfade bürgerlicher Wohlanständigkeit als Schlag ins Gesicht empfindet, der Spekulant, der sein ganzes Dasein unter das Zeichen der zu gewinnenden Million stellt, so gut wie der Liebende, der bei Nichterfüllung seines Traumes Selbstmord begeht, — sie alle sind ja genau ebenso Marionetten ihrer Illusion, wie der arme Verrückte. Für die pathologische Bewertung kommt es eben nur darauf an, ob diese Illusion irgendwie dem Wohle der Allgemeinheit dient oder ihm etwa zuwiderläuft. Man muß sogar zugeben, daß diese Fähigkeit des Geistes, sich in den Dienst eines hoch- und überwertigen Gedankens zu stellen, ein Kulturfaktor allerersten Ranges ist. Ohne die Illusion des Fabellandes Indien wäre Amerika unentdeckt geblieben, ohne den Traum vom kalifornischen Golde wären die Vereinigten Staaten heute noch nicht soweit kolonisiert, als sie es sind. Ohne die uralte Ikarussehnsucht würden wir nie die Lüfte bezwingen. Und wer weiß, bis zu welchen Sternenzielen uns diese Illusionsfähigkeit noch tragen wird. Ja, wer könnte hinreißend, suggestiv auf die Umwelt wirken, der nicht selbst unter dem Einfluß kraftvoller Ueberzeugungen stünde. Auf einem und demselben Grunde, auf dem des selbständigen Denkens, wachsen ja Wahn und Fortschritt, Verbrechen und Kulturtat. Die Erziehung ist es, die den geistigen Boden düngt, der einmal eigene Gedanken treiben soll. Vom Samen hängt es dann ab, wie der Boden genützt wird. (Dr. Lomer. Der Deutsche, 1907, Nr. 3.)



Bücherbesprechungen.



Werner Sombart, Das Proletariat. Bilder und Studien. Die Gesellschaft; Sammlung sozialpsychologischer Monographien, herausgegeben von M. Buber. 1. Bd., 88 S. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

Professor Sombart versteht unter „Proletariat" die Gesamtheit der besitzlosen freien Arbeiter in den Ländern der kapitalistischen Wirtschaftsordnung; er versucht in der vorliegenden Broschüre die Wesenheit dieser Gesellschaftsklasse zu kennzeichnen und führt uns dabei ein recht düsteres Bild vor: die Auflösung der Beziehungen zwischen Mensch und Natur, die Heimatlosigkeit, die Zersetzung der Familie, das Verkommen der Jugend, das Auflösen der Interessen- und Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeiter und Arbeitsanwender, die Massenarbeitslosigkeit, die Monotonie des arbeitsteiligen Produktionsprozesses, ihre Rückwirkung auf die Psyche des Proletariers usw. Die Schilderung ist eindringlich, sie zwingt den Leser förmlich, ihr mit Aufmerksamkeit bis zur letzten Zeile zu folgen; und doch ist es nichts Neues, das Sombart zu sagen hat, wir haben es hundertmal gehört und selbst gesehen; aber sein Geschick, die ganze Trostlosigkeit des Lebens in den untersten Tiefen des Volkes zu beleuchten, verdient Bewunderung. Der Kapitalismus wird verantwortlich gemacht für das körperliche Elend der modernen Lohnarbeiter, für ihre „Stumpfheit oder Verrohung auf moralischem, Verödung oder Verblödung auf gemütlichem und geistigem Gebiet"; der Kapitalismus hat die Menschen von lichten Höhen herab in den Sumpf gestoßen: das ist des Verfassers Urteil; er konnte dazu nur kommen durch gänzliches Verkennen des Zustandes, in dem sich die große Masse der arbeitenden Bevölkerung in der vorkapitalistischen Zeit befand, der noch unendlich viel trauriger war als das Schicksal der Fabrikarbeiter von heute. Würde Sombarts Charakteristik für die Gesamtheit der modernen Lohnarbeiter zutreffend sein, so könnte man an der Zukunft unseres Volkes verzweifeln. Glücklicherweise ist dem nicht so. Trotz wirtschaftlicher Notlage steht ein sehr großer Teil der Arbeiterschaft in jeder Hinsicht weit über der vegetierenden, willenlos dienenden Masse, die Sombart uns vorführt; und keine Wirtschaftsordnung — auch wenn sie alle Not aus der Welt schafft — wird den Rückstand moralischer Stumpfheit und geistiger Verödung beseitigen können. Zur Erklärung dieser Differenz genügt die so beliebte „Milieuwirkung" nicht. Die Wesensgleichheit der Masse der „Proletarier" ist bloß scheinbar. Vor unseren Augen vollzieht sich ein Ausleseprozeß, löst sich eine Schichte der Fähigen ab, die nicht, wie Sombart meint, wieder eine „gemeinsame

Oede und Leere" darstellt; wenn er das behauptet, so ist er mit den Trade Unions und den ihnen gleichwertigen Gewerkschaften auf dem europäischen Kontinent wenig vertraut. H. Fehlinger.

A. Schliz, Die gallischen Bauernhöfe der Früh-La-Tène-Zeit und ihr Hausinventar. Mit einer Tafel und sieben Textabbildungen. Abdruck aus den Fundberichten aus Schwaben. Stuttgart 1906, E. Schweizerbart.

Eine sehr dankenswerte Arbeit über die gallische Kultur Südwestdeutschlands in der zweiten Hälfte des Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung. Dorfanlage, Hausbau, Geräte, Waffen und Werkzeuge, Haus- und Jagdtiere, alles wird eingehend und sachgemäß beschrieben. Mit den Schlußworten wird jeder Sachkundige sich einverstanden erklären: „Wir sehen das Bild eines wohlgeordneten Staatswesens mit einer alten, festgegründeten Kultur, welche in ihren Grundzügen den gallischen Lebensformen der Spätzeit schon vollkommen glich, mit Einteilung des Volkes in herrschende Klasse und kleine Bauern, welche ihr Landlos als Kleinbesitzer oder Pächter bebauten. . . . Wir sehen eine behagliche Lebensweise mit reichlicher Ernährung, viel Hausmachergewerbe, aber auch reichlich Stücke, welche Händler und Märkte voraussetzen. . . . Die vielen Spinnwirtel lassen auf leinene Unterkleidung und lodenähnliche Wollmäntel . . . schließen. Die Gräber zeugen von regelmäßigem Tragen von Schmuck bei Frauen und Kindern. Eine geordnete Milchwirtschaft bringt willkommene Ergänzung zu den Felderzeugnissen und dem Fleisch der Jagd und Schlachttiere. . . . Der Bau der Häuser, die Anlage der Werkstätten, alle hinterlassenen Reste der Kultur zeugen von behaglicher Lebensführung auf gesichertem Besitz." Ueber die gallischen Stämme im heutigen Süddeutschland bin ich dagegen etwas anderer Ansicht und muß die Ausführungen des Verfassers, der sich allzusehr auf den für diese Zeit, wie ich an anderer Stelle nachgewiesen, nicht ganz zuverlässigen Fabricius (Die Besitznahme Badens durch die Römer. Bad. Neujahrsblätter 1905) verläßt, in manchen Einzelheiten berichtigen. Zu Cäsars Zeit waren die Germanen, in diesem Falle schwäbische Markomannen, schon bis an den Oberrhein vorgedrungen, und der Auszug der Helveter erfolgte aus der heutigen Schweiz. „Helveterwüste" konnte Südwestdeutschland von Ptolemäos erst genannt werden, als auch die Markomannen ums Jahr 10 v. Chr. abgezogen waren und unter Marbod die Boier aus Böhmen vertrieben hatten. Darum muß die „nordöstliche" Strömung der gallischen Wanderung den Boiern, die „südwestliche" den Helvetern zugeteilt werden, nicht umgekehrt. Die seßhaften Bewohner der Länder südlich vom Main aber waren doch „helvetischen Stammes", nur etwas früher, im 3. und 2. Jahrh. v. Chr., ehe sie von den Markomannen über den Rhein zurückgeworfen waren. Schon vor diesen waren übrigens Germanen kimbrischen Stammes, die sich von den keltischen Helvetern fast gar nicht unterschieden, vorgedrungen; Cäsar fand sie als Triboker und Nemeter schon auf dem linken Rheinufer angesiedelt. Die rundköpfigen Bauern gehören einer vorkeltischen Urbevölkerung an, die auch von den Germanen unterworfen wurde und noch heute den Grundstock des süddeutschen Volkes bildet. Dr. Ludwig Wilser.

K. Kjellmark, Ett graffält från den yngre järnåldern i Ås i Jämtland. Ymer 1905, H. 4, S. 351—71. — **C. M. Fürst,** Skelettfynd i jämtländska grafvar från den yngre järnåldern. Ymer 1905, H. 4, S. 372—401.

Am Ufer des landschaftlich schönen Großensees (Storsjö) in Jämtland wurden im Jahr 1904 einige Gräber aus heidnischer Vorzeit eröffnet, deren Inhalt in mancher Hinsicht wichtig ist, nicht nur für die Vorgeschichte Schwedens, sondern des germanischen Volksstammes überhaupt. In der von der schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie herausgegebenen Zeitschrift Ymer hat der erstgenannte Altertumsforscher die Beigaben, der bekannte Anthropologe und Mitarbeiter an der Anthropologia Suecica die menschlichen Gebeine beschrieben. Im ganzen sind sieben Gräber, vier von Männern, zwei von Weibern und eines mit zwei Kindern, untersucht, außerdem noch zwei einzelne Schädel, ein männlicher und ein weiblicher, gefunden worden. Die Beigaben, obwohl nach silbernen Münzen von Olaf Skötkonung, Ethelred und Knut dem Großen der Zeit ums Jahr 1000 angehörend, gleichen doch noch vollkommen denen unserer deutschen Reihengräber vom Ende der Völkerwanderung. Besonders schön ist ein im Mannsgrab IV gefundenes Langschwert (spatha) mit silbertauschiertem Knauf und geschmackvoll verziertem beinernem Handgriff. Die ebenfalls tauschierte Parierstange hat ungefähr

die Breite, wie sie bei uns der Karolingerzeit entspricht, das Ortband aus Bronze zeigt in erhabener Arbeit Verschlingungen germanischen Stils. In gleicher Weise ist ein ebenfalls bronzener Jochbogen eines Pferdegeschirrs aus dem Mannsgrab III verziert. Verschiedene Schnallen und Riemenbeschläge zeigen nichts Auffallendes. Einige Eissporen und Schellen haben die bis vor kurzem in Schweden gebräuchliche Form, ebenso die Ueberbleibsel von Schlitten, die erkennen lassen, daß die Verstorbenen zur Winterszeit beigesetzt, daß ihnen die Fahrzeuge samt den Zugpferden mit ins Grab gegeben wurden. Bemerkenswert sind zwei kleine Wagen, mit denen im Handelsverkehr Münzen und Bruchstücke von Silberschmuck abgewogen wurden. Feuerstein und Stahl fehlt ebensowenig wie bei den Baiovaren der Gräberfelder von Reichenhall. Aus alledem geht hervor, daß innerhalb des germanischen Kulturkreises, ganz besonders in der Stammesheimat, große Einheitlichkeit der mit zähem Festhalten am Althergebrachten überlieferten Formen geherrscht hat.

Unter den von Fürst gemessenen, beschriebenen und abgebildeten Gebeinen befinden sich vier ziemlich gut erhaltene Schädel, zwei männliche und zwei weibliche, mit den Indices 72,8; 78,6; 70,3; 72,6, im Durchschnitt 73,5. Aus dem Mannsgrab I hat, da nur wenige Knochen fehlen, das ganze Skelett zusammengestellt werden können, seine Länge beträgt 171 cm. Die nach Manouvrier aus einzelnen Langknochen der anderen Gräber berechnete Größe von 167 und 162 für Männer, 158 und 150 für Weiber ist nicht sehr beträchtlich, aber auch nicht ganz sicher, da die zugrunde gelegten Verhältnisse eigentlich nur für Franzosen Geltung haben. Daraus ergibt sich die schon von Retzius, Vater und Sohn, für die Bewohner Schwedens aus alter und neuer Zeit festgestellte Rasse, die man „Wikingertypus, Reihengräbertypus, nordisch-germanische Rasse" oder ähnlich benannt hat, am besten aber rein naturwissenschaftlich als Homo europaeus bezeichnet. Dem einen Schädel mit einem etwas höheren Index, 78,6, möchte ich nicht die Bedeutung beilegen wie der Verfasser, der ihn wegen seiner „hochgradigen Mesocephalie" nicht zum reinen „nordisch-germanischen Rassentypus" rechnet, sondern für eine Mischform ansieht, in der freilich die genannte Rasse vorherrscht. Da er in seinem ganzen Aussehen, bis auf etwas größere Breite, den echten germanischen Rassenschädeln gleicht, ist er doch wohl eher als eine durch Zunahme des Schädelraums (1550) verfeinerte Form zu betrachten. Im übrigen bildet die Fürstsche Abhandlung mit ihren naturgetreuen Abbildungen und genauen Maßzahlen eine wertvolle Ergänzung zu „Crania suecica antiqua" und zu „Anthropologia suecica". Ludwig Wilser.

P. I. Möbius, Beiträge zur Lehre von den Geschlechtsunterschieden. Halle, Marhold. Heft 7—12.

Im 7. und 8. Heft dieser Sammlung („Geschlecht und Kinderliebe"), welches gewissermaßen ein Gegenstück zu der bekannten Abhandlung „über den physiologischen Schwachsinn des Weibes" bildet, bespricht Möbius die Kinderliebe als eine exquisit weibliche Eigenschaft, welche zu den stärksten Urtrieben zu rechnen ist. Dieser Trieb, welcher es fertig bringt, das beweglichste Tier, den Vogel, wochenlang zum Stillsitzen zu bringen, ist für die Erhaltung der Arten von einer fundamentalen Bedeutung. Die Männchen der höheren Tierklassen besitzen ihn meist nicht oder nur in geringerem Maße: beim Nestbau der Vögel ist das Männchen lediglich der Handlanger des Weibchens. Nur bei einzelnen Arten verteilt sich der Trieb gleichmäßig auf beide Geschlechter, z. B. bei Fuchs und Wolf. Bei vielen Vögeln brütet das Männchen weiter, wenn das Weibchen umgekommen ist, und füttert die Kleinen. Unter den Vögeln, die demnach eine Sonderstellung einnehmen, hat allein der Kuckuck keine Kinderliebe. Zwischen Vierfüßern und Mensch besteht der wichtige Unterschied, daß der Mann reicher an Kinderliebe ist, als das tierische Männchen.

Das Organ des Triebes sucht Möbius, im Anschluß an Gall, in den Hirnteilen, welche dem obern Teil des Hinterhauptbeines entsprechen. Hier findet sich bei weiblichen Köpfen eine stärkere Vorwölbung nach hinten, und zwar — wie vergleichende Studien ergaben — in gleicher Weise beim Menschen, wie bei Säugetieren und Vögeln. Von 29 untersuchten Kindesmörderinnen war das Organ bei 25 sehr schwach entwickelt. Bei Negerinnen und Negern ist es auffallend groß; der Kindesmord kommt bei Negervölkern auch fast gar nicht vor.

Selbstverständlich bedürfen diese an sich hochinteressanten Aufstellungen noch sehr eingehender Nachprüfung an der Hand eines möglichst vielseitigen Materials; Anatomen und Zoologen müßten Hand in Hand gehen. Vielleicht kommt der so vielfach verkannte Gall dann doch noch einmal wieder zu Ehren.

Die letzten Hefte der Sammlung (9—12) behandeln „die Geschlechter der Tiere“. Möbius nimmt als Ureigenschaft des männlichen Elementes die erhöhte Beweglichkeit, die größere Variabilität an. „Aus der männlichen Aktivität sind Muskelstärke, Leidenschaften, Intelligenz, Kunstfähigkeiten herausgewachsen.“ Es ist wahrscheinlich, daß auch die vermehrte Größe des Männchens bei den oberen Tieren mit der Geschlechtlichkeit irgendwie im Zusammenhange steht. Sicher ist dies bezüglich der äußeren Schönheit der Fall. Nicht nur ist überhaupt das Männchen durchschnittlich schöner als das Weibchen, sondern dies gilt ganz besonders für die polygamischen Tiere (z. B. Pfau, Fasan, Hahn unter den Vögeln; Affe, Hirsch, Antilope, Schaf unter den Säugern). Der als Wille zur Fortpflanzung auftretende Wille zum Leben führt — wie Möbius geistvoll ausführt — naturgesetzlich zur Schönheit. Doch liegen Gründe dafür vor, daß in gewissem Grade wenigstens auch die Sinne der Tiere eine Rolle dabei spielen: alle Schönheit ist wahrnehmbar gewordene Liebe.“ — Nachdem Heft 9 von der „Größe“ und „Schönheit“ der Tiergeschlechter gehandelt, beschäftigt sich Heft 10 mit den „Trieben“.

Möbius unterscheidet vorwiegend männliche, vorwiegend weibliche und solche Triebe, welche beiden Geschlechtern gleichmäßig eigen sind. Zu den ersteren rechnet er den Geschlechtstrieb, Kampflust, Stolz und Eitelkeit, Tanztrieb, Musiktrieb und die Klugheit. Rein-weiblich sind Kinderliebe, Geselligkeit und Bausinn. (Dieser im Gegensatz zum Menschen, bei dem der Bausinn eine späterworbene Eigenschaft bedeutet.) Möglicherweise gehört auch die „eheliche Treue“ hierher.

Beiden Geschlechtern gemeinsam sind Todesfurcht, Nahrungstrieb, Wandertrieb, sowie mit Wahrscheinlichkeit: List und Vorsicht, Mordtrieb, Eigentumsinn.

„Bei den verschiedenen Arten wechselt die Stärke der Triebe bei den Männchen mehr als bei den Weibchen.“ Gerade hier äußert sich die männliche Variabilität, durch welche das männliche Geschlecht der Träger des Fortschritts, der Weiterentwicklung wird. Andererseits ist das Männchen freilich durch seine Anlage auch stärker gefährdet (der Jäger erbeutet durchschnittlich mehr Männchen als Weibchen), während die lebenserhaltenden Triebe ungestörter beim Weibchen tätig sind. Beim Menschen ist die Sachlage ja nicht anders.

Natürlich sind nicht alle Triebe gleichwertig. Als Urtriebe, auf denen sich die anderen z. T. erst aufbauen, aus denen sie herauswachsen, haben Nahrungstrieb, Todesfurcht und Geschlechtstrieb zu gelten.

Möbius wendet sich sodann (in Heft 11 und 12) zur Betrachtung des Schädels, indem er zunächst die „Außenwerke“ desselben (Hörner, Geweihe, Kämme, Wülste usw.) berücksichtigt, um hiernach über den Gehirnraum, seine Größe und Form, abzuhandeln.

Die größten Geschlechtsverschiedenheiten in den Außenwerken sind bei den Wiederkäuern, den Vielhufern und einigen Meersäugetieren, bei den Affen und bei einzelnen Vogelarten zu finden. Es ist unmöglich, diese Gebilde mit dem Zweckmäßigkeitsprinzip zu erklären. Sie sind vielmehr lediglich „Entladungen der Männlichkeit, sichtbare Zeichen der männlichen Energie“. Die Tiere, welche Hörner, große Zähne, Geweihe u. dergl. haben, zeichnen sich durch große geschlechtliche Lebhaftigkeit aus; aber umkehren läßt sich der Satz nicht.

Bemerkenswert ist das größere Gewicht des männlichen Schädels fast in der ganzen Tierreihe, einschließlich des Menschen. Doch ist von Interesse, daß der Mann in den Außenwerken dem Weibe ähnlicher ist als fast alle männlichen Tiere den weiblichen. Der immerhin vorhandene Unterschied liegt darin, daß der Mann z. B. stärkere Augenränder, Kiefer, Muskelansatzstellen aufweist.

Indes bietet auch der Schädel-Innenraum gewisse Unterschiede, und zwar kann man sagen, daß durchschnittlich bei den oberen Tieren wie beim Menschen der weibliche Gehirnraum $^9/_{10}$ des männlichen entspricht.

Bezüglich der Schädelform wandelt Möbius in den Fußstapfen Galls, welcher die abweichende Konfiguration gewisser äußerer Knochenteile bei Mann und Weib mit der verschiedenen Gestaltung der entsprechenden Hirnpartieen in Verbindung bringt. Zur näheren Erläuterung sind eine Anzahl Abbildungen von Tier-, insbesondere Affenschädeln beigefügt, an welchen Möbius den Nachweis zu erbringen sucht, daß Galls Angaben über die Schädelform, soweit die Geschlechter in Frage kommen, richtig seien. Möbius glaubt, im Anschluß an seine oben skizzierten Ausführungen über die Triebe, daß diese es seien, welche jene Formverschiedenheiten bedingen.

Die von ihm gegebene Anregung ist es in der Tat wert, mit Eifer aufgenommen zu werden, damit wir endlich — fußend auf einem größeren Material — zu festeren Anschauungen über diese wichtigen Dinge gelangen. Das Thema nach längerer Vernachlässigung als erster wieder aufgegriffen zu haben, ist aber auf alle Fälle des Leipziger Gelehrten ungeschmälertes Verdienst.

Dr. G. Lomer.

L. Wilser, Stammbaum der indogermanischen Völker und Sprachen. Nach einem am 9. Juli 1906 im historisch-philosophischen Verein zu Heidelberg gehaltenen Vortrag. Jena 1907, H. Costenoble.

In diesem durch einige Nachträge erweiterten Vortrag wendet sich der unsern Lesern bekannte Verfasser gegen die von Hoops, Professor der englischen Sprache und Literatur an der Universität Heidelberg, in seinem Buche „Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum" (in der Revue V, 2 besprochen) und einem daran anknüpfenden Vortrag im obengenannten Verein geäußerten Ansichten über „Die Heimat der Indogermanen", die im wesentlichen denen von Geiger (Ueber den Ursitz der Indogermanen 1869/70; mit anderen Abhandlungen nach seinem Tode bei Cotta veröffentlicht: Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit, 1878) gleichkommen. Gewissermaßen als Probe auf die Richtigkeit dieser Auffassung hatte Hoops einen Verbreitungskreis der indogermanischen Völker entworfen, von dem nun Wilser, auf Grund des von ihm selbst seit Jahren aufgestellten und in verschiedenen Veröffentlichungen verteidigten Stammbaums, der eine fächerförmige Ausstrahlung der stammverwandten Völker und Sprachen von Schweden aus lehrt, nachweist, daß er, von allem anderen abgesehen, aus rein sprachlichen Gründen unmöglich ist. Wer die langgesuchte Urheimat gefunden zu haben glaubt, der möge, heißt es am Schlusse, durch einen besser allen bekannten Tatsachen gerecht werdenden Stammbaum die Richtigkeit seiner Lehrmeinung beweisen. Aus dem Inhalt heben wir noch die von allen früheren abweichende Beantwortung zweier berühmter Streitfragen der Geschichte und Völkerkunde hervor: die Baiern sind Nachkommen der zwischen Schwaben und Goten die Verbindung herstellenden Lugier und gehören, ohne jedoch Schwaben zu sein, zum dritten der vier germanischen Hauptstämme, dem herminonischen; die Etrusker sind wie die Pelasger oder Tyrsener der Balkanhalbinsel und Kleinasiens aus dem großen Volk der Thraker hervorgegangen und darum ziemlich nahe Seitenverwandte der Hellenen.

H. L.

E. Peters, Wie erziehen wir gesunde und starke Kinder? Leipzig 1907, O. Weber. 102 S., 1 Mk.

Der Verfasser ist weder Arzt noch Pädagoge; dieser Mangel an Fachgelehrsamkeit wird jedoch durch seine naturwissenschaftliche Bildung und sein gesundes Urteil genügend ausgeglichen. Jedenfalls behandelt er sein Thema in einer Form, die sich von den anderweitigen schablonenmäßigen Darstellungen vorteilhaft unterscheidet. Ueber gute Ratschläge an Eltern, Erzieher und Behörden kommt freilich auch er nicht hinaus; er bleibt bei dem „sollte", „müßte" und „dürfte" stehen, anstatt sich zu dem kategorischen Imperativ an alle Väter aufzuschwingen: Macht es zu Eurer ersten und obersten politischen Aufgabe, den staatlichen und kirchlichen Einfluß auf die Erziehung zu brechen! — Dieses Postulat ist vorläufig noch das A und O aller Erziehungsweisheit. Dr. L.

Dr. med. Bachmann, Kreisarzt, Hygienische Reformgedanken auf biologischer Grundlage. Hamburg und Leipzig 1906, Leopold Voß. 76 S., 1,50 Mk.

Der unseren Lesern bereits bekannte Begründer der Freien Vereinigung biologisch denkender Aerzte gehört zu den heute noch sehr vereinzelten Medizinern, die sich nicht an dem dürftigen Fachwissen des staatlich approbierten Arztes genügen lassen, sondern sich zu einer höheren Warte ärztlicher Erkenntnis hinaufgearbeitet haben, und die, was ganz besondere Anerkennung verdient, auch den Mut und die Konsequenz besitzen, ihre Meinung vor der Oeffentlichkeit zu bekennen. Es ist — mit einem Wort — die Medizin und Hygiene des gesunden Menschenverstandes, die der Verfasser mit ebensoviel Logik wie Ueberzeugungstreue vertritt. Dazu mußte er sich allerdings zunächst extra universitatem ein wirkliches Wissen

vom Menschen erwerben; denn Anthropologie und Biologie, die starken und selbstverständlichen Grundpfeiler seiner Betrachtungsweise, gehören bekanntlich bis jetzt noch zu denjenigen Disziplinen, deren unsere verzopfte Staats- und Kathedermedizin entraten zu können glaubt. Was er uns nun von diesem Standpunkt aus über die Verschiedenheit des Wertes der menschlichen Individuen, den Einfluß der heutigen Lebensweise auf Gestalt und Konstitution, die Quellen und Ursachen der menschlichen Entartung, den biologischen Konstitutionsbegriff, die zur einseitigen Infektionshygiene ausgeartete staatliche Gesundheitspflege, endlich über die Aufgaben und Ziele einer wahren sozialen Hygiene zu sagen weiß, das alles ist so einfach, so klar und einleuchtend, daß man nur wünschen kann, jeder Arzt möchte sich mit des Verfassers Ausführungen gründlich vertraut machen; denn die überaus gehaltvolle Schrift vermag eine ganze Bibliothek moderner medizinischer Literatur nicht nur aufzuwiegen, sondern an innerem Wert noch zu übertreffen.

Dr. med. Landmann.

Eingegangene Bücher.

(8° Format und broschiert, wo nicht anders vermerkt.)

Die Herren Mitarbeiter belieben unter den nachstehend verzeichneten Werken zu wählen und Anträge auf Ueberweisung von Rezensionsmaterial an die Redaktion zu richten.

Bauer, O., Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Bd. 2 der Marx-Studien, herausgegeben von Dr. Max Adler und Dr. Rud. Hilferding. Wien 1907, J. Brand. 576 S., 8,40 Mk.

Bölsche, W., Ernst Haeckel. Ein Lebensbild. Volksausgabe. Berlin und Leipzig, H. Seemann Nachf. 218 S., 1 Mk.

Chatterton-Hill, George, Heredity and selection in soziologie. London 1907, A. & C. Black. 570 S., 12,50 Mk.

Freud, Prof. Dr., Schriften zur angewandten Seelenkunde. 1. Heft: Der Wahn und die Träume in W. Jensens Gradiva. Wien und Leipzig 1907, Hugo Heller & Cie. 81 S.

Friedrich, Fritz, Studien über Gobineau. Leipzig 1906, E. Avenarius. 317 S., 6 Mk., geb. 7 Mk.

Gebhardt, M., Lebenskraft. Berlin 1907, H. Walther. 180 S.

Hanftmann, B., Hessische Holzbauten. Beiträge zur Geschichte des westdeutschen Hauses. Marburg 1907, N. G. Elwert. 200 S. groß 8°, brosch. 10 Mk., geb. 11,50 Mk.

Hodge, F. W., Handbook of American Indians north of Mexico. Part. I. Washington 1907. 972 S.

Jülicher, Prof. Dr. A., Paulus und Jesus. 14. Heft der I. Reihe der religionsgeschichtlichen Volksbücher. Tübingen 1907, J. C. B. Mohr. 72 S., 0,75 Mk.

Mann, Bernhard, Dennoch! Einige Worte gegen das Reichswahlrecht und gleichzeitig gegen das preußische Landtagswahlrecht mit Vorschlägen zur Abänderung beider. Berlin 1907, H. Walther. 32 S., 0,60 Mk.

Novicow, J., Die Gerechtigkeit und die Entfaltung des Lebens. Autorisierte Uebersetzung von A. H. Fried. Berlin 1907, Wedekind & Cie. 400 S., 6 Mk.

Schaarschmidt, Prof. C., B. de Spinozas kurzgefaßte Abhandlung von Gott, dem Menschen und dessen Glück. Bd. 91 der philosophischen Bibliothek. 3. Aufl. Leipzig 1907, Dürrsche Buchhandlung. 128 S., 1,80 Mk.

Steinmetz, Dr. S. R., Die Philosophie des Krieges. Bd. VI der natur- und kulturphilosophischen Bibliothek. Leipzig 1907, J. A. Barth. 352 S., 7 Mk., geb. 7,80 Mk.

Stephan, P. und **Diez,** E., Umbrien. Das Land, sein Werden, seine Kunst. Wien und Leipzig 1907, H. Heller & Cie. 112 S.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach (Aufsätze und Besprechungen); Dr. phil. Koch-Hesse in Greifswald (Berichte und Notizen).
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VI. 6. 1907.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Die Wohlgebornen.

Prof. Dr. Th. Petermann.

Wohlgeboren — im 17. Jahrhundert noch ein Prädikat, dessen Verleihung durch den Kaiser von vornehmen Familien als eine Auszeichnung angesehen wurde — gilt jetzt als ein recht geringer Titel. Viele Menschen fühlen sich geradezu beleidigt, wenn ihnen zu dem „Wohlgeboren“ nicht auch noch ein „Hoch“ vergönnt wird. Und doch besagt selbst „Hochgeboren“ im Grunde weniger als „Wohlgeboren“, denn von einer Höhe kann man herabgestürzt werden, während „Wohlgeboren“ eine der Person anhaftende Eigenschaft hervorhebt.

Es geht aber mit den Prädikaten wie mit den Münzen, deren Wert im Umlaufe nicht immer ihrem innern Gehalte entspricht. Die Gleichgültigkeit gegen die Wohlgeborenheit wurde herbeigeführt durch den im 18. Jahrhundert aufgestellten und allmählich zum Axiom gewordenen Satz: „Alle Menschen sind von Geburt gleich!“ Aber ist denn das wirklich wahr? Insoweit sie Menschen sind, ganz gewiß, denn sonst würden sie nicht Anspruch auf den Menschennamen haben; aber auch nur insoweit. Gleiche Teilnahme an den bürgerlichen und politischen Rechten folgt daraus noch lange nicht von selbst. Als doktrinäre Forderung klingt es ja wunderschön: „Gleichberechtigung von Allem, was Menschenantlitz trägt.“ Aber in der Durchführung macht es sich recht schwer; das haben wir in unserer Kolonialpolitik erfahren, geradeso wie andere Weltpolitik treibende Völker vor uns.

Der abstrakte Einheitsbegriff „Mensch“ ist ein Produkt der Spekulation. Das induktive Verfahren läßt uns die Unterschiede erkennen, die, wenn wir sie zu einem bestimmten Zwecke außer Betracht lassen, doch nicht aufhören zu existieren, so wenig als die Persönlichkeiten dadurch verschwinden, daß wir sie in einem Kollektivbegriffe zusammenfassen.

Die Differenzierung ist nun nicht etwa ein abzustreifendes Ueberbleibsel barbarischer Jahrhunderte, sondern im Gegenteil ein Resultat der vermehrten Arbeitsteilung, auf welcher der Fortschritt beruht. Die Angehörigen eines Volkes nackter Wilder gleichen sich unter-

einander viel mehr, sind viel mehr gleich befähigt, einer des andern Stelle auszufüllen, als die Angehörigen eines Kulturvolkes. Aber an seinem Platze ist jeder von den letzteren trotzdem gleich wichtig. Der Bruch einer unscheinbaren Schraube kann den Untergang einer kunstvollen Maschine herbeiführen. Deshalb ist nach richtiger moderner Auffassung jeder tüchtige Mensch gleich wertvoll für das Ganze, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß die Gleichwertigkeit der Individuen mathematisch als Vertauschbarkeit zu verstehen sei.

Aber es gibt neben den gleich wertvollen Gliedern der Gesellschaft auch schlechthin minderwertige, wertlose, ja schädliche. In früheren Zeiten, wo die Gesellschaft nicht reich genug war, um solche Non-valeurs mit durchzuschleppen, wurden sie kurzerhand ausgeschieden. Die mißgestalteten, lebensschwachen Kinder wurden gleich nach der Geburt umgebracht, die Verbrecher ohne weiteres dem Galgen überantwortet. Damit ersparte man sich die Lasten der Verwahrung und die Sorge, letztere könnte sich einmal als unzulänglich erweisen und die öffentliche Ordnung da oder dort ihren ausbrechenden Feinden zum Opfer fallen.

Solche radikale Härte widerstrebt unserm modernen Gefühle. Aber der Pflicht der Verteidigung der Gesellschaft können wir uns trotzdem nicht entschlagen. Ja wir können dies weniger als je, da ihr komplizierter Organismus viel mehr verletzbare Stellen aufweist und die Mittel des Selbstschutzes beträchtlich vermindert worden sind.

Die Abwehr gegen diese schlechten Elemente der Gesellschaft kann nun eine zweifache sein, eine repressive und eine präventive.

Die repressive besorgt die Polizei und Kriminaljustiz; mit welchem Erfolge, darüber belehrt uns die Notwendigkeit, immer neue Zuchthäuser und Verwahranstalten zu bauen[1]). Denkende Kriminalisten und Strafanstaltsbeamten zerbrechen sich seit einer Reihe von Jahren den Kopf über den augenscheinlichen Mißerfolg ihrer gewissenhaften Arbeit. Kurze Freiheitsstrafen — und wir kennen ja kaum noch eine andere Strafart als die Freiheitsstrafe — sind nach der übereinstimmenden Ansicht vieler Sachkenner in erziehlicher Beziehung wirkungslos, oft sogar schädlich und lange brechen vielleicht die Energie zum Bösen, aber sicher auch die Energie zum Guten, die der unter erschwerenden Umständen der Welt Zurückgegebene doppelt nötig hätte. Daher die unendliche Reihe der Rückfälligen, ein beredtes Zeugnis für den geringen Erfolg unserer Kriminaljustiz, was dann auch das Erstehen von Zweiflern und ernsten Kritikern in deren eigener Mitte veranlaßt hat.

Die präventive Abwehr ist vor allem Sache der Erziehung, die man heute gern mit der Schule identifizieren möchte. Gewiß hat diese im letzten Jahrhundert auf dem Gebiete der Bildung ungeheuere Erfolge aufzuweisen und die dafür gebrachten Opfer sind sicher nicht umsonst gebracht. Aber auf dem Gebiete der Moral ist ein solcher Fortschritt nicht erkennbar. Im Gegenteil, es mehren sich die Klagen über die zunehmende Verderbtheit und Verrohung der Jugend, ohne daß eine schlagende Widerlegung möglich wäre.

---

[1]) Momentaner Rückgang in der Zahl der Strafgefangenen wird mit der guten geschäftlichen Konjunktur in Verbindung gebracht, welche zu Eigentumsverbrechen (bekanntlich die zahlreichsten unter allen Straftaten) weniger Anlaß gebe.

Weder die Justiz noch die Schulen mit ihren Hülfsanstalten (obwohl die letzteren ihren Einfluß auf Kosten des Elternhauses immer mehr zu erweitern bemüht sind, so daß Geh.-Rat Post spotten konnte: „Er wundere sich nur, noch nichts von Kinderschlafstellen gehört zu haben") scheinen das Uebel an der Wurzel treffen zu können.

Ja, wo steckt denn eigentlich diese Wurzel? Die Kirche antwortet: „In dem menschlichen Herzen, das böse ist von Jugend auf!" Das scheint wirklich den Nagel auf den Kopf zu treffen! Man hat zeitweilig gelächelt über die kirchliche Lehre von der Erbsünde. Aber wenn man neuerdings in den Gutachten verschiedener Aerzte über die ihnen zur Beobachtung überwiesenen Verbrecher einmal über das andere liest: „Erblich belastet!", so kommt man doch dahin, die Frage weniger leicht zu nehmen.

Die Pädagogen, die aus dem Kinde alles Beliebige machen zu können meinten, betrachteten dessen Seele als ein weißes Blatt, auf das sie, wenn ihnen die Kinder nur zeitig genug übergeben würden, schreiben könnten, was ihnen beliebe. Sie bedachten nicht, daß es auch eine sympathetische Schrift gibt, die, auf den ersten Blick unsichtbar, unter günstigen Umständen zum Vorschein kommt und als die ältere, mit dem Gewebe fest verbundene durch das darüber Geschriebene höchstens verdeckt, aber nicht ausgetilgt werden kann. Solange wir den Homunkulus nicht in der Phiole herstellen können, solange die Menschen geboren werden, ebensolange werden sie auch angeborene Eigenschaften und Anlagen zeigen, gute und schlimme, die meist erst mit der fortschreitenden Entwicklung in die Erscheinung treten, aber schon von Anbeginn vorhanden waren.

Der Zoologe Haeckel bringt in den seiner natürlichen Schöpfungsgeschichte beigefügten Tafeln nebeneinander Embryonen des Menschen, des Hundes, des Huhns usw., die sich untereinander ungemein ähnlich sehen. Man behauptet, es sei, im Interesse der Beweiskraft für das Thema probandum der einheitlichen Abstammung, der Aehnlichkeit etwas nachgeholfen worden. Wir lassen dies, da die rückwärts gerichtete Frage uns hier gar nicht interessiert, auf sich beruhen. Aber das wird niemand bestreiten, daß aus den Embryonen sich schließlich zu Mensch, Hund entwickelnder Wesen, trotz der scheinbaren Aehnlichkeit im ersten Entwicklungsstadium, nie etwas anderes als ein den Eltern gleichartiges Geschöpf sich entwickeln konnte, die prästabilierte Eigenart des ausgereiften Individuums vielmehr schon im Keime von vornherein unwiderruflich feststand.

Das gleiche wie von der Konstanz der Arten gilt von der Konstanz der Rassen; das weiß jeder Tierzüchter, dessen ganze Tätigkeit ohne diese Voraussetzung in der Luft schwebte. Und in dieser Rassenkonstanz ist nicht nur die Vererblichkeit von Gestalt und Größe, sondern auch die Vererblichkeit von Charaktereigenschaften inbegriffen. Sollte der Mensch von dieser im Tierreich beobachteten Regel eine Ausnahme machen? Die Erfahrung sagt: Nein!

Freilich muß man einschränkend hinzufügen: so glatt und einfach wie im Tierreiche verläuft die Sache beim Menschen nicht, weil bei ihm die Entwicklungsfähigkeit der Persönlichkeit, die Differenzierbarkeit der Individuen, die auch im Tierreiche nicht fehlt, unendlich

viel größer ist. Aber neben dem Erworbenen behält das Ererbte auch bei ihm seine Bedeutung.

Die primitive Menschheit ist davon durchaus überzeugt gewesen und hat von jeher höhere und niedere, begabtere und unbegabtere Rassen unterschieden. Die Neuzeit hat, gestützt auf die Lehre von der einheitlichen Abstammung der Menschen und ihre Gleichheit vor Gott Widerspruch erhoben. Es ist jedoch nicht zu übersehen, daß sie dabei mit Postulaten gegen die von ihr im übrigen als allein maßgebend behandelte wissenschaftliche Empirie stritt. Freilich, die Artreinheit des Menschengeschlechts ist durch das für den Artbegriff entscheidende Moment: die Entstehung fortpflanzungsfähiger Bastarde (das von Agassiz übersehene Kriterium) sichergestellt. Aber innerhalb der Art sind doch sehr bedeutende ständige Varietäten möglich.

Weit wichtiger als der für unsere Kolonial- und Weltpolitik allerdings sehr belangreiche Rassenbegriff in ethnographischem Sinne ist derselbe in seiner soziologischen Bedeutung, und eine Aufgabe der praktischen Politik besteht darin, die Erhaltung und Vermehrung der tüchtigen Rasse zu fördern, der Ausbreitung der schlechten aber tunlichst entgegenzuwirken.

Als erstes Kriterium der besseren Rasse hat man zu allen Zeiten einen vorzüglichen Körperbau angesehen. Größe und Stärke entscheiden nicht allein. Gewandtheit und Ausdauer kommen auch in Betracht. Das Bedürfnis des Schutzes gegen äußere Feinde stellte die hierzu Geeignetsten in die erste Linie. Deshalb haben auch die alten Feudalherren seinerzeit ihre Wachmannschaft aus den körperlich Tüchtigsten gebildet, und wie glücklich sie in dieser Richtung gewählt und welche Beharrungskraft die in diese Stellung berufenen Familien bewährt haben, beweist der Umstand, daß uns noch heute nach Jahrhunderten die Nachkommen der letzteren z. T. jene corpora, quae miramur, von denen Tacitus spricht, vor Augen führen[1]). Uebrigens gehören zum Kriegswesen nicht bloß körperliche, sondern auch geistige Eigenschaften, wie Mut, Umsicht, Zuverlässigkeit, so daß die diesen Anforderungen Entsprechenden für jene Zeit schon als eine Art Elite im allgemeinen gelten konnten.

Freilich sind inzwischen viele ehemals tüchtige Geschlechter entartet. Der moderne Briefadel aber wurde aus den verschiedensten Rücksichten erteilt, welche mit allgemeiner und vollends vererblicher Tüchtigkeit nicht das mindeste zu tun hatten. Witzelte man doch in Oesterreich vor einem Menschenalter: „Eiserne Stirn, eiserne Kasse, eiserne Krone!“ Ein Monarch der Neuzeit soll einmal nach der Vorstellung einiger neugebackenen Adligen seufzend gesagt haben: „So also sehen jetzt meine Ritter aus!“

---

[1]) Als unverdächtiger Zeuge sei hier die Hardensche „Zukunft“ vom 5. Januar 1907 zitiert. Sie sagt: „Warum schmäht Ihr die Junker? ... Wir brauchen sie und müssen deshalb dafür sorgen, daß sie nicht verkümmern und aussterben. ... Nicht weil ihre Ahnen am Hofe der Askanier und Nürnberger dienten, schätzen wir diese Geschlechter höher als andere, sondern weil sie auf gute Zucht hielten, auf reines Blut und edle Rasse, und ihre Kinder gewöhnten, im Ehrenpunkte empfindlich zu sein. Seht sie an, die schlanken Leiber und feinen Köpfe: und sagt dann aufrichtig, ob wir sie als anthropologischen und militärischen Machtfaktor entbehren können, wenn wir uns als Herrenvolk behaupten wollen.“

Jedenfalls müssen sich Adel im staatsrechtlichen und Aristokratie im ursprünglichen Wortsinn keineswegs mehr decken. Wir brauchen für den Begriff der „Besten“ eine breitere und modernere Grundlage.

Eine solche liefert, was die körperlichen Vorzüge betrifft, die Aushebung. Nur die Hälfte der jungen Männer erscheint z. B. in Sachsen für den Felddienst volltüchtig. Eine ziemlich ebenso große Zahl wird dem Landsturme und der Reserve überwiesen.

Nun sind die unter den Waffen Stehenden bekanntlich von der Verehelichung ausgeschlossen. Mit Rücksicht hierauf bezeichnete der schon genannte Haeckel unsere Militärverfassung nicht mit Unrecht als eine umgekehrte Zuchtwahl, indem sie den minder Tüchtigen die eheliche Fortpflanzung gestatte, während sie gleichzeitig die Tüchtigsten davon abhalte; ein Vorwurf, der mit der Abkürzung der Dienstzeit von seiner Tragweite allerdings verloren hat, aber trotzdem noch in Betracht zu ziehen sein wird.

Was die geistigen Eigenschaften anlangt, so sind die auf der niedrigsten Stufe des Intellektes Stehenden, die Irr- und Blödsinnigen, allerdings von der Verehelichung und Fortpflanzung ausgeschlossen. Eine Bevorzugung der Höchststehenden findet aber nicht statt und zwar mit gutem Grunde. Auf die Vererblichkeit geistiger Eigenschaften läßt sich bekanntlich mit viel geringerer Sicherheit rechnen, als auf die Vererbung körperlicher. Geistig hervorragende Männer haben oft recht unbedeutende Kinder. Lombroso zählt bekanntlich den genialen Menschen sogar zu den geistig Abnormen, und die römische Kirche hat die Klasse, welche im Mittelalter am meisten die Intelligenz repräsentierte, die Geistlichkeit, direkt von der ehelichen Fortpflanzung ausgeschlossen.

Dazu kommt, daß schon wegen der langen Vorbereitung im Reiche der Geister außerordentlich viel Zeit notwendig ist, um selbst durch eigene Arbeit eine auskömmliche und zum Unterhalte einer Familie genügende Mittel gewährende Stellung zu erringen. Kein Wunder daher, wenn Prof. Steinmetz, neben Galton einer der hervorragendsten Forscher auf dem Gebiete der Eugenie (wie man — leicht mißverständlich! — mit einem dem Altertume entlehnten Worte die Wohlgeborenheit neuerdings getauft hat), bei den geistig hervorragendsten Männern eine unterdurchschnittliche Kinderzahl festgestellt hat, was nebenbei durchaus kein Schade ist, denn sie können und werden ihre Eigenart mehr durch Befruchtung der Geister, also wie die edeln Obstsorten mehr durch Pfropfen als durch Samen, im buchstäblichen Sinne fortpflanzen.

Die Griechen hatten einen Ausdruck, welcher den Inbegriff körperlicher und geistiger Vorzüge bezeichnete: Kalokagathie! Das kam daher, weil sie den körperlichen und geistigen Menschen mehr als eine Einheit behandelten und ausbildeten, während bei uns die ritterlichen Turniere und die Turniere des Geistes höchstens in der französisch gefärbten Minnesingerei einige Verwandtschaft aufwiesen, im allgemeinen aber ganz auseinandergehende Wege einschlugen. In der Blütezeit unserer Pedanterie schien es beinahe geboten, nach der Art orientalischer und mittelalterlicher Mystiker den Leib verkümmern zu lassen, um den Geist zu seiner höchsten Vollkommenheit zu bringen. Erst das 19. Jahrhundert hat in unseren Gymnasien der Gymnastik wieder Eingang verschafft, aber damit den Einheits-

begriff des vollkommenen Menschen keineswegs wieder hergestellt. Es ist deshalb für uns leichter, ihn a contrario zu begrenzen, indem wir das Unvollkommene abscheiden, wobei wir im Reste das mehr oder minder Vollkommene in der Hand behalten, dem wir dann, wenn wir auf Vervollkommnung hinarbeiten, einen Vorsprung vor dem Unvollkommenen zu verschaffen suchen müssen.

Freilich stehen uns geeignete Merkmale zwischen beiden Kategorien, nicht für die ganze Bevölkerung, sondern — wir denken an die Konskription — vorzugsweise nur für die männliche Hälfte zur Verfügung. Es haben sich zwar auch Männer erhoben, welche eine Ausdehnung der Militärpflicht auf das weibliche Geschlecht fordern; so Thun (der erweiterte deutsche Militärstaat, 1887) und neuerdings eine Schrift mit dem Titel: „In die Kaserne mit der Frau!"

Der Gedanke ist kein bloßes Hirngespinst, denn einige wilde Völker gaben ihren jungen unverheirateten Männern, welche die stehende Armee des Landes bilden und abgesondert von den übrigen wohnen, eine Anzahl junger Frauenzimmer zu Genossinnen — nicht Ehefrauen — mit in die gemeinsamen Häuser, welche letztere bei den Pelew-Insulanern als Klöbbergölls bekannt sind. Aehnlich versorgen die Massais ihre Elmoran.

Aber diese Einrichtung dürfte doch nicht den Beifall unserer christlich europäischen Militärstaatserweiterer haben. Wir wollen sie deshalb auf sich beruhen lassen und können dies um so mehr tun, als wenn wir aus einer Hälfte der Menschheit und zwar derjenigen, welche nach dem Brauche alter Völker, ja selbst der meisten Tiere, die werbenden Elemente umfaßt, die wahre Auslese treffen, wir darauf rechnen dürfen, daß sie, soweit ihre persönlichen Neigungen ausschlaggebend sind, auch die angemessenen Genossinnen zu finden wissen werden.

Freilich leidet diese Annahme Abbruch durch die Unfreiheit der Entschließung. Diese Unfreiheit kann eine innere und äußere sein, ersteres auch infolge der Unerfahrenheit der Wählenden, wie sie namentlich bei sehr jugendlichen Liebesleuten vorkommt, letzteres infolge eines von anderen Personen oder unabweislichen Rücksichten ausgeübten Zwanges.

Als solche fremdartigen Bestimmungsmomente machen sich besonders die pekuniären Rücksichten geltend. Daß diese im Bauernstande, unterstützt durch die elterliche Autorität, von jeher einen entscheidenden Einfluß geübt haben, ist bekannt, und wenn trotzdem dieser Stand im allgemeinen sich in ziemlich guter körperlicher Verfassung erhalten hat, so ist dies wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß wir es hier mit einer ziemlich homogenen Masse zu tun haben, während in dem aus körperlich sehr ungleichartigen Elementen zusammengesetzten Bürgerstande fortgesetzte Geldheiraten zu einer Degeneration der Rasse führen müssen, der gegenüber in den Worten des alten Liedes: „Was nützt mir der Reichtum? das Geld küss' i nit!" die natürliche Volksweisheit recht behält.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu der militärischen Musterung als einer Auslese der körperlich tüchtigsten unter den jungen Männern zurück, so müssen wir freilich bekennen, daß dieselbe nicht zu dem Zwecke geschieht, dieselben für die Fortpflanzung zu

konservieren, sondern im Gegenteil sie eventuell zu exponieren, und daß sie, wie schon oben bemerkt wurde, weit entfernt, ihnen einen Vorsprung in der Fortpflanzung zu verschaffen, sie in dieser Hinsicht ins Hintertreffen bringt, bez. sie in Verhältnisse versetzt, welche ihnen in diesem Punkte auch für die Zukunft schädlich werden können. Letzteres geschieht namentlich, weil sie der Verseuchung[1]) mehr ausgesetzt sind, als sie es in ihren heimischen Verhältnissen gewesen wären, während die Mindertauglichen bezüglich der Familiengründung doppelt bevorzugt sind, indem sie nicht nur keinem Eheverbote unterliegen, sondern auch die sich öffnenden Erwerbsgelegenheiten zuerst besetzen. Dies und daß sie, weil „militärfrei", in manchen derselben bevorzugt werden, findet allerdings seinen Ausgleich in den gedienten Soldaten zugebilligten Vorrechten im öffentlichen Dienste; aber dieser Ausgleich tritt doch erst in späteren Jahren ein und kompensiert nur mangelhaft den Vorsprung der Mindertüchtigen in jungen Jahren.

Vom Standpunkte der „Stirpikultur", um diesen von der Oneidasekte gemißbrauchten Ausdruck einmal in sein Recht einzusetzen, ist dies höchlich zu bedauern. Ganz beheben lassen sich die nachteiligen Rückwirkungen nicht; aber der Vorsprung der Mindertüchtigen wäre in sein Gegenteil umzukehren.

Das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich setzt die Ehemündigkeit für den Mann auf das vollendete 21. Jahr fest. Wenn die deutsche Heiratsstatistik für 1904 trotzdem 1871 Eheschließungen von Männern unter 21 Jahren aufweist, so mögen dabei wohl Ehen von Ausländern im Spiele sein. Zweifellos ist diese Zahl unter 477 822 (also rund eine halbe Million) Eheschließungen im ganzen ein Tantillum. Mit dem 21. Lebensjahre des Bräutigams beginnen jedenfalls erst die zur Ziffer schlagenden Eheschließungen der Männer und sie geschehen in folgenden Lebensjahren des Bräutigams:

21—22:	12 539	27—28:	42 270
22—23:	27 310	28—29:	34 514
23—24:	41 286	29—30:	26 733
24—25:	53 679	30—31:	21 406
25—26:	56 819	31—32:	16 900
26—27:	49 712	32—33:	12 319 usw.

Für die Verheiratung der Männer kommen also hauptsächlich in Betracht das 23.—28. Lebensjahr. Die größere Hälfte (55 pCt.) der Eheschließungen der Männer fällt in diese Periode[2]). Sie beginnt mit der vollendeten Militärpflicht. Es hätte gar kein Bedenken, wenn man die Untauglichen oder Mindertauglichen nötigen wollte, mit ihrer Verheiratung ebensolange zu warten, wie die Tüchtigen warten müssen. Die 100 000 um ein oder zwei Jahre hinausgeschobenen Heiraten bilden nur $^1/_{11}$ der Gesamtzahl, und der Einwand, man würde damit

---

[1]) Eine in Preußen aufgenommene Statistik der am 30. April 1900 als geschlechtskrank in ärztlicher Behandlung gewesenen Männer läßt einen erschreckenden Blick tun in die üblen sanitären Verhältnisse der Großstädte, wobei es geradezu auffallen muß, daß die Zustände in der Armee so günstige sind. In ganz Preußen betrug die Zahl der Geschlechtskranken unter 10000 erwachsenen Männern 28, in Berlin 142, in Städten über 100 000 Einw. 100, in Orten unter 30000 Einw. 80, in der Armee 15.

[2]) In Frankreich standen im Jahre 1903 von (nur) 295 996 heiratenden Männern 71 145 im Alter von 20—24, 134 731 im Alter von 25—29 Jahren.

der Prostitution oder der Begründung illegitimer Verhältnisse Vorschub leisten, ist von sehr geringer Bedeutung. Wer bis zum 21. Jahre rein gelebt hat, wird sich, bloß weil er nicht augenblicklich heiraten kann, schwerlich der Ausschweifung in die Arme werfen, und die Erfahrung bayerischer Dorfgemeinden, in denen der den Besitzlosen, wenngleich vollkommen Erwerbsfähigen, hartnäckig verweigerte Heiratskonsens wilde Ehen fast mit Notwendigkeit herbeiführte, ist in seiner Wirkung nicht zu vergleichen mit der Hinausschiebung des Heiratstermins bis zu dem Alter, in welchem den Kräftigeren die Ehe überhaupt erst gestattet ist.

Aber die Kräftigeren werden jetzt, wie schon gezeigt, nicht nur durch Hinausschiebung der Heiratserlaubnis, sondern auch durch Verhinderung der Gewinnung der ökonomischen Voraussetzungen zur Begründung eines Hausstandes zurückgesetzt. Diese Differenz ließe sich ausgleichen durch Gewährung eines Heiratsgutes, einer Ausstattung, deren Wert wir, bescheidenen Verhältnissen entsprechend, auf 500 Mark annehmen wollen. Es ist das noch nicht das, was vor 50 Jahren, vor der ausnahmslosen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, für Gewinnung eines Einstehers bezahlt wurde.

Wer soll nun diese 500 Mark pro Wehrmann, die sich für das ganze Reich zu 125 Millionen Mark jährlich summieren dürften, aufbringen? Das Reich, das kaum weiß, wie es die laufenden Bedürfnisse der Militärverwaltung decken soll? Da wird man lange warten können! Nein, ich meine, hier sollte, in Umkehrung des alten Satzes: qui non habet in aere, luat in corpore, ein Ausgleichsmittel in Anwendung kommen, welches die Geldbedürftigkeit des Fiskus wegzunehmen droht, wenn nicht rechtzeitig die näheren Anwärter ihren Anspruch geltend machen, die Wehrsteuer[1]) der nicht persönlich Dienstleistenden, selbstverständlich abgestuft nach den Vermögens- und Einkommensverhältnissen der Verpflichteten, und da viele der letzteren bei Eintritt der Militärpflicht noch gar kein Einkommen besitzen, verteilt auf eine Reihe von Jahren.

Aber mit der „Ausstattung" ist höchstens erzielt, daß die jungen Ehepaare ihre Wirtschaft nicht mit Schulden anfangen. Für die größeren Bedürfnisse, wie wir sie nach dem Spruche des alten Weisen: „Von den Besten soviele Kinder als möglich, von den Schlechten so wenige als möglich", den Auserwählten doch wünschen müssen, ist damit noch wenig getan.

Die ritterlichen Familien des Mittelalters, deren Mitgliederbestand übrigens oft genug durch Kriege und Fehden dezimiert wurde, pflegten, wenn für die wachsende Kopfzahl am Tische des Hauses kein Platz mehr war, den Ueberschuß an die lange Tafel der Kirche abzuschieben, die ja keinen eigenen Nachwuchs besaß. Einige Ueberbleibsel und Analoga haben sich erhalten. Zu den letzteren rechne ich, nachdem die geistlichen Stellen in aus ehemaligen Klöstern entstandenen Fräuleinstiften dem weiblichen Geschlechte vorbehalten sind, die den

---

[1]) Schon die alte römische Republik belegte die, selbstverständlich nicht persönlich Dienstleistenden viduae et orbi mit einem aes hordearium zugunsten der Berittenen.

Offizierssöhnen in den Kadettenhäusern tatsächlich gewährten Erziehungsbeihilfen, die Soldatenkindererziehungsanstalten. Auch sonst werden ja kinderreichen Familien durch Steuernachlaß, Schulfreistellen usw. gewisse Erleichterungen gewährt, aber dies alles meist ohne Unterschied der Tüchtigkeit der Eltern und ihres Nachwuchses; denn nach dem Prinzip der Zuchtwahl die Untüchtigen auszumerzen oder zugrunde gehen zu lassen, verbietet uns die christliche Barmherzigkeit.

Es ist also, da das vorgeschlagene Heiratsgut den Tüchtigen bloß die Ehe, nicht die Aufziehung einer Mehrzahl von Kindern erleichtert, noch auf andere Hilfsquellen für diesen Zweck zu denken, und da empfiehlt sich ein vor reichlich einem Menschenalter von Umpfenbach unter dem Titel: „des Volkes Erbe" gemachter Vorschlag, den Ertrag der Erbschaftssteuer nicht zur Deckung des regulären Staatsbedarfs zu verwenden (was als ein Verbrauch stehenden Kapitals zur Deckung laufender Bedürfnisse ziemlich auf eins hinauskommt mit der Bestreitung der letzteren durch Aufnahme von Staatsschulden), sondern zur Ausgleichung der Vermögensunterschiede zwischen arm und reich. Speziell den „Wohlgeborenen" vorbehalten, würde es diesen die Erhaltung einer zahlreichen Nachkommenschaft erleichtern, namentlich wenn eine diejenigen, welche für diesen Zweck nicht in natura contribuieren, treffende Hagestolzensteuer hinzuträte.

Alle diese Vorschläge bewegen sich in der Richtung, daß die Unterhaltsmittel nicht planlos verzettelt, sondern tunlichst zum Besten tüchtiger Menschen und erwünschter Nachkommenschaft zusammengehalten werden sollen. Direkt gegen dieses Prinzip verstößt es, wenn sie zur Erhaltung und Vermehrung gemeinschädlicher Elemente verwendet werden. Welche Vergeudung von Nationalvermögen in dieser Richtung stattfindet, das besser angewendet würde, hat ein Amerikaner nachgewiesen, indem er ausrechnete, daß ein gewisser Juke und seine Nachkommen, die zum größten Teil Verbrecher, Vagabunden, Säufer, Prostituierte wurden, oder im Irrenhause endeten, den Staaten und Gemeinden der Union in vier Generationen Kosten im Betrage von Millionen verursacht haben. Hier muß man doch ernstlich daran erinnern, daß es nicht genügt, ein Feld mit gutem Samen zu bestellen, sondern daß auch das Unkraut ausgerottet werden muß, damit es jenem nicht die Nahrung vorweg nehme!

In den westlichen Staaten der Union tut Richter Lynch in dieser Richtung noch nützliche Arbeit. In unseren Kulturstaaten fehlt der regulären Justiz hierzu die Handhabe. Zwar sieht unser Strafgesetzbuch noch die Möglichkeit der Todesstrafe vor, aber ihre Anwendung ist eine so außerordentlich seltene, daß sie so gut wie unwirksam ist. In Sachsen beispielsweise verzeichnet die Statistik der Todesursache in 10 Jahren auf rund 900000 Todesfälle ungefähr 15000 tödliche Verunglückungen und Selbstmorde und eine Hinrichtung! Aber während man an allem dem Jammer und Elend, welches jenen vorausging oder nachfolgte, teilnahmslos vorübergeht, ist dieser eine Fall imstande, die öffentliche Meinung zur erneuten Forderung der Abschaffung der Todesstrafe aufzustacheln. Die gesunde Meinung eines alten Achtundvierzigers: „Ja wohl, die Todesstrafe muß abgeschafft werden, aber die Herren Mörder sollten den Anfang machen!" fände heute taube Ohren.

Und in der Tat, die Todesstrafe in diesem minimalen Maße angewendet, hat keine soziale Bedeutung. Freilich läßt sich dagegen einwenden: „Man muß den Wert einer Strafe nicht nach der Häufigkeit ihrer Anwendung schätzen, sondern im Gegenteil nach der Zahl der Fälle, die sie verhindert." Aber das ist ja die alte Abschreckungstheorie! Indes lassen wir dieselbe gelten, dann müßten wir wieder den Stab brechen über die Freiheitsstrafe, die trotz ihrer unendlich häufigen Anwendung nicht imstande ist, dem verbrecherischen Triebe Einhalt zu tun.

In den sogenannten guten alten Zeiten, wo, wie Justus Meister erzählt, jede Stadt ihren Stolz darein setzte, vor dem Tore ihren eigenen Galgen stehen zu haben, erhob die Justiz sozusagen beständig ihren warnenden Finger vor jedermanns Augen. Und wenn die Warnung vergeblich war, so ward dem Rückfalle, dieser schlimmsten crux unserer Strafjustiz, ein für allemal vorgebeugt. Darum brauchte man keine kasernenartigen Gefängnisse und Zuchthäuser. Die jener Zeit waren von einer barbarischen Beschaffenheit, die den gerechten Abscheu unserer Zeit erregt, aber andererseits von einer Kleinheit, die uns mit Neid erfüllt.

Mit dem Rückfalle war auch einer anderen schlimmen Eventualität vorgebeugt, nämlich der, daß im buchstäblichsten Sinn „das Böse fortzeugend Böses neugebären" könne. Manche bei uns als ganz oder halbbarbarisch geltenden Staaten dehnen die Präsumtion der Erblichkeit verbrecherischer Gesinnung soweit aus, daß sie sogar die vor der Missetat gezeugten Nachkommen des Verbrechers für erblich belastet halten und mit ihm dem Tode weihen, ja selbst die Aszendenten, die der Verbrecher in die Welt gesetzt, nicht verschonen, wobei übrigens möglicherweise die Furcht vor der Verwandtenrache ein Wort mitsprechen mag.

Wir werden selbstverständlich nie soweit gehen. Aber die Frage der erblich belasteten Nachkommenschaft ist eine sehr ernste Frage; zumal die Verbrechen und Vergehen, die das meiste zur Füllung der Strafanstalten beitragen, einzeln so unbedeutend sind, daß sie nach unserer heutigen Anschauung unmöglich zur Anwendung der Todesstrafe Anlaß geben können.

Von ernsten Männern ist deshalb vorgeschlagen worden, die Betreffenden, wenn man ihnen auch nicht das Leben nehmen könne, wenigstens der Fortpflanzungsfähigkeit zu berauben! Ich enthalte mich als Nichtarzt in dieser noch sehr der Lösung bedürftigen Frage jedes Urteils, will aber zur Illustrierung der Sachlage nicht unterlassen, einen mir von befreundeter ärztlicher Seite mitgeteilten Fall anzuführen. Er betrifft einen Vagabunden, der sich den größten Teil des Jahres als Bettler herumtrieb, auch gelegentlich eine Zeitlang in Korrektionsanstalten saß, aber als gewissenhafter Ehemann nie versäumte, wenigstens einmal im Jahre zu seiner Frau zurückzukehren und seine Familie um ein neues Glied zu vermehren, das natürlich ebenfalls der Armenbehörde zur Last fiel. Ist es angesichts solcher verzweifelten Fälle ein Wunder, wenn schließlich solche Auskunftsmittel, wie das oben namhaft gemachte, in Vorschlag gebracht werden?

Jedenfalls ist die Tatsache nicht zu leugnen, daß angesichts eines nur dank der äußersten Anstrengungen ausreichenden Nahrungsspiel-

raumes sich an der Tafel des Lebens eine Menge Schmarotzer breit machen, mit denen man später in der einen oder andern Weise wird ins Gericht gehen müssen.

Die Stärke eines Volkes beruht nicht bloß auf der Zahl, sondern auch auf der Qualität seiner Angehörigen: und wollt Ihr tüchtige Männer, so sorgt vor allem für gesunde tüchtige Buben!

Die Neger in den Vereinigten Staaten.

Hans Fehlinger.

Bei allen bisherigen Versuchen, die amerikanischen Neger auf eine höhere Stufe der Zivilisation emporzuheben, wurde auf ihren Rassencharakter fast gar nicht Bedacht genommen, sondern von der Voraussetzung ausgegangen, daß die in den Vereinigten Staaten vorhandenen Institutionen, die das Ergebnis der jahrtausendelangen kulturellen Entwicklung der nordischen Rasse bilden, für die Bedürfnisse der Neger ebenfalls entsprechend seien; und doch stellen die heute in dem Lande ansässigen neun Millionen Neger einen von der herrschenden Rasse weit differierenden Zweig des Menschengeschlechtes dar, dessen Eigenart während der Lebensdauer weniger Generationen in keinem erheblichen Maße umgewandelt werden kann. Wenn die Erfahrungen der letzten Dezennien darauf hinweisen, daß ein ruhiges Miteinanderleben beider Bevölkerungsgruppen nicht möglich ist, so gilt es, im Interesse der großen Republik, den Weg zu einem gedeihlichen Nebeneinanderleben anzubahnen. Es ist dabei vor allem erforderlich, die Einflüsse, welchen die Neger durch die Versklavung ausgesetzt waren, und ihr Verhalten unter der Einwirkung der europäischen Zivilisation genau zu kennen. — In den folgenden Zeilen sollen einige wichtige Tatsachen Erwähnung finden, die Licht werfen auf die Entwicklungsbedingungen, die sich den Negern in den Vereinigten Staaten boten, sowie auf die Möglichkeit der zukünftigen Ausbreitung und des Fortschrittes der afrikanischen Rasse in Amerika.

1. Einwirkungen auf die physische Eigenart der Neger.

Die Art und Weise der Deckung des Arbeiterbedarfes mit Sklaven führte zu gründlicher Auslese. Von tausend in Afrika gefangenen Eingeborenen erreichten bloß wenige Amerika. Hartherzig und ohne Empfinden von Rassesolidarität, trugen die Neger keine Bedenken dagegen, ihresgleichen in die Sklaverei zu verkaufen, ob es nun Kriegsgefangene oder in Schuld und Strafe geratene Stammesgenossen waren. Die Nachfrage nach Menschenware stieg so rapid und das Geschäft war so einträglich, daß systematische Sklavenjagden veranstaltet wurden. Die mächtigen Stämme überfielen die schwachen, Könige und Häuptlinge führten Raubzüge gegen isolierte Dörfer aus, Banden von Sklavenjägern lauerten an allen Verkehrswegen, um Unachtsame gefangen zu nehmen. Wenn die Bewohner eines Dorfes überwältigt wurden, war es das erste, alle Personen, die an den weißen Sklavenhändler nicht verkäuflich erschienen: Greise,

Kranke und Gebrechliche, zu töten. Auf dem Marsch nach der Küste, der in Eile und ohne genügende Nahrung vor sich ging, ließ man jeden Kranken oder Schwachen zurück, oder tötete ihn. Dann kam die Auswahl seitens der Händler, die minderwertiges Menschenmaterial unbedingt zurückwiesen; denn durch lange Erfahrung waren sie damit vertraut geworden, Krankheiten und Gebrechen zu erkennen. Die Seefahrt bildete eine weitere Prüfung von solcher Schwere, daß selten ein Schiff in Amerika ankam, ohne einen großen Teil seiner „Ladung" verloren zu haben. Dicht zusammengedrängt, gerade genügend genährt, um dem Verhungern zu entgehen, niedergedrückt durch die überstandenen Schrecken und die Angst vor der Zukunft, waren nur die Kräftigsten imstande, das Ende der Fahrt zu erleben. Wer Schwäche oder Krankheit zeigte, ging ohne Rücksicht zugrunde[1]). Es ist wahrscheinlich, daß sich die große Mehrheit der in Amerika angekommenen Neger bald erholte und fähig war, ihre kräftige Konstitution auf die Nachkommen zu übertragen. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß die Auslese nur auf die Erhaltung der körperlich geeignetsten Individuen gerichtet war; diejenigen Neger, die sowohl in physischer Beziehung über dem Durchschnitt standen als auch über mehr als die gewöhnliche Intelligenz und Energie verfügten, entgingen am sichersten der Versklavung; sie konnten sich am besten gegen Angriffe schützen, und sie waren es auch, welche die gewinnbringende Sklavenjagd betrieben.

In Amerika waren die Neger anderen, nicht weniger wirksamen selektorischen Kräften ausgesetzt. Da die Sklaven Eigentum ihres Herrn darstellten, über das er nach seinem Willen verfügen konnte, stand es ihm frei, ihre geschlechtlichen Beziehungen zu regeln und hierdurch eine Verbesserung der Rasse zu erzielen; das geschah sehr häufig, indem der Sklavenhalter die Vereinigung gewisser Personen begünstigte oder anordnete. Neger, welche alle bevorzugten Qualitäten besaßen, wurden nicht gehindert, wenn sie mit mehreren Frauen verkehren wollten. Der zwischenstaatliche Sklavenhandel in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte eine andere Form der Auslese zur Folge. Die Sklavenhalter im Norden hatten nur dann einen Vorwand „nach dem Süden zu verkaufen", wenn die betreffenden Neger ungehorsam oder verbrecherisch waren; kamen sie auf eine südliche Plantage, so war die Behandlung danach, daß sie entweder ihr Wesen ändern oder zugrunde gehen mußten[2]).

In der afrikanischen Heimat der Neger führten Kriege, Menschenopfer, Seuchen und Zeiten der Hungersnot zu wahlloser Vernichtung. Um der enormen Sterblichkeit entgegenzuwirken, war die mächtige Entwicklung des Geschlechtstriebes und große Fruchtbarkeit notwendig; darin finden wir einen Grund für die außerordentlich rasche Vermehrung der schwarzen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten, die erst in der jüngsten Vergangenheit eine Abschwächung erfuhr. In der Zeit der Sklaverei, als eine große Kinderzahl keinerlei Verschlechterung der ökonomischen Situation der Eltern im Gefolge hatte, fehlte jeder Antrieb zur vorsätzlichen Beschränkung, die nun im weiten Umfange geübt wird.

[1]) J. R. Spear, The American Slave Trade. New-York 1900. S. 68—81.
[2]) Tillinghast, The Negro in Africa and America. New-York 1902. S. 109.

Die Frage, wie das Klima der Vereinigten Staaten auf den afrikanischen Neger einwirkt, ist oft erörtert worden. Die zwischen den klimatischen Verhältnissen der in Betracht kommenden geographischen Regionen bestehenden Unterschiede sind große; namentlich in den Nordstaaten wird eine aus den Tropen stammende Rasse sich kaum dauernd zu halten vermögen. Doch besteht kein Grund zu der Annahme, die Verpflanzung der Neger in die Südstaaten habe, was das Klima betrifft, eine andere als eine vorteilhafte Wirkung auf ihr leibliches und geistiges Wohlbefinden. Andauernder und angestrengter Tätigkeit, die in Afrika unmöglich ist, steht im Süden der Union nichts entgegen; sie ist erforderlich, um die materiellen Bedürfnisse befriedigen zu können. Die Ernährung und die Behausung der Neger erfuhr in Amerika eine Verbesserung, die in Afrika im Verlaufe von Jahrhunderten nicht hätte eintreten können. Der Sklavenhalter, für den seine Schwarzen Wert darstellten, hatte Ursache genug, für sie vorzusorgen, und besonders die Klasse der Haussklaven war besser daran, als heute die Mehrzahl der freien Negerarbeiter. Die Plantagenbesitzer strebten dahin, ihre Neger gesund und arbeitsfähig zu erhalten, den Ausbruch von Seuchen unter ihnen zu verhüten. Nicht Menschlichkeit gab den Ansporn dazu, sondern Egoismus, aber dennoch können die Tatsachen nicht bestritten werden; man braucht durchaus kein Freund der Sklavenarbeit zu sein, um sie zuzugeben.

Es steht fest, daß während der Zeit der Sklaverei die künstliche Auslese und die vom Interesse des Plantagenbesitzers diktierte Fürsorge in rassehygienischer Beziehung für die Neger vorteilhaft war; mit der Emanzipation wurden diese Faktoren ausgeschaltet. Die Einwirkung vieler anderer Kräfte auf die Rasse blieb nach wie vor bestehen; es gab kein plötzliches Versetzen in ein anderes Klima, auf einen Boden mit anderen Lebensbedingungen; die Befreiten befanden sich inmitten derselben Zivilisation wie ehedem, sie übten ihre gewohnte Beschäftigung weiter aus. Die Umgebung blieb unverändert, nur die Beziehungen der Neger zu ihr waren neue geworden. Ebenso blieben die durch Vererbung erworbenen Qualitäten der Rasse die gleichen; wie in der Sklaverei, so bildeten sie auch in der Freiheit eine Wehr gegen die umformenden Einflüsse des Milieus. Die Freunde der Neger in den Nordstaaten, denen vorschwebte, der schwarze und der weiße Bürger der Union würden kraft der Sklavenemanzipation in einem Menschenalter in jeder Hinsicht einander gleich sein, hatten nicht bedacht, daß keine Proklamation den Rassencharakter umgestalten kann.

Untersuchungen an Rekruten und Soldaten, die vor 40 Jahren ausgeführt wurden, ergaben, daß die Neger in bezug auf Körperbau und Körperkraft den Weißen kaum nachstanden, wenn nicht überlegen waren[1]). In der Gegenwart kann von physischer Ueberlegenheit, soweit das vorhandene Material, namentlich die Rekrutierungsstatistik, Anhaltspunkte für eine Beurteilung bietet, keine Rede sein. — Hervorhebenswert ist, daß in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Differenz in der Sterblichkeitshäufigkeit beider Rassen bedeutend

[1]) B. A. Gould, Investigations in the Military and Anthropological Statistics of the American Soldiers. Cambridge 1869. — T. H. Baxter, Statistics, Medical and Anthropological. Washington 1875.

geringer war als 1890 und 1900; in dieser Hinsicht haben sich die Verhältnisse entschieden zuungunsten der Neger gewendet.

Außer der geringeren Vitalität der Neger, die im folgenden Abschnitt näher zu erörtern sein wird, sind keine positiven Beweise für ihre physische Inferiorität erbracht worden, obzwar gesagt werden muß, daß von den Vertretern der anthropologischen Wissenschaft in den Vereinigten Staaten nichts so sehr vernachlässigt wurde als das Studium der „schwarzen Nachbarn“; ob hierin in absehbarer Zeit Wandel geschieht, ist mehr als zweifelhaft. Auffallende Zeichen einer körperlichen Entartung trägt die Negerbevölkerung Amerikas keineswegs an sich; es wäre auch verfehlt, wenn jemand meinen wollte, daß solche wenige Jahrzehnte nach dem Aufhören einer strengen Züchtung bereits erscheinen sollten.

2. Zunahme und Verteilung der Neger in den Vereinigten Staaten.

Bald nach dem Beginne der englischen Kolonisation in Nordamerika machte sich ein großer Arbeitermangel fühlbar, so daß die „Väter der Nation“ nicht wählerisch waren in bezug auf die Hilfskräfte, die sie heranziehen konnten; als der Sklavenhändler erschien, der starke Muskeln aus Afrika anbot, da triumphierte die wirtschaftliche Notwendigkeit über die Humanität und führte einen Strom afrikanischen Barbarentums in die europäische Gesellschaft, der mehr als zwei Jahrhunderte hindurch nicht eingedämmt wurde[1]. Vor 1740 wurden etwa 140 000 Sklaven eingeführt, bis 1776 über 300 000; der Zensus von 1790 ergab die Anwesenheit von 756 208 Negern (19,3 pCt. der Bevölkerung); ihre Zahl stieg auf 1 002 037 1800, 1 771 656 1820, 2 873 648 1840, 4 441 830 1860, 6 580 793 1880 und 8 833 994 1900. Die Vermehrung betrug von 1800 bis 1820 76,8 pCt., in den nächsten 20 Jahren 62,2 pCt., von 1840 bis 1860 54,6 pCt., 1860 bis 1880 48,2 pCt. und in den letzten zwei Dezennien 34,2 pCt. Der Anteil der Neger an der Gesamtbevölkerung sank von 18,9 pCt. 1800 auf 18,4 pCt. 1820, 16,8 pCt. 1840, 14,1 pCt. 1860, 13,1 pCt. 1880 und 11,6 pCt. 1900. Die rasche Vermehrung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist nicht allein eine Folge der großen Fruchtbarkeit der Negerrasse gewesen, sondern sie wurde zu einem Teil durch die Einfuhr neuer Sklaven bedingt, die im geheimen geschah, nachdem sie 1807 verboten worden war. Wie viele ihrer seit 1808 kamen, läßt sich auch nicht annähernd schätzen, doch war der Sklavenschmuggel nach 1840 auf keinen Fall mehr ein ausgiebiger Faktor für die Vermehrung der Neger. — In den Südstaaten allein, wo die überwiegende Majorität der Angehörigen der schwarzen Rasse lebt, vermehrten sie sich seit 1860 in geringerem Maße als die Weißen, und zwar von 1880 bis 1900 nicht viel mehr als halb so rasch. Die Wanderungen können nicht als Erklärungsgrund dieser Erscheinung herangezogen werden, denn bei jeder Rasse überwiegt die Auswanderung nach dem Norden. Eine Registrierung der Geburten findet in Amerika wohl nicht statt, aber man kann trotzdem eine bedeutende Verlangsamung der natürlichen Vermehrung der Neger

[1] Tillinghast, The Negro usw., S. 102.

feststellen. Während 1850 auf je 1000 farbige Frauen in gebärfähigem Alter im Gesamtgebiete der Union noch 694 Kinder unter fünf Jahren kamen, betrug die Proportion der Kinder 1860 nur noch 675 auf 1000 Frauen, 1870 641, 1880 stieg sie wieder auf 706, um jedoch 1890 auf 574 und 1900 auf 543 zu sinken. Bei der europäischen Rasse trat ebenfalls ein Rückgang der Proportion der Kinder ein; die Differenz im Kinderreichtum beider Rassen ist aber seit 1880 stets geringer geworden, denn auf 1000 weiße Frauen im gebärfähigen Alter kamen 1850 613, 1860 627, 1870 562, 1880 537, 1890 473 und 1900 465 Kinder unter fünf Jahren. In den Südstaaten allein, wo 1870, kurz nach der Sklavenemanzipation, auf je 1000 farbige Frauen um 60 Kinder mehr kamen als auf die gleiche Anzahl weißer Frauen, 1880 sogar um 81 mehr, verminderte sich der Unterschied im Jahre 1890 auf 21 und im Jahre 1900 kamen auf 1000 weiße Frauen 581 Kinder, auf ebensoviel farbige Frauen bloß 577. Nun ist die natürliche Vermehrung der Neger im Süden geringer als die der Weißen; wenn auch die Negerinnen fruchtbarer sein mögen, so bleiben von ihren Kindern doch weniger dem Leben erhalten, ihre Vitalität ist geringer als die der Weißen[1]).

Die Sterblichkeitshäufigkeit ist bei den Negern — und insbesondere bei den Negerkindern — eine außerordentlich hohe. Obwohl gerade in jenem Teile der Vereinigten Staaten, für welchen zuverlässige Daten zur Verfügung stehen, weitaus die meisten Bewohner europäischer Abstammung sind, so erstreckt sich die Statistik dennoch auf eine genügende Anzahl von Personen der Negerrasse, um aus den Ergebnissen derselben Schlüsse ziehen zu können. Insgesamt stehen Angaben für ein Gebiet mit (1900) 28,8 Millionen Bewohnern zur Verfügung und zwar für die Staaten Connecticut, Maine, Massachusetts, Michigan, New-Hampshire, New-Jersey, New-York, Rhode Island, Vermont, den Bundesdistrikt Kolumbien, ferner 700 Städte in anderen Staaten. Von den Bewohnern dieses Gebietes waren 27 555 800 Angehörige der europäischen Rasse, 1 180 546 Neger, der Rest Indianer, Chinesen usw., die hier außer acht bleiben sollen. Im Jahre 1900 betrug die Zahl der Sterbefälle auf 1000 Personen bei den Europäern 17,3, hingegen bei den Negern 30,2. Werden die Zahlen, welche die ländlichen Distrikte der genannten zehn Staaten betreffen, gesondert betrachtet, so ergibt sich eine Abschwächung des Gegensatzes; es stellt sich da die Sterblichkeit der Europäer auf 15,3, die der Neger auf 19,1. In den außerhalb dieser Staaten gelegenen Städten steigt die Sterblichkeitshäufigkeit der Neger wieder bedeutend, nämlich auf 31,8, während sie dort bei den Weißen nur 17,5 beträgt; seit 1890 ging bei diesen die Sterblichkeitsfrequenz von 19,1 auf 17,3 zurück, bei den Farbigen[2]) nur von 29,9 auf 29,6. In den ländlichen Distrikten zeigte sich von 1890 bis 1900 sogar eine Erhöhung der Sterblichkeitsfrequenz der Farbigen von 18,1 auf 19,0. Aus der Vitalstatistik gewinnt man den Eindruck, daß die Neger unter gleichen klimatischen

[1]) Vergl. Fehlinger, Natürl. Bevölkerungszunahme in den Vereinigten Staaten. Arch. f. Rassen- u. Ges.-Biol., 1906, S. 523 u. ff.

[2]) In der Sterblichkeitsstatistik von 1890 sind die Neger von den übrigen Farbigen nicht getrennt; auch 1900 ist diese Trennung nicht durchweg vollzogen worden.

und Wirtschaftsverhältnissen weniger widerstandsfähig sind als die Weißen.

Bemerkenswert ist, daß die Tuberkulosesterblichkeit bei den Farbigen etwa dreimal so groß ist, als bei der europäischen Bevölkerung; ihr erliegen die farbigen Kinder in erstaunlich großer Zahl. Auf je 100000 Personen kamen im Jahre 1900 Sterbefälle an Tuberkulose, und zwar

	bei den Weißen	bei den Farbigen
in der Altersklasse unter 15 Jahren	31,8	246,0
„ „ „ 15 bis 44 Jahre	234,8	587,4
„ „ „ 45 „ 64 „	220,8	518,0
„ „ „ 65 Jahre und darüber	252,3	548,7

Die allgemeine Sterblichkeitshäufigkeit der farbigen Kinder betrug im Registrationsgebiet: Im Alter unter einem Jahr 371,5 (jene der Kinder weißer Rasse 158,0), im Alter von einem Jahr 117,1 (44,1), im Alter von zwei Jahren 49,9 (19,4), von drei Jahren 26,9 (12,7), von vier Jahren 17,9 (9,1), von fünf bis neun Jahren 10,4 (5,1) usw. Hierbei ist in Betracht zu ziehen, daß diese Zahlen hauptsächlich ein Gebiet betreffen, wo die Neger nicht zurückgesetzt werden und ebenso Anteil haben an den Fortschritten der öffentlichen Gesundheitspflege wie die übrige Bevölkerung; denn die Nordstaaten haben bis heute ihre Freundschaft zur Negerbevölkerung gewahrt. Im Süden hat aber unter dem Mangel hygienischer Einrichtungen die weiße Rasse, zum mindesten soweit sie der besitzlosen Klasse angehört, kaum weniger zu leiden wie die schwarze, und dennoch vermag sie sich nun rascher zu vermehren.

Alle diese Betrachtungen ergeben, daß die Lebens- und Entwicklungsbedingungen für die Negerrasse im Kontakt mit der europäischen Zivilisation, und wenn sie auf sich selbst angewiesen ist im Daseinskampf innerhalb der kapitalistischen Ordnung, keine zusagenden sind; und doch wurden nur solche Personen auf den amerikanischen Sklavenmarkt gebracht, deren Körperkonstitution den Durchschnitt der Rasse übertraf.

* *
*

Die geographische Verbreitung der Neger in den Vereinigten Staaten ist in dieser Revue bereits früher behandelt worden[1]). Es sollen hier also nur noch einige Besonderheiten hervorgehoben sein. Vor der Emanzipation, im Jahre 1860, waren in den Südstaaten noch 94,6 pCt. der Neger ansässig, in den Nord- und Weststaaten aber bloß 5,4 pCt.; 1870 befanden sich außerhalb der Südstaaten schon 7,9 pCt., 1880 8,2 pCt., 1890 9,0 pCt. und 1900 10,1 pCt. Diese Wanderbewegung dauert noch fort; ihre Ursache liegt in der größeren Erwerbsmöglichkeit und dem freundlicheren Entgegenkommen, welches die Neger im Norden finden. Ebenso wichtig ist eine andere Bewegung: die Konzentration der schwarzen Bevölkerung in gewissen Gebieten des Südens. Während die Neger in den oberen Südstaaten (Delaware, Maryland, West-Virginien, Virginien, Nord- und Süd-Karolina, Kentucky,

[1]) Fehlinger, Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Politisch-anthropol. Revue, III, Heft 3. — Gerhard, Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten. Ebenda V, Heft 5.

Tennessee, Missouri) einen stets geringer werdenden Teil der Gesamteinwohnerschaft darstellen, ist in Alabama und Louisiana fast gar keine Veränderung eingetreten, in Georgia, Florida, Mississippi, Texas und Arkansas hat jedoch im letzten halben Jahrhundert die Negerbevölkerung absolut und relativ stets zugenommen. Die oberen Südstaaten beherbergten im Jahre 1860 48,5 pCt. der Neger, 1900 aber nur mehr 37,4 pCt. In den unteren Südstaaten hingegen fanden sich im Jahre 1860 46,1 pCt. aller Neger, 1900 schon 52,5 pCt. Die Tendenz zu dichtem Zusammendrängen der Neger in diesen Gebieten ist klar erkenntlich. Von den im Jahre 1900 gezählten in den oberen Südstaaten geborenen 3,83 Millionen Negern lebten 0,68 Millionen außerhalb dieser Staatengruppe, dagegen waren von den hier lebenden Negern nur 0,09 Millionen in anderen Staaten geboren. Von den aus den oberen Südstaaten abgewanderten Negern gingen 0,27 Millionen in die unteren Südstaaten, 0,41 Millionen in andere Teile der Vereinigten Staaten. Von den im Jahre 1900 gezählten 4,47 Millionen Negern, die in den unteren Südstaaten geboren waren, lebten außerhalb derselben nur 0,13 Millionen, davon 0,07 Millionen in den oberen Südstaaten und 0,06 Millionen in den Nord- und Weststaaten, wogegen von den in derselben Staatengruppe ansässigen Negern 0,28 Millionen aus anderen Gebieten stammten, und zwar 0,27 Millionen aus den oberen Südstaaten. Diese Zahlen veranschaulichen die Tendenz der Wanderungen der Negerbevölkerung. Von den Negern, die aus der Staatengruppe, in der sie geboren wurden, fortwandern, geht mehr als die Hälfte außerhalb des Gebietes der ehemaligen Sklavenstaaten; gleichzeitig ist die Wanderung aus den oberen in die unteren Südstaaten umfangreicher als die in umgekehrter Richtung vor sich gehende[1]). F. L. Hoffman befürchtet, die unteren Südstaaten — die Staaten am Golf von Mexiko — werden das Schicksal der westindischen Inseln teilen, d. h. einen Rückgang der Kultur erfahren, wenn die Tendenz zur Verdichtung der Neger und Verdrängung der Weißen in diesem Gebiet der Vereinigten Staaten — dem „schwarzen Gürtel" — andauert[2]).

In den Südstaaten ist die Absonderung der Angehörigen beider Rassen nahezu vollständig vollzogen; nicht nur, daß in gewissen Gebieten die schwarze, in anderen die weiße Rasse bedeutend vorwiegt, sondern auch in den einzelnen Orten mit gemischter Bevölkerung leben sie voneinander getrennt. Prof. W. E. B. Dubois[3]) kennzeichnet diesen Zustand treffend, wenn er sagt, es sei fast in jedem südlichen Gemeinwesen möglich, auf der Karte eine Farbengrenze zu ziehen, welche die Wohnungen der Weißen von denen der Schwarzen trennt. Natürlich ist der geographische Verlauf dieser Linien in den verschiedenen Gemeinwesen verschieden. Es gibt Städte, wo man eine gerade Linie mitten durch die Hauptstraße ziehen könnte, die neun Zehntel der Weißen von neun Zehnteln der Schwarzen abtrennt. In anderen Städten sind die älteren Ansiedelungen der Weißen von einem

---

[1]) Globus, Bd. 87, S. 62.

[2]) Hoffman, Race Traits and Tendencies of the American Negro. S. 23. New-York 1898.

[3]) Dubois, Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten. Archiv f. Sozialwissenschaft, 22. Bd., S. 55.

breiten Ring von Schwarzen umgeben, in noch anderen Fällen sind kleine Ansiedelungen von Schwarzen mitten unter den Weißen entstanden. Gewöhnlich hat jede Straße einer Stadt ihre ausgesprochene Farbe, und nur ab und zu vermischen sich die Farben in naher Gemeinschaft. Selbst auf dem Lande zeigt sich in den kleineren Gebieten etwas von dieser Trennung, vor allem natürlich in dem bedeutungsvolleren Phänomen des schwarzen Gürtels.

Von großer Bedeutung für die künftige Gestaltung der Beziehungen zwischen Europäern und Negern in den Vereinigten Staaten ist das Anschwellen der Negerbevölkerung in den Städten, vornehmlich in den Großstädten. Werden die 38 Großstädte und die übrigen Orte gesondert betrachtet, so gestaltete sich die Zunahme der Einwohner während des Dezenniums 1890—1900 folgendermaßen:

Orte	Rasse	Bevölkerung		Zunahme	
		1890	1900	absolut	pCt.
38 Großstädte	Neger	484 346	668 254	183 908	38,0
	Europäer	10 181 905	13 507 327	3 325 422	32,7
Alle andern Orte	Neger	7 004 330	8 165 740	1 161 410	16,6
	Europäer	44 919 353	53 301 869	8 382 516	18,7

Bezeichnend ist dabei, daß von den 38 Großstädten 33 in den Nord- und Weststaaten liegen; das Anschwellen der Negerbevölkerung ist hier eine Folge der Zuwanderung aus dem Süden. In den fünf südlichen Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern, und zwar Baltimore, Washington, Memphis, Louisville und New-Orleans, nahmen die Neger um 25,8 pCt., die Weißen um 20,8 pCt. zu. — In den Südstaaten ist in jenen Orten, die bereits im Jahre 1890 mindestens 2500, aber weniger als 100 000 Einwohner hatten, die Vermehrung der Neger geringer gewesen als die der europäischen Bevölkerung; das gleiche gilt hier von den ländlichen Gebieten, wo von 1890 bis 1900 die Weißen um 25 pCt. — fast ebenso rasch wie in den Städten dieses Teiles der Union —, die Neger dagegen nur um 16,4 pCt. zunahmen. Ob dies darauf hinweist, daß sich die weiße Bevölkerung mehr dem Ackerbau zuwendet, ist schwer zu sagen. In allen Orten mit 2500 oder mehr Einwohnern stellte sich die Zunahmefrequenz der Neger von 1890 bis 1900 auf 35,2 pCt., in den ländlichen Distrikten auf 13,7 pCt. Mindestens 10 000 Neger waren im Jahre 1900 in 32 Städten ansässig, während sie in 72 Städten mehr als die Hälfte der Bevölkerung bildeten. — Die nach dem Norden und Westen ziehenden Neger lassen sich in der Regel in Städten nieder; die hier eingetretene Vermehrung dieses Bevölkerungsbestandteils ist einzig die Folge der starken Zuwanderung, da bei diesen städtischen Negern die Zahl der Sterbefälle jene der Geburten überwiegt[1]), obwohl die Mehrheit von ihnen im besten Zeugungsalter steht. Einer der Hauptgründe für die Wanderung der Neger in die Städte ist, daß sie dort als Taglöhner und Dienstboten am leichtesten Beschäftigung erlangen können.

[1]) In den Nordstaaten werden teilweise Geburtenregister geführt, ebenso in verschiedenen Städten des Südens.

3. Die Stellung der Neger im wirtschaftlichen und sozialen Leben.

Es steht außer Frage, daß sich die Neger nach der Emanzipation, bei ihrem Eintritt in die wirtschaftliche Konkurrenz, im Nachteil befanden; denn sie waren die freie Arbeit nicht gewohnt, ohne gewerbliche Kenntnisse, und zum großen Teil des Lesens und Schreibens unkundig. Diese Nachteile konnten aber nicht ohne weiteres in ihrem ganzen Umfange wirksam werden, denn vorerst blieben die meisten im Wirtschaftsleben auf den Posten, die sie vor der Befreiung innehatten, und bis heute ist die Majorität der Neger in der Landwirtschaft tätig. Bei der letzten Gewerbezählung waren 45,2 pCt. aller über zehn Jahre alten Neger erwerbstätig, von den Weißen nur 37,3 pCt. Die Differenz wird aufgewogen durch die größere Häufigkeit der Frauenarbeit, da von allen Negerinnen im Alter über zehn Jahren 40,7 pCt., von den weiblichen Personen weißer Rasse jedoch bloß 16,0 pCt. im Erwerbsleben standen. Die Beschäftigung von Kindern ist bei den Negern ebenfalls relativ umfangreicher; in der Altersklasse zehn bis fünfzehn Jahre waren nämlich von den Knaben 49,3 pCt. (bei den Weißen 22,5 pCt.), von den Mädchen 30,6 pCt. (bei den Weißen 7,0 pCt.) erwerbstätig. Einer der wichtigsten Gründe hierfür ist, daß die Neger überwiegend in solchen Berufen tätig sind, in welchen wegen der geringen erforderlichen Qualifikation die Frauen- und Kinderarbeit leicht anwendbar ist; ein weiterer Grund ist der, daß bei ihnen die wohlhabenden Schichten schwächer vertreten sind als bei den Weißen. Landwirtschaft, Taglohn- und Dienstbotenarbeit sind die wichtigsten Beschäftigungen der Neger[1]). Im Jahre 1900 waren insgesamt vier Millionen Neger erwerbstätig (gegen 3,1 Millionen zehn Jahre vorher), darunter 1,3 Millionen weibliche Personen. Mehr als je 20000 Neger waren in den folgenden Berufen erwerbstätig, und zwar a) in der Land- und Forstwirtschaft: als landwirtschaftliche Arbeiter 1344152 (33,7 pCt. aller erwerbstätigen Neger), als Farmer und Aufseher 757822 (19,0 pCt.), als Terpentinfarmer und -Arbeiter 20744 (0,5 pCt.); b) in der Industrie und im Bergbau: als Bergarbeiter 36561 (0,9 pCt.), als Sägemühlenarbeiter 33266 (0,8 pCt.), als Zimmerer 21113 (0,5 pCt.); c) im Handel und Verkehr: als Fuhrleute 67585 (1,7 pCt.), als Eisenbahnarbeiter 55327 (1,4 pCt.), als Lastträger 28977 (0,7 pCt.); d) in der persönlichen und häuslichen Dienstleistung: als Diener und Kellner 465734 (11,7 pCt.), als Wäscher und Wäscherinnen 220104 (5,5 pCt.); e) in den freien Berufen: als Lehrer und Professoren 21267 (0,5 pCt.); f) als Taglöhner 545935 (13,7 pCt.). In allen anderen Berufen waren zusammen 373750 Neger (9,4 pCt.) beschäftigt. Farmer, Farmarbeiter, Taglöhner, Diener, Kellner und Wäscher sind 83,6 pCt., oder etwa fünf von je sechs erwerbstätigen Angehörigen der schwarzen Rasse. In der Industrie sind sie dagegen nur sehr schwach vertreten; sie haben wenig beigetragen zu dem ungeheueren Aufschwung der Vereinigten Staaten, den die ganze Welt mit Staunen sich vollziehen sah. Viele Industrielle bezeugen, daß die Neger für andauernde, Körper und Geist in Anspruch nehmende Arbeit ungeeignet sind; ein Beweis hierfür scheint zu sein, daß sie während des Jahrzehnts 1890 bis 1900

[1]) Negroes in the United States, S. 53—60. Washington 1904.

in den meisten qualifizierten Gewerben zurückgedrängt wurden, da doch die Unternehmer zuversichtlich den anspruchlosen, billigen und geduldigeren Neger statt des Anglo- und Deutsch-Amerikaner verwenden würden, wenn er die Arbeit befriedigend leisten könnte.

Professor Dubois hat auf der Versammlung der Amerikanischen Oekonomischen Gesellschaft Ende 1905 den Vorwurf erhoben[1]), in erster Linie trügen die Gewerkschaften die Schuld daran, daß die schwarzen Arbeiter aus den gelernten Berufen, in denen sie seit den sechziger Jahren Fuß gefaßt hatten, wieder herausgedrängt wurden, da diese Organisationen in der Regel keine Neger aufnehmen und ihnen dadurch die Erlangung von Arbeitsstellen unmöglich machen. Das ist nicht richtig; denn in den Berufen, in welchen eine größere Zahl Neger tätig ist, bestehen mit wenigen Ausnahmen keine Gewerkschaften[2]), und in der Majorität der anderen Berufe bilden die Betriebe, in welchen die Gewerkschaft Einfluß auf die Aufnahme oder Entlassung der Arbeiter hat — die „Union Shops" — die Minderheit. Der Amerikanische Arbeiterbund und viele ihm angehörige Berufsverbände verbieten in ihren Satzungen, die Farbigen zurückzuweisen, weil sie Farbige sind. Wenn tatsächlich die Gegner der Gleichberechtigung sich mehren, so kommt es daher, weil die weißen Gewerkschafter mit den Negern trübe Erfahrungen machen: Immer sind diese zur Stelle, wenn es gilt, einen Streik zu brechen oder die Löhne zu drücken. Das Rassenvorurteil der Weißen, meinte Dubois, sei die Hauptschuld an dem wirtschaftlichen Mißerfolg der Neger. Mit den Verhältnissen in den Südstaaten vertraute Männer wiesen diese Behauptung auf der vorhin erwähnten Versammlung zurück und betonten, daß es nur Ungeeignetheit und Unverläßlichkeit sei, welche die wirtschaftliche Zukunft der afrikanischen Rasse in Amerika trostlos erscheinen lassen. C. L. Raper sagte z. B., er kenne Gemeinwesen im Süden, wo dem Neger mit vielem menschlichen Interesse und vieler Sympathie entgegengekommen wurde, wo ihm die besten Aussichten zur Betätigung in der Landwirtschaft, in der Industrie und in der häuslichen Dienstleistung offen standen. Trotzdem hat sich auch dort, ohne daß von Rassenhaß etwas zu merken war, der Neger nicht halten können. Das war die Folge seines Mangels an wirtschaftlicher Fähigkeit und Beständigkeit; er arbeitet einen Tag, dann hält er wieder Feiertag[3]). Um die manuelle Geschicklichkeit und Leistungsfähigkeit des Negers zu heben und ihm so einen Vorteil auf dem Arbeitsmarkt zu verschaffen — neben dem gewaltigen Vorteil der niedrigen Lebenshaltung, die ihm zu eigen ist —, wird gegenwärtig versucht, den gewerblichen Unterricht der Negerjugend besonders zu pflegen. Die Institutionen, welche zu dem Zweck geschaffen wurden, kommen jedoch nur einer geringen Minderheit der Angehörigen der Rasse zugute[4]).

Es entwickelt sich nun unter den Negern eine Wirtschaftsweise, die Dubois als Gruppen-Oekonomie bezeichnet: Eine sich selbst ver-

---

[1]) American Economic Association: Papers Read at the Eighteenth Annual Meeting. The Economic Future of the Negro, S. 238—239.

[2]) Die Gewerkschaften der Bergleute, Zimmerer und Fuhrwerker nehmen Neger auf; allerdings haben sie besondere „schwarze" Lokalgruppen zu bilden.

[3]) American Geonomie Association: Papers etc., S. 307—308.

[4]) B. T. Washington, Working With the Hands. New-York 1904.

sorgende Gemeinschaft. Während früher die gewerbetreibenden Neger sowohl für ihre Rassengenossen wie für die Weißen arbeiteten, beschränken sie sich jetzt mehr und mehr auf die Negerkundschaft; Aerzte und Advokaten afrikanischer Abstammung werden in wachsender Zahl herangezogen, in den Schulen der Neger treffen wir nur Lehrer ihrer eigenen Rasse, in den Kirchen ihre eigenen Geistlichen.

* * *

Bei Erörterungen der gesellschaftlichen Verhältnisse der amerikanischen Neger findet man in Europa häufig die Meinung vertreten, als ob sie eine sozial gleichartige Arbeiterklasse wären, was ganz falsch ist. Innerhalb der Rasse selbst gibt es bedeutende Standesunterschiede, sogar zur Sklavenzeit existierte keine vollkommene soziale Homogenität; damals war die gesellschaftliche Organisation eine solche, um einzelne kleine Gruppen von Negern, die Haussklaven, in enger Berührung mit den Weißen und abgesondert von ihresgleichen zu halten. Diese Sklaven paßten sich den Lebensgewohnheiten ihrer Herren in relativ weitem Maße an, was bei einer Rasse mit starker Nachahmungsgabe leicht war; sie haben dadurch viel gewonnen. Ohne den Kontakt der Haussklaven mit der weißen Bevölkerung wäre ein Aufsteigen der Afro-Amerikaner auf ihre heutige Kulturstufe unmöglich gewesen. Aus ihrem Kreise rekrutierten sich die Führer der Neger in der Rekonstruktionszeit, der Periode unmittelbar nach dem Bürgerkrieg; ihre Nachkommen sind zum wenigsten besitzlose Lohnarbeiter, sondern ländliche Eigentümer geworden oder sie stiegen in die freien Berufe auf und stellen jetzt die Führer der Rasse. Es ist wichtig, zu erwähnen, daß die Haussklaven gar nicht selten Blutsverwandte des Sklavenhalters waren, der illegitimen Vereinigungen entsprossene Nachwuchs; hierdurch wird ihre Bevorzugung erklärlich, die es ihnen ermöglichte, nach der Emanzipation rasch eine höhere soziale Schicht zu bilden. — Andererseits betrachten sich Personen, die im wirtschaftlichen Leben ganz dieselben Stellungen einnehmen, wenn sie verschiedenen Rassen entstammen, keineswegs als gleiche, so daß die sozialen Verhältnisse um so komplizierter werden. Die rechtliche Gleichstellung der Neger mit den Weißen bedeutete keine soziale Gleichstellung. Im Gegenteil; die gesellschaftliche Trennung hat sich seit der Emanzipation erst recht vollzogen, sie ist bis zur Kastenbildung gediehen. Sie ist nicht bloß dem Rassenvorurteil zuzuschreiben. Menschen können keine Befriedigung im geselligen Umgang finden, wenn die Unterschiede in der Tradition, in der Erscheinung und in den Ansprüchen der einzelnen allzu groß sind; noch schärfer als der äußerliche ist der innere Kontrast: die Denkweise, die ganze Weltanschauung der einen Bevölkerungsgruppe bleiben der Masse der anderen unverständlich. — Die Zustände in Afrika wie während der Sklaverei waren wenig geeignet, den Sinn für ein geordnetes Familienleben wachzurufen. Wohl nahmen die Neger die christliche Religion und mit ihr das Institut der monogamischen Familie an; sie ist dennoch unter allen sozialen Institutionen die, welche am wenigsten von ihnen geachtet wird. Mit Bezug auf die Neger der Calumet-Plantage

sagt J. B. Laws[1]), daß die Familien durch den fortgesetzten Frauentausch alle aufgelöst sind; zahlreiche Kinder sind unehelich geboren, was jedermann weiß und — als etwas Selbstverständliches betrachtet. Nach einem Berichte Dr. W. T. Toms waren von den Kindern der „Auster-Neger" in der Umgebung von Litwalton in Virginien 13 pCt. unehelich[2]); in Farmville, Virginien, stellte Dubois 15 pCt. uneheliche Kinder fest[3]). Ueber die Neger in Philadelphia sagt derselbe Autor, daß unter ihnen „viel sexuelle Promiskuität" herrscht und ein wirkliches Familienleben mangelt. In der Stadt Washington war eine Zunahme der unehelichen Kinder bei den Negern und eine Abnahme bei den Weißen zu beobachten; Aussetzen der Kinder ist nichts Seltenes[4]). In Mobile und Knoxville bilden die unehelichen Negerkinder etwa 25 pCt. der Gesamtzahl.

Das Unvermögen, sich selbst zu beherrschen, das im sexuellen Leben vieler Neger eine Rolle spielt, wird auch zur Ursache mancher Verbrechen. Für die Zeit vor der Emanzipation sind keine Angaben über die Kriminalität der Neger vorhanden, sondern nur für die Jahre 1870, 1880 und 1890, als gelegentlich der Volkszählungen Erhebungen über die Gefängnisinsassen durchgeführt wurden. Auf je eine Million Einwohner europäischer Abstammung kamen 1870 740, 1880 964 und 1890 1042 Gefangene; bei den Farbigen war die Steigerung bedeutend rascher, denn auf dieselbe Zahl Personen entfielen bei ihnen in den entsprechenden Jahren 1621, 2480 und 3275 Gefangene, bei den Negern allein im Jahre 1890 3250. In den Nordstaaten, wo die erwachsenen Männer unter den Negern vorwiegen, ist der Gegensatz größer. Es ist gesagt worden, daß die Neger häufiger wegen geringfügiger Delikte verurteilt werden als die Weißen; die Gefängnisstatistik bestätigt dies nicht. Von den weißen Gefangenen hatten (1890) 2,9 pCt. Vergehen und Verbrechen gegen die Staatsgewalt begangen, 27,0 pCt. solche gegen die Sicherheit der Gesellschaft, von den Negern nur 0,2 und 16,5 pCt.; um Eigentumsdelikte handelte es sich bei den Weißen in 45,2 pCt., bei den Negern in 46,7 pCt. der Fälle; der Unterschied ist ganz gering. Dagegen waren wegen Vergehen und Verbrechen wider die Sicherheit der Person 17,9 pCt. der Weißen und 26,0 pCt. der Neger gefangen, wegen anderer Delikte von den erstgenannten 7,0 pCt., von den letzteren 10,1 pCt.[5]). Die Versuche, die Neger damit zu rechtfertigen, daß allein das soziale Elend die Ursache ihrer hohen Kriminalität ist, sehen angesichts dieser Tatsachen recht ungeschickt aus. Es wird jedoch begreiflich, daß die amerikanischen Neger mehr der Gefahr ausgesetzt sind, gegen die Gesetze des Landes zu verstoßen als die Weißen, wenn man bedenkt, daß dieser Zweig der afrikanischen Rasse erst vor einer relativ kurzen Spanne Zeit aus dem Zustand der Barbarei herausgerissen wurde, und daß der Rassen-

---

[1]) Laws, The Negroes of Cinclare Central Factory and Calumet Plantation. Bull. of the Departement of Labor, Nr. 38, S. 102.

[2]) Tom, The Negroes of Litwalton. Ebenda, Nr. 37, S. 1141.

[3]) Dubois, The Negroes of Farmville. Ebenda, Nr. 14, S. 19.

[4]) E. Ingle, The Negro in the District of Columbia. Johns Hopkins University Studies, Bd. 11, S. 101.

[5]) Fehlinger, Die Kriminalität der Neger in den Verein. Staaten. Arch. für Krim.-Anthr., 24. Bd., S. 112 u. ff.

charakter, das Produkt erblicher Veranlagung und der Einflüsse der Umgebung, doch nur ganz langsam modifiziert werden kann. Außerdem gab es praktisch bis vor wenigen Jahrzehnten für die Neger kein anderes Gesetz als den Willen ihrer Herren; Unkenntnis der geschriebenen Gesetze hat infolgedessen den Negern oft Strafen eingetragen. Erwähnt muß das System der Vermietung der Strafgefangenen werden, das noch in der jüngsten Zeit in den Südstaaten vorkam und entschieden zu verurteilen ist. Einige Jahre nach dem Befreiungskrieg wurden nämlich Gesetze erlassen, durch welche die Beamten berechtigt waren, Gefangenenarbeit an den Meistbietenden zu vergeben. Der Bieter übernahm die Sorge für die Gefangenen und ließ sie nach seinem Gutdünken unter nomineller Staatskontrolle arbeiten. Kinder und Erwachsene, Männer und Frauen, wurden ganz der Willkür einer in keiner Weise verantwortlichen Person anheimgegeben, deren einziger Zweck war, so viel Geld als möglich zu verdienen, die keine Rücksicht übte, denn sie hatte (im Gegensatz zu den Sklavenhaltern) an Gesundheit und Leben der Zwangsarbeiter kein Interesse. Die Wirkungen dieses Systems sind beklagenswerte gewesen[1]).

Neben der Auflösung des Familienlebens und der Zunahme der Kriminalität tritt, als Folge der fortschreitenden Absonderung der Rassen, eine fremdartige Gestaltung der Religionsübungen der Neger hervor. Die Negerkirche, sagt Dubois, ist ein eigenartiges und charakteristisches Produkt der nach Amerika verpflanzten Afrikaner; sie ist als soziale Einrichtung älter als die Negerfamilie und hat einerseits viele Funktionen der Stammesorganisation erhalten, andererseits hat sie viele Funktionen der Familie. Die Stammesfunktionen zeigen sich in ihrer religiösen Autorität, ihrer die Negergemeinschaft beherrschenden Stellung. Ihre Familienfunktionen sind zu erkennen in dem Umstande, daß sie der Mittelpunkt des geselligen Lebens und Verkehrs ist; sie vertritt die Stelle der Zeitung („acts as a newspaper") und eines Nachrichtenbureaus, sie ist der Ausgangspunkt der Unterhaltung, in der Tat die Welt, in welcher der Neger sich bewegt und betätigt[2]). Dubois meint, das Vorwiegen eines sozialen Gruppenlebens über das Familienleben sei dadurch verursacht worden, daß die Sklaverei Heim und Familie zerstörte. Richtiger ist wohl, daß die Neger Heim und Familie in unserem Sinne auch v o r der Sklaverei nicht kannten, daß das soziale Gruppenleben eine Eigenart der Rasse ist, die sie aus Afrika mitbrachte. Tillinghast weist nach, daß die Religionsübungen innerhalb der geschlossenen Negergemeinschaft in mancher Hinsicht Anklänge an afrikanische Gebräuche erkennen lassen[3]).

* * *

Die Verfassung der Vereinigten Staaten bestimmt, „das Recht des Bürgers ... zu wählen darf von den Vereinigten Staaten oder von irgend einem (Bundes-)Staat nicht verweigert oder geschmälert werden

---

[1]) Dubois, Die Negerfrage usw. Arch. f. Soz.-W., 22. Bd., S. 46—47.
[2]) Dubois, The Philadelphia Negro. S. 201. Philadelphia 1899.
[3]) Tillinghast, The Negro in Africa and America. S. 206—207.

wegen der Rasse, Farbe oder eines früheren Sklavenzustandes". Die übrigen Bedingungen, an welche das Stimmrecht gebunden ist, sind in der Verfassung nicht definiert, sie festzustellen, bleibt den Bundesstaaten überlassen, was in Virginien, Nord- und Süd-Karolina, Alabama, Louisiana und Mississippi ausgenützt wurde, um indirekt das Stimmrecht der Neger zu beschränken. Zu diesem Zwecke wird dort allgemein verlangt, daß die Wahlsteuer eine gewisse Zeit vor der Wahl bezahlt sein muß; sie beträgt 1—2 Dollar. Ferner ist erforderlich: In Mississippi die Fähigkeit, die Verfassung lesen zu können; in Virginien, Nord- und Süd-Karolina und Louisiana die Kenntnis des Lesens und Schreibens; in Alabama außerdem regelmäßige Beschäftigung während des größeren Teils der zwölf Monate, die der Wahl vorausgingen. In Louisiana und Süd-Karolina haben Analphabeten das Stimmrecht, sofern sie Liegenschaften oder persönliches Eigentum im Wert von mindestens 300 Dollar besitzen, in Alabama, wenn sie 40 Acker Grund oder Eigentum im Wert von 300 Dollar oder mehr besitzen. Diese Bestimmungen treffen formell beide Rassen gleich, praktisch treffen sie weit mehr Neger als Weiße. Anders verhält es sich mit der sogenannten Großvaterklausel. Die Gesetze von Louisiana und Nord-Karolina erklären, daß alle Männer, die vor dem 1. Januar 1867 stimmberechtigt waren, es für ihr ganzes Leben bleiben; in Louisiana gilt das auch für die Söhne und Enkel dieser Männer, in Nord-Karolina für alle ihre männlichen Nachkommen, wenn sie vor 1908 das Stimmrecht erlangt haben. Die Großvaterklauseln sind ohne Zweifel verfassungswidrig. Das Grundgesetz von Virginien autorisiert die Eintragung jener Analphabeten und ihrer Söhne in die Wählerlisten, die zu Kriegszeiten im Heer oder in der Marine der Vereinigten Staaten oder den Konföderierten Staaten dienten. In Alabama haben alle legitimen Nachkommen der Krieger das Stimmrecht. Um den analphabetischen Weißen das Erlangen des Stimmrechts zu erleichtern, griff man in Mississippi zu der sogenannten Verständnisklausel: wer den vorgelesenen Teil der Verfassung versteht, ist wahlberechtigt. In Süd-Karolina und Virginien galten derartige Bestimmungen für die erstmalige Wählerverzeichnung nach dem Inkrafttreten der neuen Staatsverfassungen[1]). Das eben Gesagte beweist, daß die Neger in sechs Südstaaten politisch zurückgesetzt wurden, da sie weniger die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllen können als die Weißen. Die Neger übertreiben das Maß der politischen Zurücksetzung; so stellt z. B. Dubois[2]) die Lage so dar, als ob überall im Süden die Vorschriften über regelmäßige Beschäftigung, die Verständnisklausel und die Großvaterklausel bestünden.

Unendlich wichtiger als die indirekten Beschränkungen des Negerstimmrechts sind andere Gesetze, die auf der Rassenverschiedenheit basieren[3]). Solche Gesetze, die auf die Rechtsgültigkeit der Negerehen, auf die Arbeitskontrakte mit Negern, die Hemmung der Freizügigkeit, die Befugnis zur Ausübung von Gewerben u. dergl. Bezug hatten,

---

[1]) John C. Rose, Negro Suffrage. American Political Science Review, Bd. 1, 1906—7, S. 17—43.

[2]) Die Negerfrage usw. Arch. f. Soz.-W., 22. Bd., S. 66—67.

[3]) G. T. Stephenson, Racial Distinctions in Southern Law. American Political Science Rev., Bd. 1, S. 44—61.

können unbeachtet bleiben, da sie zum Teil bereits wieder abgeschafft, zum Teil unwirksam geworden sind. — Es gibt in keinem Punkt in den Südstaaten mehr Einigkeit, als darüber, daß keine neuen Rassenkreuzungen stattfinden sollen. Das Verbot der Ehen zwischen Negern und Weißen ist enthalten in den Verfassungen von Georgia (1865), Tennessee (1870), Nord-Karolina (1875) und Mississippi (1890), sowie in Spezialgesetzen dieser Staaten. Außerdem sind Mischehen durch Spezialgesetze allein verboten in Florida, Arkansas, Kentucky, Louisiana, Süd-Karolina und Virginien. Die Strafen für die Uebertretung des Eheverbotes differieren von einem Jahr Gefängnis oder 500 Dollar Geldbuße in Süd-Karolina bis zu lebenslänglichem Gefängnis in Mississippi. Nord-Karolina hat auch Heiraten zwischen Negern und den Croatan-Indianern verboten.

Ein universelles Prinzip in den Südstaaten ist, daß Kinder verschiedener Rasse in getrennten Schulen unterrichtet werden müssen; das ist sowohl in den Verfassungen wie in Spezialgesetzen vorgesehen. In Louisiana bestanden die gemeinsamen Schulen am längsten (1880). — Florida (1895), Tennessee (1901) und Kentucky (1904) verboten sogar den gemeinsamen Unterricht in Privatschulen, dem in den anderen Staaten kein legales Hindernis im Wege steht.

Endlich sind die sogenannten „Jim Crow Laws" zu nennen, welche verlangen, daß auf Eisenbahnen für Weiße und Neger getrennte Wagenabteile bereitzustellen sind. Soweit der zwischenstaatliche Verkehr in Betracht kommt, den Bundesgesetze regeln, haben sie keine Anwendung. Derartige Vorschriften bestanden schon in den sechziger Jahren, sie wurden aber während des Rekonstruktionsregimes abgeschafft. Mit den modernen „Jim Crow Laws" begann Tennessee 1881; Ende der achtziger und anfangs der neunziger Jahre folgten Florida, Texas, Mississippi, Louisiana, Alabama, Kentucky und Arkansas, 1898—9 Nord- und Süd-Karolina, Virginien und Maryland. Virginien widerrief das Gesetz 1904. Auf Dampfbooten ist die Trennung der Rassen in Nord- und Süd-Karolina und Virginien erforderlich, in Arkansas, Mississippi und Louisiana müssen separate Warteräume vorhanden sein. In einigen Staaten ist — teilweise nur für gewisse Distrikte — die Absonderung auf die Straßenbahnen ausgedehnt.

Der letzte Schritt der Gesetzgebung auf Grund der Rassenverschiedenheit war die dauernde Zurückziehung der farbigen Truppen aus dem aktiven Dienst im Staat Georgia (1906).

Stephenson ist der Ansicht, daß politische Unterschiede zwischen den Rassen verschwinden werden, soweit sie nicht indirekt durch Bildungs- und Besitzqualifikation bedingt sind; aber in sozialer Hinsicht ist zu erwarten, daß sich die Amerikaner europäischer und afrikanischer Abstammung immer mehr voneinander entfernen[1]).

4. Die Erziehung der Neger.

Vor der Sklavenemanzipation bestanden in den Südstaaten, mit wenigen Ausnahmen, Gesetze, die verboten, den unfreien Negern die Kenntnis des Lesens und Schreibens beizubringen. Die meisten davon stammten aus dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts. In Georgia

[1]) American Pol. Science Rev., 1. Bd., S. 61.

wurden Uebertretungen seitens der weißen Personen mit Geldstrafen bis zu 500 Dollar, Uebertretungen seitens freier Farbiger mit Geldbußen oder körperlicher Züchtigung bestraft. In den anderen Staaten waren die Strafen weniger streng. Die freien Neger durften nicht in öffentliche Schulen gehen und waren auf solche angewiesen, die sie selbst oder ihre Freunde erhielten. Im Jahre 1850 wurden insgesamt 32627 farbige Schüler gezählt. Viele Neger, insbesondere aber Mischlinge, hatten sich eine Elementarbildung aneignen können durch Entgegenkommen ihrer Herren, oft auch gegen deren Willen mit Hülfe von Freunden. Erst die Rekonstruktionsregierungen riefen ein öffentliches Schulsystem ins Leben, das keine Rücksicht auf Rassenzugehörigkeit nahm. Als die Weißen neuerdings zur Macht kamen, lag es ihnen fern, dem Neger die Gelegenheit zur Erziehung und Bildung zu nehmen, sie wollten nur nicht Gemeinsamkeit, und dieses Prinzip blieb bis heute aufrecht erhalten, es wird auch in Zukunft nicht beseitigt werden. Durch die Trennung der Schulen wurden die Kosten des öffentlichen Unterrichts dort bedeutend erhöht, wo die eine Rasse eine kleine Minderheit bildet und die Kostenfrage trägt die meiste Schuld, wenn die Negerschulen häufig vernachlässigt werden. Es sieht übrigens im amerikanischen Süden mit den Schulen für die Weißen nicht viel weniger schlimm aus als mit jenen für die Neger. Der Erfolg des Unterrichts muß als ein mittelmäßiger bezeichnet werden; die relative Zahl der des Lesens und Schreibens unkundigen Neger im Alter von zehn Jahren oder darüber fiel von ca. 80 pCt. im Jahre 1870 auf 70 pCt. 1880, 57 pCt. 1890 und 45 pCt. 1900. Vor der Emanzipation waren von den freien erwachsenen Negern in den Südstaaten etwa die Hälfte Analphabeten und zwar 1850 53 pCt., 1860 49 pCt.; dabei ist nur das männliche Geschlecht in Betracht gezogen.

Was die Aneignung der einfachsten Schulbildung für das Emporheben der Negerbevölkerung auf ein im allgemeinen höheres intellektuelles Niveau beitragen kann, darf nicht überschätzt werden, besonders dann, wenn wie jetzt die zur Verfügung stehenden Lehrkräfte zu einem großen Teil für ihr Amt ungeeignet sind. Die höheren Schulen der Neger, aus denen ihre Lehrer und Führer hervorgehen, haben zwar in den beiden letzten Dezennien Erfolge verzeichnet, die in sie gesetzten Erwartungen erfüllten sich dennoch nicht ganz.

Wie im sozialen so sind auch im intellektuellen Leben der Neger Rasseneigenheiten wahrzunehmen. Prof. K. Miller[1]) weist wie viele andere Beobachter darauf hin, daß dort, wo gemischte Schulen bestehen, kein Unterschied in der Fähigkeit der weißen und schwarzen Kinder zu merken ist, sowie, daß diese Erscheinung nicht allein bei den Negern in den Vereinigten Staaten zu konstatieren war, sondern in gleichem Maße bei den Kindern aller sogenannten inferioren Rassen, die in geistigen Wettbewerb mit Kindern europäischer Rasse gebracht wurden. Das auffallende Nachlassen der geistigen Aktivität bei Eintritt der Geschlechtsreife schreibt Miller — dem Mangel von Anregung zu! Das ist eine naive Erklärung. Die wirkliche Ursache des Wandels liegt darin, daß der mächtige sinnliche Zug der Negernatur, welcher

---

[1]) Miller, The Education of the Negro. Report of the Commissioner of Education, 1901, 1. Bd., S. 798.

mit erreichter Pubertät zur Geltung kommt, den weiteren intellektuellen Fortschritt hemmt[1]). Dieser starke Geschlechtstrieb war in Afrika eine Notwendigkeit für den Weiterbestand der Rasse, und er hat in Amerika zu der raschen Vermehrung der schwarzen Bevölkerung geführt.

Die „berühmten Männer", welche der Negerrasse in den Vereinigten Staaten entsprossen, werden bei jeder Gelegenheit als Beweis angeführt, um zu demonstrieren, daß keine Differenz in der intellektuellen Begabung der Rassen existiert. Nun ist es ja sicher, daß bei den Negern die geistige Veranlagung ebenfalls innerhalb weiter Grenzen variiert, daß sie keine homogene Masse sind und Talente hervorzubringen vermögen; deren Zahl war bisher eine sehr geringe, und was die „berühmten Neger" leisteten, haben sie nur mit Hülfe einer übertragenen Kultur leisten können, nur durch energische Unterstützung seitens eines anderen Zweiges des Menschengeschlechts. B. T. Washington und W. E. B. Dubois sind die bedeutendsten lebenden Vertreter der farbigen Rasse; in gleichem Maße befähigte Weiße fallen unter der Masse ihrer Volksgenossen gar nicht auf, weil ihre Zahl zu groß ist. Bei der Auswahl der Studenten, die in Negerhochschulen Aufnahme finden, wird äußerst rigoros vorgegangen[2]); das trägt erheblich zu den Erfolgen der Anstalten bei. — Zur richtigen Beurteilung der intellektuellen Verschiedenheiten zwischen Europäern und Negern sind ausgedehnte biometrische Studien erforderlich, die am besten nach der Methode Karl Pearsons und seiner Schule durchzuführen wären.

Ueber den Einfluß der Sklaverei auf den Niedergang der alten maurischen Kultur.

Dr. Hans Eckert.

Aus der Geschichte des Mittelalters kennen wir die Mauren als tapfere Krieger, den Schrecken Europas. So erobern sie Spanien, begründen dort eine eigene Kultur, als deren schönste Reste wir die südspanischen Bauten, vor allem die Alhambra noch jetzt bewundern. Maurische Gelehrte von hohem Ruf finden wir tätig als Mathematiker, Astrologen, Geschichtsschreiber. Das Riesenreich erlag dann dem Ansturm der siegreich vordringenden europäischen Kultur. Nur ein kleiner Teil, Marokko, das Land des Scherifen, hat es bis heute verstanden, sich in seiner Selbständigkeit erfolgreich zu behaupten. In strenger Abgeschiedenheit gegen die Außenwelt wahrt es die ruhmvolle Erinnerung an die einstige Größe. Hier ist noch die Tradition des alten Maurenvolkes lebendig, besitzen doch noch heute manche vornehmen Familien die Schlüssel ihrer früheren Häuser in Sevilla oder Granada als Heiligtum. So erwartete ich denn in Marokko ein Volk

---

[1]) Reinsch, The Negro Race and European Civilization. American Journal of Sociology, 11. Bd., S. 155. — Woltmann, Die Ursachen der geistigen Minderwertigkeit der Negerrasse. Pol.-anthr. Rev., 5. Bd., S. 112.

[2]) Tillinghast, The Negro usw., S. 214.

kennen zu lernen, das ähnlich den Chinesen im bewußten Besitze einer eigenen, originalen Kultur mit einer gewissen Berechtigung die Einmischung mehr oder weniger aufdringlicher europäischer Kulturträger zurückweist.

Als Arzt hatte ich im vergangenen Jahre während eines fast vierwöchigen Aufenthaltes in Fes einige Gelegenheit zu Studien bei der Land- und Stadtbevölkerung.

Ein Gang durch die Straßen der Hauptstadt Fes bietet architektonisch kaum etwas Bemerkenswertes. Die Häuserfronten sind eintönig und unscheinbar; doch ist dies wohl allgemeine Sitte im Orient. Eine prunkvolle Fassade könnte ja die Mißgunst des lieben Nachbarn herausfordern und sein „böser Blick“ würde sicher Unheil stiften. Aber auch die öffentlichen Gebäude, die Moscheen, sind klein und ohne alle Bedeutung, mit recht nüchternen, viereckigen Minaretts. Hier und da trifft man wohl einen mit Mosaik verzierten Eingang oder eine solche Wasserschöpfstelle, ein halbverfallenes Stalaktitengewölbe an einem Torbogen, oder eine verwitterte, in Holz geschnitzte Koraninschrift, doch zeigt eben ihr verwahrloster Zustand, daß das allgemeine Verständnis des breiten Volkes für die architektonische Ausschmückung der Bauten der Vergangenheit angehört. Eine wohltuende Ausnahme machen die Wohnungen der Vornehmen. Hier sehen wir noch Reste der alten maurischen Architektur mit ihren typischen Formen. Anmutige Mosaikarbeiten, graziöse Arabesken, leichte Stalaktitengewölbe schmücken die weiten Hallen dieser Paläste. Wir sind entzückt von der Harmonie des Ganzen, von der wirkungsvollen Anordnung im Kleinen und Kleinsten, niemals aber imponiert uns bei diesen neueren Bauten die Größe des Gedankens oder die Kühnheit der Konstruktion. Die heutige maurische Baukunst ist deshalb nur ein Schatten dessen, was sie war; sie wiederholt mit mehr oder weniger Glück die Motive der klassischen Zeit, ohne sie weiterzubilden.

Ein Werk ganz anderer Art, das in der Großzügigkeit der Anlage und in der Zweckmäßigkeit der Ausführung unsere Bewunderung erwecken muß, ist die uralte Wasserleitung und Kanalisation der Stadt. In sinnreicher Weise ist das Gefälle des Fesflusses hierzu benutzt. Durch ein Kanal- und später Tonröhrensystem wird das Wasser den einzelnen Häusern und zahlreichen Schöpfstellen in den Straßen zugeführt. Von der Wasserleitung streng getrennt ist die Kanalisation, die bei der Straßenreinigung und ständigen Berieselung der Aborte großen Nutzen stiftet.

Das Ganze ist für eine orientalische Stadt ein staunenswerter Bau, ein ehrendes Denkmal der Schaffenskraft der alten Mauren, dem die heutigen Marokkaner nichts auch nur annähernd Ebenbürtiges an die Seite zu stellen haben.

Im Kunstgewerbe wird noch manches immerhin Beachtenswerte geleistet. Es existieren Teppichwebereien, deren ausgezeichnete Erzeugnisse wir in Fes sahen. Ledertaschen und Kissen werden geschmackvoll verziert. Man findet Ziseleure und Silberschmiede, deren Arbeiten allerdings weniger gute sind; auch hat man Gelegenheit, feine Seidenstickereien zu bewundern. Kurz, man sieht wohl manches schöne Stück, doch ist von einer fruchtbringenden Ausnützung der künstlerischen Anlagen des Volkes nichts zu merken.

Weit auffälliger noch ist auf dem Gebiete der Wissenschaft der Unterschied, der zwischen einst und jetzt in Marokko besteht. Die altehrwürdige Universität von Fes, das Wahrzeichen der früheren Größe maurischer Wissenschaft, kann uns hier den besten Maßstab für die Beurteilung liefern. Sie ist leider dem Nationalheiligtum, der Begräbnisstätte des Gründers der Stadt Mulai Idriß, angegliedert und deshalb für Christen nicht erreichbar. Durch einen formell zum Islam übergetretenen Europäer, der sich in der Universität auf die Dolmetscherlaufbahn vorbereitet, erfuhr ich einiges.

Der Marokkaner beginnt seine Studien als Taleb, d. h. Lehrling. Als solcher lernt er Koransuren auswendig, lernt lesen und schreiben. Nach einigen Jahren wird er ein Faki, d. h. einer, der seinen Koran versteht. Sodann widmet er sich dem Rechtsstudium auf beliebig lange Zeit. Dieses beschränkt sich ebenfalls nur auf die im Koran niedergelegten Grundsätze. Andere Wissenschaften werden nicht gelehrt, auch keine Examina gemacht, man verlangt allerdings, daß jeder Beamte ein Faki sei. Die mit der Universität verbundene Bibliothek soll reich sein an wertvollen arabischen Handschriften, aber kaum je benützt werden.

Dieser Universität entsprechen denn auch die niederen Schulen, die in der Stadt zerstreut zu finden sind. Schon von weitem wird man auf sie aufmerksam durch ein lautes Stimmengewirr. In einem halbdunkeln Raume hocken die kleinen Schüler, den Koran auf den Knieen und lernen die Suren unter rhythmischem Beugen des Rumpfes, jeder für sich laut memorierend. In einer Ecke kauert der Lehrer und beschäftigt sich in seiner Weise mit Strohflechten, Nähen und dergleichen.

Wenn man auch unter den obersten Beamten einen oder den andern mit einer etwas weiter gehenden Bildung findet, wenn vor allem auch der Sultan selbst hochintelligent zu sein und z. B. in technischen Dingen eine staunenswerte Erfahrung zu besitzen scheint, so ist doch von einem geistigen Leben im Volke keine Rede. Höfliche und exakte Umgangsformen sind noch der beste Rest einstiger maurischer Geisteskultur. Ein Bildungsbedürfnis, wie es uns in China überall so wohltuend entgegentritt, liegt in Marokko nirgends vor; geistige Trägheit bis zu völliger Indolenz kennzeichnen den heutigen Zustand. Reformatorische Bestrebungen gelangen hier nie an die Oberfläche. Dem Volke scheint die geistige Spannkraft der Väter abhanden gekommen zu sein.

Wo ist der Vorwärtsdrang der alten Mauren geblieben? Wodurch ist diese Stagnation, ja dieser kulturelle Rückschritt zu erklären? Der Islam trägt nicht die Schuld, er trägt sie wenigstens nicht allein; denn unter ihm und durch ihn ist die alte arabische Kulturperiode entstanden, er hat ihr erst das spezifische Gepräge gegeben. Andere mohammedanische Länder (Persien, Türkei, Aegypten) zeigen ferner, daß der Islam sehr wohl eine Auslegung zuläßt, die sich mit jedem Fortschritt verträgt. Hier hat ein viel mächtigerer Faktor mitgesprochen: die Fundamente sind unterwühlt und brüchig geworden, das maurische Volk, der Träger der einstigen Kultur, hat im Laufe der Zeiten eine Umwandlung erfahren, die es mehr und mehr unfähig machen muß zur Weiterentwicklung der von den Vätern ererbten Anlagen.

In Marokko steht das Sklavenwesen in vollster Blüte. Die Vornehmen halten sich ihrer 20, 30 und mehr. Teilweise stammen diese Neger aus dem Sudan, teilweise aus Liberia. Schon als Kinder kommen sie in die maurischen Häuser, werden hier als zur Familie gehörig angesehen und anscheinend durchweg gut behandelt. Die Männer werden zur Feld- und Gartenarbeit, im Stall und in der Küche verwandt, die Frauen sind zur Bedienung, zur Wartung der Kinder und zu Reinigungsarbeiten im Hause bestimmt. Bekommt nun eine Sklavin von dem Hausherrn ein Kind, so ist Mutter und Kind frei und letzteres den Kindern der maurischen Frauen durchaus ebenbürtig.

Der Einfluß dieser Unsitte auf die Rasse ist ein furchtbarer, destruierender.

Unter der ärmeren Landbevölkerung trat dies noch weniger hervor, hier sah ich noch eine ganze Reihe kräftiger, anscheinend rassereiner Männer- und Frauengestalten. Besonders schön zu nennen war die Reiterschar, die einen der Kaids begleitete. Hier wieder fiel mir ein junger Scherif — Nachkomme Mohammeds — auf, eine elastische, elegante Gestalt mit scharf geschnittenen Gesichtszügen, kühner Adlernase, hoher von schwarzen Locken umflatterter Stirn, blitzenden Augen und schmalen, schön geschwungenen Lippen. Wie er so in der Fantasia allen andern voranstürmte, erschien er mir als ein echter Vertreter jenes Volkes, das einst Europa in Schrecken versetzte. Die reichere städtische Bevölkerung bietet leider ein ganz anderes Bild. Hier ist eine Rassenmischung eingetreten, die bis in die höchsten Kreise hinaufreicht. Der Sultan selbst hat deutlich Negerblut in seinen Adern, unter seinen obersten Beamten findet man beinahe Vollblutneger. Die edlen Formen der Mauren verschwinden mehr und mehr, um von plumpen Negertypen ersetzt zu werden.

Eine derartig weitgehende Vermischung mit einer so viel tiefer stehenden Rasse muß im Laufe der Zeit auf die physischen und psychischen Kräfte des Volkes eine geradezu vernichtende Wirkung ausüben. Wir haben es in Marokko kaum noch mit Mauren zu tun, sondern vielmehr mit einem Mischvolke, bei dem die Rasseneigentümlichkeiten der Neger mehr und mehr in den Vordergrund treten. Daß dieser Zersetzungsprozeß gerade in den Kreisen der Reichen und Vornehmen am schnellsten fortschreitet, erhöht die Gefahr. Wenn der Untergang Roms erklärt wird mit der Abnahme der physischen und geistigen Fähigkeiten der Nation infolge der zunehmenden Vermischung der edlen Geschlechter mit den zahlreichen, meist afrikanischen Sklaven, so scheint sich dies hier in Marokko zu wiederholen. In der Rassendegeneration erblicke ich den eigentlichen Grund für den Niedergang der maurischen Kultur, und ich fürchte, daß beim Fortbestehen der oben gekennzeichneten Sklavenwirtschaft das Volk unfähig wird, die jetzt mit Macht Einlaß begehrende europäische Kultur in sich aufzunehmen und selbständig weiterzuführen. Demgegenüber kommen jedenfalls andere Gefahren, die der gesunden Entwicklung des Volkes drohen, z. B. die große Verbreitung und mangelhafte Behandlung der Syphilis, nicht in Betracht.

Noch finden sich namentlich auf dem Lande zahlreiche Reste der unverdorbenen maurischen Rasse, die für die Zukunft des Volkes

Hoffnung geben. Sie zu erhalten und wieder zur Geltung zu bringen durch Abschaffung der Sklaverei mit ihren verderblichen Folgen muß das vornehmste Ziel des unser harrenden Kulturwerkes in Marokko sein.

Ueber die biologische Differenzierung menschlicher Rassen.

Dr. L. Sofer.

In der Berl. klinischen Wochenschrift (1907, Nr. 26) veröffentlicht Carl Bruck eine Arbeit, die von größter Wichtigkeit für die Anthropologie im allgemeinen und für die Rassentheorie im besonderen ist.

Wir gehen dabei am einfachsten von den Arbeiten Uhlenhuths aus. Dieser Forscher zeigte, daß, wenn man einem Tiere, am besten einem Kaninchen, Menschenblut in langsam abgestufter Dosierung beibringt, das Kaninchenserum, die Eigenschaft erhält, auf Menschenblutlösungen bis zu sehr feinen Verdünnungen spezifisch einzuwirken, d. h. einen Niederschlag mit Menschenblut, aber auch nur mit diesem Blute allein zu erzeugen. Die Wichtigkeit dieser Methode zunächst für die Gerichtspraxis ist bekannt, doch soll uns diese Seite hier nicht beschäftigen, vielmehr nur ihre naturwissenschaftlichen Folgerungen.

Wenn ich vorhin sagte, daß das vorbehandelte Kaninchenserum nur im menschlichen Blute einen Niederschlag erzeuge, so ist dies noch näher zu präzisieren. Diese biologische Reaktion ist nämlich eine Gattungsreaktion. Ein Menschenblutantiserum (das Serum des mit Menschenblut vorbehandelten Kaninchens) ruft auch in Affenblutlösungen einen Niederschlag hervor, ein Pferdeantiserum erzeugt nicht nur im Pferdeblut, sondern, wenn auch schwächer, im Eselblut einen Niederschlag, Hundeantiserum auch in Fuchsblut. Es war also damit der Weg gegeben, das Verwandtschaftsverhältnis der Tiere untereinander einer neuerlichen Prüfung zu unterwerfen. Dies ist auch in ausreichendem Maße, hauptsächlich durch Nutall geschehen. Nutall konnte unter anderm den Satz, den schon Huxley auf Grund der vergleichenden Anatomie ausgesprochen hatte, daß die trennenden Verschiedenheiten zwischen den Menschen und den anthropoiden Affen (Gibbon, Orang-Utan, Gorilla, Schimpanse) kleiner seien, als zwischen diesen und den niederen Affen, auch durch diese Methode bestätigen.

Hier setzen nun die grundlegenden Versuche Brucks ein. Man konnte bis jetzt das Eiweiß zweier verschiedener Arten unterscheiden (denn ein vorbehandeltes Serum gibt nicht allein mit dem betreffenden Blutserum Niederschläge, sondern auch mit allen anderen eiweißhaltigen Flüssigkeiten der zur Vorbehandlung verwendeten Tierart, z. B. mit Milch usw., so daß es sich eigentlich nicht um eine Blutdifferenzierung, sondern um eine Eiweißdifferenzierung handelt). Versuche aber mittels dieser Methode, die wegen der dabei entstehenden Niederschläge Präzipitinreaktion genannt wird, Unterschiede innerhalb der Art festzustellen, wie sie mehrfach versucht wurden, gelangen nicht. Deshalb verwendete Bruck bei seinen Untersuchungen in Batavia eine andere Methode, die die Präzipitinmethode bei weitem noch an

Feinheit übertrifft, nämlich die Methode der „Komplementbindung". Wir haben gesehen, daß, wenn man einem Tiere gelöste Eiweißsubstanzen einer anderen Tierart einverleibt, die Einführung dieses körperfremden Eiweißes in dem vorbehandelten Organismus eine Reaktion auslöst, die sich in der Bildung eines neuen Stoffes äußert, der, zur ursprünglichen Eiweißlösung zugesetzt, einen Niederschlag in derselben veranlaßt. Diesen neuen Stoff nennt man eben ein Präzipitin. Neisser und Sachs haben nun gezeigt, daß beim Zusammentreffen des Präzipitins und der Eiweißlösung nicht nur der Vorgang der Ausfällung (die Bildung eines Präzipitats) vor sich geht, sondern auch „Komplement verankert wird". Unter Komplement versteht die moderne Immunitätslehre Schutzstoffe des normalen Blutserums, die imstande sind, Bakterien und fremde rote Blutkörperchen zu zerstören. Der Ausdruck: „das Komplement wird verankert oder gebunden" bedeutet, daß das Komplement seine Wirksamkeit eingebüßt hat, und rote Blutkörperchen nicht mehr auflösen kann. Dieses Unterbleiben der Blutkörperchenauflösung ist das sichtbare Zeichen dieser Methode, um das Zusammentreffen artgleichen Eiweißes kundzugeben; das Eintreten der Auflösung roter Blutkörperchen ist ein Zeichen artfremden Eiweißes. Die Neisser-Sachssche Methode ist also, ebenso wie die Präzipitierungsmethode, eine Eiweißdifferenzierungsmethode, nur ist sie viel schärfer[1]).

Bruck stellte sich nun die Frage: Ist das Blut verschiedener menschlicher Rassen, z. B. der weißen, der mongolischen und malaiischen, auf biologischem Wege durch die Bindung des Komplements zu differenzieren?

Vorerst gelang ihm der Nachweis, mit Hülfe der Komplementbindung die einzelnen Affenarten nach ihrer Stellung im System und ihrem Verhältnis zum Menschen zu differenzieren. Dazu wurden Kaninchen vorbehandelt mit den Blutseren von Orang-Utan, Macacus cynomolgus und Mensch. Es ergab sich nun gleichmäßig folgende Abstufung: 1. Mensch, 2. Orang-Utan, 3. Gibbon, 4. Macacus rhesus und nemestricus, 5. Macacus cynomolgus. Die Art Mensch steht biologisch ungefähr so weit vom Orang-Utan entfernt, wie dieser von Macacus rhesus und nemestricus. Mensch und Orang-Utan scheinen sich sogar etwas näher zu stehen, wie der Orang gewissen Macacenarten. Unterschiede der einzelnen menschlichen Rassen untereinander ließen sich mit den gegen Affen gerichteten Immunseren nicht konstatieren. (Immunsera sind die Blutseren der Kaninchen, die durch Vorbehandlung mit einem fremden Blutserum, hier also entweder mit Affen- oder Menschenserum, erhalten werden.)

„Java beherbergt", wie Bruck fortfährt, „wenn man sich an die alte Blumenbachsche Rasseneinteilung hält, Vertreter folgender Rassen: 1. der kaukasischen (die hier ansässigen Europäer, meist Holländer), 2. der mongolischen (die hier geborenen oder eingewanderten Chinesen) und 3. der malaiischen (Küstenmalaien und Javaner). Ich bin mir

---

[1]) Ich kann natürlich mit Rücksicht auf den Raum diese Partie der modernen, sich rasch entwickelnden Immunitätslehre nur in den allergröbsten Umrissen verdeutlichen. (Anm. d. Autors.)

wohl bewußt, daß vom anthropologischen Standpunkte die malaiische »Rasse«, wenn überhaupt als solche, nur als Mischrasse kompliziertester Natur angesehen werden muß. Besonders aber die Stellung der Javaner innerhalb dieser Rasse ist anthropologisch sehr zweifelhaft. Die Javaner werden als Mischvolk der Ureinwohner der Insel mit den zugewanderten Hindustämmen Vorderindiens angesehen. Zum Teil haben sich diese Hinduabkömmlinge rein erhalten, besonders in den zentralen Teilen Javas, dem Kaiserreich Solo usw. Zum größeren Teile ist aber eine ungemein innige Vermischung mit den später zugewanderten Küstenmalaien vor sich gegangen, so daß eine anthropologische Trennung zwischen Malaien und Javaner auf die größten Schwierigkeiten stoßen kann. Ich habe aus diesen Gründen als Vertreter der malaiischen Rasse insbesondere nur solche Individuen für meine Untersuchungen herangezogen, die als relativ „reine" Malaien anzusehen sind. Besonders die Bewohner Zentral-Sumatras schienen dafür geeignet. Es wurden im ganzen untersucht: sieben Holländer (in Holland geborene Soldaten), fünf Chinesen (zum Teil in Batavia, zum Teil in China selbst geboren), sechs Malaien. Hierzu kommen noch sieben Javaner (zum Teil aus Solo), ferner ein Westjavane (Sundanese), schließlich noch ein Araber." (Leider berichtet Bruck nichts Näheres über die Rassenstellung dieses Arabers; denn, wenn auch die nomadisierenden Araber-Beduinen reine Semiten sind, so wird natürlich im Orient vielfach ein arabisch sprechender Moslim, wenn auch anderer Rasse, als Araber bezeichnet.)

Die Kaninchen wurden mit Holländerblutserum vorbehandelt. Aus der Tabelle Brucks geht hervor, daß es mit Hülfe eines gegen Vertreter der weißen Rasse gerichteten Immunserums möglich ist, diese von Angehörigen der mongolischen und malaiischen Rasse biologisch zu unterscheiden und gleichzeitig aus dem Grade der Reaktion auf die Verwandtschaft der einzelnen Rassen untereinander zu schließen. Bei den Angehörigen derselben Rasse ist der Grad der Reaktion derselbe. Ferner ergab sich, daß man mit einem Holländerantiserum sowohl Chinesen als Malaien, mit einem Chinesenantiserum nur Malaien, mit einem Malaienantiserum keine der drei Rassen, vielleicht aber eine tieferstehende differenzieren kann. Man kann also zur biologischen Differenzierung nur solche Antisera verwenden, die gegen höher Stehende als die zu differenzierenden gerichtet sind.

Bruck geht aber weiter zur Lösung einer anderen interessanten biologischen Frage, nämlich der: Ist das Eiweiß von Unterarten (Rassen) derselben Art biologisch in der Weise verschieden, wie dasjenige verschiedener Arten? Diese Frage muß verneint werden. Das Eiweiß zweier verschiedener Arten hat wohl gemeinsame Gruppen, aber jede der beiden Eiweißarten ist auch biologisch etwas ganz Differentes. Ein Orangserum hat wohl gemeinsame Gruppen mit dem Cynomolgusserum, jedes der beiden hat aber auch eigene, ihm ganz spezifische Gruppen, die das andere nicht besitzt. (Nach der Immunitätslehre Ehrlichs ist der Bau des Zellprotoplasmas komplizierter, als es bis jetzt gelehrt wird. Ehrlich stellt die Theorie auf, daß das Zellprotoplasma außer seinem physiologisch charakterisierten Leistungskern noch andere Atomgruppen besitzt, die er „Seitenketten" oder „Rezeptoren"

nennt; diese seien unter normalen Verhältnissen insbesondere für die Bindung, Verdauung und Assimilation von Nährstoffmolekulen bestimmt, können aber unter krankhaften Verhältnissen sich mit einem bestimmten Gifte verbinden. Dies ist die „Ehrlichsche Seitenkettentheorie"). Für unsere Betrachtung setzt nun Bruck an Stelle des Ausdrucks „Gruppen" den Ausdruck „Rezeptor". — Anders ist es bei den Unterarten (Rassen) derselben Art. Das Eiweiß des Holländers ist wohl verschieden von dem des Chinesen und Malaien, aber nur in der Weise, daß das Holländereiweiß auch sämtliche Gruppen des Chinesen- und Malaieneiweißes umfaßt, außerdem aber noch gewisse ihm eigene Gruppen beherbergt. Das Eiweiß des Chinesen umfaßt sämtliche Gruppen des Malaien, zeigt aber außerdem eigene spezifische Gruppen, die dem Malaieneiweiß nicht zukommen. Mit anderen Worten und im Ehrlichschen Sinne sagt Bruck: Das Eiweiß der Unterarten ein und derselben Art besitzt einen dominanten Rezeptor (Hauptgruppe), nämlich den der Art (in unserem Falle: Mensch). Denjenigen Unterarten, die wir morphologisch als „höhere" bezeichnen, kommen außer diesem dominanten Rezeptor gewisse Partialrezeptoren zu in der Weise, daß immer die höhere Unterart auch sämtliche Partialrezeptoren der tieferen umfaßt. Die am höchsten stehende Unterart besitzt sämtliche Partialrezeptoren der tieferen, außerdem aber noch eigene, ihr speziell zukommende. Demnach müssen wir sagen, daß einer morphologisch am höchsten stehenden Unterart auch vom biologischen Standpunkte bezüglich ihres Eiweißbaues dieser Platz gebührt. Deshalb konnte man mit dem Affenimmunserum keine Unterschiede zwischen den einzelnen menschlichen Rassen konstatieren. Das Affeneiweiß hat eben nur Gruppen, die dem dominanten Artrezeptor Mensch verwandt sind, und ein gegen Affeneiweiß gerichtetes Immunserum gibt daher nur mit der Art Mensch eine biologische Reaktion. Das Affeneiweiß besitzt aber nicht jene mit den Partialrezeptoren der menschlichen Unterarten korrespondierenden Gruppen. (Bruck hat nebenbei damit, ohne den Punkt direkt zu berühren, die bisher noch unentschiedene Frage gelöst, ob die menschlichen Rassen verschiedene Arten oder Unterarten sind.)

„Wir sehen somit", sagt Bruck, „daß wir durch derartige biologische Untersuchungen die Natur in ihre geheimsten Werkstätten verfolgen und sehen können, wie die Eiweißdifferenzierung innerhalb der Art ebenso stufenweise erfolgt, wie wir dies innerhalb der Gattungen morphologisch und biologisch beobachten konnten."

Damit will ich dieses Referat schließen. Es wäre zwar verlockend, noch darauf hinzuweisen, wie Bruck weiterhin die Feinheit dieser Methode benutzte, um die Rangstellung von Mischlingsrassen (Javanen) zu bestimmen. Jedoch ist das Gewicht der Bruckschen Forschungsergebnisse für die Rassentheorie groß genug, um im Prinzipe allein gewürdigt zu werden. Ja, ich stehe nicht an, die Bruckschen Experimente neben den Mendelschen Entmischungsgesetzen als die zwei wichtigsten Fundamente der modernen Rassentheorie zu bezeichnen. Jeder, der ein Recht haben will, über Rassentheorie zu sprechen, muß sich zuerst mit diesen beiden wissenschaftlich unumstößlich feststehenden Tatsachen auseinandersetzen, wenn seine Stimme überhaupt gehört werden soll.

Allerdings wird der eigentliche Streit erst beginnen, wenn man die Bruckschen Versuche mit den drei europäischen Rassen fortsetzen wird. Jedoch glaube ich nicht, daß man hier zu eindeutigen Resultaten kommen wird.

Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.[1]

Dr. Georg Lomer.

Daß die Geschlechtskrankheiten, neben den Volksseuchen der Lungenschwindsucht und des Alkoholismus, der gefährlichste Feind der Kulturmenschheit sind, haben uns Statistiken und zahllose klinische Beobachtungen gelehrt. Während man aber den beiden anderen Krankheitskategorien seit geraumer Zeit eine besondere Aufmerksamkeit schenkt, ist eine systematische Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten erst in jüngster Zeit in die Wege geleitet.

Wohl waren Sozialpolitikern und Aerzten, besonders den Spezialärzten, die Gefahren der Sexualleiden seit langem bekannt. Aber, um ein fressendes Uebel wie sie, das als traurige Begleiterscheinung moderner Zivilisation durch alle Kreise geht, wirklich erfolgreich bekämpfen zu können, dürften sich die Kräfte nicht zersplittern. Es müßte vielmehr ein fester Zusammenschluß aller einsichtigen Elemente herbeigeführt werden, der allein den Erfolg verbürgt.

Im September 1899 trat zu Brüssel auf Betreiben des verdienstvollen Dr. Dubois-Harmith die erste — von sämtlichen Kulturstaaten beschickte — internationale Konferenz zu diesem Zwecke zusammen, und auf einer zweiten Konferenz, im Herbst 1902, kam es sodann zur offiziellen Gründung der „Société internationale de prophylaxie sanitaire et morale“.

Außer dieser nicht auf ein Land beschränkten Vereinigung konstituierten sich bald nach Beginn des neuen Jahrhunderts Sondergesellschaften in Frankreich (1901), Italien, Dänemark, denen sich deutscherseits am 19. Oktober 1902 die „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“ beigesellte. An die Spitze der Gesellschaft traten Neisser-Breslau als Vorsitzender, Lesser-Berlin als stellvertretender Vorsitzender, Blaschko-Berlin als Generalsekretär. Die Beisitzer des geschäftsführenden Ausschusses setzten sich aus Vertretern der Wissenschaft, der Presse, der Bankwelt zusammen. Anerkannt muß werden, daß sich die Gesellschaft von Anfang an der besonderen Förderung durch die Behörden und einer lebhaften Unterstützung seitens der Presse zu erfreuen hatte.

Die Mitgliederzahl, welche gleich zu Anfang 600 betrug, hob sich schnell, und im März 1905, also nach 2½ jährigem Bestehen, konnte man bereits 4000 Mitglieder zählen, welche sich auf 22 Ortsgruppen verteilten.

Daß eine so umfassende Bewegung nicht aus blauen Träumen herausgewachsen ist, liegt auf der Hand. Die Not der Zeit hat diese

---

[1]) Unter reichlicher Benutzung der Publikationen (Mitteilungen, Broschüren, Merkblätter usw.) der „Deutsch. Ges. z. Bek. d. Geschl.“

Kämpfer zusammengeführt, und was die Kraft des einzelnen nicht durchzusetzen vermochte, das wird das vereinigte systematische Vorgehen der „Gesellschaft“ mit besserem Erfolge zu zwingen wissen. —

Die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten, als welche die Syphilis, die Gonorrhoe und der fast stets gutartige „weiche Schanker“ zu gelten haben, ist ungeheuer. Jährlich erkranken in Preußen 600 000 Menschen geschlechtlich. Obenan stehen dabei die Großstädte, es folgen die Kleinstädte und das Land. Nach ziffernmäßigen Belegen[1]) erkranken in einer Großstadt wie Berlin alljährlich von 1000 jungen Männern zwischen 20 und 30 Jahren 200, also ein Fünftel, an Tripper und etwa 24 an frischer Syphilis. Von den Männern, die über 30 Jahre alt in die Ehe treten, hat durchschnittlich jeder zweimal Gonorrhoe gehabt und jeder vierte und fünfte ist syphilitisch.

Sehr verschieden ist die Beteiligung der einzelnen Berufsschichten. Am ungünstigsten natürlich ist die Sachlage bei den berufsmäßigen Prostituierten, welche wohl durchweg ein oder mehrere Male geschlechtlich erkranken und insbesondere von der Syphilis selten verschont bleiben. Von der sog. geheimen Prostitution erkranken dagegen nur (!) 30 v. H.; es folgen die Studenten mit 25, die Kaufleute mit 16, die Arbeiter mit 9 v. H. Am günstigsten steht das Heer da, mit nur 4 v. H. Erkrankungen[2]). Das ist vor allem auf den guten soldatischen Geist unserer Truppen zurückzuführen, der sich nicht gar zu nahe mit der käuflichen Liebe einläßt. Wo dieser Geist nicht vorhanden ist, steigt sofort die Erkrankungsziffer. Das französische Heer hat doppelt so viel, das österreichische das Dreifache, das italienische das Vierfache an Geschlechtskranken[3]), und der Prozentsatz in der englischen Armee ist alljährlich sogar 17—25 (!). Von Bedeutung für diese Verhältnisse ist selbstverständlich auch die sanitäre Versorgung einer Truppe, die in den einzelnen Ländern äußerst verschiedenartig ist. Sehr gering ist die Erkrankungsziffer auch in der dänischen Armee, nämlich 2 v. H., wobei allerdings zu bemerken ist, daß die letztere nur ein Milizheer mit einer Dienstzeit von wenigen Monaten ist, wodurch sich die Bedingungen von vorneherein viel günstiger gestalten. —

Die Gefährdung von Leib und Leben durch die Geschlechtskrankheiten ist gewaltig. Die Gonorrhoe des Mannes ist wohl heilbar, doch kann sie — bei Vernachlässigung — Jahre dauern. Wird die Frau angesteckt, so führt die Krankheit, wenn sie die innern Organe ergriffen hat, nach Lesser[4]) in der Mehrzahl der Fälle zur Unfruchtbarkeit der Frau.

Die Syphilis ist gefährlich durch ihre oft jahr-, wenn nicht jahrzehntelange Dauer, und kann, vernachlässigt, in sämtlichen Organen Folgeerscheinungen zeitigen[5]). Bei der Frau führt sie häufig zu

---

[1]) Vergl. Blaschko, Die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten. Vortrag vom 19. X. 02.

[2]) Neuerdings angeblich 2 v. H., vergl. Rede des Abgeordneten Münsterberg im preuß. Abgeordnetenhaus vom 6. II. 06.

[3]) Stadtarzt Dr. Hammer, am 12. III. 03 in Stuttgart.

[4]) Lesser, Die Gefahren der Geschlechtskrankheiten. Vortrag vom 19. X. 02.

[5]) Bekanntlich hat man auch die Paralyse (Lähmungsirrsinn, Gehirnerweichung) zur Syphilis in gewisse ursächliche Beziehungen gebracht.

Früh- und Fehlgeburten. Auch ist anzunehmen, daß von den 45824 Kindern, welche 1899 im ersten Lebensjahre an angeborener Lebensschwäche zugrunde gingen[1]), ein großer Teil der Syphilis zur Last gelegt werden muß.

Groß ist auch der Geburtenausfall durch die Gonorrhoe; man hat ihn für Deutschland auf im ganzen 200000 (!) Kinder jährlich berechnet[2]).

Auch die Schädigung, welche das Nationalvermögen durch die Geschlechtskrankheiten erleidet, hat man zahlenmäßig auszudrücken versucht. Arbeitsverlust, Arzt, Apotheke, Pflege, Begräbniskosten waren da zu berücksichtigen. So rechnend, fand man an Mindereinnahmen bezw. Mehrausgaben über 250000 Mark täglich, d. h. also mindestens 90 Millionen Mark im Jahre. Wenn man demgegenüber den Typhus mit nur 22000 Mark täglich und 8 Millionen im Jahre veranschlagt, so springt die ungeheuere sozial-ökonomische Bedeutung der Geschlechtskrankheiten erst so recht ins Auge.

Nicht ausrechnen läßt sich aber die ungeheuere Einbuße an Lebens- und Liebesglück, welche durch sie der einzelne und noch mehr die Familie erleidet. Besonders schlimm ist es, daß seit geraumer Zeit auch solche Schichten vom venerischen Gifte durchseucht zu werden beginnen, welche früher einigermaßen gesund und dadurch eine Kraftreserve der Nation waren: Arbeiter- und Handwerkerstand. Aus den Zahlen der Krankenkassen geht das am klarsten hervor. Erkrankten doch im Jahre 1903 in Berlin 8,3 v. H. der männlichen Krankenkassenmitglieder geschlechtlich, davon an Syphilis allein 1,9, also fast 2 v. H.![3])

Durchsichtig und eng sind die Beziehungen der Geschlechtsleiden zum Alkoholismus. Nicht nur erwerben die meisten Betroffenen ihr Leiden unter dem Einfluß des Alkohols — nach Forel etwa zwei Drittel bis drei Viertel, — sondern auch die Heilaussichten der Erkrankung werden durch chronischen Alkoholismus ganz außerordentlich verschlechtert. —

Forscht man nun nach den nie versiegenden Quellen der venerischen Ansteckung, so führen alle Wege schließlich an einem Punkte zusammen, in der Prostitution. Bis zu gewissem Grade fällt demnach die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten mit der Bekämpfung oder Unschädlichmachung der Prostitution zusammen. Drei Dinge sind es, die der Prostitution den wesentlichsten Vorschub leisten, das Wohnungselend, die Hungerlöhne und der Alkoholismus[4]). Hier geht unsere Frage, wie man sieht, in die große soziale Frage über.

Ein Hauptschaden liegt darin, daß von sämtlichen Mädchen, welche sich prostituieren[5]), nach Meinung aller Sachverständigen nur

---

[1]) Vergl. M. Kirchner, Die soziale Bedeutung der Geschlechtskrankheiten. Vortrag vom 19. X. 02.

[2]) A. Blaschko, Referat, erstattet auf der Jahresversammlung der Gesellschaft 6. III. 04 zu Berlin.

[3]) Vergl. Dr. Walter Claassen. Die Entartung der Volksmassen. Umschau, XI. Jahrg., Nr. 9.

[4]) Anna Pappritz, Referat im „Verein f. d. Interessen der Hausangestellten“ über „Die Dienstboten und die Prostitution“.

[5]) In Berlin sind 40—60 v. H. derselben ehemalige Dienstmädchen. Siehe A. Pappritz wie oben.

etwa 10 v. H. zur Kenntnis der Polizei und damit unter Kontrolle gelangen. 90 v. H. treiben ihr Handwerk heimlich und bilden dadurch eine noch viel größere Gefahr als die polizeilichen Kontrollmädchen. —

Was nun die eigentliche Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten betrifft, so geht aus unserem, oben verwerteten Zahlenmaterial schlagend hervor, wie erschreckend notwendig dieselbe ist. Unwissenheit und Aberglaube, die schlimmsten Feinde jeden Fortschritts, haben auch hier lange, allzulange die besten Kräfte lahmgelegt.

Eine Unwissenheit, die sich keineswegs auf die „ungebildeten" Kreise beschränkt, und so weit geht, daß sich die ängstlichen Kranken eher dem ebenso unwissenden und meist unehrlichen Kurpfuschertum[1]) in die Arme werfen, als daß sie den Gang zum Arzte wagen.

Ein Aberglaube, der mit Teequacksalberei und Sympathie eine Krankheit wie die Syphilis heilen will und daran festhält, daß der Beischlaf mit einer unberührten Jungfrau die Gonorrhoe zur Heilung bringen könne.

Neben diesem krassen Aberglauben ist noch ein Umstand von der unheilvollsten Bedeutung, das weitverbreitete Vorurteil gegen die Geschlechtskrankheiten. Die „Gesellschaft" steht ja noch immer auf dem pharisäischen Standpunkte, daß es sich hier um „schändliche" Krankheiten handle, deren Erwerbung ausnahmslos auf einen „ausschweifenden Lebenswandel" zurückzuführen sei. Dieselbe „Gesellschaft", die durch Anerkennung der Prostitution diesen „unsittlichen" Tendenzen immer wieder von neuem Vorschub leistet. Dieselbe Gesellschaft, die ihre jungen Töchter unbedenklich an eben jene abgelebten Roués verheiratet, deren beste Kraft in Dirnenarmen vertan ist. Heuchelei und Prüderie, wohin man sieht!

Das erstreckt sich auch bis in das Krankenhauswesen hinein. Von 29 Geschlechtskranken findet nach Blaschko[2]) allerhöchstens einer Aufnahme in einem Krankenhause, während die übrigen 28 sich mit ambulanter ärztlicher Behandlung begnügen müssen. Es sind eben in den Krankenhäusern selten hinreichend Betten für Venerische vorhanden, ja, viele Krankenhäuser nehmen Geschlechtskranke überhaupt nicht auf oder erst dann, wenn die Plätze nicht genügend besetzt sind. Das ist eine stiefmütterliche Behandlung der Venerischen, die sich fort und fort schwer an der Gesamtheit rächt.

Früher ließ auch die Vorbildung der Aerzte auf diesem Spezialgebiete viel zu wünschen übrig. Das ist besser geworden; immerhin wäre es wünschenswert, daß die Geschlechtskrankheiten auch im ärztlichen Staatsexamen in Zukunft gründlicher behandelt würden, als es bis heute der Fall ist.

Wie man sieht, gibt es hier der Mängel genug, die z. T. darum so schwer ausrottbar sind, weil sie jahrhundertelang Zeit hatten, sich fest einzunisten. —

Hier nun hat die „D. G. z. B. d. G."[3]) rettend eingegriffen.

Durch öffentliche Tagungen in den großen Städten, durch Entsendung von mit statistischem Material ausgerüsteten Wanderrednern,

---

[1]) Uebrigens sind die Mehrzahl der Kurpfuscher vorbestraft.
[2]) S. Blaschko, wie oben.
[3]) „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten."

durch Gründung von Zweigvereinen in allen Teilen Deutschlands hat man den Kampf gegen das alte Vorurteil begonnen, die Geschlechtsleiden seien ein Ding, von dem man nicht reden dürfe. Mitteilungen an die Tagespresse, Gründung einer eigenen Zeitschrift[1]) halfen das Werk ausbauen. Aehnlich wirken einschlägige Broschüren, von Fachleuten ins große Publikum geworfen, sowie besonders die „Merkblätter", welche einen kurzen Abriß dessen geben, was die Jugend beider Geschlechter von den Gefahren der Geschlechtskrankheiten aus Gründen des Selbstschutzes wissen muß, und welche bereits in mehreren Millionen Exemplaren Verbreitung gefunden haben.

Als besonders zweckmäßig hat es sich herausgestellt, wenn die aus der Schule zu entlassenden jungen Leute in einem besonderen Vortrage vor geschlechtlichem Leichtsinn ärztlicherseits gewarnt werden.

Ebenso haben sich die stellenweise, z. B. in der Marine unternommenen Versuche mit Schutzmitteln durchaus bewährt: Der Zugang an venerischen Krankheiten beim ostasiatischen Geschwader, der 1899 bis 1900 noch 264 pro mille betrug, sank 1900—01, nachdem mit der Prophylaxe begonnen war, auf 184,6 pro mille und ging im Sommer 1901 gar auf 134 herab[2]).

Aeußerst wichtig für die Bewegung, namentlich in Industriegegenden, ist die Gewinnung der großen Krankenkassen, deren Mitglieder — im Falle geschlechtlicher Erkrankung — genau so gut wie andere Kranke Anspruch auf Krankengeld haben. Auch hier sind bereits Erfolge zu verzeichnen; denn viele Kassen haben lange eingesehen, daß der Ausfall an Arbeitskräften bei sachgemäßer Behandlung ein viel geringerer ist, als ohne solche.

Sehr dankenswert ist es, daß sich sowohl die Behörden wie auch zahlreiche gemeinnützige Institute bereitwilligst in den Dienst der guten Sache gestellt haben. Viele Behörden haben der Gesellschaft sogar, in richtiger Würdigung des Nötigen, Geldbeträge überwiesen. Kostet doch eine jede Kriegführung — und um eine solche handelt es sich hier, — in erster und letzter Linie Geld.

Ein Verdienst der „Gesellschaft" ist es übrigens auch, daß die in dem früheren Krankenversicherungsgesetz enthaltenen Beschränkungen zuungunsten der Geschlechtskranken nun aufgehoben sind, und daß die ärztliche Anzeigepflicht für gewisse Fälle venerischer Erkrankung[3]) gestrichen worden ist. Es ist ferner in einer Reihe von Städten auf direkte oder indirekte Anregung der Gesellschaft dem Mangel an Betten für Geschlechtskranke durch Schaffung von Sonderabteilungen unter fachwissenschaftlicher Leitung abgeholfen worden. Das sind denn doch schon recht nennenswerte Erfolge.

Die Hauptfrage jedoch, mit der sich die „Gesellschaft" wird auseinander setzen müssen, ist die Frage der Prostitution.

Mit dem Vorhandensein der Prostitution als solcher hat man sich abzufinden gelernt als mit einer gegebenen Größe. Worauf das Augenmerk zu richten ist, kann demnach lediglich ihre möglichste Unschädlichmachung für die Allgemeinheit sein. Ueber das „Wie"

[1]) „Zeitschrift für Bekämpfung d. G." Verlag Joh. Ambros. Barth, Leipzig.
[2]) Nach Dr. Benario-Frankfurt a. Main, 6. III. 04, Mitglieder-Versammlung in Berlin.
[3]) Vorgeschrieben im preußischen Ausführungsgesetz zum Reichsseuchengesetz.

freilich steht vorläufig noch Meinung gegen Meinung, Skepsis gegen Illusion. Nur über einen Punkt herrscht auch jetzt schon Einigkeit, nämlich über die völlige Unbrauchbarkeit des jetzigen Systems der Reglementierung und sog. Sittenkontrolle.

Abgesehen von der ungeheueren und fast nutzlosen Arbeitslast, die den Polizeiorganen durch dieses System aufgebürdet wird, ist es eine völlige Unmöglichkeit, auf diese Weise auch wirklich alle Prostituierten behördlich zu kontrollieren. Der Prozentsatz, der sich dieser Kontrolle zu entziehen weiß, ist ungeheuer[1]), und selbst die zu Untersuchenden wissen oft durch allerhand raffinierte Kniffe bezüglich einer etwa bestehenden Krankheit den Arzt, dessen Zeit so wie so knapp ist, hinters Licht zu führen.

Unvermeidlich sind bei diesem System auch zahlreiche Mißgriffe der Polizei, welche nicht dazu angetan sind, die Einrichtung populärer zu machen. Vor allem aber ist gegen dieselbe einzuwenden, daß sie nicht auf gesetzlicher Grundlage beruht und nicht nach Gesetzesvorschriften durchgeführt wird; „insbesondere wird die »Inskription« nicht nach gesetzlichen Normen und mit genügendem, rechtlichem Schutz der zu Inskribierenden vorgenommen“[2]).

Auch wirkt dieses Polizeisystem „hygienisch geradezu schädigend dadurch, daß es die Kranken vor dem Sichbehandelnlassen, namentlich in Hospitälern, zurückschreckt“[3]). Das sind so einige der Hauptmängel der ganzen Einrichtung. —

Die Vorschläge, die man zur Beseitigung dieser Mißstände gemacht hat, bewegen sich in verschiedener Richtung.

Für völlige Abschaffung treten die sog. „Abolitionisten“ ein, mit ihnen der radikale Spezialist v. Düring. Ebenso sind Neisser, Lesser, Blaschko, alles rühmlich bekannte Fachleute, durchaus für die Abschaffung. Das die negative Seite. Wodurch man aber das jetzige System ersetzen will, darüber ist noch keineswegs Uebereinstimmung erzielt.

Bordelle und Kasernierung treffen das Uebel jedenfalls nicht an der Wurzel. Die Hauptgesichtspunkte, die man aufgestellt hat, sind nun etwa die folgenden[4]):

Die ärztliche Untersuchung der Frauen soll Ergebnis ihres freien Entschlusses sein; diejenige, die sich freiwillig untersuchen läßt, ist von einer behördlichen Aufsicht befreit. Die ärztliche Anzeigepflicht ist — unter bestimmten Vorsichtsmaßregeln zur Wahrung des Berufsgeheimnisses — in einer bestimmten Weise auszudehnen. Es sind für die Geschlechtskranken eine große Zahl von Kliniken und Polikliniken einzurichten, in denen jeder unentgeltlich und unter Wahrung des Geheimnisses seiner Person gute und schnelle Behandlung finden kann. — Der Versicherungszwang ist auf sehr viel weitere Kreise auszudehnen, so daß auch jedes Mädchen aus dem Volke die Möglichkeit hat, sich gegen Krankheit zu versichern. Soweit Männer

---

[1]) Siehe oben.

[2]) u. [3]) Siehe über diese Dinge vor allem Neisser, „Nach welcher Richtung läßt sich die Reglementierung der Prostitution reformieren?“ „Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschl.“, 1903, Bd. 1, Nr. 3.

[4]) Vergl. die vortreffliche Rede von Münsterberg vom 6. II. 06 im preuß. Abgeordnetenhaus.

wie Frauen in bewußter Weise selbst dazu beitragen, Geschlechtskrankheiten zu verbreiten, sind sie — auf Grund des gesetzlichen Paragraphen über Körperverletzung gleichmäßig zu behandeln[1]).

Diese ganzen neuzeitlich-humanen Bestrebungen haben, wie besonders aus den letzten Sätzen ersichtlich, nahe Beziehungen zur Frauenfrage überhaupt. Zu jener Frage, welche von Jahr zu Jahr weitere Kreise zieht und in größerem Maßstabe, in weiterem Umfange ähnliches erstrebt, wie die mit der Prostitutionsfrage fast zu identifizierende Frage einer Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, — nämlich ein friedliches Beieinanderleben von Mann und Frau als verschiedener, aber beiderseits vollwertiger Menschen, auf der Grundlage der Achtung und unter bereitwilliger Anerkennung der beiden Teilen von Natur zukommenden Rechte und — Pflichten.

Zur Frage der Vererbung erworbener Eigenschaften.

Dr. F. R. Stieler.

Im Anschluß an meine Kritik des Buches von Pauly über „Darwinismus und Lamarckismus", in welcher ich die Lehre von der Vererbung erworbener Eigenschaften, speziell beim Menschen, als unbegründet zurückgewiesen habe, werde ich auf einen hierher gehörigen Fall aufmerksam gemacht, den Dr. Lomer im „Neurologischen Zentralblatt" (1905, Nr. 6) veröffentlicht hat. Er knüpft dabei an eine Auffassung von Hähnle an, daß „die Erfahrungen der Neuro- und Psychopathologie" selbst, sowie der sonstige Stand der Erblichkeitsfrage auch die Vererbung eines im individuellen Leben erworbenen Krankheitszustandes als möglich erscheinen lassen". Erstens ist dagegen zu bemerken, daß zur Beurteilung der physiologischen Vererbung und der Lamarckschen Hypothese von einer Vererbung der Wirkungen

---

[1]) Es sei darauf hingewiesen, daß in Dänemark seit dem 1. X. 06 dahin gehende Reformen in Kraft sind. Einige der Hauptbestimmungen:

§ 1. Die polizeiliche Gestattung der Prostitution wird aufgehoben.

§ 2. Wer zur Unzucht in der Weise auffordert, oder ein unsittliches Benehmen derart zur Schau trägt, daß dadurch das Schamgefühl verletzt, öffentliches Aergernis erregt oder Umwohnende belästigt werden, wird mit Gefängnis oder .... Zuchthaus bestraft.

§ 3. Es ist verboten, Bordelle zu unterhalten.

§ 5. Personen, die an Geschlechtskrankheiten leiden, sind ohne Rücksicht darauf, ob sie selbst die Kosten ihrer Heilung zu bestreiten vermögen oder nicht, berechtigt, ärztliche Behandlung auf öffentliche Kosten zu fordern, auch sind sie verpflichtet, sich einer derartigen Kur zu unterwerfen, sofern sie nicht den Beweis erbringen, daß sie sich in privatärztlicher Behandlung befinden.

§ 7. Jeder Arzt, der eine geschlechtskranke Person behandelt oder untersucht, ist verpflichtet, diese auf die Ansteckungsgefahr und auf die gerichtlichen Folgen aufmerksam zu machen, die eintreten würden, wenn jemand von ihr angesteckt ... werden sollte. Insbesondere ist der Betreffende davor zu warnen, eine Ehe einzugehen, solange noch Ansteckungsgefahr vorhanden ist.

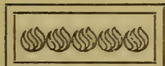
der Uebung eines Organs die Erfahrungen bei krankhaften Veränderungen nicht in Betracht kommen können. Wenn z. B. der Alkoholismus das Gehirn schädigt und eine Geistesstörung hervorruft, und wenn dann bei einem Kinde eine gleiche oder ähnliche krankhafte Veränderung auftritt, so ist dies nur die gleiche Wirkung der gleichen Ursache, die Gehirn und Keim in derselben Weise trifft. Oder wenn Neurasthenie, sofern sie als ein wirklich individuell erworbener Zustand auf einer gesunden Basis ohne jede Belastung auftritt, auf die Kinder sich überträgt, so ist hier ein ähnlicher Faktor wie im vorher erwähnten Falle tätig. Neurasthenie beruht häufig auf einer Selbstvergiftung durch Stoffwechselveränderungen in den Nerven (z. B. infolge von Ueberanstrengungen), und es ist nur eine gleichsinnige Wirkung derselben Ursache, wenn nun auch die Keime vergiftet werden und Individuen mit schwachen Nerven hervorgehen lassen. Außerdem müßte noch der Beweis erbracht werden, daß solche Fälle wirklich vorkommen, was aber mit guten Gründen bestritten werden kann.

Dr. Lomer glaubt nun einen solchen Fall beobachtet zu haben. Es handelt sich um einen damals 79jährigen gesunden Mann, der in jungen Jahren vom Bodenraum etwa 10 m hoch zur Diele herabfiel und eine Stirnverletzung an der Haargrenze erlitt. Als die Wunde verheilt war, trat an der betreffenden Stelle Weißfärbung der entsprechenden Haarpartie ein. Eine Aenderung im psychischen Verhalten wurde nicht beobachtet. Aus der nach dem Sturz geschlossenen Ehe mit einer gesunden Frau gingen sieben Kinder hervor, von denen zwei längst tot sind, während von den fünf noch lebenden die drei ältesten interessante Abnormitäten bieten. Alle drei haben von der Geburt an einen Büschel weißer Haare an genau derselben Stelle der Stirn wie der Vater. Das zweite von diesen Kindern ist außerdem taubstumm, während das älteste stets an Kopfschmerzen litt und aus gesunder Ehe im ganzen neun Kinder hatte, von welchen nicht weniger als fünf mit Abnormitäten behaftet sind. Vier davon sind taubstumm, eines schwerhörig. Ferner zeigen sie weiße Haare wie der Vater und außerdem noch weiße Flecken, zum Teil an der Stirn und an den Beinen.

Aus diesem Tatbestand glaubt Dr. Lomer den Schluß ziehen zu können, daß durch diesen Fall der Beweis für die Möglichkeit einer Vererbung individuell erworbener Eigenschaften, d. h. des weißen Haarbüschels, erbracht sei. Und nicht nur dieses glaubt der Autor, sondern auch, daß durch die erwähnte Verletzung eine zunehmende Degeneration der Nachkommenschaft eingeleitet worden sei, welche sicherlich mit dem Aussterben der betroffenen Linien enden werde.

Ich kann mich dieser Deutung des Falles absolut nicht anschließen, denn der ganze „Tatbestand" beruht auf einer mangelhaften Induktion. Die Annahme, daß infolge der Stirnverletzung eine Weißfärbung der betreffenden Haarpartie eingetreten sei, ist eben eine bloße — Annahme, beruhend auf der Erzählung eines alten Mannes, der sich schwerlich eines ursächlichen Verhältnisses genau erinnern konnte, das mehrere Jahrzehnte (vielleicht 50—60 Jahre) zurückdatierte. Sicher lag es in diesem Falle so (wie in so vielen ähnlichen), daß die Weißfärbung (vielleicht bei kurzgeschorenem und blondem Haar) gar nicht beachtet worden ist, sondern erst infolge der Verletzung nachträglich die Aufmerksamkeit auf sich zog. Man sollte meinen, es wäre an der

betreffenden Stelle wenigstens eine Narbe sichtbar gewesen. Doch abgesehen davon, daß zwischen der Weißfärbung und der Verletzung ein ursächliches Verhältnis gar nicht nachgewiesen werden kann, muß es als zu weitgehend erscheinen, aus dieser Verletzung, die nicht einmal eine Narbe hinterließ und keinerlei psychische Aenderungen hervorrief, solch schwere Degenerationszustände bei den Nachkommen herleiten zu wollen, wie sie hier vorliegen. Wie steht es mit den Eltern, Voreltern und Seitenverwandten des Mannes? Wie mit seinen Geschwistern? Wie mit den Vorfahren seiner „gesunden“ Frau? Warum hat man bei dem Manne selbst nicht nach weißen Flecken am übrigen Körper geforscht? Alle diese Vorfragen müßten erst erledigt werden, bevor aus dem Falle überhaupt Schlüsse gezogen werden können. So viel ist aber sicher, daß er für die Lehre von der Vererbung erworbener Zustände beim Menschen, soweit es sich um die Lamarcksche Hypothese von der Vererbung funktioneller Wirkungen durch Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe handelt, gar nicht in Betracht kommen kann.



Berichte und Notizen.



Das Aussterben von Tierarten in den geologischen Katastrophen. Wenn die politische Anthropologie sich u. a. auch mit der Frage des Aussterbens von Nationen beschäftigt, so liegt die entsprechende Frage, die Frage nach dem Aussterben ganzer Tierarten, der Biologie vor — und der Geologie. Die Frage, warum eine ganze Tierart ausstirbt, hat weder bei Darwin noch bei seinen Nachfolgern eine ausreichende Berücksichtigung gefunden. Man verglich die Lebensdauer des Individuums wohl mit der der Art; wie bei dem einen, so sollte auch bei der anderen nach einer bestimmten Anzahl von Jahrtausenden die Lebensenergie erschöpft sein. Diese äußert sich aber bei der Art in der Bildung neuer Formen oder Varietäten. Insbesondere urteilt Haeckel, daß Gruppen, welche dem Aussterben nahe seien, keine neuen Varietäten mehr hervorbringen. (Das bekannteste Beispiel aus der Gegenwart sind die Faultiere in Zentral- und Südamerika.) Des weiteren haben A. R. Wallace und besonders E. Koken betont, daß bei zunehmender einseitiger Entwicklung die Möglichkeit zum Variieren abnehme. „Jede einschneidende Anpassung ist eine versteckte Gefahr für die Fortdauer des Typus“, sagt Koken. Zu der einseitigen Entwicklung gehört vor allem die Riesengröße, welche manche Gruppen kurz vor ihrem Aussterben erreichen. Man denke an die Ammoniten und Reptilien der Kreidezeit, welche die Luft, das Festland und den Ozean bevölkerten, an die Landsäugetiere der Eiszeit, das Mammut, das Knochennashorn und Elasmotherium. Doch nicht jeder spezialisierte Typus ist ausgestorben. Die direkten Gründe des Aussterbens können für einzelne Fälle im Kampfe ums Dasein liegen: Raubtiere führen den Untergang der von ihnen verfolgten Pflanzenfresser herbei; nahe verwandte Formen beengen sich gegenseitig in der Nahrungsgewinnung usw. Für ganze große Tiergesellschaften muß aber der Grund des Aussterbens in einschneidenden meteorologischen oder geographischen Aenderungen gesucht werden. Trotz ihrer abenteuerlichen Form hat die Katastrophentheorie einzelne wichtige Grundgedanken. — Auch die neuere Wissenschaft unterscheidet zwischen längeren Zeiten ruhiger, gleichsinnig gerichteter (orthogenetischer) Entwicklung und kürzeren Perioden der Umprägung. Setzen wir an Stelle der von Cuvier angenommenen Vulkanausbrüche die größeren Klimaänderungen, welche durch jene bedingt werden, vermindern wir endlich die Zahl dieser Umprägungsperioden auf drei, so kommen wir auf einige Teile der Katastrophentheorie zurück. Zunächst entspricht der älteren, d. h. der der Steinkohlenperiode folgenden Dyas-Eiszeit und den unmittelbar anschließenden Klimaänderungen eine tiefgreifende Umprägung der

ganzen organischen Welt. Der Beginn des Mittelalters der Erdgeschichte (Mesozoicum) bedeutet eine Wiedererwärmung. Eine ähnliche Temperaturschwankung kennzeichnet die Kreidezeit, den Schluß des Mittelalters (der mesozoischen Aera). Infolge des Rückganges der den Vulkanausbrüchen folgenden Kohlensäureausströmungen nimmt die atmosphärische Wärme während der Kreideperiode allmählich ab. So erklärt sich das Verschwinden der z. T. Riesengröße erreichenden Reptilien, welche die Kontinente, Ozeane und das Luftmeer bevölkern, durch den allgemeinen Rückgang der Wärme. Die Warmblütigkeit, d. h. die Unabhängigkeit von dem Wechsel der Jahreszeiten war der einzige, aber maßgebende Vorteil, den die kleinen, weniger wehrhaften Säugetiere und Vögel der Kreidezeit vor ihren riesenhaften Konkurrenten besaßen. Ohne Zweifel haben auch die rein geographischen Umwälzungen der geologischen Vorzeit direkt durch Bildung neuer Meeres- oder Landverbindungen und indirekt durch Umgestaltung der Windströmungen und Niederschlagsverhältnisse die organische Welt beeinflußt, jedoch nur unbedeutend. Die natürliche Zuchtwahl und die direkte Anpassung werden bei jeder größeren Klimaänderung eine besonders lebhafte Tätigkeit entfalten. Es ist somit kein Zufall, daß die Grenzen der drei großen Entwicklungsabschnitte der organischen Welt durch klimatische, nicht aber durch geographische Katastrophen im engeren Sinne gekennzeichnet sind: Das Ende des Altertums (der paläozoischen Aera) der Erdgeschichte fällt zusammen mit der Eiszeit der Dyasperiode und den darauffolgenden Klimaschwankungen; die Wiedererwärmung erfolgt zur Triaszeit. Der Schluß des Mittelalters (des Mesozoicum) entspricht der vorschreitenden Ausbildung klimatischer Zonen während der Kreideperiode und der Wiedererwärmung am Beginn der Neuzeit (d. h. während der Eozän-Epoche. Den Schluß der letzteren bildet die bekannte Eiszeit (oder vielmehr Eiszeiten-Epoche) des Quartärs oder Diluviums und die Wiederherstellung der Wärme in der Gegenwart. Die Kohlenbildung (Torf, Braunkohle, Steinkohle) erfolgt in Zonen gemäßigter Wärme und pflegt vielfach einer Eiszeit voranzugehen; d. h. die Kohlenbildung entspricht einem allmählichen Herabgehen der Wärme: Kohlenbildung (Oberkarbon), Steppe (Rotliegendes) und Wüstenperiode (Bildung der norddeutschen Stein- und Kalisalzlager) folgten aufeinander. Der Geologe studiert somit in Wahrheit die Klimaschwankungen und den Einfluß, den diese auf die Entwicklung der organischen Welt ausgeübt haben. Die Erforschung der Gründe, die das Aussterben der vorweltlichen Organismen bedingt haben, fällt somit zusammen mit dem engeren Untersuchungsgebiet der Geologie. (Prof. Fritz Frech, Die Umschau, 1907, Nr. 22.)

Geschlechtsbestimmung. Ueber die Ursachen der Entstehung einer männlichen Leibesfrucht finden sich in der lateinisch geschriebenen Practica des Johannes Michael Savonarola, der 1466 starb, eine Reihe von Hypothesen. Sie sind kaum schlechter begründet, als alle Behauptungen, die bis heute zu dieser Frage aufgestellt wurden. Erste Ursache: die Wärme des Spermas, die sich besonders bei sanguinischem und cholerischem Temperament findet. Zweite Ursache: die Menge desselben; ein männlicher Embryo braucht mehr als ein weiblicher. Dritte Ursache: wenn die Frau möglichst „rein“ von Menses ist. Vierte Ursache: wenn das Sperma aus dem rechten Testikel stammt. Fünfte Ursache: das Sperma muß in die rechte Seite der Mutter fließen. Sechste Ursache: Wenn die weibliche Ergießung die nötige Wärme hat und nicht etwa durch ihre Kälte die Wärme des männlichen Prinzips dämpft. Siebente Ursache: der Nordwind muß wehen; der kühlt nicht etwa und zielt aufs weibliche hin, sondern durch eine Art Gegenwirkung bringt er die Glieder in heißere Wallung. Kommt rechtes männliches mit linkem weiblichem Produkt zusammen, so gibt's ein Mannweib (foemina masculina); umgekehrt über Kreuz gibt's einen Weibmann (masculus effoeminatus). Da haben wir die Hypothese zweier Zwischenstufen, die auch heute eine so große Rolle spielt, und den Versuch zu ihrer embryologischen Erklärung schon aus dem 15. Jahrhundert! (Geschlecht und Gesellschaft. Verlag der Schönheit. 1907, Nr. 6.)

Beziehungen zwischen Gehirnrelief und Schädelaußenfläche. An 193 Schädeln von modernen Elsaß-Lothringern ergab sich folgendes Resultat: Die fissura Sylvii des Gehirns markiert sich außen an Schädeln als schräg von der Ala magna des Keilbeines aufsteigende Furche, deren unteres Ende auf der Ala eine Mulde darstellt. Rechte oder linke Seite sind bevorzugt. Gleiche Beobachtungen über den durch die unterste Frontalwindung hauptsächlich auf dem Stirnbeine hervorgebrachten Wulst ergeben, daß dieser bei 18 pCt. Männern und bei 7 pCt. Weibern fehlt, was mit der Dünnheit der weiblichen Schädelwandung zusammenhängen mag,

und daß er im ganzen bei 27 pCt. besonders stark ist. Eine Körperseite wird hier nicht bevorzugt. Auffällig ist, daß Brachycephale sehr deutlich geringere Häufigkeit und geringere Ausbildung des Wulstes zeigen als andere Schädeltypen (Stichproben an dolichocephalen Neger- und Aegypterschädeln bestätigen dies). Ferner erscheint bei Schädeln von Handwerkern die Protuberanz etwas stärker als bei denen von Tagelöhnern, noch stärker bei 10 Schädeln von bedeutenden Männern. — An Schädeln von Mördern kamen hohe und niedere Grade vor. — Die gleiche Untersuchung der durch die zweite Schläfenwindung am Schläfenbein des Schädels bedingten Protuberanz ergibt, daß sie in 12 pCt. fehlt und in 37 pCt. ganz besonders entwickelt ist. Schädelform- und Geschlechtseinflüsse sind nicht klar zu erkennen, ebensowenig der Einfluß der sozialen usw. Stellung der Individuen. Die Wulstung für die dritte Schläfenwindung endlich fehlt bei 79 pCt. Männern und bei 46 pCt. Weibern ganz und ist in 26 pCt. nur schwach entwickelt. Andere Unterschiede lassen sich nicht einwandfrei feststellen. Die Befunde werfen ein wichtiges Licht auf die Probleme des Schädelwachstums, das durch das Gehirn, nicht durch Muskelansatz und Muskelzug bedingt ist. Die meisten Bezirke Galls erweisen sich bei aller Beachtung und Bedeutung, die Galls Kenntnissen gebühren, als nicht anatomisch begründet; die Protuberanzen der Schläfengegend, die bei Musikern besonders stark sein sollen, kommen bei allen Berufen vor. (Prof. G. Schwalbe, Zeitschr. f. Morphol. u. Anthropol., Bd. X., H. I., S. 1—93.)

Bestimmung des Schädelinhalts an Lebenden. Dem lebenden Kopfe wird ein 3 cm breites Stahlband so angelegt, daß sein unterer Rand vorn die oberen Augenhöhlenränder, und hinten das Inion berührt. Mit dem farbigen Stift werden Linien den beiden Rändern entlang gezogen, so daß sie zwei Horizontalebenen am Kopfe bestimmen. Dann wird ebenso ein medianer Sagittalbogen vom Inion zum Nasion und ein auf den Horizontalebenen senkrechter Frontalbogen von Ohrpunkt zu Ohrpunkt (Punkt auf der unteren Horizontalkurve unmittelbar über dem Gehörgang) gezogen. Alle diese Kurven werden teils metrisch, teils stückweise in ihrer Krümmung mittels Bleidraht auf Millimeterpapier übertragen, so daß hier die Schädellänge, -höhe, -breite genau abgelesen werden kann. Mitten zwischen dem Inion und genannter Frontalkurve und zwischen dem Nasion und der Frontalkurve werden noch weiter je eine jener parallelen Frontalkurven gelegt, so daß drei Frontalkurven am Kopfe bestimmt sind. Den „mutmaßlichen Schädelinhalt" bestimmt man nun so, daß mit dem Planimeter der Inhalt der sechs Ebenen (obere und untere horizontale, sagittale, mittlere, vordere und hintere frontale) ermittelt wird. Die Summe aller dieser Quadratzentimeter, mit der empirisch gefundenen Größe 1,5 multipliziert, gibt den Inhalt in Kubikzentimetern an. Vom „mutmaßlichen Inhalt" müssen 10 pCt. abgezogen werden, um das „mutmaßliche Gehirngewicht" zu erhalten. Prüft man nach dieser Methode die Frage, ob der Umfang des lebenden Kopfes einen Maßstab für die Gehirngröße abgibt, so findet man, daß bei demselben Umfang der Inhalt um 150 ccm, also das Gehirngewicht um 135 g schwanken kann. Das ist eine Fehlerquelle von 5 bis 6 pCt. Umgekehrt kann derselbe Schädelinhalt, dasselbe Gehirngewicht in Köpfen sich finden, deren Umfänge um 40 mm differieren, so daß z. B. eine Kapazität von 1365 ccm (= Hirngewicht 1229 g) vorhanden sein kann bei den Umfängen 510, 520, 530 und 540 mm. Das muß zu großer Vorsicht mahnen bei allen Schlüssen aus Hutnummern, Kopfumfängen usw. (Fr. R. Bock, Zeitschrift f. Morphol. und Anthropol., Bd. X, S. 122—144.)

Mommsens Gehirn. Mommsens Gehirn hatte nur das übliche Durchschnittsgewicht von 1429 Gramm. Es zeigte aber offenbare Altersatrophie und jüngere Erweichungsherde. (O. v. Hansemann, Bibl. med. A., 1907, Nr. 5.)

Rasse der Herero. Der männliche Herero ist von hoher, schlanker Gestalt, im Mittel an 180 cm messend. Bei jüngeren Männern von 20 bis 40 Jahren ist das Unterhautfettpolster noch nicht so stark entwickelt, als daß man die gleichmäßige und mittelkräftige Muskulatur nicht gut erkennen könnte. Zuweilen sieht man auch wahrhaft athletische Gestalten, mit plastischer Ausbildung der Muskeln selbst bis in ihre einzelnen Teile hinein. Der Kopf des Herero erscheint vielfach etwas klein im Verhältnis zum übrigen Körper. Im Gegensatz zu den Hottentotten erscheint der Skelett- und Muskelbau der Herero mehr für kürzer dauernde große Anstrengungen, als für Ausdauer und passive Widerstandskraft eingerichtet. Von den an Prof. Waldeyer gesandten Gehirnen waren die einen lang, schmal und hoch, die anderen kürzer, breiter und flacher. Die ersteren sind meist

sehr windungsreich mit vorwiegend schmalen Windungen; die anderen zeigen wenige Unterwindungen, einen einfacheren Windungscharakter, und die vorhandenen Windungen sind breiter. Das Hirngewicht ist nicht beträchtlich, nur 1317 Gramm im Durchschnitt.

Armenier und Juden. In Ungarn wohnen heute etwa 15000 Armenier, Nachkommen der im Jahre 1231 eingewanderten hundert Familien. Die Stadt Samos-Ujar, ihr Zentrum, sendet regelmäßig einen armenischen Abgeordneten. Die meisten ungarischen Armenier aber haben sich den Magyaren, mit denen sie manches gemeinsam haben, assimiliert. In Wien besteht seit 1810 ein großes Priesterseminar der armenisch-katholischen Kirche. Denn die Armenier sind leidenschaftliche Katholiken, ihre Sprache ist indogermanisch. Aber ihrer Rasse nach gehören sie mit den Juden zusammen. Die Hethiter — darüber besteht heute kein Zweifel — sind die gemeinsamen Stammväter der Armenier und Juden. Die Armenier unterscheiden sich von den Juden nur dadurch, daß ihnen die semitische Komponente, die die Juden aufweisen, fehlt. Die Türken bezeichnen die Magyaren als „christliche Türken"; analog könnte man die Armenier als „christliche Juden", oder als „nichtsemitische Juden" bezeichnen. Davon wollen die Armenier nichts wissen. Sie pochen auf ihre „arische" Abkunft. Aber das ist nur der alte Irrtum der Verwechslung zwischen Sprache und Rasse. Den Hauptteil des jetzigen Volkes bildet ein einheimischer „turanischer", brachycephal-alpiner brünetter Stamm. Die eingestreuten blonden, dolichocephalen Elemente sind auf die Vermischung mit den Amoritern, die auf koptischen Denkmälern blondhaarig und blauäugig dargestellt werden, zurückzuführen; vielleicht auch auf eine europäische Einwanderung der Thrakier in vortrojanischer Zeit. (Luschan.) Ihr entsprechen bei den Juden die 11 pCt. blonder Judenkinder, die Virchow fand. Die große Mehrheit der Armenier und die Juden gehören dem vorsemitischen, hethitisch-armenoiden Typus an, dessen wesentliche Merkmale Kurzköpfigkeit und große, gebogene Nase bildet. Die dolichocephalen Eroberer zwangen den Besiegten dann die arische Sprache auf, die die Armenier heute sprechen. Physisch sind die Dolichocephalen größtenteils untergegangen, bis auf einige Inzuchtnester in den Gebirgen, wo die natürlichen Verhältnisse die Erhaltung selbst kleiner Rassensplitter begünstigen. Ein armenischer Arzt, Dr. Waheminasian, der selbst noch an die arische Abstammung seines Volkes glaubt, hat in der Wiener „Gesellschaft der Aerzte" über seine anthropologischen Untersuchungen an Armenierinnen berichtet, wodurch gerade die Rassenverwandtschaft mit den Juden bestätigt wird. Bei Jüdinnen wie Armenierinnen findet sich das frühzeitige Eintreten der Menstruation, die Häufigkeit der Konzeption und das leichte Gebären. Die Körperlänge jüdischer Frauen beträgt nach Schreuter und Singer 147,6 cm, bei armenischen ebenfalls 140—150, dagegen bei deutschen 153,1 cm. Die Zahl der blonden unter den Armenierinnen beträgt 3,6 cm und ganz ähnlich nach Bedde unter den Juden am Bosporus 3 pCt., nach Weißenberg unter den Jüdinnen Südrußlands 4,9 pCt. Das Becken ist bei Armenierinnen, ebenso wie bei Jüdinnen, kleiner als nach dem Schulmaß. Daß auch in geistiger Hinsicht, im ganzen Auftreten und im politischen Schicksal eine große Aehnlichkeit zwischen beiden Völkern besteht, ist allbekannt. Und auch für die Rechtsanschauungen hat Actowitzer eine große Aehnlichkeit zwischen den alt- und mittelarmenischen Codices nachgewiesen. (Dr. L. Sofer, Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden. 1907, Nr. 5.)

Die Vlamen als deutsche Brüder. Der Reichsdeutsche muß sich bewußt werden, daß sämtliche deutschredenden Völker eine Familie bilden und daß er selbst in dieser Familie den starken Bruder spielen muß, der schützend seine Hände über die schwächeren Familienmitglieder zu breiten hat. Dazu gehört vor allen Dingen, daß er sich im Ausland nicht vor diesem Bruder fürchtet, sondern daß es ihm endlich gelingt, ein vorhandenes, wenn auch in allen Hauptsachen ungerechtfertigtes Mißtrauen vor ihm zu entwaffnen. Und es gehört vor allem dazu, daß die deutsche Geschäftswelt sich mehr um die Deutschen im Auslande kümmert. In Belgien hat sich die niederdeutsche Bevölkerung schon seit längerer Zeit die Gleichberechtigung mit den französisch sprechenden Wallonen erkämpft. Trotzdem tut die deutsche Geschäftswelt noch immer so, als ob Belgien ein rein französisches Land wäre. Der deutsche Geschäftsmann tritt in Belgien noch immer von A bis Z französisch auf, während der Belgier, der Holländer usw. vlämische Plakate und vlämisch sprechende Geschäftsreisende haben. Sogar in das ganz deutsche Luxemburg schickt er französische Offerten, so wie er nach Böhmen tschechische,

nach Ungarn madjarische und kroatische, ja sogar nach Posen polnische und nach Riga russische schickt. Die Ansichtspostkarten belgischen Fabrikats sind zweisprachig, die deutschen dagegen nur französisch. Dadurch macht sich Deutschland im Auslande lächerlich. (Prof. Ed. Heyck, Der Deutsche, 1907, Nr. 10.)

Veränderung des Nationalbewußtseins. Im „Cincinnati-Volksblatt" gibt der aus Oesterreich stammende Journalist G. Berger den nach Europa reisenden Deutsch-Amerikanern folgende Ratschläge: 1. Tut Geld und zwar viel Geld in Euren Beutel. 2. Wenn Ihr den vollen Wert Eures Geldes erhalten und Euch einen Genuß bereiten wollt, besucht Deutschland. 3. Laßt dem Deutschen allein Eure amerikanischen Dollars zukommen. Er ist auf dem alten Kontinent Euer einziger und aufrichtiger Freund. Alle anderen Nationen werden Euch plündern und berauben. 4. Die Sehnsucht nach der alten Heimat ist eine falsche; denn sind erst die wachgerufenen alten Erinnerungen wieder eingeschlummert, dann folgt mächtiger denn je die alles überwältigende Sehnsucht nach der amerikanischen Heimat. 5. Zu Eurem Erstaunen werdet Ihr in der alten Heimat inmitten Eurer Jugendfreunde die Entdeckung machen, daß Ihr andere Menschen geworden seid und in diese kleine, beschränkte Welt nicht mehr hineinpaßt.

Dänen und Deutsche. Einer ausgezeichneten Rede des neuen Oberpräsidenten von Schleswig-Holstein, Herrn von Bülow, entnehmen wir folgende Sätze: „... Wir weilen hier in einer ganz besonderen Gegend, unter einer Bevölkerung, die uns noch fremd gegenübersteht, weil sie eine andere Sprache spricht. Dennoch dürfen wir nie vergessen, daß es unsere Landsleute sind. Dürfen wir sie nun verständnislos behandeln, bloß weil sie eine andere Sprache reden und noch nach dem nördlichen Nachbarlande hinübersehen? Gemeinsam sind uns ja auch der nordische Himmel, die Lebensbedingungen, der wirtschaftliche Betrieb. Alle sind wir ja auch gleicher Abstammung — ob Cimbern oder Teutonen, ob Süd- oder Nordgermanen, gemeinsam ist uns das gleiche germanische Blut. Flachshaarig sind die Männer, blauäugig die Frauen. Alle sind wir schleswig-holsteinische Landsleute. Wir wollen den Bewohnern den Bruderkuß entbieten. Unser Reich ist ja mächtig genug. — Unsere Landsleute ohne Unterschied, sie leben hoch!" („Nordd. Allg. Ztg.")

Rassen-Anpassung. Die gesellschaftliche Anpassungssucht des deutschen Geistes äußert sich am vornehmlichsten in dem fremdsprachlichen Radebrechen, das überhaupt ein Zug deutschen Geisteslebens ist. Engländer und Franzosen bleiben bei ihrer Muttersprache und ihr Geist hält die Hausordnung der Vorstellungen auch auf Reisen inne. Bei dem Deutschen muß man eben außer einer 2000jährigen Entwicklung die Rassenmischung mancher Gebietsteile bedenken. Der Rheinanwohner ist Halbromane, der Obersachse Halbslawe. Damit mag zusammenhängen, daß die Sachsen Wagner und Nietzsche die Genies der Reise sind; der Schwabe ist einheitlicher, seßhafter, so Schiller; auch der Märker. (Dr. E. Eckertz, „Frankf. Ztg." 14. Juli.)

Ursachen der Rachitis. Die englische Krankheit, die als germinativ bedingte Entwicklungsanomalie der Bindesubstanzen, vorwiegend des Knochengewebes aufzufassen ist, verdankt ihr Entstehen in erster Linie der Alkoholisation der Aszendenten. Sekundäre Ursachen sind Erschöpfung der Produktionskraft der Eltern, besonders der Mutter, und Rassenmischung. Immer und überall tritt Rachitis nur bei alkoholgenießenden Völkern und um so stärker auf, je weiter der Mißbrauch getrieben wird; bei den stark alkoholisierten modernen Kulturnationen mit ihrem früher noch nie dagewesenen und bei anderen Rassen ganz unbekannten Alkoholkonsum sind darum auch 80 oder noch mehr Prozent Säuglinge rachitisch. Auch das Experiment beweist den Zusammenhang zwischen Alkoholismus und Degeneration der Bindesubstanz; bei Tieren kommt Rachitis, wenn sie nicht durch Alkoholdarreichung an die Aszendenten künstlich hervorgerufen wird, sonst nicht vor. (Dr. M. Fiebig, Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung, 1907, Heft 2.)

Zahnheilkunde und Kriminalanthropologie. Im kriminalärztlichen Sinne ist die Zahnheilkunde wissenschaftlich von größerer Bedeutung, als manche andere Spezialdisziplin der Heilkunde, z. B. die Ohren-, Nasen-, Hals-, Kinder-, Haut- und innere Krankheiten betreffenden Spezialfächer. Abgesehen von der Bedeutung menschlicher Gebisse für zivilrechtliche und polizeiliche Fälle kommt rein kriminalistisches Interesse in Betracht. Für den Fall einer erfolgten Einlieferung und einer

eingeleiteten Untersuchung gegen einen Verdächtigen kann es vor allem dem Richter keineswegs gleichgültig sein, näheres über die sinnlich-charakteristischen Anlagemomente des Inkriminierten zu erfahren. Ueber eventuelle Simulanten befragen wir den Psychiater, aber es bestehen auch sehr prägnante Beziehungen zwischen Gehirn- und Gebißbildung. In großen Zügen angegeben, fallen uns diesseits und jenseits von der Norm zwei Haupttypen am Gebisse auf: eine Abweichung nach dem atavistischen oder eine solche nach dem dekadenten Extrem, und zwar „würde die erstere hinweisen auf eine roh-sinnliche, tierische (bestialische) Veranlagung mit Neigung zu Gewalttaten und Gefühlsroheiten in gewollter, vorsätzlicher Absichtlichkeit", „die zweite eine indolente Natur kennzeichnen, würde Mangel an Selbstkontrolle, Seelenschwäche, Willenlosigkeit, Sichtreibenlassen, unbewußte Gewaltattacken, leichte Verführbarkeit, Abhängigkeitsgefühl und Neigung zu Unüberlegtheit, mit dem typisch folgenden Reuegefühl, beweisen". Diese angeführten beiderlei Charaktereigenschaftsgruppen können aber wohl leicht den Weg zum Verbrechen führen und doch aus ihren Grundursachen nach den Anschauungen unserer modernen Rechtspflege eine gänzlich differenzierte Beurteilung hinsichtlich der Art der Sühne und Höhe des Strafmaßes erheischen. Durch allmähliche höhere Inanspruchnahme der Gehirntätigkeiten des Pithecanthropus verringerten sich auf Kosten der Gehirnentwicklung die Größen- und Kräfteverhältnisse seines Gebißschädels bis zur Norm des Homo sapiens und weiter, und so nur ist der augenscheinliche Verfall der modernen Kauwerkzeuge mit so manchen (scheinbaren) Dekadenzzeichen zu erklären, die dann auch durch verfeinerte Lebensweise und Distrikteinflüsse noch besonders deutlich ausgeprägt werden können (Kalk- oder Phosphorarmut). Wir können also aus dem Gebiß sehr wohl einen Schluß auf Art, Fähigkeit und Inanspruchnahme des Gehirns zulassen namentlich hinsichtlich seelischer Eigentümlichkeiten. (Schwarz, Arch. f. Krimin.-Anthrop., Bd. XXV.)

Altersbestimmung der norwegischen Steinzeit. Die nordische Steinzeit wird immer klarer. Wichtig ist namentlich die Lage der Strandlinien während der früh-neolithischen Periode, die sich in Dänemark als Kjökkenmöddingerzeit charakterisiert. Das Klima war damals wahrscheinlich wärmer als jetzt. Aus jener Zeit stammt die besondere Beilform, die man „Scheibenspalter" nennt. Nun sind sämtliche dänischen Scheibenspalter in einer Höhe über dem Meere gefunden worden, die genau der Strandlinie des Maximums der Litorina-Senkung entspricht. Was Norwegen anlangt, so folgt auf die ältesten Funde, die hier übergangen werden können, die Nöstvetkultur, nach den Untersuchungen von A. W. Brögger (Sohn von W. C. Brögger) stimmt diese inhaltlich mit der der dänischen Kjökkenmöddinger überein. Die Frage war nun, wie sie sich zeitlich zu ihr verhält. Genaue Untersuchungen ergaben nun, daß auch die Wohnplätze dieser Kultur genau an der Strandlinie des Maximums der Litorina-Senkung liegen, so daß die Gleichzeitigkeit beider Kulturen damit bewiesen ist. Der Zeitraum, der seitdem verflossen ist, läßt sich auf 7000 Jahre schätzen. Die Höhe dieser Strandlinie bei Christiania beträgt 69—70 Meter. Auf die Nöstvetkultur folgte die der stumpfnackigen Beile, dann die der dünnackigen, bei deren Ende die Strandlinie bei Christiana 23—26 Meter hoch liegt. Die Strandlinie für den Schluß der Steinzeit liegt 13—15 Meter, die für den Schluß der älteren Bronzezeit 3,5 Meter über dem jetzigen Niveau, mit dem die vom Ende der jüngeren Bronzezeit übereinstimmt. (W. C. Brögger, Die geologische Untersuchung Norwegens.)

Japanisches Gentilsystem. Bei uns fällt die Familie, wenn die Kinder heiraten, in mehr oder weniger lose Teile auseinander. In Japan bildet die Familie eine Kette, die durch Generationen hindurch immer fester wird und gegenseitige Hülfe einschließt. Eben dieses Prinzip der gegenseitigen Verpflichtung hat Bushido und den japanischen Geist des Patriotismus entstehen lassen. In Japan heißt es: zuerst kommt meine Familie als solche, die Frau, die Kinder, die Eltern, die Geschwister, dann kommen erst die anderen Verwandten, und dann kommt unser ganzes Volk, unsere Heimat, unser Land, vor allem aber unser Herrscherhaus, das noch achtzig Menschenalter regieren möge. (Dr. H. Pudor, Kultur der Familie, 1907, Nr. 2.)

Tatarische Kulturschicht in Rußland. Das Mitglied der Moskauer Archäologischen Gesellschaft Gorodzew stieß bei Ausgrabungen in der Umgegend der Stadt Swjatoi Krest (Gouv. Stawropol) auf Spuren einer alten Stadt, wahrscheinlich Chasaras. Gorodzew fand eine Menge tatarischer Kupfer- und Silbermünzen,

sowie andere Münzen aus dem 14. und 15. Jahrhundert, Wohnungsreste und tatarische Grabstätten. In der Stadt selbst sind Grabstätten aus dem 2. und 3. Jahrhundert entdeckt worden.

Japanisierung der Sandwichinseln. Sehr anziehend schilderte kürzlich in der englischen „the Field" Brindle die Eindrücke, die er von der Japanisierung der Hawaiischen Inseln erhalten hatte. Als das Schiff, mit dem er ankam, in den Hafen einfuhr, waren die ersten Gäste vom Lande einige Japaner in Gehrock und Zylinder, die sich als Beamte der japanischen Auswanderungsgesellschaft vorstellten, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Zuckerrohrpflanzungen in Hawai und an der Pazifischen Küste mit japanischen Kulis zu versehen. An dem Tramwaywagen, über den Türen und Fenstern der Läden, an Häusern und Villen, wohin das Auge schweifte, überall sah man die rote Scheibe auf weißem Grunde, das Symbol der japanischen Einheit. Sehr bald entdeckte ich auch, daß Honolulu, obgleich der Kongreß es auf Grund der Monroe-Doktrin für einen Teil der Vereinigten Staaten erklärt hatte, durch und durch eine japanische Kolonie war. In den Verkaufsläden hinter den Ladentischen, in den Bureaus, an den Kassenschaltern, auf dem Kutscher-Bock — alles Japaner. Ihre Zahl beträgt allein auf der Insel Oahu über 70000. Die japanischen Kulis lassen einen Weißen, der Handarbeit in Honolulu sucht, nicht aufkommen. Selbst als Aufseher kann der Weiße kaum irgendwo eine Stellung finden. Die Japaner halten fest zusammen und sind sehr gut organisiert. Als die japanischen Arbeiter auf einer Zuckerrohrpflanzung in der Nähe von Honolulu die Entlassung eines russischen Aufsehers forderten, sahen sich die Unternehmer gezwungen, ihn durch einen japanischen zu ersetzen. Vorläufig verbindet sich amerikanisches Kapital und japanische Arbeit in einer für die wirtschaftliche Entwickelung der hawaiischen Inseln recht vorteilhaften Weise. Aber auch der Grundbesitz der Japaner nimmt ständig zu.

Deutscher Völkerdünger. Neu-Orleans erhielt den größten Teil seiner deutschen Bevölkerung in den fünfziger Jahren, also noch vor dem Bürgerkrieg, und im Jahre 1860 lebten hier 20000 in Deutschland Geborene. Heute sind es deren vielleicht nur noch 6000, da seit dem Beginn des Bürgerkrieges keine nennenswerte deutsche Einwanderung mehr stattfand. Und nicht nur in der Stadt Neu-Orleans, auch in dem Nachbarstaate Texas, welcher der „Neu-Orleanser Deutschen Zeitung" einst ein sehr ergiebiges Feld bot, haben sich die Verhältnisse sehr geändert. Texas, das früher nur wenige deutsche Zeitungen besaß, hat heute deren 28, die den dortigen Deutschen mehr als genügen. In der Konkurrenz mit den texanischen Lokalblättern und den großen Wochenausgaben der östlichen, nördlichen und westlichen deutschen Zeitungen ist die „Neu-Orleanser deutsche Zeitung" auf dem texanischen Feld erdrückt worden. Dazu kommt: die Kinder und Kindeskinder der eingewanderten alten Deutschen haben die Sprache ihrer Eltern nicht bewahrt. In allen noch bestehenden Neu-Orleanser deutschen Kirchen ist die englische Sprache eingeführt worden; oft wird nur noch gelegentlich deutsch gepredigt, „um die Alten zufriedenzustellen, die nicht englisch können". Unter diesen Umständen sind deutsche Kirchen, deutsche Schulen, deutsche Vereine und Logen, sind deutsche Milizen, ist das einst berühmte deutsche Theater in Neu-Orleans zugrunde gegangen. Kein eingeborener deutscher Nachwuchs, kein Zuzug aus der alten Heimat. (Neu-Orleanser Zeitung, die darauf ihr Erscheinen einstellte.)

Anfänge der Südslawen. Die Slawen erreichten schon in den ersten Jahrhunderten Donau und Save. Schon seit dem ersten Jahrhundert sind sie an der unteren Donau, allerdings nur an einzelnen Stellen, zu finden. Der eigentliche definitive Andrang zur Balkanhalbinsel erfolgte allerdings erst in einer späteren Zeit (5.—7. Jahrh.). Vom archäologischen Standpunkte könnte man das Eindringen der Slawen sogar schon vor Christus verlegen, jedoch ohne die wünschenswerte Sicherheit und ohne sprachwissenschaftliche Kontrolle. (L. Niederle, Slawische Altertümer, Teil 2.)

Heimat der Kimbern. In dem mittleren Elblande sind die Reste der älteren und teilweise auch der mittleren La Tèneperiode ziemlich zahlreich, die der jüngsten La Tènezeit spärlich; in den östlichen Grenzbezirken des bezeichneten Gebietes erscheinen Spät-La Tènetypen, aber nicht mehr rein west-, sondern teilweise schon ostgermanische Formen. Diese unverkennbare Veränderung erklärt sich nur durch eine plötzliche starke Abnahme der Bevölkerung jener Elbgegend etwa in der zweiten Hälfte des zweiten vorchrist-

lichen Jahrhunderts. Aus dieser Zeit liegt nur eine geschichtliche Ueberlieferung vor: die vom Zug der Kimbern und Teutonen. Nichts spricht dafür, daß zu derselben Zeit eine Bevölkerungsveränderung auf der jütischen Halbinsel stattgefunden habe, wohin man die Kimbern verlegt hat; vielmehr läßt sich auch aus des Posidonius Nachricht, daß der Kimbernstoß zuerst die Bojer im herkynischen Walde traf, schließen, daß deren Wanderung von der mittleren Elbe ausging. Wahrscheinlich erfolgte schon eine frühere Abwanderung der Bevölkerung: der Abzug der Markomannen aus derselben Gegend, und im Zusammenhang damit stand wohl auch das Vorrücken der Ostgermanen nach Süden und Westen, bezeichnet durch die Brandgruben-Begräbnisse. (G. Wilke, Deutsche Geschichtsblätter, Bd. VII, Nr. 11—12.)

Neue deutsche Siedelungen in Ungarn? Hierfür bestehen vier Zukunftsmöglichkeiten: 1. Gelingt es den Madjaren, Ungarn wirtschaftlich und politisch von Oesterreich zu trennen, dann ist auch das Deutschtum Ungarns so gut wie verloren, und eine weitere deutsche Besiedelung wäre gleichbedeutend mit der Lieferung von neuem Volksdünger für die Madjaren, wie ihn die Deutschrussen für Rußland bilden. 2. Ungarn verbleibt in seinem gegenwärtigen Verhältnis zu Oesterreich; dann mag eine weitere Besiedelung ebenfalls noch angehen, ohne indessen gerade empfehlenswert zu sein. 3. Die Nationalitäten Ungarns erheben sich gegen die Vergewaltigung durch die Madjaren. Oesterreich steht den Nationalitäten bei, unterwirft sich die Madjaren und erklärt Ungarn als österreichisches (Habsburgisches) Königreich (etwa wie Böhmen), so daß die Nationalitäten Ungarns dieselben Rechte bekämen wie diejenigen Oesterreichs. In diesem Falle wäre eine weitere deutsche Besiedelung durchaus ratsam. 4. Ungarn wird bei der möglichen Erhebung der Nationalitäten gewaltsam geteilt; sein Westen und Süden zu Oesterreich, Siebenbürgen vielleicht zu Rumänien geschlagen, in der Mitte — östlich der Donau und des Eipelflusses — gäbe es wohl noch Platz für ein besonderes „Madjarien", wo die Nachkommen Attilas der Herrschaft über sich selbst überlassen blieben. Auch in diesem Fall böten West- und Südungarn ein günstiges Feld für Hunderttausende, ja Millionen deutscher Zuwanderer. Mag nun kommen, was will, bei einer Lostrennung Ungarns von Oesterreich muß unter allen Umständen vermieden werden, daß Kroatien und Slavonien weiter bei Ungarn verbleiben. Eher willige Oesterreich in die Bildung des großen südslavischen Königreichs unter habsburgischem Zepter, als daß Ungarn an die Adria reiche und dann später mit Italien vereint gegen Oesterreich kämpfe, zu Land und zu Wasser. Oesterreich braucht das Gelände zwischen der Drau und der Save aber auch, um sich ein zusammenhängendes Zollgebiet zu schaffen und den Landweg nach Dalmatien und Bosnien-Herzegowina zu sichern, der später möglicherweise ja nach Saloniki, als der zweiten Ausgangspforte nach dem Mittelmeer, weiterführt. (Heinr. Mantel. Alldeutsche Blätter 1907, Nr. 16.)

Zug vom Lande. Ueber die Abwanderung der Landarbeiter in Ostpreußen erstattete in der Sitzung der Ostpreußischen Landwirtschaftskammer in Königsberg im Februar d. J. der Vorsitzende einen eingehenden Bericht. Zunächst teilte er die Ergebnisse einer Untersuchung über den Verbleib der schulentlassenen Jugend der Landschulen Ostpreußens aus den Jahren 1895, 1900, 1905 mit. Weiter berichtete er über die Ergebnisse einer zweiten Untersuchung, die infolge der starken Abwanderung der Landarbeiter nach den westdeutschen Industriebezirken veranstaltet wurde. Die Erhebungen wurden in zwölf Kreisen Ostpreußens, die für die verschiedenen Verhältnisse in den einzelnen Gegenden als typisch gelten können, gemacht. Verallgemeinert man die dabei herausgefundenen Ergebnisse auf die ganze Provinz, so ergibt sich folgendes: In dem der Rechnung zugrunde gelegten Jahre (Herbst 1905/06) betrug in der Provinz die Zahl der abziehenden Familien rund 16000, die der anziehenden rund 14000. Von den umziehenden unverheirateten Arbeitern zog stets etwa die Hälfte, von allen ländlichen Arbeitern etwa der dritte Teil ganz aus der Provinz fort. So sind an unverheirateten Arbeitern in diesem einen Jahre 4500 Knechte und 4300 Mädchen mehr weggegangen als zugezogen, und es hat den Anschein, als ob das im nächsten Jahre noch schlimmer werden wird. Zum Militär eingezogen wurden rund 5000 ländliche Arbeiter, von den vom Militär entlassenen ländlichen Arbeitern dagegen sind nur rund 2500 wieder in ihre ländliche Beschäftigung zurückgekehrt. Es gehen der Provinz dadurch also jährlich rund 2500 Arbeiter verloren, und das sind natürlich gerade die gesundesten, besten und kräftigsten. Dieser Umstand, so führte der Vor-

sitzende aus, muß allmählich zur Degeneration unserer ländlichen Arbeiterbevölkerung führen. (Das Land 1907, Nr. 11.)

Sprachenkreuzung als Kulturwerkzeug. Wie die Rassen sich in der Geschichte kreuzen und immer neue Kulturvölker erzeugen, so kreuzen sich auch die Sprachen und erzeugen immer neue kulturelle Ausdruckformen. Ein Uebermaß ist in beiden Fällen von Uebel, aber auch der Reinheits-Fanatismus kann vor der Kritik nicht stand halten. Es ist daher nur mit Freude zu begrüßen, wenn gegenüber den verdienstvollen, aber vielfach übertriebenen Versuchen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, hinter jedem Fremdwort und hinter jedem neuen Lehnwort gewissermaßen einen Steckbrief hinterher zu schicken, auch einmal die Gegenseite zu Worte kommt: Dr. Walther Borgius bezeichnet ein geläutertes Kaufmannsdeutsch direkt als einen Berufsdialekt und stellt es neben das Militärdeutsch, Sportdeutsch, Salondeutsch usw. Gänzlich überflüssige Fremdworte seien auch in dieser Sondersprache zu vermeiden. Meist aber bezeichnet ein Fremdwort etwas Eigentümliches, eine Nuance, für die sich in genau derselben Bedeutung ein deutsches Wort nicht findet. Zwei Haupteinwürfe gegen die Fremdworte, nämlich ihr Bedeutungswandel und ihre Vieldeutigkeit, sind deshalb nicht stichhaltig, weil die eingeborenen Worte in allen Sprachen dieselben Erscheinungen aufweisen. Der sogenannte falsche Gebrauch der Fremdlinge aber erklärt sich daraus, daß sich die Worte einerseits in der Ursprungssprache, anderseits in der Sprache, die sie übernommen hat, selbständig weiter entwickeln. Denn ein Fremdwort wird durch häufigen Gebrauch zum Lehnwort, d. h. es naturalisiert sich gewissermaßen, wird ein Teil der Sprache, die es aufgenommen hat, und ändert daher auch häufig sein Geschlecht. So entspricht es dem deutschen Sprachgefühl, z. B. alle Worte auf age (z. B. Blamage, Bandage, Bagage, Etage, Rage) als weiblich zu behandeln, während sie im Französischen z. T. männlich sind. Ebenso ist es im Geist der deutschen Sprache richtig, daß wir von dem Katheder reden, wo man konsequenterweise die Katheder sagen müßte, oder daß wir die (in Rom männliche) Tiber als weiblich behandeln, weil die deutschen Ströme auf er (Oder, Weser usw.) weiblich sind. Dafür behandelt der Franzose die Oder, die Rhone u. a. Flüsse als männlich, macht aus der Halle le halle, aus dem Berg la berge, aus dem Land la lande, aus dem Hasen la hase, aus der Last le last usw. Es ist nur erfreulich, wenn sich recht viele Weltwörter bilden, Wörter, die in allen Sprachen gebraucht werden. Es wäre einfach albern, wenn ein jedes Volk sich mit Mühe einen Nationalausdruck ausdenken und im Geschäftsverkehr einführen wollte, anstatt den guten und für jeden Sachkenner unmißverständlichen Originalausdruck zu übernehmen. Darauf, ob es sprachlich möglich ist, ein neu eingeführtes Fremdwort zu übersetzen, die neue Sache oder Einrichtung auch mit einem bereits vorhandenen deutschen Ausdruck zu bezeichnen, kommt es überhaupt nicht an. Die Frage ist, ob das ausländische Wort in der Tat nichts ist, wie ein mit einem deutschen Wort sich vollständig deckender Ausdruck — in diesem Falle ist das Fremdwort allerdings entbehrlich, z. B. Steamer statt Dampfer — oder aber ob es, und das ist fast immer der Fall, eine bestimmte Nuance, eine engere oder weitere Bedeutung des entsprechenden deutschen Wortbegriffes ausdrückt. In diesem letzteren Falle ist es unter allen Umständen eine Bereicherung der deutschen Sprache. Statt es hinauszuweisen, sollten wir uns des Gewinnes freuen. Die englische Sprache hat dadurch, daß sie so viele romanische Wörter assimiliert hat, viel für ihre Verbreitungsfähigkeit über den ganzen Erdball gewonnen. Wir Deutschen haben jene sprachbildende Kraft unserer Voreltern verloren. Die meisten Deutschen haben ja gar keine Ahnung davon, daß die Wörter unserer Muttersprache nur im ganz bescheidenen Umfang eingeborene deutsche Wörter sind, daß auch der fanatischeste „Purist" kaum einen Satz sprechen kann, in welchen nicht „Fremdwörter" aus den verschiedensten Sprachen der Welt vorkämen. Aber während wir früher gleich den Engländern Fremdworte dem deutschen Sprachgefühl anpaßten, gilt das heute leider als ungebildet. Die Germanisierung der Fremdwörter wird vermieden. Man quält sich, sowohl in der Schreib- als in der Sprechweise den Fremdling als solchen immer zu charakterisieren. Mit dieser Unsitte stehen wir freilich vollständig allein in der Welt. Alle anderen Völker, von unseren europäischen Nachbarn bis zu den Chinesen und Hereros, machen es noch heute so, wie unsere Vorfahren: hier eine Aenderung zu schaffen, ist allerdings dringlich erwünscht. Wo die fremde Aussprache im Deutschen üblich geworden ist, schaffe man dafür die entsprechende deutsche Rechtschreibung statt der ausländischen. (Walther Borgius. Volkswirtschaftliche Blätter. V. 21, I.)

Die Jugend als pflegebedürftiger Schatz der Nation. Es gibt für den Staat und sein Volk keine höheren Lebenswerte als seine Jugend. Denn Staaten leben für die Zukunft, ihre Gegenwart ist immer nur Vorbereitung eines Werdenden und Ersehnten und soll es sein. Deshalb dürfen wir die Jugend nicht sinken, sich nicht verlieren lassen. Davon beseelt, werden diesem Ziele alle Mächte des Staates zuströmen, und die Opfer, die insbesondere die Jugendfürsorgeerziehung erheischt, gern und ohne Engherzigkeit bringen, denn es gilt, die Scharen der Verlorenen, der Ausgestoßenen und ewig Vogelfreien, der Schädlinge, die, trotz einiger Anlage, zu nichts taugen, sich und anderen zur Last leben, zu lichten, den Volkskörper kräftiger, arbeitstüchtiger zu machen. So sprach der Justizminister Klein auf dem ersten österreichischen Kinderschutzkongreß. Fast wie ein Wunder sei es gekommen, daß sich mit einem Male die Herzen dem düsteren Lose der Jugend eröffneten. Menschenfreunde bilden fast in allen Ländern Gemeindewaisenräte, Jugendfürsorge- und Kinderschutzvereine; die gerichtliche Tätigkeit in Jugendfürsorgesachen ändert sich, bisher unbeachtet gebliebene Gesetzesbestimmungen werden zu diesem Zwecke hervorgeholt und neu belebt, und die Verwaltungen der meisten Länder und Städte und zahlreiche gemeinnützige und wohltätige Vereine suchen das Schicksal der verwahrlosten und gefährdeten Jugend zu bessern. Der Boden des Kongresses ist also vorbereitet. Der eine der beiden Zwecke des Kongresses: die Gedanken des Jugendschutzes zu verbreiten, ihre Berechtigung zu beweisen, die Gewissen zu wecken, wird deshalb leicht zu erreichen sein. Die Gerichte sind größtenteils schon dafür gewonnen, und die Macht, die oft am schwersten zu überzeugen ist, die Regierung, steht auch bereits im Lager des Kinderschutzkongresses. Für seine zweite Aufgabe, auf die Vorbereitung gesetzgeberischer Reformen durch seinen Rat Einfluß zu nehmen, findet sich der Kongreß eben zur rechten Zeit ein. Es wird unter anderem auch beabsichtigt: die Zulassung der Frauen zur Vormundschaft, die Einführung von Gemeindewaisenräten als Vormundsräte, denen auch gewisse Aufsichtsfunktionen bei Regelung des Kost- und Haltekinderwesens zu übertragen sind, die Verbesserung der Fürsorge für uneheliche Kinder, die Aenderung der familienrechtlichen Bestimmungen usw. des bürgerlichen Gesetzbuches, die einen wirksamen Kinderschutz erschweren (Die Humanität. Reichenberg. 1907 Nr. 7.)

Reformpädagogik. Zu den vielen guten pädagogischen Zeitschriften, die schon bestehen, ist eine neue unter dem Namen „Deutscher Frühling“, Teutonia-Verlag, Leipzig, hinzugekommen, die sich folgendes Programm stellt: Mit allem Nachdruck einzutreten für die Erziehung weiser, schöner und starker Persönlichkeiten und zu kämpfen für das Recht der Gegenwart, gegen mittelalterliche Verdumpfung; für deutsches Volkstum, gegen zopfgelahrte Ausländerei: für freie Entwicklung der Erziehungswissenschaft, gegen scholastische Verknöcherung; für Gewissensfreiheit gegen geistige Knechtung. Für die Erziehungsschule, gegen die Lernschule; für ebenmäßige Ausbildung von Körper und Geist, gegen einseitige Gedächtnisschulung; für die Freiheit des Lehrstandes, gegen dessen Bedrückung durch veraltete Rechtsbestimmungen; für Ausgestaltung des Schulbetriebes nach den Grundsätzen der wissenschaftlichen Gesundheitspflege, gegen den gesundheitswidrigen Schlendrian für Elternrecht und Selbstverwaltung, gegen Schreibstubenherrschaft und jede Bevormundung; für die Hebung der Volkskraft durch sozialpädagogische Einrichtungen, gegen die Verlotterung durch Gleichgültigkeit auf diesem Gebiete; für ein physiologisches und psychologisches Lehr- und Erziehungsverfahren, gegen Verballhornisierung und Nürnberger Trichterarbeit; für die Einheitsschule im Sinne des deutschen Erziehungstages, gegen pädagogische Viel- und Kleinstaaterei.

Gesunder Nachwuchs. Die Sorge für die Gesundheit und Stärke der Geschlechter der Zukunft beschäftigt immer mehr die weitesten Volkskreise, und mit Recht wendet man deshalb seine Aufmerksamkeit vor allem auch den jungen Müttern zu. Wie oft wird nicht durch Vorurteil und Unwissenheit der Mutter so manches Kind schwächlich und kränklich zur Welt gebracht. Der „Verein abstinenter Aerzte des deutschen Sprachgebietes“ hat sich deshalb ein besonderes Verdienst erworben durch die Herausgabe von zwei Merkblättern, die soeben im Verlage von P. Jepsen, Flensburg, Neustadt 45, zum Preise von 1 Mk. für 100 Exemplare erschienen sind, und die vor Alkoholisierung der jungen Sprößlinge warnen. Das eine Merkblatt wendet sich mit sechs eindringlichen Mahnungen an die jungen Frauen und Mütter, das andere mit acht wohlmeinenden Vorschriften an die Hebammen. Wenn diese Merkblätter zu Hunderttausenden von den deutschen Volksfreunden verbreitet werden, dürften sie außerordentlich segenbringend wirken.

Aushebungsstatistik und Degenerationsfrage. Aus einer Zusammenstellung alles irgendwie verwendbaren Materials über die deutsche Rekrutierung ergibt sich folgendes Resultat: In Baden ist die Zahl der zeitlich Untauglichen ganz erheblich gestiegen. Während sie im Jahre 1868 nur rund 33 pCt. betrug, hat sie bis zum Jahre 1902 einen Stand von 50 pCt. der Gesamtzahl der Vorgestellten erreicht. Im Jahre 1870 sank sie auf 16,66 pCt.; wir können schon aus diesem einen Faktum erkennen, welchen Einfluß die äußeren politischen Verhältnisse auf die Ergebnisse des Musterungsgeschäftes ausüben. Wir wollen daher für die übrigen deutschen Staaten die zeitlich Untauglichen außer Betracht lassen, obgleich man aus ihrer Zunahme vielleicht den Schluß ziehen kann, daß sich die jungen Männer jetzt langsamer entwickeln als früher, da sie bei Erreichung des dienstpflichtigen Alters die vorgeschriebenen Maße noch nicht aufweisen, sie aber später erreichen. — Dagegen ist die Zahl der dauernd Tauglichen von etwa 7700 im Jahre 1868 auf 11 300 gestiegen und dementsprechend ist die Zahl der dauernd Untauglichen von 4001 (fast 25 pCt.) auf 1066 (4,16 pCt.) in gleicher Zeit gefallen. Dasselbe Verhältnis zeigt sich in Württemberg. Hier war im Jahre 1813 die Zahl der Tauglichen kleiner als die der Untauglichen. Im Jahre 1823 war das Verhältnis umgekehrt, und vom Jahre 1828 an herrscht dieses günstige Verhältnis ausnahmslos. Und zwar wurde es immer günstiger: Die Zahl der dauernd Untauglichen betrug 1878 noch 26,66 pCt., 1903 dagegen nur 11 pCt. Die Zahl der Tauglichen betrug im Jahre 1887 wenig mehr als 6000, im Jahre 1903 fast 10 800. Ebenso in Bayern: von 1883 bis 1902 fiel die Zahl der dauernd Untauglichen von 10 463 (40 pCt.) auf 4548 (15 pCt.). Auch in Sachsen ist die Zahl der dauernd Untauglichen im Rückgange begriffen. Sie betrug 1866: 57,14 pCt., hingegen 1903: 3,75 pCt. Auch in Preußen, dessen Rekrutierungsgeschäft mit am besten geleitet wurde, ist die Zahl der dauernd Untauglichen mit geringen Schwankungen von 9 pCt. im Jahre 1830 auf 3 pCt. im Jahre 1860 herabgegangen. Seit 1889 ist ihr Verhältnis konstant geblieben. Dagegen ist hier sogar die Zahl der zeitig Untauglichen herabgegangen. Und zwar von 57 pCt. im Jahre 1889 auf 50 pCt. 1902. Gerade auch auf Grund der preußischen Zahlen kommt Verfasser ebenso wie Kruse (Degeneration und Wehrfähigkeit, Ztgbl. für öff. Gesundheitspflege 1898) zu dem Resultat, daß eine Besserung der Kriegstüchtigkeit eingetreten ist, eine Degeneration aber aus dem vorliegenden Material bei dem besten Willen nicht konstatiert werden kann. Alle bisher gefällten Urteile stützen sich auf unzureichendes Material. An der Hand einer umfassenden Statistik und unter Berücksichtigung der veränderten Instruktionen ergibt sich, daß kein Grund vorliegt, an eine Degeneration zu glauben. Wenn überhaupt nötig ist, hier Maßnahmen zu ergreifen, könnte man für Süddeutschland und Sachsen eine Heraufsetzung des wehrpflichtigen Alters von 20 auf 21 Jahre für angezeigt halten. (F. von Gerhardt, „Was lehrt uns die Aushebungsstatistik.“ J.-D., Breslau.)

Lungenheilstätten und Lungenheilasyle. Seitdem Brehmer und seine Schüler gezeigt haben, daß die diätetische Behandlung der Lungenkranken in besonderen Anstalten zahlreiche Patienten teils wirklich zu heilen, teils erheblich zu bessern imstande ist, kann die Notwendigkeit der Errichtung von Anstalten für Lungenkranke nicht mehr bestritten werden. Der Fehler liegt nur darin, daß die deutsche Lungenheilstättenbewegung sich auf das Heilen der Tuberkulose kapriziert hat und deshalb vorwiegend Anstalten für Patienten schuf, die noch im Frühstadium der Krankheit sich befanden, die vorgeschrittenen Fälle dagegen, die für die Verbreitung der Tuberkulose als Volkskrankheit ausschlaggebend sind, vernachlässigte. Die Lungenheilstätten sind also nützlich, ja dringend erforderlich vom Standpunkte der Medizin und der Therapie, fraglich ist nur ihr Wert vom sozialhygienischen Gesichtspunkte aus; denn das Sinken der Sterblichkeit an Tuberkulose ist auf ihre Wirksamkeit nicht zurückzuführen. Der lähmende Einfluß dieser pessimistischen Erkenntnis wird schon bemerkbar. Doch muß jetzt die Asylisierung der Lungenkranken im vorgeschrittenen Stadium ebenso energisch propagiert werden, wie früher die Hospitalisierung der im Frühstadium Befindlichen. Einen Leitstern hierfür kann die Rede abgeben, die Robert Koch beim Empfang des Nobelpreises hielt. Er führte in schlichter, aber überzeugender Weise aus, von welch großem Werte für die Eindämmung der Lungentuberkulose die Absonderung der vorgeschrittenen Fälle aus ihrer Umgebung sein würde. Er war fest davon überzeugt, daß die bessere Fürsorge für die Schwindsüchtigen im letzten Stadium, nämlich ihre Unterbringung in Krankenanstalten, die in England, Preußen und in Stockholm in verhältnismäßig großem Umfange geschieht, am meisten zur Besserung der

Tuberkuloseverhältnisse beigetragen hat. Nun zählen nach Köhler die Tuberkulösen, deren Leiden so vorgeschritten ist, daß sie Krankenhausbehandlung erfordern, im Deutschen Reiche mindestens 225000. Für eine Aufnahme solcher Massen von Kranken ist aber der Typus der großen, mit allen technischen Errungenschaften der Neuzeit versehenen Lungenheilstätten, wie ihn besonders unsere Landesversicherungsanstalten ausgebildet haben, zu teuer. (Heilstätte Glückauf pro Kopf und Tag 4,54 Mk., Heilstätte Oderberg 6,42 Mk., Nürnberg 3,17 Mk.) Wer der Ansicht ist, daß durch eine wenige Monate währende Kur in einer Lungenheilstätte ein nennenswerter Teil der Tuberkulösen dauernd geheilt werden kann, der wird sich über die großen Kosten, die diese Heilstätten verursachen, nicht aufregen, denn wirkliche und dauernde Heilungen wären eines erheblichen Kostenaufwandes wohl wert. Nachdem sich aber herausgestellt hat, daß die Heilstätten in der Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit nicht von wesentlicher Bedeutung sind, gewinnt die Kostenfrage denn doch ein größeres Interesse. Deshalb ist es von besonderer Wichtigkeit, hinzuzufügen, daß Asyle doch wesentlich billiger zu errichten und zu betreiben sind, als unsere luxuriösen Heilstätten. Man kann gar nicht energisch genug Widerspruch dagegen erheben, daß man den kostspieligen Typus unserer Lungenheilstätten auch auf die Invalidenheime für Lungenkranke anwendet, wie das in der Tat bereits von den beiden wohlhabendsten Landesversicherungsanstalten Deutschlands (Berlin und Hamburg) geschehen ist. Wesentlich bescheidener und merkwürdigerweise trotzdem erfolgreicher sind die Asylierungsversuche ausgefallen, die an einigen Stellen Deutschlands unabhängig von den Landesversicherungsanstalten von privaten Wohlfahrtsvereinen, meist unter geistlicher Leitung, unternommen worden sind. So vermag das von der evangelisch-kirchlichen Hilfsunion für die Oberlausitz geschaffene Invalidenheim „Bergfrieden“ 25—30 männliche Lungenkranke im vorgeschrittenen Stadium aufzunehmen, und zwar zu dem billigen Verpflegungssatze von 1,80 Mk. täglich. Auch P. v. Bodelschwingh hat in Eckardsheim bei Bielefeld das Pflegeheim „Gute Hoffnung“ eingerichtet, in dem 30 Kranke in einer Art familiären Hausordnung verpflegt werden. Endlich ist ein Pflegeheim kürzlich vom Brandenburgischen Provinzialverein zur Bekämpfung der Tuberkulose in Burg-Daber bei Wittstock a. d. Dosse begründet worden. Die Anstalt ist die erste in ganz Deutschland, die unheilbar lungenkranke Frauen aufnimmt. Der Pflegesatz ist auf nur 2,50 Mk. pro Tag festgesetzt worden; ist die Familie nicht in der Lage, auch diesen geringen Pensionssatz zu zahlen, so übernimmt die Armenverwaltung die Kosten. Die beste Lösung für die Frage der Organisation von Invalidenheimen scheint aber doch in Norwegen gefunden worden zu sein, in einem Lande, in dem die glückliche Bekämpfung der Lepra auf dem Wege der Asylisierung dazu ermutigte, den nämlichen Weg auch zur Bekämpfung der Tuberkulose einzuschlagen. Das norwegische Pflegeheim faßt nur 8 bis 20 Betten und wird von den staatlichen und kommunalen Behörden unterhalten. Einige zwanzig dieser Pflegestätten sind jetzt in Betrieb oder der Vollendung nahe. Sie liegen alle auf dem Lande, und jede ist nur für den Gebrauch der nächsten Umgebung bestimmt. Daher ist die Zahl der Betten gering. Dieser Umstand macht eine einfache Regie und Ausstattung möglich. Die Pflegerin ist zugleich Verwalterin, so daß die Anstalt wie ein gewöhnlicher Haushalt betrieben werden kann. Infolgedessen sind auch die Gebäude einfach und billig. Oft sind ältere Wohnhäuser zu diesem Gebrauch angekauft. Wo die Pflegestätten neu aufgebaut sind, belaufen sich die Baukosten inklusive Inventar auf 800—1200 Kr. pro Bett. Die Verpflegungskosten betragen durchschnittlich 1,50 Kr. pro Tag. Außer dieser Einrichtung von Invalidenheimen zeigt sich als eine zweite Tendenz zu einer erfreulichen Weiterbildung des Anstaltswesens für Lungenkranke das Bestreben, die Patienten unter ärztlicher Kontrolle den ihnen gebliebenen Rest von Arbeitskraft ausnutzen und sie innerhalb der Anstalt arbeiten zu lassen. Die Idee des Invalidenheims muß mit der Arbeitskolonie zusammentreten zur Förderung von Heimstätten für Lungenkranke, denn allein die Umwandlung des Heilstättenwesens in ein Heimstättenwesen ermöglicht es, zugleich die Disposition (Empfänglichkeit) wie die Infektion (Ansteckung) mit gleicher Energie zu bekämpfen. (Dr. Alfred Grotjahn, Sonderdr. a. d. Ztsch. für soz. Med., 1907.)

Fürsorge für Schwachsinnige. Der Frankfurter Nervenarzt Dr. Laquer hat an der Hand der Lebensverhältnisse von 203 Frankfurter Hilfsschulzöglingen nachgewiesen, daß besonders schulpflichtige Kinder von unehelicher Geburt, dann die aus tuberkulösen und Trinkerfamilien stammenden Kinder eine erhebliche Minderwertigkeit darbieten. Ferner muß der „zerrütteten Familie“ eine große Be-

deutung zugesprochen werden; endlich spielen Kriminalität und chronische Geistesstörungen unter den Vorfahren, besonders Beschränktheit der Mütter, eine ganz erhebliche Rolle. Auch Häufigkeit von Aborten und Kinderreichtum sind auffällige Erscheinungen in den Familien der schwachsinnigen Schulkinder. Den Unterricht an Hilfsschulen unterzieht Laquer einer sorgfältigen Kritik: Mehr als 18 Schüler (Mädchen und Knaben gemeinsam) sollten die Hilfsschule nicht besuchen, die zentralisiert und einheitlich geleitet sein sollte. Die Anforderungen müssen auf ein Mindestmaß beschränkt werden; die Aneignung von Wortwissen muß in den Hilfsschulen erheblich zurücktreten gegen Anschauungsunterricht, Handfertigkeit, Gartenbau, Gewöhnung an gute Sitten, Sauberkeit und Ordnung. Der Nachmittagsunterricht sei zu vermeiden. Die Imbezillen an den höheren Schulen werden aus Nachsicht gegen die Eltern sehr lange in der Vorschule mitgeschleppt; hier könnte eine ärztliche Kontrolle in den Vorklassen Wandel schaffen. Besonders wichtig erscheint die Führung von Personalbogen über Schwachsinnige in der Schule und nach der Schulentlassung bis zur Mündigkeit (zwei Schulgesundheitsscheine), in denen auch körperliche Störungen und Gebrechen sich verzeichnet finden. Sie sollen dazu dienen, die Armen- und Justiz-Verwaltungen über die Fähigkeiten und den Charakter der Schwachsinnigen zu unterrichten. Das ist um so notwendiger, als gerade die Soldatenmißhandlungen durch Vorgesetzte in den meisten Fällen an Schwachsinnigen verübt werden, deren Geistesverfassung gewöhnlich erst bei der gerichtlichen Untersuchung zutage tritt. (Die Umschau 1907, Nr. 27.)

Die Ueberwindung der Sittenpolizei. In den Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses forderte der Abgeordnete Münsterberg die Aufhebung der Reglementierung und sprach zugleich deutlich aus, daß die Frage der Erziehung unehelicher Kinder, die Säuglingsernährung und der Mutterschutz nachdrückliche Unterstützung erfordern. In seiner Antwort bekundete der Minister von Bethmann-Hollweg bei der Erörterung der Prostitution eine Weite des Gesichtskreises und eine Klarheit der Weltanschauung, die wir bei preußischen Ministern selten zu finden gewöhnt sind. Er wies u. a. auf die Aufhebung der Reglementierung in Dänemark hin und meinte, daß wir uns diesem System nähern müßten, welches von der Reglementierung absieht und den gefährlichsten Auswüchsen der Prostitution in moralischer und hygienischer Beziehung durch verschärfte Strafbestimmungen entgegenwirkt. Es sei unzweifelhaft, daß bei einer neuen Formulierung des Strafgesetzbuches diejenigen, die sich mit Kopf und Herz der Sache gewidmet haben, gehört werden müßten. Auch in hygienischer Beziehung könnte die Gesetzgebung nur Schranken errichten und Bestimmungen erlassen, die hernach durch die freie Tätigkeit der Gesellschaft und durch die richtig geleiteten Anschauungen des Volkes Leben gewinnen müßten. Alle Bestrebungen, die den Kampf gegen die Prostitution unterstützt wissen wollten, sollten von dem Gedanken ausgehen, daß auf die körperliche und sittliche Selbstachtung der größte Wert zu legen sei. Dann werde es, wie er hoffe, mit der Zeit (wenn auch mit immer wiederkehrenden Rückschlägen) gelingen, die bösen Folgen, die Körper und Geist verwüstenden Auswüchse einer Naturkraft zu beseitigen, der wir Leben, Lust und Schaffensfreudigkeit verdanken. (Mutterschutz 1907, Nr. 4.)

Anti-Alkoholgesetze in Amerika. In den 45 großenteils voneinander unabhängigen Staaten sind die Bestimmungen sehr verschieden. In 14 Staaten ist jetzt ein Gesetz in Kraft, welches den stimmfähigen Bürgern jedes einzelnen Bezirks (County) gestattet, alle zwei Jahre darüber abzustimmen, ob darin geistige Getränke verkauft werden sollen oder nicht. Fällt die Mehrzahl der Stimmen verneinend aus, so müssen alle bestehenden Schenken geschlossen werden. Die Einwohner der Städte haben dieselbe Befugnis. In Kentucky, welches aus 119 Bezirken besteht, sind beinahe 100 „trocken“, wie der gewöhnliche Ausdruck lautet. In einigen Staaten wurde neuerdings die Schank-Lizenz auf 1000 Dollar erhöht. Auf diese Weise gehen natürlich viele Schenken ein, da sich das Geschäft nicht rentiert. In den übrigen aber muß desto mehr zum Trinken animiert werden, um die Lizenz wieder herauszuwirtschaften. In mehreren Staaten ist es den stimmfähigen Bürgern gesetzlich gestattet, eine Stadt in beliebige Bezirke zu teilen und einmal in zwei Jahren darüber abzustimmen, ob in einem solchen Bezirk geistige Getränke verkauft werden sollen oder nicht. Fast allenthalben ist es gesetzlich verboten, am Sonntag oder an einem Wahltag oder nach zehn Uhr abends ein Schanklokal offen

zu halten. Es geschieht aber trotzdem regelmäßig, da alle Schenken Seiteneingänge (Family-Entrances) haben. Auch ist es den Apothekern verboten, Wein oder Branntwein zu verkaufen, ausgenommen auf ärztliche Verordnung, die aber oft ein vom Apotheker angestellter junger Arzt gleich an Ort und Stelle schreibt.

Alkoholkonsum in Dänemark. Nach der Aarborger Statistik wurden getrunken in den Jahren 1892—1894 nicht weniger als 16,1 Liter Branntwein und 89,1 Liter Bier pro Kopf und Jahr, in den Jahren 1895—1897 auch noch 16,0 Liter Branntwein und 95,7 Liter Bier, 1898—1900 15,2 Liter Branntwein und 102,9 Liter Bier und 1901—1903 15,0 Liter Branntwein und 99,5 Liter Bier. Für den Zeitraum 1904—1906 liegen die Zahlen noch nicht vor. Für 1904 allein: 14,0 Liter Branntwein und 97,7 Liter Bier. (Intern. Monatsschr. z. Erforschung d. Alkohol., 1907, Nr. 1.) Wie in den meisten Statistiken zeigt sich auch hier ein Zusammengehen einer Zunahme des Bier- mit einer erfreulichen Abnahme des Branntweingenusses. Ob die zuletzt auftretende geringe Abnahme auch des Bierkonsums eine dauernde ist, bleibt abzuwarten. Wirtschaftliche Konjunkturen spielen hierbei schon eine Rolle; sie beherrschen namentlich die Zahlen des an sich unbedeutenden Weinkonsums, die für die oben angegebenen Zeiträume lauten: 1,6, 1,7, 1,8, 1,6 (1904: 1,5) Liter. A. K.-H.

Aufbesserung germanischer Rasse. Röse erwähnt in seinen vorzüglichen Beiträgen zur europäischen Rassenkunde, daß insbesondere die Schweden das germanische Gepräge am reinsten bewahrt haben. Da nun Schweden alljährlich über 20000 seiner Söhne und Töchter übers große Wasser nach Amerika ins unersättliche Massengrab europäischen Volkstums entsendet, müßte es doch möglich erscheinen, auch einige Anteile davon in unser Reich und unsere Schutzgebiete, sowie ins außerreichische deutsche Sprachgebiet zu lenken. Mögen die zahlenmäßigen Erfolge anfangs auch noch so verschwindend klein bleiben, so fände doch ein steter Zufluß hochwertigen Rasseblutes ins Deutschtum statt. Einen solchen können wir nur allzugut gebrauchen, da ja anderseits zur Verdünnung unsers deutschen Geblütes mehr als zu viel geschieht, und alle Bestrebungen freudigst zu begrüßen sind, die die Sammlung des zerstreuten Deutschtums und die Einziehung der als verloren geltenden Außenposten befördern wollen. (Evangelische in Galizien, Deutsche im Wolgagebiet usw). Mit allgermanischen Träumereien hätte dies nichts zu tun, und Schweden würde bald einsehen, daß es ihm nur Vorteil bringen könnte, wenn es das Deutschtum statt des Amerikanertums mit seinem Bevölkerungsüberschuß unterstützte; denn nur das Deutsche Reich und das deutsche Volk gewährleistet Schweden seine Unabhängigkeit und Unantastbarkeit Rußland gegenüber. Fällt der Herzog des Deutschen Reiches, fällt auch der Mantel Schwedens den Allslawen zu, als langersehnter Kulturbissen und Kulturdünger. (Th. Franke. Alldeutsche Blätter 1907, Nr. 13.)

Geburtenabnahme. Professor David Heron hat einen sehr wertvollen Bericht über die von ihm angestellten Untersuchungen in bezug auf die Abnahme der Geburten in England veröffentlicht. Die Frage, die er sich vorlegte, war: „In welchen Schichten der Bevölkerung tritt die Abnahme der Geburten besonders hervor?“ Die Antwort, die er darauf gibt, ist dieselbe, wie sie unsere Revue schon wiederholt, sowohl für England wie für andere Kulturstaaten, zahlenmäßig gegeben hat: „In gut situierten, gebildeten Kreisen macht sich die zunehmende Sterilität immer mehr bemerkbar. Wo Armut, schlechte Umgebung, Schwindsucht, Wahnsinn, mit Armut verknüpft, vorherrschend sind, da ist die Zahl von Geburten am höchsten. Dieser unerwünschte Umstand wird, sagt Professor Heron, nicht durch eine höhere Sterblichkeitsziffer in den betreffenden Kreisen neutralisiert. Es ist klar, daß in London wenigstens die Abnahme der Sterblichkeit am unteren Ende der Gesellschaftsschichten angefangen hat und im Steigen begriffen ist. Schließlich sei noch bemerkt, daß der Krebs in den gebildeteren, besser situierten Schichten vorherrschend zu sein scheint.

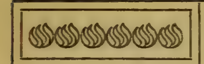
Besonderheiten unehelicher Geburt. An dem Material von 487 unehelich Geborenen der Bremer Krankenanstalten ergab sich, daß die jährliche Periodizität der Geburten stärker ausgeprägt war, und daß Verbrechen, Landstreicherei, Prostitution, Armut, Tuberkulose und Geisteskrankheit bei ihnen häufiger war, als bei ehelich Geborenen. (Richard Bolte, Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biologie, Jahrg. 3, Heft 2.)

Das Geschlechtsleben Michelangelos. Professor Dr. K. Frey in Zürich führte in einer Antrittsvorlesung folgendes aus. „Von Frauen hat in Michelangelos Leben nur die berühmte Vittoria Colonna eine Rolle gespielt. Aber der Künstler war zur

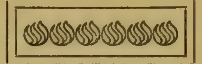
Zeit ihrer persönlichen Bekanntschaft schon ein alter Mann und sie eine nicht mehr junge Frau; was er an ihr schätzte, war nicht das Geschlecht, sondern das Mütterliche, oder auch das Schwesterliche, jedenfalls eine der geistigeren Beziehungen, in die das Weib trostspendend zum Manne tritt. Das Gegenstück dazu, die Sympathie aus sinnlicher Freude, sehen wir in Michelangelos Verhältnis zu einem jungen Mann, dessen Jugend und Schönheit ihm, dem bildenden Künstler, Kraft zum Schaffen gab. An den römischen Jüngling Tommaso Cavalieri hat der alternde Michelangelo wahrhaftige Liebesbriefe und die sinnlichsten, überschwenglichsten seiner Gedichte gerichtet. Liebe ist, was dem Leben Perspektive verleiht; durch die Kinder seiner Kraft verknüpft sich der Mensch mit der allgemeinen Tätigkeit, mit der Zukunft: er tritt gleichsam aus sich selbst heraus, macht sich ewig. In diesem Freundschaftsparoxysmus einerseits, der verstimmenden Einsicht in das Unnatürliche des Zustandes andererseits, zeigt sich der Michelangelos ganzes Leben beherrschende Wechsel zwischen Ekstase und Niedergeschlagenheit auf die einfachste, sozusagen auf die Urformel gebracht. Es ist das unsichtbare, innerlich zermürbende Erdulden, aus dem heraus man sich, bei all seiner elementaren Leidenschaftlichkeit, sein tiefes Mitgefühl für andere, vorab für seine Familie, sowie auch seine Resignation in irdischen Dingen wohl erklären kann." Aehnliche Behauptungen hat Professor Frey in seinen Kommentaren zu Michelangelos Briefen (Hortus deliciarum V.) ausgesprochen. An der Hand dieses Briefmaterials meint nun aber Dr. O. H. Hopfen-Florenz: Wenn ich die dahin gehörigen Briefe wiederum durchlese und mir klar mache, daß es sich um keine tatsächlichen Mitteilungen, nicht einmal um deutbare Anspielungen handelt, sondern lediglich um Töne, nach denen das Empfinden des Lesers zu entscheiden hat, ob man diesem Genius in seinem 58. Jahre eine plötzlich erglühende Perversität zuerkennen soll, so ist es mir unfaßbar, wie Frey auch nur einen Augenblick zögern kann, solch' nervenzerrüttende Hypothese zurückzuweisen. (Voss. Ztg., 1907, Nr. 201.)

Zur Ikonographie von Jesus Christus. Aus einer interessanten Umfrage nach dem Christustypus sei folgendes mitgeteilt: „Das Mißgeschick, daß wir kein beglaubigtes Bildnis Jesu besitzen, erscheint nicht so groß, wenn man bedenkt, wie unzureichend auch sonst die Ikonographie uns zu Hülfe kommt. Wie schwankend ist die echte Ueberlieferung des Typus Goethe, Mozart, Beethoven, wie konventionell und willkürlich dessen Verwendung! Wie gefährlich ist es, auf Grund von Münzen und dergleichen Standbilder zu bestimmen! So fragen wir uns auch bei jedem neuen Goethe- oder Beethovenbild: Kann das etwa Goethe oder Beethoven sein? Ueberzeugt es uns? Glauben wir's?" (Richard von Karlik). „Ich kenne in der Tat keines von den vielleicht achtzig Christusbildern (ich rechne die Darstellungen des »guten Hirten« nicht hierher), das die Blicke des Beschauers fesseln und eine weiheliche Sprache zu seiner Seele reden könnte. Anders steht es mit einem 1½ Meter hohen Sarkophagstücke des Berliner Museums, dessen morgenländischen Ursprung Professor Strzygowsky in seinem Buche „Orient oder Rom" bewiesen hat. Auch hier haben wir einen unbärtigen Christus vor uns; seine langlockigen Haare sind immer noch ungescheitelt. Professor Strzygowsky weist auf den engen Zusammenhang dieses Kopfes mit dem des Eubuleus und dem des Eros von Centocelle hin; wir haben also hier keine Neuschöpfung vor uns. Doch wie einer ist, so ist sein Christus. Byzantinische Verworfenheit paarte sich mit mönchischer Weltverachtung, und der schönheitstrunkene Geist des Griechentumes zog zu den grauen Schatten. Fortan gab man auch dem Christusbilde mönchische Züge: blasse Wangen neben der langen Nase, finstere Augen unter der schmalen Stirn, das lange, ungepflegte Haar gescheitelt, dazu einen mehr oder minder gespaltenen Bart. Zu bedauern ist es, daß gerade das Christusbild, welches allein zur Grundlage der späteren Kunstentwicklung taugte, zugunsten eines unbedeutenden, Weltfrohsinn und Heldengröße Jesu verleugnenden Bildes unterging. Dieser byzantinische Christus wurde zum Vorbilde der Christusbilder aller folgenden Zeiten und Künstler. Selbst Rembrandt und Dürer, und in unserer Zeit Künstler, die trotz ausgetretener Pfade noch Eigenes schaffen wollten, wie Steinhausen, Uhde u. a., übernahmen das überkommene weichlich-süßliche Christusbild. Es war darum nur verständlich, daß männlich empfindende Männer und Frauen von diesem Christus nichts wissen wollten, und das bekannte Bild des Riesengeistes Klingers „Christus im Olymp" ist nichts anderes, als das wohlverdiente Endurteil über diese Auffassung Jesu. Die Geschichte lehrt diejenigen, die nicht mit vorgefaßten Urteilen und fertigen Bildern und fremden Maßstäben an sie herantreten, daß Jesus das Gegenteil eines weibischen Weichlings und eines geduldigen

Lämmchens gewesen ist.“ (Pfarrer Kurt Holtz). — „Wir haben kein Bildnis des Jesus von Nazareth. Jahrhundertelang hat die Christenheit nach einem solchen gar nicht gefragt. Was kümmerte sie das Aussehen einer Persönlichkeit, die dem Gläubigen kein menschliches Individuum, sondern ein allgegenwärtiges Gottwesen war? So blieb der Kunst, die sich später dieses Gegenstandes bemächtigte, nur übrig, ein Idealbild zu schaffen. Sie hat es getan, wie sie mußte. In den römischen Katakomben erschien Christus als bartloser Jüngling, ein antiker Halbgott. In Byzanz aber setzte man in die Altarnischen und Triumphbögen der prunkvollen Kirchen das starre Bild des Himmelskönigs. Selbst Uhde, Stuck und Zimmermann, Max, Thoma, Klinger, die nicht zum kirchlichen Gebrauche malten, haben die kunstgeschichtlich überkommene Christusmaske beibehalten; selbst Gebhardt, der auf seinen religiösen Bildern mit Vorliebe in bartlose Mannesgesichter seine tiefsten Empfindungen hineinlegt, hat seinem deutschen Heiland stets das Erkennungsmerkmal jenes typischen Antlitzes gegeben. Freilich haben diese Künstler der Neuzeit das Christusbild in einer nie dagewesenen Weise seelisch bereichert. Sie haben gewagt, einen vollen Menschen darzustellen, den allein seine geistige Herrlichkeit erhöht. Es versteht sich von selbst, daß diese Beseelung aus der Brust des Künstlers stammt, daß sein Christus also die geistigen Züge dessen trägt, der ihn schuf. Auch Fahrenkrog, der Künstler, trägt den seinen in der Seele. Es ist auffallend, wie großen Wert Fahrenkrog auf die Behauptung legt: „Jesus trug keinen Bart und das Haar kurz geschnitten.“ Darüber wissen wir nichts. Wahrscheinlich war Jesus kein Nasiräer. Aber auch wenn er nicht zu denen gehörte, auf deren Haupt keine Schere kam, muß er das Haar darum „kurz“ getragen haben? — Und was seine Barttracht anlangt, so beweisen späte Phantasiebilder (auch das viel mißbrauchte des legendenhaften Abgar von Edessa) weder für noch gegen etwas. Noch viel weniger der Vergleich mit Cäsar, Moltke, Luther u. a. Sich bartlos tragen oder nicht, war Sache der Mode.“ (Walter Nithack-Stahn). — „Der gewöhnliche Christustypus entspricht durchaus nicht meinem Ideal, weil da die grandiose Manneskraft eines Religionsstifters, das Feuer der Begeisterung und die mit der unendlichen Milde verbundene große Festigkeit ebensowenig zum Ausdruck kommt, wie das Gefühl der weltgeschichtlichen Verantwortung. Auch glaube ich, daß ein Galiläer eine gewisse hellenistische Art der Tracht und des Habitus angenommen hat, da Galiläa gegenüber dem Pharisäismus von Jerusalem sicher eine Sonderstellung einnahm.“ (Prof. Dr. Josef Kohler). — „Die Frage nach dem äußeren Eindruck, den die Gestalt Jesu gemacht hat, scheint mir schlechthin unlösbar. Ob Jesus langes Haar getragen hat, ist nebensächlich gegenüber der Frage, welcher Rassentypus in ihm verkörpert war. Auch wenn Fahrenkrog darin recht hat, daß der bartlose und kurzhaarige Jesus eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich hat, so ist doch das, was er bietet, so unorientalisch wie nur möglich. Ich würde seinen Jesuskopf als eine romanisch-germanische Mischform bezeichnen, die von vornherein jeden Gedanken an Nazareth ausschließt. Auch scheint mir, daß die Muskulatur des Gesichtes von anderen Seelenkämpfen spricht, als wir sie bei dem sündlosen Kinde Gottes voraussetzen dürften, und daß sie ein höheres Lebensalter bezeichnet als das, in dem Jesus wirkte und starb.“ (Fr. Naumann). — Schon seit Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ erschienen und auf Grund rassenpsychologischer Untersuchungen den Norditaliener Dante zu einem Langobardenabkömmling und den Nazarener Jesus zu einem Halbarier zu stempeln suchten, ist ein Wandel in den traditionellen Anschauungen über Bild und Wesen des Gottesmenschen Jesus eingetreten. Man diskutierte immer heftiger über sein Aussehen, seine „Schönheit“ und sein Wesen. Antijüdisch war seine Lehre — man braucht nur an den Formalstreit der Sadduzäer und Pharisäer mit ihrer Scheinheiligkeit und ihrem Feilschen um Worte und Begriffe zu denken, um den Abstand zu ermessen. Und doch wie unhellenisch, um von allem Römischen zu schweigen, ist jenes Mitleid mit den Armen und Elenden, jene tiefe Liebe zu dem Nächsten, kurz jene Verklärung der Familiarität, wie sie im rohen Stadium am stärksten im Wesen des Semiten begründet ist. So kann ich denn nach all den vorher geäußerten Vernunft- und Gefühlsgründen zwar intellektuell den Versuch Fahrenkrogs, einen eigentümlichen Lang-Rundschädelkopf mit den Merkmalen zweier Rassen, aber doch unter starker Betonung des alexandrinisch-hellenistischen, im Kontrast zu den früheren des Semitischen zu schaffen, meine aufrichtige Bewunderung nicht versagen. . . .“ (Paul Friedrich, Der Türmer 1907, Nr. 8—9.)



Bücherbesprechungen.



M. Much, Die Trugspiegelung der orientalischen Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mittel-Europas. Mit 50 Abbildungen. Jena, H. Costenoble, 1907.

Der Verfasser hat recht daran getan, seine zuerst in den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft (36. Band) erschienene Abhandlung in etwas erweiterter Gestalt und besonders mit Vermehrung der lehrreichen Abbildungen einem weiteren Leserkreis zugänglich zu machen. Denn die schädlichen Folgen der verhängnisvollen Irrlehre von unserer asiatischen Herkunft sind keineswegs vollständig überwunden, und in den Köpfen vieler Gelehrten spukt immer noch die den Tatsachen widersprechende Wahnvorstellung „ex oriente lux". Dadurch wird die stetig und lückenlos aufsteigende Entwicklung der europäischen Kultur seit der ältesten Steinzeit, sowie ihre Ausbreitung durch wiederholte Völkerwanderungen unverständlich, und der wahre Zusammenhang bleibt verschleiert. Leider sind gerade die einflußreichsten skandinavischen Altertumsforscher, die Leiter der größten nordischen Museen, Oskar Montelius in Stockholm und noch mehr Sophus Müller in Kopenhagen, in solchen überlebten Vorstellungen befangen, so daß ihre neuesten Werke, „Urgeschichte Europas" und „Kulturgeschichte Schwedens", bei allem, durch die den beiden Verfassern zu Gebote stehenden Hilfsmittel erklärlichen Reichtum des Inhalts, doch in mancher Hinsicht verfehlt sind. Das haben, ohne die gebührende Anerkennung für die sonstigen großen Verdienste beider Männer außer acht zu lassen, Penka und ich in diesen Blättern (IV, 10 und V, 9; vergl. auch m. Aufs. in VI, 2) in streng sachlicher Weise gezeigt, und diesem Urteil hat sich mit seiner letzten Veröffentlichung, die besonders auf die Stein- und Kupferzeit eingeht, auch Much angeschlossen. Aus dem Inhalt sei hervorgehoben, daß der Verfasser, der noch in der 2. Auflage seiner „Heimat der Indogermanen" die Bronze aus dem Südosten „in den skandinavischen Norden sieghaft" vordringen ließ, nun auch deren Ursprung im Norden, und zwar in Britannien, sucht. So selbstverständlich es ist, daß das Zinn der nordischen Bronzen von dorther stammt, so war doch für Kupfer die an diesem Metall ungemein reiche skandinavische Halbinsel durchaus nicht auf überseeische Bezugsquellen angewiesen (vergl. m. Aufs. „Das Wort Kupfer" in d. Mitt. z. Gesch. d. Med. u. d. Naturwiss. VI, 4). Außerdem hält die Bronzekultur der britischen Inseln weder nach der Fülle der Funde, noch nach dem Reichtum der Formen den Vergleich mit der skandinavischen aus.

Ludwig Wilser.

P. I. Möbius, Die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie. Verlag C. Marhold, Halle a. S. 1907.

Möbius geht davon aus, daß alle Psychologie, soweit sie empirisch ist, nichts sei als Beobachtung unserer selbst. Nur durch Analogieschlüsse können wir das seelische Wesen der uns umgebenden Menschen- und Tierwelt zu verstehen suchen. Exakte Wissenschaft ist das selbstverständlich nicht, denn alle „indirekten Beobachtungen, Messungen, Versuche gaben wohl über das Wieviel, aber nicht über das Was Aufschluß".

Uebrigens sind uns nur die in logischen Formen ablaufenden Seelenvorgänge klar, aber auch sie besitzen zahlreiche Lücken, während uns ein anderer Teil völlig rätselhaft bleibt.

So kommt es, daß man, um auf psychologische Fragen eine Antwort zu finden, schließlich immer zu metaphysischen Hypothesen greifen muß. Hier stehen sich materialistische und idealistische Ansicht schroff gegenüber. Nach der ersteren sind die Lücken im seelischen Zusammenhange wirkliche Lücken, lückenlos ist nur das Physikalische (die Gehirnvorgänge).

Nach der idealistischen Auffassung dagegen, zu der sich auch Verfasser bekennt, ist das, was wir „unsere Seele" nennen, nur ein Ausschnitt aus einem einheitlichen, umfassenderen Seelenreiche, und die als Lücken imponierenden „unbewußten" Seelenvorgänge sind lediglich Vorgänge in einem anderen Bewußtsein.

Dr. Gg. Lomer.

Staatsanwalt **Dr. E. Wulffen,** Dresden, I. Kriminalpsychologie und Psychopathologie in Schillers Räubern. II. Ibsens Nora vor dem Strafrichter und Psychiater. III. Gerhart Hauptmanns Rose Bernd vom kriminalistischen Standpunkte. Verlag C. Marhold, Halle a. S.

Von dem Gedanken ausgehend, daß abnorme, krankhafte Individuen für die Zwecke der Natur keineswegs verloren sind, sondern von ihr oft genug zur Erfüllung welterlösender Aufgaben gegenüber ihrer Umgebung ausersehen werden, unternimmt es der Verfasser, die Charaktere mehrerer solcher Individuen aus den Bühnenwerken der drei großen Dramatiker herauszuschälen und zu zergliedern.

In Schillers „Räubern", die als naturalistisches Drama im modernsten Sinne aufzufassen sind, tritt uns der Zusammenbruch einer entarteten Familie entgegen. Die Söhne des alten Grafen Moor, der selbst schon als Vertreter einer sinkenden Generation gelten muß, sind Typen verschieden gerichteter Entartung. Der körperlich wohlgebildete, aber geistig an chronischer Verrücktheit leidende Karl ist ein Gegenstück zu dem häßlichen, als Urbild des Bösen geschilderten Franz, den ein Irrenarzt wohl unter den Begriff des „moralischen Irreseins" einreihen würde. Der Vernichtungskampf, den diese unnatürlichen Brüder miteinander führen, erfüllt die Absicht der Natur, nämlich Ausrottung des Minderwertigen. Ein grandioser Zug ist beiden, den letzten ihres Geschlechtes, gemeinsam. —

In den anderen Teilen seiner Trilogie befaßt sich Wulffen mit der Analysierung zweier hysterischer Frauengestalten aus der modernen Literatur. Ibsens „Nora", deren Charakter und Handlungsweise überhaupt nur unter diesem Gesichtswinkel verständlich wird, ist ein Typus, wie ihn der Kenner im modernen Salon häufig sieht. Die Erkrankung des Vorstellungslebens, welche das Hauptkennzeichen der Hysterie ist, erstreckt sich auch auf die weiblichen Urtriebe, die Liebe zu Mann und Kindern, welche durchaus ins Krankhafte verzerrt ist. Indessen dient auch Nora einem höheren Zweck. Wohl kann sie das Weib der wahren Ehe nach ihrer ganzen Anlage nie werden; aber wenn sie aus überspannten Motiven ihrem Manne, ihren Kindern mitten in der Nacht davongeht, so liegt die Tragik des Ganzen in der Kombination eben dieser krankhaften Anlage mit gewissen berechtigten Befreiungstendenzen des modernen Weibes, dessen unzulängliche Erziehung und unwürdige Stellung in der heutigen Gesellschaft der Dichter aufzeigen wollte. Nicht nur Gattin und Mutter will und soll von nun an die Frau sein, sondern auch ein menschliches Wesen für sich, das als solches seine Existenzberechtigung hat. —

Feine psychologische und psycho-pathologische Kenntnisse, wie Wulffen sie in diesen beiden Arbeiten zeigt, treten auch in der kurzen dritten Abhandlung über „Rose Bernd" hervor. Hier kommt es, auf dem gleichen Boden der Hysterie, zu schwereren kriminellen Handlungen, zu Meineid und Kindesmord; und abermals lernen wir aus dem Verständnis des pathologischen Charakters heraus das tragische Moment in diesem Schicksal nachempfinden und würdigen. —

Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Aber die Anzeichen mehren sich, daß die „jenseits von Gut und Böse" urteilende naturwissenschaftliche Anschauung des Verbrechens auch in juristischen Kreisen immer zahlreichere Anhänger gewinnt; und das ist für jeden Vorurteilsfreien eine tröstliche Gewißheit.

Dr. Gg. Lomer.

Prof. Dr. Andreas Voigt, Die sozialen Utopien. Fünf Vorträge. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1906. VIII und 146 S.

Utopien sind Idealgebilde von anderen Welten, sagt Prof. Voigt, deren Existenz oder Möglichkeit nicht wissenschaftlich bewiesen, an die nur geglaubt werden kann. Er will keine vollständige Uebersicht aller Utopien geben, sondern vielmehr charakteristische Beispiele zur Veranschaulichung der allgemeinen Gedanken bringen, zu denen sie anregen. Das Wesen der utopischen Weltanschauung wird an der Hand der wichtigsten und interessantesten Erscheinungen der einschlägigen Literatur ergründet. Der erste Vortrag bietet eine systematische Uebersicht der verschiedenen Utopien, die anderen Vorträge befassen sich mit einzelnen utopischen Lehren. Die Einbeziehung Karl Marx' in die Reihe der Utopisten wird damit gerechtfertigt, daß eine radikale Umgestaltung der Wirtschaftsordnung ausgeschlossen sei, einerlei in welchem Tempo und durch welche Kräfte man sie sich herbeigeführt denkt. Das ist eine sonderbare Meinung angesichts der gewaltigen Aenderungen, welche das Wirtschaftswesen seit den Tagen des Urkommunismus durchgemacht hat. Es ist nicht einzusehen, warum die nordischen Völker, die auf

wirtschaftlichem wie geistigem Gebiet in der Vergangenheit rasch fortschritten, es nicht in Hinkunft ebenfalls vermögen sollen. H. Fehlinger.

C. Peters, Die Gründung von Deutsch-Ostafrika. Kolonialpolitische Erinnerungen und Betrachtungen. C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin 1906.

Heutzutage, da Deutschland nach innen und außen seine überseeischen Besitzungen verteidigen muß, ist sicherlich „eine genaue Zusammenstellung der Tatsachen, wie sie sich (bei deren Erwerbung) vollzogen haben, nicht nur an sich von geschichtlichem Interesse, sondern sie liefert auch einen nicht ganz unwesentlichen Beitrag zum Verständnis der überseeischen Politik des Fürsten Bismarck im letzten Jahrzehnt seiner Reichskanzlerschaft". Schon aus diesem Grunde wird jeder vaterlandliebende und weiterblickende Deutsche das vorliegende Buch mit Aufmerksamkeit und Teilnahme lesen. Nach dem, was er ohne Frage geleistet hat, darf man wohl dem Verfasser ein gewisses Selbstbewußtsein zugute halten, wenn er sich auch manchmal, wie in den vier Selbstbildnissen aus verschiedenen Lebensaltern, etwas zu sehr in den Vordergrund drängt. Es waltete gewiß kein glücklicher Stern über unseren überseeischen Unternehmungen, als ihnen die Erfahrungen und die Tatkraft eines Mannes wie Peters verloren gingen, ganz unberechtigt scheint aber die „merkwürdig gehässige Kritik" doch nicht zu sein, wenn sie ihm selbst auch „in hohem Maße unbillig" erscheint. Diese Veröffentlichung ist seit 10 Jahren das erste Buch, das der Verfasser nicht gleichzeitig in englischer Sprache herausgibt, denn es schien ihm mit Recht geboten, bei einer solchen Auseinandersetzung das Ausland einstweilen beiseite zu lassen.

Gerade nach den mancherlei Enttäuschungen, die der deutschen Kolonialpolitik nicht erspart geblieben sind, ist ein Rückblick auf ihre ersten Anfänge ungemein wertvoll und nützlich. Es wird darum kein Leser das Peterssche Buch ohne vielseitige Anregung und Belehrung aus der Hand legen. Wohl sind nicht alle „Träume einer hochgehenden Phantasie zur Wirklichkeit geworden, wohl bilden die Siedelungen, über denen die deutsche Flagge weht, kein glänzendes Kolonialreich", aber sie bieten dennoch „ein weites Arbeitsfeld für unser Volk, wenn dieses lernen kann, es wirtschaftlich zu erschließen". Ludwig Wilser.

R. H. Francé, Zeitschrift für den Ausbau der Entwicklungslehre. Kosmos-Verlag, Stuttgart 1907. Bd. I, 1, 2.

Man kann die Notwendigkeit solcher Zeitschriften weder bejahen noch verneinen, so sehr jeden, der synthetisch der Entwicklung der naturwissenschaftlichen Erklärungsversuche für Artentstehung zu folgen bemüht ist, die Flut der Neuerscheinungen beängstigt. Aber der Titel scheint zu farblos für den Inhalt und für die Liste der Mitarbeiter: es sind stramme Vitalisten, deren strammster allein, Driesch, zu fehlen scheint. Die etwas feuilletonistische Einleitung von Francé vermag die Tatsache nicht zu verdecken, daß nicht er, sondern Pauly der heavy-weight-champion des Unternehmens ist. Das ist erfreulich, denn dieser Gelehrte geht gerade den Grundtatsachen des teleologischen Problems mit erstaunlicher Schärfe und Bestimmtheit zu Leib und verwendet seine an Kant fühlbar geschulte kritische Klarheit in einer Geschlossenheit, an die keiner der Mitarbeiter heranreicht. Leider ist seine Sprache unplastisch und abstrakt (S. 7: „Der Begriff des Subjekts ... bezeichnet nur das Innere der äußeren Maßabstufungen"; wenig Leser werden dieses „Innere" verstehen), nie aber inhaltslos. Dagegen wird auch für ihn die Forderung, jedes schon vorhandene Wort, im Zusammenhang mit sämtlichen Assoziationen, auf seine Verwendung zu naturwissenschaftlicher Begriffsbildung und Kritik zu untersuchen, zu einer Existenzfrage aller Erklärungsversuche. Einmal muß die Harmlosigkeit, mit der man assoziativ geradezu übersättigte Worte gebraucht, um neuste Ideenreihen zu erklären, aufhören. Wer Paulys Arbeiten liest, versteht nach einiger Zeit, was er unter Urteil meint, was ihn berechtigt, von einem „urteilenden Prinzip" in der Zelle zu sprechen; aber „Urteil" ist in der Logik ein eindeutig festgelegter Begriff und als solcher nicht verwendbar für die Erkenntnis von Primitivvorgängen in der Zelle. Wir dürfen Reizassoziationen der Zelle nicht Urteil nennen, formell meine ich! (Ueber die Verwendung des Wortes „zweckmäßig" habe ich mich in IV, 9 der P. A. R. geäußert.) Es kann einem Gelehrten, wie Pauly, unmöglich entgehen, welche Tatsachenverschleierung unaufhörlich in den Naturwissenschaften mit Worten getrieben wird; wem es ernster Wille ist, „die Wahrheit hinter einem Wort zu finden (John Henry Mackay), der wird bei schwer-

wiegenden Formulierungen jedes Wort auf seinen Vorstellungsinhalt peinlich prüfen. Es wird sich dann herausstellen, daß die Anschauung der Universal-Psychisten (Pauly) von der der „Materialisten“ (ein Schimpfwort, kein Begriff) nicht durch jenen Abgrund getrennt ist, den man anzunehmen pflegt. —

Ein interessanter Beitrag über Bau und Funktion der Spechtzunge, mit sehr guten Abbildungen, von Dr. A. Leibe ist der wesentlichste stoffliche Beitrag der ersten Nummer. Das übrige sind Programmabhandlungen mit allgemeinen Gesichtspunkten.

Dr. F. Kühner.

Germanus, Die amerikanische Gefahr keine wirtschaftliche, sondern eine geistige. St. Geibel, Altenburg 1905.

Beim Durchblättern dieses Schriftchens von 46 Seiten wird man mehr und mehr enttäuscht; man glaubt zuerst, einen volkswirtschaftlichen Fachmann vor sich zu haben, und sieht schließlich einen klassischen Philologen sich entpuppen, dem die „humanistische Bildung“ als das „Höchste im Leben“ gilt, „was den Menschen erst und allein zum Menschen macht“. Alle Achtung vor griechischer Kunst und römischem Staatswesen, aber unsere Zeit hat doch auch ihre Verdienste, und der Fortschritt im Wissen und Können ist kein bloßes „Märchen“.

Ludwig Wilser.

A. Braß, Ernst Häckel als Biologe und die Wahrheit. Max Kielmann, Stuttgart 1906.

Ganz gewiß ist der Jenenser Forscher, im Streben, alles Leben und Werden auf natürlichem Wege erklären zu wollen, oft etwas zu rasch vorgegangen und hat sich dadurch manche Blößen gegeben; sicherlich dürfen nicht alle seine Lehrsätze als unumstößliche Wahrheit gelten, aber dennoch schießt der Verfasser des vorliegenden „in majorem Dei gloriam“ geschriebenen Büchleins, wenn auch in edler Gesinnung und guter Absicht, mit seinen Angriffen entschieden übers Ziel hinaus. Die Entwicklungslehre, um deren Ausbau sich Häckel so verdient gemacht hat, bleibt eine unantastbare Errungenschaft der Wissenschaft, aber es geht nicht mehr an, den blinden Zufall als letzte und einzige Ursache jedes Fortschritts zu betrachten.

Ludwig Wilser.

E. Dennert, Vom Sterbelager des Darwinismus. Neue Folge. Max Kielmann, Stuttgart 1906.

Seiner früheren Veröffentlichung gleichen Namens hat der Verfasser diese, wie ich gerne zugebe, wertvolle Ergänzung folgen lassen. Der Zweck dieser die einschlägigen Arbeiten der letzten drei Jahre kritisch beleuchtenden Berichte „ist der Nachweis, daß trotz aller Anerkennung, welche die Deszendenzlehre als solche erfahren hat, doch ihre spezielle Art, der Darwinismus, mehr und mehr in wissenschaftlichen Kreisen verlassen wird“. Dennert glaubt Genugtuung darüber empfinden zu dürfen, „daß man einsehen lernt, daß mit dem Verlust des Darwinismus der Entwicklungsgedanke noch nicht aufgegeben zu werden braucht, und endlich, daß die Naturforschung der letzten Jahre immer mehr darauf hinweist, daß die Zufallsprinzipien des Darwinismus ein großer Irrtum sind. Auf diesem Gebiete herrscht die wahre und zielstrebige Gesetzmäßigkeit, welche sonst die ganze Natur durchdringt“. Ich gestehe offen, daß ich damit vollständig übereinstimme, wenn ich auch im übrigen nicht alle Ansichten des Verfassers teile. „Es ist nicht zu verkennen, daß die Wertschätzung des Darwinismus gegenwärtig im Sinken begriffen ist“, schreibt Plate, ein mehr eifriger als erfolgreicher Verteidiger desselben. Sehr bemerkenswert ist, was am Schlusse über die gegenseitige Hülfeleistung der Tiere gesagt wird, die erhaltend und aufbauend dem zerstörenden Kampf ums Dasein zur Seite geht.

Ludwig Wilser.

Wilh. Wundt, Essays. Engelmann, Leipzig 1907. 2. Aufl., 440 S., brosch. 9 Mk. — Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. Voß, Hamburg und Leipzig 1906. 4. Aufl., 552 S., brosch. 12 Mk.

Von philosophischen Schritten werden in jüngster Zeit die Werke von Wilh. Wundt in steigendem Maße neu aufgelegt. Eine Neuauflage ist nach langer Zeit auch den Essays zuteil geworden. Diese Essays sind größtenteils Gelegenheitsschriften und zeigen den frischen Stil einer glücklichen Stunde, der durch

eine Umarbeitung wahrscheinlich gelitten hätte. Anderseits nimmt der Autor viel zu lebendigen Anteil am wissenschaftlichen Leben, um sich mit einem unveränderten Neudruck zufrieden zu geben. So hat er den Ausweg gefunden, die Essays mit Zusätzen zu versehen, in denen der gegenwärtige Stand der Fragen besprochen wird, und auf diese Weise ist ein Buch von ganz eigenem Reiz entstanden, in dem der Verfasser mit den eigenen Gedanken früherer Tage Zwiesprache hält und sie auf ihre Bewährung prüft. Beachtlich ist vor allem das verschiedene wissenschaftliche Schicksal, das die Theorie der Materie und die Gehirnphysiologie seither erfahren haben. — „Es hat sich das Programm, in dem dereinst die aufstrebende neue Gehirnphysiologie ihr Verhältnis zur Psychologie niedergelegt hatte, annähernd in ihr Gegenteil verkehrt. Hatte jene den Anspruch erhoben, die Psychologie auf neuer Grundlage als eine Physiologie der Gehirnfunktionen aufzurichten, so ergibt sich heute als erstes Erfordernis einer besonnenen Gehirnphysiologie dies, daß sie sich durch die experimentelle Analyse der psychischen Vorgänge die Wege zeigen lasse, auf denen sie zu einem Verständnis der Gehirnfunktionen und der Bedeutung der einzelnen Hirnteile für das psychische Leben gelangen kann."

Ebenfalls in neuer Auflage sind die Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele erschienen. Das Schicksal dieses Buches verkörpert bekanntlich ein gutes Stück Geschichte der Psychologie. Die neue Auflage bringt eine völlige Neubearbeitung der speziell tierpsychologischen Abschnitte. Auf diesem Gebiete hat die Arbeit der letzten Jahre mehr neue Experimente als neue Gedanken gezeitigt. Da die tierpsychologischen Forscher meist von der Zoologie her zu den psychologischen Untersuchungen kommen, so hängen sie mit einer gewissen Zähigkeit an den hergebrachten Theorien, weil sie die darein eingehenden psychologischen Begriffe unbesehen hinnehmen. Gegenüber der falschen Reflexionspsychologie der Intelligenztheorie, gegenüber den verschiedenen Bewußtseinsarten, welche Instinkt- und Reflextheorie anzunehmen gezwungen sind, sucht Wundt die phylogenetische Bewußtseinsentwicklung einheitlich zu begreifen und die Abfolge der Bewußtseinsstufen anschaulich darzustellen. „Wollen wir für den in einem gegebenen Augenblick vorhandenen Bewußtseinsgrad oder für den durchschnittlichen Wert desselben, den wir die einem Individuum oder einer Spezies zukommende Bewußtseinsstufe nennen könnten, ein allgemeines Maß gewinnen, so läßt sich als solches nur der Zusammenhang der sukzessiven psychischen Inhalte in der Zeit benutzen. Denn er wird (zufolge der Wechselbeziehung zwischen zeitlichem Zusammenhang und Klarheit und Deutlichkeit) immer zugleich ein annäherndes Maß für die mittlere Apperzeptionshöhe oder für das sein, was wir den Klarheitsgrad eines Bewußtseins nennen." Dieses Prinzip der Wechselbeziehung zwischen zeitlichem Zusammenhang und Apperzeptionshöhe erweist sich sofort als fruchtbar, denn es gestattet die Stufen der Bewußtseinsentwicklung schematisch zu veranschaulichen, und so gibt Wundt eine neue Figur (51), welche wegen ihres pädagogischen Wertes nicht genug der Beachtung der Tierpsychologen empfohlen werden kann. Die gewonnenen Stufen der Bewußtseinsentwicklung in Zusammenhang mit der Wundtschen Willenstheorie ermöglichen es nach dem psychophysischen Erklärungsprinzip, die psychische Entwicklung von den Protozoen bis zu den höchsten Wirbeltieren in großartiger Geschlossenheit darzustellen. Im besonderen werden die Bienen und Ameisen und deren Staatenbildung besprochen, wobei zu der Debatte zwischen Erich Wasmann und Albrecht Bethe Stellung genommen wird. Dr. Drasto.

W. Bölsche, Im Steinkohlenwald. Kosmos, Stuttgart 1906.

In seinem bekannten, ebenso unterhaltenden wie anregenden Plauderton gibt hier der unerschöpfliche Verfasser das Wichtigste und Wissenswerteste über die Bildung der Steinkohle; er will den Leser miterleben lassen, „wie der Forscher die Axt ansetzt wider dieses harte Flöz des Unbekannten, wie er oft daneben schlägt, bis ihm die Hand erlahmt und ein folgender das Werk fortsetzen muß". Der „brennende Stein" ist für unsere Zeit von der allergrößten Wichtigkeit und Bedeutung; darum wird sich jeder denkende Mensch gerne über seine Entstehung belehren lassen. Besonders auf die ausgezeichneten Forschungen von Potonié gestützt, zerstreut der Verfasser manche veraltete Vorstellungen, wie die vom Zusammenschwemmen, und läßt die Farne, Schachtelhalme und Schuppenbäume da versteinern, wo sie gewachsen sind. Ich vermisse den Hinweis darauf, daß die Hauptschätze der schwarzen Edelsteine auf der nördlichen Halbkugel gefunden werden, weil diese Tatsache ungemein wichtig ist für das Verständnis der Aus-

breitung des Lebens über den Erdball, und ziehe auch aus den in Grönland und Spitzbergen gefundenen Versteinerungen wärmeliebender Pflanzen nicht den Schluß, daß einstmals eine gleichmäßige Wärme über die ganze Erde verbreitet gewesen sei, sondern nur den, daß es früher im Norden wärmer war als jetzt.

Ludwig Wilser.

Eingegangene Bücher.

(8° Format und broschiert, wo nicht anders vermerkt.)

Die Herren Mitarbeiter belieben unter den nachstehend verzeichneten Werken zu wählen und Anträge auf Ueberweisung von Rezensionsmaterial an die Redaktion zu richten.

Fuchs, Ernst, Schreibjustiz und Richterkönigtum. Ein Mahnruf zur Schul- und Justizreform. Leipzig 1907, Teutonia-Verlag. 115 S., 2 Mk.

Gerhardi, Dr. med K. A., Das Wesen des Genies. 2. Aufl. Leipzig 1907, O. Hellmann. 149 S., 2,40 Mk.

Knortz, Prof. Karl, Amerikanische Redensarten und Volksgebräuche. Leipzig 1907, Teutonia-Verlag. 82 S., 1 Mk.

Kuckuck, Martin, Die Lösung des Problems der Urzeugung. Leipzig 1907, J. A. Barth. 83 S., 3 Mk.

Larsen, Karl, Ein modernes Volk im Kriege. Leipzig 1907, Lipsius & Tischer. 347 S., 6 Mk.

Müller, Prof. Dr. R., Sexualbiologie. Vergleichend-entwicklungsgeschichtliche Studien über das Geschlechtsleben des Menschen und der höheren Tiere. Berlin 1907, Louis Marcus. 393 S., 6 Mk.

Parkinson, R., Dreißig Jahre in der Südsee. 1.—9. Lieferung. Stuttgart 1907, Strecker & Schröder. Komplet in 28 Lieferungen à zwei Bogen; Preis pro Lieferung 0,50 Mk.

Peters, E., So sollt ihr lieben! Physiologie, Psychologie und Ethik der Liebe und Ehe. München 1907, Seitz & Schauer. 182 S., 1,80 Mk.

Salten, Alfred von, Teutonia, Handbuch der germanischen Philologie. Heft 3: Ueber deutsche Wortforschung und Wortkunde. Leipzig 1907, Teutonia-Verlag. 215 S., 3,60 Mk.

Schriften des Alkoholgegnerbundes. Nr. 5: Forel, Prof. Dr., Die Trinksitten, ihre hygienische und soziale Bedeutung, 32 S., 10 Pfg.; Nr. 14: Gaule, Prof. Dr., Der Lebensgenuß ohne Alkohol, 19 S., 10 Pfg.; Nr. 38: Hoppe, Dr. H., Die Gefahr des Biergenusses, 16 S., 10 Pfg.; Nr. 44: Bleuler, Prof. Dr., Wie soll man Trinker behandeln und heilen, 8 S., 5 Pfg. Verlag der Schriftstelle des Alkoholgegnerbundes in Leopoldshöhe (Baden).

Steudel, Fr., Arzt und Schulbetrieb. Gutachten deutscher Aerzte. Leipzig 1907, Teutonia-Verlag. 90 S., 1 Mk.

Stolypins, P. A., Rede in der Reichsduma am 10. Mai 1907 betreffend die Agrarfrage in Rußland. Leipzig 1907, Teutonia-Verlag. 15 S., 0,50 Mk.

Weinel, Prof. Dr. H., Die urchristliche und die heutige Mission. Heft 5 der IV. Reihe der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher". Tübingen 1907, J. C. B. Mohr. 64 S., 0,50 Mk.

Notiz.

Der Redaktion wäre es erwünscht, auch aus dem Leserkreise der „Revue" Anträge auf Ueberweisung von Rezensionsmaterial zu erhalten. Dieselben brauchten sich jedoch nicht auf die hier angezeigten Bücher zu beschränken, sondern es würde auch jedes beliebige andere, seinem Inhalte nach in den Rahmen des Revue-Programms passende Werk auf Wunsch gern beschafft werden. — Besprechungen werden nicht honoriert; dafür wird das Rezensionsexemplar Eigentum des Herrn Referenten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische

VI. 7. Revue 1907.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Die Germinalpermutation
oder
der gesetzmäßige Austausch der Keimelemente bei der geschlechtlichen Fortpflanzung.
Eine Widerlegung der Weismannschen Germinalselektion.

J. G. Vogt.

Die von Galton und Jäger zuerst angeregte und von Weismann besonders entwickelte Theorie der Kontinuität des Keimplasmas verkörpert unstreitig eine der weittragendsten philosophischen Großtaten der Neuzeit. Das Plasma ist der Urquell des Lebens, im Plasma ruhen alle Lebensrätsel; die Plasmologie wird in Zukunft das Allerheilige der Wissenschaft werden. Alle Großtaten des Geistes werden sich in diesem Allerheiligen abspielen, der Charlatanismus metaphysischer Spekulationen und idealistischer Phantastereien alten Stils wird hier keinen Zutritt mehr finden. Gewiß werden wir gerade im Studium der Lebensfragen auf transintelligible Momente stoßen, allein die Natur offenbart sie, sie entspringen nicht der Phantasie dichtender Philosophen. Die Tat Weismanns, trotzdem oder gerade weil sie spekulativer Natur ist, verdient unsere höchste Bewunderung, indem sie den Schleier von einem der geheimsten Werdevorgänge hebt, der der direkten Beobachtung nie zugänglich sein wird und doch alle Lebensprozesse auf den höheren Entwicklungsstufen beherrscht.

Die Weismannsche Theorie wird heute wohl allgemein anerkannt, oder wenigstens allgemein über die Darwinsche Pangenesis gestellt. Wer auch nur einigermaßen über die Möglichkeiten der Organisation des Keimplasmas nachgedacht hat, kann unmöglich die Darwinsche Neuschöpfung oder vielmehr Neugruppierung der Sexualelemente in jedem Organismus akzeptieren, die ja auch schließlich nur das Problem der Vererbung erworbener Eigenschaften erklären soll. Zunächst bewegt sich die Vererbung erworbener Eigenschaften lediglich innerhalb der Grenzen der Variation, ohne je die Brücke zur Artenbildung zu schlagen, und fernerhin sprechen bestimmte Tatsachen an und für sich gegen die Pangenesis. Wir haben der Wunder genug vor uns, wir brauchen keine Ueberwunder zu schaffen! Wir wissen z. B., daß

aus jedem Blatte irgend eines Baumes ein neuer vollkommener Baum gezogen werden kann; welche überwunderbare Wanderung der Keimchen in jedem Baume, um in jedem Blatte eine Neugruppierung aller Keimelemente zustande zu bringen! Eine wichtige Tatsache aber widerlegt vollständig die Darwinsche Hypothese. Jeder Tierzüchter weiß, daß, wenn ein edles Weibchen von einem minderwertigen Männchen belegt wird, alle späteren Würfe, auch wenn sie wieder von edlerem Geblüte stammen, stets Merkmale der minderwertigen Rasse an sich tragen. Ein solcher einmaliger Einschlag braucht nicht ausschließlich von einer minderwertigen Rasse herzurühren. Wird z. B. eine schottische Terrierhündin auch nur einmal von einem englischen Foxterrier belegt, so werden die Würfe der Hündin, auch wenn sie fernerhin nur wieder von schottischen Terriern belegt wird, immer Eigenschaften des englischen Foxterrier an sich tragen. Kein tüchtiger Hundezüchter, der reine Rasse erhalten will, wird daher eine Hündin, die einmal von einem minder- oder anderswertigen Hunde belegt worden ist, wieder zur Zucht verwenden. Wie sollte die Darwinsche Pangenesis dieser Tatsache Rechnung tragen können? Der minder- oder anderswertige Hund hat doch keine Eigenschaften seines Körpers auf den Körper der Hündin übertragen, sie könnten also auch keine Keimchen zu den Sexualelementen der Hündin stellen. Nur das Keimplasma der Hündin kann durch das Keimplasma des minderwertigen Hundes dauernd beeinflußt werden, eine Frage, die zunächst nicht weiter hierher gehört.

Der Gegensatz zwischen der Weismannschen und Darwinschen Theorie erinnert an die alte Frage des Pythagoras: was war zuerst, das Ei oder die Henne? Nach Darwin war es die Henne. Für unser heutiges naturwissenschaftliches Fühlen und Empfinden könnte aber die Henne nur der liebe Gott geschaffen haben, während das Ei, wenn auch ganz allmählich, von der Natur gelegt worden sein kann! Der Keim war zuerst, der Keim ist der Ursitz des Lebens, im Anfang waren Keim und Soma eins, in den Einzelligen sind sie es heute noch. Im Keime spielen sich alle Wunder ab, der Keim ist der schöpferische Gedanke, das Soma ist lediglich dessen Offenbarung, im realen Sinne die Schutz- und Brutstätte des Keimes, aber wiederum mit der Wendung, daß der Keim diese Schutz- und Brutstätte selbst schafft. Das Soma verfügt über keinerlei selbstbestimmende Funktionen, es ist genau so durch den Keim gegeben, wie die Maschine durch den Gedanken und die Zeichnung des Ingenieurs. Alle Anlagen und Veranlagungen eines Geschöpfes sind im Keimplasma begründet und gegeben, die somatische Entwicklung mitsamt ihrem Milieu und ihren äußeren Einflüssen kann nichts hinwegnehmen, nichts hinzufügen. Der Mensch entwickelt sich genau so, wie er im Keimplasma vorhergesagt und vorherbestimmt ist; ein unmusikalischer Mensch wird trotz Milieu und Schulung nie ein musikalischer Mensch, ein Feigling nie zum Helden werden. Deshalb braucht hier kein Fatalismus einzusetzen; denn dem Kulturmilieu ist ein weites Ziel zur Entwicklung und Potenzierung der im Keime gegebenen Anlagen gesteckt. Das Kulturmilieu soll nur im positiven Sinne arbeiten, es soll brauchbare Eigenschaften entwickeln, nicht aber im negativen Sinne Zeit und Arbeit an Dummköpfe verschwenden, um intelligente Menschen aus

ihnen zu machen, oder an Mongolen, um sie in Arier umzuwandeln!

Wenn wir zu klaren Vorstellungen gelangen wollen, haben wir die Weismannsche Theorie zunächst im Prinzip zu formulieren. Gleichzeitig haben wir derselben aber auch bestimmte Grenzen zu stecken; ja, ich glaube den Beweis führen zu können, daß die Weismannsche Germinalselektion weit über das Ziel hinausschießt und sicherlich ebensowenig eine Begründung der Artenbildung in sich birgt, wie die Theorien Lamarcks oder Darwins.

Ohne große Umschweife wollen wir einfach den Kern der Weismannschen Theorie losschälen und formulieren. Ich sehe von der Weismannschen Spezifizierung und Terminologie ab. Es genügt für den vorliegenden Zweck vollständig, den Keim, die Keimzelle, das Keimplasma als Einheit oder Ganzes dem Soma oder Organismus als Ganzes gegenüber zu stellen. Ebenso gebrauche ich an Stelle der Determinanten, Iden usw. Weismanns für die Formelemente des Keimplasmas einfach den Ausdruck Organkeim, der den einzelnen Organen des Organismus entspricht. Wir sprechen von einem Organkeim des Knochensystems, Muskelsystems, der Nase, des Ohres, des Geschlechtsapparates usw. Ich treffe nur die Unterscheidung zwischen unteilbaren oder einheitlichen und teilbaren Organkeimen. Vorläufig nur im Prinzip, indem wir hierüber noch nichts Bestimmtes auszusagen vermögen. Ich verstehe unter unteilbaren Organkeimen solche, die ein väterliches oder mütterliches Organ ungeteilt oder ungemischt auf den Nachkommen übertragen, wie z. B. einen Langschädel oder Kurzschädel, unter teilbaren Organkeimen dagegen solche, die väterlicher- oder mütterlicherseits Mischungen eingehen, wie z. B. der Organkeim des Pigmentes oder der Hautfarbe, indem Schwarze mit Weißen Mulatten erzeugen usw.

Um den Tatsachen, auf Grund der Weismannschen Theorie, Rechnung zu tragen, haben wir anzunehmen, daß die männliche wie weibliche Keimzelle aus genau derselben Anzahl von Organkeimen zusammengesetzt ist; ebenso, daß die sämtlichen Organkeime beider Zellen gleichwertig sind, d. h. genau dieselben Formeneinheiten vertreten, mit der einzigen Ausnahme der Sexualorgane, die gegensätzlich oder verschiedenwertig sind.

Bei der Befruchtung verbinden sich nach Weismann beide Keimzellen, tauschen ihre Organkeime gegeneinander aus, was ohne Zweifel während der Mitose stattfindet, wonach wieder zwei vollständige Keime gebildet werden, von denen der eine sich zum Soma entwickelt, während der andere als Keimplasma im Soma eingekapselt wird.

Bezeichnen wir mit P den väterlichen, mit M den mütterlichen Keim, mit $a, b, c \ldots$ die väterlichen, mit $a_1, b_1, c_1 \ldots$ die mütterlichen Organkeime, so hätten wir für das väterliche Keimplasma

1. $$P = a + b + c + d + e + f + \ldots . n$$

für das mütterliche Keimplasma

2. $$M = a_1 + b_1 + c_1 + d_1 + e_1 + f_1 + \ldots . n_1$$

Bei der Befruchtung würden nun zunächst beide Keimzellen miteinander verschmolzen und es ergäbe sich die Formel

27*

3. $(P + M) = (a + a_1) + (b + b_1) + (c + c_1) + \ldots (n + n_1)$

Hier setzen alle Streitfragen ein. $(P + M)$ wird wieder aufgelöst und in die beiden Keime des Soma S und des im Soma eingekapselten neuen Keimes G umgewandelt

4. $$(P + M) = S + G$$

Ueber die Richtigkeit der Formel (4.) kann kein Zweifel sein. Es fragt sich dagegen, was wird dementsprechend aus dem zweiten Teil der Formel (3.)?

Weismann behauptet, die miteinander vereinigten männlichen und weiblichen Organkeime $(a + a_1) + (b + b_1) \ldots$ kämpfen gegeneinander, wobei der Stärkere den Sieg davonträgt und sich in die Erscheinung, in das Soma drängt. Der Kampf ums Dasein Darwins wird aus der somatischen Welt in die Germinalwelt verlegt, Weismann konstruiert die Theorie der Germinalselektion, die die Entwicklung der Arten genau so erklären soll, wie die Darwinsche Theorie. Da nach ihm keine erworbenen Eigenschaften vererbt werden können, so führt er den ganzen Prozeß der Entwicklung auf zufällige Abänderungen angeborener Art zurück. Z. B. unter den zahllosen angeborenen, in engen Grenzen sich bewegenden Variationen, die bei jeder Adlergeneration vorkommen, werden einige sich auf die Flügel beziehen, und obwohl dieselben zufällig sein, d. h. unterschiedslos in allen Richtungen auftreten werden, so dürften doch einige wenige derselben sich ab und zu in der Richtung erhöhter Muskelkraft bewegen, andere in der Richtung erhöhter Ausdauer, andere in der Richtung erhöhter Gewandtheit usw. Nun wird jede dieser zufälligen Abänderungen, welche zufällig zugleich auch eine vorteilhafte Abänderung ist, von der natürlichen Auslese begünstigt, und weil sie zufällig gleichfalls eine angeborene Abänderung ist, durch die Vererbung verewigt werden. Im Laufe der Zeiten treten vielleicht andere angeborene Abänderungen auf, die sich in derselben Richtung bewegen; diese werden durch die natürliche Auslese dem bereits gewonnenen Vorteil hinzugefügt werden usw., bis nach hunderten und tausenden von Generationen die Flügel der Adler zu jenen wunderbaren Bildungen entwickelt worden sind, die sie heute darstellen.

Hier ist offenbar jede Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung des Keimplasmas ausgeschlossen, an ihre Stelle tritt der Zufall, und selbst diesen Zufall bringt der Storch, denn das große Rätsel bleibt doch immer wieder: woher kommen diese vorteilhaften Abänderungen? So fragen wir ja auch stets bei Darwin: woher kommt der Stärkere und besser Angepaßte, der den Kampfplatz behauptet?

Außerdem leidet die Theorie an Oberflächlichkeit. Wie und wo sollen die vorteilhaften Abänderungen zum Ausdruck kommen, und wie sollen sie sich zwecks Akkumulierung vererben? Weismann hält dafür, daß die vorteilhafte Abänderung im Soma zum Ausdruck kommt. Dann muß sie aber unbedingt im männlichen und weiblichen Keim *gleichzeitig* bei der Befruchtung vertreten sein, denn ist sie nur bei *einem* Geschlechte vertreten und wird im Soma aufgebraucht, so ist sie offenbar für alle Zeiten wieder verloren, da dann der minderwertige Organkeim eingekapselt wird. Wird z. B. unter den Menschen ein Genie erzeugt, so ist dieses nur vererbbar, wenn es die Resultante

zweier hervorragender Organkeime des Gehirnes, also von Vater und Mutter gleichzeitig ererbt ist, indem dann ein Organkeim des Gehirnes sich zum Soma entwickelt und das Genie erzeugt, während der zweite ebenso hervorragende Organkeim eingekapselt und auf den Nachkommen vererbt wird. Da aber eine solche beidergeschlechtliche Uebereinstimmung höchst selten vorkommt, so finden wir auch in der Regel, daß geniale Menschen nur mittelmäßige, wenn nicht gar minderwertige Kinder in die Welt setzen; höchst selten zeugt ein großer Mann einen großen Sohn. Wir kennen nur die Ausnahmen der Mathematikerfamilie Bernouilli und der Musikerfamilie Bach; oder sollte es, ohne maliziös sein zu wollen, gestattet sein, auch noch Alexander Dumas père und fils anzuführen, oder gar Richard und Siegfried Wagner? Weismann untergräbt sich selbst sofort wieder den Boden, den er sich mit vieler Mühe errungen hat. Wenn alle vorteilhaften Abänderungen beständig im Soma aufgebraucht, also alle kräftigen und siegreichen Organkeime verausgabt werden, was wird dann aus dem eingekapselten Keimplasma? Dieses verkörpert dann doch offenbar die Minderwertigkeit, das Siechtum, den im Kampfe ums Dasein ausgemerzten Schwachen. Darwin läßt den letzteren wenigstens gnädig untergehen, Weismann aber läßt ihn leben! Das Keimplasma müßte nach Weismann eine ewige Sisyphusarbeit verrichten, um fortwährend neue vorteilhafte Abänderungen zu schaffen, damit das Soma einigermaßen Ansehen und Anstand bewahre! Nach Weismann könnte nie und nimmermehr die Entwicklung in aufsteigender Linie, wohl aber der Untergang der Arten erklärt werden. Ich aber behaupte, und jeder sorgfältige Beobachter wird mir zustimmen, daß die Natur unendlich mehr Arbeit, Umsicht, Scharfsinn, ja Raffinement aufwendet, um die Lebensfähigkeit der Arten zu erhalten, als Vorstöße zu neuen Arten zu machen.

Nehmen wir nach der Germinalselektion Weismanns an, unter den Organkeimen der Formeln (1.) und (2.) seien $a, b_1, c_1, d_1, e_1, f \dots n$ die stärkeren, $a_1, b, c, d, e, f_1 \dots n_1$ die schwächeren Organkeime, so müßte der Wert von $S + G$ nach Wiederauflösung von $(P + M)$ Formel (4.) folgendermaßen lauten:

5. $$S = a + b_1 + c_1 + d_1 + e_1 + f + \dots n$$

6. $$G = a_1 + b + c + d + e + f_1 + \dots n_1$$

Die stärkeren drängen sich alle nach dem Soma S, die schwächeren werden in den eingekapselten Keim G zurückgestoßen. Auch die Auffrischung des Keimplasmas durch Panmixie (der Weismann obendrein gegenteilige d. h. degenerierende Wirkung zuschreibt) kann wenig nützen, da auch die hierdurch gelieferten vorteilhaften Abänderungen immer wieder im Soma aufgebraucht würden.

Die Formeln (5.) und (6.) stempeln den Austausch des väterlichen und mütterlichen Keimplasmas zur Variation im mathematischen Sinne, d. h. nach Weismann kann irgend ein Organkeim väterlicherseits mit irgend einem Organkeime mütterlicherseits tauschen und seinen Platz im Soma behaupten, sofern er der stärkere ist. Dies ist der Kern der Weismannschen Germinalselektion.

Ich leugne die Germinalselektion; an Stelle der Variation setze ich die Germinalpermutation (Permutation wiederum im mathematischen

Sinne) und behaupte eine strenge Gesetzmäßigkeit beim Austausch der Germinalelemente. Damit wird die Weismannsche Germinalselektion ebenso hinfällig wie die Darwinsche Selektionstheorie. Die Entwicklung der Arten haben wir auf einem ganz anderen Gebiete zu suchen.

Ich behaupte, die Bestimmung der Werte von S + G nach Wiederauflösung von (P + M) Formel (4.) beruht auf einer streng gesetzmäßigen Permutation, d. h. ein bestimmter männlicher Organkeim kann in S oder G nur den Platz eines bestimmten weiblichen Organkeimes einnehmen, gleichgültig, welcher von beiden der stärkere oder schwächere ist und zwar, was ich hier schon vorausschicke, kann die Permutation bei jeder Art, Rasse oder Kreuzung eine spezifische sein.

Gegenüber den Weismannschen Formeln (5.) und (6.) würden meine Formeln für dieselbe Art lauten:

7. $$S = a + b_1 + c + d_1 + e + f_1 + \dots n$$

8. $$G = a_1 + b + c_1 + d + e_1 + f + \dots n_1$$

wobei als hauptsächlich zu bemerken ist, daß Formeln (7.) und (8.) für dieselbe Art stets dieselben sind, während (5.) und (6.) sich fortwährend ändern können, indem die zufällig auftretenden vorteilhaften Abänderungen offenbar stets in neuen Organkeimen zum Vorschein kommen.

Alle Erfahrungstatsachen sprechen für die strenge Gesetzmäßigkeit des Austausches der Organkeime. Wenn dieser Austausch ein chaotischer wäre, wozu ihn der Weismannsche Selektionskampf unzweifelhaft stempelt, dann wäre die Welt sicherlich mit Mißgeburten überschwemmt. Jede Störung in der Gesetzmäßigkeit des Austausches der Organkeime erzeugt eine Mißgeburt. Die unvollkommene Trennung zweier entsprechender Organkeime kann schon eine Mißgeburt erzeugen. Ist a der männliche und a_1 der weibliche Sexualkeim und gehen beide in das Soma über, anstatt sich zu trennen, so ergibt sich ein Zwitter. Trennen sich die Organkeime der Finger, Gliedmaßen usw. nicht, so entstehen mehrfingerige, mehrarmige usw. Nachkommen. Ebenso entstehen Mißgeburten, wenn der Austausch nicht streng auf Grund der Permutation stattfindet, sondern im Sinne der Variation ein Organkeim an Stelle des gesetzmäßigen Gliederungsplatzes in einen beliebig andern gerät. Nach dem Permutationsprinzip sind Mißgeburten Ausnahmen, nach dem Variationsprinzip und dem Selektionsprinzip bei dem wüsten Drängen und Kämpfen um die somatischen Siegesplätze müßten Mißgeburten zur Regel werden.

Die strenge Gesetzmäßigkeit des Austausches der Organkeime offenbart sich vor allen Dingen bei den Kreuzungen. Ich habe oben schon hervorgehoben, daß die Permutation für jede Art, Rasse usw. eine spezifische ist, was ganz besonders bei der Bastardierung in die Augen fällt. Bei der Bastardbildung gehen stets ganz bestimmte Eigenschaften der Eltern auf die Nachkommen über. Diese Eigenschaften können variieren, aber an und für sich behaupten sie stets ihre Stellung in der Vererbungsreihe. Aus der Paarung zwischen Eselhengst und Pferdestute entsteht immer ein Maultier (Mulus), aus der Paarung zwischen Pferdehengst und Eselstute immer ein Maulesel

(Hinnus), wobei stets ein und dieselben Merkmale väterlicher und mütterlicher Seite vertreten sind; selbst die Hornwarzen an der Innenseite der Gliedmaßen, die sog. Kastanien, vererben sich streng gesetzmäßig. Bei einer Germinalselektion wäre eine solche Gesetzmäßigkeit der Vererbung einfach unmöglich.

Wir können als allgemeines Gesetz hinstellen, daß nicht allein bei der Bastardzeugung, dem Hybridismus im engeren Sinne, sondern auch bei den Kreuzungen im allgemeinen, den sog. Variationen, nur solche Organismen sich paaren oder kreuzen können, deren Keimzellen dieselbe Anzahl von Organkeimen enthalten, so daß die Scheidung in Soma und eingekapselten Keim ohne Rest aufgeht. Die gleichnamigen Organkeime müssen sämtlich in ihrer Stellung im Soma und im eingekapselten Keim permutieren können. Sind die gleichnamigen Organkeime auch gleichwertig, d. h. entspricht das Soma dem eingekapselten Keim, oder umgekehrt, so ist der Bastard fortpflanzungsfähig, ist dagegen der eingekapselte Keim vom Soma verschieden, so erlischt die Fortpflanzungsfähigkeit.

Je verschiedenwertiger die Organkeime im Soma und in der Einkapselung sind, um so verschiedenartiger und vor allen Dingen um so unharmonischer und häßlicher werden die Nachkommen. Je reiner die Rasse, d. h. je gleichartiger die Mischung und gleichartiger die Organkeime in Soma und Einkapselung, um so ähnlicher bleiben die Nachkommen den Eltern. Gleichartige Organkeime passen sich selbstverständlich viel leichter und besser aneinander an als ungleichwertige; gleichartige greifen harmonisch ineinander ein, ungleichartige disharmonisch. Wenn die Augen nicht in die Augenhöhle, die Zähne nicht in den Kiefer, die Nase nicht ins Gesicht passen usw., entstehen häßliche Gesichtszüge. Die Häßlichkeit ist überhaupt die Resultante ungleichartiger Mischung. England mit seinen reinen Mischungen weist die schönsten Menschen, vor allem die schönsten Weiber der Welt auf, während auf dem Kontinent die Häßlichkeit in allen Ländern überwiegt; das erbärmliche Blut vom Osten und das ungleichartige vom Westen durch die Araber hat gründliche Arbeit getan. Am meisten fällt nicht so sehr die Häßlichkeit wie die Disharmonie der Gesichtszüge und Körperbildung bei dem großen Mischvolke der Amerikaner auf, wenn man sich die wirklichen Mischungstypen mit ihren Nachkommen zum Vergleiche aussucht.

Diese und noch viel gewichtigere Tatsachen sprechen gegen die Weismannsche Germinalselektion. Vor allen Dingen kennen wir die unanfechtbare Tatsache, daß eine edle Rasse durch eine minderwertige verschlechtert wird, indem sie Eigenschaften der minderwertigen in sich aufnimmt und umgekehrt. Dies wäre nach der Germinalselektion gar nicht denkbar. Denken wir uns unter Formel (1.) den edleren väterlichen Keim, unter Formel (2.) den minderwertigen mütterlichen Keim, so würde Formel (1.) nur vorteilhafte Abänderungen aufweisen, die sich entschieden gegen die minderwertigen Organkeime im Soma behaupten würden; die Folge wäre, daß ein weiblicher Nachkomme (a verkörpert im männlichen Keim den weiblichen Sexualkeim) von rein edlem Geblüte entstände, während der gesamte minderwertige Keim eingekapselt würde, P würde unverändert in S und M in G verwandelt. Bei einmaliger Paarung wäre die edle Rasse aufgebraucht,

für immer verschwunden und die minderwertige lebte in der Fortpflanzung weiter. Dies widerspricht allen und jeglichen Beobachtungstatsachen.

Aber alle diese Argumente sind nicht mathematisch überzeugend, weil uns die Anhaltepunkte zu einem zweifellosen Vergleiche fehlen. Wir bringen vor allen Dingen beim Menschen zur Begründung der Mischungsverhältnisse meist nur äußerliche oder im Charakter und in der Geistesbildung auffallende Merkmale zum Vergleich, während wir in bezug auf die inneren Organe und feinere Organisation vollständig im dunkeln sind. Dies gilt für das Tier- wie das Pflanzenreich. Dagegen habe ich durch Zufall ein Vergleichsobjekt entdeckt, das uns in absoluter Reinheit und mit mathematischer Sicherheit die Grundlage für die Germinalpermutation im Gegensatz zur Germinalselektion an die Hand gibt. Es ist eine überaus geniale Versuchsreihe, die R. H. Lock mit verschiedenen asiatischen, europäischen und amerikanischen Maissorten in den Royal Botanical Gardens in Paradaniya auf der Insel Ceylon anstellte, und die im Jahre 1905 dem Naturhistorischen Museum in South Kensington, London, einverleibt wurde. Lock stellte diese Versuche lediglich zur Prüfung einer von Mendel aufgestellten Theorie über Pflanzenzucht an, die mit den hier behandelten Vererbungsgesetzen nichts zu tun hat. Ich übergehe auch die Technik der Versuche, da sie uns hier zu weit führen würde.

Unter diesen Kreuzungen befindet sich eine Reihe, bei der die Farbe der Maiskörner vollständig ungemischt blieb, also aus unteilbaren Organkeimen hervorging, so daß die Kreuzungsprodukte ganz klar und unzweifelhaft unterschieden werden können.

Kreuzte er z. B.

Black Mexican Sugar Corn mit
White flint Corn

so mischte sich die Farbe beider Arten (die Organkeime der Farbe waren teilbar) und die Mischung erschwert die genaue Unterscheidung zwischen väterlichem und mütterlichem Beitrag, wie dies bei allen Farbenmischungen bei Tieren, Blumen und Früchten der Fall ist.

Kreuzte er dagegen:

White smooth flint Corn mit
Yellow smooth flint Corn

so behielten beim Kreuzungsprodukt die weißen Körner und die gelben Körner ihre Farbe ungemischt bei und konnten somit deutlich unterschieden werden. Das Ergebnis war, daß der Maiskolben des Abkömmlings genau dieselbe Anzahl weißer wie gelber Körner enthielt. Bezeichnen wir die elterlichen Typen mit n_w und n_g, wobei wir unter n die Zahl der Körner, unter dem Index w die Farbe weiß, unter g die Farbe gelb verstehen, so erhalten wir für den Abkömmling S die bestimmte Formel:

$$S = \frac{n_w + n_g}{2} \qquad (9.)$$

Der Vorsicht und Deutlichkeit halber müssen wir schreiben

$$S = \frac{n_w}{2} + \frac{n_g}{2}$$

denn $\frac{n_w + n_g}{2}$ besagt nur die halbe Zahl der elterlichen Körner, während die Farben in ungleichen Teilen vertreten sein könnten.

Dieser Versuch ist um so wichtiger, als wir hier unmittelbar die eingekapselten Keime vor uns haben, also unmittelbar auf unserem eigentlichen Kampfplatze stehen; keine somatischen Irrwege trüben unsere Blicke. Wir haben allerdings nur einen Teil der Maispflanze vor uns, den Kolben mit seiner Frucht. Jedes Korn schließt eine Keimzelle in sich, gehört aber an und für sich als Keimträger zum Soma. Jedem einzelnen Korne muß ein Organkeim im elterlichen Keimplasma entsprechen oder vorhergehen, so daß wir in der Pflanze diesen besonderen Teil in Organkeim und Soma zur Prüfung und zum Vergleich bringen können. Dieser bloße Teil genügt für unsere Untersuchungen vollständig.

Das Resultat dieser Kreuzung widerspricht durchaus der Weismannschen Germinalselektion, denn nur wiederum durch ein Ueberwunder könnten die im Germinalkampfe Ausgeschiedenen auf der einen wie der anderen Seite genau dieselbe Zahl sein, ganz abgesehen davon, daß sämtliche Körner, weiße wie gelbe, von durchaus derselben Größe sind und keinerlei Verkümmerung oder Verschiedenartigkeit zur Schau tragen. Sie weisen die Germinalpermutation in ihrer reinsten Form und strengsten Gesetzmäßigkeit auf.

Noch interessanter und schlagender sind die folgenden Kreuzungen, bei denen ein zweites, eben so klar unterscheidbares Merkmal hinzutritt, nämlich die Rauheit gegenüber der Glätte des Kornes. Rauh oder gerunzelt ist in englisch wrinkled, glatt smooth.

Lock kreuzte:

Silver smooth Pop Corn mit
White wrinkled Sugar Corn

also beide weiße Arten und erhielt einen Abkömmling, der genau dieselbe Anzahl glatter wie rauher Körner enthielt. Vernachlässigen wir die Farbe und bezeichnen mit n_g die glatten und mit n_r die rauhen elterlichen Typen, so ergibt sich für den Abkömmling S die Formel:

$$S = \frac{n_g}{2} + \frac{n_r}{2} \tag{10}$$

Am merkwürdigsten ist die Kreuzung zwischen

Golden smooth Pop Corn und
White wrinkled Sugar Corn

also zwei elterlichen Typen, bei denen nicht nur die Farbe, sondern auch die Hülsenbeschaffenheit verschieden waren, also zwei spezifische Organkeime, oder vielleicht besser nach Weismann Determinanten, miteinander in Wechselwirkung traten. Die eine Elternform war gelb und glatt, die andere weiß und rauh. Das Ergebnis war ein Abkömmling, der genau dieselbe Zahl gelber glatter, gelber rauher, weißer rauher und weißer glatter Körner aufwies. Bezeichnen wir mit n^a_g die gelben glatten, mit n^b_r die weißen rauhen Elternformen, wobei die Indices a gelb, b weiß, g glatt, r rauh bedeuten, so erhalten wir für den Abkömmling S die Formel:

$$11. \qquad S = \frac{n^a{}_g}{4} + \frac{n^a{}_r}{4} + \frac{n^b{}_r}{4} + \frac{n^b{}_g}{4}$$

Wir sehen, wie hier die Determinanten der Farbe und Hülsenbeschaffenheit mit mathematischer Gesetzmäßigkeit zum somatischen Ausdruck gelangen. Die Hälfte der glatten gelben Körner wird von der Rauheit der weißen Elternform invadiert und die Hälfte der weißen rauhen Körner von der Glätte der gelben Elternform. Ich behaupte, wenn dies nicht der Fall wäre, wenn die sämtlichen Organkeime z. B. der Farbe nicht zur somatischen Wirkung gelangen könnten, die Kreuzung überhaupt nicht zustande gekommen wäre, oder zum mindesten die Fortpflanzungsfähigkeit des Abkömmlings S erlöschen müßte.

Diese Versuche müssen unser höchstes Interesse erregen; sie beweisen die absolute Gesetzmäßigkeit des Keimaustausches und weisen jegliche Germinalselektion voll und ganz zurück. Und hier handelt es sich um keine Wahrscheinlichkeiten oder ungefähre Schätzungen von Mischungsverhältnissen. Jeder Organkeim kommt in seiner somatischen Wirkung klar und deutlich zum Vorschein, die Prüfung kann mit mathematischer Schärfe vorgenommen werden, die Körner sind alle gleich groß, gleich gesund; es ist nirgends die Spur einer Selektion nachzuweisen. Eigentümlich ist, daß die Farben und Hülsenbeschaffenheiten der Körner nicht symmetrisch, sondern asymmetrisch auf dem Kolben verbreitet sind. Hierüber spekulieren zu wollen, wäre verfrüht. Es sollte mich freuen, wenn ich durch diesen Aufsatz zu weiteren Versuchen in dieser Richtung anspornen würde, denn es dürfte sich wohl in der ganzen Tier- und Pflanzenwelt kein geeigneteres Versuchsobjekt finden, und wir dürfen nicht übersehen, daß Lock seine Versuche zu ganz andersartigen Zwecken angestellt hatte.

Es ist klar, daß wir nur auf Grund einer strengen Gesetzmäßigkeit des Keimaustausches die Erscheinungen der Vererbung überhaupt erkennen und verfolgen können. Die Germinalselektion, der ewige Kampf des starken Organkeimes gegen den schwachen, würde einfach den Zufall an Stelle des Gesetzes stellen und diese Erscheinungen zum Chaos herabdrücken. Es muß uns natürlich vorläufig genügen, an der Hand der obigen Tatsachen diese absolute Gesetzmäßigkeit erkannt zu haben; sie in ihrem spezifischen Verhalten bei allen Vererbungsvorgängen bloßzulegen, ist eine Aufgabe der Zukunft. Trotzdem können wir durch bloße Festhaltung an dieser Gesetzmäßigkeit im allgemeinen jetzt schon zu wichtigen Schlußfolgerungen gelangen.

Nehmen wir an, der durch Formel (8.) gegebene Keim G, der nach der Befruchtung der beiden elterlichen Keime P und M Formel (1.) und (2.) eingekapselt wurde:

$$12. \qquad G = a_1 + b + c_1 + d + e_1 + f + \ldots . n_1$$

und durch a_1 als männlich charakterisiert ist, paare sich mit einem neuen weiblichen Keime:

$$13. \qquad M_2 = a_2 + b_2 + c_2 + d_2 + e_2 + f_2 + \ldots . n_2$$

so müßten nach den obigen Beobachtungstatsachen die Formeln für den Keimaustausch lauten:

$$14. \quad S_2 = (a_1 + b + c_1) + (d_2 + e_2 + f_2) + \ldots . n_2$$

$$15. \quad G_2 = (a_2 + b_2 + c_2) + (d + e_1 + f) + \ldots . n_1$$

der Abkömmling S_2 wäre eine Tochter, während der männliche Sexualkeim a_2 wieder eingekapselt würde. Die beiden Keime (12.) und (13.) müssen ihre Organkeime in genau derselben Zahl gegenseitig zur Permutation bringen, was ich der Anschaulichkeit halber aber durch einfache Zusammenfassung der drei ersten und letzten Buchstaben andeute. Das wichtigste Ergebnis ist die Erkenntnis, daß das von den Eltern P und M stammende Keimplasma immer mehr reduziert wird, ganz einfach, weil es im Soma verbraucht und durch den Zutritt frischen Keimplasmas verdrängt wird. Diese Reduktion ist eine streng gesetzmäßige nach folgender Formel. Bezeichnen wir mit P und M das elterliche Keimplasma und alle späteren Kreuzungen oder Auffrischungen mit (der Einfachheit halber nur mit) $P_2 \; P_3 \; P_4 \ldots . P_n$, indem wir nur weibliche Nachkommen annehmen, so ergibt sich nach Formel (4.) aus $S = \frac{P}{2} + \frac{M}{2}$, aus G in erster Keimgeneration

$$16. \quad G = \frac{P}{2} + \frac{M}{2}$$

Bezeichnen wir alle folgenden Generationen mit $G_2 \; G_3 \ldots . G_n$, so erhalten wir die folgenden Formeln für alle späteren Generationskeime:

$$17. \quad \frac{P_2 + G}{2} = \frac{P}{4} + \frac{M}{4} + \frac{P_2}{2}$$

$$\frac{P_3 + G_2}{2} = \frac{P}{8} + \frac{M}{8} + \frac{P_2}{4} + \frac{P_3}{2}$$

$$\frac{P_4 + G_3}{2} = \frac{P}{16} + \frac{M}{16} + \frac{P_2}{8} + \frac{P_3}{4} + \frac{P_4}{2}$$

$$\vdots$$

$$\frac{P_n + G_{n-1}}{2} = \frac{P}{x} + \frac{M}{x} + \frac{P_2}{y} + \ldots . \frac{P_n}{2}$$

Wir sehen hier deutlich, wie das urelterliche Keimplasma und jedes neu hinzutretende allmählich schwindet und schließlich je nach Reichhaltigkeit der Organkeime (wobei n nach Tausenden, Hunderttausenden, Millionen usw. bemessen werden kann) und der Zahl der Generationen langsam oder schneller ganz verschwinden muß. Der Einfachheit halber habe ich die väterlichen Keime $P_2 \; P_3 \ldots .$ nicht in ihre zweigeschlechtlichen Bestandteile wie bei P M zerlegt.

Diese Formeln, die auf die obigen Beobachtungstatsachen gestützt sind und auch durch anderweitige Beobachtungstatsachen ihre Bestätigung finden[1]), beweisen, daß von einer Kontinuität des Keim-

[1]) Ganz besonders bei den Mischungen des Pigmentsystems bei Menschen wie Tieren. Die Mischungsresultate zwischen Schwarzen und Weißen sind bekannt. G. de Lapouge kreuzte ein weibliches schwarzes mit einem männlichen weißen Kaninchen und erhielt scheckige Tiere mit großen, rein schwarzen und rein weißen Flecken. Diese erzeugten unter sich Kaninchen mit einer größeren Anzahl kleiner

plasmas an und für sich nicht die Rede sein kann; das Keimplasma wird beständig im Soma verbraucht und stirbt ab, nur die Keimplasmaformel der jeweiligen Art oder Rasse bleibt ein und dieselbe, bis sie in einer neuen Art oder Rasse ihre Abänderung findet.

Wir erhalten durch die obigen Formeln die Erklärung für die Tatsache, daß gewisse Eigenschaften und Aehnlichkeiten sich durch viele Generationen hindurch fortpflanzen können; denn wohlverstanden, nicht die Formen ändern sich, sondern die Zahl der Organkeime. Jeder unteilbare Organkeim behält die spezifische Funktion seines somatischen Ausbaues bei. Es muß jedoch betont werden, daß nur solche Merkmale sich auf spätere Generationen vererben können, die von ähnlichen Eltern stammen; denn sind Vater und Mutter ungleich, so kann der eingekapselte Organkeim auch nicht dem im Soma verbrauchten ähnlich sein.

Je reichhaltiger das Keimplasma ist, einen je feineren und höheren Organismus es repräsentiert, um so länger wird selbstverständlich nach Formel (17.) das urelterliche Keimplasma in einer Ahnenreihe verharren.

Daß auch die regressiven Vererbungsvorgänge, Rückschlag, Atavismus usw. durch diese Formeln erklärt werden, wird kaum bestritten werden. Die Gesetze der Permutation sind uns bei den niederen wie den höheren Organismen noch völlig unbekannt, es wird aber sicherlich Bedingungen geben, unter denen gewisse Organkeime durch mehrere Generationen hindurch immer wieder zum eingekapselten Keim geschlagen werden, und nach bestimmten Gesetzen erst in einer späteren Generation in das Soma übertreten und das ihnen entsprechende Merkmal als Rückschlag zur Erscheinung bringen. So ist z. B. einleuchtend, daß, wenn ein Vater eine Tochter zeugt, der von der Mutter herrührende männliche Sexualkeim in der Tochter eingekapselt wird; erzeugt die Tochter wieder eine Tochter, so wird derselbe von der Großmutter herrührende männliche Sexualkeim zum zweiten Male eingekapselt usw., bis eine der Urenkelinnen einen Sohn erzeugt und der durch mehrere Generationen eingekapselte Sexualkeim in das Soma übergeht. Wie mit dem Sexualkeim, so kann es sich auch mit anderen Organkeimen verhalten.

Auf denselben Prinzipien beruhen ohne Zweifel die Variationen, speziell die individuelle Variabilität, die von dem Gesetze Quetelets beherrscht wird. Nach H. de Vries, Knight u. a. ist dieselbe lediglich auf nutritive Einflüsse zurückzuführen. Die Variation erreicht gewisse Grenzen und kehrt dann unabänderlich zur normalen Stammesform zurück. Wir brauchen in Formel (17.) an Stelle der elterlichen Keimelemente P M einfach irgend eine Größe der Variation zu setzen, um einzusehen, daß dieselbe durch neue Generationen mit derselben Sicherheit und gesetzmäßigen Notwendigkeit wieder verdrängt werden muß, wie das urelterliche Keimplasma.

Flecken. Mit jeder neuen Nachzucht wurden die Flecken zahlreicher und kleiner, endlich waren die Tiere nur getüpfelt und zuletzt erschien ein gleichmäßiges Grau. Dieses Grau setzte sich aber, unter der Lupe, teils aus weißen, teils aus schwarzen Haaren zusammen. Bei allen diesen Pigmentmischungen ist man aber doch immer nur auf Schätzungen angewiesen, die nicht die mathematische Sicherheit verbürgen, wie die von Lock angestellten Versuchsreihen mit Mais.

Aus demselben Grunde müssen auch Abnormitäten, die durch Störungen des Keimaustausches entstehen, selbst wenn diese Störungen sich wiederholen, schließlich wieder verschwinden.

Bei den oben angeführten Versuchsreihen läßt sich die Gesetzmäßigkeit der Permutation und die Art ihrer Offenbarung leicht erkennen; allein ich habe bereits betont, daß die Permutation sicherlich bei jeder Art, Rasse usw. verschieden ist und ihre spezifische Gesetzmäßigkeit haben wird. Je höher und verwickelter der Organismus ist, um so schwieriger wird es sein, diese Gesetzmäßigkeit zu ergründen. In dieser Hinsicht wissen wir soviel wie nichts. Wir kennen nicht einmal die Permutationsbedingungen der Sexualkeime, d. h. die Bedingungen, unter denen der männliche Sexualkeim in das Soma und der weibliche in die Einkapselung übertritt und umgekehrt. Wir beobachten beim Menschen, daß gewöhnlich Haar-, Augen- und Hautfarbe zusammen permutieren, ohne hierüber irgend etwas Bestimmtes aussagen zu können. Auch alle anderweitigen Beobachtungen, die man bezüglich der Zusammensetzung gewisser Organe aus den beiden elterlichen Elementen, wie des Schädels, der Zwitterbildung usw. gemacht hat, geben noch keine Handhabe zu irgendeiner befriedigenden Aufklärung.

Die Verfolgung der hier angeregten Fragen ist um so wichtiger und weittragender, als mit ihrer Lösung nicht nur die Lamarck-Darwinsche, sondern auch die Weismannsche Entwicklungstheorie steht und fällt. Weismann verlegt die Grundprinzipien der Darwinschen Theorie einfach in das Keimplasma; während aber Darwin durch die Hypothese der Vererbung erworbener Eigenschaften einen schwachen Schimmer in das Geheimnis der Mutation fallen läßt, sind wir bei Weismann völlig ratlos, die Verschiedenartigkeit der Keimelemente unserem Verständnis näher zu bringen. Daß die Veränderlichkeit der Keimelemente durch die Ernährungsverhältnisse bedingt werden kann, wissen wir durch die Erscheinungen der Variation; diese ist aber stets wieder rückgängig und kann daher nie zur Mutation führen. Andere äußere Einflüsse auf das Keimplasma kennen wir nicht und sind nirgends nachzuweisen, und könnte sie Weismann nachweisen, so käme er schließlich nur ganz auf das Darwinsche Prinzip, einschließlich der Vererbung erworbener Eigenschaften zurück. Wir müssen vielmehr behaupten, die Formel des Keimplasmas ist für jeden Organismus unveränderlich, genau so wie die Zeichnung des Ingenieurs für jede spezifische Maschine maßgebend ist. Ich kann wohl die Maschine aus verschiedenem Material (Variation) aufbauen, allein das technische oder mechanische Grundprinzip wird für ein und dieselbe Maschine absolut das gleiche bleiben. Eine neue Maschine verlangt eine neue Formel, und wenn selbst Verbesserungen durch den praktischen Gebrauch an einer Maschine getroffen werden, und dadurch eine andere Maschine geschaffen wird, so muß vor der Realisierung dieser Verbesserung doch erst wieder eine neue Formel oder Zeichnung entworfen werden. Gewiß wird an der Hand dieses Vergleiches eine durch das Soma erworbene Eigenschaft auf den Keim, auf die Formel übertragen, allein sicherlich nicht auf mechanischem Wege, worauf alle bisherigen Entwicklungstheorien abzielen, sondern durch die Vermittlung des Ingenieurs. Alle diese Theorien umschleichen das große

Problem des Lebens; eine wahre Wissenschaft aber muß stets bestrebt sein, die entsprechenden Korrekturen vorzunehmen.

Wenn somit die Weismannsche Germinalselektion unhaltbar ist, der Austausch der Keimelemente nichts mit der Artenbildung zu tun hat, so werden wir sicherlich den Zweck dieses Austausches in anderer Richtung zu suchen haben. Daß die Trennung und Wiedervereinigung der Geschlechter zum Zwecke der Fortpflanzung und die dabei stattfindende Mischung der Keimelemente an und für sich unnütz und zwecklos ist, liegt nicht allein logisch, sondern auch empirisch auf der Hand. Die Fortpflanzung der Einzelligen durch einfache Zellteilung (die in vielen Fällen neben der geschlechtlichen einherläuft), die vegetative Fortpflanzung durch Knospung (die gleichfalls beliebig in die geschlechtliche übergehen kann), die in vielen Fällen beobachtete Fortpflanzung ohne Kernteilung bei der Mitose, die tatsächlich vorkommenden Fälle von Parthenogenesis z. B. bei den Bienen, bei denen die unbefruchteten Eier Männchen liefern, sprechen alle für die Ueberflüssigkeit der Geschlechtsteilung an und für sich. Vor allem aber spricht die Vervielfältigung der Keime selbst für diese verneinende Behauptung. Nicht der Ausbau des Keimes zum Soma ist das größte Lebensrätsel, sondern die Vervielfältigung der Keime an und für sich. Trotzdem nur eine einzige Keimzelle eingekapselt wird, wissen wir, daß beim männlichen wie weiblichen Geschlecht ungezählte neue Keimzellen sich aus dieser eingekapselten Keimzelle entwickeln. Wie entstehen sie, wie kann ein solch kompliziertes, wunderbares Gebilde sich aus sich selbst heraus vervielfältigen? Schon vor der Formulierung einer solchen Frage hat unser armer Menschenverstand zu kapitulieren!

Also wozu eine Geschlechtsteilung?

Wenn eine Keimzelle an und für sich, ohne fremde Hülfe oder Eingriffe, sich selbständig reproduzieren kann, soll sie sich dann nicht in allen Fällen auch selbständig zum Soma entwickeln können? Sie tut es ja auch tatsächlich. Es ist absolut kein Argument gegen eine solche Voraussetzung beizubringen. Ohne sarkastisch sein zu wollen, können wir ruhigen Blutes behaupten, daß der Mann ein völlig unnützes Subjekt ist, daß er bedingungslos abgeschafft werden könnte. Das Weib ist von alters her ohne den Mann fertig geworden, das Mutterrecht ist allenthalben dem Vaterrecht vorhergegangen, ein Blick in Spencer und Ellis zeigt uns auf jeder Seite, daß sozial wie ökonomisch in den Urzeiten, wie teilweise noch unter den heutigen Naturvölkern, das Weib die Hauptrolle gespielt hat und spielt und das bißchen Fortpflanzung auch noch allein hätte besorgen können. Für die vom Manne beigebrachte sexuelle Lustempfindung, von der dieser schließlich nur wieder den Löwenanteil an sich reißt, wäre es sicherlich von der Natur in anderer Weise entschädigt worden. Wissen wir denn, ob die einfache Zellteilung nicht auch mit sexueller Lustempfindung gepaart ist?!

Ich behaupte, die Geschlechtsteilung hat lediglich zum Zweck: die Auffrischung des Keimplasmas. Alle Materie, die anorganische wie die organische, strebt fortwährend, aus dem labilen in den stabilen Gleichgewichtszustand überzugehen. Dieses wichtige physi-

kalische Grundprinzip habe ich an anderem Orte ausführlich behandelt[1]). In Beziehung auf die organischen Prozesse möchte ich ganz besonders auf die wichtigen Arbeiten von O. Loew verweisen. Dieser Forscher betont ganz richtig, daß das Plasma fortwährend einem stabilen Zustand entgegenstrebt und zur Erhaltung seiner vollen Vitalität stets aufs neue labilisiert werden müsse. Ich glaube, selbst Loew hat den Wert und die Bedeutung dieser Labilisierung des Plasmas nicht hoch genug angeschlagen. Diese Labilisierung ist sicherlich ebenso wichtig wie die Ernährung. Je labiler das Plasma ist, um so höher steht seine Vitalität, also beim Keimplasma seine Keimfähigkeit. Die Formel des Plasmas, seine Zusammensetzung, kann durch Aeonen hindurch unverändert bleiben, allein es kann schließlich erstarren, es kann sich dermaßen verdichten, daß seine Keimfähigkeit, seine Bewegungsfähigkeit erlischt. Bis zu einem gewissen Grade kann die letztere, sagen wir durch künstliche Labilisierung, sicherlich wieder geweckt werden. Weizensamen aus den ägyptischen Pyramiden ist in unserer Zeit wieder zum Keimen gebracht worden, allein wir wissen nicht, wie ein altägyptisches Weizenfeld aussah und können einen solchen schläferigen Spätling nicht mit seinen fröhlichen Urahnen an den Ufern des Nil vergleichen. Ein Weizenfeld in den Laplata-Staaten oder in China sieht anders aus als ein solches in Deutschland!

Was wäre nun die Folge von absoluter Parthenogenesis? Offenbar zunächst eine absolute Kontinuität des Keimplasmas. Alle Nachkommen müßten den Eltern und Ureltern absolut ähnlich sehen, jeder Stamm, jede Familie könnte ihre Spiegel abschaffen. Ebenso offenbar ergäbe sich eine Inzucht im engsten und verhängnisvollsten Sinne des Wortes. Jedes fortpflanzungsfähige Individuum müßte eine oder mehrere seiner sich selbst erzeugenden Keimzellen einkapseln, und wenn wir auch in dieser Selbsterzeugung eine gewisse Auffrischung vermuten dürfen, so scheint dadurch doch die allmähliche Stabilisierung des sich selbst überlassenen Keimplasmas nicht aufgehalten zu werden. Wenigstens zwingt uns zu dieser Annahme die Erfahrung. Je enger die Inzucht, also je beschränkter die Möglichkeit der Auffrischung, um so rascher setzen Schwächung und Degeneration der Rasse ein; je weiter die Inzucht, je größer die Möglichkeit der Auffrischung, um so kräftiger und lebensfähiger bleibt die Rasse. Ich gebrauche das Wort Inzucht hier im Sinne der Gleichwertigkeit der Keimelemente. Gegen solche Erfahrungssätze sind alle Hypothesen machtlos.

Weismann versteht unter seiner Germinalselektion das fortwährende Hindrängen der stärkeren Keimelemente zum Soma zum Zwecke der sichtbaren Artenbildung, denn durch ein Hindrängen zu dem eingekapselten Keim würde ja die Artenbildung nie in die Erscheinung treten können. Die Natur hat es aber gar nicht so eilig; die Natur will sich ihres Daseins, ihrer Neuschöpfungen freuen, sie will sich an ihren Kunstprodukten ergötzen, sie bleibt bei ihrer Tagesordnung und läßt sich vorläufig durch keinen Darwin und durch keinen Weismann in dieser Tagesordnung stören. Sie sorgt dafür,

---

[1]) Entstehen und Vergehen der Welt als kosmischer Kreisprozeß, auf Grund des pyknotischen Substanzbegriffes. Von J. G. Vogt. Verlag E. Wiest Nachf., Leipzig 1901.

daß, wenn es einen Unterschied zwischen Starken und Schwachen gibt, ebenso viele Starke in das Soma wie in den einzukapselnden Keim übergehen, damit die Nachkommen so gesund und kräftig bleiben, wie die Vorfahren, und daß durch das unabänderliche Aussterben (Formel 17.) des altersschwachen oder durch Ernährung und Abnormität schlecht beeinflußten Keimplasmas und das Eindringen neuen Keimplasmas die Art lebensfähig bleibe, d. h. sich ihrer Haut wehren könne, wenn ihr andere Arten über den Hals kommen. Je frischer das Keimplasma einer Rasse bleibt, um so länger erhält sie sich, um so mehr ist ihre Konstanz gesichert, und ich behaupte, sie ist es sogar unabhängig vom Kampfe ums Dasein. Wenn der Kampf ums Dasein das allgemein regulierende Prinzip der Erhaltung der Arten wäre, wie wäre es denkbar, daß gewisse Arten sich als persistente Typen durch viele geologische Perioden hindurch, ja die Lingula durch alle Perioden vom Cambrium bis heute, lebensfähig erhalten haben, trotzdem zahlreiche stärkere und besser angepaßte Arten mit ihnen in Wettbewerb treten konnten? Der Kampf ums Dasein zeigt immer nur, wie der Schwache untergeht, und der Schwache ist eben nur der Träger eines stabilisierten Keimplasmas. Die Lingula erfreute sich sicherlich stets eines gut labilisierten Keimplasmas und trotzte damit allen Stürmen der Zeit, allen Feinden, allen Mächtigen und Ueberlegenen bis herauf zum Menschen. Darwin hat bei der Entwicklung seiner Theorie viel zu anthropologisch gedacht. Wie der Mensch überhaupt die Natur fälscht und schändet, so ist auch seine Kampfesweise speziell eine unnatürliche; und es ist einigermaßen gewagt, aus der menschlichen Kampfesweise ein allgemeines natürliches Prinzip ableiten zu wollen. Nicht das Tier, sondern der Mensch ist die Bestie oder zum mindesten l'animal mechant par excellence. Im Tierreich respektieren sich wenigstens die Arten unter sich, der Mensch dagegen schindet, quält und frißt seine eigene Art auf; wenn es nach den größten Raufbolden ginge, blieben überhaupt nur sie übrig; zur Bequemlichkeit ließen sie vielleicht ein Paar Stiefelputzer am Leben. Der Kampf des Menschen spiegelt sich für einen gewissenhaften Beobachter absolut nicht in der Natur wider. Wir müssen uns daher auf einen allgemeinen höheren Standpunkt stellen. Die Waffe, und auch das Gehirn als die überlegenste Waffe, ist immer nur eine somatische Beigabe, die nie und nimmermehr die Quintessenz des Lebens ausmachen kann. Ich wiederhole, die größten Lebensrätsel ruhen im Keimplasma; nicht der Kampf ums Dasein, sondern die Auffrischung des Keimplasmas beherrscht die Lebensfähigkeit der Organismen. Bei den Einzelligen beruht die Auffrischung auf dem unmittelbaren Ernährungsakt, bei den Vielzelligen auf der Auffrischung des Keimplasmas. Warum haben die Chinesen mit ihrer fünftausendjährigen Kultur alle anderen Völker überlebt und sind heute noch zeugungsfähiger als alle andern (seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts haben sie ihre Bevölkerung von 160 auf 300 Millionen gesteigert)? Weil sie erstens durch ihre Abschließung und zweitens durch eine sorgfältig gehütete weite Inzucht die Auffrischung des Keimplasmas begünstigt haben. In China dürfen nicht einmal zwei Personen desselben Namens heiraten, weil der gleiche Name auf Abkunft von ein und demselben Gentilstamm schließen läßt.

Sämtliche Selektionstheorien, die bis jetzt aufgetaucht sind, führen uns zu falschen Schlußfolgerungen. Der Kampf ums Dasein, zum Schlagworte erhoben, treibt den Menschen immer mehr nach Stärke, Macht, Reichtum, Ruhm und allen denkbaren äußerlichen Errungenschaften. Er strengt alle seine Kräfte zur Erreichung dieser Ziele an, aber nicht einen Augenblick kümmert er sich um die Quintessenz seiner Lebensfähigkeit und derjenigen seiner Nachkommen und seiner Rasse; nie steigt er hinab in die eigentliche Rüstkammer des Lebens; nie fragt er nach der ausschlaggebenden Beschaffenheit des Keimplasmas. Er heiratet blindlings nach den Zufälligkeiten und Vorteilen der Begegnung beider Geschlechter und zeugt ohne Kenntnis der Zeugungsgesetze. Er arbeitet bandwurmlange Gesetze zum Schutze seiner sozialen und ökonomischen Errungenschaften aus, während ihm der Schutz des Keimplasmas kaum in den Sinn kommt. Wie der gesunde Körper die meisten Krankheiten überwindet, wie es für den Gesunden keine Sorgen, keinen Pessimismus gibt, so umschifft das aufgefrischte Keimplasma alle Klippen der Lebewelt und alle Gefahren des Kampfes ums Dasein.

Mit der Erfassung dieses wichtigen Lebensgesetzes eröffnen sich für uns die großartigsten Perspektiven, wobei es sich um keine bloßen wissenschaftlichen Spielereien, sondern um mächtige praktische Nutzanwendungen handelt. Wir wissen, daß alle großen Kulturen durch lebensfrische Völker geschaffen wurden, die ihre Kräfte in ihren Kulturen aufbrauchten und durch neue lebensfrische Völker und Kulturen verdrängt wurden. Solche lebensfrische Völker, die aus irgend einem unbekannten Winkel der Erde auftauchten, sind ausgestorben; es gibt keine unbekannten Erdwinkel mehr. Wir sind die letzten Träger unserer Kultur; nach uns kann nur wieder das Chaos kommen. Wir haben somit, sofern uns unsere Kultur lieb ist, allen Grund, an unsere Lebensfähigkeit zu denken und unser Pulver trocken zu halten. Dies tun wir aber nicht im entferntesten; im Gegenteil, wir degenerieren schon ganz hübsch und haben uns auch ganz hübsch, ohne uns im geringsten zu alarmieren, an alle Symptome der Degeneration gewöhnt. Unser Keimplasma ist nicht nur bedenklich stabilisiert, es ist noch viel bedenklicher verunreinigt, verschmutzt und geschwächt. Uns steht vor allem die Aufgabe zu, es erst einmal zu reinigen und es von seinen krankhaften Dispositionen zu befreien, Dispositionen, die durch Infektion und Hunger im somatischen Leben gegeben sind. Inwieweit das Keimplasma bei seiner Vervielfältigung in einem kranken oder ausgehungerten Soma nachteilig beeinflußt werden kann, wissen wir heute noch nicht. Wir wissen aber, daß ein Gichtiker oder Schwindsüchtiger zur Gicht und Schwindsucht disponierte Nachkommen in die Welt setzt; und hätte Schopenhauer nicht infolge einer ererbten Disposition Harnsäure im Gehirn gehabt, so wäre er bei normaler Funktion seines hochentwickelten Denkorgans zum Optimisten und nicht zum Pessimisten geworden.

Die praktische Verwertung solcher Erkenntnisdaten von dem alten, abgelebten und verknöcherten Europa verlangen zu wollen, wäre wohl vergebliches Bemühen. Der Hunger wird hier den Geldsack immer höher einschätzen als die Frische des Keimplasmas, die sich im gesunden Soma widerspiegelt. Allein in Amerika, wo Reichtum und

Ueppigkeit der Entwicklung den natürlichen Instinkten immer wieder den freiesten Spielraum zumißt, werden solche Reformprinzipien sicherlich auf fruchtbaren Boden fallen. Die Gesetzgebung mehrerer Staaten befaßt sich schon ernstlich mit der Eindämmung schrankenloser Paarung mit Schwindsüchtigen. Es ist dies ein erster Schritt zur Reinigung des Keimplasmas, bei dem die Amerikaner sicherlich nicht stehen bleiben werden; und wenn die Zeit der richtigen Erkenntnis kommt, wird vielleicht der Schutz des Keimplasmas noch über den Schutz des Eigentums gestellt werden! Warum soll die Reinhaltung der Adels- und Kastengeschlechter, die doch nur instinktiv der Reinhaltung des Keimplasmas diente, nicht eine neue erweiterte Auflage erleben; warum sollen die Familientafeln nicht in Rassentafeln umgewandelt werden; warum sollen nicht alle nach edlem Blute streben?! Warum ist der englische Adel der beste, lebens- und leistungsfähigste der Welt? Weil er das Keimplasma höher stellt als den Geldsack und sich die schönsten Weiber aus dem Volke zur Auffrischung aussucht. Der kontinentale Adel verkommt, weil er immer ärmer wird und den Geldsack höher stellen muß als das Keimplasma! Die beste Demokratisierung der Welt würde wohl dann erfolgen, wenn das adelige Ideal der Reinhaltung der Rasse zum allgemeinen Prinzip erhoben werden würde.

Aus Formel (17.) ist leicht ersichtlich, daß genau so wie das ursprüngliche Keimplasma durch fremde Beimischungen verdrängt wird, also ein edles Keimplasma durch minderwertiges und defektes verschlechtert und zugrunde gerichtet werden kann, ebenso minderwertige und krankhafte Beimischungen wieder durch vollwertige und gesunde verdrängt und ausgerottet werden können. Daher die staunenswerte Elastizität des Lebens, die wir überall in der Natur beobachten. Die Permutation des Keimplasmas ist der wunderbarste Kunstgriff, den die Natur anwendet, um die Arten zu erhalten. Die Geschlechtsteilung hat und kann keinen anderen Zweck haben, als diese Permutation und dadurch die beständige Labilisierung und Reinigung des Keimplasmas zu unterhalten. Den fortwährenden Gefahren, die dem Keimplasma durch somatische Rückwirkungen drohen, kann die Natur nur durch Auffrischung entgegen treten, ebenso den Verschlechterungen durch minderwertige Kreuzungen. Daß ihr das nicht immer gelingt, beweist der Untergang von zahllosen Arten, und speziell für den Menschen, von den Völkern der Weltgeschichte. Man verwechsle dabei nicht die Wirkung mit der Ursache. Die wirkliche und primäre Ursache des Unterganges ist stets die Entwertung des Keimplasmas an und für sich durch minderwertige Beimischungen; die somatischen Rückwirkungen auf das Keimplasma sind durchaus sekundärer Natur und durch die primäre Entartung erst bedingt. Die Griechen, das herrlichste aller Völker aller Zeiten (in den Griechen kulminierte das menschliche Keimplasma; nur krankhafte Gehirne können heute von Uebermenschen faseln), und die Römer sind nicht an ihrer Demoralisation zugrunde gegangen, die Demoralisation war vielmehr erst die Folge der Verschlechterung ihres Keimplasmas durch ungünstige Ueberschichtung und Vermischung mit fremden Völkern, Sklaven usw. In Griechenland fließt längst kein Tropfen klassischen Blutes mehr. England ist das reichste Land der Erde und könnte die üppigsten Wege der Demoralisation einschlagen; trotzdem steht in England im Durch-

schnitt die Moral höher als in irgend einem andern Lande; das englische Keimplasma ist heute noch das best gemischte und gesündeste; das englische Keimplasma hat das englische Weltreich geschaffen und wird das einzige sein, es auch fernerhin zu halten und zu tragen. Frankreich und besonders Deutschland mit seinem schlecht gemischten Keimplasma stehen in der Moral unendlich tiefer als England. Während in England sich aller Luxus immer noch im naturfrohen Sport offenbart, treibt der ökonomische Aufschwung in Frankreich und besonders in Deutschland immer mehr der Völlerei und Demoralisation zu. Das kontinentale Keimplasma hat seine Resistenzfähigkeit gegen Korruption und Degeneration schon bedeutend eingebüßt. Nur die Energie des Preußenblutes greift vorläufig dem Germanentum noch kräftig unter die Arme. Das Germanentum selbst aber (man werfe nur einen Blick auf Oesterreich) hat allen Grund, bei sich einzukehren und an seine Zukunft zu denken.

Wenn im Keimplasma das Alpha und Omega alles Lebens liegt, so können auch die Bedingungen zur Erhaltung der Rasse nur in ihm gesucht werden. Man höre doch endlich einmal mit der wahnsinnigen Auslese der Kranken, Krüppel und Elenden auf und mache sich an die Auslese der Edlen und Gesunden. Wir brauchen ja nicht barbarisch zu sein und die Kranken auf der Straße verkommen zu lassen; allein wenn wir nur den hundertsten Teil des Geldes, der Zeit und der Arbeit, die wir an Spitäler, Aerzte und Apotheker zur Verschlechterung der Rasse vergeuden, zur Anbahnung einer Auslese und Auffrischung des Keimplasmas verwenden wollten, so würden bei der großen Elastizität des Keimplasmas die Symptome der modernen Degeneration bald wieder verschwinden. Die Richtschnur hierzu wäre eine sehr einfache und sichere. Man halte Auslese unter den schönen und gesunden Menschenkindern; keine Summen wären zu hoch, um ihnen gute Ernährung, gute Erziehung und die frühesten Heiratsgelegenheiten zu schaffen, ohne Gesetzesparagraphen, aus eigenen gesunden Volksantrieben. Die Häßlichen und Kranken sind zu bedauern, allein sie gehen sowieso zugrunde, und durch ihre künstliche Aufpäppelung reißen sie nur die Schönen und Gesunden mit sich.

Das Soma ist die Offenbarung des Keimplasmas, ein edles gesundes Keimplasma schafft einen schönen gesunden Körper. Wir erkennen ihn auf den ersten Blick, wir brauchen uns nicht erst durch Studium und wissenschaftliche Haarspaltereien über ihn aufklären zu lassen. Die Natur treibt Kunst im eminentesten Sinne des Wortes, und sofern sie nicht in ihrem Schaffen gestört wird, strebt sie stets das Schöne mit dem Edlen und Gesunden zu verbinden. Wo Schönheit herrscht, können wir unbedenklich zugreifen, und wir sollen zugreifen und den Geldsack mit seiner eulenhaften Besitzerin oder seinem senilen Besitzer beiseite schieben. Jede Geldheirat ist schon an und für sich eine Negation aller Männlichkeit, gehört in den Bereich der Degeneration. In einer modernen Gesellschaft, die auf Erhaltung der Rasse bedacht ist, müßte jede Geldheirat, die nicht mit Schönheit gepaart ist, zum größten Schandfleck für den Mann gestempelt werden; der Mann müßte geächtet sein. Für ein schönes Weib müßten alle Herzen schlagen, so wie einst die Athener in hellen Haufen mit verklärten Blicken an den Formen der Phryne hingen, wenn sie in göttlicher

Nacktheit ihren Gang zum Gestade des Meeres unternahm. Das Weib ist der unendlich wichtigere Teil der Nation, denn es ist die eigentliche Trägerin des Lebens; wenn auch die Vervielfältigung des Keimplasmas im weiblichen wie im männlichen Soma denselben Bedingungen unterworfen ist, so erfolgt doch die Entfaltung des Keimplasmas, die Offenbarung seiner Kräfte im mütterlichen Soma, und diese Entfaltung kann je nach der Natur des letzteren gefördert oder geschädigt werden. Die Schönheit des Weibes ist daher das handgreiflichste Symptom für die Lebensfähigkeit einer Rasse und eines Volkes. Der bekannte, ebenso gelehrte wie geistreiche Plauderer Dr. E. Reich, der indessen nie an das Keimplasma und seine Wandlungen gedacht hat, liefert hierzu einen treffenden Beitrag. „Ein strenger Moralist blickt gewöhnlich mit Geringschätzung auf Schönheit. Er behauptet, der Schatz einer Nation sei ihr Charakter, ihr Geist, ihre Willensstärke. Ich leugne dies durchaus nicht, allein ich behaupte, daß, wo wirklicher Charakter, wirklicher Geist und wirkliche Willensstärke vorhanden ist, da ist auch Schönheit, und deshalb zeigt und beweist Schönheit die wirkliche Macht einer Nation. Schlappige Völker, wie die eigentlichen Oesterreicher, haben schlappige Züge. Die Wangen welken frühzeitig, werden hohl und sinken ein. Der Hals schwindet, der Rücken wird gebogen.

Energische Nationen spiegeln ihre Energie in der äußeren Erscheinung und Schönheit wider. Ich für meinen Teil kann auf den ersten Blick die soziale Stellung und den Wert einer gewissen Klasse von Frauen an der Rückenlinie allein erkennen.

In Ländern, wie in England — wo übrigens die Frauen lange nicht ernst genug genommen werden — ist der Rücken der Frau gerade bis hinab zu den Hüften. Die Amerikanerin, erfüllt mit dem Gefühle ihrer Macht, und sogar mehr noch die Französin, haben Rücken mit stolz undulierender Linie. Die Engländerin, besonders die Sussex-Mädchen, gehen mit der Brust nach vorn gebeugt, den Leib eingezogen, die Deutschen umgekehrt.

Die Weiber träger Nationen — wie die Russen, Rumänen usw. — haben sehr feine Hände, aber schlechte Füße. Die energische, hart arbeitende Französin hat sehnige Füße und knochige Hände.

Schönheit ist eines der größten Besitztümer einer Nation. Bei niedergehenden Völkern sind die Männer schöner als die Weiber, bei aufsteigenden Völkern übertrifft das Weib den Mann an Schönheit.

Schönheit verkündet körperliche Gesundheit und moralische Stärke. Schönheit besagt, daß die Eltern aus Liebe geheiratet haben, was stets ideal, aber nicht immer praktisch ist. Der unsterbliche Ruhm der Griechen lag in ihrer wunderbaren Veranlagung, alles, was ihre Hände berührten, in Schönheit zu verwandeln.

Schönheit ist ein intensiv menschliches Attribut. Die Engländer, die so abstoßend konventionell und in vielen Dingen barbarisch sind, entschädigen für ihre vielen Fehler vollauf durch die große Durchschnittsschönheit ihres Volkes.

Eine amerikanische Schönheit ist wirklich fesselnd, aber heute mehr als morgen; mehr morgen als am Ende dreier Tage. Eine englische Schönheit ist fesselnder am Ende als zu Beginn, fesselnder in intimer Einfachheit als in pomphaftem Aufputz.

Wie die Schönheit einer Nation, so ist die Nation selbst. Jede Periode der Geschichte eines Volkes hat ihren besonderen Schönheitstypus. Heute findet man größere Schönheiten in London als in den Provinzen; aber sie alle kommen aus den Provinzen. Dem war nicht so im achtzehnten Jahrhundert.

Wenn die Menschen den Wert der Schönheit, als eine Macht im nationalen Leben, voll und ganz erfassen würden, so würden sie viel eifriger bedacht sein, ihn in allgemeinen Sitten und Gebräuchen, in der Konversation, in Manieren, im Hause, bei den Mahlzeiten und allen übrigen Lebenslagen zur Geltung zu bringen.

Häßliche Völker haben wenig Aussicht, von der Nachwelt gerühmt zu werden, und internationale Zu- oder Abneigungen werden nicht wenig von der einschmeichelnden Gottheit beeinflußt, die den höchsten Anziehungspunkt des Geistes schafft, im Körper Gesundheit widerspiegelt, die Wahrheit liebenswürdig erscheinen läßt und den Völkern herzerobernde Macht verleiht."

Wir resümieren: das Keimplasma und nur das Keimplasma schließt alle Lebensfähigkeit, Größe und Macht eines Volkes in sich; all unser Wissen, alle praktische Verwertung dieses Wissens sollte sich darauf konzentrieren, unser Keimplasma frisch und lebensfähig zu erhalten, und, wie die Dinge heute stehen, es in erster Linie zu r e i n i g e n. Für uns, die letzten Träger der Kultur, kann es keine dringendere und zugleich keine dankbarere Aufgabe geben.

Das Endergebnis unserer Untersuchungen gipfelt ohne Zweifel in einer Bestätigung der Weismannschen Grundprinzipien. Seine Theorie erschließt uns einen tiefen und wunderbaren Einblick in das geheimnisvolle Schaffen der lebenden Natur. Allein sie hat ihre Grenzen. Sie beherrscht voll und ganz die Gesetzmäßigkeit der geschlechtlichen Fortpflanzung, und in dieser Bedeutung wird sie einen unvergänglichen Markstein in der Geschichte der Erkenntnis bilden. Das Rätsel der Artenbildung löst sie nicht, dazu ist sie viel zu sehr auf Sand gebaut. Die moderne Naturwissenschaft lehrt uns auf Schritt und Tritt eiserne Gesetzmäßigkeit, und wenn im Gegensatz zum Wunderglauben früherer Zeiten heute die Gesetzmäßigkeit unser ganzes Denken beherrscht, dann dürfen wir den Zufall, der durch diese Gesetzmäßigkeit ausgemerzt wird, nicht wieder durch eine Hintertüre einführen. Günstige Abänderungen dürfen nicht durch den Zufall, sie müssen gesetzmäßig gegeben sein. Nur durch die Begründung einer solchen Gesetzmäßigkeit könnte die Germinalselektion Weismanns gerettet werden. Das ist ja das unsterbliche Verdienst Darwins, den Menschen naturwissenschaftlich entdeckt, d. h. auch ihn der absoluten Gesetzmäßigkeit des Weltgeschehens eingereiht oder untergeordnet zu haben; jeder Appell an den Zufall, an das Wunder wäre ein Rückschritt auf Cuvier und Moses.

Die Reform der Rechtswissenschaft durch die empirische Methode.[1])

Oberlandesgerichtsrat A. Bozi.

Wenn ich die Entdeckung des Kopernikus als die größte und nachhaltigste Tat des menschlichen Geistes bezeichne, so geschieht es nicht wegen ihrer astronomischen Bedeutung, sondern weil die Beseitigung der geozentrischen Weltanschauung in ihrer Folge auch den Verzicht auf die anthropozentrische bedeutete. Die Verdrängung des Menschen aus dem Mittelpunkte des Weltprozesses ist eine reformatorische Tat ersten Ranges, eine Tat, durch welche in Wahrheit die Wissenschaften erst zum Bewußtsein ihrer selbst gebracht worden sind, ohne welche auch die modernen Staatswesen mit ihren sozialen und wirtschaftlichen Einrichtungen gar nicht denkbar wären. Denn wie die Entdeckung des Kopernikus diejenige Galileis und Newtons im Gefolge hatte, so führte sie durch Bruno, Baco, Locke u. a. mittelbar zur Beseitigung des scholastischen Begriffsrealismus, zu dem Ersatz der Spekulation durch Beobachtung und Experiment. Hier handelt es sich also um eine Reform in der Forschungsmethode, ähnlich derjenigen, welche im Altertum von den Alexandrinern mit ihren mechanischen, mathematischen, geographischen und medizinischen Forschungen angebahnt worden war. Allein von einer Zusammengehörigkeit der empirischen Wissenschaften und der Geisteswissenschaften hatte man damals noch keine Vorstellung. Die alexandrinische Bewegung blieb daher auf die ersteren beschränkt; sie verschwand auch unter der mit griechisch-römischer Spekulation verbundenen religiösen Strömung, während heute umgekehrt Religion und Geisteswissenschaften mehr und mehr von den Erfahrungswissenschaften beeinflußt werden.

Daß diese Einsicht in die Zusammengehörigkeit aller Wissenschaften noch nicht Gemeingut geworden ist, daß viele noch immer ihre Augen vor der von den empirischen Wissenschaften mächtig heranströmenden Bewegung verschließen, findet seine Erklärung in einer von der anthropozentrischen Weltanschauung ererbten Neigung der Menschen, vermöge deren sie Veränderungen im Geistesleben lieber auf Eingriffe einzelner Persönlichkeiten zurückführen, als daß sie in den Personen und ihren Handlungen die Produkte großer historischer Kräfte erkennen. Des weiteren führt unsere zeitige wissenschaftliche Erziehung den einzelnen nur zu selten auf die Höhen allgemein wissenschaftlicher Forschung, von denen allein der Blick bis an den äußersten Horizont zu schweifen und das Einzelne im Zusammenhange zu erfassen vermag. Endlich sind auch die Interessen der jeweiligen Machthaber zu fest an das Ueberlieferte gekettet, als daß sie sich nicht gegen eine Strömung auflehnen sollten, von der sie nicht wissen, wohin sie führt. Von diesen Gesichtspunkten müssen auch die Einwendungen verstanden werden, daß das Denken seit Kant wieder eine spekulative Richtung genommen habe. Denn dabei wird

[1]) Die nachstehenden Ausführungen bilden die Einleitung zu des Herrn Verfassers Werk „Die Weltanschauung der Jurisprudenz“, welches demnächst im Verlage der Helwingschen Buchhandlung in Hannover erscheinen wird. — Red.

übersehen, daß der bleibende Wert der Kantischen Philosophie gar nicht in ihren aprioristischen Begriffen, sondern in ihrer Kritik, insbesondere in der Bekämpfung des Begriffsrealismus liegt, bei welcher Kant zugestandenermaßen unter dem Einflusse englischer Empiriker gestanden hat. Daß die spätere Philosophie demungeachtet das Schwergewicht auf seine Kategorientafel legte, erklärt sich wieder aus den spekulativen Neigungen der Deutschen, ein Erbteil vielhundertjähriger Erziehung, welches sich auch durch die klarsten Argumente nicht mit einem Schlage vernichten läßt.

In den Einzelwissenschaften, und zwar gerade in solchen, welche ehedem rein spekulativ aufgebaut waren, läßt sich dagegen nicht nur der wachsende Einfluß der empirischen Methode nachweisen, sondern es erfolgt diese Entwicklung auch unter dem deutlichen Einflusse des englischen Geistes, woraus wieder der Schluß sich ergibt, daß es sich hier überall um Symptome einer allgemeinen großen Bewegung handelt.

Der Ausspruch Treitschkes „Männer machen Geschichte" bedeutet für diese Wissenschaft, daß die einzelnen Persönlichkeiten und ihre Stellung zur Gesamtheit den Maßstab abgeben, nach welchem historische Ereignisse beurteilt und überliefert werden sollen. Was im Verhältnis zu diesen Persönlichkeiten in den Hintergrund tritt, ist belanglos. Die Geschichte ist also ein nach vorgezeichneter Route marschierender Tatsachenbericht, der als solcher natürlich sehr unvollkommen bleiben muß, woraus es verständlich wird, daß Männer wie Schopenhauer von der Geschichtswissenschaft eine sehr geringe Meinung besaßen. Statt daß die Geschichte die wirkenden Kräfte sozialer Entwicklung feststellte, legte sie einen fremden Maßstab an ihr Material. So kam es, daß ein beliebiger Feldherr oder eine gewonnene Schlacht Ereignisse aus dem Gesamtbilde verdrängten, die, wie beispielsweise die Erfindung der Dampfmaschine, für den Gang der Entwicklung ursächlich weit erheblicher waren. Von den englischen Historikern wird dagegen bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts fortgesetzt auf die Engherzigkeit und Voreingenommenheit dieses Standpunktes hingewiesen und für die Geschichte das Recht in Anspruch genommen, die Ideen und die treibenden Kräfte der historischen Entwicklung aus den Ereignissen selbst zu entnehmen. Männer wie Buckle wenden sich energisch gegen die Metaphysiker, welche die Geschichte des geistigen Fortschritts der Menschheit „auf die Beobachtung ihres eigenen Geistes statt auf die Beobachtung der Menge anderer Geister" gründen. Die neue Methode führt zur Erkenntnis allgemeiner Richtungen, die durch den bevormundenden Geist, den wirtschaftlichen Geist u. a. charakterisiert werden. Der bevormundende Geist zeigt sich in der Herrschaft der Geistlichkeit, die als Folge abergläubischer Befürchtungen dort den günstigsten Nährboden findet, wo die Völker unter dem unmittelbaren Eindrucke zerstörender Naturgewalten, wie Erdbeben, vulkanische Ausbrüche usw. stehen. Hier entwickelt sich als ein charakteristischer, die Geschichte bestimmender Faktor der Autoritätenkultus, der, wie Spanien und Schottland beweisen, einem Volke so zum Lebensbedürfnisse werden kann, daß es selbst die Befreiung von einem solchen Joche nicht dauernd erträgt. Demgegenüber bezeugt wachsender Handelsgeist mit seinen wirtschaftlichen

Unternehmungen, daß ein Volk sich nicht nur von einer bestimmten Autorität, sondern von Autoritäten überhaupt zu emanzipieren beginnt. Läßt sich so die Entwicklung einzelner Völker verstehen, und werden historische Begebenheiten, die bislang nur mit einzelnen Personen und ihren Konflikten in Verbindung gebracht worden waren, auf diese Weise zu Ergebnissen die geschichtliche Entwicklung bestimmender Gesetze, so vereinigen sich weiter unter solcher Erkenntnis die einzelnen Völker zu größeren Gruppen, bis unter einheitlicher Betrachtung von Natur und Geistesleben die Naturgesetze geradezu mit den historischen Gesetzen zusammenfallen. Nicht das ist übrigens hierbei das Wesentliche, ob diejenigen Gedanken, die der Forscher als die leitenden aufstellt, auch tatsächlich die leitenden sind, sondern daß der ausgetretene Weg einer Beurteilung des geschichtlichen Verlaufs nach den Plänen einzelner Persönlichkeiten verlassen und daß überhaupt durch Vergleichung und Verbindung des möglichst objektiv gesammelten Materials historische Gesetze ermittelt werden. Hier liegt auch der große Fortschritt, welcher sich für die deutsche Geschichtsschreibung an den Namen Lamprecht knüpft. Dieser Forscher vergleicht[1]) die veraltete politische Geschichtsschreibung mit dem System Linnées, dessen Arten und Gattungen auf einer Verbindung von Merkmalen beruhen, die aus dem fertigen Dasein der Individuen mehr oder weniger willkürlich entnommen sind, während er von der modernen Geschichtsschreibung verlangt, daß die Ereignisse nicht, wie sie sind, sondern wie sie geworden sind, verstanden werden sollen. Auf dieser Grundlage werden völkerpsychologische Gesetze aufgestellt[2]) und der Darstellung zugrunde gelegt. Es mag dahingestellt bleiben, ob mit solchen bestimmt formulierten Gesetzen überhaupt das letzte Wort gesprochen ist; ob nicht vielmehr diese Gesetze selbst als die Verständnisform historischer Folge und damit als Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Intellekts der historischen Entwicklung unterliegen, ob also nicht die Bildung des zeitgemäßen historischen Prinzips eine immer neu zu lösende Aufgabe ist[3]). Jedenfalls kommen künftig hierbei nur empirisch gefundene Gesetze in Frage; nicht einzelne Persönlichkeiten, sondern Gesamtheiten machen Geschichte; jene sind ihre Blüten, nicht ihre Wurzeln[4]).

Die Sprachwissenschaft hatte die Ueberzeugung von der Uebereinstimmung der Wort-, Form- und Satzbildungen mit der Begriffsbildung und Begriffsverbindung gläubig von den Griechen übernommen; die Kardinalfrage lautete, warum ein Wort oder eine Wortbildung diese oder jene Bedeutung habe, und wenn jemand darauf eine logisch befriedigende Antwort fand, dann hatte er die Aufgabe gelöst. So mußte beispielsweise dominicus aus dominus und custos entstanden sein; intellegere war ein intus legere — Th. v. Aquino —; die Epikureer waren diejenigen, die auf der faulen Haut (supra cutem) lagen oder sich um unnütze Dinge kümmerten (supra curantes) — Albertus Magnus —. Denn diese Etymologien paßten zu dem Sinne, welchen

[1]) Vorwort zur Deutschen Geschichte. II. Aufl.
[2]) A. a. O. Vorwort zur III. Aufl.
[3]) Vergl. Schmeidler, Ueber Begriffsbildung und Werturteile in der Geschichte in Ostwalds Annalen d. Naturphilosophie. Bd. III, S. 24 f.
[4]) Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrhunderts. S. 9, 26.

man mit dem Worte verband. Die Emanzipation von dieser philosophischen Methode ist auf zwei Umstände zurückzuführen: die erweiterte Kenntnis fremder lebender Sprachen und die Erschließung des Sanskrit durch die englischen Grammatiker Colebrooke, Carey und Wilkins[1]). Die erstere ist der Ausgangspunkt der Sprachvergleichung geworden, während wir der Sanskritgrammatik die Einsicht in die Entwicklung der Laute verdanken. Die vergleichende und entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der Sprachen hat weiter die Verwertung dieser Wissenschaft für die Ethnologie ermöglicht und damit über Abstammung und Zusammenhang der Völker neues Licht verbreitet.

Wie in der hierher gehörigen Anthropologie, so läßt sich auch in der Gesellschaftswissenschaft oder Soziologie der methodische Umschwung nur deshalb nicht mit gleicher Deutlichkeit nachweisen, weil diese Wissenschaften überhaupt das Ergebnis naturwissenschaftlich geläuterter Weltanschauung und erfahrungsmäßiger Betrachtung des Gemeinschaftslebens sind. Aber wenn sie auch noch nicht einen eigenen Namen besaßen, so waren doch Elemente von ihnen in Philosophie, Rechtswissenschaft und sogar Theologie enthalten. Die Entwicklung vom Platonischen Idealstaat durch die Hierarchie des Mittelalters bis zum Absolutismus Macchiavellis bezeugt, daß man in dem Glauben lebte, den Gesellschaftsprozeß unter Prinzipien zwingen zu können, ja daß man unter Berufung eines Rechtes auf Herrschaft die Völker zu bedrücken versuchte, ein Standpunkt, der sich rudimentär in dem „Königtum von Gottes Gnaden" erhalten hat. Auch hier ist England dem Festlande weit voraus geeilt.

Die parlamentarische Regierung der Engländer und ihr wirtschaftlicher Sinn hat diesem Volke die Bahn für freie selbständige Entwicklung geebnet, und während die festländischen Völker noch mit ihren Oberhäuptern um Verfassungen stritten, waren die Engländer bereits in der Lage, ihre Gesetze den wirtschaftlichen Bedürfnissen anzupassen. Deshalb ist diese Nation auch in wirtschaftlicher Beziehung allen Völkern vorausgeeilt, so daß unsere Erfolge auf diesem Gebiete mit einer Uebertragung englischer Fabrikationsmethoden auf das Festland beginnen mußten. Was hier bereits geschehen und selbständig weitergeführt worden ist, das steht uns auf einem anderen Gebiete noch bevor, auf dem der Kolonisation. Ich kenne keine plastischere Gegenüberstellung dessen, was hier praktischer Sinn gegenüber einer spekulativen begrifflichen Methode zu leisten vermag, als die Zustände in den englischen Kolonien Mittelamerikas gegenüber denen in Venezuela. Der Weg von Trinidad nach der venezolanischen Küste beträgt nur wenige Meilen, und doch findet man in Venezuela ein Volk, welchem der Dogmatismus von seiner spanischen Abstammung im Blute steckt, dessen formale Freiheit nichts ist als der unbeschränkteste Absolutismus einzelner, und das sich als gänzlich unfähig erwiesen hat, den ungeheuren Reichtum seiner natürlichen Schätze zu heben oder auch nur geordnete Zustände in seinem Lande zu schaffen; dort dagegen blühende Städte, deren Einrichtungen den Vergleich mit den besten Städten Europas

[1]) Benjamin J. Wheeler, „Die Fortschritte der Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert" in Ostwalds Annalen der Naturphilosophie. Bd. IV, S. 443 ff.

nicht zu scheuen brauchen, wo der Fremde sicher und frei seinen Geschäften nachgeht.

Aber auch in der theoretischen Nationalökonomie pflegen die Engländer sich nicht mit Begriffen herumzuquälen. Was England geworden ist, hat es der Arbeit zu verdanken, und deshalb lautet auch der oberste nationalökonomische Grundsatz: Die Arbeit ist die Quelle des Wohlstandes. Die wirtschaftliche Tätigkeit muß sich im freien Wettbewerbe entfalten können. So lautet der zweite. Denn die freie Konkurrenz hat England groß gemacht. Die Gesellschaft ist ferner aufzufassen als ein Organismus, in welchem die allgemeinen natürlichen Entwicklungsgesetze in Wachstum und Differenzierung und in der gegenseitigen Abhängigkeit ihrer Teile sich betätigen — Spencer —. Diese Auffassung ist heute die herrschende; jedenfalls aber wird kein Sozialpolitiker mehr daran denken, die Gesetze des Gesellschaftslebens auf anderem Wege als auf empirischem zu ermitteln. Wie sich unter dem Einflusse dieser empirischen Methode die fundamentalsten Grundsätze des Verkehrslebens geändert haben, läßt sich daran erkennen, daß beispielsweise die Regelung des Angebots durch die Nachfrage früher geradezu ein Kardinalsatz der Wirtschaftswissenschaft war, daß wir aber heute Eisenbahnen bauen, nicht weil die Transportbedürfnisse nicht befriedigt werden könnten, sondern umgekehrt, um den Verkehr zu wecken, und daß überhaupt der gewaltige moderne Konsum nicht die Ursache, sondern die Folge der maschinellen Massenfabrikation ist.

Handelt es sich hiernach bei der empirischen Methode in Geschichte, Sprachwissenschaft und Sozialwissenschaft nicht um vereinzelte zusammenhanglose Erscheinungen, sondern um eine Bewegung, welche, von England ausgehend, im 17. und 18. Jahrhundert zunächst die exakten Wissenschaften erfaßt und dann, immer von neuem von England geschürt, auf die anderen Wissenschaften übergegriffen hat, so muß gefragt werden, wie denn die Rechtswissenschaft sich zu dieser Bewegung gestellt hat, eine Frage, die um so berechtigter ist, als die Reformbedürftigkeit dieser Wissenschaft heute ein allgemein erörtertes Thema bildet. Während also die Rechtswissenschaft in allererster Linie Veranlassung hätte, nach den Prinzipien und Wirkungen jener großen Bewegung zu forschen, stehen wir hier der eigentümlichen Erscheinung gegenüber, daß die Fachjuristen von Versuchen, ihre Wissenschaft mit den herrschenden Anschauungen der Zeit in Einklang zu bringen, nicht viel wissen wollen und daß sie, statt bei der Naturwissenschaft in die Lehre zu gehen, sich gerade gegen diese durch einen unübersteiglichen Wall verschließen.

Die Erklärung für diese tief eingewurzelte Abneigung gegen alles Empirische liegt zunächst in dem römischen Rechte. Die Ursache für die Aufnahme des letzteren lag bekanntlich einerseits in der Notwendigkeit, dem wirtschaftlichen Verkehr durch ein über die Grenzen der Partikularstaaten hinaus gültiges kodifiziertes Recht zu Hülfe zu kommen; andererseits in der Unzulänglichkeit der vorhandenen Partikularrechte. Jenem Verlangen konnte die Wissenschaft nur gerecht werden, sofern es ihr gelang, das römische Recht nicht als das Recht eines bestimmten Volkes, sondern als „das Recht“ überhaupt, d. h. als eine über alle örtliche und zeitliche Verschiedenheit erhabene Summe

absoluter Rechtswahrheiten hinzustellen, ähnlich dem in dem depositum fidei niedergelegten Schatze von Glaubenswahrheiten. In diesen Bestrebungen wurde die Wissenschaft von der Kirche, die in dem römischen Rechte nur ihren eigenen Rechtsboden wiederfand, aufs nachhaltigste unterstützt. Das römische Recht wurde damit nicht nur das in der Praxis angewendete Gesetzesrecht, sondern es wurde für Jahrhunderte die Unterlage der Rechtswissenschaft überhaupt, in welcher Eigenschaft es später auch für die wieder erwachende partikuläre Gesetzgebung den wesentlichsten Teil des Stoffes hergab. Von diesem Gesichtspunkte besteht zwischen der romanistischen, der naturrechtlichen und selbst der älteren historischen Schule kein Unterschied. Denn sie alle betrachten den Rechtsinhalt als einen ein für allemal gegebenen wissenschaftlich erkennbaren Stoff, und nur in der Erkenntnisquelle weichen sie voneinander ab. Daß eine in solchen Anschauungen groß gewordene Wissenschaft in einer empirischen Betrachtung, die an die Stelle der Frage, wie die Erscheinungen des Rechtslebens sein sollten, die Frage stellt, wie sie tatsächlich sind, geradezu einen Angriff auf die Grundlagen der Rechtsordnung erblickt, liegt ebenso auf der Hand, wie, daß sie sich gegen eine Methode wehrt, welche die Veränderlichkeit des Rechtsinhaltes zum Prinzip erhebt.

Hinzu kommt, daß die Juristen bis in die jüngste Zeit in ihrer Ausbildung von allem Empirischen fern gehalten wurden. Zunächst wurde ihre Denkrichtung dadurch festgelegt, daß man sie ausschließlich aus dem humanistischen Gymnasium hervorgehen ließ, wo die empirischen Wissenschaften höchstens als unbequemes Annex der grammatischen und logischen angesehen wurden. Das Universitätsstudium begann mit der berühmten Institutionenvorlesung, ihrer Bezeichnung nach eine Einführung in das Recht überhaupt, in Wirklichkeit eine Darstellung des römischen Rechtes in seiner ursprünglichsten Form. An der Hand des römischen Prozesses hatten die Studenten sich gleichzeitig in die Abhängigkeit des materiellen Rechtes von der Form hineinzuleben und in Aulus Agerius und Numerius Negidius sich die Typen hartnäckiger Prozeßparteien zu eigen zu machen, in welche später die realen Menschen hineingepreßt werden sollten. Zum Schluß wurde allerdings auch das heimische Recht behandelt, aber möglichst in Anlehnung an das römische. Die allgemeine Bildung wurde äußersten Falles noch durch das collegium logicum vervollständigt, unter dem die auf Aristoteles aufgebaute abstrakte Behandlung der Denkgesetze verstanden wurde. In der Literatur begegneten Versuche, das Recht empirisch zu behandeln, im günstigsten Falle einer einfachen Zurückweisung, wie es, Bd. 14, S. 70 f. des Jur. Literaturblattes in bezug auf meinen Versuch, das Strafrecht darwinistisch aufzubauen[1]), heißt: „Strafrecht und Naturwissenschaft sind grundverschiedene Dinge. Das Strafrecht bildet einen Teil der Rechtswissenschaft; die Naturwissenschaft bildet einen Teil der Philosophie im weiteren Sinne des Wortes. Eben deshalb kann das Strafrecht nur eine juristische Grundlage haben, gleichwie die Augenheilkunde nur eine medizinische." Solche Versuche müssen aber auch damit

[1]) Die natürlichen Grundlagen des Strafrechts. Stuttgart 1901, Ferd. Enke.

rechnen, daß die Waffen der Moral geschliffen werden, und wer sie dennoch anstellt, der muß sich auf einen Platz „tief unter dem Reformjudentum“ gefaßt machen, auf einen geradezu erschreckenden Aufenthalt, in Gesellschaft von Leuten, die das furchtbare Wort „somatisch“ gebrauchen, die sich verleiten lassen, „unter die Schriftsteller zu gehen, obgleich ihnen dazu nicht weniger als alles fehlt“, denen es „an der notwendigen juristischen“ und sogar an der „notwendigen religiös sittlichen Bildung“ fehlt und die „von dem Bewußtsein ewig göttlicher Gerechtigkeit und Vergeltung, das auch in dem verstocktesten Verbrecher zum Durchbruch kommen kann“ noch nie etwas gehört haben[1]): Lasciate ogni speranza.

Drittens, und das ist besonders wichtig, darf nicht übersehen werden, daß bei den Rechtssprüchen die formale Wahrheit von selbst in die materiale übergeleitet wird. Ist die Arbeit eines Baumeisters oder Mechanikers verfehlt, so nützt die Vorschriftsmäßigkeit der Ausführung gar nichts. Ein fehlerhaft konstruierter Bau stürzt ein, eine fehlerhaft konstruierte Maschine versagt. Ein richterliches Urteil aber mag materiell noch so verfehlt sein; ist es rechtskräftig, so kann es vollstreckt werden und wird in seinen Wirkungen ein für allemal als „richtig“ angesehen. Eine solche Autorität der Rechtssprüche mußte das Selbstbewußtsein der Juristen außerordentlich steigern und den Glauben an die Zuverlässigkeit und Vollendung ihrer Wissenschaft befestigen.

Endlich darf nicht übersehen werden, daß diejenigen, welche das Recht anzuwenden und fortzubilden berufen sind, einem organisierten Beamtenkörper angehören. Damit ist eine Handhabe gegeben, die Jurisprudenz mit den in der Staatsleitung sorgfältig konservierten Anschauungen im Einklang zu halten. Dabei braucht es sich keineswegs um Eingriffe in die Unabhängigkeit der Gerichte oder um eine bewußte Anpassung der Gesetzesauslegung an die Anschauungen der Verwaltung zu handeln; sondern es genügt, daß die Verwaltung ihre Anschauungen in völlig loyaler Weise bei Besetzung der Lehrstühle und Richterstellen zum Ausdruck bringt und daß sie sich des Einflusses bedient, den sie mittelbar durch die Staatsanwaltschaft auf die Rechtsprechung auszuüben in der Lage ist. Die Gefahr, daß auf diese Weise die fortschrittliche Entwicklung des Rechts und der Rechtswissenschaft gehemmt wird, würde allerdings geringer sein, wenn an der Spitze durchweg die bedeutendsten und geistig unabhängigsten Persönlichkeiten ständen. Dies ist aber erfahrungsmäßig nicht der Fall und kann es auch nicht sein, da immer ein beträchtlicher Teil der leitenden Persönlichkeiten seine Berufung der zufälligen Uebereinstimmung mit den Anschauungen der leitenden Stellen verdankt. Weiter ist die naturwissenschaftliche Weltanschauung bei vielen durch ihre scheinbar liberale Färbung in Mißkredit geraten. Diese mögen sich aber darüber belehren lassen, daß allerdings ein Naturforscher die Welt nicht von dem engen Standpunkte des Dogmatismus zu erfassen vermag, daß aber im übrigen Naturwissenschaft mit Liberalismus nicht das mindeste zu tun hat, daß sogar Einrichtungen, die

[1]) Conrad Bornhak, Kritik meiner Schrift „Bekämpfung des Gewohnheitsverbrechens“ in der Zeitschrift „Die Selbstverwaltung“. Bd. 22, S. 479.

der letztere bekämpft, wie beispielsweise die Prärogativen der Geburt, sich naturwissenschaftlich sehr wohl rechtfertigen lassen.

Es fehlt hiernach nicht an Umständen, aus welchen die grundsätzliche Abneigung der Juristen gegen eine Beeinflussung durch die empirischen Wissenschaften verständlich wird; aber weder der praktische noch der wissenschaftliche Entwicklungsgang ist je durch die von den Personen selbst gesetzten Ziele und Aufgaben bestimmt worden. Im engen Wirkungskreise mögen solche Pläne vielfach zur Ausführung gelangen, und der Erfolg erscheint um so größer, je vollständiger das Erreichte mit dem Erstrebten zusammenfällt. Wird dieses Einzelne aber in den Entwicklungsgang eingereiht und wird es nicht isoliert, sondern als ein Glied der ganzen Reihe angesehen, dann wird das Verhältnis ein ganz anderes, und der Erfolg im einzelnen ist im ganzen vielfach ein Zusammenbruch von Plänen und Wünschen und die Ueberzeugung, daß es besser ganz anders hätte angefangen werden sollen. Auch in den Wissenschaften fallen oft die größten Erfolge mit der Einsicht in das Verfehlte des Planes zusammen. So hat die Periode, welche man in der Geschichte der Chemie die phlogistische nennt und welche es als ihre wichtigste Aufgabe ansah, den Brennstoff, das sog. Phlogiston, darzustellen, mit der Einsicht abgeschlossen, daß das Problem ein verfehltes sei und daß es einen solchen Brennstoff überhaupt nicht gibt. In positiver Hinsicht bedeutete dies die Entdeckung des Sauerstoffes und damit eine der großartigsten Leistungen, welche die Chemie aufzuweisen hat. In der Physik ist die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie der Erfolg der auf die Herstellung des perpetuum mobile vergeblich verwendeten Arbeit, und in der Polarforschung haben noch neuerdings die vergeblichen Bemühungen der Forscher, das Treibeis zu überwinden, dazu geführt, daß Nansen dieses Treibeis als Beförderungsmittel benutzte und daß er damit unsere Kenntnisse von dem arktischen Gebiete erheblich erweiterte.

So darf weder der ablehnende Standpunkt, welchen die Juristen selbst gegen die empirischen Wissenschaften einnehmen, noch das abfällige Urteil, welches von maßgebenden Naturforschern über die Rechtswissenschaft gefällt wird, in der Ueberzeugung wankend machen, daß auch hier die Heilkraft der empirischen Methode sich bewähren wird. Denn auch Medizin, Chemie und Physik sind ehemals spekulative Wissenschaften gewesen, und der Schritt, der hier dem Rechte und seiner Wissenschaft zugemutet wird, ist gewiß nicht größer und schwieriger als der, durch den jene Wissenschaften sich vom Banne der Spekulation befreiten. Man wird sogar die Reformvorschläge, welche mit dem Namen Adickes verknüpft und dem englischen Verfahren entlehnt sind, mit dem bereits erwähnten Einflusse Englands auf anderen Gebieten der kulturellen Entwicklung in Verbindung bringen und darin ein Symptom dafür erkennen dürfen, daß es sich hier um eine neue Erscheinung der bereits seit Jahrhunderten nachweisbaren großen empirischen Bewegung handelt, und daß derselbe Entwicklungsprozeß, der andere Wissenschaften bereits erfolgreich umgestaltet hat, jetzt auch auf die Rechtswissenschaft herübergreift.

Bevor aber eine methodische Reform der Rechtswissenschaft erfolgen kann, muß diese Wissenschaft sich vor allem selbst über

ihre methodischen Unterlagen klar sein. Deshalb gilt es in erster Linie, diese Grundlagen zu ermitteln und zwar nicht aus dem, was die Juristen selbst über ihre Methode sagen, sondern aus der Art, wie die Rechtsprechung praktisch verfährt, und aus dem, was sie dabei zutage fördert. Denn auch den Charakter einer Wissenschaft muß man nicht aus ihren Worten, sondern aus ihren Taten entnehmen. Gelingt es dabei, festzustellen, daß die zeitige Rechtsmethode in allgemeinen Anschauungen wurzelt, die von der Wissenschaft längst abgetan sind, so wäre die Reformbedürftigkeit dieser Methode erwiesen. Andererseits weisen aber die Konsequenzen einer modernen Weltanschauung in die Richtung, in welche die rechtswissenschaftliche Methode durch die Macht der Verhältnisse gedrängt wird. Auf diesem Wege muß dann die Rechtsprechung auch ihre Popularität zurückgewinnen. Denn populär ist, richtig verstanden, nicht, was der Masse augenblicklich gefällt, sondern was mit den herrschenden Anschauungen der Wissenschaft und der Gebildeten sich im Einklang befindet.

Der 38. Deutsche Anthropologenkongreß zu Straßburg i. E.

Dr. M. Alsberg.

Die diesjährige Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, die vom 5. bis 8. August zu Straßburg i. E. abgehalten wurde, hat in mehrfacher Hinsicht wichtige wissenschaftliche Verhandlungen und Forschungsergebnisse zu verzeichnen. In der Ansprache, womit der Vorsitzende der Gesellschaft, Prof. Dr. G. Schwalbe (Straßburg), den Kongreß eröffnete, wies derselbe auf die Wichtigkeit und Bedeutung hin, die gerade den physisch-anthropologischen Studien für das praktische Leben, für Politik und Sozialwissenschaften zuerkannt werden müssen, eine Bedeutung, von der alle Zweige des öffentlichen Lebens berührt werden. Mit dem Aufblühen der Staatswesen ist daher auch die Entwicklung der anthropologischen Fächer Hand in Hand gegangen und hat sich insbesondere die Sozial-Anthropologie zu einem Wissenszweige entwickelt, der bereits bedeutende Forschungsergebnisse zu verzeichnen hat und für die Zukunft verheißungsvolle Ausblicke eröffnet. Die Kriminalanthropologie hat sich die Aufgabe gestellt, das Wesen und die Grundlage der Verbrechernatur zu erforschen. Von hervorragender Wichtigkeit für Rechtspflege und Gesetzgebung ist insbesondere die Frage nach der etwaigen Existenz des „geborenen Verbrechers“, die vor einer Reihe von Jahrzehnten Gall zuerst aufgeworfen hat, und die in neuerer Zeit durch Lombroso und seine Schule wieder zur Diskussion gestellt wurde. Das häufige Vorkommen der „Stigmata“ (Entartungszeichen) kann allerdings nicht bestritten werden; indessen sind die durch Vererbung von Generation zu Generation übertragenen Defekte, denen wir beim Verbrecher begegnen, so mannigfaltig, daß von einem einheitlichen Verbrechertypus keine Rede sein kann. Daß die anthropologischen

Studien über die Verbrechernatur zu einer Erweiterung bezw. Vertiefung der kriminalistischen Anschauungen und dementsprechend auch zu einer teilweisen Umgestaltung der Strafgesetzgebung und Verbrecherbehandlung führen werden, steht mit Sicherheit zu erwarten; andererseits hat die Anthropologie der Kriminalistik bereits insofern einen wichtigen Dienst geleistet, als sie die Identifizierung der Verbrecher wesentlich erleichtert hat. Das bekannte System der Messungen nach Bertillon paßt allerdings nicht für alle Fälle und kann bei jugendlichen Verbrechern keine Verwendung finden, da bei letzteren Hand in Hand gehend mit dem Körperwachstum die Körperproportionen sich ändern. Dagegen ist das System der Wiedererkennung mit Hülfe der Fingerabdrücke, das wir dem englischen Gelehrten F. Galton verdanken, durchaus zuverlässig. — Eine besonders wichtige Aufgabe der Sozial-Anthropologie besteht darin, die Beeinflussung der körperlichen Organisation durch die Existenzbedingungen, bezw. die aus der Verschiedenheit der letzteren sich ergebenden Verschiedenheiten der Körperbildung nachzuweisen; sie zeigt, wie, entsprechend den Lebensgewohnheiten, der Ernährung, Beschäftigung u. dergl., die körperlichen Eigentümlichkeiten sich verändern, daß zwischen Land- und Stadtbewohner, Bauer und Fabrikarbeiter, den Bewohnern der Ebene und denjenigen des Gebirges gewisse körperliche Unterschiede zutage treten, daß bei den wohlhabenden Klassen der Bevölkerung im allgemeinen ein größerer Schädelumfang angetroffen wird als bei den ärmeren Volksklassen u. dergl. Speziell für die Heilkunde ist die Feststellung der Tatsache, daß verschiedene Menschenrassen gegenüber den Infektionskrankheiten sich völlig verschieden verhalten, daß allem Anschein nach Blonde und Brünette gegenüber der Tuberkulose nicht eine gleiche Widerstandsfähigkeit aufweisen usw., von großer Wichtigkeit. Die Anthropologie ist ferner noch von hervorragender Bedeutung als Grundlage des Geschichtsstudiums; ein volles Verständnis für die große Mannigfaltigkeit der körperlichen und geistigen Organisation der europäischen Bevölkerung erhalten wir erst dann, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie aus Kreuzung und Vermischung von drei Grundtypen, nämlich der blonden, hochgewachsenen und langköpfigen (nordeuropäischen) Rasse, ferner der kurzköpfigen, mittelgroßen Rasse (Homo alpinus) und endlich der ebenfalls langköpfigen, zugleich aber brünetten und durch niedrige Statur gekennzeichneten Rasse (Mittelmeerrasse), wie aus der innigen Vermischung dieser drei Rassenbestandteile jenes bunte Völkergemisch hervorgegangen ist, dem wir heutzutage in unserem Erdteil begegnen. Erst durch das Studium dieser verschiedenen Rassenelemente, aus denen die heutige europäische Bevölkerung in mannigfaltigen Proportionen sich zusammensetzt, wird uns die Tatsache verständlich gemacht, daß das Temperament und die geistigen Charaktere der europäischen Völker zum Teil wesentlich verschieden sind, und daß dementsprechend ihre Handlungen von verschiedenen Gesichtspunkten aus beurteilt werden müssen. Aus der im vorhergehenden dargelegten Bedeutung der Anthropologie erwächst zugleich für den Staat die Verpflichtung, die anthropologischen Studien möglichst zu fördern, und es ist vor allem die Errichtung besonderer Lehrstühle an unseren Universitäten, die als Grundlage solcher Studien ganz besonders zu empfehlen ist.

An den im Vorhergehenden in seinen Hauptumrissen skizzierten Vortrag, der die Wichtigkeit der Anthropologie für viele Zwecke des täglichen Lebens, sowie ihre Bedeutung als Grundlage unserer modernen Bildung in helles Licht stellt, möchten wir hier sogleich einige Bemerkungen über einen anderen Vortrag anreihen, der dahin zielt, in das Studium der Anthropologie, das bisher ziemlich planlos betrieben wurde, etwas mehr System hineinzubringen und zugleich die Bibliographie der anthropologischen Literatur in einer solchen Weise umzugestalten, daß eine Orientierung bezw. die Beschaffung des literarischen Materials für das Studium bestimmter Fragen — die unter den gegenwärtigen Verhältnissen in der Regel mit Schwierigkeiten verbunden ist — dadurch wesentlich erleichtert wird. Zu diesem Zwecke teilt Prof. Rudolf Martin (Zürich) in seinem Vortrage: „Das System der physischen Anthropologie“ das ausgedehnte Gebiet der wissenschaftlichen Forschungen, die man heutzutage unter der Bezeichnung „Anthropologie“ zusammenfaßt, in drei große Unterabteilungen, nämlich 1. in die Allgemeine Anthropologie, 2. die spezielle oder systematische Anthropologie und 3. in die Anthropogeographie. Die zuerst erwähnte Abteilung hat sich zu befassen mit dem Wesen und den Aufgaben dieses umfassenden Wissensgebietes, mit den allgemeinen Begriffen, dem Studium der Variabilität und Variationen (Veränderlichkeit und Umgestaltung der Organismen), mit den selektiven Prozessen, der Wirkung äußerer Faktoren, der Mischung und Kreuzung, der Rassenentwicklung und dem Absterben der Rassen, der Phylogenie der Hominiden (Stammesgeschichte des Menschen und der ihm nahe stehenden Tiere), den Beziehungen des Menschen zu den übrigen Gruppen der Primaten, dem Orte und der Zeit der Menschwerdung, den ausgestorbenen Formen der Hominiden, sowie endlich mit der Klassifikation der Menschenrassen. Die spezielle oder systematische Anthropologie wäre nach den Vorschlägen Martins wieder in eine Anzahl von Unterabteilungen zu zerlegen, nämlich zunächst in die Somatologie (Studium der äußeren Körperformen, der Größe, des Wachstums und Gewichts, der Körpermaße und Proportionen, der Haut nebst Haar und Nägeln, der Augenfarbe, der Kopfform und Form einzelner Teile des Gesichts usw.), ferner in die Morphologie (Studium des Schädels und der sonstigen Bestandteile des knöchernen Skeletts, des Muskelsystems, der Verdauungsorgane, des Atmungs-, Urogenital-, Gefäß- und Nervensystems). Als weitere Unterabteilungen der speziellen Anthropologie wären nach Martin Physiologie und Pathologie aufzufassen und sollten dementsprechend gelehrt und gelernt werden. Die Anthropogeographie endlich, diese dritte Hauptabteilung des großen Komplexes von Fächern, die man bisher mit der Bezeichnung „physische Anthropologie“ zusammengefaßt hat, hätte die geographische Verbreitung der Gattung „Mensch“ bezw. der einzelnen Menschenrassen zu lehren bezw. zur Grundlage einer entsprechenden Einteilung der Literatur zu machen.

Von hervorragender Bedeutung für die Anthropologie ist ferner ein Vortrag des kürzlich von einer dreijährigen Forschungsreise nach Australien und Java zurückgekehrten, zum Lehrer der Anthropologie und Ethnologie an der Universität Breslau ernannten Gelehrten, Prof. Dr. Hermann Klaatsch. — Der Hauptzweck jener Reise bestand darin,

die Reste jener Bevölkerung kennen zu lernen, die voraussichtlich binnen kurzem völlig ausgestorben sein wird. Redner hat den größten Teil des australischen Kontinents und die vorliegenden Inseln bereist, wobei er durch das Entgegenkommen der australischen Regierungen in seinen wissenschaftlichen Unternehmungen wesentlich gefördert wurde. Er hat zugleich zum Zwecke weiteren Studiums reiche ethnologische Sammlungen, sowie Leichenmaterial, Schädel usw. mit nach Europa gebracht. Sehr bemerkenswert ist die von Klaatsch festgestellte Tatsache, daß bei gewissen australischen Stämmen jugendliche Individuen häufig eine Haarbedeckung des ganzen Körpers von goldblonder Farbe aufweisen. Dieses „rötlichblonde Vließ“, das wohl zu der Haarbedeckung des menschlichen Embryos (Lanugo) in bestimmten Beziehungen steht, berechtigt vielleicht zu der Annahme, daß der Urmensch ein derartig gefärbtes Haarkleid besessen hat. Eine analoge Haarbedeckung hat bekanntlich auch der Afrikareisende Johnstone bei gewissen Pygmäenstämmen des westlichen Zentralafrikas angetroffen. Das ursprünglich rotblonde Haar scheint ebenso bei diesen Stämmen wie bei den betreffenden Australierstämmen später nachzudunkeln. Daß der Mensch in seinen ältesten Entwicklungsstadien ein derartig gefärbtes Haarkleid aufzuweisen hatte, wird auch durch das bekannte Prinzip der Schutzfärbung wahrscheinlich gemacht. Bei der rötlichen Färbung des Erdbodens in dem größten Teile Australiens war eine ähnliche Färbung der Haut und der Haarbedeckung bei der Jagd ein großer Vorteil und wurde wahrscheinlich durch künstliche Färbung der Haut noch erhöht. — Man hat den australischen Eingeborenen vielfach als ein Mischlingsprodukt aller möglichen Menschenrassen aufgefaßt; eine derartige Annahme wird aber schon durch die geographische Lage und Isolierung dieses Erdteils unmöglich gemacht. Nach Klaatsch gibt es nur eine von zwei Möglichkeiten: nämlich entweder sind die bei den Australiern zu beobachtenden Anklänge an die Körperbildung verschiedener Menschenrassen das Ergebnis der sogenannten „Konvergenz“ — das ist eine durch die Uebereinstimmung der Existenzbedingungen bewirkte mehr oder weniger zufällige Analogie, oder — und für diese letztere Annahme tritt Redner ein — wir haben anzunehmen, daß von einem gemeinsamen Zentrum, das wir entweder im südlichen Asien oder in einem angrenzenden, jetzt vielleicht im Meere versunkenen Ländergebiet zu suchen haben, zu einer Zeit, wo zwischen Asien und Australien noch eine Landverbindung existierte, die Entwicklung in verschiedener Richtung stattgefunden hat. Nach Klaatsch gehen der heutige Australier, der Neandertal-Mensch und der Pithecanthropus sämtlich auf eine Urhorde zurück. Auf diese Weise würde sich die Tatsache auf das ungezwungenste erklären, daß der Schädel des Australiers im allgemeinen als „neandertaloid“ bezeichnet werden darf. Es kommen tatsächlich bei dem Australier typische Sprauorbitalwülste vor, die denen des Neandertalers und des Pithecanthropus homolog sind. Die Annahme Kollmanns, daß hier lediglich eine Konvergenzerscheinung vorliege, ist absolut abzulehnen. Die gemeinsame Urform besaß zweifelsohne eine knöcherne Umrandung der Augenhöhle, sowie einen Orbitaltrichter, dessen dorsaler Teil sich sonderte von der dahinter gelegenen Schädeldecke, die durch das

wachsende Gehirn emporgedrängt wurde. Allmählich erst hat das Gehirn sich soweit nach vorn über die Augenhöhle vorgeschoben, daß die Supraorbitalwülste bei den höheren Menschenrassen verschwunden sind. Klaatsch demonstriert an der Hand von Diagrammen, die den vorgezeigten Schädeln entsprechen, daß bei den Australiern bedeutende Annäherungen sowohl an den Typus des Pithecanthropus, wie auch an den Neandertaler vorhanden sind. Allerdings sind diese Australierschädel in ihrer Höhe besser entwickelt, dafür aber bleiben sie in der Breite, namentlich im vorderen Teile ganz bedeutend hinter den angeführten Formen zurück. Beim Neandertal-Menschen ist die alte Urform des Schädeldachs gleichmäßig vergrößert worden, ohne besondere Zunahme der Höhe. Mit Rücksicht auf die enorme Engigkeit des Australierschädels in der Schläfenregion (postorbitale Einschnürung) ist es durchaus berechtigt, denselben als präneandertaloid zu bezeichnen. Für die Entstehung der übrigen Rassen sind die Eigentümlichkeiten der australischen Kopfbildung sowohl in ihrem knöchernen Teil wie in ihrer Gesichtsbildung sehr wichtig, da bei ihnen Typen auftreten, die Klaatsch als prämongoloid und pränegroid bezeichnet, während ein großer Teil der australischen Physiognomien ganz direkt als rohe Vorstufen europäischer Gesichtsbildung betrachtet werden kann. Dies erklärt sich eben dadurch, daß erst, nachdem der Australier von der gemeinsamen Urhorde sich abgezweigt bezw. losgelöst hatte, — wobei er jedoch gewisse, bei dem Neandertaler, der Mongolen- und Negerrasse später in voller Entwicklung auftretende Eigenschaften in ihren ersten Anfängen bereits besaß, — die Entwicklung zu jenen letzterwähnten Menschenrassen stattgefunden hat. — Einige Betrachtungen über die geistigen Eigentümlichkeiten des australischen Eingeborenen, seinen Glauben an die Existenz einer Seele nach dem Tode, sowie vor der Geburt bei gleichzeitigem Fehlen des Glaubens an eine Seelenwanderung, sowie das Fehlen des Totemismus im engeren Sinne des Wortes bildeten den Schluß der Klaatschschen Ausführungen, deren Bedeutung wir vor allem darin erblicken, daß sie die Richtung angeben, in der sich die anthropologisch-ethnologischen Forschungen der Zukunft zu bewegen haben.

Für die Erforschung des Werdeganges des europäischen Menschen ist ein Vortrag von Prof. Gorjanovic-Kramberger (Agram), dem durch die Aufdeckung und Beschreibung uralter Menschenreste aus diluvialen Lößablagerungen unweit Krapina (Kroatien) bekannt gewordenen Gelehrten, von nicht geringer Bedeutung. G. Kramberger hat die Zähne, insbesondere die Kronen und Wurzeln der Mahlzähne des Krapina-Menschen zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht und äußert sich darüber in folgender Weise. Die Molaren des Krapina-Menschen sind mit den Mahlzähnen keiner jetzt lebenden Menschenrasse identisch und bestätigen die Annahme, daß wir die Besitzer jener Zähne der Neandertal-Spy-Gruppe (Homo primigenius), die bekanntlich dem jetzt lebenden Menschen (Homo sapiens) vorausgegangen ist, zurechnen müssen. Charakteristisch für den Vorläufer des heutigen Menschen, wie ihn Kramberger zutage gefördert hat, ist einerseits die Vermehrung der Höcker der Mahlzähne von drei auf vier — wie sie beim jetzt lebenden Menschen wohl hier und da

als Ausnahme, nicht aber als Regel vorkommt, — sowie andererseits die prismatische Wurzelbildung, die von einer Verstärkung der Zahnwurzeln begleitet ist. Freilich werden die Molaren des Krapina-Menschen von denjenigen der in der Spy-Grotte aufgefundenen Skelette in den beiden besagten Beziehungen noch übertroffen. Andererseits zwingt der Umstand, daß die Eigentümlichkeiten des Gebisses, wie sie die Spy- und Krapina-Menschen aufweisen, auch beim heutigen Menschen, wenn auch in geringerer Ausbildung, angetroffen werden — diese Tatsache zwingt zu dem Schlusse, daß der heutige europäische Mensch direkt vom Homo primigenius, wie er uns im Neandertal, in der Spy-Grotte und unweit Krapina entgegentritt, abgestammt sein müsse. Wenn Adloff das Vorkommen eines lingualen Höckers (tuberculum linguale) an den Schneidezähnen des Krapina-Menschen als einen Gegenbeweis gegen die direkte Abstammung des heutigen Menschen vom Homo primigenius betrachtet, so kann Kramberger dieser Ansicht nicht beipflichten, da solche ungewöhnliche Bildungen in allen Stadien der menschlichen Entwicklung vorkommen.

Ein von Prof. Dr. E. Fischer (Freiburg i. B.) gehaltener Vortrag befaßt sich mit der Bestimmung der menschlichen Haarfarben. Die genaue Feststellung der Haarfarbe eines Menschen bezw. einer Menschenrasse bietet im allgemeinen größere Schwierigkeiten, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Zunächst müssen bei der exakten Farbenbestimmung Alters- und Geschlechtsunterschiede mit in Betracht gezogen werden; auch darf nicht übersehen werden, daß eines und dasselbe Haar an der Wurzel und am Ende häufig gewisse Verschiedenheiten der Färbung aufweist, daß häufig eine Verfärbung der Haarenden eintritt und daß analog dem Verhältnis, dem wir bei den Affen begegnen, wo die Haarfarbe an der Bauch- und Rückenfläche des Körpers völlig verschieden ist, auch beim Menschen Verschiedenheiten zwischen der Färbung des Kopfhaares und derjenigen der Scham- und Achselhöhlenhaare vorkommen, und daß die einzelnen Strähne des Kopfhaares nicht selten hinsichtlich der Färbung sich voneinander unterscheiden. Die Haarbedeckung des Embryo (Lanugo) besteht nicht immer, wie man glaubt, aus farblosem Haar. Ueber die Ursachen, die dem bekannten „Nachdunkeln" des Haares bei blonden Kindern zugrunde liegen, sind wir zurzeit noch nicht unterrichtet, und ebensowenig wissen wir, worauf es beruht, daß das Haar an den Schläfen in der Regel zuerst ergraut. Die Unterscheidung der Haarfarbe lediglich nach größerer oder geringerer Helligkeit genügt nicht für anthropologische Zwecke; es handelt sich vielmehr darum, ganz genau den betreffenden Farbenton festzustellen. Nach den Untersuchungen des Vortragenden muß man zwei verschiedene Reihen, nämlich grauweiße und gelbbraune Farbentöne unterscheiden. In diese beiden Reihen sollen sich nach Fischer so ziemlich alle Haarfarben, die beim Menschen vorkommen, einreihen lassen. Diese Einteilung entspricht auch den Ansichten Topinards, der die rote Haarfärbung

---

Anmerkung. Sollte sich die Behauptung Adloffs (Ausgestorbene Menschenaffen und ihre Beziehungen zum Menschen. Schriften der physikal.-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg, Jahrgang 1907), derzufolge bei den oberen Molaren des heutigen Menschen vier, bei den unteren Molaren fünf Höcker die Regel bilden, als richtig erweisen, so wäre die obige Behauptung Krambergers natürlich hinfällig.

nur als eine Modifikation der braunen betrachtet. Völlig schwarzes Haar scheint überhaupt nicht vorzukommen. Ebenso wie blaue Augen sind auch graue Augen häufig mit Blondhaar kombiniert. Man muß indessen zwischen einer rotblonden und einer graublonden Färbung des Haares unterscheiden. Erstere scheint im allgemeinen mehr ein Charakteristikum der Germanen darzustellen, letztere besonders häufig bei slawischen Völkern vorzukommen. Um die Haarfärbung mit wissenschaftlicher Genauigkeit festzustellen, bedient sich Fischer statt der bisher verwendeten Farbentafeln (Farbenskala nach Broca, Radde u. a.) einer Anzahl von aus Cellulosefäden hergestellten Mustern, die man beliebig färben kann. Man erhält auf diese Weise eine Serie von Proben mit den mannigfaltigsten Farbennuancen, von dem dunkelsten Braunschwarz bis zum hellsten Blond.

Geh. Rat Prof. Stieda (Königsberg) spricht über die Frage der Lokalisationen im Gehirn. Im Gegensatz zu vielen hervorragenden Hirnforschern spricht Redner seine Ueberzeugung dahin aus, daß die Gestalt und Form der Hirnwindungen (größere Konvolutionen sowie kleinere Gyri der Hirnrinde) für die geistige Entwicklung des Menschen und deren Betätigung von keiner Bedeutung sei. Stieda hat das Gehirn des im Alter von 71 Jahren 1904 zu Christiania verstorbenen Dr. G. Sauerwein untersucht, der sich durch eine ganz ungewöhnliche Befähigung zum Erlernen von fremden Sprachen ausgezeichnet haben soll, bei dem aber die Hirnsektion keinerlei ungewöhnliche Entwicklung der „Brocaschen Windung" (dritte Konvolution des Stirnlappens des Vorderhirns, die nach den Untersuchungen Brocas als Sitz des Sprachzentrums aufzufassen ist) und der angrenzenden, die Sylviussche Grube umrahmenden Hirnteile ergeben hat. Bei aller Anerkennung der wissenschaftlichen Bedeutung Stiedas möchten wir aber darauf hinweisen, daß die von Rudolf Wagner vor einem halben Jahrhundert an den Gehirnen von Gauß und Dirichlet zuerst gemachte Beobachtung, derzufolge die Gehirne von geistig hervorragenden Männern durch die verwickelte Anordnung und Asymmetrie der Konvolutionen und Gyri gekennzeichnet sind, durch spätere Untersuchungen bestätigt worden ist, daß eine der Entwicklung der Sprachbegabung bezw. des Rednertalentes parallel laufende Entwicklung der linksseitigen dritten Stirnwindung an den Gehirnen einer ganzen Anzahl von geistig hervorragenden und rhetorisch begabten Männern schon vor einer Reihe von Jahren von Rüdinger nachgewiesen wurde, daß in neuerer Zeit die Untersuchung des Gehirnes von Gambetta das nämliche Resultat ergeben hat, und daß jener vereinzelte negative Befund Stiedas für die in Rede stehende Frage um so weniger in Betracht kommen kann, als in dem Falle Sauerweins das bereits vorgerückte Alter dieser Persönlichkeit möglicherweise zu einer Hirnatrophie (Hirnschwund infolge von Altersmarasmus) geführt hat, von der, wie so oft der Fall, die Zentren der höheren geistigen Funktionen ganz besonders betroffen wurden. Wenn wir mit L. Edinger die zunehmende Entwicklung des Hirnmantels (graue Hirnsubstanz) von den Selachiern aufwärts bis zum Menschen verfolgen, so gelangen wir zu dem Schlusse, daß die zunehmende Intelligenz der Entwicklung der grauen Hirnsubstanz parallel läuft, und daß die Entwicklung der Hirnwindungen als ein Hülfsmittel zu betrachten ist, das dazu dient, durch Faltung

der Hirnoberfläche eine bedeutendere Entwicklung der grauen Hirnsubstanz zu ermöglichen.

Wie die Körperbildung der Funktion sich anpaßt, erkennen wir aus einem Vortrage von Ed. Loth (Zürich) über „Die Plantar-Aponeurose beim Menschen und den übrigen Primaten“. Mit Hülfe von Zeichnungen und Diagrammen zeigte der Vortragende, wie vom niederen Affen zum Anthropoiden und von letzterem zum Menschen vorwärts schreitend das sehnig-muskulöse Gebilde, welches die Fußhöhlung ausfüllt, allmählich seine Gestalt verändert, und zwar in der Weise, daß bei den Halbaffen und Affen entsprechend der Verwendung der großen Zehe als Greiforgan der an den Innenrand des Fußes grenzende Teil der Aponeurose mehr entwickelt ist, während umgekehrt beim Menschen infolge der Umgestaltung des Fußes zum Stützorgan des Körpers der dem Außenrande des Fußes entsprechende (fibuläre) Teil der Aponeurose eine bedeutendere Entwicklung erlangt. Dementsprechend finden wir die Aponeurosis fibularis, die beim Gibbon und Gorilla noch vollständig fehlt und beim Orang nur in 3,7 pCt. der untersuchten Fälle vorhanden ist, beim Schimpanse in 54,3 pCt., beim Menschen aber sogar in 93 pCt. aller auf ihr Vorhandensein untersuchten Fälle.

Von den auf Fragen der physischen Anthropologie sich beziehenden Vorträgen sind hier noch zu erwähnen die Ausführungen der Anthropologin Frl. Liepitz (Zürich), sowie von Frl. St. Oppenheim, die ebenfalls mit anthropologischen Untersuchungen an der besagten schweizerischen Universität beschäftigt ist. Die zuerst erwähnte Anthropologin will mit Hülfe von Schablonen aus Aluminium, die fest auf den Brustkorb aufgesetzt, sowohl die Wölbung desselben in horizontaler Richtung wie auch die Ausdehnung und Form des Thorax in vertikaler Richtung genau wiedergeben sollen, die Wachstums- und Entwicklungsvorgänge des Brustkorbs genau bestimmen. Unter Zuhülfenahme dieses Apparats hat die Rednerin dann ferner noch die Häufigkeitskurven der Höhen- und Breitenentwicklung der Brust für das 11. bis 19. Lebensjahr festgestellt. Man kann unter Anwendung dieses Verfahrens auch die Beziehungen der Körpergröße zur Brustentwicklung, sowie ferner noch die Beziehungen der Brustentwicklung zum Eintritt der Pubertät feststellen. Zwischen gutentwickeltem Thorax und relativ frühzeitigem Eintritt der Menstruation scheinen bestimmte Beziehungen zu bestehen. — Die Anthropologin St. Oppenheim hat Untersuchungen angestellt über die Suturen (Nähte) des menschlichen Schädels und glaubt die hierbei zutage getretenen Verschiedenheiten als Hülfsmittel zur genauen Charakterisierung der Menschenrassen verwenden zu sollen. Die Untersuchungen erstreckten sich auf die Hauptnähte des menschlichen Schädels: die Kranznaht, Pfeilnaht und Lambdanaht; es kamen Schädel von neuseeländischen Maoris, Neukaledoniern, Berbern, Chinesen, sowie europäische Kinderschädel und pathologisch gebildete Schädel zur Untersuchung. Vom Schädel des Neugeborenen ausgehend findet Rednerin, daß die im jugendlichen Alter noch einfach angelegten Schädelnähte später mehr und mehr kompliziert werden. Bei der Untersuchung wurde nicht nur die Größe der Exkursionen und der Komplikationen der Naht, sondern zur Erleichterung ihrer Bestimmung der Naht-Index berücksichtigt.

Dieser Index gibt das Verhältnis der Bogenlänge des untersuchten Nahtstückes zur Komplikation seiner Zacken und Schlingen an. Je komplizierter also die Naht, desto höher der Index. Die durch die Untersuchungen gewonnenen Mittelwerte wurden mit Hülfe der graphischen Methode von Dr. Mollison (Zürich) zur Darstellung gebracht. Die von Ribbe und Frédéric befürwortete Anschauung, derzufolge die Schädelform für den Gang der Obliteration maßgebend, die einfachste Coronalnaht im allgemeinen für die Langschädel ebenso typisch sein soll, wie die komplizierteste für die Kurzschädel — diese Anschauung erhält durch die besagten Mittelwertskurven eine gewisse Bestätigung, wenngleich auch noch andere Faktoren dabei in Betracht zu ziehen sind. Mit Hülfe dieser Mittelwertskurven gelangte die Vortragende zu einigen bemerkenswerten Schlüssen, so z. B. zur Feststellung der Tatsache, daß die Schweizer und nordafrikanischen Berber, die hinsichtlich der Kopfform gewisse Uebereinstimmungen aufweisen — eine Tatsache, die nicht überraschen kann, da zu beiden Völkern die obenerwähnte mittelländische Rasse Bestandteile geliefert hat —, zugleich auch im allgemeinen durch eine besonders komplizierte Beschaffenheit der Schädelnähte gekennzeichnet sind, während andererseits die Chinesen im allgemeinen eine besonders einfache Beschaffenheit der Schädelnähte bezw. geringe Auszackung der Schädelknochen an den Berührungslinien aufweisen.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die verschiedenen Phasen der Steinzeit im alten Aegypten, sowie über die bekannten Schädel von Nagada, die man vielfach als die Repräsentanten einer in Aegypten neu auftretenden Rasse aufgefaßt hat, deren Erscheinen ungefähr bis zum Jahre 3300 v. Chr. zurückreichen soll — nach einigen hierauf bezüglichen Bemerkungen teilt B. Oetteking (Zürich) die Resultate seiner an 182 Mumienschädeln vorgenommenen Untersuchungen mit. Es haben bei diesen Untersuchungen Momente Berücksichtigung gefunden, die man bisher nicht genügend beachtet hat, so z. B. der Umstand, daß die altägyptischen Schädel zum Teil eine bemerkenswerte Vorwölbung bezw. Abknickung des Hinterhauptes aufweisen. Redner spricht in Uebereinstimmung mit dem verstorbenen Emil Schmidt seine Ueberzeugung dahin aus, daß mit dem Verfall der altägyptischen Kultur der Schädel an Umfang bezw. Inhalt eingebüßt hat. Die Entwicklung soll einen Verlauf genommen haben, der von der Langköpfigkeit (Dolichocephalie) zur mittellangen Schädelform (Mesocephalie) und von letzterer wieder zurück zur Langköpfigkeit geführt hat. Kurzköpfigkeit erscheint als etwas von außen her Zugetragenes; ferner soll ein feinerer Typus (type fin, noch im heutigen Fellachen vorhanden) und ein gröberer Typus (type grossier, dem die heutige koptische Bevölkerung des Nillandes im allgemeinen zuzurechnen wäre) zu unterscheiden sein. Die vielfach behauptete Identität der heutigen ägyptischen Bevölkerung mit derjenigen Altägyptens soll aber nach Oetteking nicht sicher erwiesen sein. — In der an diesem Vortrag sich anschließenden Diskussion verwies Hofrat Dr. Bälz (Stuttgart) auf die Untersuchungen von Smith (Cairo), Prof. Joh. Ranke auf diejenigen von Flinders Petrie, die beide mit Bestimmtheit für die soeben erwähnte Identität eintreten. Prof. F. von Luschan hob hervor, daß es an Einflüssen, die von Osten, Norden und Süden her auf die

altägyptische Bevölkerung eingewirkt haben, niemals gefehlt habe; insbesondere stehe es fest, daß von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart vom Sudan her Neger nach Aegypten gelangt seien. Bei Untersuchungen ägyptischer Mumien müsse auch das Gesicht, insbesondere die Nase berücksichtigt werden, die gerade bei Sudannegern völlig abweichend von der Nase der Nordafrikaner gestaltet ist — ein Mangel, der den Untersuchungen des Dr. Oetteking noch anhafte.

Wir dürfen ferner noch einen Vortrag nicht unerwähnt lassen, in welchem Dr. Frédéric (Straßburg) über die Ergebnisse der innerhalb der letzten Jahrzehnte in Elsaß-Lothringen vorgenommenen Untersuchungen, die sich auf die Zusammensetzung der Bevölkerung in den Reichslanden beziehen, Bericht erstattete. Mischungen der Bevölkerung in Elsaß-Lothringen lassen sich ebensowohl aus vorrömischer wie aus römischer Zeit wie aus dem Mittelalter nachweisen. Auch nach dem 30jährigen Kriege haben Einwanderungen in dieses Gebiet stattgefunden. Der alpine Bestandteil der Bevölkerung (kurzköpfige Rasse) hat sich in den gebirgigen Teilen des Landes noch verhältnismäßig am reinsten erhalten. Um festzustellen, wie sich die heutige Bevölkerung von Elsaß-Lothringen zu jenem kurzköpfigen Grundstock verhält, den wir wohl im wesentlichen als keltisches Volkselement bezeichnen dürfen, sind in neuerer Zeit von Prof. Schwalbe, Dr. Blind und dem Vortragenden zahlreiche Untersuchungen — teils Schädelmessungen, teils Untersuchungen an Lebenden und Leichen — vorgenommen worden, die jedoch ein abschließendes Urteil noch nicht gestatten. Die Zahl der von Frédéric gemessenen Personen beträgt allein 2600. Beim weiblichen Geschlecht ist nach Redners Untersuchungen der Kopf im Verhältnis zur Breite etwas länger als beim Manne. Weiterhin ist Frédéric zu dem Schlusse gelangt, daß in den Städten im allgemeinen mehr Langköpfe wohnen als auf dem Lande. Dieses Ergebnis stimmt also genau überein mit den Ergebnissen der von O. Ammon bei den Wehrpflichtigen des Großherzogtums Baden, sowie zum Teil auch mit den Resultaten der von Livi bei italienischen Wehrpflichtigen vorgenommenen Untersuchungen. Eine bemerkenswerte Mischung von Charakteren der nordischen (germanischen) Rasse mit Eigentümlichkeiten der alpinen Rasse, nämlich eine Kombination von Kurzköpfigkeit mit Blondheit und hoher Statur wird in Lothringen besonders häufig angetroffen. Als sicher festgestellt darf bereits die Tatsache gelten, daß die heutige Bevölkerung Elsaß-Lothringens sich durch ihre Körperbildung von der ursprünglichen alpinen Bevölkerung dieses Gebietes wesentlich unterscheidet.

Zum Schlusse unseres Referats über die Verhandlungen des 38. Deutschen Anthropologenkongresses wollen wir hier noch einige Vorträge kurz erwähnen, die sich auf Fragen aus den Gebieten der prähistorischen Forschung und der Ethnographie bezw. Ethnologie beziehen. Dr. Paul Sarasin berichtete über die Ergebnisse der von ihm in Gemeinschaft mir Dr. F. Sarasin unternommenen neuesten Forschungsreise ins Innere von Ceylon. Daß die Singhalesen nicht als Urbewohner jener Tropeninsel zu betrachten sind, wird von vornherein wahrscheinlich gemacht durch die in einem Buche des buddhistischen Geschichtsschreibers Mahawanso enthaltene Mit-

teilung, derzufolge die Singhalesen im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung vom vorderindischen Festland in Ceylon eingewandert sind; indessen durfte die Annahme, daß die Weddas, jenes nahezu ausgestorbene, auf niedrigster Kulturstufe stehende Zwergvolk, das in seiner Körperbildung mancherlei Anklänge an die Anthropoiden aufweist, als die Urbevölkerung Ceylons aufzufassen ist, so lange nicht als erwiesen gelten, als nicht die Spuren einer prähistorischen Existenz dieses Volkes nachgewiesen waren. Diesen letzteren Beweis zu liefern ist den Forschungsreisenden P. und F. Sarasin neuerdings gelungen. Dieselben fanden in einer 15 Meter langen und $2^1/_2$ Meter hohen Höhle unter Topfscherben und Backsteintrümmern, die auf eine Benutzung dieser Höhle durch Singhalesen schließen lassen, Splitter weißen Quarzes, die als Artefakte erkannt wurden. In anderen Höhlen fanden sie Messer, Spitzen und Schaber aus Kiesel und Bergkristall, Schlagsteine u. dergl. — sämtlich Objekte, die mit den Werkzeugen und Geräten des europäischen Paläolithikums und zwar speziell jenen Werkzeugen, die als Erzeugnisse des Magdalénien (jüngster Abschnitt des Paläolithikums) betrachtet werden, hinsichtlich ihrer Formgestaltung übereinstimmen. Auch auf gewissen Hügeln von Ceylon wurden ähnliche Objekte ausgegraben, so daß der Schluß nahe liegt, daß die Urweddas zum Teil auch auf bewaldeten Hügeln gelebt haben. Die besagte Bevölkerung hat eine Kulturepoche, die der jüngeren Steinzeit Europas entspricht, gar nicht durchgemacht, Kupfer und Bronze haben sie ebenfalls nicht gekannt, Eisen erst durch die Singhalesen kennen gelernt. Zugunsten der Annahme, daß die Ur-Weddas wohl schon vor Jahrtausenden nach Ceylon gekommen sind, kann der Umstand angeführt werden, daß Tiger, Hyänen und Nashorn unter der Tierwelt Ceylons nicht vertreten sind.

Prof. Dr. Andrée (München) erörtert die Umstände bezw. Anschauungen, die zur sogenannten Hockerbestattung geführt haben. Die Sitte, die Toten in zusammengekrümmter Körperstellung mit an den Leib emporgezogenen Beinen beizusetzen, war in vorgeschichtlicher Zeit weit verbreitet und stellt noch heutzutage bei vielen Eingeborenen der Südsee, Afrikas und Asiens die gewöhnliche Art der Beerdigung dar. Von der großen Anzahl von Erklärungen, die man zur Begründung dieser eigentümlichen Bestattungsweise gegeben hat, dürfte jene wohl die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben, die auf die Furcht vor den unheilvollen Einflüssen der Geister von Verstorbenen zurückgreift. Ebenso wie noch heutzutage in Osteuropa der bekannte Vampyr-Glaube weit verbreitet ist, fürchtete auch der Urmensch sowie der von abergläubischen Vorstellungen beherrschte heutige Eingeborene, daß der Verstorbene früher oder später wieder zur Erde zurückkehre, um als Dämon oder böser Geist Unheil zu stiften. Diese Befürchtung führte dann zu dem Gebrauche, den Toten in einer Stellung beizusetzen, die ihm das Emporsteigen zur Erde unmöglich machen sollte.

R. R. Schmidt (Tübingen) berichtet über die bei Sirgenstein unweit Ulm im Tale der Ach (Schwäbische Alb) in einer Höhle bezw. auf dem Boden einer vorliegenden Terrasse gemachten Funde, denen deshalb eine besondere Bedeutung zuzuerkennen ist, weil sie hinsichtlich der Beschaffenheit und Formgestaltung der in der

bezeichneten Lokalität aufgefundenen Steingeräte den Perioden des Moustérien, Auregnacien, Solutréen und Magdalénien der französischen Prähistoriker entsprechen und somit die in Deutschland bis jetzt nur spärlich vorhandenen paläolithischen Stationen (Fundorte der älteren Steinzeit) um ein wichtiges Glied vermehren. — Dr. Heierli (Zürich) macht Mitteilung über neuere Untersuchungen der schweizerischen Pfahlbauten, wobei man der Technik des zur Fundamentierung der Seewohnungen verwendeten Rostbaus, insbesondere auch der Konstruktion der sogenannten „Packwerkbauten" besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat. — Der besagte schweizerische Gelehrte berichtete auch über zwei in der Nähe von St. Moritz (Engadin) zusammen mit Objekten der Bronzezeit neuerdings aufgefundene Holzröhren, die allem Anschein nach zur Leitung des Wassers jener berühmten Mineralquelle gedient haben und somit den Schluß nahe legen, daß bereits vor drei Jahrtausenden die leidende Menschheit dort Heilung bezw. Linderung ihrer Beschwerden gesucht hat.

Dr. Rütimeyer (Zürich) berichtet über jene rätselhaften, aus Stealit und anderem Material hergestellten Steinidole, wie sie im Mendi-Lande (Sierra Leone, Westafrika) neuerdings aufgefunden wurden. Es sind dies Götzenbilder von zum Teil sehr ansehnlicher Größe, die den oberen Teil der menschlichen Figur und zwar gewöhnlich die Gesichtszüge und Kopfbildung des Negers sehr naturgetreu wiedergeben und somit als Erzeugnisse einer besonderen megalithischen Kultur bei Negerstämmen aufzufassen sind. Sie stellen nach Rütimeyer Kulturobjekte dar, die den Feldern des Ackerbauers Fruchtbarkeit verschaffen sollen, haben vielleicht auch als „Schwurringe" Verwendung gefunden, worauf der eiserne Ring, der den Leib der Steinfigur umgibt, zu deuten scheint.

Hofrat Dr. Schliz (Heilbronn) machte Mitteilungen über die Niederlassungen der jüngeren Steinzeit, wie sie insbesondere im Lößgebiet des Neckartales (Württemberg) während der letzten Jahre aufgedeckt wurden. Er legte dar, wie in diesen Ansiedelungen die aus den Donauländern herübergekommene „Bandkeramik" sich in der ganzen Entwicklung ihrer Formen — vom „Hinkelstein-Typus" bis zum Rössener-Typus — nachweisen läßt. In der Ansiedelung von Groß-Gartach und anderen neolithischen Stationen begegnen wir einer ganzen Dorfanlage mit scharfer Trennung von Wohnhaus, Ackerwirtschaftsgebäude und Stallung in den einzelnen Höfen.

Prof. Kosinna (Berlin) sprach über germanische Mäander-Urnen. Er unterscheidet zwischen dem ostgermanischen, mit Linien gezeichneten Mäander-Ornament und dem westgermanischen, das durch Rädchen hergestellt ist. Da wo der „Doppelmäander" sich findet, haben wir oft germanischen Einfluß anzunehmen, obwohl sich beide Formen des Ornaments parallel entwickelt haben.

Dr. Eduard Hahn (Berlin) wendet sich in einem kurzen Vortrag gegen die von dem französischen Gelehrten Piette auf Grund von Darstellungen (Gravierungen) von Pferdeköpfen und Getreideähren auf Renntiergeweihstücken aufgestellte Behauptung, daß im Pyrenäengebiet Südfrankreichs schon während der älteren Steinzeit eine Halbzähmung des Pferdes sowie Ackerbaubetrieb heimisch gewesen sei. Derselbe erörtert auch die sogenannte Reutberg-Wirtschaft, worunter man

nicht etwa die gelegentliche Verwendung des Feuers zur Vorbereitung des Erdbodens für die Kultur, sondern vielmehr einen bestimmten Turnus von Waldwuchs und Getreidebau, wie er nach Hahn bereits in einem relativ frühen Abschnitt der vorgeschichtlichen Zeit gebräuchlich war, zu verstehen hat.

Die Anthropologin Frau Dr. Lucy Hoesch-Ernst (Godesberg bei Bonn) erhebt ihre Stimme, um für die Begründung von Ossuarien (Beinhäusern) Propaganda zu machen, die an die Stelle der jetzt bei uns gebräuchlichen Beerdigung sowie der Leichenverbrennung treten sollen. Sie glaubt, daß es angebracht sei, das notwendige Material für künftige Generationen, die sich dem Studium der Anthropologie widmen wollen, aufzusparen und will daher einer Bestattungsweise Eingang verschaffen, bei welcher die Knochen der Toten nach Entfernung der Weichteile in besonderen Beinhäusern untergebracht werden, was in ebenso feierlicher Weise bezw. mit einem ganz ähnlichen Zeremoniell, wie es bei den europäischen Völkern jetzt gebräuchlich ist, geschehen kann. —

Daß im Gegensatz zu früheren Tagungen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, wo die physische Anthropologie neben der prähistorischen und ethnologischen Forschung häufig nur eine untergeordnete Rolle spielte, der ersterwähnte Zweig der anthropologischen Fächer auf dem diesjährigen Kongreß eine hervorragende Stellung eingenommen hat — diese Tatsache müssen wir als eine sehr zeitgemäße und erfreuliche Reform bezeichnen.

Bekleidung und Nacktheit in gesundheitlicher und künstlerischer Hinsicht.

H. Chr. Heinrich Meyer.

Altbekannt ist, daß den Deutschen der Urzeit eine Bekleidung in unserem heutigen Sinne völlig unbekannt war, daß sie von Jugend auf gewohnt waren, in der Regel nackt einherzugehen, und daß es ihnen geradezu ein Bedürfnis war, den nackten Körper fortgesetzt in Licht und Luft zu bewegen, und zwar auch in der rauheren Jahreszeit. Man kennt die Spiele der germanischen Jugend, ihre Nacktübungen vom Wettlauf bis zum heiligen Schwertertanz, und bestätigt ist auch ihre große Badeleidenschaft, der jung und alt in gleicher Weise ergeben war. Man weiß aber auch, wie durch die Römer sich nach und nach eine Kleiderkultur bei unseren Vorfahren entwickelte, und wie diese schließlich den germanischen Naturmenschen verweichlichte, schwächte und seine gesunde Schönheit nachteilig beeinflußte, bis weltflüchtige, asketische Anschauungen im Laufe des Mittelalters mit dem Heidentum auch die altgermanische Nacktkultur vollständig beseitigten, und wie sich mit der neuen Bekleidungskunst jenes ungesunde Schamgefühl einstellte, welches noch heute mit dem wahrhaft sittlichen Schamgefühl, dem Abscheu vor aller sexuellen Entartung, so oft und allgemein verwechselt wird.

Während man aber gegenwärtig nicht abgeneigt ist, den Wert der körperlichen Abhärtung zuzugeben, welche die Folge der obenbezeichneten altgermanischen Nacktheit war, begegnet man sehr selten dem rechten Verständnis für die eminent ethische Bedeutung der altgermanischen Nacktkultur, ja sogar nicht einmal dem rechten Begriff für die letztere. Und doch war die wohlbekannte, auch von dem entarteten Römertum rückhaltlos anerkannte Sittenreinheit der germanischen Urzeit nichts als das natürliche, vernunftgemäße Ergebnis der Pflege des nackten Körpers. Man ist so sehr an den Gedanken der Priorität des Geistigen gewöhnt, daß man diesen Gedanken erst auf den Kopf stellen mußte, um wieder der Natur der Dinge wenigstens näher zu treten. Es mußte erst so weit kommen, daß man ernstlich daran dachte, Organisches aus Anorganischem, Lebendiges aus Leblosem zu erklären, bevor man endlich zur Erkenntnis der Ewigkeit des Lebens sich aufraffte. Aber immer noch gab und gibt es eine große Zahl konventioneller Irrtümer, welche uns den Zugang zur schlichten Natur der Dinge verwehren. Noch ist das Wesen des Lebens mit diesen Irrtümern umstellt und uns unzugänglich. Noch glauben wir an ein Wirken der Kräfte aus dem Mittelpunkt der Körper heraus, solcherweise den Sitz der Kräfte in einen raumlosen Punkt verlegend, während doch die Kräfte nichts anderes als bestimmte Bewegungsarten darstellen, also des Raumes nicht entbehren können. Noch sind wir glücklich und zufrieden, einmal ein „Gesetz“ der Natur entdeckt zu haben und dieses so starr als möglich hinzustellen, während das Naturleben doch in seinem innersten Wesen gegen eine solche gesetzgeberische Tätigkeit zu protestieren scheint, wo immer auch die Gleichmäßigkeit seiner Einzelbewegungen wahrnehmbar ist. Noch immer narren uns die selbstgeschaffenen Lehrbegriffe und decken ganze Welten mit den verstaubten Spinnennetzen anerkannter Doktrinen zu. Zu den folgenschwersten Irrtümern führten schon solche Doktrinen auf allen Gebieten. Sie verschuldeten die Annahme, daß Geist und Körper nur äußerlich verbunden seien, daß der Geist, vom Körper losgelöst, eine Wesenheit bilde, daß die ganze Welt sich als ein Problem der Erkenntnis und als sonst weiter nichts darstelle, daß Geistestätigkeit ausschließlich Kopftätigkeit sei, daß der Mensch nur um seiner Götter, seiner Ideale, seiner Gesetze, seiner geistigen, ethischen und wirtschaftlichen Werte willen da sei und nicht umgekehrt. Alle diese und andere Irrtümer lassen sich nun aber nicht mit einem Federstrich beseitigen, nicht kurzweg abschaffen. Nur allmählich kann sich hier eine Wandlung vollziehen, aber sie wird und muß sich vollziehen mit der Notwendigkeit eines Schicksals. Nur allmählich kann es geschehen. Denn die Macht der Gewohnheit, und gerade die der naturfeindlichen Gewohnheit, ist ungeheuer. Sie hat alle guten und schlechten Trümpfe zu den ihrigen gemacht. Sie kleidet sich in das Gewand der Selbstverständlichkeit und bewirkt so die verhängnisvollsten Täuschungen. Vom frühen Morgen bis in unseren Schlaf und in unsere Träume hinein verfolgt sie uns und überwacht nicht bloß unsere Schritte, sondern auch unsere Gefühle und Gedanken. Sie hat auch unsere gesunde Selbstsucht eingeschläfert und mit dem „guten Gewissen“ eine Art Ehe geschlossen, wenn auch nur zur linken Hand. So erscheint es uns ganz selbstverständlich, daß wir am

Morgen beim Aufstehen uns schleunigst in die Unter- und Oberkleider werfen, die Schraubstöcke der Stiefel anlegen und uns in der Regel mit der Reinigung der Hände und des Gesichtes begnügen, daß wir dann Kaffee oder Tee schlürfen und uns mit heißem Kopf sogleich an die Arbeit begeben, daß wir mittags den Magen bis zum Gefühle des Sattseins füllen und darauf schleunigst wieder ans Geschäft denken, und daß wir uns abends gar in geschlossene Lokale setzen, rauchen, trinken und so unseren angeblichen Geselligkeits- und Bildungstrieb befriedigen, ja wennmöglich mit stumpfen, überreizten Nerven noch „Kunst" genießen wollen, und daß wir uns dann gähnend nach Hause schleppen und schleunigst wieder die geschlossene Luft des Schlafzimmers und schwere Hüllen für unseren licht- und luftentwöhnten, kranken und fröstelnden Körper suchen. Das ist, wie gesagt, alles ganz selbstverständlich, vernünftig, zeit- und naturgemäß. Das nennen wir leben, daß nennen wir unsere „Kultur". Und wenn sich etwas in uns regen, ein Zweifel an der Richtigkeit dieser „Lebensnorm" in uns auftauchen sollte, dann ist's wie mit einem letzten Lichte an einer niedergebrannten Kerze: der nächste Luftzug der allmächtigen Gewohnheit löscht es aus, und mit ihm alles Eigendenken, Eigenwollen, Eigenempfinden. Wir haben keine Zeit für uns, sondern nur für das Geschäft, für gesellschaftliche Anerkennung, für Sport und sogenannte Erholung. Die Wege, die wir gehen, führen zu unserer Vernichtung, zur Unfähigkeit der Zeugung neuen Lebens.

Der erste Paragraph des ewig gültigen Strafgesetzes der Natur lautet: „Wer mich verleugnet, den vernichte ich." Nach wie vor läßt die Natur aus derselben Weisheit heraus, aus welcher sie dem Tiere schon im Mutterleibe ein behaartes Fell wachsen läßt, den Menschen nackt zur Welt kommen. Er bedarf der Behaarung nicht, also auch nicht des Dauerkleides, des Kunstfelles der Kleiderkultur, sofern er gesund, nicht erblich belastet ist. Zu letzterem aber gehört mehr oder weniger fast ein jeder der „modernen" Menschen. Deshalb müssen wir jene Wege vorsichtig weiter gehen, welche wir zum Teile bereits betreten haben, indem wir die Heilkraft des Wassers ausnützten, die Leibesübungen förderten, Licht- und Luftbäder einrichteten und so langsam wieder gut zu machen suchen, was wir jahrhundertelang versäumt und verdorben haben. Wir müssen allmählich wieder jene Licht- und Luftwesen werden, die wir von Anbeginn waren und die wir unserer ganzen körperlichen Beschaffenheit gemäß zu sein bestimmt sind. Der Mensch ist eine Pflanze, die nur in Luft und Sonne gedeihen kann; aber da sie losgelöst ist vom Boden, ist sie auf energische Eigenbewegung angewiesen, die sich bekanntlich in Wärme umsetzt. Die Blätter der „Nervenpflanze" Mensch bilden aber seine Haut. Der Mensch ist dazu bestimmt, seine Ernährung nicht nur aus dem Boden, sondern auch aus der Luft zu ziehen. Letztere Art der Ernährung haben wir aber durch die Bekleidung unmöglich gemacht. Unsere Haut ist abgestorben. Man vergleiche nur einen modernen Akt mit einem solchen der althellenischen Kultur, welch letztere sich gleichfalls als eine gemäßigte Nacktkultur darstellt, und wir werden den Unterschied leicht herausfinden, wenn wir überhaupt sehen und vergleichen können. Vor allem die Füße! Wir müssen zugeben, daß unsere Füße verkrüppelt sind, daß sie sich in den Stiefeln nicht ihrer Muskulatur, ihrer natürlichen

Bestimmung gemäß bewegen können. Dr. Heinrich Pudor hat mit seinem neu erschienenen Werke „Nacktkultur“ obige Anschauungen vertreten, und die Idee der „Nacktkultur“ bis in alle Einzelheiten zum Gegenstande eingehender Erörterungen gemacht. In der Gegenwart war er einer der ersten, welcher mit der Nacktkultur Ernst machte und für dieselbe durch Wort und Tat eingetreten ist. Ihm vorausgegangen auf gleichem Wege sind Arnold Rikli, der „Sonnendoktor“ genannt, sodann der bekannte Maler Diefenbach und Johannes Guttzeit. Doch das Verdienst, die Nacktkulturidee auf die breiteste wissenschaftliche Grundlage gestellt und in hygienischer, ethischer und ästhetischer Hinsicht hinreichend ausgebaut zu haben, gehört dem Schriftsteller Dr. Heinrich Pudor. Er hat das Wissenswerteste über diesen Gegenstand auch in einem Katechismus „Leitfaden für Sonnenbäder und Nacktpflege“ zusammengefaßt. Im folgenden aber soll uns nur sein größeres Werk „Nacktkultur“ beschäftigen.

Zunächst ist in diesem Werke mit überzeugenden Gründen die hygienische Seite des Gedankens erörtert. An der Hand der Kulturgeschichte und der Literatur, auch der medizinischen, ist dargetan, in welch furchtbarer, bedrohlicher Weise die Kleiderkultur Lebenskraft, Wachstum und Gesundheit des menschlichen Körpers untergräbt, und was heute schon geschehen muß, um dieser verhängnisvollen, volksvernichtenden Wirkung entgegenzuarbeiten, ehe noch die Nacktkultur als solche ins Leben treten kann, nämlich: „Nacktheit als Kurmittel und Regenerationsmittel, Nacktturnen und Nacktsport“. Zu diesem Zwecke ist dem Bande ein Anhang unter dem Titel „Fuß- und Zehengymnastik-Uebungen“ angefügt, während die übrigen Körperteile in den späteren Bänden behandelt werden. Pudor betont vor allem die Bedeutung der menschlichen Haut für die menschliche Ernährung und Gesundheit. Er setzt die Haut den Blättern der Pflanze gleich, welche ja aus Licht und Luft die feinsten, wertvollsten Stoffe und Mittel für das Wachstum und die Entwicklung der Pflanze ziehen, und weist darauf hin, daß der Mensch der Pflanze gleich verkümmern muß, wenn dem größten Teile des Körpers Licht und Luft dauernd vorenthalten wird, wie dies unsere Kleiderkultur mit sich bringt, welche die Füße in Strümpfe und zehenverkrümmende Stiefel einsargt, den Körper in Ober- und Unterkleidern verkümmern läßt und uns zwingt, auf unsere kostenlose, naturgebotene Teil-Ernährung aus Luft und Licht zu verzichten und die Ernährung ausschließlich der Funktion der inneren Organe zu überlassen. Es ist klar, daß die letzteren dadurch in naturwidriger Weise in Anspruch genommen und überreizt werden, und daß diese Ueberreizung sich auch den Geschlechtsorganen mitteilt, und so deren Erregbarkeit erhöht. Die naturgemäße Nacktbewegung in Licht und Luft dagegen würde die Funktionen der inneren Organe entlasten, den richtigen Blutumlauf befördern, in den Extremitäten die nötige Wärme erzeugen, die jetzt welke, spröde und tote Haut lebendig, warm, geschmeidig, gradanliegend, ölig und gesund erhalten und so befähigen, ihren naturgewollten Zweck zu erfüllen. Dadurch aber würde der ganze Körper geschmeidig, widerstandsfähig, biegsam, sehnig und stark, der mit frischer Luft reichlich versehene Brustkorb würde die Schwere des Körpers verringern und die Füße, auf die jetzt die ganze Masse des Leibes sich stützt, wieder entlasten.

Unser Körperbau ist zu seiner kräftigen Entwicklung ganz und gar auf ausgiebigste Selbstbewegung in Licht und Luft angewiesen und wird hieran durch die Kleiderkultur dauernd gehindert. Diese Tatsachen führen dann über zu den nun folgenden ästhetischen und ethischen Betrachtungen und bilden die Grundlage für die richtige Einschätzung der eigentlichen Nacktkultur und der Verurteilung ihres verwerflichen Gegenstückes, der Kleiderkultur.

Wir begreifen nun von selbst, warum die heutigen Künstler über den Mangel an brauchbaren Modellen klagen, warum es besonders dem Plastiker so viel Mühe kostet, z. B. einen brauchbaren jugendlichen Körper als männliches Modell aufzutreiben. Diesen verwelkten, verkümmerten Gestalten unserer jetzigen Modelle kann man keinen Schönheitswert abgewinnen. Wir wissen fast gar nicht mehr, können uns schlechterdings nicht mehr vorstellen, wie ein wirklich naturschöner Menschenleib aussehen muß. Denn schön kann nur ein gesunder, reiner, kraftvoller, lebenatmender Körper sein, und dieser ist unter der Herrschaft der Kleiderkultur undenkbar. So kommt es denn, daß die Aktbilder unserer Künstler den nach wahrer Schönheit Dürstenden nie ganz befriedigen, ja daß uns viele der bezüglichen Gemälde geradezu abstoßend erscheinen müssen trotz der bedeutenden Kunst, mit der sie ausgeführt sind.

Aber es gilt noch einen Einwand, noch ein Vorurteil zu beseitigen, das den meisten Menschen eingewurzelt ist. Wir halten ja so vieles, was uns die alltägliche Gewohnheit vorschreibt, für natürlich und selbstverständlich, ja sogar für sittlich und vernünftig, obwohl es oft von alledem das Gegenteil ist. Pudor begegnet diesem Vorurteil wie folgt: „Ich weiß es, daß viele Menschen es für unsittlich halten würden, nackt zu gehen. Ich bin aber bereit, die Behauptung aufzustellen und regelrecht zu verteidigen, daß es in hohem Grade unsittlich ist, Kleider zu tragen, und daß die Sittlichkeit die Nacktheit fordert. Denn offenbar liegt eine Unwahrheit schon darin, daß man seinen schon von Natur doch wohl vollkommen gestalteten Leib verhüllt und mit fremden Federn schmückt. Darin liegt ein Mißtrauen der Natur gegenüber und zugleich ein Betrug: wir tun so, als ob die Kleider uns gehörten, als ob sie ein Teil von uns wären. Und dieser Betrug wird jeden Tag aufs neue von uns wiederholt, wenn die Mutter dem neugeborenen Kinde die Kleidchen anlegt. Was sagt euer Gott dazu? Hat er euch so unvollkommen geschaffen, daß ihr die Lämmer auf dem Felde töten müßt, sie der Wolle berauben, Kleider daraus machen und euren Kindern anziehen müßt? Alle Tiere des ganzen Universums hat er so geschaffen, daß sie Sommer und Winter mit ihrer Haut fertig werden und weder zu sehr schwitzen, noch zu sehr frieren. Und das vollkommenste Geschöpf, den Menschen, sollte er geschaffen haben, daß derselbe Wolle von tief unter ihm stehenden Tieren zur Kleidung bedarf? Wie viele hunderttausend neugeborener Menschenkinder könnten jährlich vom Tode gerettet werden, wenn die schwangeren Mütter, statt sich mit Bändern, die tief in die Haut einschneiden, Röcke um den Leib zu binden, statt sich mit Strümpfen bis zum Oberschenkel hinauf zu quälen, statt enge Stiefel zu tragen, ihren Körper freilassen und fleißig Nacktsport treiben würden, damit die Frucht, so wie es die Natur will, im Licht, in der Sonne reift, wie die Weinbeere unter

Blättern. Wenn die schwangeren Mütter fleißig laufen würden, möglichst wenig auf dem Leibe, bei schönem Wetter ganz nackt! Wenn die neugeborenen Kinder, wie die der alten Deutschen, nackt aufwachsen und den ganzen Tag im Freien spielen würden. Wie überraschend schnell würde sich alles anders gestalten und gesundes Leben allenthalben sich entfalten!" Und weiter:

„Dieses »sich ohne Kleidung natürlich in seiner Haut fühlen«, — ohne Scham, ohne Frösteln, ohne Ziererei — können wir heute noch an vielen Skulpturen bewundern. Wer wollte zweifeln, daß gerade die Nacktkultur den Menschen wieder zu jenem gesitteten Zustande führen wird, in dem das Kleid wirklich nur als äußere Zutat empfunden wird; und das wird kein Rückschritt sein, sondern ein Fortschritt. Nicht einseitige, körperliche Menschen, wie die Naturmenschen, und nicht einseitige, geistige Menschen, wie die Höhenmenschen unserer Zeit, sondern harmonisch durchgebildete, geistkörperliche Menschen wird es dann geben." Pudor will das Nacktgehen nicht bloß als Kurmittel und Sport, sondern in der Zukunft einmal als Lebensart. Er will so in Verbindung mit dem Aufgeben jeden Alkohol- und Fleischgenusses (also mit streng vegetarischer Lebensweise) eine Lebenskunst schaffen, welche uns auch sittlich hebt.

Pudor nimmt mit Grund an, daß der stete Anblick des Nackten, d. h. der gesunden Nacktheit, das beste Mittel gegen sinnliche Reize ist und uns wieder den deutschen Sinn der altheidnischen Germanen zurückgibt. Er glaubt, daß es uns dann eher gelingen wird, jene Ehrfurcht vor dem großen Geheimnisse des Lebens und besonders der Zeugung wieder zu erwecken, welche die ausschließliche Bestimmung des Geschlechtsverkehrs in der Erzeugung neuen Lebens, nicht aber in fortgesetzter Befriedigung wollüstiger Triebe sieht. Ja er ist fest überzeugt, daß die Nacktkultur uns auch sittlich regenerieren würde. Selbstverständlich müßten dann alle Einrichtungen zur Ausbildung der Jugend in den Schulen und im Hause im Sinn der Nacktkultur geändert werden, ja eigentlich in jedem Sinn. Hinsichtlich der Schulen sagt Pudor: „Das Ziel muß das sein, Jünglinge heranzubilden, welche den Kampf mit dem Leben physisch und materiell bestehen können, auch ohne daß sie in Staatsstellungen sicheren Unterschlupf finden, Jünglinge, die erstens körperlich stahlhart sind, Wind und Wetter, Hunger und Durst vertragen und eine Meile weit laufen können, die zweitens sittlich fest sind, die das Ideal des Lebens vor sich und die Probe fürs Leben hinter sich haben und eine unverrückbare Grundlage zu einem festen Charakter in sich tragen, sondern auch etwas können, etwas Schönes und etwas Gutes in den Handwerken und in den Künsten; denen endlich die köstlichste deutsche Gabe, das Gemüt, nicht verkümmert ist, die Sinnigkeit und Innigkeit nicht abgeflacht und abgeebbt ist, mit einem Worte: echte Deutsche im besten Sinne des Wortes. Und Pudor behauptet, daß gerade unser rauhes Klima diesem Bestreben förderlich ist, daß gerade der nordische Winter dazu angetan ist, aus Nacktmenschen Bären an Kraft, stahlharte Riesen, zähe Muskelmenschen zu machen. Aeußerste Mäßigkeit ist freilich die weitere unerläßliche Bedingung. Wenn, wie es jetzt sein muß, unsere Lungen hungern, so ist das schlimmer, als wenn unser Magen hungert. Aber auch strenge Keuschheit muß

anerzogen werden. Wir müssen gegen die Unkeuschheit wieder jene tiefe Verachtung gewinnen, aus welcher heraus die Germanen schändliche Wollust mit Versenken in den Sumpf bestraften. Aber man darf diese strenge Auffassung nicht mit den Bestrebungen verwechseln, die Menschen wieder in den Urzustand zurück versetzen zu wollen. Größtmögliche Lebensbejahung sei Prinzip und die rechte Naturauffassung bilde die einzige Grundlage unserer Kultur. Die Natur steht über der Kultur, so gewiß als das Weltleben über jedem Menschenleben steht.

Im zweiten Bande seines Werkes geht Pudor auf die Beziehungen der Nacktkultur zur Sittlichkeit des Kleides und zur Unsittlichkeit zum Geschlecht, ferner auf die Mittel zur Bekämpfung der ganzen herrschenden Bekleidungssitte näher ein. Er behauptet, daß Unbekleidetsein gerade auch hinsichtlich der Geschlechtsorgane allein wirkliche Keuschheit ermögliche, daß allein der gänzlich Nackte wahrhaft keusch sein könne. Denn dieser kenne die Sünde nicht, weil er sie nicht fühle; der Prüde hingegen, der in Kleidern Keusche, fühle sie eben nur zu sehr. Die Kleidung sei von Huren erfunden, wie heute noch jede neue Mode von den Prostituierten erfunden werde. Im Grunde sei unsere ganze kulturübliche Betonung und Hervorhebung der Geschlechtsunterschiede unsittlich. Dabei seien außerdem die unzähligen sexuellen Zwischenstufen unberücksichtigt, so daß z. B. ein Mensch, der mehr Weibliches habe, als Männliches, als Mann herumlaufe.

„Die wahrhaft modernen Damen aber“, fährt Pudor fort, „kokettieren heute weniger mit ihrer Brust, als mit ihrem Hintergelände, schon deshalb, weil sie meist männlichen Typus haben. . . . Man muß auch hier wieder fragen: wäre es möglich, mit der Nacktheit so viel Unsittlichkeit zu üben?“ Als das Abstoßendste in der Gegenwart bezeichnet Pudor u. a., daß die Frauen das Kleid um die Hüften herum so eng wie möglich tragen, damit das breite Becken, des Weibes auffallendste geschlechtliche Besonderheit, möglichst stark hervortritt. „Unendlich nackter als nackt (man verzeihe dieses gewagte Deutsch), sieht ein solches Weibsbild, wie man es wohl nennen darf, aus.“ Die Kleidung wirkt sexualisierend, oder sexuell stimulierend auf alle Glieder. — „Man kann sagen: je mehr Kleidung, desto mehr Nacktheit. Wo gar keine Kleidung ist, ist eigentlich auch keine Nacktheit. — Wenn man Versteckens spielt, gewinnt der, welcher sich am besten versteckt.“ — Pudor bekämpft den modernen Neomalthusianismus mit seinen reizzerstörenden Mitteln, welcher nur Frivolität und Zynismus zeitige. Das Korsett ist nach ihm die Potenz der Unsittlichkeit: „Und solcher Fabrikate bedienen sich unsere deutschen Jungfrauen! Und solche Reizmittel stellt man noch in Läden zur Schau! — Pfui Teufel über eine solche Kultur!“ Nur die stärksten Zuchtmittel erachtet Pudor zur Beseitigung solcher Bekleidungsunsitten noch für wirksam. Gegen die Unkeuschheit, die die Rasse herunterbringt, kann kaum eine Gegenmaßregel zu scharf sein. Keuschheit hängt von absoluter Reinlichkeit des Körpers und vom Hunger ab, dem Pudor die günstigsten Wirkungen zuschreibt.

So allein gelangen wir nach Pudor wieder zur rechten, zur höchsten Daseinsfreude. „Wir werden dann wieder für das größte Glück des Erdenlebens, das Familienleben, Zeit und Verständnis

gewinnen. — Das Rätsel der Sphinx wird durch das Wort nackt gelöst werden. Die Religion wird zum Teil Naturkultus werden."

Mit zutreffenden Gründen erörtert dann Pudor die Notwendigkeit der Entsagung vom Fleischgenuß schon in Anbetracht der menschenähnlichen Beseeltheit der Tiere. Endlich geht er auf die spezifische Schönheit des Nacktmenschen, das antike Schönheitsideal, den männlichen und weiblichen Typus, die bisexuellen Körperformen über, erörtert die physiologische Bedeutung von Bein und Becken und verweist in instruktiver Weise auf die neuesten Forschungsresultate hinsichtlich der Transformation der Knochen, welche letztere für die Notwendigkeit der Nacktkultur ganz neue Gründe ergibt, indem jetzt die körperliche Arbeit geradezu als knochenbildend erkannt worden ist.

Im zweiten Bande verbreitet sich Pudor über das Thema „Nacktheit und Kultus" und bietet dabei viele bemerkenswerte Einzelheiten, welche noch wenig bekannt sein dürften.

Im dritten Bande erörtert Pudor die Probleme des Lebens und der Zeugung. Zunächst hebt er gebührend hervor, wie die Künstler uns zunächst aus dem Banne mittelalterlicher Unnatur seelisch befreiten, indem sie den Bann der engherzigen, auf einer potenzierten Kleiderkultur beruhenden kirchlichen Kunst brachen und sich der Natur in die Arme warfen. „Der Versuch van Eycks, den Menschen, den man jahrhundertelang nur in Kleidern darzustellen gewagt hatte, wieder einmal nackt uns vor Augen zu stellen, bedeutete, abgesehen von allem Künstlerischen, eine geistige Revolution", sagt Pudor. Die Kunst muß zur Nacktheit erziehen und damit zur Wahrheit. Der Nackte darf sich nicht „ausgezogen" fühlen, sondern die hüllenlose Bewegung muß uns zur Natur werden. Man darf am Nackten nichts „Nacktes" mehr sehen, dann ist die Wandlung im Menschen seelisch vollzogen, der Bann der Kleiderkultur gebrochen. Den Kultus des Nackten nennt und empfiehlt Pudor als den Kultus des Menschen als Menschen, als eine neue Renaissance im größten Stile. Zu alledem erachtet Pudor einen starken Lebenswillen für nötig, einen Willen, welchen wir auf jede Weise zu fördern haben. Wir brauchen eine gesunde, blutreiche Haut und diese gewinnen wir nur durch Nacktbewegung. Ein starker Lebenswille führt uns also von selbst zum Nacktkultus.

Interessant ist das Ergebnis der Nacktkultur-Rundfrage, welches in dem hier besprochenen Werke den Schluß bildet. Neben einer oft unbegreiflichen Verständnislosigkeit auf seiten hochachtbarer Gelehrten begegnen wir in vielen Fällen zwar einer günstigen Beurteilung der Pudorschen Bestrebungen, aber die Beantwortung der einzelnen Fragen zeigt doch, daß die Mehrzahl zu einem bedingungslosen „Ja" nicht bereit ist, und daß nur eine Minderzahl, worunter sich Dr. med. Gustav Salß (Redakteur der „Vegetarischen Warte") und Dr. Benedikt Friedländer befinden, ihre volle, ja begeisterte Zustimmung gibt. Immerhin befinden sich unter den bedingungsweise Zustimmenden bedeutende Namen, darunter auch ein Geistlicher, der bekannte freisinnige Pfarrer Fr. Steudel in Bremen. Wie ein Professor Forel, ein Dodel antworten konnten, daß ihnen die Sache zu ferne liege, ist einfach unverständlich. Anschließend an diese Zusammenstellung erörtert Pudor die Frage der Lebensverlängerung an der Hand der neuesten Literatur, vor allem der Ausführungen Weismanns und Göttes über das Wesen des Lebens

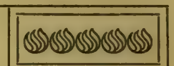
und die Ursache des Todes und gelangt zu dem Resultate, daß wir gerade auf Grund der Nacktkultur unser Leben wesentlich verlängern können, weil wir uns durch die Nacktbewegung sexuell regenerieren, somit die Fortpflanzungsmöglichkeit weit länger als jetzt erhalten können und weil die Erhaltung der Fortpflanzungsfähigkeit zugleich die Erhaltung der Lebensmöglichkeit in sich schließt, wie Pudor eingehend zu erweisen sucht.

Wer die Nacktheit als Lebensideal betrachtet und hierfür Vernunftgründe wie auch Beweise aus allen Wissensgebieten herbeibringt, darf auch wohl gelegentlich einseitig sein. Wenn er hierbei einzelne Punkte übersieht oder weniger beachtet, als es sein sollte, so ist das eben in dem Wesen einer jeden genialen Veranlagung gelegen. Wir dürfen es daher dem Schriftsteller Pudor und den mit ihm dem gleichen Ziele Zustrebenden nicht allzu streng anrechnen, daß bei der Behandlung der Frage der Nacktkultur die Unmöglichkeit, mit nacktem Körper den ganzen Tag im Freien, z. B. bei der Ernte auf dem Felde zu arbeiten, nicht in Betracht gezogen wurde, daß man wohl kaum genügend erwogen hat, wie zwar zunächst Krankhaftes an unserem Körper, nicht aber in gleichem Maße dessen Häßlichkeit durch die Nacktbewegung beseitigt wird und daß z. B. häßliche alte Frauen doch nach wie vor besser in Kleidern stecken bleiben, sowie daß sexuell verdorbene Menschen durch den Anblick nackter Menschen nicht gebessert werden u. s. f. Diese Bedenken sind untergeordneter Art und werden der großen Nacktkulturbewegung, welche im Gange ist, keinen Abbruch tun und auch die große Bedeutung des Pudorschen Werkes nicht beeinträchtigen.

Alles in allem: Das Pudorsche Werk „Nacktkultur“ verdient weiteste Verbreitung und ernstes Studium. Es wird zum Jungbrunnen des Deutschtums werden, wenn wir das in dem Werke geschilderte Kulturideal langsam zwar, aber um so zielsicherer zu verwirklichen suchen.



Berichte und Notizen.



Anpassungserscheinungen im Tierreich bei Ortswechsel. Tiere, welche vom Tiefland aus in das Hochgebirge einwandern und sich hier verbreiten, zeigen nach verschiedenen Richtungen hin eine Reihe von Anpassungserscheinungen, durch welche sie für den Gebirgsaufenthalt besonders geeignet sind. Berge und Felsen bewohnende Tiere, wie Schafe und Ziegen, sind durch ihre eigenartige, steilgestellte Fußbildung befähigt, auf schmalen Felskanten und Spitzen umherzuklettern. Man sollte meinen, daß die besonders stark entwickelten Hörner, durch die eine große Anzahl dieser Gebirgsbewohner sich auszeichnet, den Tieren bei ihren Kletter- und Springbewegungen hinderlich sein müßten. Eine Beobachtung springender Steinböcke, wie man sie zahlreich im Hagenbeckschen Tierpark in Stellingen an arabischen Steinböcken und Markhurs machen kann, beweist aber, daß diese Geschöpfe es meisterlich verstehen, beim Sprunge durch Heben und Neigen des Hauptes mit dem Gehörn das Schwergewicht zu verlegen. Auch die Sinnesorgane der Gebirgstiere haben eine besondere Ausbildung erhalten. Namentlich das Geruchsvermögen und die Empfindung für herannahende Temperaturwechsel sind besonders ausgeprägt. Diese letzteren Eigenschaften haben zur Folge, daß die Gebirgstiere ihren Aufenthalt in der Höhenlage des Gebirges darnach regulieren. Aber nicht nur der innere und äußere Bau, sowie die Lebensweise der Gebirgstiere erfahren durch den Ein-

fluß des Höhenaufenthaltes und der Beschaffenheit dieser speziellen Lebensverhältnisse Abänderungen. In hervorragendem Maße spielt hier auch das Farbenkleid, welches die verschiedenen Wildarten tragen, eine Rolle. Es ist bekannt, daß die Gebirgstiere, je mehr sie sich der Schneeregion nähern, in ihrem Farbenkleid weiße Töne annehmen, resp. solche Farbenmischungen zeigen, die ihnen bei ihrem Aufenthalt zwischen Klüften, Steinen und Schnee einen vortrefflichen Anpassungsschutz gewähren. Auch übt die Jahreszeit hierbei einen wichtigen Einfluß aus, indem sich das Farbenkleid der Tiere je nach dem Saisonwechsel in seinen Tönen den Farbenstimmungen der Außenwelt anpaßt. (Dr. A. Sokolowsky im „Prometheus", Nr. 923.)

Die Beziehungen zwischen Pubertät und geistiger Entwicklung sind in dieser Zeitschrift schon einmal (V, 111—113) an der Negerrasse demonstriert worden. Eine parallele Erscheinung zeigt sich auch bei den Hindus. Wie wir einem Aufsatz von W. Frei über „Indisches Leben" in Nr. 18 vom 4. 5. 07 der „Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung" entnehmen, wird in den indischen Schulen die Erfahrung gemacht, daß im Alter zwischen 12 und 17 Jahren kein Weißer so befähigt ist zum Lernen, wie der Hindu. Danach aber ist es mit dieser intellektuellen Blüte in der Regel vorbei; nur wenige Zöglinge wissen mit den erworbenen Kenntnissen etwas anzufangen; es mangelt ihnen an jeglicher Initiative. — Ein ferneres Analogon findet sich bei den Bewohnern der Gazellehalbinsel. Von denselben berichtet R. Parkinson in seinem im Erscheinen begriffenen Werke „Dreißig Jahre in der Südsee" (Stuttgart, Strecker & Schröder): „Mit dem Alter von 14 oder 15 Jahren ist die Erziehung und Bildung des Knaben, soweit davon die Rede sein kann, abgeschlossen; was er bisher nicht gelernt, lernt er auch später nicht. Es ist keine ungewöhnliche Erscheinung, daß Knaben, welche im jüngeren Alter als aufgeweckt bezeichnet werden können, in fortschreitenden Lebensjahren anscheinend verstumpfen. In den Schulen der Missionare macht man häufig die Beobachtung, daß Kinder bis zum 12. oder 14. Lebensjahre schnell und leicht lernen, dann aber mit dem Eintritt der Pubertät plötzlich abfallen und nichts mehr behalten."

Auffindung eines Doppelhockergrabes. Auf dem Grundstück der Zuckerfabrik Hohenerxleben wurde kürzlich ein Schacht ausgehoben. Dabei stießen die Arbeiter auf einen Menschenschädel; ferner legten sie zwei große Urnen frei. Im weiteren Verlauf der Ausgrabungen wurden zwei Skelette zutage gefördert, und zwar anscheinend das einer Frau und das eines Kindes. Leider waren durch das Ungeschick der Arbeiter die einzelnen Teile des Kinderskeletts vollständig auseinandergerissen, was um so bedauerlicher ist, als Doppelhocker — denn um solche handelt es sich hier — eine große Seltenheit sind. Beide Skelette liegen gekrümmt und zwar in nordsüdlicher Richtung auf der Seite, die Gesichter der aufgehenden Sonne zugewendet. Das Kindesskelett liegt direkt hinter dem der Mutter. Das Grab ist etwa anderthalb Meter tief, die Skelette sind direkt auf Sandstein in die Erde gebettet. Als Beigaben wurden zwei Gefäße mittlerer Größe vorgefunden, von denen das eine, henkellose, eine leichte Strichverzierung aufweist, während das andere, glockenförmige, unverziert, aber mit einem Henkel versehen ist. Der wertvolle Fund gehört der jüngeren Steinzeit an.

Erforschung eines aussterbenden Volksstammes. Im Auftrage der Universität Dorpat ist ein Gelehrter zur Erforschung der Kurischen Liven in Windau eingetroffen. Die Liven sind ein aussterbender Volksstamm, dessen größter Teil in dem Städtchen Windau lebt. Im ganzen dürften es hier 3000 Menschen sein. Der geringere Teil der überlebenden Liven, ungefähr 2000, hat seine Wohnsitze an der Kurischen Küste, wo sich ihre Eigenart und Sprache besonders rein erhalten hat.

Der Untergang der Zigeunersprache. In England hat sich eine Gesellschaft für Volkskunde der Zigeuner, die seit 1892 zu bestehen aufgehört hatte, neu begründet; sie läßt eine Zeitschrift erscheinen, deren erste Nummer soeben zur Ausgabe gelangt. Der Präsident dieser Gesellschaft, David Mac Ritchie, weist darauf hin, daß infolge der Eingriffe des modernen Staates, der auch die Zigeuner dem allgemeinen Schulzwange unterwirft, die Isolierung und die Reinheit der Rasse völlig zu verschwinden drohen; die Nomadengewohnheiten und die besonderen Sitten, durch die sich die Zigeuner bisher auszeichneten, werden immer mehr aufgegeben, und auch die schöne Sprache der Zigeuner entartet schnell zu einem gebrochenen Jargon, so daß der Sprachforscher, der ihr seine Aufmerksamkeit zuwenden will, schon in naher Zukunft keinen Zigeuner mehr finden wird, bei dem er sie

studieren kann. Die neubegründete Zeitschrift will nun das Material für diese Studien zu erhalten suchen.

Die Rasse der ältesten Kulturträger im Zweistromland. Wie die Blätter melden, hat Professor Banks aus Chicago in Bismya, der ältesten Stadt Babyloniens, ein angeblich 6000 Jahre altes Gefäß aus blauem Seifenstein gefunden, das reich mit Einlagen von Edelsteinen und Elfenbein verziert war und durch die eingegrabenen menschlichen Gestalten anthropologische Bedeutung gewinnt. Das Bildwerk scheint einen Festzug darzustellen, in dem zwei Harfenspieler einherschreiten. Die Augen waren durch eingelegte blaue Steine bezeichnet, die Nasen sind auffallend groß. Wie manche andere Funde spricht auch dieser neueste dafür, daß die babylonische Kultur durch Menschen nordischer Rasse (Homo europaeus) begründet worden ist, denn die blauen Augen schließen die Mittelmeerrasse (H. mediterraneus), die stark entwickelten Nasen die asiatischen Rundköpfe (H. brachycephalus) aus. — L. Wilser.

Die Urbevölkerung der Pyrenäenhalbinsel. Schon früh hat man in der sogenannten Kindergrotte von Mentone in Schichten der sogenannten dritten Eiszeit Menschenskelette von negroidem Typus gefunden, die den Anthropologen einen Zusammenhang der afrikanischen und südfranzösischen Urbevölkerung wahrscheinlich machten. In gleichzeitigen Höhlen dieser dritten Periode der Eiszeit oder interglazialen Zwischenzeit wurden Knochenreste vom Bär, von der Hyäne und vom Löwen angetroffen. Der Mensch wohnte damals in Hütten unter Felsüberragungen und stellte neben weit sorgfältiger als vorher geschlagenen Steinwerkzeugen unter anderem höchst realistisch wiedergegebene Felszeichnungen und Elfenbeinschnitzereien, ja völlige Rundfiguren von Tieren und Menschen her, die durchaus afrikanische Typen veranschaulichen. Nun sind auch Reste einer negroiden Urbevölkerung der Pyrenäenhalbinsel, die sich unter den heutigen Bewohnern lebend erhalten haben, von C. Koenen bei seiner mit Professor Schulten vorgenommenen wiederholten Durchquerung von Spanien und Portugal entdeckt worden. Diese modernen Negroiden bilden einen typologischen Uebergang zwischen Basken und Nordafrikanern; sie sind durch die geographische Lage der Pyrenäenhalbinsel naturgemäß bedingt. Die Schädelformen sind von denjenigen des sogenannten „Grimaldi-Typus" nicht wesentlich unterschieden. Jetzt kennt man aber auch das Rassenanatomische des lebenden Uebergangsmenschen selbst. Gleichzeitig offenbaren sich uns gewisse Züge, die bei der Annahme einer Urbevölkerung Spaniens, die mit der Afrikas verwandt war, es erklärlich machen, warum die große Masse der äußersten südwesteuropäischen Bevölkerung manches mit den Afrikanern gemein hat. Die Kunstfertigkeit im kleinen ist bei beiden Völkern groß, die im großen klein. Derartige Erscheinungen sind offenbar keine zivilisatorischen, sondern rein rassenanatomische. (Frankf. Ztg.)

Zur Psychologie des Negers. Wirklich gebildete oder auch nur anständige Neger, die sich im Umgang mit Europäern vernünftig betragen, gibt es nur sehr wenige. Meistens wird der Neger, dem es die Verhältnisse erlauben, in Europa seine Ausbildung zu genießen, hochmütig; dazu kommt noch, daß er nur eine äußere, manchmal ganz gute, spezielle Ausbildung genossen hat, während die Gemütsbildung fehlt und infolge der schlechten Beeinflussung in seiner Jugend durch seine Familie usw. fehlen muß. Solche Menschen sind den Treibhauspflanzen gleich, die mehr scheinen, als sie sind, und dem vertrauensseligen Europäer manche Enttäuschung bereiten. Wer die Neger kennt, weiß, daß sie mit sehr wenigen Ausnahmen den Kindern gleichen; und wie es gutmütige und bösartige, ja selbst ganz durchtriebene Heuchler und hinterlistige, verschlagene Rangen gibt, finden wir auch unter den Negern allerlei Gattungen, von den gutmütigsten, ängstlichen, sklavisch ergebenen, treuen, bis zu den liederlichsten und zu jeder Tat fähigen Menschen. Eigentlich vernünftig, im europäischen Sinne des Wortes, kann man kaum mit ihnen reden, und einen verantwortungsvollen Posten ohne beständige Aufsicht können sie nicht bekleiden. Würden heute die Europäer Afrika verlassen und jeglichen Verkehr abbrechen, so wäre in 100 Jahren mit Ausnahme der Häuserreste der Europäer keine Spur mehr von Zivilisation zu finden. — Andererseits dürfen wir die Neger aber auch nicht als Untermenschen ansehen, oder ihnen sogar alles Menschliche absprechen, denn Menschen sind es; aber sie sind und bleiben auf einer niederen Stufe, und wo sich einer erhebt und dem Europäer gleich werden will, da wird er mit ganz vereinzelten Ausnahmen zur Karikatur. Wir werden deshalb in dem Neger ein menschliches Wesen zu erblicken haben, dem wir nur sehr beschränktes Vertrauen entgegenbringen und den wir niemals zu unserem Freund und Vertrauten machen

dürfen, denn das kann er nicht ertragen und würdigen, sondern wird es mißbrauchen. (Deutsch-Ostafrikanische Zeitung, 1907, Nr. 17, nach Dr. Heyl, Der Tropenarzt.)

Der Einfluß des Klimas auf den Volkscharakter ist ohne Zweifel hoch zu veranschlagen. Gewisse Tatsachen ergeben sich dabei scheinbar ganz von selbst, wenn man sie nur sehen will. Jeder weiß, daß ein Gebirgsvolk sowohl körperlich anders entwickelt, wie anders gesittet und gesonnen ist als ein Volk der Ebene. In den Tropen entwickeln sich andere körperliche und auch seelische Eigenschaften als in der Nähe der Polarkreise, und weit im Innern eines Kontinents, wie namentlich in Asien, wo das Klima ungeheuerliche Gegensätze zwischen Winterkälte und Sommerwärme aufweist, müssen sich wiederum bei den Eingeborenen gewisse Einwirkungen davon auf den Charakter verspüren lassen. Man kann auch noch mehr ins einzelne gehen. Wenn angeblich jedes Gespräch mit dem Wetter anknüpft, so hat das auch seine besonderen Gründe im Klima. Bei uns zu Lande geschieht das, weil wir eben mit einer großen Unbeständigkeit der Witterung rechnen und uns schon aus diesem Grunde fortgesetzt um ihren Gang bekümmern müssen. In einem Lande mit ewigem Sonnenschein würde diese Art der Konversation weder Grund noch Zweck haben. Es ist auch unwahrscheinlich, daß beispielsweise in den Tropen, sei es in einem dort normalen, sei es in einem mehr wüstenartigen Klima, die Eingeborenen sich vom Wetter unterhalten, weil dies eben weit weniger Ueberraschungen und Ungleichmäßigkeiten bringt. (D. Tagesztg. 1907, Nr. 377.)

Die Rolle von Krieg und Arbeit in der Entwicklung der Völker. In seinem Werk „Dreißig Jahre in der Südsee“ (Stuttgart 1907, Strecker & Schröder) äußert sich R. Parkinson über die Fehden der Insulaner im Bismarckarchipel: „Obgleich nun diese Kriege manche Nachteile für die Parteien zur Folge haben, so bin ich doch nach langjähriger Beobachtung zu der Ueberzeugung gekommen, daß es falsch ist, wenn man in ihnen den Grund zu der Abnahme der Bevölkerung sieht. Leugnen läßt sich allerdings nicht, daß in der Regel die getöteten Feinde Männer im besten Lebensalter sind, aber andererseits glaube ich, daß der Krieg der Eingeborenen anregend auf dieselben wirkt, ihre geistigen Kräfte schärft und auch die physischen Eigenschaften entwickelt. Ohne Krieg und Fehde erschlafft ein Naturvolk, wird geistig und körperlich indolent und verschwindet im Laufe der Zeit von der Bildfläche. Wir sehen dies vielfach auf den kleinen Inseln des Stillen Ozeans, wo die Natur der Bevölkerung reichliche Unterhaltsmittel gewährt, die ohne sonderliche Körperanstrengung zu erlangen sind. Auf allen diesen Inseln, wo weder Krieg noch Arbeit die Anspannung der geistigen und physischen Kräfte erfordern, geht die Bevölkerung zurück, trotz anscheinend kräftiger Konstitution. Wenn wir daher den Eingeborenen die Kriegführung verbieten, müssen wir darauf bedacht sein, ihnen ein anderes Anregungsmittel zu geben, und ein solches ist die Arbeit. Wenn die Bevölkerung des Archipels zu einer täglichen, regelmäßigen Arbeit angehalten werden könnte, dann würden die weiten unkultivierten Flächen, die jetzt überall zu finden sind, bald verschwinden, und eine kräftigere und gesündere Bevölkerung würde allmählich heranwachsen. Aus eigener Initiative wird jedoch wohl nie ein Eingeborener zur regelmäßigen Arbeit greifen, und es ist die Pflicht der Regierung, der Missionen wie der Ansiedler, durch einen gelinden Druck die Eingeborenen zur Arbeit anzuhalten, um aus ihnen nützliche Mitglieder des Gemeinwesens zu machen.“

Ernährungsweise und körperliche Leistungsfähigkeit. Die Beweise mehren sich, daß ganz oder vorwiegend vegetarische Ernährung neben totaler Alkohol- und Tabakabstinenz die nach derartigen Grundsätzen lebenden Menschen zu Sportleistungen befähigen, denen kein anderes Regime etwas Aehnliches an die Seite zu setzen hat. Bereits vor fünf Jahren erregte es nicht geringes Aufsehen, als beim Dauermarsch Dresden—Berlin (170 km) die Vegetarier über ihre der gemischten Kost huldigenden Mitbewerber einen glänzenden Sieg davontrugen. Seitdem hat man auf Sportplätzen und Rennbahnen bestätigende Feststellungen derselben Art in wachsender Zahl machen können. Alle bisherigen Erfolge werden aber überboten durch den kürzlich vom Berliner Sportklub „Marathon“ veranstalteten Dauerwettmarsch über 216 km. Diese enorme Entfernung wurde von den sechs Siegern bei diesem Wettbewerb in wenig mehr als 30 Stunden (nach Abzug der Ruhepausen) durchmessen, und zwar waren der erste bis vierte und der sechste Sieger konsequente Vegetarier.

Wandlungen in den Anschauungen von der Entstehung der Lungenschwindsucht. Bisher herrschte die Lehre, daß der Tuberkelbazillus die Ursache der Lungentuberkulose sei, und daß diese durch Einatmung des Tuberkelbazillus zustande komme. Es schien nur strittig, ob die Infektion auf die Einatmung frischen oder getrockneten Auswurfs zurückzuführen sei. Durch seine Untersuchungen hat nun Aufrecht den Nachweis erbracht, daß die anatomischen Veränderungen der Lungentuberkulose nicht, wie bisher allgemein angenommen wurde, von den Endausbreitungen der Luftröhre, sondern von einer Erkrankung der Wandungen kleinster präkapillarer Gefäßzweige der Lungenarterie ausgehen. Durch die Gefäßerkrankung kommt es zum Absterben des zugehörigen Gewebsabschnittes und zur Einwanderung der Tuberkelbazillen in das abgestorbene Gewebe, wo sie besonders günstige Bedingungen für ihre weitere Vermehrung finden. Die bei Kaninchen durch Injektion von Tuberkelbazillen in die Ohrvene erzeugten Lungentuberkel, ebenso die Nieren- und Milztuberkel zeigen einen analogen Bau, d. h. es läßt sich der Ausgang des Prozesses von feinen Verzweigungen der Blutgefäße nachweisen. Es ergibt sich nun die Frage, wieso die Tuberkelbazillen in das Gefäßsystem gelangen. Das häufige Vorkommen der primären Bronchialdrüsentuberkulose macht es wahrscheinlich, daß von hier aus die Einwanderung der Tuberkelbazillen in die benachbarten Gefäße erfolgt. Als Eingangspforte der Infektion sind in erster Linie die Tonsillen zu betrachten, wo schon in frühester Kindheit die Infektion stattfinden kann. Von hier aus gelangen die Tuberkelbazillen in die Hals- und Bronchiallymphdrüsen, von wo die Einwanderung in die Gefäßbahnen der Lunge stattfindet. Auch Hautverletzungen können die Eingangspforten für die Infektion mit dem Tuberkelbazillus bilden. Jedenfalls ist die Inhalationstheorie in der Lehre vom Ursprung der Tuberkulose nicht mehr aufrecht zu erhalten. (Berliner klinische Wochenschrift, 1907, Nr. 27). — Diese Erkenntnis kommt reichlich spät, denn daß bei der Schwindsucht der Tuberkelbazillus nicht die eigentliche Ursache, sondern nur eine Begleiterscheinung sei, haben Kochs Gegner schon vor 25 Jahren behauptet. Das Primäre ist das Absterben gewisser, gegen die Ernährung durch minderwertiges Blut empfindlicher Gewebe; auf diesem Boden siedelt sich dann der Bazillus an. Für die Schwindsuchtsbekämpfung folgt hieraus, daß man den Menschen unter allgemein günstigere hygienische Verhältnisse versetzen muß, bei denen er gesundes Blut bilden und eine genügende Selbstimmunisierung zuwege bringen kann.

Menschliche Rassezucht als Forderung der Vernunft und Kultur. „Die Biologie lehrt uns, daß schon der einfache Zellenleib in eine der Ernährung und Anpassung dienende Sphäre, das Protoplasma, und in einen Zellkern differenziert ist, der, abgeschlossen von den Insulten und der Inanspruchnahme der Außenwelt, der Fortzeugung und Vererbung dient. Diese Organisationshöhe, die bereits die primitive Zelle, die Amöbe, die Infusionstierchen erreicht haben, hat das Menschengeschlecht als solches noch nicht erklommen. Wir wollen Künste und Wissenschaften pflegen und Welten erschüttern und ganz nebenbei auch noch die Fortzeugung unseres Geschlechtes betreiben; das geht, so lange es geht, und die Geschichte lehrt, daß es stets nur für eine kurze Weile geht, worauf dann die Bildungsideale mitsamt den Tempeln und Säulen in sich zusammenstürzen und die Hufe der Steppenrosse die Stätten der Kultur mitsamt ihren Paradiesen zerstampfen. Das zu erkennen, gehört ebenfalls zur Bildung, wie es zur Vernunft gehört, Schlüsse daraus zu ziehen. In Wahrheit werden die Schicksale der Menschen nur zum kleinen Teile durch Schule und Bildung, zum größeren durch Herkunft und Geburt bestimmt. Deshalb fordert ein wahrhaft modernes Bildungsideal die Rücksichtnahme auf rassische Zucht. Das zu begreifen ist eine der Hauptaufgaben unserer Zeit, und das Volk, welches sich dieser Erkenntnis zuerst bemächtigt, gewinnt damit die Anwartschaft auf die Beherrschung der Welt, denn es wird den Schlußstein in das Bildungsideal aller Zeiten eingefügt haben. In diesem Sinne ist die Frage unserer Zukunft allerdings eine Bildungsfrage." (Mittgart-Blätter.)

Der wirtschaftliche Konkurrenzkampf zwischen der weißen und gelben Rasse. Die fabelhafte Betriebsamkeit der Mongolen und ihr Bestreben, den Handel der abendländischen Völker immer mehr aus Ostasien zu verdrängen, zeigt sich mit besonderer Deutlichkeit aus den Veränderungen in Japans Handelsbilanz, die erkennen lassen, wie schnell das Inselreich in seiner wirtschaftlichen Emanzipation voranschreitet. So weist dieselbe im ersten Quartal dieses Jahres einen steigenden Rückgang der Einfuhr von Wollfabrikaten auf; hieraus, sowie aus der in demselben Maße vermehrten Rohstoffeinfuhr läßt sich entnehmen, daß

die Japaner mittlerweile ihre eigenen Fabrikanten geworden sind und bald aufgehört haben werden, fremde Wollwaren zu konsumieren. Das Gleiche zeigt sich bei der Baumwolle, deren Import von Jahr zu Jahr zunimmt, während der Einfuhrwert von Baumwollwaren auf einen so geringen Betrag zurückgegangen ist, daß das Ende dieser Ausfuhr unmittelbar bevorstehend erscheint.

Die kulturelle Erschließung Chinas durch das Abendland. Kürzlich hat ein Chinese, namens Ma Do Yün, nachdem er in seiner Heimat die Staatsprüfung bestanden und danach sechs Semester an der Universität Berlin studiert hat, daselbst in der juristischen Fakultät promoviert. In seiner Dissertation, welche den „Eintritt des chinesischen Reiches in den völkerrechtlichen Verband“ behandelt, spricht sich Herr Ma Do Yün in der Einleitung auch über das Verhältnis der chinesischen zur abendländischen Kultur aus. Einige dieser Ausführungen, die von allgemeinem Interesse sind, geben wir hier wieder: „Inneren überzeugenden Gründen gegenüber sind wir einem Fortschritt durchaus nicht so hochmütig und engherzig abgeneigt, wie abendländische Autoren dies vielfach darzustellen pflegen. Freilich wird die Verschmelzung der abendländischen Kultur mit der unsrigen nicht mit der Schnelligkeit vor sich gehen, wie das Abendland für möglich hält; denn einerseits können wir unsere eigene tausendjährige nationale Kultur nicht ohne weiteres aufgeben, sondern müssen sie mit der abendländischen Kultur zu verschmelzen suchen, um unser Volkstum zu wahren; andererseits beachtet man nicht die Größe unseres Staatswesens, das an räumlicher Ausdehnung dem gesamten Europa gleichkommt, mit seiner 400 Millionen zählenden Bevölkerung, und die schon dadurch geschaffenen äußeren Hindernisse. Aber auch mancherlei andere Umstände, an denen das Abendland selbst mit Schuld trägt, legt man als Richter in eigener Sache China allein zur Last. Gerade infolge dieser Umstände ist die Anbahnung eines engeren Verkehrs Chinas mit dem Abendlande außerordentlich gehemmt und erschwert worden. Je mehr indessen die Völker in dem immer reger werdenden Verkehr einander verstehen lernen werden, um so mehr werden solche einseitigen Urteile und manches gegenseitige Vorurteil schwinden.“

Amerikanische Einwanderungspolitik. Da man in den Vereinigten Staaten die Erfahrung gemacht hat, daß die eingewanderten Slaven und Romanen vielfach nur auf eine Reihe von Jahren die Union aufsuchten, um dann das Erworbene in ihrer Heimat zu verzehren, während die germanischen Elemente größere Neigung bekundeten, seßhaft zu werden, so ist in den neuen, verschärften Bestimmungen Vorsorge getroffen worden, daß den germanischen Einwanderern der Zutritt zur Union möglichst erleichtert werde. So können z. B. die ihren vorausgewanderten Vätern nachfolgenden Familien durch schikanöse Bestimmungen an der Landung verhindert werden, wenn ihr Gesundheitszustand zu wünschen übrig läßt. Diese Bestimmungen können aber auch sehr milde gehandhabt werden, wenn der Ausländer, der seine Familie nachkommen läßt, die Erklärung abgegeben hat, Bürger der Vereinigten Staaten werden zu wollen. Da zu dieser Erklärung der Germane sich leichter bereitfinden läßt, als der Romane oder Slave, so hat die Regierung der Vereinigten Staaten auf diese Weise ein Mittel in der Hand, die Besiedlung ihres Territoriums durch intelligente und betriebsame germanische Elemente zu fördern.

Die überseeische Auswanderung. Wenn man die Auswanderungsziffern international vergleicht, so ergibt sich folgendes interessante Bild. Es entfielen Auswanderer in den letzten Jahren auf 10000 Einwohner in

Deutschland	5,0.	Spanien	66,7.	Dänemark	31,3.
Oesterreich	45,8.	Portugal	64,9.	Schweden	45,6.
Ungarn	84,4.	Schweiz	14,6.	Norwegen	91,3.
Finnland	38,6.	Belgien	38,8.	Großbritannien	60,6.
Italien	216,1.	Niederlande	4,1.		

Abgesehen also von den Niederlanden, die aber für den Vergleich kaum in Betracht kommen, weist kein europäisches Land auch nur annähernd eine so günstige Auswanderungsziffer auf wie Deutschland, wobei bemerkt sein mag, daß für Rußland und Frankreich vergleichsfähige Ziffern fehlen. (D. Volksw. Korr.)

Deutschtum in Brasilien. Das in Blumenau erscheinende deutsch-brasilianische Wochenblatt „Der Urwaldbote“ schreibt in einer Kundgebung u. a.: „Die Anhänglichkeit an das alte Vaterland läßt sich mit der Treue gegen Brasilien sehr wohl vereinen, zumal zwischen beiden kein natürlicher Gegensatz besteht, wohl aber

eine Interessengemeinschaft, deren Pflege sich die Regierungen beider Länder recht angelegen sein lassen sollten. Gewiß fällt für den „Urwaldboten“ als für ein Blatt, das von brasilianischen Bürgern für brasilianische Bürger geschrieben wird, Deutschland unter den Begriff des Auslandes. Aber doch nur politisch, nicht kulturell. Denn in der deutschen Kultur liegen auch für uns Deutschbrasilianer die starken Wurzeln unserer Kraft. Deshalb wenden wir den Vorgängen in der alten Heimat, an deren Gedeihen wir das lebhafteste Interesse haben, besondere Aufmerksamkeit zu und freuen uns über den großen wirtschaftlichen Fortschritt und den erstarkenden nationalen Sinn daselbst.“

Das deutsche Element in Italien. „Was wäre Italien ohne den deutschen Fremdenverkehr, ohne deutschen Wirtschaftsfleiß? Das Jahrbuch des Deutschen Schulvereins bemißt die Zahl der in Italien siedelnden Deutschen mit wenigen Zehntausenden — das ist aber viel zu gering. Die Lombardei und die venezianische Provinz allein decken diese Zahl. Und der deutsche Fremdenstrom, der sich alljährlich über die Apenninenhalbinsel ergießt, geht in die Hunderttausende. Und diese Ziffern bedeuten Millionen von Gewinn für Italien. Der Gardasee — er ist ein deutscher See geworden durch die um ihn siedelnde, jahraus, jahrein steigende deutsche Bevölkerung. Deutsche Gasthöfe, Kurhäuser, Aerzte, Kirchen, Gärten und Villen schmiegen sich an ihn. Vor drei oder vier Jahrzehnten waren armselige Fischerdörflein an dieser Stätte, Armut und Dürftigkeit, wo heute Wohlhabenheit und Reichtum ihren Sitz haben. Und Mailand, die Lombardenkapitale, sie hat ihren Glanz der Neuzeit mit deutschem Fleiß, Geschick und Kapital zum guten Teil erworben. Nach italienischen Angaben sollen allein in Mailand etwa 10000 Reichsdeutsche ihren Wohnsitz haben, neben denen auch noch Tausende von Oesterreichern und Schweizern wirken. In den Hauptstraßen erblicken wir schier auf Schritt und Tritt deutsche Schilder und deutsche Läden, in den Blättern zuweilen mehr deutsche als italienische Geschäftsanzeigen. Ein schönes deutsches Schulhaus mit angrenzender gotischer Kirche erhebt sich im anmutigsten Teile der Lombardenhauptstadt. Und so ist’s auch anderwärts, in Rom wie in Turin, Neapel, Florenz usw., überall drängt uns deutsches Leben in mächtigen Wellenschlägen entgegen.“ (E. Paul in der Münch. Allg. Ztg.)

Das Wachstum der Anti-Alkoholbewegung in Deutschland wird mit besonderer Deutlichkeit durch das Programm illustriert, nach welchem der V. deutsche Abstinententag vom 24. bis 30. Juli d. J. in Flensburg abgehalten worden ist. Es tagten bei dieser Gelegenheit folgende Korporationen neben- und miteinander: Landesgruppe Deutschland des internationalen Alkoholgegnerbundes; Deutscher Bund abstinenter Frauen; Verein abstinenter Philologen deutscher Zunge; Verein abstinenter Pastoren; Verein abstinenter Juristen; Verein abstinenter Aerzte des deutschen Sprachgebiets; Verein abstinenter Kaufleute; Deutscher Schüler-Abstinentenbund „Germania“; Allgemeiner deutscher Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus; Deutschlands Großloge II des Guttemplerordens. Die Anti-Alkoholbewegung geht also ersichtlich nicht nur immer mehr in die Breite, sondern auch in die Tiefe, und man kann behaupten, daß keine moderne Volksbewegung mit sozialhygienischer Tendenz von ihr an Ausdehnung und Werbekraft übertroffen wird. Es ist dies einer der wenigen erfreulichen Lichtblicke in unserm sozialen Leben, der zugleich der Hoffnung Raum gibt, daß der Volkskörper aus eigener Reaktionsfähigkeit heraus mit der Zeit doch noch all der Uebel und Plagen Herr werden wird, die ein zügelloses Wirtschaftssystem im Verein mit einer rückständigen Regierung ihm beschert haben.

Prämien auf Alkoholenthaltsamkeit zu erteilen, wurde von der Direktion der Röchlingschen Eisen- und Stahlwerke, G. m. b. H. in Völklingen a. Saar, beschlossen. Einer Bekanntmachung der Direktion für die bei ihr beschäftigten Arbeiter entnehmen wir folgendes: „Wir teilen hierdurch unserer Belegschaft mit, daß uns diejenigen Arbeiter für das Gedeihen unserer Werke am wertvollsten sind, welche gar keinen Alkohol genießen. Wir haben uns daher entschlossen, denjenigen Arbeitern, welche ein Jahr lang Mitglied der Guttemplerloge sind, pro Quartal eine Prämie von 10 M. zukommen zu lassen; für solche Arbeiter, welche zwei Jahre in der genannten Loge sind, erhöht sich die Prämie um 5 M., also auf 15 M. pro Quartal, und für jedes weitere Jahr der Mitgliedschaft bei der Guttemplerloge steigt die Prämie um 5 M.“

Zur Behandlung von Trunksüchtigen durch die Landesversicherungsanstalten. Die Landesversicherungsanstalt Schlesien hat sich entschlossen, Maßnahmen zu treffen, um dem immer weiter um sich greifenden Alkoholmißbrauch im Kreise der Versicherten entgegenzuwirken und hierdurch ihrer oft frühzeitigen Invalidität vorzubeugen. Die Versicherungsanstalt wird zu diesem Zwecke geeignete trunksüchtige Versicherte in einer Trinkerheilanstalt behandeln lassen. Deshalb sollen die Polizeiverwaltungen und die Gemeinde- und Gutsvorsteher ersucht werden, diejenigen der Trunksucht ergebenen Versicherten, deren moralische und körperliche Widerstandsfähigkeit noch so beschaffen ist, daß ihre Wiederherstellung und Heilung mit einiger Sicherheit zu erwarten ist, und welche den ernsten Willen haben, von dieser Krankheit geheilt zu werden, zu einem Antrag auf Aufnahme in eine Trinkerheilanstalt zu bewegen. (Das Land.)

Staatliche Bekämpfung eines Volkslasters in — China. Als Europäer kann man nicht ohne Beschämung lesen, mit wie großzügigen und energischen Maßregeln die chinesische Regierung neuerdings gegen die Opiumpest eingeschritten ist. Wir geben die bemerkenswertesten Bestimmungen der diesbezüglichen, vom Staatsrat ausgearbeiteten und vom Kaiser sanktionierten Verordnung im folgenden wieder: 1. Die Mohnkultur muß jährlich um ein Zehntel verringert werden, so daß sie in zehn Jahren aufhört. Wird die Bestimmung nicht befolgt, kann der Boden konfisziert werden. Belohnungen werden gegeben, wenn die Kultur früher aufhört. — 2. Jeder jetzige Opiumraucher (30 bis 40 pCt. der ganzen chinesischen Bevölkerung. D. Red.) muß sich in eine amtliche Liste eintragen; nur der Eingetragene darf Opium kaufen, niemand darf das Opiumrauchen neu beginnen. — 3. Leute über 60 Jahre werden mit Nachsicht behandelt; bei Leuten unter 60 Jahren muß der Gebrauch um 20 pCt. jährlich abnehmen. Zuwiderhandlungen werden bestraft, bei Beamten z. B. durch Absetzung, bei Gelehrten durch Verlust ihres Grades. Die Namen derer, die nach zehn Jahren noch dem Opiumgenuß ergeben sind, werden an öffentlichen Orten angeschlagen. — 4. Die Läden, in denen Opium verkauft wird, werden allmählich, Opiumhöhlen, in denen Opium geraucht wird, werden innerhalb sechs Monaten zwangsweise geschlossen. Personen, die Rauchrequisiten, wie Pfeifen, Lampen usw. verkaufen, müssen innerhalb eines Jahres damit aufhören. Die Steuer auf Opium darf einen Monat nach Erlaß dieser Verordnung nicht mehr erhoben werden. — 5. Die bestehenden Opiumläden — neue dürfen nicht errichtet werden — werden amtlich registriert und müssen eine jährliche Uebersicht über die Abnahme des Verkaufs aufstellen, sonst werden die Läden mit Inhalt konfisziert und die Besitzer bestraft. — Von besonderem Interesse sind noch die Schlußbestimmungen: 9. Die Beamten müssen ein Beispiel geben. Beamte über 60 Jahre, deren Verlangen nach Opium groß ist, müssen mit Rücksicht behandelt werden. Alle hohen Beamten, Prinzen, Herzöge, Vizekönige und Tatarengeneräle unter 60 Jahren dürfen nichts verheimlichen, sondern sie müssen den Thron benachrichtigen, daß sie bereit sind, den Opiumgebrauch innerhalb gewisser Zeit aufzugeben. Während dieser Zeit können sie einen Vertreter haben, und wenn sie geheilt sind, können sie ihren Dienst wieder aufnehmen. Alle anderen Beamten unter 60 Jahren, gleichviel wie groß ihr Verlangen auch ist, müssen den Gebrauch innerhalb sechs Monaten aufgeben. Anderenfalls können sie ihren Rang behalten, müssen aber vom Amt zurücktreten. Die aber, die behaupten, die Gewohnheit aufgegeben zu haben und doch im geheimen weiter Opium rauchen, werden sowohl ihren Rang wie ihr Amt verlieren. Alle Lehrer, Studierenden, Soldaten und Matrosen jeden Grades müssen innerhalb dreier Monate das Opiumrauchen ganz aufgeben. 10. Dem Waiwupu (auswärtigen Amt) wird aufgetragen, beim britischen Gesandten wegen der jährlichen Herabsetzung der Opiumeinfuhr vorstellig zu werden, so daß sie innerhalb zehn Jahren aufhören kann. Da Opium auch aus Persien, dem französischen Indo-China und den holländischen Kolonien eingeführt wird, so müssen auch die Gesandten der betreffenden Mächte angegangen werden. — Daß es sich hierbei nicht um eine nur auf dem Papier stehende Maßregel handelt, geht daraus hervor, daß unter dem 26. August d. J. der englische Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, Lord Fitzmaurice, dem Oberhause davon Mitteilung machte, daß die Regierung die Munizipalräte aller englischen Niederlassungen in China aufgefordert habe, die Opiumhöhlen zu schließen. Die Regierung habe den Vorschlag Chinas, die indische Opiumausfuhr nach China jährlich um $^1/_{10}$ zu verringern, angenommen und sich mit einer Erhöhung der chinesischen Einfuhr- und Likinzölle auf ausländisches Opium einverstanden erklärt. Ein chinesischer Zollbeamter solle in Kalkutta stationiert und die Anbaufläche für Opiumkulturen solle in Indien beschränkt werden.

Wahlrecht der Frauen in Norwegen. Das norwegische Storthing hat am 15. Juni dieses Jahres mit 96 gegen 25 Stimmen einen Antrag angenommen, der den Frauen ein beschränktes staatsbürgerliches Stimmrecht verleiht — mit denselben Begrenzungen, wie das bereits vor einigen Jahren eingeführte Stimmrecht in Gemeindesachen. Zufolge dieses Storthingbeschlusses erhält Stimmrecht jede norwegische über 25 Jahre alte ledige oder verheiratete Frau, deren Mann oder die selbst Steuern für ein Einkommen von 400 Kronen in der Stadt oder 300 Kronen auf dem Lande bezahlt hat. Im Jahre 1906 waren 470858 Männer stimmberechtigt, während man die Anzahl der nun stimmberechtigt gewordenen Frauen auf rund 300000 veranschlagt. Aber nicht allein stimmberechtigt, sondern auch wahlberechtigt sind die norwegischen Frauen durch den Storthingbeschluß geworden; es dürfte also nicht lange dauern, bis Frauen auch als Abgeordnete im Storthing Sitz und Stimme erhalten.

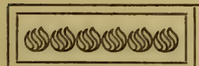
Das Frauenstudium an den deutschen Universitäten ist in fortwährendem Aufschwung begriffen. Im Sommer 1905, als den Frauen nur sechs Universitäten offen standen, betrug ihre Zahl bereits 137, die im Sommer 1906 auf 211 und im letzten Winter auf 254 stieg. Im laufenden Halbjahr befanden sich an den acht Universitäten, die jetzt Frauen das akademische Bürgerrecht erteilen (die drei bayrischen, die zwei badischen, Tübingen, Leipzig und Jena) 302 immatrikulierte Studentinnen. Davon studieren: Medizin 134, Philosophie, Sprachen, Geschichte, Mathematik oder Naturwissenschaften 144, Kameralwissenschaft 15, Rechtswissenschaft 4, Zahnheilkunde 3, evangelische Theologie 2. Die Zahl der Hospitantinnen betrug im abgelaufenen Semester etwa 1300; die große Mehrzahl betreibt aber kein berufsmäßiges Studium. Von 443 Frauen an der Berliner Universität haben 271 als Zweck ihrer Studien angegeben: Fortbildung im allgemeinen oder auf einem besonderen Gebiet. Von den übrigen interessieren sich 148 für neuere Philologie und Literatur, 35 für Kunst- und Musikgeschichte, 33 für Naturwissenschaften und Astronomie usw. Für die dem natürlichen Frauenberuf so naheliegende Pädagogik interessieren sich nur sehr wenige. 78 wollen Oberlehrerinnen werden, 66 erstreben Zulassung zu akademischen Fachprüfungen und nur 28 trachten nach dem Doktorhut.

Jüdische Schüler an höheren Lehranstalten. Ueber die Religionsverhältnisse der Zöglinge der preußischen höheren Lehranstalten macht das „Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen“ statistische Mitteilungen aus dem Sommersemester 1905. Danach waren von der Gesamtzahl der Schüler 69 pCt. evangelisch, 24 pCt. katholisch, 0,24 pCt. dissidentisch und 6,45 pCt. jüdisch. Die jüdischen Schüler verteilten sich prozentual ziemlich gleichmäßig auf humanistische und realistische Bildungsanstalten. Setzt man sie ins Verhältnis zur Gesamtbevölkerung, so ergibt sich, daß die Juden etwa sechsmal mehr Schüler zur Frequenz der höheren Lehranstalten stellen, als ihrem Anteil an der Bevölkerungsziffer entsprechen würde.

Die soziale Herkunft der Studenten. Die deutsche Studentenschaft ergänzt sich aus allen Kreisen der Bevölkerung, besonders aus den mittleren. Die Söhne von Vätern, die akademische Bildung genossen haben oder diesen gesellschaftlich gleichstehen, machen noch nicht ein Viertel der Gesamtzahl aus. Die akademischen Berufsarten erhalten fort und fort aus nichtakademischen Kreisen einen starken Zuzug und auf diese Weise frische, unverbrauchte Nervenkraft — eine aufsteigende Klassenbewegung, die an sich gewiß erfreulich ist, weil sie von dem wirtschaftlichen und geistigen Fortschritt unseres Volkes Zeugnis ablegt. Aber auch die Schattenseiten dieses sozialen Prozesses sind nicht zu verkennen. Auf fast allen Gebieten des akademischen Studiums zeigt sich eine Ueberfüllung, die hauptsächlich dadurch herbeigeführt wird, daß junge Leute aus den erwerbenden Ständen sich zu den gelehrten Berufen drängen; eine Vermehrung des gelehrten Proletariats ist die Folge. Während so die mittleren Schichten von Jahr zu Jahr mehr Söhne zur Universität schicken, sind auf der anderen Seite die den akademischen Berufen Angehörigen häufig genötigt, ihre Söhne einer gewerblichen Tätigkeit zuzuführen. (Dr. H. Paalzow in der Berl. Akademischen Wochenschrift, 1907, Nr. 27.)

Wissenschaft und Lebensreform. „Viele sind der Meinung, es sei lediglich Aufgabe der Wissenschaft, dem Leben seinen Heilsweg zu bereiten. Man müßte sich in Geduld fassen, bis sie einstmals alle Weiten und Tiefen ausgemessen und einen neuen Weltbegriff und neue Lebensziele festgesetzt haben wird. Aber

diese Hoffnung ist eitel. Nur die gänzlich Blinden können es übersehen, daß die Wissenschaft dieser Aufgabe — je länger desto weniger — gewachsen ist. Ihre Arbeit löst sich trotz aller Generalisierung immer mehr in Stückwerk auf, weil alles Einzelne sich bei gründlicher Betrachtung immer mehr verzweigt und der Ueberblick mehr und mehr verloren geht. Das Leben aber bedarf eines Ganzen, einer entschlossenen Antwort; es kommt nicht mit einem „Wenn und Aber“ aus. Hier ist ein gesunder Knüppel in gesunder Faust unter Umständen mehr wert, als ein Paar raffiniert zugespitzter Rüststücke moderner Kriegstechnik. So kommt denn die Wissenschaft selber mehr und mehr in die Lage, ihre Unfähigkeit dem Leben gegenüber zu bekennen. Sie ist trotz aller gelehrten Soziologie vor der sozialen Frage verstummt; und dem um sich greifenden rassischen Verfalle gegenüber beschränkt sie sich auf die grämliche Erklärung, es sei unser Schicksal, demnächst von der historischen Schaubühne abzutreten — unsere Rolle sei ausgespielt; wir seien alt geworden und hätten jüngeren Völkern Platz zu machen. Auf den naheliegenden Einwurf, daß bei einheitlichem Ursprung alles Menschenleben gleich alt sei, weiß sie nichts zu antworten. Soweit denkt sie nicht; sie bleibt bei ihrer Redensart von alten und jungen Völkern. Aber wo sind denn die jungen und neuen Völker hergekommen? — So reicht uns die Wissenschaft wieder einmal Steine statt Brot. — Aber auch wo sie uns wertvolle Aufschlüsse vermittelt, müssen diese dem Leben erst noch dienstbar gemacht werden. Das aber geht wieder die Wissenschaft, die sich als Selbstzweck hinstellt und an keinerlei Voraussetzungen geknüpft ist, nichts an. Darum kümmert sie sich nicht! Was aber frommt uns der Nachweis etwa von der schädlichen Wirkung der Alkoholika, wenn die Massen-Vergiftung weiter ihren Fortgang nimmt? — was die Erkenntnis vom Verhältnis deutscher und römischer Rechtsnormen, wenn wir nach wie vor an falschem Rechte leiden? — was die sorgfältige Unterscheidung der Rassen und Typen, wenn wir von minderwertigen Völkern aus unsern Sitzen gedrängt werden? — was die Kulturgeschichte, wenn die Kultur selbst zum Gespötte wird? — Die Wissenschaft blickt mit Vorliebe rückwärts; ihr Liebstes sind die Registrierungen und die Sektionsbefunde; sie beschäftigt sich mit dem Vergangenen und Ausgelebten. Das Leben aber sieht in die Zukunft; es will neues Leben zeugen; es fordert vor allem gesunde Triebe, nicht totes Wissen, ja es kommt nicht ohne Anrufung der Instinkte aus. Wollen wir nicht in der um sich greifenden Halt- und Richtungslosigkeit untergehen, so dürfen wir nicht geduldig abwarten, bis die Wissenschaft den Ausweg findet. Wir müssen sofort, lieber heute als morgen, an die Arbeit gehen, um das Leben selber zu retten und ein schützendes Dach über dem Volke zu errichten. (Willibald Hentschel in der Vorrede zur zweiten Auflage von „Varuna“.)



Bücherbesprechungen.



Cohen, Hermann, Kommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Band 113 der Philosophischen Bibliothek. Leipzig 1907, Dürr. 2 M.

Man nehme das Wort Kommentar nicht in dem Sinne, wie man es etwa aus dem juristischen Sprachgebrauch oder aus dem Vaihingerschen Kommentar gewöhnt ist. Im Gegensatz zu diesem Werke vermeidet Cohen jede Verarbeitung der Kantliteratur, vermeidet sogar, um den Leser nicht zu zerstreuen, alle Zitate aus anderen Werken Kants, sowie aus eigenen Werken. Daß dadurch die Darstellung sehr einzügig und geschlossen werden kann, ist ersichtlich; daß sie eben darum notwendig persönliche Färbung erhalten muß, wird jeder erwarten, der in der Kritik der reinen Vernunft kein absolut einsinniges Werk sieht. Wir könnten auf Einzelheiten nicht ohne große Ausführlichkeit eingehen, wozu hier der Platz fehlt (vergl. z. B. Rob. Drill in der Frankfurter Ztg., Nr. 172, 1907); wir wollen nur hervorheben, daß durch die fortlaufend begleitende Darstellung eines Kommentars der Autor sich selbst zwingt, zu jedem Satz des kommentierten Werkes Stellung zu nehmen, und daß dadurch die persönliche Auffassung des Autors viel leichter kontrollierbar wird als in den üblichen Kantdarstellungen, wo auf herausgegriffene und in die nötige Vordergrundbeleuchtung gerückte Stellen die persönliche Auffassung aufgebaut wird. Allgemein sei noch bemerkt, daß der Kommentar in Kant hinein, aber nicht über Kant hinaus führt. Soll heißen, es wird wesentlich nur immanente, nicht transeunte

Kritik geübt. So wird z. B. die ganze kantische Terminologie, die Unterscheidung der Erkenntnisvermögen etc., einfach in kantischem Sinn, auch in ihrer Mehrdeutigkeit übernommen und weitergeführt. Selbstverständlich ist auch dieses Verfahren ein Akt der Selbstbeschränkung. Um aber tüchtig in den Kant hineinzukommen, wird man sich des Kommentars mit Gewinn bedienen. Dr. Drasto.

Lipps, Theodor, Leitfaden der Psychologie. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Engelmann. 1906. 8 M.

Die neue Auflage dieses Werkes unterscheidet sich von der alten zunächst durch Weglassung des methaphysischen Anhangs. Leider fehlt jede nähere Angabe über die Gründe dieser Auslassung; es bleibt unentschieden, ob der Autor mit dem Inhalte des Kapitels unzufrieden geworden ist, oder ob er es nur zu erneuter Formulierung in einer späteren Auflage zurückgestellt hat. Jedenfalls, mag auch die explizite Formulierung der metaphysischen Anschauung gestrichen sein, implizite ist in der Darstellung der psychischen Vorgänge die bekannte realpsychische Grundansicht durchaus beibehalten worden. Trotz jener Weglassung hat der Umfang des Buches in der neuen Auflage noch zugenommen. Dies ist verursacht durch weiteren Ausbau der logischen Teile, die zu einer vollständigen Urteilslehre ausgestaltet worden sind. Dieses Wenige ist ungefähr das Einzige, was sich über das Buch im allgemeinen sagen läßt, ohne spezielle Fragen zu berühren, was nicht geschehen könnte, ohne die persönliche Lippssche Terminologie aufzunehmen. Höchstens noch so viel, daß auch die neuen Teile keine neuen Ueberraschungen, sondern neue Vertiefungen bringen, daß die Lippssche Gedankenarbeit in diesem Buche einen Fortschritt im Sinn der Ausgestaltung und des Selbstsichererwerdens zeigt.

Dr. Drasto.

Sander, Paul, Feudalstaat und bürgerliche Verfassung. Ein Versuch über das Grundproblem der deutschen Verfassungsgeschichte. Berlin, A. Bath, 1906. 196 S.

Verfasser trennt die Beziehungen, die zwischen Menschen bestehen können, in räumlich-allgemeine und persönlich-besondere, mit anderen Worten in öffentliche und private. Reinlich voneinander geschieden sind diese zwei Arten von Beziehungen nirgends, aber es ist eine grundlegende Tatsache, daß in kleinen Kreisen die privaten Beziehungen vorwiegen, in großen die öffentlichen, derart, daß geradezu der Unterschied als ein wesentlich nur gradueller bezeichnet wird. Das Fortschreiten von kleinen zu großen sozialen Kreisen ist also zugleich ein solches der gesellschaftlichen Organisation von privaten zu öffentlichen Verbänden. Verfassungen sind Kompromisse zwischen öffentlichen und privaten Gewalten. — Oeffentlich deckt sich dem Verfasser nicht mit staatlich, vielmehr können auch private Beziehungen staatlichen Charakter haben. Er sieht einen Fehler darin, daß man sich die Erscheinungen der Vergangenheit aus der Anschauung des Gegenwartstaates zurechtkonstruiere und alle staatliche Gewalt nur dem Staatsoberhaupte zuerkenne oder von ihm ableite. Die Staatsgewalt ist ihm nicht etwas schlechthin Einheitliches, sondern er betrachtet den Staat als „eine in beständiger Veränderung befindliche, bald mehr, bald minder geeinte Vielheit von tausendfach einander durchkreuzenden . . . Abhängigkeitsverhältnissen“. Die deutsche Verfassungsgeschichte in das Licht seiner Anschauungen rückend, sieht er in der ältesten Zeit nur Spuren öffentlichen Verbandslebens, da das Leben der alten Germanen sich fast ausschließlich im Rahmen der Hausgenossenschaft und ländlichen Nachbarschaft abspielte. Große Volkskriege führten dann zur Bildung größerer Verbände, in denen das öffentliche Organisationselement (das räumlich-allgemeine) mehr hervortrat, und diese Entwicklung fand ihren Höhepunkt in der Universalmonarchie Karls des Großen. Das spätere deutsche Königtum streifte nach mancherlei Schwankungen dasjenige, was ihm von öffentlichen Zügen anhaftete, großenteils ab; es trat in Gestalt des Feudalismus eine üppige Entfaltung kleiner privater Verbände ein, die allmählich den Staat ausfüllten. Der Feudalstaat ist ein Konglomerat privater Beziehungen. Auch die Anfänge des Städtewesens sind privater Natur. Erst mit seinem Wachstum trat das öffentliche Verbandsprinzip in den Vordergrund und das in so ausgeprägter Weise, daß die mittelalterliche Stadtverfassung als Vorläuferin unseres modernen öffentlichen Staates bezeichnet werden kann. Dies sind die treibenden Gedanken der Schrift. Auf Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen.

Mit den Trägern anderer Auffassungen weiß Verfasser sich geschickt auseinanderzusetzen, und man wird im ganzen geneigt sein, seine Anschauung zu teilen, wenn man vielleicht auch nicht alle seine Konstruktionen akzeptieren wird.

Die normale Entwicklung eines Staatsorganismus wird man sich überhaupt nicht anders denken können, als in einem Fortschreiten von kleinen, auf individuellen Beziehungen beruhenden Gruppen zu immer größeren, in denen die Fühlung von Person zu Person nicht mehr möglich ist, und deshalb die vom Verfasser als räumlich-allgemein bezeichneten Beziehungen in den Vordergrund treten. Es ist deshalb auch leicht verständlich, weshalb der frühmittelalterliche Staat seinen „öffentlichen" Charakter nicht bewahren konnte. Er krönte nicht eine spontane organische Entwicklung, die innerhalb seines Substrats vor sich gegangen war, sondern er war lediglich eine künstliche Organisation von oben her und zwar in einem Aggregat, in dem die von unten ansteigende Integrierung und Differenzierung noch sehr geringe Fortschritte gemacht hatte. Die Vorbedingungen für einen einheitlichen Staatsorganismus waren noch nicht vorhanden, die Organisation mußte also entweder wieder zerfallen, oder sie mußte sich der Entwicklungsstufe des Aggregats anbequemen.

Von unmittelbarem Interesse für die Gegenwart und die Zukunft ist der Hinweis des Verfassers darauf, daß auch heute Neubildungen privaten Charakters im Staate vor sich gehen, denen nicht abgesprochen werden kann, daß sie dem Staate wesensgleich, also staatlicher Natur sind. In der Praxis kann das kaum mehr ignoriert werden, aber auch verfassungsmäßig werden solche Gestaltungen immer mehr als integrierende Bestandteile des Staatsorganismus Anerkennung finden müssen, wie das z. B. bei der jüngsten badischen Verfassungsrevision geschehen ist, wo den organisierten Berufsständen ein besonderes Wahlrecht zur ersten Kammer eingeräumt wurde. Allerdings werden Berufsverbände, wenn sie sich über ein ganzes Land verbreiten und Anspruch auf Berücksichtigung in der Landesverfassung erlangt haben, regelmäßig auch im Sinne Sanders einen öffentlichen Charakter bereits angenommen haben. Aber die private Herkunft ist doch noch deutlich erkennbar, ja, in den Unterstufen der Organisation noch völlig unverwischt.

Dr. J. G. Weiß.

W. M. Flinders Petrie, Migrations. Journ. of the Anthropol. Institute of Gr.-Britain und Ireland XXXVI 2, 1906.

Diese Huxley-Vorlesung des erfolgreichen Erforschers von Aegypten, der „vom Bekannten zum Unbekannten vorschreiten" und die Ergebnisse der Rassenforschung „mit den geschichtlichen Tatsachen in Verbindung bringen" möchte, ist für den Anthropologen wie für den Historiker beachtenswert. Da ich mich selbst vielfach mit vorgeschichtlichen und geschichtlichen „Wanderungen" beschäftigt habe (vergl. meine Vorträge „Migrations préhistoriques" auf dem Intern. Anthropologenkongreß von 1900 in Paris und „Wanderungen der Schwaben" im Württ. Anthropol.-Verein 1901, sowie den Aufsatz „Wanderwege der Wandalen" in der Deutschen Erde 1903, die beiden letzteren in mein Buch „Die Germanen" aufgenommen), sei es mir gestattet, hier über den inhaltreichen Vortrag des englischen Forschers zu berichten. Der erste Teil behandelt die ägyptischen Rassen von der ältesten Zeit (vor 9000 Jahren) bis zur arabischen Eroberung. Schon in den ältesten Gräbern finden wir zwei grundverschiedene Rassen, eine buschmannartige und eine langköpfige, hellfarbige, hochgewachsene von „europäischem Aussehen". Da in so früher Zeit die Schiffahrt noch nicht entwickelt war, glaubt Verfasser mit Recht, daß die letztere auf dem Landwege größtenteils von Westen (Libyer), teilweise aber auch von Osten (Amoriter) her eingewandert sei. Wir wissen, daß das Verbreitungszentrum dieser Rasse in Nordeuropa liegt. Später folgten dann neue Wellen von Einwanderern, aus Asien auch Rundköpfe, die sich mit den eingeborenen afrikanischen Rassen in den mannigfaltigsten Mischungsverhältnissen verbanden und kreuzten. Zuletzt kamen auf dem Seewege Achäer, Hellenen, Makedonier, Römer. — Der zweite, durch sieben Kartentafeln erläuterte Teil behandelt zwanzig an der Völkerwanderung beteiligte Völkerschaften, darunter elf germanische: Franken, Alemannen, Sachsen, Dänen, Langobarden, Goten, Gepiden, Heruler, Burgunden, Sueben, Wandalen, die übrigen slavischen, skythischen und mongolischen Stammes. Diese an geschichtlichen Einzelheiten sehr reichen Ausführungen enthalten unzweifelhaft viel Richtiges, aber auch manche hergebrachte Irrtümer. Besondere Anerkennung verdient, daß Petrie als Haupt- und Stammvölker der Franken die Chauken (angels. Hocingas), Cherusker und Chatten nennt. Auf den Karten führen die Wanderwege der Dänen, Langobarden, Goten und Heruler (dreien der vier Stämme angehörend) bis auf die skandinavische

Halbinsel zurück; nach geschichtlichen Quellen hätte der Verfasser unbedenklich auch die der Gepiden, Burgunden, Sachsen, Franken und Angeln bis dahin verlängern dürfen. Bemerkenswert sind die Schlußworte: „Eine große Lehre geht aus all diesen welterschütternden Wanderungen hervor, das ist die Notwendigkeit der Züchtung, und des Staatsmannes Pflicht ist es, dafür zu sorgen, daß dies ohne erhebliche Störung und Belästigung, dagegen mit dem größtmöglichen Erfolg geschieht." Das ist allerdings leichter gesagt als getan. Ludwig Wilser.

R. Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee, Land und Leute, Sitten und Gebräuche im Bismarckarchipel und auf den deutschen Salomoinseln. Herausgegeben von Dr. B. Ankermann. Mit zahlreichen Tafeln und Textabbildungen. In zehntägigen Lieferungen zu 50 Pfg. Verlag von Strecker & Schröder in Stuttgart.

Anthropologen, Geographen und Kolonialfreunde seien hierdurch auf das schöne, in dem bekannten, rührigen Verlag erscheinende Werk aufmerksam gemacht, dessen erste Lieferung nach Ausstattung, Bilderschmuck und Inhalt Hervorragendes erwarten läßt. Ich werde mir erlauben, später darauf zurückzukommen.

L. Wilser.

T. R. Jernigan, China in Law and Commerce. New York, 1905. The Macmillan Company. VII u. 408 S.

Der Verfasser, welcher ehemals amerikanischer Konsul in Schanghai war, behandelt die Ursachen der ungewöhnlichen Ausdauer asiatischer und insbesondere chinesischer Institutionen, die despotische Macht, die Beziehungen zwischen der sozialen Organisation und dem Rechtszustande, die Prinzipien und die Praxis der Rechtsprechung, die kommerziellen Institutionen, die Verkehrseinrichtungen und verschiedene andere Gegenstände. Er vertritt die Meinung, daß die fähigsten Männer unter den Chinesen der Einführung moderner Wirtschaftsmethoden wohl zugeneigt sind, eine Nachahmung der politischen und rechtlichen Einrichtungen der europäischen Völker weisen sie aber von sich, weil sie die bestehenden als die für ihr Volk am meisten geeigneten erachten. H. Fehlinger.

Dr. Karl Wilmanns. Zur Psychopathologie des Landstreichers. Eine klinische Studie. Verlag von Joh. Ambr. Barth, Leipzig, 1906. 418 S. und ein Tafelband. Preis 15 M.

Während die Mehrzahl ähnlicher Veröffentlichungen sich damit begnügte, einen mehr oder weniger kurzen Abriß aus dem Leben der geistig erkrankten Vagabunden zu geben, unternimmt es W., „den geisteskranken Landstreicher als Persönlichkeit einer klinischen Untersuchung zu unterwerfen und festzustellen, in welcher Weise die geistige Erkrankung auf sein Werden und Wachsen und schließliches Scheitern von Einfluß gewesen ist". Sein Unternehmen ist schon darum besonders dankenswert, weil es in sachkundigen Kreisen ein offenes Geheimnis ist, daß tatsächlich in vielen Korrektionsanstalten offenkundig Geisteskranke zurückbehalten und diszipliniert werden. W. bringt also neues und sehr brauchbares Beweismaterial für Mißstände, welche schon lange — leider bisher vergeblich — nach Abhilfe schrieen.

Sein Material bestand aus 52 Kranken, welche zum weitaus größten Teile aus dem Großherzoglich badischen polizeilichen Arbeitshause Kislau der Heidelberger Klinik zugeführt wurden. Verfasser stellte nun folgendes fest: Nur 20 seiner Fälle waren bereits vor dem Ausbruch der geistigen Störung gescheitert, wobei angeborene Schwächezustände, ungünstige häusliche Verhältnisse einerseits, mangelhafte Erziehung andererseits eine ursächliche Rolle spielten. Bei den übrigen 32 dagegen ist die Geistesstörung — es handelt sich durchweg um jugendliche, in Schwachsinn ausgehende Irrsinnsformen — „als erste und vorzüglichste Ursache des Verfalles anzusehen".

Die Kriminalität dieser Kranken setzte im Alter von 12—15 Jahren ein und erreichte mit 18—21 Jahren ihren Höhepunkt. Von 1682 Strafen, welche über die 52 Personen verhängt wurden, wurden 1345 wegen Bettelns und Landstreichens diktiert. Schwere Verbrechen waren selten; unter ihnen standen die Sittlichkeitsverbrechen obenan. Eine große Rolle spielten auch die Affektvergehen, die meist unter dem Einfluß des Alkohols begangen wurden, Fälschungen der Legitimationspapiere kamen häufig vor, trugen aber ebenso wie die — seltenen — Diebstähle meist ein ziemlich schwachsinniges Gepräge. —

Alle diese Kranken haben, bevor sie als Kranke erkannt und den Irrenanstalten überwiesen wurden, jahre- und jahrzehntelang die Strafanstalten bevölkert, sind also unverantwortlich lange Gegenstand einer gesetzwidrigen, vollkommen aussichtslosen und vielfach sehr harten Disziplinarbehandlung gewesen. Ein Umstand, für den nicht etwa die richterliche Instanz haftbar gemacht werden kann, da bei der summarischen Behandlung dieser Delikte (Betteln, Landstreichen usw., auch offenbare geistige Abnormitäten leicht übersehen werden. Die Hauptursache liegt vielmehr in der nicht zu bestreitenden mangelhaften psychiatrischen Durchbildung vieler als sachverständig geltender Aerzte, sowie in der untergeordneten Stellung derselben an den Strafanstalten verschiedener Art.

Nicht nur werden die auffälligen Zeichen geistiger Erkrankung oft als harmlose Reaktionen der Gefangenen auf die Wirkung der Haft aufgefaßt, sondern noch häufiger erwecken sie den Verdacht der Simulation, in deren Feststellung zahlzeiche mangelhaft psychiatrisch geschulte Anstaltsärzte mit den doch nur laienhaft urteilenden Anstaltsleitern noch immer wetteifern.

Wie sehr eine sachgemäße Unterbringung der 52 von Wilmanns beobachteten Kranken nötig war, lehrt deren weiteres Schicksal. Sechs sind in Irrenanstalten bereits verstorben, zwei auf der Landstraße verschollen. Von den übrigen 44 sind 34 in badischen, drei in auswärtigen Irrenanstalten untergebracht. Nur sieben befanden sich zur Zeit der Niederschrift des Buches nicht in irrenärztlicher Behandlung. Kein einziger jedoch von ihnen hat eine geordnete Beschäftigung, einen festen Wohnsitz, und unzweifelhaft geht aus ihren Akten hervor, daß sie sämtlich trotz ihres fast ständigen Aufenthaltes in Arbeitshäusern und anderen Strafanstalten auch jetzt noch Zeichen ausgesprochener geistiger Erkrankung aufweisen.

„Erst dann", sagt Wilmanns, „wird den Tausenden von Geisteskranken, die jetzt noch in unseren Strafanstalten diszipliniert werden, rechtzeitig der ihnen gebührende Schutz zuteil werden, wenn auf die psychiatrische Ausbildung der Strafanstaltsärzte ein größeres Gewicht gelegt wird, als es bislang geschah. Der Staat sollte die anfänglich großen Kosten nicht scheuen; sie werden durch die Beseitigung dieser Menschenruinen reichlich gedeckt werden." Dr. Gg. Lomer.

Dr. W. von Bechterew, Die Bedeutung der Suggestion im sozialen Leben. Wiesbaden 1905.

„Suggestion im weiteren Sinne erscheint als eines der Mittel persönlicher Beeinflussung unter Verhältnissen des Alltaglebens" sagt der V. im Vorworte, und „so gestaltet sich Suggestion zu einem bedeutungsvollen Element unseres gesellschaftlichen Lebens."

Nach einer scharfsinnigen Analyse der über das Wesen der Suggestion herrschenden Ansichten unternimmt es der V., den Begriff der Suggestion zu bestimmen. Was die Perzeptionstätigkeit betrifft, so unterscheiden wir eine aktive und eine passive. Im ersteren Falle ist es das „Ich" des Subjekts, das die Aufmerksamkeit auf diese oder jene äußeren Eindrücke hinlenkt, die zur Assimilation gelangen und dauernd dem persönlichen Bewußtsein einverleibt werden; im letzteren Falle hingegen nehmen wir viele Eindrücke aus der Umgebung ohne jegliche Beteiligung des „Ich" auf. Der Gegenstand der Perzeption gelangt dann nicht in das persönliche Bewußtsein, sondern in ein anderes Gebiet unserer Psyche, das man als das „Gemeinbewußtsein" bezeichnen darf. Der äußere Eindruck gelangt „in die inneren Gemächer der Seele" wie der V. treffend sagt, „nicht durch den Haupteingang, sondern sozusagen von der Hintertreppe aus". Nach obigen Ausführungen wäre also die Suggestion eine „direkte Ueberimpfung von Ideen, Gefühlen, Emotionen und anderen psychophysischen Zuständen in die Psyche eines Individuums, die an seinem „Ich", an seinem individuellen Selbstbewußtsein und an seiner Kritik vorbeigehen." (S. 15.)

Nach dieser wissenschaftlichen Begriffsbestimmung bespricht der Verfasser die mit der Suggestion in Zusammenhang stehenden Erscheinungen, wie die Hypnose, die Massenillusionen und Halluzinationen, die Besessenheit, die Hexerei usw. In seiner Eigenschaft als Direktor der Nervenklinik von St. Petersburg hatte er Gelegenheit, sich mit besonderer Sorgfalt dem Studium der verschiedenartigsten Formen der religiös-psychopathischen Epidemien, an welchen Rußlands soziales Leben so reich ist, zu widmen. Auf solche geistigen Epidemien kann man das bunte russische Sektenwesen zurückführen. Der Entstehungs- und Entwicklungsprozeß solcher Erscheinungen ist immer und überall derselbe und gleicht dem einer ansteckenden Krankheit. Um einen mit religiösen Wahnideen, Halluzinationen und Sinnestäuschungen

behafteten Paranoiker bildet sich ein Infektionsherd; die Epidemie entwickelt sich rasch und verbreitet sich in weite Kreise der Bevölkerung durch gegenseitige und Autosuggestion. Eine solche Ansteckung ist aber nur unter gewissen Bedingungen und zwar bei degenerativen Zuständen möglich. Unter solchen hebt der V. physische (Blutarmut, Kropf usw.) und psychische (Unwissenheit, geistiges Unbefriedigtsein, Unvollkommenheit der sittlichen Prinzipien usw.) Degeneration hervor. „Solcher Boden schafft in einem geeigneten physischen Milieu jene Bedingungen außerordentlicher Suggestibilität, die es ermöglichen, daß einzelne Personen in einer Bevölkerung plumpen Irrtum auf Treu und Glauben annehmen." (S. 108.)

Die Suggestion macht sich aber nicht nur bei religiösen, sondern auch bei historisch-politischen Ereignissen geltend; sie ist ein mächtiger Faktor der sozialen und geschichtlichen Entwicklung der Menschheit. In den heutigen revolutionären Bewegungen des russischen Volkes äußert sich wieder die „magische Gewalt der Suggestion", welche besonders in Volksanhäufungen und Versammlungen am stärksten wirkt. Bei dieser Gelegenheit findet ein wirklicher „psychischer Verschmelzungsprozeß" der die Menge bildenden Einzelindividuen statt, so daß die Menge sich dann wie ein „ungeheuerer sozialer Körper" bewegt und sowohl zu heroischen als auch zu verbrecherischen Taten schreitet. — Welchen Einfluß hat nun die historische Persönlichkeit auf den Verlauf der historischen Ereignisse, bei denen die Massen als bewegende Kraft auftreten? In den Demagogen, Feldherren, Staatsmännern usw., antwortet der V., „ruht eine innere Gewalt, die die Massen zu Taten, die dauernde Spuren in der Menschheitsgeschichte hinterlassen, anfeuert". (S. 142.)

Das ist in kurzem Umrisse der Gedankengang des russischen Forschers. Sein Werk, welches an Material und Beobachtungen sehr reich ist, bedeutet für die Literatur eines der interessantesten Gebiete der Soziologie, der Psychologie der sozialen Gruppen, einen wertvollen Gewinn. Den Untersuchungen des V., Baldwins und Sigheles verdanken wir es, wenn nun auch dieser Zweig der Soziologie auf wissenschaftlichen Grundlagen aufgebaut wird. Der Geschichtsforscher und der Soziolog müssen ihre Aufmerksamkeit auf die Suggestion richten, um in das Wesen der sozialen Erscheinungswelt eindringen zu können. „Wo mit diesem Faktor nicht gerechnet wird, droht einer ganzen Reihe historischer und sozialer Erscheinungen die Gefahr unvollständiger, unzureichender und vielleicht auch unzutreffender Beleuchtung." Mit diesem warnenden Hinweise schließt der V. sein schönes und lehrreiches Buch.

Dr. F. Savorgnan.

Eingegangene Bücher.

(8° Format und broschiert, wo nicht anders vermerkt.)

Die Herren Mitarbeiter belieben unter den nachstehend verzeichneten Werken zu wählen und Anträge auf Ueberweisung von Rezensionsmaterial an die Redaktion zu richten.

Berthelot, Prof. Dr. A., Daniel und die griechische Gefahr. 17. Heft der 2. Reihe der Religionsgeschichtlichen Volksbücher. Tübingen 1907, J. C. B. Mohr. 64 S., 0,50 M.

Bernstein, Eduard, Die Grundbedingungen des Wirtschaftslebens. Berlin 1907, Buchhandlung „Vorwärts". 32 S., 0,50 M.

Dammann, Dr., Die geschlechtliche Frage. Leipzig 1908, Teutonia-Verlag. 185 S., geb.

Fritsch, Theodor, Handbuch der Judenfrage. 26. Aufl. Hamburg 1907, Hanseatische Druck- und Verlagsanstalt. 438 S., geb.

Guttzeit, Johannes, Ein dunkler Punkt. Das Verbrechen gegen das keimende Leben. 2. Aufl. Leipzig 1907, Max Spohr. 248 S., 4,50 M.

Michaelis, Dr. C., Die Stadt Berlin und das Reformgymnasium. 2. Aufl. Leipzig 1907, Dürrsche Buchhandlung. 24 S., 0,50 M.

Schrader, O., Sprachvergleichung und Urgeschichte. 3. Aufl. I. Teil, II. Teil, 1. und 2. Abschnitt. Jena, H. Costenoble.

Teichmann, Dr. E., Fortpflanzung und Zeugung. Stuttgart 1907, Kosmos-Verlag. 96 S., 1 M.

Vogt, Dr. H., Mathematik und Reformgymnasium. Leipzig 1907, Dürrsche Buchhandlung. 40 S., 0,75 M.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VI. 8. 1907.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Der physische Typus der Genies.

Einige Worte zur Einführung und Anleitung.

Otto Hauser.

Vorbemerkung der Redaktion. — Wer die Ergebnisse von Woltmanns Germanenforschung[1]) verfolgt hat, wird mit uns in dem Wunsche übereinstimmen, daß dieses so erfolgreich angebaute Gebiet durch die systematische Tätigkeit vieler — denn für einen einzelnen erscheint die Arbeit zu groß — nach und nach ganz der Forschung erschlossen werden möchte, und zwar mit dem gemeinsamen Ziel, das von Woltmann geplante, aber leider nicht über die ersten Vorarbeiten hinaus geförderte Werk über „Rasse und Genius" zur Ausführung zu bringen. Wir kommen daher gern der Anregung des Herrn Verfassers des nachfolgenden Aufsatzes entgegen und erklären uns bereit, als Zentralstelle für die Sammlung und Verarbeitung des einschlägigen Materials zu fungieren. Es handelt sich also zunächst darum, aus Museen, Privatgallerien, Bibliotheken usw. alle erreichbaren ikonographischen und biographischen Daten über die hervorragendsten Namen der Weltgeschichte zu sammeln und zu vereinigen. Woltmann selbst hat die italienischen, französischen und belgischen Quellen bereits ziemlich erschöpft, während für die übrigen Kulturstaaten die entsprechende Arbeit noch zu leisten sein würde (Oesterreich jedoch mit Ausnahme der Wiener Gallerien, welche von Otto Hauser bereits gründlich durchforscht worden sind).

Somit ergeht unsere Aufforderung zur Mitarbeit bei dem geplanten Sammelwerk an alle Mitarbeiter und Leser der „Revue", welche an ihrem Wohnort oder auf ihren Reisen Gelegenheit haben, Quellenstudien der gedachten Art zu betreiben. Alle weiteren Informationen und Dispositionen werden auf brieflichem Wege erfolgen. Im übrigen mögen die nachstehenden Ausführungen zunächst als Richtschnur dienen.

Eine teilweise Veröffentlichung der einlaufenden Beiträge in der Politisch-anthropologischen Revue bleibt vorbehalten.

Im folgenden möchte ich die Anregung zur systematischen Bearbeitung des von L. Woltmann zuerst betretenen Gebietes der Genieforschung geben. Es wird erwünscht sein, wenn möglichst viele Mitarbeiter das Ihre hierzu beitragen. Endgültige Resultate können sich erst ergeben, wenn über jede einzelne Persönlichkeit ein möglichst vollständiges Material beigebracht ist. Bei L. Woltmann, dem es zum größten Verluste der Wissenschaft nicht vergönnt war, selbst seine Forschungen zum Abschluß zu bringen, begegnet man noch manchem Zweifelhaften; außerdem hat er nur erst kleine Ausschnitte aus dem

[1]) „Die Germanen und die Renaissance in Italien." Leipzig 1905, Thür. Verlagsanstalt. — „Die Germanen in Frankreich." Jena 1907, E. Diederichs.

schier unabsehbaren Gebiete behandeln können. Daß seine Schlüsse auch schon nach diesen Ergebnissen berechtigt und nach meinem Dafürhalten sicher sind, schließt nicht aus, daß weiter geforscht werde, zumal neben der Aufhellung des Rassenproblems auch die Feststellungen im einzelnen gewiß von Interesse sind. Nun ist es jedoch nicht immer ganz leicht, die einzelnen Merkmale genau festzustellen. Ich spreche nicht davon, daß jeder womöglich in allen Genies seinen eigenen Rassetypus wird wiederfinden wollen. Das Gerechtigkeitsgefühl wird diese kleine Schwäche bald besiegen. Auch brauche ich nicht zu betonen, daß es einem Genie durchaus keinen Abbruch tut, wenn es mit schwarzen Haaren und braunen Augen durchs Erdenleben ging, wenn auch in dieser Hinsicht nach meiner Meinung ein Zusammenhang zwischen Typus und Wirken besteht. Es fällt nämlich auf, daß die schwarzhaarigen Genies weit weniger sicher in ihren Zielen sind, als die blonden, und darum hauptsächlich als titanisch ringende erscheinen; Wollen und Können steht vielfach im Widerspruch. Man denke an Michelangelo neben Leonardo da Vinci, an Beethoven neben Richard Wagner, an Balzac neben Flaubert. Wo es sich vor allem um die Sicherheit des Zieles handelt, findet man darum fast ausschließlich reine Blonde, so bei Feldherren: David, Alexander, Wallenstein, Friedrich II., Napoleon, Moltke. In der Wissenschaft dagegen, die selbst ein Ringen bedeutet, sind Mischtypen häufig, ebenso in den Künsten. Reine Schwarze sind naturgemäß in Mitteleuropa sehr selten, in Südeuropa dagegen in überwiegender Zahl zu vermuten, obwohl gerade hier die Resultate unserer Forschung die überraschendsten sind, ohne darum jedoch unerklärlich zu sein: Cervantes, Camões, Murillo waren nach L. Woltmann blond.

Wenn man nun an die Feststellung der Typen geht, werden anfänglich die zweifelhaften Fälle fast die Mehrzahl bilden. Das Auge ist in ungeahnter Weise ungeübt, das Farbengedächtnis selbst so schwach, daß man selbst von Personen, mit denen man oft verkehrt, aus der Erinnerung meist die Augenfarbe nicht sicher angeben kann; bei den Haaren ist man geneigt, ein etwas dunkleres Blond gleich für Braun, selbst für Schwarz zu erklären. Die natürliche „männliche“ Färbung des Teints beim Manne, zumal in späteren Jahren, wird leicht für brünett genommen. Man muß sich da stets zum Vergleich die wirklich dunkeln Farben gegenwärtig halten. Selbst ein sehr dunkelblondes Haar erscheint neben echtem Braun und echtem Schwarz noch deutlich als blond, ebenso der männlich bräunliche Teint neben dem brünetten des Südländers als unzweifelhaft licht; eine Rötung in den Wangen, die aber nicht immer da sein muß, bezeugt zumeist die Lichtheit des Teints sicher. (Die Fälle, wo ein brünetter Teint sie aufweist, dürften nur sehr vereinzelt sein, und da ist Mischung mit lichterem Blute anzunehmen.) Zu beachten ist auch, daß die Beleuchtung sehr wesentlich die Farbe verändern kann; ebenso spielt die Distanz eine Rolle. So war ich selbst lange überzeugt, braune Augen zu haben und behauptete dies stets, wenn sie für „blau“ gehalten wurden. Erst durch Woltmanns Forschungen interessiert, betrachtete ich sie aus nächster Nähe im Spiegel und fand die Iris unvermischt graugrün von ziemlich lichter Nuance. Dieser Fall scheint mir charakteristisch, und es ist daher nicht zu verwundern, daß die Farbe der Augen viel-

fach zweifelhaft wiedergegeben wird. Darauf wieder, daß Haar- und Augenfarbe oft ganz gleich erscheinen, beruht es, daß Rubens mehrfach die Augen mit genau derselben Farbe wie die Haare malt. Hier ist ein Zweifel stets gerechtfertigt. Bei den alten Italienern findet man, wie schon L. Woltmann bemerkte, lichtblaue Augen mit Gelb wiedergegeben. Da mag es sein, daß die sehr zarte Farbe sich in dieser Weise veränderte. Aber es gibt tatsächlich auch sehr lichte blaue Augen (meist mit einem dunkeln, jeden Zweifel an der Farbe ausschließenden Rand um die Iris), die manchmal — nicht nur Beleuchtung, sondern auch körperliches Befinden spielt da eine Rolle — gelblich erscheinen, was ich bei Personen aus reinblonden Familien beobachten konnte.[1]) Aber dieses weißliche Graugelb (occhi bianchi von den Italienern bezeichnet) unterscheidet sich schon ganz unzweifelhaft von dem sehr aufgehellten Braun (man könnte geradezu „Blond" sagen) der Augen von blonden Mischlingen. In späterer Zeit hat Carlo Dolci wieder solche Augen gemalt. Sie sind an und für sich nicht häufig. Selten sind auch echte mischfarbige Augen. Dunkle graue Augen, die entweder ins Grüne oder ins Blaue spielen, sind von ihnen ganz verschieden. Braun bildet in ihnen eine starke Komponente, oft sogar deutlich erkennbare Flecken; meist strahlt es von der Pupille gegen den Rand zu ins Graue aus. Schwarze Augen gibt es eigentlich nicht. Wo solche gemalt werden, ist die Farbe zweifelhaft. Man wird sich in den meisten Fällen für Braun entscheiden können, obwohl auch graue und blaue Augen bei großer Erweiterungsfähigkeit der Pupille einen schwarzen Eindruck machen können.

Ueber die Farbe des Haares gibt, wenn die Personen Perücke tragen, die der Augenbrauen und der Bartboden einigen Aufschluß, obwohl die Augenbrauen und der Bart meist lichter als das Haupthaar sind. Im allgemeinen dürfte die Kombination von deutlich blondem Bart und echt schwarzem Haar selten sein; häufiger ist rotbrauner Bart bei schwarzem Haar (da verrät der rotbraune Bart die Beimischung lichteren Blutes). Nicht zu vergessen ist, daß wohl blondes Haar sehr dunkel erscheinen kann, nicht aber schwarzes blond, so daß also ein einziges, sicher beglaubigtes Bild für Blond entscheiden kann. Die Nachdunkelung, die Schattengebung der Bilder ist zu berücksichtigen.

Wo die meisten Merkmale zweifelhaft sind, ist es gut, die Form der Nase zu beachten. Bei lichtem Teint bezeugt eine stark ausgeprägte Nase zweifellos den nordischen Einschlag, bei brünettem kann dieser auch ein mediterraner sein. Die alpine Rasse ist dadurch für dieses Merkmal ausgeschlossen. Allerdings aber hat die nordische Nase, die überhaupt eine sehr große Mannigfaltigkeit zeigt (etwa der mongolischen gegenüber), bisweilen auch eine kurze Form, wie wir sie z. B. bei Luther und Bismarck finden, von denen der letztere rein nordischer Abkunft ist, während Luther in den braunen Augen eine leichte Beimischung dunkleren Blutes zeigt.

Eine genaue Feststellung der Schädelform ist bei Bildern nur bei der Aufnahme im Profil möglich. Man kann meist nur ein besonders

[1]) Nach genauen Beobachtungen, die ich gelegentlich anstellte, erscheinen blaue und graue Augen lichterer Nuance bei Profilstellung des Gesichtes und hellem Hintergrunde tatsächlich gelb, so daß die alten Italiener in solchen Fällen einfach die Natur wiedergegeben haben dürften.

schmales Gesicht von breiter gebauten unterscheiden. Was sonst die Bestimmung der Schädelform betrifft, so herrschen meiner Ansicht nach sowohl in der populären Auffassung als auch in der Wissenschaft einige Mißverständlichkeiten. Die Angabe des Schädelindex läßt es oft im Zweifel, welchem Typus ein Schädel angehört. Ebenso muß ein „Rundkopf" durchaus kein Kurzkopf sein; man bezeichnet so vielmehr den ovalen Kopf im Gegensatz zu dem viereckigen, dem Quadratschädel. Wer je die Totenmaske Napoleons gesehen hat, wird niemals nach dem runden Rande seines Hutes, wie dies geschehen ist, diesen typischen Langschädel für einen Kurzkopf erklären; dem Ellipsoid läßt sich leichter ein Kreis aufsetzen, als eine Ellipse der Kugel. Typische Schmalschädel sind im allgemeinen selten. Nach meinen Beobachtungen sind sie mehr das Produkt einer Ueberzüchtung — darum im französischen Adel vor der Revolution häufig —, als von vornherein ein Rassenmerkmal. Zweifellos unvermischte Skandinavier, die ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, zeigten bei reinem nordischen Typus einen verhältnismäßig breiten Schädel; und auch in Dänemark und Schweden fällt ein besonders schmaler Schädel auf. Trotzdem kann niemand mit einiger Beobachtungsgabe einen alpinen Kurzschädel mit dem allgemeinen germanischen Schädel verwechseln. Ich glaube, das Merkmal ist hier der Hinterkopf, der über die Nackenlinie auslädt. Die Stirn ist, auch wenn sie einen breiten Eindruck macht (das gilt auch in Skandinavien für ein Zeichen von Ueberlegenheit), seitlich abfallend, so daß der Kopf von oben gesehen viel länger als breit erscheint. Der Kurzschädel ist unter den Genies sehr selten. Wo, wie unter den Tschechen, eine Kombination von blondem Typus bei tatarischem Knochenbau vorherrscht, zeigen die Genies, soweit sie nicht rein nordischer Abkunft sind, nicht selten den schwarzen Typus bei nordischem Knochenbau, was beachtenswert ist.

Die körperliche Größe läßt sich natürlich nur an Lebenden bestimmen. „Sehr groß" sind Menschen über 180 cm, klein solche unter 165 cm. Die Kleinheit eines sonst reinen Nordländers bezeugt keinen Einschlag fremder Rasse, da sie durch Degenerationserscheinungen hervorgerufen, ja, manchmal direkt krankhaft sein kann: Wagner, Kant, Swinburne, Napoleon.

Nicht zu vergessen sind gelegentlich Angaben über fremdvölkischen Einschlag (der sich jedoch nicht mit fremder Rasse zu decken braucht), also z. B. bei Personen, die aus dem Judentume hervorgegangen sind, der Hinweis hierauf; ebenso bei exotischem Einschlag (bei Puschkin und den beiden Dumas Negerblut, bei Toorop javanisches).

Einem Irrtum möge gleich hier begegnet sein: Der „Slave" ist nicht, wie man zumeist annimmt, brünett, sondern ebenso reiner Blonder wie der Germane, dessen nächster Verwandter er ist, und mit dem er am längsten von allen „arischen" Völkern eine gleiche Sprache sprach. Dunkle Slaven sind ebensowenig reine Slaven, wie dunkle Germanen reine Germanen. — Daß die Begriffe Nation und Rasse sich durchaus nicht völlig decken, kann nicht oft genug betont werden.

Im allgemeinen ist zu sagen, daß die Idealtypen notwendigerweise selten sind, der einzelne vielmehr nur eine gewisse Annäherung an sie repräsentiert. Nach meinen vorläufigen Beobachtungen scheint das Genie die größte in der gegebenen Kombination mögliche Annäherung

an die nordische Rasse darzustellen, so wie denn Goethe viel stärker nach seinem groß gewachsenen nordischen Vater als nach seiner brünetten Mutter schlug, ebenso in ähnlicher Weise Napoleon. Der Prozeß der Entmischung, auf den L. Woltmann bereits nachdrücklich hinwies, fände hier bestätigende Fälle.

Ich gebe hier noch eine Skala für jedes Merkmal, die aber eine genauere Beschreibung nicht ausschließen, vielmehr nur zu einer solchen anleiten soll:

Haare: hellblond, mittelblond, dunkelblond,[1]) rötlichblond, rotblond, rot, rotbraun, braun, schwarzbraun, braunschwarz, reinschwarz.

Augenbrauen und Bart ebenso.

Bartboden (bei rasiertem Barte) licht oder bläulich resp. grünlich.

Augen: gelblich, wasserblau, hellblau, reinblau, dunkelblau, blaugrau, grüngrau, reingrau, lichtgrau, mischfarbig, hellbraun, dunkelbraun.

Teint: lichtrosig, blaß, rötlich, gelblich mit Wangenrötung, bräunlich mit Wangenrötung, brünett.

Wenn eine Person in jugendlichem Alter dargestellt ist, so ist dies zu vermerken, da sich die Haarfarbe meist in späteren Jahren verändert, d. h. eine dunklere Nuance annimmt. Bei grauem Haar läßt sich meist an dem Schimmer noch erkennen, ob es schwarz oder blond war; im Anfangsstadium des Ergrauens erscheint blondes Haar oft auffallend dunkel. Am längsten erhält sich die Farbe der Augenbrauen und die des Bartes um den Mund herum. Bei Rauchern erscheint allerdings der weiße Bart um den Mund auffallend blond gefärbt, was dann natürlich keinen Rückschluß gestattet.

Kopien sind stets als solche zu bezeichnen. Sie haben gewöhnlich um so geringeren Wert für unsere Forschung, je selbständiger der Künstler war, der sie malte. Dasselbe gilt für freie historische Bilder, da durchaus nicht alle Historienmaler das echte Porträtmaterial zu Rate ziehen.

Es ist angezeigt, stets neben den Lebensdaten des Gemalten auch die des Malers anzugeben, sowie auch des Gemalten Geburtsort. Bei literarischem Quellenmaterial ist womöglich der Wortlaut des Originals, wenigstens so weit er die Angaben der Merkmale betrifft, zu zitieren, sowie der Ort, wo es zu finden ist.

Wo zur Feststellung der Rassenmerkmale Statuen, Büsten, Gemmen, Medaillen, Totenmasken und Gebeine herangezogen werden können, sollte es in keinem Falle unterlassen werden.

Ueber den Zusammenhang zwischen Genie und Körpergröße.

Josef Popper (Lynkeus).

Im folgenden möchte ich einige Daten zu einer Frage vorführen, die mich schon seit vielen Dezennien interessiert, und bei deren Studium nicht nur keinerlei Tendenz, sondern auch nicht die mindeste Bestrebung

[1]) Französisch châtain clair, italienisch castagno chiaro; L. Woltmann scheint mir diese Bezeichnungen mehrfach für „kastanienbraun“ genommen zu haben, was aber bei uns eine braunrote Nuance bezeichnet.

meinerseits vorhanden war, sie mit der Rassenphilosophie oder -politik — im heutigen Sinne — in Zusammenhang zu bringen. Ich sammelte nur nackte Tatsachen und teile sie hier mit in der Erwartung, daß sie von anderen vervollständigt und vielleicht auch eingehend studiert, namentlich messend verfolgt werden.

Die erste Tatsache, die mir einen nahezu unverständlich starken Eindruck machte, war die biblische Erzählung des Zweikampfes zwischen dem kleinen David und dem Riesen Goliath. Ich war, als ich diese Erzählung kennen lernte, nur zehn oder elf Jahre alt, aber dennoch erschien mir ein Zusammenhang von Kleinheit mit Gewandtheit des Körpers und Ueberlegenheit des Geistes von da an für naheliegend, und ich hatte seither den Trieb, unausgesetzt geistige Begabung und Körpergröße miteinander zu vergleichen, sei es gelegentlich der Personalbeschreibungen berühmter Männer, sei es bei Beobachtung talentvoller Menschen, denen ich begegnete. Was ich in der weitaus größten Zahl von Fällen fand, war nun in der Tat eine Bestätigung dessen, was ich bei David und Goliath in körperlicher Beziehung und bei David gegenüber dem langen Saul in geistiger Beziehung gesehen hatte: daß Gewandtheit und großes Talent mit einem kleinen Körper verbunden zu sein pflegen, ja daß die ganz außerordentlichen Genies, von denen die politische oder die Kulturgeschichte berichtet, mit auffallend kleiner Gestalt verbunden erscheinen.

Unter den Staatsmännern und Feldherren finden wir König David und Alexander den Großen von besonders kleiner Figur, desgleichen Attila; Macchiavelli mittelgroß, Cromwell, Prinz Eugen von Savoyen, Friedrich den Großen, Napoleon, Cavour, Gambetta, Mazzini, Louis Blanc, Thiers — sämtlich sehr klein gewachsen oder von unter Mittelgröße. Gladstone scheint auch nur mittelgroß gewesen zu sein; ebenso war Windthorst auffallend klein. Merkwürdig war es mir, daß Napoleon, der ebenso klein wie Friedrich der Große war, mit einer Art von Beflissenheit einmal hervorhob, daß Alexander der Große „viel" kleiner gewesen sei als er; ich weiß nicht, woher er die Angaben hatte, die ihn zu diesem Ausspruche berechtigt hätten, und ebensowenig ahne ich, was Napoleon dabei im Sinne hatte. Ich halte es für möglich, daß ihm eine kleine Gestalt als ein Makel erschien. Wenn ich nicht irre, wurde gelegentlich der Auffindung der Mumie von Ramses II. (Sesostris), einem Manne, der sich an Genie mit Napoleon vergleichen läßt, bemerkt, wie auffallend klein sein Skelett sei. Was aber Cäsar betrifft, so spricht er zwar im gallischen Krieg davon, daß die Gallier sich über „unsere" kleine Gestalt lustig machen, aber relativ gegen die meisten anderen Römer scheint er groß gewesen zu sein, denn Sueton spricht von Cäsars „excelsa statura" und Plutarch von seiner „hageren Konstitution".

Von Jesus aus Nazareth berichtet der Talmud, er sei von sehr kleiner Statur gewesen; Paulus war ebenfalls klein; auch Franz von Assisi, der sich selbst als klein bezeichnete. Savonarola war mittelgroß; Luther war mittelgroß und sehr stämmig.

Von bildenden Künstlern besitze ich wenig Daten, jedoch ist es allgemein bekannt, daß Raffael klein, Michelangelo mittelgroß und Adolf Menzel von kleiner Statur war.

Die meisten Angaben über Künstler verdanke ich Woltmanns Werk „die Germanen und die Renaissance in Italien", aus dem ich auch noch einige Daten aus anderen Gebieten hier benutzen und mit dem Buchstaben W hervorheben werde. Nach Woltmann war Verrochio „vielleicht unter mittelgroß", Perugino mittlerer Statur, ebenso Salvatore, Rosa; Palladio war klein. Hingegen sollen Tizian und Leonardo da Vinci von hoher Gestalt gewesen sein.

Unter den Musikern finden wir die genialsten — von Händel abgesehen — klein gewachsen. Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, C. M. von Weber, Richard Wagner waren sehr klein, Schumann, Franz Schubert und Brahms kaum von Mittelgröße. Merkwürdig ist es, daß die genialsten neueren italienischen Musiker: Rossini, Donizetti und Verdi (W) groß gewachsen waren. Ueber diesen Punkt soll später näher gesprochen werden.

Was die Dichter und Schriftsteller betrifft, so war von mittlerer Statur: Dante; klein: Horaz, Carducci, Cervantes (ich glaube, er selbst sagte es), Erasmus, Montaigne und Rabelais; hingegen waren hoch gewachsen: Petrarka, Boccaccio und Tasso; Leopardi war mittelgroß, ebenso Ugo Foscolo, Manzoni übermittelgroß (W). Rousseau war sehr klein, desgleichen Abbé Galiani; Voltaire wird irgendwo als lang und hager geschildert; nach seiner Statue in Ferney und jener von Houdin in Paris jedoch muß er klein gewesen sein, und ich gestehe, daß ich mir ein solch impulsives Genie, eine solche Arbeitskraft und eine solche geistige Beweglichkeit gar nicht mit einem langen Leibe verbunden denken kann. Balzac und Victor Hugo waren kurz und stämmig, Heine und Heinrich von Kleist klein und dick, E. T. Hofmann klein.

Unter den Philosophen und Naturforschern finden wir Spinoza klein, Newton und Leibniz nur mittelgroß, Kant sehr klein, Fichte, Schelling und Schopenhauer klein, Hegel mittelgroß, Schleiermacher sehr klein, Nietzsche mittelgroß, eher klein. Hingegen (nach W) Giordano Bruno und Galilei mehr groß als klein, Columbus und Volta groß. Alexander von Humboldt war ein kleines Männchen, Gauß mittelgroß, Jacobi klein und untersetzt; die großen französischen Mathematiker und Physiker: Lagrange, Laplace, Legendre, Ampère waren, wie der norwegische große Mathematiker Abel zu seinem Erstaunen wahrnahm, von kleiner Statur. Lichtenberg war sehr klein. Der Physiologe Meynert war klein. Die Historiker Ranke und Mommsen desgleichen; der große Geograph und überaus gewaltige Beherrscher geographischen Materials, Elisée Reclus, ebenfalls.

Die drei größten Schachspieler: Andersen, Morphy und Steinitz waren, der erste mittelgroß, die beiden letzteren sehr klein.

Nebenbei möchte ich auch hervorheben, daß die Zwerge in der Volkssage kluge Wesen waren, und daß der schlaueste aller Götter der nordischen Mythologie: Loki, als sehr klein gedacht wurde.

Wie es sich mit den berühmten Frauen verhält, darüber kann ich wegen Mangel an Daten wenig sagen. Sappho war klein, von Katharina II. weiß man, daß sie klein war; Kleopatra, die nicht nur schön, sondern auch geistig sehr begabt war — sonst hätte Julius Cäsar nicht so lange an ihrem Umgange Gefallen gefunden —, war wohl sehr klein, da jener Rhetor sie in einen Baumwollballen eingehüllt zu dem großen Römer tragen konnte. Elisabeth von England stellte ich mir wohl

immer als klein gewachsen vor, weiß jedoch nicht, ob ich das als eine Tatsache gelesen hatte oder von meinen Ansichten über den Vorzug der Kleinheit des Körpers hierbei beeinflußt war.

Aber nicht nur bei den großen Genies der politischen oder Kulturgeschichte fand ich die Tatsache der Kleinheit meistens bewährt, sondern auch bei den allermeisten Personen, die ich beobachten konnte, Männern wie Frauen, zeigte sich mir, daß die relativ kleinen Personen die begabteren waren. Auffallend fand ich dies besonders bei Geschwistern, und zwar bei Schwestern noch weit mehr als bei Brüdern, bestätigt. Unter mehreren Schwestern erschienen die groß gewachsenen fast immer gegenüber den kleinen nahezu wie dumm. Analoges findet in Gruppen von Männern statt, die irgend eine gemeinschaftliche geistige Tätigkeit entwickeln; bei Kollegien z. B., Gemeinderäten, Verwaltungsräten, Mitgliedern politischer Ausschüsse, sogar schon bei Kaufleuten, die zueinander im Kompagnieverhältnis stehen. Stets beobachtete ich, daß der dominierende Einfluß und der größere Verstand auf Seite der klein gewachsenen zu finden war. Selbst bei Schulknaben zeigten sich fast immer die kleineren als die begabteren.

Eine Art vielleicht allzu roher Erklärung aller dieser Tatsachen machte ich mir durch den Gedanken, daß die Beine des Menschen doch eigentlich mit seinen geistigen Qualitäten nichts zu tun haben können, da sie im Grunde genommen nur zur Ortsveränderung dienen, also nur, obwohl sie organisch mit dem Körper zusammenhängen, wie z. B. Stelzen zu betrachten sind. Wenn ich daher von klein gewachsenen, aber genialen Menschen las oder solche selbst beobachtete (wie z. B. den Schachspieler Wilhelm Steinitz, der überhaupt ein selten großer Geist war), so nahm ich an, daß sie sehr kurze Beine hätten; bei Steinitz war das im höchsten Maße der Fall. Und diesen Gedanken weiter verfolgend kam ich zum Schlusse, daß es überhaupt auf die *Länge des Rumpfes* oder des *Oberkörpers*, entweder absolut genommen oder im Verhältnis zu der Länge der unteren Gliedmaßen sehr ankommen müsse. Hierin wurde ich bestärkt — wenn nicht geradezu angeregt — durch eine merkwürdige Stelle in Homers Ilias. Dort heißt es nämlich von Ulysses und Achilles, daß, wenn sie nebeneinander standen, Achilles über Ulysses weit hervorragte, *wenn sie aber saßen, sei Achilles kleiner erschienen.* Und diese letztere Bemerkung, welche die ganze Frage erst einer gründlichen Lösung zuführt, fand ich in meiner Erfahrung ebenfalls durchaus bestätigt: Sitzend waren die relativ kleinen Menschen mit größerer Begabung höher über ihren Sitz hervorragend, als die groß gewachsenen, die immer die unfähigeren waren. Von Lassalle erzählte mir jemand, der mit ihm verkehrte, er habe, wenn er in einem öffentlichen Lokale saß, jedermann sofort durch seinen mächtigen Oberkörper imponiert. Und hiermit ist wohl auch die Antwort auf die Frage gegeben, wie es sich mit der Tatsache verhalte, daß es doch auch — wenn auch relativ selten — groß gewachsene Männer mit großem Genie gegeben habe und wohl auch immer gebe? Man braucht hier durchaus nicht ein Durchbrechen der Regel: „Große Genies, kleine Körper", anzunehmen und sich mit der Annahme zu helfen, daß es bei jeder Regel Ausnahmen gebe. Sondern wir brauchen bloß anstatt auf die absolute Länge des Oberkörpers auf das *Verhältnis* seiner Länge zu jener der Beine zu

achten, und wollen nun sagen: Je länger der Oberkörper eines Menschen im Verhältnis zu seinen Beinen ist, desto größer ist seine Begabung. Eine schöne Bestätigung dieser nunmehr verbesserten Regel für den Zusammenhang zwischen Genie und Körpergröße fand ich vor ganz kurzer Zeit, da ich eine alte Beschreibung von Goethes Persönlichkeit las. Dort hieß es, Goethe sei schön und hoch gewachsen, nur seien seine Beine verhältnismäßig zu kurz. Was jenem Beobachter als Schönheitsfehler erschien, zeigt sich zufolge unserer Annahme als ein Kennzeichen oder als Begleiterscheinung (ich will nicht entfernt sagen: als Beweis) des Genies von Goethe. Analog finde ich bei Confucius, daß dieser sehr hoch gewachsene Mann in den chinesischen Abbildungen, die ihn sitzend darstellen, einen gewaltigen Oberkörper hatte.

Und so werden wir wohl bei allen jenen groß gewachsenen Genies kaum fehl gehen, wenn wir voraussetzen: Sie haben (oder hatten) im Verhältnis zu ihrem Oberkörper kurze Beine. Und infolge davon werden auch solche Personen beim Sitzen andere Personen, die ebenfalls groß gewachsen sind, aber ihre Höhe den relativ langen Beinen zu danken haben, auf ihrem Sitz überragen, geradeso wie der kleine Ulysses den langbeinigen, hochgewachsenen Achilles. Wenn wir demnach lesen, daß Karl der Große von großer Statur war, daß Leonardo, Bismarck, Schiller, Goethe, Hebbel, Helmholtz u. a. groß gewachsen waren, so wenden wir bis auf weiteres das „homerische“ Kriterium, wie wir die Sitzprobe nennen wollen, bei ihnen an. In der Tat las ich irgendwo, Bismarck habe stets nur kurze Schritte gemacht, was also auf relativ kurze Beine schließen ließe; andererseits schildert Homer im elften Gesang der Odyssee, daß Achilles nach seinem Gespräch mit Odysseus mit „großen Schritten“ zur Asphodeloswiese hinunter schritt, womit Homer abermals seine langen Beine und allerdings auch seine innere Bewegung charakterisierte.

Eine größere Sicherheit würden wir bei diesem Problem gewinnen, wenn eine große Zahl von direkten Messungen, namentlich bei Schulkindern, vorgenommen würde. Auch die Schneider könnten hier ganz richtige Daten geben, da sie die Längen der Beine wie des Rumpfes bei Anfertigung ganzer Anzüge kennen müssen.[1] Zu messen — auch an Kadavern — wäre also: totale Körpergröße (L) und Länge der Beine (B); je größer das Verhältnis $\frac{L-B}{B}$ ist, wo L—B die Oberkörperlänge bedeutet, desto mehr spricht das für Vorhandensein relativ großer Begabung; und wenn L an sich sehr klein ist, so ist eine hervorragend große absolute Begabung sehr wahrscheinlich.

Hierzu ist aber noch behufs größerer Präzision eine weitere Detailbemerkung notwendig. Unter Rumpf versteht man bekanntlich die Hauptmasse des Körpers, an welcher nicht nur die vier Extremitäten, sondern auch der Kopf angebracht sind. Ueber die Beziehung der Kopflänge (in der Richtung der vertikalen Körperachse gemessen) zum

[1]) So gut wie die Hutmacher zur Lösung wichtiger anthropologischer Fragen herangezogen werden, können wir uns ja auch hier die Erfahrungen der Schneider zunutze machen.

Talent besitze ich zwar keine Daten, aber ziemlich sicher scheint es zu sein, daß ein kurzer Kopf gegen große Begabung spricht, schon darum, weil ein hoher Schädel, eine hohe Stirne und ein langes Kinn für großes Talent, namentlich für große Energie, zu sprechen scheinen. Was die Halslänge betrifft, so beobachtete ich sehr oft, daß ein langer (und dabei meist dünner) Hals vorzugsweise bei schwachbegabten Individuen angetroffen wird; eine Ausnahme bildete Raffael.

Werden nun alle bisher angeführten Merkmale berücksichtigt, so sollten sich die Messungen erstrecken auf: die Kopfhöhe K; die Halslänge H; die Länge R des Rumpfes, gerechnet vom unteren Halsende oder vom Schlüsselbein bis zum Hüftgelenk; die Länge B der Beine und auf die totale Körperlänge L, die sich aus $K + H + R + B$ zusammensetzt. Man kann nun um so mehr auf eine gegen die Umgebung (die Nation, die Rasse, vielleicht überhaupt) relativ höhere Begabung schließen, je kleiner der Bruch $\frac{H+B}{K+R}$ ist; und sogar auf ein hervorragend großes Genie, wenn L gegenüber der durchschnittlichen Körpergröße der Milieu-Menschen (gleichen Geschlechts) ebenfalls klein ist; sei von L der Durchschnittswert L', so wäre also die gleichzeitige Kleinheit von $\frac{H+B}{K+R}$ und $\frac{L}{L'}$ ein Kennzeichen bedeutender Begabung. Diese Gleichzeitigkeit der beiden Kleinheiten könnte vielleicht durch das Produkt beider Brüche also durch den Ausdruck $\left(\frac{L}{L'}\right)\left(\frac{H+B}{K+R}\right)$ charakterisiert werden, dessen Kleinheit bei irgend einer Person gegenüber seinem Wert bei anderen Personen einen Maßstab für die Befähigung der ersteren abgeben kann. Als eine vorläufige, sehr brauchbare Methode kann aber, wenn die angegebenen Messungen und Rechnungen noch nicht gemacht werden, die Sitzprobe in Verwendung kommen.

Eine gewisse Bedeutung besitzt auch die Schulterbreite; es ist aber eine längst bekannte Erfahrung, daß breite Schultern auf Energie, auf Kraft oder Ausdauer des Willens hindeuten, und damit steht es in Uebereinstimmung, daß Welteroberer und erfolgreiche Staatsmänner, die große Hindernisse zu überwinden hatten, breitbrustig sind, so Alexander der Große, Attila, Cromwell, Napoleon, Bismarck. Ueber diesen Punkt kann ich also nichts Neues sagen, und was die Betrachtungen dieses Aufsatzes über Körpergröße überhaupt betrifft, so dürften ohne Zweifel bereits vor mir ähnliche Betrachtungen angestellt worden sein, von denen ich keine Kenntnis habe.[1]) Ich

[1]) (Zusatz d. Red.) Vergl. z. B. die Notiz: Die kleine Statur der großen Männer in Bd. I, S. 309 d. Z.: Napoleon war nur vier Fuß zehn Zoll groß, Alexander der Große scheint unter Mittelgröße gewesen zu sein. Peter der Große, Karl der Große und Bismarck hatten hohe Staturen. Goethe hatte nur anständige Mittelgröße, Schiller eine hoch aufgeschossene Statur. Shelley, Burns, Luther, Victor Hugo, Michelangelo, Beethoven, Newton, Kant, Voltaire, Leopardi, Dickens, Kleist, Grabbe, Hebbel, Mozart, Wagner waren mittel- oder untermittelgroß. Menzel und Knaus sind förmliche Zwerge. Cäsar war zwar nicht klein, sah aber nach allen Berichten hager und kränklich aus; Friedrich II. von Hohenstaufen war klein und unansehnlich, Tilly desgleichen, Wallenstein von hagerer Mittelgröße. Ludwig XIV. war ganz klein, Friedrich der Große von mäßiger Mittelgröße u. s. w. „Genialität fällt als

erinnere mich nur an zwei Schriftsteller, die die Kleinheit des Körpers als notwendig zum Genie angegeben haben; der eine ist Honoré Balzac, der einmal die Ansicht äußerte, groß gewachsene Menschen seien unfähig, große Werke hervorzubringen; der andere ist Schopenhauer, der, wie ich mich zu erinnern glaube, einige Beispiele und dann die Erklärung gibt, bei kleinen Menschen könne das Blut leichter zirkulieren und daher schneller ins Gehirn dringen.

Ohne Schopenhauers Theorie weiter zu verfolgen, möchte ich nur noch auf die physiologische Bedeutung eines großen Oberkörpers, resp. eines langen Rumpfes, hinweisen. Hier kann es sich offenbar nur um die Rolle handeln, die Herz und Lunge und die Verdauungsorgane bei dem ganzen Lebensprozeß, insofern er auf den Intellekt Bezug hat, spielen. Und es darf wohl nicht bezweifelt werden, daß alle diese für die Blutbereitung und die Kraft des Blutumtriebes so wichtigen Organe hierbei nicht, wie wir es bisher zu tun gewohnt sind, neben dem Gehirn ganz vernachlässigt werden dürfen. Homer spricht in der Ilias immer von „des Herzens Geist und Empfindung", Xenophon sagt im „Hiero": „in der Brust der Herrscher, wo ja das Glück und Unglück der Menschen ruht" usw. Aristoteles betrachtete das Herz als Zentralorgan der Empfindung und Bewegung; das Gehirn sei blutleer, kalt, empfindungslos. Auch die Hippokratiker sagten, das Hirn sei eine kalte Masse, die Seele sei im Blute enthalten. „Woher wissen wir denn eigentlich" — fragt Bunge in seiner Physiologie, der ich diese Angabe entnehme —, „daß das Gehirn der Sitz des bewußten Seelenlebens ist?" und antwortet, daß dies erst durch eingehende anatomische Studien festgestellt werden konnte; er fügt hinzu, daß diejenigen griechischen Philosophen, welche es zuerst aussprachen, daß das Gehirn der Sitz des Denkens und Fühlens sei, zugleich — wie Th. Gomperz in dem Werke „Griechische Denker" mitteilt — die ersten waren, die Sektionen gemacht haben.

Aber Genie hängt nicht von den bewußten Tätigkeiten allein ab; wir brauchen dabei gar nicht den Begriff des „Unterbewußtseins" zu verwenden, sondern müssen als wesentlichen Faktor Empfindungsenergien u. dergl. miteinbeziehen, wie wir das seit Vauvenargues und Rousseau immer mehr als sehr maßgebend ansehen. Und vielleicht ist die zu große Bevorzugung des Gehirns und Vernachlässigung der anderen Organe (des Rumpfs) daran schuld, daß alle unsere Wägungen, Messungen und Studien der Windungen an den Gehirnen genialer Männer zu keinem Ziele führten.

Wenn wir nun die Regel von der Kleinheit des Körpers und der Länge des Oberkörpers auf das Rassenproblem anwenden wollten, so hätten wir die Völker in beiden Beziehungen messend zu studieren. Betreffs der durchschnittlichen totalen Körpergröße sind wir genügend im klaren. Angefangen von den sehr kleinen Japanern, den kleinen Südchinesen, den Franzosen, den Italienern bis zu den Germanen sehen wir eine immer zunehmende Körpergröße. Daß die Japaner sehr

---

Abnormität aus allen gewöhnlichen Daseinsgesetzen heraus, und man wird vielleicht schließen können, daß Genie ebensowenig wie äußerlichem Milieu auch nicht körperlichen Bedingungen gehorcht, und daß das zum Genie erforderliche verfeinerte Nervensystem wohl auch einmal bei starker Leibesbeschaffenheit bestehen kann." (Carl Bleibtreu, Wiener Volksblatt.)

begabt sind, daß die Südchinesen gegenüber den großen, phlegmatischen Nordchinesen beweglicher, die Franzosen wie die Italiener mit natürlichen Fähigkeiten ausgestattet sind, wissen wir längst. Bei den im allgemeinen hoch gewachsenen Germanen finden wir, wenigstens zufolge meiner, noch sehr kleinen, Liste, daß die größten Genies meistens auffallend klein waren, und es ist nur noch durch Beobachtung festzustellen, wie sich das Verhältnis des Oberkörpers zur Beinlänge bei den groß gewachsenen Genies herausstellte. Wahrscheinlich wird so manches diesbezügliche Material noch beigebracht werden können, z. B. betreffs Bismarck, Helmholtz, W. Thomson, sogar auch Schiller. Wie überhaupt alle jene, die sich für Personalbeschreibungen gelegentlich ihrer Studien in der politischen und Kulturgeschichte interessieren und die Quellen aufzufinden wissen, ersucht werden, recht viele Daten im Sinne des hier durchgeführten Gedankens zu publizieren. Was aber die en masse vorzunehmenden Messungen betrifft, speziell in Schulen und Kasernen, so möchte ich zum Schlusse folgende Richtschnur angeben: Man stellt die Individuen wie bei den Rekrutierungen an die Meßplatte und mißt ihre Körperlänge L, läßt sie dann niedersitzen und mißt ihre Oberkörperlänge O, dann ist der Bruch $\left(\frac{L}{O}\right)$ entscheidend für die wahrscheinliche relative Begabung gegenüber irgend einer anderen Person mit dem Bruche $\left(\frac{L'}{O'}\right)$; je kleiner dieser Bruch ist, desto größere Begabung ist damit indiziert. Ob das Alter und das Geschlecht Kategorien für sich darstellen, wird erst die Erfahrung lehren; bei L allein ist es selbstverständlich. Diese so einfache Methode unterscheidet sich von der oben angegebenen namentlich dadurch, daß die Verschiedenheit der Halslänge nicht mit berücksichtigt ist, was aber wohl erlaubt ist, da die hier geltenden Differenzen der verschiedenen Halslängen auf die Oberkörperlänge nur einen sehr geringen Einfluß haben dürften; aber auch dieses Detail kann nur durch viele Beobachtungen festgestellt oder bestritten werden.

Bei dieser ganzen Betrachtung darf allerdings nicht vergessen werden, daß bei der Bezeichnung einer Persönlichkeit als „genial" nicht immer eine allgemeine Uebereinstimmung herrscht; im großen und ganzen jedoch benimmt eine solche Unbestimmtheit in der Beurteilung einzelner der hier gestellten Aufgabe nur wenig von ihrer allgemeinen Bedeutung; ja selbst für die Persönlichkeiten, deren Genie von vielen bestritten wird, ist eine solche messende Untersuchung späteren Zeiten, die vielleicht in deren Bewertung einig sind, von Bedeutung.

Das Material, das ich in diesem kurzen Aufsatz gegeben habe, ist gewiß noch als sehr geringfügig anzusehen, jedoch dürfte derselbe die Anregung geben, die im Titel bezeichnete Aufgabe durch die vereinte Arbeit vieler einer Lösung entgegenzuführen.

Rasse und Volk der Armenier.

Dr. L. Sofer.

Die Kenntnis des ägyptischen Altertums war bereits unser eigen, als erst die Kenntnis des arabischen Altertums vor dem Islam begann. Zuletzt kam auch ein Licht über die Urschicksale der kleinasiatischen Völkerwelt.

Wir wissen jetzt, dank der Ausgrabungen in el-Amarna (Aegypten) und Boghaz-köi, daß im zweiten Jahrtausend v. Chr. in Kleinasien sich ein mächtiges Hethiterreich bis an die Grenze des babylonischen Reichs im Osten und bis nach Syrien im Süden ausbreitete; die Cheta der ägyptischen Inschriften, die Chatti der Keilinschriften, die Chittim der Bibel sind ein Volk. Nach biblischen Berichten reichte ihr Einfluß bis in den Süden Palästinas. Rhamses II., der Pharao der Bibel, besiegte die Hethiter, die Palästina bedrängten. In der assyrischen Zeit drangen die Hethiter bis zum Hermon vor, in assyrischen Inschriften ist Syrien das Hethiterland. Die Versicherung der Genesis, sagt A. H. Sayce (Oxford), daß Hethiter im Süden Palästinas gewohnt hätten, hat man für unhistorisch erklärt; jedoch eine Inschrift auf einem ägyptischen Grabstein, der sich heute im Louvre befindet, meldet von Hethitern, die im Süden Kanaans saßen, nicht erst zu Abrahams Zeiten, sondern schon zwei Jahrhunderte früher, unter den ersten beiden Pharaonen der zwölften Dynastie; auch Erzeugnisse der Töpferkunst, die man in den uralten Ruinen der palästinensischen Städte auffand, gehören aufs engste zusammen mit ähnlichen Funden, wie sie in dem Hauptsitze der Hethiter in Kappadozien gemacht wurden.

Bei einer Orientierungsreise im Jahre 1905 fand Professor Hugo Winkler in Boghaz-köi unter anderem drei Tontafeln in babylonischer Sprache, die nach Form und Inhalt den berühmten Tontafeln von Amarna glichen. Es waren also Funde aus der Amarnazeit (um 1500 v. Chr.) in dem ganz entlegenen kleinasiatischen Gebiet zu erwarten. Die Expedition von 1906 hat nun die gehegten Erwartungen noch übertroffen. Man fand 2500 größere und kleinere Tontafeln. Die meisten sind in der Hethitersprache geschrieben. Obwohl die Sprache selbst noch nicht entziffert ist, können die Inschriften doch gelesen werden, da sie in der babylonischen Keilschrift geschrieben sind. Daher sind die Namen der Hethiterfürsten und die geographischen Angaben lesbar. Das überraschendste Resultat war die inschriftlich bezeugte Tatsache, daß das Stadtgebiet von Boghaz-köi die Hauptstadt des Hethiterreichs gewesen ist. Unweit des Ausgrabungshügels fanden sich an dem Tor der noch zum Teil erhaltenen alten Stadtmauer zwei Prachtstücke hethitischer Kunst, zwei Löwen in ganzer Vorderansicht, die das Stadttor einfaßten, und weiterhin die Ueberreste eines kunstvoll mit Löwen verzierten Wasserbassins.[1])

---

[1]) Winkler hat auch in diesem Jahre seine Ausgrabungen fortgesetzt, und eben werden die Resultate seiner Forschungen auf der alten Stätte bekannt. W. fand wieder 500 Tontäfelchen. Der Name Hatusil, des Königs der Hethiter, kehrt wieder; er ist der Sohn Supululumas. Die Stadt nennt sich Hatti, gleichlautend mit Land und Volk der Hatti. Für die Sprache sind einige neue Elemente erkannt worden.

Der anthropologische Typus der Hethiter ist besser präzisiert worden, als der aller übrigen Völker des Altertums. Zahlreiche ägyptische Denkmäler, wie auch original-hethitische weisen darauf hin, daß die physische Beschaffenheit dieses Volkes eine ganz eigenartige war. Hervortretende Jochbeine, eine breite Nase, volle Lippen, ein prognathes Gebiß, ein deutlich brachycephaler Schädel, dunkle Augen und Haare, ein gelblicher oder bräunlicher Teint und eine nicht hohe Statur waren ihnen eigen. (J. M. Judt.)

Welcher Herkunft sind die Hethiter? Conder vermutet in ihnen eine Abzweigung der turanischen, d. h. der westmongolischen Rasse, und will sie mit den Basken, den Etruskern und manchen finnischen Stämmen verwandt wissen. Unter anderem verweist Conder auf die gelbe Hautfarbe, die man im Altertum den Mongolen zuschrieb, wie auch auf die hervortretenden Jochbeine und den Prognathismus.

Luschan aber (1894) behauptet, sie wären ein den alten Armeniern verwandter Stamm. Für diese Behauptung spricht auch die Brachycephalität der Hethiter, ihre kleine Statur, ihr gelblicher Teint, und schließlich, wie Jensen bewies, ihr Dialekt. Die Sprache gehört nämlich der alarodischen Gruppe an, die ihrerseits wieder dem armenischen Dialekt verwandt ist. Und in der Tat stellen die in Senfir (eine im nördlichen Syrien gelegene Festung der Hethiter, das assyrische Samnal) aufgefundenen Denkmäler die Hethiter mit einem stark ausgeprägten armenischen Typus dar. Ripley (1900) teilt die Ansicht Luschans und stellt die Behauptung auf, daß die Hethiter einer von den vielen Zweigen jenes brachycephalen Elementes waren, welche von Osten her nach Westasien gekommen waren. Der in Rede stehende Typus, den Ripley mit der allgemeinen Benennung „Armenoid“ bezeichnet, bildet auch ein Glied in jener langen Kette von Breitschädeln, welche über den Kaukasus sich an die Alpenrasse Westeuropas anschließt. Luschan sagt diesbezüglich in der „Zeitschr. f. Dem. u. Statist. d. Juden“, 1: „Solche echte »Judennasen« aber und gleichzeitig ganz extrem kurze, hohe und schmale Schädel finden wir schon im frühesten Altertum in Vorderasien auf Denkmälern abgebildet,

---

Die große Felseninschrift mit Reliefs von Jasili Kaja scheint einen Vertrag mit den Königen von Babylon darzustellen. Die archäologische Untersuchung legte bei dem Büjük-Kale die Reste von zwei offenen Versammlungsplätzen frei, wo ebenfalls Felsenbilder zum Vorschein kamen. Dargestellt werden Krieger mit spitzer Mütze und langem Gewande, Hofleute mit Schleppkleidern, Große, die Kriegsgefangene am Nacken führen, ein König, der auf einem Löwen einherreitet, welchem Leibwächter folgen. Anderswo werden auch weibliche Gestalten dargestellt, die, mit vornehmen Gewändern angetan, spitze Mützen und Ohrringe tragen. Außerdem wurden die Umrisse eines großen Palastes mit Terrasse und großen Sphinxgestalten freigelegt. Hier fanden sich auch große Tonbehälter mit Menschenknochen; möglicherweise sind dies Gräber gewesen, da sich solche anderswo und in anderer Form nicht fanden. Oestlich von Kaisarieh fand man einen Tempel von geradezu pelasgischer Bauart, mit Sphinxen auf den Parastaden des äußeren Tores in der Höhe von zwei Metern. Um dieses Bauwerk herum befinden sich noch mehrere Flachreliefs: geflügelte Stiere, Krieger, Zitherspieler, Opfernde und ähnliche Darstellungen aus dem Leben der Hethiter. Sodann wurden noch einige große Steinplatten entdeckt, auf welchen Szenen einer Wildsaujagd im Relief erscheinen, ferner Elefanten, die von auf Bäumen lauernden Schützen erlegt werden. Endlich stieß man auf einen langen unterirdischen Gang mit Steinverkleidung und spitzer Decke, der einen Notausgang gebildet haben mag. — Auch die Liverpooler Expedition (Garstang, Linthon Smith) kehrte mit reicher Ausbeute heim.

die dem hethitischen Kulturkreise angehören. Ganz besonders typische Reliefs dieser Art habe ich in Sendschirli ausgegraben. Diese Bildwerke gehören ungefähr der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends an und sind zweifellos typisch für die ganze Bevölkerung von Vorderasien um diese Zeit. Wenigstens sehen wir, daß vielfach in Syrien und in Kleinasien sich ähnliche Typen bis auf den heutigen Tag erhalten haben und zwar überall da, wo äußere Umstände dem Zuströmen fremder Elemente ungünstig waren. So sehen wir, daß in schwer zugänglichen Hochgebirgsdörfern, in weit abseits vom allgemeinen Verkehre gelegenen Sumpflandschaften und ebenso in einzelnen alt-aristokratischen Familien und in unter sich abgeschlossenen Sekten sich dieser alte Typus sehr viel zahlreicher findet, als in den großen Städten, an Küstenorten und in den großen Flußniederungen. Besonders rein hat sich diese Rasse auch unter den heutigen Armeniern erhalten, die etwa zu 90 pCt. durch extrem kurze, breite und hohe Köpfe und durch eine sehr große und schmale Nase ausgezeichnet sind. Vereinzelt finden wir die gleichen Typen allerdings auch unter der heutigen griechischen und mohammedanischen Bevölkerung, aber immer als verhältnismäßig seltene und am einfachsten durch Atavismus zu erklärende Formen. Der wirkliche Sachverhalt ist wahrscheinlich der, daß wir ursprünglich für ganz Vorderasien eine vollkommen einheitliche und ungemischte Bevölkerung anzunehmen haben, die genau so aussah, wie heute die große Mehrheit der Armenier."[1])

Damit sind wir also zu dem Volke der Armenier gekommen, das von den Hethitern abstammt. Die Armenier gehören zu den unglücklichsten Völkern der Weltgeschichte; nach einer kurzen Blütezeit und Großmachtstellung im frühen Mittelalter gerieten sie unter eine Fremdherrschaft, welche das Volkstum mit fremden Bestandteilen durchsetzte und die nationale Einheit zerriß. Heute steht die Hauptmasse, aber nirgends geschlossen, sondern mit Kurden, Türken, Tataren und anderen Völkern gemischt, unter russischer, türkischer und persischer Herrschaft. Von der Errichtung eines armenischen Nationalstaates kann darum heute nicht mehr die Rede sein; die Armenier verlangen nur eine gerechte und verständige Verwaltung, welche ihnen Freiheit der Person und Schutz ihres Eigentums, ihrer Kirche und Schule gewährt. Der Berliner Vertrag hat ihnen das zugesichert, aber die betreffenden Bestimmungen sind nie ausgeführt worden. Man wirft den Armeniern ihre schlechten Eigenschaften vor, die sie des Mitleids Westeuropas unwürdig machten. Dagegen hebt Paul Rohrbach, einer der besten Kenner Armeniens, hervor, daß jedes Urteil über die Armenier von vornherein verkehrt ist, wenn es nicht davon ausgeht, daß das Volk nach Geburt, Erziehung und Lebensanschauung orientalisch ist. Wenn ihre Fehler auf der einen Seite gewogen werden, so darf die armenische Nation ihre Leiden in die andere werfen.

Die Gesamtzahl aller Armenier stellt sich auf 1173000 in Rußland, 919000 in Türkisch-Armenien, 130000 in Persisch-Armenien,

---

[1]) Nach meiner Meinung steht auch den Hethitern eine große Ehrung in bezug auf die Uranfänge der menschlichen Kultur bevor. Auch wird man nicht umhin können, das rätselvolle Volk der Sumerier als hethitisch anzusprechen.

600000 in der übrigen Türkei und 250000 in sonstigen Ländern, zusammen etwa 3667000.

Die armenische Geschichte reicht mit ihren Anfängen zwei Jahrtausende zurück in die vorchristliche Zeit, in welcher die Haikanen, wie die Armenier sich selbst nennen, unter den einheimischen Dynastien der Haiks (2107 bis 351 v. Chr.) und der Arsakiden (130 v. Chr. bis 412 n. Chr.) neben den großen Weltreichen des Altertums eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Schon früh fand das Christentum Eingang in das fruchtbare Hochland des Ararat; aber erst im neunten Jahrhundert wurde es unter Tigranes und Gregor allgemein verbreitet. Großarmenien blieb unter der Dynastie der Bagratiden (798 bis 1079 n. Chr.) und Kleinarmenien unter den mit den Kreuzfahrern verbündeten Rubeiden und den französischen Lusignans (1085—1381) ein Bollwerk gegen die Türken. Die Ruinen der Königsstadt Ani lassen den Glanz des armenischen Mittelalters ahnen. Aber schließlich erlag Armenien den Horden der Seldschucken, Mongolen und Tataren, bis es zwischen Türken und Persern aufgeteilt wurde. Seit 1827 trat Rußland als neuer Bewerber auf. Die schwierige Stellung, in welche die einen großen Teil Transkaukasiens bewohnenden Armenier zu Rußland gerieten, rührt davon her, daß die Armenier sich weigerten, ihre nationale uud religiöse Eigenart aufzugeben. Die Armenier haben eine eigene Kirche gebildet, deren Oberhaupt der in Etschmiadsin residierende Patriarch (Katholikos) ist, dem eine Reihe von Erzbischöfen und Bischöfen unterstehen. Von dieser armenischen Kirche, welcher die Hauptmasse aller Armenier angehört (die sogenannten armenischen Gregorianer), hat sich seit dem Konzil von Florenz (1439) ein Teil der Armenier abgetrennt und sich mit der römisch-katholischen Kirche, jedoch unter Aufrechthaltung der nationalen und rituellen Eigentümlichkeiten, vereinigt. Diesen sogenannten unierten Armeniern, deren Zahl über 100000 betragen dürfte, wovon 38840 auf Russisch-Armenien und das übrige Rußland entfallen, gehören hauptsächlich die reichen und gebildeten Armenier an, während der alten armenischen Kirche hauptsächlich die arme, weniger gebildete Masse des Volkes anhängt. Neuerdings macht sich unter ihnen in Türkisch-Armenien eine Bewegung zum Uebertritt zur russisch-griechischen Kirche geltend, aber nur aus politischen Motiven, um an den Russen eine Stütze gegen die Tataren zu finden.

Der Widerstand der armenischen Christen in Rußland sollte dadurch gebrochen werden, daß man die Schätze der armenischen Klöster einfach konfiszierte. Der berühmte Klosterschatz des unfern von Eriwan, nahe am Fuße des Ararat liegenden Klosters Etschmiadsin, in welchem der Patriarch als das Haupt der armenischen Kirche residiert, wurde von den Russen einfach ausgehoben. Die russische Regierung ging aber noch weiter, indem sie den Gegensatz, in welchem sich die Armenier seit jeher zu den Kurden und Tataren, den mohammedanischen Nachbarn, befanden, zu benützen und zu verschärfen verstand. Die blutigen Metzeleien in Baku und anderen Orten, bei welchen man die Armenier zuerst entwaffnete und dann wehrlos den Tataren zutrieb, ebenso wie man mit den Juden in West-Rußland verfuhr, sind noch in Erinnerung.

Unter dem Drucke der Verfolgung ist das armenische Volk seit langem zum Wandervogel geworden und hat sich als eine Handel

treibende Rasse nach allen Richtungen der Windrose zerstreut. So finden wir, wie J. Wiese sagt, in den meisten großen Handelsmetropolen Europas, in Oesterreich-Ungarn, in den Balkanstaaten, Aegypten, Syrien, in der Bucharei, ja weit im Herzen Zentral-Asiens, desgleichen an den Ufern des Indus und des Ganges, in Bombay, Kalkutta, Madras, in Singapore, Malakka, auf den Sundainseln, in Australien usw. überall größere und kleinere Kolonien von Armeniern. Dort, wohin der Europäer sich nicht wagt, in den Khanaten Zentral-Asiens, in Afghanistan, durch die Wüste der Tatarei, wie am Ufer des Niger sieht man die armenischen Kaufleute ziehen. Sie bilden durch ihr patriarchalisches Familiensystem überall ein zäh geschlossenes Ganzes und halten an ihrer Eigenart und ihrer Ueberlieferung fest. Tätig, fleißig, ausdauernd, klug und gewandt, geistig begabt und sehr anpassungsfähig, gelangen sie da, wo sie nicht durch jahrhundertelange Knechtung schon halb gebrochen sind, rasch zu Reichtum und Ansehen. Selbst die türkische Regierung hat aus ihren Reihen die besten Finanzmänner genommen, und wenn in den türkischen Provinzen Handel und Gewerbe vielfach noch blühen, so ist das hauptsächlich das Verdienst der Armenier, in deren Hand sie größtenteils ruhen.

Was nun die anthropologische Stellung der Armenier betrifft, so sagten wir schon in der Einleitung, daß sie von den Hethitern abstammen. Ueber den Ursprung dieser Rasse in Vorderasien bemerkt Luschan: „Auch hierüber geben uns die Ausgrabungen Aufschluß. Speziell jene in Persien aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert zeigen diese übermäßig Kurzköpfigen mit den großen Nasen. Augenscheinlich liegt hier die Vermischung zweier Rassen mit einer Assimilation im ausgedehntesten Sinne vor, denn weiter gegen Osten nimmt sie stets mehr ab, während sie gegen Westen, somit gegen Vorderasien, namentlich im Hochgebirge Kleinasiens unter den Sektierern, einem kleinasiatischen Volksstamm, immer zunimmt. Auch unter den Mohammedanern, insbesondere den Bewohnern von Arabien, findet sich diese Rasse stark verbreitet vor. Außerdem ist noch ein wichtiger Umstand zu erwähnen, die Blondhaarigkeit. So wie unter den europäischen Juden 11 pCt. blond sind, ebenso finden wir unter den Vorderasiaten im allgemeinen einen bestimmten Satz, 9—10, vielleicht auch mehr Blonde pro 1000. Die Erklärung hierfür findet sich z. B. rücksichtlich des Mittelalters durch die Kreuzfahrer, für die Neuzeit durch amerikanische und englische Matrosen, welche in der Nähe Winterquartiere hatten. Trotzdem fände die große Zahl hierdurch allein keine genügende Erklärung. Aus einigen koptischen Denkmälern läßt sich dagegen feststellen, daß im Altertum die Amoriter blondhaarig und blauäugig gewesen sind; neuere Untersuchungen haben weiter ergeben, daß noch in vortrojanischer Zeit irgendeine europäische Einwanderung — vielleicht die Thrakier — im großen Stile erfolgt ist." Ueber die heutigen Armenier liegen mir zwei anthropologische Untersuchungen vor. Dr. M. Christ, der mehrere Jahre in der Stadt Ourfa in der kleinasiatischen Türkei (Wilajet Aleppo) als Arzt tätig war, machte dort statistische Erhebungen über die Farbe der Augen, Haare und Haut der armenischen Schulkinder. Die Armenier bewohnen in Ourfa ein besonderes, gegen die anderen

Nationalitäten streng abgeschlossenes Quartier. Es wurden 423 Individuen im Alter von 4—20 Jahren untersucht, davon 172 Knaben und 251 Mädchen. Es ergab sich folgende Gruppierung der Rassenmerkmale: 1. Farbe der Augen: dunkelbraun 23,9 pCt., braun 32,9 pCt., hellbraun 27,2 pCt., gräulich 3,8 pCt., grau 6,4 pCt., blau 6,4 pCt.; 2. Farbe des Haares: schwarz 18,6 pCt., dunkelbraun 10,2 pCt., hellbraun 29,6 pCt., rötlich 2,8 pCt., dunkelblond 20,8 pCt., hellblond 12,1 pCt., gelb (flachsgelb usw.) 5,9 pCt.; 3. Farbe der Haut: dunkel 27,9 pCt., mittel 32,9 pCt., hell 39,7 pCt.

Ein größeres Material bietet der Vortrag eines armenischen Arztes, Dr. Wahe Minassian, in der Wiener K. K. Gesellschaft der Aerzte: Ueber einige Rassenmerkmale der Armenierinnen. Ergebnisse von Beckenmessungen an denselben.

Während seiner zehnjährigen ärztlichen Tätigkeit im Oriente hatte Minassian Gelegenheit, Frauen und Mädchen armenischer Abstammung, die in seine Behandlung gelangten, auf gewisse äußere Rassenmerkmale und speziell den Gynäkologen interessierende Eigentümlichkeiten, betreffend den Beginn und die Dauer der Menstruation, die Fruchtbarkeit und die Beckenweite zu prüfen. Die Anzahl der Fälle, die von ihm nach diesen beiden Richtungen einer genauen Prüfung unterzogen wurde, beträgt etwas über 600. Sie ist zusammengestellt aus Fällen, die zum geringeren Teile in Smyrna und in Magnesia bei Smyrna, zum größeren Teile aber in Konstantinopel zur Beobachtung gelangten. Der Grund, daß Minassian nicht eine größere Anzahl von Fällen zur Grundlage seiner Arbeit heranzog, liegt in der großen Scheu der Orientalin vor jeder eingehenden Untersuchung, so daß der Arzt nur selten in die Lage kommt, einen Fall auch gynäkologisch zu prüfen.

Minassian führt aus: „Es ist eine von allen Ethnographen und Sprachforschern fast einstimmig festgestellte Tatsache, daß die Armenier im großen und ganzen der arischen Rasse angehören. Das alte armenische Hochland, begrenzt von Georgien, Persien, Kappadokien und Assyrien, war einst der Sitz zweier Stämme, eines herrschenden indogermanischen und eines unterjochten turanischen, und das heutige armenische Volk ging aus einer Vereinigung dieser zwei Rassen hervor." —

Ich muß hier bemerken, daß Minassian bei dieser Darstellung auf einer ganz falschen wissenschaftlichen Basis steht. Luschan sagt diesbezüglich: „Der indogermanischen Sprachenfamilie entspricht keine arische Rasse, und die Völker, die heute indogermanische Sprachen reden, gehören sehr zahlreichen und untereinander völlig verschiedenen Rassen an. Die Begeisterung, mit der man früher einmal sich bemühte, eine gemeinsame Urform der indogermanischen Sprachen zu rekonstruieren und zu dieser Ursprache sich auch einen rassenreinen Urarier vorzustellen, hat längst reiferen Anschauungen Platz gemacht. Nur ganz unheilbare Chauvinisten reden heute noch von einer arischen Rasse, und für den Fachmann ist der Begriff einer arischen Schädelform genau so absurd, als wenn man etwa von einer dolichocephalen Sprache reden wollte. Ungefähr ebenso steht es aber auch mit den Semiten. Auch dieser Begriff ist ein linguistischer, kein anatomischer und man würde irren, wollte man annehmen, daß bei

den alten Semiten Sprache und Rasse sich besser decken als bei den Ariern." —

Aber auch der Begriff „turanische Rasse" ist im anthropologischen Sinne nicht haltbar und durch den Begriff brachycephale alpine Rasse zu ersetzen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu den Ausführungen Minassians zurück: „Die Masse des Volkes ist brünett, von mittlerer gedrungener Gestalt und ausgesprochener Brachy- resp. Mesocephalie, obgleich auch blonde Elemente mit Dolichocephalie und großer Statur darin eingestreut in allen Teilen Armeniens, vornehmlich aber im Gebirge vielfach vorkommen."

Unter Minassians Fällen waren 308 Frauen und Mädchen von ausgesprochen brauner Gesichtsfarbe mit schwarzem, bald glattem, bald etwas gekraustem Kopfhaar und dunklen Augen, d. i. etwas mehr als die Hälfte aller Fälle. 270, also etwas weniger als die Hälfte, hatten minder dunkle bis lichte Hautfarbe und kastanienbraunes Kopfhaar, und nur 22 waren ausgesprochene Blondinen mit blauen Augen und ganz lichter Gesichtsfarbe. Ihre Körperhöhe betrug 140—150 cm; sie waren also klein bis mittelgroß und ein hoher Wuchs kam unter ihnen nur selten, etwa einmal unter 100 Fällen vor. Viel Augenfälliges wies ihre Gesichtsbildung nicht auf, wenn man etwa von den bei vielen unter ihnen vorkommenden markanten Zügen des Antlitzes, den großen Augen und dichten Augenbrauen und von der mitunter stark prominierenden Nase absieht, die zusammen jenen Komplex von mehr oder weniger charakteristischen äußeren Merkmalen ausmachen, vermöge deren im Oriente das geübte Auge die Armenierin von der zumeist ebenso brünetten Türkin, Griechin oder Jüdin unterscheidet. —

Auch hierin irrt Minassian. Armenier und Juden sind enge Rassenverwandte, wie die neueren Forschungen ergeben[1]), da sie beide Abkömmlinge der hethitischen Rasse sind. Aber auch bei Griechen und Türken ist die Aehnlichkeit einfach der Ausdruck der Rassenverwandtschaft. Luschan sagt: „die östlichen Kurden dagegen, die kurzköpfig sind, dürften nur kurdisch gewordene alte Perser sein, da sonst ihre Kopfbildung kaum erklärlich wäre". A. Philippson äußerte sich in der „Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde", 1904, 4: „Die Bevölkerung des inneren Hochlandes ist in ihrer großen Mehrheit türkisch, d. h. sie spricht die türkische Sprache und bekennt den Islam; dennoch machen sich große Unterschiede bemerkbar. Während die Türken im inneren Hochland in Siedelungen, Kultur und Lebensart reiner das Wesen eines asiatischen Steppenvolkes bewahrt haben, das sie ursprünglich waren, haben sie in den peripherischen Landesteilen sich stark umgewandelt. Im Typus lassen die seßhaften Türken nirgends den mongolischen, uralaltaischen Ursprung erkennen; dieser ist spurlos im Typus der Urbevölkerung, ferner der Griechen und der Armenier untergegangen, die unter Annahme des Islams und der türkischen Sprache den Grundstock der heutigen osmanischen Türkei bilden."

---

[1]) Vergleiche auch meinen Artikel: Armenier und Juden, Zeitschr. f. Dem. u. Statistik der Juden, 3. J., 5. S.

Minassian fährt fort: „Die Konstitution ließ bei vielen unter ihnen zu wünschen übrig. Sie waren zart gebaut, schwächlich und ihre blaßbraune Gesichtsfarbe mit dem leichten Stich ins Gelbliche erhöhte den krankhaften Eindruck ihres Aussehens. Ein anderer Teil, und wohl auch der überwiegende, war kräftiger konstituiert, erfreute sich einer gewissen Körperfülle und sah gut aus, was auch den günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen, unter denen er lebte, vollkommen entsprach. 432 von den 600 Fällen waren Frauen und 168 Mädchen. Ihr Alter schwankte zwischen 13 und 55 Jahren."

Die Armenierinnen menstruieren alle frühzeitig und zwar im 13. und 14. Lebensjahr. Das Klimakterium tritt bei ihnen gewöhnlich mit 40—45 Jahren ein, aber die Fälle sind nicht gar so selten, in denen die Menses bei vorgerückterem Alter noch bestehen. Anderseits tritt das Klimakterium infolge von anämischen Zuständen zuweilen viel früher, schon vor dem 35. Lebensjahr ein. Unter den 432 Frauen hatten 400 konzipiert. Als höchste Zahl der Konzeptionen ergab sich elf und zwar zweimal bei fast gleichalterigen Frauen von 38 und 40 Jahren.

Interessant sind die Daten, die sich über die Häufigkeit des Abortus ergeben. Beinahe die Hälfte hatte ein- bis viermal abortiert. Der Abortus kam zumeist im dritten Schwangerschaftsmonat vor und wurde in vielen Fällen auf rohe Weise, z. B. durch Einführung eines Holzstabes in den Uterus herbeigeführt, was Infektion und Puerperalfieber mit mehr oder weniger langer Dauer zur Folge hatte. In anderen Fällen waren es verschiedene Absude (Anis, Safran, Juniperus, Oleander), die nach mehr oder weniger heftigen Intoxikationserscheinungen den Abortus bewirkten. Beachtenswert war das häufige Vorkommen von Zwillingsgeburten, indem unter den 400 Fällen achtmal Zwillingskinder in die Welt gesetzt wurden, so daß auf jede 50. Entbindung eine Zwillingsgeburt entfiel. Bei den übrigen Frauen, die nie konzipiert hatten, fand sich Stenosis cervicis, Atresia vaginalis und Lagenanomalien des Uterus.

Das so wichtige Moment der Beckenweite hat Minassian ebenfalls an den 600 Fällen studiert und ist zu beachtenswerten Resultaten gelangt. 320 Becken erwiesen sich bei seinen Messungen als im großen und ganzen übereinstimmend mit den bei Europäerinnen üblichen Maßen. 48 Becken wichen schon hierin etwas ab, und die übrigen 232 Becken zeigten so auffällige Unterschiede von demselben Maße, daß Minassian sie in eine besondere Gruppe einreihte. Der Gedanke, daß es sich möglicherweise um pathologische Veränderungen, also um Rachitis in den Becken, resp. Oberschenkelknochen handle, war anfangs nicht ganz von der Hand zu weisen. Allein er mußte fallen gelassen werden, sobald es sich herausstellte, daß diese Abweichungen sehr häufig vorkamen, und somit einen gewissen einheitlichen Typus zeigten, daß die der Rachitis zukommenden Veränderungen sich im ganzen nur zehnmal nachweisen ließen und daß die Fälle, mit Ausnahme weniger Virgines, sämtlich ein bis mehrere Male spontan und leicht geboren hatten. Diese Erscheinung ist daher eine normale Eigentümlichkeit, die einem Teile der Armenierinnen zukommt. Die Frage, warum diese Eigentümlichkeit nicht von allen Armenierinnen geteilt wird, glaubt Minassian mit der Annahme beantworten zu müssen,

daß das heutige armenische Volk hauptsächlich aus zwei Rassenelementen, dem arischen und dem turanischen, hervorgegangen ist. „Die 320 Armenierinnen, deren Beckenmaße mit jenen der Europäerinnen übereinstimmten, liefern hierfür einen wertvollen Beweis. Die übrigen 280 Armenierinnen mit den erwähnten Beckeneigentümlichkeiten, die höchstwahrscheinlich turanisch sind, würden aber nur diesen Beweis erhärten."

Nach dem Vorangehenden kann ich natürlich auch diese Schlußfolgerung Minassians nicht teilen. Geradeso wie es keine arische Rasse gibt, gibt es auch keine arischen Becken. Die Schulmaße, von denen Minassian ausgeht, sind als „europäische" natürlich Durchschnittsmaße, gewonnen aus der Beobachtung aller drei in Europa wohnenden Rassen. Abgesehen davon, daß nur die Hälfte seiner Becken die „europäischen" Maße aufwies, es also selbst nach Minassian kühn wäre, ein Volk auf Grund dessen, daß eine Hälfte spezielle Rassenmerkmale aufweist, als Ganzes dieser Rasse zuzuweisen, ist es eben ganz und gar haltlos, die Schulmaße als „arische" Maße anzusehen. Sie sind Durchschnittsmaße, und die Uebereinstimmung mit ihnen läßt nur die Folgerung zu, daß ein Teil des armenischen Volkes Vermischungen mit den im europäischen Rassenkonglomerate vertretenen Rassen eingegangen ist. Dem trägt aber schon die eingangs erwähnte Theorie Geltung, die auf Grund des Prozentsatzes von zirka 10‰ Blonden eine Vermischung der Armenier mit einem dolichocephalen, blonden Stamme annimmt. Wenn wir aber wieder blond, dolichocephal = arisch setzen (was aber unwissenschaftlich ist), so müßte Minassian erst erklären, warum von seinen 600 Fällen nur 22, also nicht 9 pCt., die Rassenmerkmale der blonden, dolichocephalen Rasse zeigten, nach seinen Beckenmaßen aber über die Hälfte es hätten zeigen müssen. Hierin irrt also Minassian. Dagegen bin ich mit ihm geneigt, und darin sehe ich das wertvollste Ergebnis seiner Studien, die Beckeneigentümlichkeit seiner „turanischen" Gruppe als Eigentümlichkeiten des Beckens der brachycephalen, alpinen Rasse anzusehen. Sicherheit könnte aber nur eine Untersuchung geben, die eine Uebereinstimmung zwischen diesen Eigentümlichkeiten und ausgesprochener Brachycephalie konstatiert, dagegen ein Fehlen beim Uebergange von Brachycephalie zu Mesocephalie.

Von rassenpathologischen Beobachtungen fand ich nur eine Untersuchung Dr. Wolffs (Katzenellenbogen) über seine psychiatrischen Erfahrungen in Syrien. Die Dementia praecox und das manisch-depressive Irresein sind am häufigsten. An progressiver Paralyse leiden 6—8 pCt. der Kranken, also ungefähr nur ⅔ soviel wie in Europa. Ich ziehe diese Daten heran, weil Syrien größtenteils von einer kurzköpfigen Rasse bewohnt wird, daher auch für den kleinasiatischen Teil der brachycephalen Rasse die Bezeichnung homo syriacus gebraucht wird.

Mit dieser meiner Studie glaube ich das Volk und die Rasse der Armenier, wenn ich auch ihm das epitheton ornans „arisch" rauben mußte, dem Verständnisse nähergerückt zu haben, indem ich es, in Uebereinstimmung mit den Lehren Luschans, Judts und Ripleys, als einen Teil jener Rasse schilderte, die sich vom Kaukasus durch Kleinasien, Kleinrußland, die Alpen zu den Mündungen der Rhone und den Pyrenäen hinzieht.

Die Zahnverderbnis beim Kulturmenschen.

Dr. Ludwig Woltmann †.

In den letzten Jahrzehnten ist von verschiedenen Autoren und von den verschiedensten Gesichtspunkten aus die Frage der physischen Entartung des Kulturmenschen aufgeworfen worden. Der Abnahme der Bevölkerung folge Verminderung der Kinderzahl, die zunehmende Unfähigkeit der Frauen zu stillen, die Vermehrung der Geistesstörungen und der Krankheiten überhaupt, der kurzsichtigen Augen und der Zahnverderbnis. Alle diese Erscheinungen nebst einigen anderen werden als ein bedenkliches Zeichen dafür betrachtet, daß die in den Städten sich ansammelnden Menschen infolge ihrer Lebensweise, Berufsarbeit, geistigen Ueberanstrengung, durch Luxus, Ausschweifungen und ähnliche Ursachen körperlich geschädigt und in ihrer natürlichen Lebenskraft beeinträchtigt werden.

Die meisten Fragen der körperlichen Entartung liegen wegen der schwierigen Untersuchungsmethoden, sowohl in Hinsicht ihrer Ursachen wie ihrer Verbreitung und Bedeutung, noch sehr im Dunkeln. Der Physiologe v. Bunge hat indes in bezug auf die Stillungsfähigkeit bemerkenswerte statistische Untersuchungen angestellt; doch ist die Frage der erblichen Entartung der menschlichen Brustdrüse dadurch noch nicht eindeutig beantwortet worden. Denn nur in den Fällen, wo eine körperliche Verkümmerung oder Schwächung erblich ist, kann von einer wirklichen Degeneration der Rasse gesprochen werden.

Klarer liegen die Ergebnisse der Untersuchungen über die Zahnverderbnis, um die sich C. Röse außerordentlich große Verdienste erworben hat. Der Umfang seiner statistischen Ermittelungen läßt in bezug auf die Menge der untersuchten Individuen nichts zu wünschen übrig; seine Darlegung der mannigfaltigen Ursachen der Zahnverderbnis und ihres Einflusses auf die verschiedenen Lebenstätigkeiten des Menschen ist klar, gründlich und übersichtlich; und man kann sagen, daß bisher kein Gebiet in der Entartungsfrage so wissenschaftlich exakt bearbeitet wurde, wie die von Röse unternommene Untersuchung über die Rückbildungen und Erkrankungen des Gebisses beim Kulturmenschen.

Daß der Stand der Entartungsfrage im allgemeinen noch so wenig geklärt ist, hat einmal seine Ursache in dem Schulgeist, der in der Medizin herrscht, und der nur die Einzelmenschen kennt und auf Bazillen Jagd macht; dann aber darin, daß der Staat noch nicht begriffen hat, daß seine oberste politische Pflicht die Verwaltung der Gesundheit und der natürlichen Kräfte ganzer Geschlechterfolgen sein muß. Es wäre Sache der Staatsregierungen, mit Hülfe der neutralen Organisationen die notwendigen Untersuchungen anzustellen. Aber wie die Medizin, so hat auch die Politik noch zu wenig von dem biologischen Geist verspürt, der seit Darwins Auftreten alle Zweige der Wissenschaft vom Menschen mehr und mehr beherrscht.

Man muß es daher dankbar begrüßen, daß ein Großindustrieller (Lingner in Dresden) die finanziellen Mittel hergegeben hat, eine „Zentralstelle für Zahnhygiene“ in Dresden zu begründen, welcher

Dr. C. Röse vorsteht. Mit ihren Hülfsmitteln hat er die bedeutsamen Untersuchungen unternehmen können, deren Ergebnisse in einer großen Reihe von Aufsätzen in der „Deutschen Monatsschrift für Zahnheilkunde" seit 1904 veröffentlicht worden sind. Ihre Aufgabe ist, das ganze Gebiet der praktischen Zahnhygiene im großen Maßstabe einheitlich zu organisieren, und rein wissenschaftliche Arbeiten auf diesem Gebiete zu fördern. Ihre statistischen Erhebungen hatten einen doppelten Zweck, 1. die Grundursachen der Zahnkrankheiten weiter aufzudecken und 2. zahlenmäßige Belege über die Verbreitung der Zahnverderbnis zu schaffen. Das bisherige gesamte Untersuchungsmaterial der Zentralstelle beläuft sich auf 220737, d. h. beinahe auf eine viertel Million Menschen der verschiedensten Gegenden, Berufe und Lebensalter. Es ist eine stattliche Menge, die wohl geeignet ist, relativ gesicherte Ergebnisse über Ursachen und gesetzmäßige Beziehungen ans Licht zu bringen.

Die Forschungen von Röse haben außer ihrem Hauptzweck, die Ursachen und Verbreitung der Zahnverderbnis oder Karies aufzudecken, auch einige interessante anthropologische Tatsachen zutage gefördert, nämlich die Rückbildungsvorgänge an den Weisheitszähnen und seitlichen oberen Schneidezähnen. Schon im Jahre 1894 hat Röse auf die gelegentliche Verkümmerung der seitlichen oberen Schneidezähne hingewiesen und damals geglaubt, diese Erscheinung auf mechanische Einflüsse, nämlich auf Raumbeengung infolge von Entartung der Gesichtsknochen, zurückführen zu können. Bei umfangreicheren Untersuchungen zeigte sich aber, daß die verschiedenartige Gesichtsform, also Langgesicht, Mittel- oder Breitgesicht keinen Einfluß darauf ausübt. Außer der Rückbildung kommt auch in seltenen Fällen eine Doppelbildung dieser Zähne vor, so daß es nahe liegt, beide Veränderungen auf eine ähnliche Ursache zurückzuführen und nach ihrer stammesgeschichtlichen Bedeutung zu untersuchen. Bemerkenswert ist, daß die Rückbildung im Milchgebiß viel seltener ist als im bleibenden, während umgekehrt die Doppelbildung im Milchgebiß häufiger ist. Das letztere ist ein Rückschlag auf alte tierische Vorfahren mit drei Schneidezähnen; dagegen ist die Rückbildung ein Vorgang, der schon bei den menschenähnlichen Affen einsetzt und beim Menschen stärker hervortritt, doch so, daß sie beim weiblichen Geschlecht viel weiter vorgeschritten ist als beim männlichen.

Was den Einfluß von Rassenunterschieden anbetrifft, so wurde festgestellt, daß, je nordisch-langköpfiger eine Bevölkerung ist, um so häufiger bei ihr die seitlichen Schneidezähne des Oberkiefers zurückgebildet sind. Verschiedenartige Gesichtsform spielt dagegen keinerlei Rolle bei diesem Vorgang, so daß der endgültige Beweis geliefert ist, daß die Rückbildung nicht durch mangelhafte Raumverhältnisse infolge von Entartung der Kieferknochen bedingt sein kann. Hierdurch kann wohl eine unregelmäßige, eng gedrängte Zahnstellung begünstigt werden, aber keineswegs die stammesgeschichtliche Verkümmerung eines einzelnen Zahnes mitten in der Zahnreihe. Dabei ist die Rückbildung im Durchschnitt bei den tiefer stehenden Menschenrassen weniger ausgeprägt, als bei den höher stehenden europäischen Rassen. Am weitesten fortgeschritten ist sie bei den Angehörigen der höchststehenden blonden Nordlandrasse.

Ebenso wie die seitlichen oberen Schneidezähne so gehören bei den Affen auch die dritten Mahlzähne oder Weisheitszähne zu den Körpergebilden, die in langsamer stammesgeschichtlicher Rückbildung begriffen sind. Beim Gibbon ist der Weisheitszahn oft schon vollständig zurückgebildet, worin er dem Menschen am nächsten steht. Bei den nichteuropäischen Menschenrassen ist er weniger zurückgebildet als bei den Europäern, und zwar hier am meisten bei den Kurzköpfen, am seltensten bei den Langköpfen.

Viel wichtiger als diese physiologischen Veränderungen sind die krankhaften Entartungen im menschlichen Gebiß. Die statistischen Untersuchungen in Deutschland und den angrenzenden Ländern haben darüber geradezu erschreckende Ergebnisse zutage gefördert. Röse fand, daß bei Dorf-Schulkindern die Anzahl der überhaupt an Zahnverderbnis leidenden Kinder zwischen 72 pCt. bis 100 pCt., die Durchschnittszahl der erkrankten Zähne zwischen 2,5 bis 12,6, der durchschnittliche Prozentsatz der kranken Zähne zwischen 10,2 pCt. bis 51,2 pCt. schwankt. Nach anderen Untersuchungen schwankt in deutschen Städten die Anzahl der an Zahnverderbnis leidenden Kinder zwischen 77,4 bis 99,7 pCt., die Durchschnittszahl der kranken Zähne zwischen 2,6 bis 10,9. Die häufigste und wichtigste Krankheit der Zähne ist die sogenannte „Karies“, die Zahnfäule oder der Zahnfraß. Sie entsteht durch die Einwirkung organischer Säuren, die infolge der Zersetzung von zucker- und stärkemehlhaltigen Speiseresten sich bilden. Sie entkalken den Schmelz der Zahnkronen und verursachen Lücken, in welche fäulniserregende Spaltpilze eindringen und ihr Zerstörungswerk beginnen. Entzündung des Zahnmarkes und der Wurzelhaut folgen, es entstehen Eiterungen und schließlich geht der Zahn zugrunde.

Eine wichtige Prädisposition für Zahnverderbnis bildet ein von Natur schlechter Bau der Zähne. Es gibt gut gebaute und mangelhaft gebaute Zähne, die sich leider auf die Nachkommen vererben können. „Für wildlebende Tiere“, schreibt Röse, „sind gut gebaute Zähne die Hauptwaffe im Kampfe ums Dasein. Wilde Tiere mit mangelhaft gebauten, zu Zahnkaries neigenden Zähnen bleiben in ihrer ganzen körperlichen Entwicklung zurück. Sie gehen entweder frühzeitig zugrunde, oder sie werden durch kräftigere Nebenbuhler von der Fortpflanzung ausgeschlossen. Bei wildlebenden Tieren vererben sich also immer nur die bestgebauten Zähne auf die Nachkommen. Zahnkaries kommt darum bei ihnen kaum vor. Auch bei den auf tieferer Bildungsstufe stehenden Menschenrassen sind gut gebaute Zähne zum Zerkleinern der gröberen Nahrung noch recht notwendig. Neger, Malaien und die Schädel unserer Vorfahren aus der Steinzeit haben darum weit bessere Zähne als wir heutigen Europäer. Ein schlecht bezahnter Kulturmensch dagegen kann die Nachteile seiner schlechten Zähne leichter ausgleichen, weil er imstande ist, durch feinere Zubereitung der Speisen oder nötigenfalls durch künstliche Gebisse die natürliche Vernichtung der gesunden Zähne teilweise zu ersetzen. Bei der Auswahl der Ehegatten fallen ein Beutel voll Geld oder ein gut entwickelter Verstand weit schwerer in die Wagschale als ein kräftiger Körperbau und ein gutes Gebiß. So kommt es, daß bei den gebildeten Völkerschaften weit häufiger schlecht-

bezahnte Menschen zur Fortpflanzung gelangen, und daß sie ihre schlechten Zähne auf die Kinder vererben."

Außer dieser mangelnden natürlichen Auslese und der damit zusammenhängenden Vererbung schlecht gebauter Zähne bildet auch die Gesichts- und Kieferbildung eine Prädisposition zu Zahnerkrankungen. Die Statistik hat nämlich ergeben, daß langgesichtige Menschen durchschnittlich mehr an Zahnkaries leiden als breitgesichtige, und zwar haben die längsten Gesichter beinahe doppelt so viele schlechte Zähne wie die breitesten. Je länger das Gesicht ist, um so schmaler ist auch der Kieferbogen, um so enger gedrängt und unregelmäßiger stehen die Zähne. In den toten Winkeln und engen Spalten eines solchen Gebisses bleiben die Speisereste viel leichter liegen. Ferner haben schmale Gesichter mit enganliegenden Jochbogen durchschnittlich eine weniger kräftige Kaumuskulatur, als breite Gesichter mit weitausgreifenden Jochbogen. Leute mit schwacher Kaumuskulatur aber bevorzugen weichere Speisen und kauen sie weniger kräftig.

Die Entwicklung gut gebauter, widerstandskräftiger Zähne ist in hervorragendem Maße durch die Art der Ernährung der Säuglinge bedingt. In einer bedeutsamen Abhandlung über „Die Wichtigkeit der Mutterbrust für die körperliche und geistige Entwicklung des Menschen" hat Röse statistisch nachgewiesen, daß die künstlich ernährten Säuglinge nicht nur die Aussicht haben, 3—6 mal so häufig zu sterben, sondern, daß die überlebenden auch zeitlebens in ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung hinter den an der Mutterbrust aufgewachsenen Altersgenossen zurückbleiben. Gegenüber den über 12 Monate gestillten Kindern leiden die künstlich ernährten um 28 pCt. häufiger an Zahnverderbnis und 2½—4½ mal so häufig an englischer Krankheit (Rachitis).

Die verfeinerte Lebensweise bietet in mehrfacher Hinsicht Gelegenheit zu Zahnerkrankungen. Es wurde nämlich festgestellt, daß hartes und weiches Brot einen unzweifelhaften Einfluß auf die Erhaltung der Zähne ausübt. Folgende „Schlußergebnisse" stellen diese Beziehungen klar: 1. Gut ausgebackenes, nährsalzreiches Roggenbrot mit harter, dicker Rinde erhält die Zähne gesund; weiches, nährsalzarmes Weißbrot richtet sie zugrunde. 2. Der günstige Einfluß des harten Roggenbrotes beruht teils auf physiologisch-chemischen, teils auf mechanischen Ursachen. 3. Nur aus eiweiß- und nährsalzreichem Mehle läßt sich ein Brot mit dicker, harter Rinde herstellen. Durch seinen höheren Nährsalzgehalt befördert das harte Roggenbrot im Kindesalter die gute Entwicklung der Zähne und der übrigen Körpergewebe. 4. Ein dickrindiges Roggenbrot erfordert zu seiner mechanischen Zerkleinerung eine kräftige Kautätigkeit. Dadurch werden die Kaumuskeln und mit ihnen die Kieferknochen zu gesunder Entwicklung angeregt. Die Speicheldrüsen werden in höherem Maße in Anspruch genommen und liefern eine größere Menge verdauungskräftigen Speichels. 5. Die Ueberbleibsel eines ausgebackenen, derben Roggenbrotes haften viel weniger leicht in den Kaufurchen und Zwischenräumen der Zähne als die Reste des weichen Roggenbrotes; sie werden vielmehr vom stärkeren Speichelstrom leicht fortgespült. Das Kauen eines dickrindigen, harten Roggenbrotes reinigt die Zähne auf mechanischem Wege ebenso gründlich, ja vielleicht gründlicher als die bestgebaute Zahnbürste.

Dieser günstige Einfluß des harten Brotes auf die Gesunderhaltung der Zähne ist nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und Schweden beobachtet worden. In Schweden fand sich, daß der ausschließliche Genuß des hervorragend harten nordschwedischen Bauernbrotes die Zähne der Dalarner gesund erhält, während durch das weiche saure Schwarzbrot und noch mehr durch weiches zuckerhaltiges Weißbrot die Zähne der Gotländer zugrunde gerichtet werden.

Von besonderm Werte für eine gute Zahnentwicklung ist ihr kräftiger Gebrauch in den Kinderjahren. „Ein Kind, das nur weiche Speisen genießt und seine Zähnchen schont, schont dieselben lediglich für die Zange des Zahnarztes.“ Die sorgsame Erhaltung der Milchzähne bis zur Zeit des natürlichen Zahnwechsels ist auch im Interesse der bleibenden Zähne dringend erforderlich.

Für die Gesunderhaltung der Zähne ist ferner ein guter alkalischer Speichel nötig, der das beste Schutzmittel gegen Zahnverderbnis ist. Denn genau im gleichen Grade, wie die Speichelalkaleszenz abnimmt, nimmt auch die Häufigkeit der Zahnverderbnis zu; durch eine kalkreiche Ernährung wird die Menge des Speichels gesteigert und seine Alkaleszenz erhöht. Der volle günstige Einfluß kalkreicher Ernährung kommt jedoch erst im Laufe von mehreren Generationen zur Geltung. Wer seinen Kindern die Vorteile kalkreicher Ernährung sichern will, muß schon vor ihrer Zeugung bei sich selbst mit der Erdsalzzufuhr beginnen.

Merkwürdige Zusammenhänge wurden zwischen Zahnkaries und Beruf festgestellt, daß nämlich Bäcker, Zuckerbäcker, Kellner, Köche und — Kopfarbeiter schlechtere Zähne haben als die Landwirte, Maurer, Zimmerleute, Schuhmacher und Schneider. Wie weit hier ursächliche Beziehungen stattfinden, ist noch nicht einwandfrei entschieden, doch macht Röse es wahrscheinlich, daß auch hier Ernährungsweise und außerdem Auslesevorgänge eine Rolle spielen.

Schon mehrfach wurde angedeutet, daß die Zahnverderbnis auf die ganze Entwicklung des Menschen schädigend und hemmend einwirkt. Das ergibt sich deutlich genug aus der physiologischen Bedeutung der Zähne für Ernährung und Verdauung. Schon zwei alte Sprichwörter lauten: „Gut gekaut ist halb verdaut“ und „Hartes Brot macht die Wangen rot“. Das Gedeihen eines Menschen hängt nicht nur von der Menge der eingeführten, sondern von der Menge der verdauten Nahrungsstoffe ab, die ihrerseits von der Zerkleinerung und Einspeichelung während des Kauens bedingt ist. Der Einfluß der Zahnverderbnis und der davon abhängigen Ernährung auf die körperliche und geistige Entwicklung des Menschen ist von Röse an zwei Beispielen statistisch nachgewiesen worden, in seinen Veröffentlichungen über „Zahnverderbnis und Militärtauglichkeit“ und „Zahnverderbnis und Zensur“.

Es wurde festgestellt, daß, je schlechter das Gebiß ist, um so schlechter im allgemeinen die körperliche Entwicklung des Menschen ist. Bei den gutbezahnten Rekruten wurde ein größeres Körpergewicht, ein weiterer Brustumfang und eine wesentlich höhere Militärtauglichkeit als bei den schlechtbezahnten gefunden. Zum Teil sind mangelhafte körperliche Entwicklung und kranke Zähne

Parallelerscheinungen, die beide auf den gleichen Grundursachen (Kalkmangel und sonstige Ernährungsstörungen im frühesten Kindesalter) beruhen; andererseits haben wir aber die Zahnverderbnis als direkte Ursache für die minderwertige körperliche Entwicklung verantwortlich zu machen, denn die zahnärztlich behandelten Rekruten sind besser entwickelt als ihre Altersgenossen, die keine künstliche Zahnpflege genossen haben.

Aehnliche Ergebnisse wurden bei den Schuluntersuchungen festgestellt: 1. Durch schlechte Zähne wird die körperliche Entwicklung der Schulkinder in erheblichem Maße beeinträchtigt. 2. Je minderwertiger die körperliche Entwicklung, um so geringer ist im Durchschnitte auch die geistige Spannkraft der Kinder. 3. Je schlechter die Zähne, um so schlechter sind im Durchschnitt auch die Zensuren der Kinder.

Aus dieser kurzen Uebersicht über die Untersuchungen Röses ersieht man zweierlei; erstens, daß solche Forschungen über Entartungsfragen nur dann zu einem klaren Ergebnis führen können, wenn sie im biologischen Geiste aufgefaßt werden; zweitens, daß es einer zentralen Organisation bedarf, wenn sie statistisch befriedigende Ergebnisse erzielen sollen. Solche Untersuchungen anzustellen, wäre Pflicht des Staates; denn nur der zufälligen Munifizenz eines wohlhabenden Freundes der Wissenschaft ist es zu verdanken, daß Röse seine bedeutsamen und vorbildlichen Forschungen über Zahnverderbnis unternehmen konnte.

Ebenso ist es eine Pflicht des Staates, Mittel zu schaffen, um gegen das rassenentartende Uebel mit Erfolg vorzugehen. Schule und Heer sind die beiden Organisationen, wo angesetzt werden muß, um Zahn- und Mundpflege in den niedersten Kreisen zu einer Pflicht der Selbsterhaltung der Gesundheit zu machen. Außer der Aufklärung über eine zweckmäßige Ernährung ist der Kampf gegen die Unsitte des Nichtstillens in großem Maßstabe einheitlich durchzuführen. Denn „Stillungsunlust und Zweikindersystem wachsen auf einem Holze". Für die Fälle aber, wo dies aus physiologischen oder ökonomischen Gründen nicht möglich ist, sollten „Stillungsheime" gegründet werden, und zwar in kalkreichen fruchtbaren Ackerbaugegenden.

Weibliche Trinker und ihre Nachkommenschaft.

Dr. Georg Lomer.

Nach Kräpelin ist schon ein jeder als „Trinker" zu bezeichnen, der dem ersten Alkoholgenuß den zweiten folgen läßt, noch ehe die Wirkungen des ersten abgeklungen sind.

Wenn man nun erwägt, daß die feineren psychischen Funktionen nachweislich bis zu einer Zeitdauer von 24, ja 36 Stunden geschädigt werden, so kann man ermessen, wie groß nach dieser rigorosen, aber wissenschaftlich berechtigten Definition die Zahl der Trinker sein muß.

Man bringt alsdann den Bestrebungen der absoluten Abstinenzler ein besseres Verständnis entgegen; sintemal von der Statistik[1]) vollauf

[1]) Hoppe, Die Tatsachen über den Alkohol. 2. Aufl. Berlin, Calvary & Co.

bestätigt wird, was uns bereits der Augenschein des alltäglichen Lebens lehrte, — daß nämlich die erste Staffel des Alkoholismus, der sogenannte „mäßige" Genuß, unser Volk in geradezu erschreckender Weise durchseucht.

Für den Alkoholkonsum werden allein im Deutschen Reiche jährlich etwa 3 Milliarden Mark verausgabt, und bei Herstellung und Vertrieb alkoholischer Getränke arbeitet jeder 14. Deutsche mit. So kann es nicht überraschen, wenn auf den Alkoholmißbrauch ein Fünftel der Geisteskrankheiten und ungefähr die Hälfte der Verbrechen zurückgeführt werden müssen. —

In dem Maße, in welchem die beiden Geschlechter unter dem Alkoholismus zu leiden haben, macht sich nun ein ganz bedeutender Unterschied geltend, ein Unterschied, durch welchen der männliche Typ außerordentlich benachteiligt erscheint.

Von sämtlichen 36358 im Jahre 1901 in preußischen Irrenanstalten verpflegten Frauen waren nur 769 trunksüchtig, d. h. 2,37 v. H. gegen 17,47 v. H. der Männer. Außerdem litten 91 an Delirium, gegenüber 1381 Männern.

Bezüglich der einzelnen psychischen Affektionen verteilten sich die Ziffern folgendermaßen:

a) Einfache Seelenstörung: trunksüchtige Frauen 2,29 v. H.,
„ Männer 18,77 „ „
b) Paralyse: trunksüchtige Frauen 5 v. H.,
„ Männer 13 „ „
c) Seelenstörung mit Epilepsie: trunksüchtige Frauen 2,33 v. H.,
„ Männer 17,— „ „
d) Idiotie und Imbezillität[1]: trunksüchtige Frauen 0,36 v. H.,
„ Männer 2,36 „ „

Am ungünstigsten liegen also für die Frauen die Verhältnisse bei der Paralyse, welche mit 5 v. H. obenan steht. Dann folgen die Seelenstörungen mit Epilepsie und die einfachen Seelenstörungen. Den Schluß machen Idiotie und Imbezillität mit ihrem enorm geringen Prozentsatz Trunksüchtiger.

Nach Louis Frank soll das Maximum des Alkoholismus bei Frauen in die klimakterischen Jahre fallen. Doch liegen hierüber noch keine genügend zuverlässigen Beobachtungen vor.

Mit Sicherheit aber wissen wir, was die obigen Ziffern ja auch bestätigen, daß Frauen der Kulturrassen im ganzen nur selten dem Trunke verfallen. Das mag einerseits seinen Grund darin haben, daß das weibliche Geschlecht, dessen Tätigkeitsgebiet ja vorwiegend das Haus ist, den schädlichen Einflüssen unseres heutigen Wirtschaftslebens überhaupt weniger ausgesetzt ist, als das männliche; andererseits darin, daß von beiden Geschlechtstypen der weibliche der stabilere ist, welcher sozusagen fester in seinen Angeln ruht und nicht in dem Maße zum degenerativen Absinken neigt wie der männliche. Der Alkoholismus wird ja von vielen geradezu als eine Form der Degeneration aufgefaßt, ist somit weniger als Ursache, sondern vielmehr als Wirkung der degenerativen Anlage zu verstehen; wobei noch zu berücksichtigen ist, daß wohl stets ein exogenes aus-

[1]) Imbezillität = Schwachsinn mäßigen Grades.

lösendes Moment hinzukommen muß, um das Leiden definitiv zum Ausbruch zu bringen.

Solche auslösende Ursachen können in mancherlei Umständen[1]) liegen.

1. „In der Unzufriedenheit mit den Erwerbsverhältnissen." Das gilt natürlich besonders für die Schichten, wo die Frau mitverdienen muß, bezw. wo sie — alleinstehend — sich selbst zu erhalten hat.

2. „In der Verleitung, welche bestimmte Berufsarten mit sich bringen." Man denke an das Kellnerinnen- und Prostituiertengewerbe.

3. „In der allgemeinen Trinksitte, besonders in dem Beispiel der Ehemänner."

4. „In unglücklichen Familienverhältnissen." —

Es sind dies, wie man sieht, im wesentlichen ganz dieselben Ursachen, welche auch bei der Entstehung der männlichen Trunksucht eine Rolle spielen. Nur daß diese Schädigungen, wo sie die soviel empfindlichere, zartere weibliche Konstitution treffen, naturgemäß eine ganz besonders verderbliche Wirkung entfalten müssen.

Nicht nur nimmt die weibliche Trunksucht, wo sie einmal da ist, besonders schwere Formen an und wirkt in viel höherem Grade abstoßend als die des Mannes, sondern die allergrößte Schädigung — und dies ist der für die Gesunderhaltung der Rasse wichtigste Gesichtspunkt — erfährt die Nachkommenschaft der betroffenen Frauen.

Es ist daher, um teleologisch zu reden, eine weise Vorsichtsmaßregel der Natur, daß sie das weibliche Geschlecht im ganzen doch immerhin mit alkoholistischen Neigungen weniger belastet. —

Von 74 in Herzberge[2]) behandelten Frauen, über welche Reiß[3]) berichtet, waren 28, also über ein Drittel, nachweisbar erblich belastet, ausschließlich mit Trunksucht 13, mit allgemeiner Degeneration ohne Trunksucht 8, mit beidem 7.

Es gehörten 27 dem Arbeiter- }
13 dem Handwerker- } Stande,
5 dem Beamten- }
8 der Prostitution,
3 den Ortsarmen an.

Ueber die Hälfte war verheiratet, 18 verwitwet.

Diese Frauen wurden in einem Zeitraum von neun Jahren aufgenommen und behandelt, wodurch der Satz von der relativen Seltenheit des weiblichen Alkoholismus einen weiteren Beleg erhält.

Der fernere Verlauf der Fälle gestaltete sich wie folgt:

Es starben 8,
Es wurden 4 ungeheilt }
5 geheilt } entlassen,
38 gebessert }

21 als geeignet zur Aufnahme in ein Trinkerasyl bezeichnet. Von den

[1]) Nach Reiß. Siehe unten.
[2]) Irrenanstalt Herzberge der Stadt Berlin.
[3]) In der Sitzung des Psychiatrischen Vereins zu Berlin, 20. Juni 1903.

gebesserten kehrten 18 in die eigene Familie zurück, 7 wurden einer Krankenanstalt überwiesen. —

Von diesen Zahlen fällt vor allem der geringe Prozentsatz der Heilungen auf (etwas über 6 v. H.!), und auch auf den Begriff der „Besserung" ist nach den Erfahrungen, die man mit chronischen Trinkern gemacht hat, und bei der Dehnbarkeit des Begriffs überhaupt, nur der allergeringste Wert zu legen. Bleibt, alles in allem, ein sehr trauriges Resultat. —

Untersuchen wir nunmehr die Wirkung der Trunksucht auf die Nachkommenschaft. Da sei von vorneherein betont, daß *die Trunksucht des Vaters für den Nachwuchs nicht entfernt von der Bedeutung ist, wie die der Mutter.*

Das liegt natürlich in erster Linie an dem innigen körperlichen Konnex, in welchem die Mutter vom Moment der Empfängnis an mit der Frucht verbunden bleibt, an dem Säfteaustausch, durch welchen die Giftwirkung, unter der die Mutter steht, auch der Frucht nicht erspart werden kann.

Unterschätzt darf die väterliche Trunksucht deshalb natürlich keineswegs werden.

Von 1773 epileptischen, idiotischen und hysterischen Kindern, über welche Bourneville[1]) berichtet, waren

in 667 Fällen die Väter
„ 59 „ „ Mütter } Trinker,
„ 21 „ beide Eltern
„ 775 „ die Eltern mäßig,
„ 242 „ fehlten entsprechende Angaben.

In 154 Fällen wurde mit Sicherheit, in 43 wahrscheinlich das Kind im Rausche erzeugt: also bei *mehr als* 48 v. H. der von 1879 bis 1898 aufgenommenen Kinder wurde elterliche Trunksucht festgestellt.

Wichtig ist dabei u. a. die Tatsache, daß die Zeugung im Rausch von besonders gefährlicher Wirkung zu sein scheint. Eine Frage, welche von vielen, z. B. von Delbrück[2]) bislang sehr zurückhaltend beurteilt wurde.

So fand auch Sullivan[3]), daß *während der Trunkenheit der Mutter konzipierte Kinder ausnahmslos nur wenige Monate alt wurden,* und daß längere — etwa durch Gefängnishaft der Mutter erzwungene — Enthaltsamkeit der letzteren während der Schwangerschaft günstig auf die Lebensdauer und die spätere Entwicklung der betreffenden Kinder einwirkte.

Aber die Hauptrolle spielt doch nicht der akute, sondern der chronische Alkoholmißbrauch. Je länger derselbe anhält, um so mehr nimmt die Fortpflanzungsfähigkeit ab. In Familien, wo die Mutter trank, folgten auf gesunde mehr oder weniger defekte Kinder, endlich Totgeburten, Frühgeburten und Aborte[4]). Nüchternheit des Vaters

---

[1]) Bourneville, Recherches cliniques et thérapeutiques sur l'épilepsie, l'Hystérie et l'Idiotie. Compte rendu, Bicêtre. Paris 1898, F. Alcan, 1899.

[2]) Delbrück, Hygiene des Alkoholismus. Jena, Fischer.

[3]) W. C. Sullivan, A note on the influence of maternal Inebriety on the Offspring. J. of ment. sc., 1900, Juli.

[4]) Vergl. auch Ladragne, Alcoolisme et enfants, Thèse de Paris 1901.

beeinflußte die Lebensfähigkeit der Kinder wenig. Die Sterblichkeit der Kinder unter zwei Jahren war bei trunksüchtigen Müttern $2^1/_2$ mal größer als bei nüchternen Müttern derselben Familie.

Von den unter zwei Jahren verstorbenen Kindern der ersteren gingen 60,6 v. H. mit Krampferscheinungen zugrunde, 4,1 v. H. der länger lebenden wurden epileptisch.

Es scheint also, wie ja auch Bournevilles Beobachtungen ergeben, in der Tat eine besondere Beziehung zwischen Alkoholismus einerseits und den Formen des Schwachsinns sowie der Epilepsie andererseits zu bestehen.

Jedenfalls wird durch alle die obigen Belege in wohl unwiderleglicher Weise dargetan, von welcher grundlegenden Wichtigkeit für die Gesunderhaltung des Stammes das Freibleiben des mütterlichen Organismus von jeglicher Alkoholintoxikation ist, mag dieselbe nun akut, mag sie chronisch sein.

Die Frauen sind ja an sich die geborenen Hüterinnen der Volksgesundheit; in ihrem Schoße blüht und wächst die Zukunft unserer Rasse. Ihr Blut am allerehesten muß rein bleiben von der schleichenden Wühlarbeit dieses verheerendsten Volksgiftes.

Nicht nutzlose Windmühlenkämpfe sind es also, welche die immer mächtiger werdende Abstinenzbewegung zu führen bemüht ist; sondern sie erstrebt ganz reelle, greifbare, zinsentragende, volkswirtschaftliche Vorteile. — Man denke: Die Anstaltsbehandlung allein der 74 Reißschen Trinkerinnen wird — bezüglich der Kosten — auf mindestens 75000 Mark veranschlagt!

In wie viel höherem Maße müssen die tausend und abertausend Trinker, von denen jene Frauen nur ein verschwindend kleiner Bruchteil sind, die Kräfte des Volksvermögens in Anspruch nehmen! Und wie viele Millionen — um nur ein Kampfmittel namhaft zu machen, — könnte uns allein eine zeitgemäße, von hygienischen Gesichtspunkten ausgehende Ehegesetzgebung ersparen! —

Das Geistes- und Lebensproblem auf Grund einer realmonistischen Weltanschauung.

J. G. Vogt.

I. Der Darwinismus.

§ 1.

Wie für den Künstler die vollendete Schönheit des menschlichen Körpers das Ideal aller Ideale ist, so ist für den Wissenschaftler das Leben das Problem aller Probleme. Als Problem kann es von vornherein nur auf realem, auf naturwissenschaftlichem Boden in Betracht kommen; denn eine idealistische Auffassung schneidet jeden gedanklichen Konflikt von vornherein durch den Eingriff irgend eines metaphysischen Prinzipes, durch einen deus ex machina ab; für den naturwissenschaftlich gebildeten Denker verliert sie daher überhaupt jeglichen Wert. Den realen Boden für das Lebensproblem hat Darwin geschaffen; unter seiner Führung scheiden wir für immer aus dem idealistischen

Glaubenslande, in dem als letzte hohe Säule Cuvier hervorragt, umflutet vom Dämmerschein einer naiven Weltanschauung. Während Cuvier noch beharrlich das erste Buch Mosis aufschlug, hat Darwin zum ersten Male das Buch der Natur vor uns aufgeschlagen und vor unseren erstaunten Augen das Bild eines Werdens entrollt, das alles in Schatten stellt, was naiver Anthropomorphismus überhaupt je auszudenken vermochte.

Angeregt und geschult durch die Darwinischen Ideen hat aber die moderne Wissenschaft in kurzer Zeit ein solch überwältigendes Beobachtungsmaterial zusammengetragen, ist so intensiv in die eigentlichen Lebensprozesse eingedrungen, daß die organische Welt heute überhaupt in unendlich erhabeneren Bildern vor uns steht, als dies je zu Zeiten Cuviers möglich gewesen wäre. Auch in den Zeiten materialistischer Verrohung und Verdummung, als man mit der Phrase um sich warf: die organische Welt sei nichts weiter, als eine Kristallisation des Kohlenstoffes, hatte man keine Ahnung von der auf die Kniee zwingenden Erhabenheit und Größe des durch die moderne Wissenschaft aufgedeckten Lebensbildes.

So viel wir nun auch Darwin zu verdanken haben, und so unzweifelhaft sein Entwicklungsprinzip an und für sich der Grundpfeiler der realen Weltanschauung ist und für alle Zeiten bleiben wird, hat er uns sozusagen nur die objektiven Fingerzeige gegeben, wie das Lebensproblem real zu fassen ist; ja, ich möchte weiter gehen und behaupten, er hat das Lebensproblem überhaupt nur richtig gestellt. Die Lösung hat er keineswegs gegeben; die Freude über die neue Errungenschaft war so groß, daß er, sowie seine Anhänger nicht tief und philosophisch genug über die Beweisstücke der Theorie nachdachten und die bloße Stellung des Problems für die Lösung selbst hielten. Kein Wunder, wenn bei kühlerer Ueberlegung der Rückschlag eintrat und der Darwinismus, z. T. im Gefolge reaktionärer Strömungen, besonders in Deutschland heute geradezu verpönt wurde. Das Fundament einer realen Lebensauffassung hat Darwin aber unter allen Umständen gelegt, daran ist nicht zu rütteln; nur der von ihm und andern aufgeführte Weiterbau kann angegriffen werden. Das reale Prinzip der Entwicklung, das Verdienst einer wissenschaftlichen Erklärung der systematischen Verwandtschaft aller Lebewesen bleibt für alle Zeiten bestehen; über die Entwicklungsfaktoren können und müssen wir mit Darwin rechten.

Am meisten hat wohl der Grundgedanke seiner Theorie geblendet, daß im Kampfe ums Dasein der Stärkere siegt, der Schwache verschwindet und nur der Stärkere sich fortpflanzt. Durch diese natürliche Auslese soll vor allen Dingen die fortschreitende Vervollkommnung der Arten begründet werden. Allein eine einfache, auf die Beobachtung gestützte Ueberlegung sagt uns, daß durch den Kampf oder den Wettbewerb absolut nichts entwickelt werden kann. Wo immer wir einen Kampf oder einen Wettbewerb beobachten, da tritt der Stärkere von vornherein als solcher auf dem Kampfplatz auf. Der Löwe ist als solcher auf dem Kampfplatz erschienen. Von zwei Fechtern war der Sieger schon von Anbeginn der Stärkere; er ist es nicht erst während des Fechtens geworden. Die Japaner trugen den Sieg über die Russen in der Tasche, noch ehe sie überhaupt einen Kanonen-

schuß abgefeuert hatten. Ihren überlegenen Mut, ihre überlegene Ausdauer und vor allen Dingen ihre überlegene Intelligenz brachten sie mit sich; sie haben während des Kampfes auch nicht eine einzige dieser Ueberlegenheiten erst erworben. Der Kampf ums Dasein ist lediglich ein Säuberungsmittel, also in Beziehung auf die fortschreitende Entwicklung etwas ganz Nebensächliches, und De Vries sagt ganz richtig: die Auslese erklärt nicht, wie die Arten erhalten werden, sondern wie sie verschwinden. Darwin stützt sich nur auf die negativen Lebensfaktoren, die positiven läßt er unberührt; er zeigt uns, wie das Leben verschwindet, wie die Arten untergehen, aber nicht, wie das Leben entsteht, wie die Arten geschaffen werden. So ist denn auch der Kampfplatz von den Russen gesäubert worden, aber wir erhalten damit nicht die geringste Aufklärung über die Ueberlegenheit der Japaner, wo und wie sie diese erworben haben. Dies festzustellen, erfordert ein ganz spezielles Studium, die Aufdeckung einer Vorgeschichte des japanischen Volkes, einschließlich Rassen- und Kulturveranlagung, die mit dem Kampfe gegen Rußland auch nicht das geringste zu tun hat.

Dieses Beispiel erinnert an die Verdrängung der mächtigen Saurier, die den ganzen Erdball beherrschten, durch die kleinen, unansehnlichen Säuger, die eine neue Ausrüstung, eine höher entwickelte Intelligenz mit sich brachten. Aber wohl verstanden, diese brachten sie fix und fertig mit sich, sie haben sie nicht erst im Kampfe mit den Sauriern erworben, und mit dieser fertigen Waffe eroberten sie nun den Erdball. Man darf sich hier keinen direkten Kampf oder Wettbewerb der Säuger gegen die Saurier vorstellen; die Intelligenz der kleinen schwächlichen Säuger wird sich wohl nur darin geoffenbart haben, daß sie sich gegen Verfolgungen besser zu schützen wußten. Die Saurier können einfach ohne Kampf verschwunden sein, indem ihnen die Säuger vielleicht die Eier wegfraßen. Das Prinzip des Wettbewerbes als Entwicklungsfaktor wird dadurch stark durchlöchert; denn von einem Wettbewerb zwischen Säugern und Sauriern kann im eigentlichen Sinne des Wortes nicht die Rede sein. Und gerade diese Entwicklungsperiode, das Auftreten und die Herrschaft der Säuger, ist eine der wichtigsten.

Eine äußerst gefährliche Klippe für die Darwinische Beweisführung ist aber diese Heranziehung des Stärkeren oder besser Angepaßten als Auslesematerial. Die Paläontologie spricht entschieden gegen einen solchen Satz. Die Saurier, die mächtigsten und gewaltigsten Riesen der Erde, sie sind mit einem Male verschwunden, sie haben kein weiteres Auslesematerial abgegeben. Ihre Nachfolger kamen ganz wo anders her, es handelte sich hier um ganz neue Vorstöße aus ganz anderen Quartieren. Beispiele dafür finden wir in allen geologischen Perioden und vor allen Dingen in der Geschichte der Menschheit. Der vollendetste, herrlichste Menschentypus waren ohne Zweifel die Griechen. Sie sind, ohne die Spur einer höheren Nachkommenschaft zu hinterlassen, verschwunden; wenigstens können wir mit Bestimmtheit behaupten, daß heute kein Tropfen echtes klassisches Griechenblut mehr existiert, am allerwenigsten in Griechenland selbst. Und wie die Griechen selbst, sind vor und nach ihnen alle Kulturvölker selbständig, als ganz spezielle Vorstöße aus neuen, meistens

unbekannten Bezirken aufgetreten, keines ist aus dem anderen hervorgegangen; die Chinesen, die Semiten, die Lateiner, die Germanen usw. sind sämtlich als selbständige Völker auf dem Kampfplatze erschienen und sind nie als Auslesematerial verwendet worden. Das wahre Schicksal des Starken, und dies gilt nicht nur vom Menschen, sondern überhaupt von der gesamten Tier- und Pflanzenwelt, ist, daß er seine hohe und höchste Kraft verausgabt, aufbraucht und dann ohne weiteres abstirbt und verschwindet. Daher hat jedes Volk nur eine einzige Glanzperiode. Die Lebensenergie ist durch endliche und nicht durch unendliche Werte getragen. Das von Darwin behauptete Ausleseprinzip würde aller natürlichen Gesetzmäßigkeit schnurstracks widersprechen, und damit fällt auch das Zauberbild eines einheitlichen Entwicklungsbaumes der organischen Welt. Alle Vorstöße entwickeln sich vielmehr aus schwachen Nebenzweigen, so wie der Mensch nicht von den heute lebenden Affen abstammt, sondern einem weit früheren Nebenzweige entsprossen ist. Die elektrische Maschine, die heute schon die allgewaltige Dampfmaschine zu verdrängen droht, ist nicht aus der letzteren hervorgegangen, sondern hat sich aus ganz kleinen Anfängen völlig selbständig entwickelt, ja ihre Anfänge datieren sogar weiter zurück, als die der Dampfmaschine. So mächtig sich auch der Darwinische Gedanke auf den ersten Blick dem Geiste aufdrängt, so beinahe selbstverständlich er klingen mag: er ist mit der Beobachtung, der Erfahrung, mit den Tatsachen absolut nicht in Einklang zu bringen; im Gegenteil, die Natur setzt bei ihren Vorstößen nicht im Starken, sondern im Verborgenen, im Schwachen an, der noch unentwickelte Lebensenergie in sich birgt, die zum Keimen und Reifen gebracht werden kann. Hoch oben auf den asiatischen Gebirgszügen haben sich die Kulturrassen, oder nach den neuesten Forschungen von Penka u. a. hat sich die gewaltigste Kulturrasse, die Germanen, im skandinavischen Norden in stiller Abgeschiedenheit entwickelt, um dann plötzlich hervorzubrechen und die ganze Welt mit ihrer überlegenen Macht zu erobern. Diese Macht haben die Germanen in ihrer ganzen höchsten Fülle mitgebracht; sie haben nichts hinzu erworben, sie haben sie nur allmählich verausgabt, und kein einziger Stamm dieser Kulturrassen hat seine Verwendung als Auslesematerial für eine höhere Rasse gefunden. Wohlverstanden, sie haben ihre Kulturen entwickelt und entwickeln sie heute noch, allein ihre ursprüngliche intensive Geistes- und Seelenmacht hat nie zugenommen, sondern immer nur abgenommen.

Auch ist der Begriff des Kampfes als treibender Entwicklungsfaktor insofern ein Unding, als der Kampf eine verschiedenartige Veranlagung der konkurrierenden Arten als gegeben voraussetzt, also unmöglich als ein erst differenzierendes Agens postuliert werden kann. Im Prinzip müssen alle Arten schon differenziert sein, ehe sie überhaupt miteinander kämpfen können, der Kampf selbst kann sie unmöglich differenzieren.

Sobald wir auf die Artenbildung an und für sich eingehen, finden wir, daß sich Darwin, wie ganz besonders De Vries hervorhebt, über die physiologische Seite seiner Selektionstheorie selbst nie völlig klar geworden ist. In seinen älteren Werken hat er vorwiegend die spontanen Abänderungen (single variations) als jene betrachtet, die

der natürlichen Auslese das Material darboten, während er in späteren Werken, auf Grund der Ausführungen seiner Kritiker, auch den individuellen Variationen einen größeren Anteil an der Entstehung neuer Arten einräumte. Aber scharf hat er diese beiden Vorgänge nie getrennt.

„Varieties are incipient species" und „Species have descended, like varieties, from other species", das sind die beiden bekannten Sätze, welche Darwin stets und überall hervorhebt, und um deren Nachweis er sich in erster Linie bemüht. Er betont dabei zu wiederholten Malen, daß man nie vergessen dürfe, daß under the term of variations mere individual differences are included. Seine Variabilität ist also stets als ein doppelter Vorgang aufzufassen. Sie besteht aus „individual differences" und „single variations". Die ersteren gehören zu denjenigen Erscheinungen, die wir heute individuelle Variabilität nennen, und die von dem Gesetze Quetelets beherrscht werden. Die letzteren sind zufällige, spontane Abänderungen, unseren Mutationen entsprechend.

Darwin nennt diese beiden Typen fast überall in seinen Ausführungen über die Selektion, trennt sie aber nie, und zweifelt stets, welchem von beiden die größte Bedeutung für die Entstehung der Arten beizulegen sei.

Und doch haben die neueren Forschungen den Nachweis geliefert, daß wir hier eine scharfe Unterscheidung treffen müssen, und die Frage lautet heute also: Wählt die natürliche Auslese behufs Bildung neuer Arten die extremen Varianten der gewöhnlichen individuellen Variation, oder wählt sie zufällige Mutationen?

Die gewöhnliche Variabilität ist immer da. Extreme Varianten liefert sie bei hinreichender Individuenzahl stets in genügender Menge. Auch wählt der Kampf ums Dasein nicht die einzelnen ganz Vorzüglichen, sondern die Gruppe der Besten, da er einfach die am wenigsten geeigneten vorzugsweise ausrodet. Material für die Auslese fehlt also sozusagen nie: in keinem Jahre, für keine Art und für keine Eigenschaft. Aber die individuelle Variabilität ist, soweit die Erfahrung reicht, keine unbegrenzte; ihre Grenzen sind zwar keine scharfen, aber dennoch vom Queteletschen Gesetze fest bestimmte.

Die „single variations" sind zufällige Erscheinungen, von deren Gesetzen man bis jetzt noch keine Erfahrung hat. Daß sie vorkommen, weiß man, auch daß sie selten, aber nicht allzu selten sind. Wie sie stattfinden, weiß man nicht oder kaum; man nimmt allgemein an, daß sie sprungweise geschehen und nennt sie daher auch Sprungvariationen. Sie verändern plötzlich eine Art in eine neue Form oder bilden aus der einen Varietät eine andere, völlig verschiedene. Die single variations können alle Merkmale umfassen, in jeder Richtung auftreten und scheinen unbegrenzt zu sein.

Zusammenfassend sind die individual differences stets anwesend, in jeder Richtung und in jedem Merkmal, aber begrenzt und bekannten Gesetzen folgend. Die single variations sind zufällige, nur von Zeit zu Zeit auftretende, sprungweise die Formen verändernde Erscheinungen. Man kann sie nicht hervorrufen, sondern muß sie abwarten. Es gibt also:

1. eine Selektion extremer Varianten;
2. eine Selektion der Mutationen.

Und Darwins Frage war stets: welche von diesen beiden hat den größten Anteil an der Entstehung der Arten gehabt?

Heute unterscheiden wir nicht nur viel genauer zwischen beiden, sondern wir wissen auch, daß die erstere keinen Anteil an der Entstehung neuer Arten hat und auch nicht haben kann.

Das Gebiet der individuellen, dem Queteletschen Gesetze folgenden Variabilität ist heute gründlich erforscht. Wir wissen, daß gerade diese Art von Variabilität lediglich auf nutritive Ursachen zurückzuführen ist. De Vries betont ausdrücklich: „Die Ernährung im weitesten Sinne, die Lebenslage, wie man sie nennen kann, beherrscht nach meiner Ansicht das ganze Gebiet der individuellen Variabilität. Jede Eigenschaft variiert nur nach Plus oder nach Minus. In der einen Richtung wirken günstige, in der anderen ungünstige Lebenseinflüsse.“ Und auf die Frage, welche Einflüsse besonders günstige sind, kommt es gar nicht an, wie bereits der Engländer Knight betont hat. „Ueberfluß von Nährstoffen ist der mächtige Faktor der Variabilität; die Art der Nährstoffe kommt dabei nicht in Betracht“, sagt er. Die Beziehung der Variabilität zu der wechselnden Einwirkung der Lebensmedien ist überall nachzuweisen.

Was aber die Selektion der Variation zur Bildung neuer Arten vollständig ausschließt, ist die wichtige, durch Galton festgestellte Regression, nach der die variierenden Abkömmlinge immer wieder zu der ursprünglichen Norm zurückdrängen. Dies gilt sowohl für die fortschrittlichen wie für die rückschrittlichen Abweichungen von der ursprünglichen Norm. Wenn sich demnach die Variabilität nur innerhalb bestimmter Grenzen bewegt, so kann sie unmöglich die Unterlage für die unbegrenzt fortschreitende Entwicklungskette der Arten abgeben. Diese Unterlage erschließt sich uns nur in der Mutation.

Die Tatsache, daß weder Darwin noch seine Vertreter nicht scharf genug zwischen Variation und Mutation im obigen Sinne unterschieden haben, hat den Grund zu den endlosen Streitfragen über die Vererbung erworbener Eigenschaften gelegt; denn ohne eine solche Vererbung wäre ja die Artenbildung nach den Darwinischen Prinzipien nicht denkbar gewesen. Der genialste Verteidiger der Lehre von der Erblichkeit erworbener Eigenschaften ist Herbert Spencer gewesen. Aber seine übermenschlichen Anstrengungen haben, beim richtigen Lichte betrachtet, lediglich die Variation zum Objekt gehabt. Wir sind daher durch ihn keinen Schritt weiter gekommen.

Die erworbenen Eigenschaften sind nach unserem heutigen Wissen lediglich individuelle, durch nutritive Einflüsse bedingte Abweichungen von den mittleren Eigenschaften des betreffenden Typus. Die Frage nach ihrer Erblichkeit ist also von diesem Gesichtspunkte zu beurteilen.

Die Erblichkeit auf dem Gebiete der individuellen Variabilität kennzeichnet sich derjenigen auf dem Gebiete der Mutabilität gegenüber durch zwei Erscheinungen: Die Regression und die Steigerung durch Selektion.

Die Mutationen sind erblich und gewöhnlich sofort nach ihrem Auftreten konstant. Rückschläge zu der früheren Form fehlen dabei allerdings nicht; sie sind aber meist sehr selten und finden als Sprünge statt, ohne Vermittlung. Man nennt das Atavismus.

Die Variationen oder Abweichungen vom Mittel des Typus sind in ganz anderer Weise erblich. Die Kinder weichen im Durchschnitt bedeutend weniger vom Typus ab als die Eltern; dagegen pflegen einzelne stärker abzuweichen, und mittels deren Nachkommenschaft kann man die Abweichung vergrößern.

Bei der Frage nach der Erblichkeit erworbener Eigenschaften handelt es sich also nicht um eine absolute Konstanz, sondern um eine nach Galtons Regel meist etwa zwei Drittel betragende Reduktion. Auf der anderen Seite bildet die Steigerung der Abweichung durch Selektion ein Mittel, die Erblichkeit zu beweisen.

Aber offenbar, selbst wenn diese Erblichkeit erwiesen ist, wird sie als artbildender Faktor durch die die Variation beherrschende Regression vollständig illusorisch. Deshalb ist sicherlich auch die scharfe Polemik zwischen Spencer und Weismann zugunsten des letzteren zu deuten, denn die Versuchsreihen Weismanns gründeten sich stets nur auf Variationen und nicht auf Mutationen.

Greifbar und verwertbar bleiben für uns nur die durch Mutation hervorgerufenen Artmerkmale, die also nicht erworben und sofort erblich sind.

Wenn wir nun auch eine Selektion der Mutation als den wirklichen artbildenden Faktor anerkennen wollten, so gelangten wir damit doch wieder in Konflikt mit einer der schwerwiegendsten Tatsachen, nämlich der K o n s t a n z der Arten. Dieser Gegensatz ist vom Darwinismus nie genügend in Betracht gezogen worden und daher auch stets eine Hauptangriffswaffe gegen ihn gewesen.

Wenn auch Mutationen besonders an Pflanzen beobachtet worden sind, so hat doch innerhalb des Bereiches unseres Wissens noch keine Selektion zur Bildung einer neuen Art stattgefunden. Der Mensch ist ein Dauertypus; so sind alle heute lebenden Tier- und Pflanzenarten Dauertypen. Seit Jahrtausenden sind keine neuen Arten entstanden. Noch ist kein anthropomorpher Affe zum Menschen vorgerückt, noch hat kein Athlet einen Athleten gezeugt!

Weder allmähliche noch stoßweise Abänderungen haben zu neuen Arten geführt; die Konstanz der heutigen Arten zeigt dem Darwinismus ihr sphinxhaftes, ehernes Antlitz. Sie wird es jedem zeigen, der die Entstehung der Arten auf k o n s t a n t w i r k e n d e Ursachen zurückzuführen versucht. Auch die Mutation als konstante Erscheinung setzt uns diesem Konflikte aus. Aber die Mutation schließt wenigstens nicht wie die Variation einen fundamentalen Widerspruch in sich, repräsentiert keine Unmöglichkeit. Die Mutation ist nicht erworben, sie tritt plötzlich auf, aus eigener Initiative, ist erblich und steht nicht unter dem Drucke äußerer Einflüsse (wenigstens nicht nachweisbar); wir können daher immer noch das Entwicklungsgeheimnis hinter oder in ihr suchen.

§ 2.

Ein großer Hemmschuh für das Problem des Lebens sind die Irrungen des Darwinismus insofern geworden, als auch im großen und ganzen der Realismus, der durch Darwin erschlossen worden war, in falschem Sinne weiter verfolgt wurde. Man hatte diesen Realismus in einen toten Mechanismus ausarten lassen und glaubte,

mit Hülfe physikalischer Gesetze das ganze gewaltige Problem lösen zu können. Ohne zu begreifen oder begreifen zu wollen, daß das Lebensproblem nie mechanisch gelöst werden kann, hat man sich bis zu der Ungeheuerlichkeit einer Plasmamechanik und einer Kinetogenesis verstiegen. Darwin selbst hatte sich ja ausschließlich mit den äußeren Entwicklungsfaktoren beschäftigt, wenn er auch zugestand, daß innere Entwicklungsfaktoren mitbestimmend sein müßten. Aber man folgte dem Beispiel Darwins um so eifriger, als der realistische Anstoß, der so überzeugungskräftig gewirkt hatte, eine breite Straße zu eröffnen versprach. Wir dürfen nicht übersehen, daß man gerade zu Darwins Zeiten des idealistischen testimonii paupertatis herzlich müde geworden war und mit Inbrunst die Blicke zu realen Theorien erhob. Dazu kam noch der erstarrende Einfluß der Paläontologie, die es nur mit toten Formen zu tun hat, die Blicke mit Vorliebe auf die äußeren Formen, die starre Materie lenkte und nicht nur das geistige, selbst das physiologische Moment ignorierte oder wenigstens sehr in den Hintergrund drängte. Im Vordergrunde stehen im Darwinismus nur die äußeren physikalischen Gesetze und Einflüsse, und diese waren als treibende Faktoren so verallgemeinert worden, daß man ihnen schließlich blindlings Omnipotenz vindizierte.

Ich möchte hier ein Gleichnis (das allerdings, wie alle Gleichnisse, stark hinkt) einschalten, das uns zeigen soll, wie leichthin der Darwinismus in Wirklichkeit den Entwicklungsprozeß erklärt hat, und wie wenig sich ein denkender Mensch mit einer solchen Erklärung abfinden kann. Das Gleichnis wird uns auch später von Nutzen sein.

Denken wir uns, die ganze heutige Menschheit würde hinweggerafft und zwar spurlos, ihre Kulturwerke dagegen blieben intakt bestehen. Ein Darwinischer Geist senkte sich auf die Erde, erblickte diese Kulturwerke (als eine Art fossiler Wesen) und würde durch ihre unermeßliche Vielseitigkeit verwirrt. Er suchte des Rätsels Lösung. Genau wie ein wirklicher Naturforscher und Spezialist hält er sich von vornherein nur an die äußeren Erscheinungen; er betrachtet und untersucht daher auch nur die sämtlichen Kulturprodukte, wie sie vor ihm liegen, in ihrer überwältigenden Mannigfaltigkeit. Nach mühsamer Arbeit der Klassifizierung muß es ihm als bewunderungswürdiges Verdienst angerechnet werden, daß er sein Entwicklungsprinzip aufrollt und mit Hülfe der Museen wirklich beinahe die sämtlichen Kulturprodukte in bestimmten Entwicklungsreihen unterbringt. Da findet er, wie die Dampfschiffe mit den Segelschiffen und Ruderbooten in eine Entwicklungsreihe gehören; ebenso zergliedert er die Entwicklungsreihe der ersten Stephenson-Lokomotive bis herauf zur Compound-Lokomotive, des Steinbeils bis herauf zum gewaltigen Dampfhammer, des Holzsteges bis zur Brooklyn-Brücke, der Nähnadel bis zur Nähmaschine, des Holzpfluges bis zur amerikanischen Dampfpflugmaschine, des Schabesteines bis zur amerikanischen Stahlhobelmaschine, des altgriechischen Chordeons bis zum Blüthner-Flügel, des einfachen Holzhebels bis zum Dampfkran, des Pfeiles bis zur Maximkanone usw. usw.

Der Darwinische Geist kommt nun auf den glorreichen Gedanken, in jeder Entwicklungsreihe sei ein höheres Produkt aus einem niederen hervorgegangen, indem im allgemeinen Wettbewerb und Kampfe ums

Dasein die niederen Typen unterlegen sind und durch natürliche Auslese die stärkeren zu höheren Typen sich entwickelten. Die Ruderboote z. B. in ihrer tausendfältigen Varietät vom ausgehöhlten Baumstamm bis zum schlank gebauten Oxford- und Cambridge-Boot kämpften untereinander, und durch natürliche Auslese entwickelte sich aus ihnen schließlich das Segelschiff; auch dieses variierte vom einfachen Segelboot bis zum Dreimaster oder der modernen Jacht und durch natürliche Auslese entwickelte sich aus dem Segelschiff schließlich das Dampfschiff.

Die treibenden äußeren Entwicklungsfaktoren waren überaus einfach und durchsichtig. Die Ruderboote waren offenbar nur auf Flüssen und kleinen Gewässern zu gebrauchen. Sobald die weiten Meere in Betracht kamen, waren sie unzulänglich; es bedurfte mächtigerer Schiffskörper und eines Ersatzes der schwachen Ruder durch die mächtigen Segel. Beim Wettbewerb der Segelschiffe untereinander machte sich bald ein weiterer Entwicklungsfaktor geltend: die Schnelligkeit der Bewegung. Die schnellsten Schiffe waren zum Angriff wie zum schützenden Rückzug die geeignetsten; die natürliche Auslese schuf daher schließlich das schnellste Schiff, das Dampfschiff. Wunderbar! — So weit der nachmenschliche Darwin, genau wie der wirkliche Darwin mit seinem Lebensproblem, nur daß der erstere nicht einmal den Versuch machte, die ganze sinnverwirrende Kulturwelt unter einen einzigen Entwicklungshut zu bringen, d. h. sie in eine einzige Entwicklungsreihe, in einen einzigen Stammbaum zu zwingen, während der wirkliche Darwinismus sich tatsächlich mit einem solchen Versuche vergebens abgemüht hat.

Ehe wir unsere vergleichenden Schlüsse aus obigem Gleichnis ziehen, wollen wir das letztere zunächst zur Verstärkung der richtigen Begriffe über Variabilität und Mutation verwenden, wie wir sie im vorhergehenden Paragraphen diskutiert hatten. Wir würden im obigen Gleichnis sicherlich das Ruderboot als eine Art betrachten, deren besonderes Merkmal in der Fortbewegung durch das Ruder bestand. Der ausgehöhlte Baumstamm, die römische Galeere, die venetianische Gondel, das Oxford- und Cambridge-Boot, es sind alles nur Varietäten. Aber offenbar, wenn wir selbst unter den extremsten Varianten eine Auslese treffen wollten, wir könnten nie zu einer neuen Art, zu einem Segelschiff gelangen. Das Segelschiff versinnlicht allen Varietäten der Ruderboote gegenüber eine Mutation oder vielmehr eine Auslese aus Mutationen. Es tritt in ihm plötzlich und unvermittelt ein ganz neues Merkmal auf: die Fortbewegung durch den Wind; das Ruder ist durch das Segel verdrängt und tritt nur noch rudimentär auf. Von dem Segelschiff kennen wir zahlreiche Varietäten, die aber nie ihr Hauptmerkmal abstreifen und daher nie mit einer Mutation verwechselt werden können. Erst das Dampfschiff verkörpert eine Mutation, sein Hauptmerkmal tritt wiederum plötzlich, unvermittelt auf; die fortbewegende Kraft ist der Dampf, das Segel erscheint bei ihm nur noch rudimentär. Der Raddampfer, Schraubendampfer, Turbinendampfer sind Varietäten, die alle dasselbe Artmerkmal an sich tragen. Neue Mutationen werden durch die Elektrizität eingeleitet, die schließlich wiederum zu einer neuen Art, dem elektrischen Schiffe, führen werden.

Nach dieser beiläufigen Begriffskorrektur wollen wir die Hauptkorrektur an den Darwinischen Erklärungsversuchen vornehmen. Wir haben unser obiges Gleichnis auf der Voraussetzung aufgebaut, daß die Menschen spurlos verschwunden waren und der Darwinische Geist ohne eine Ahnung von ihnen seinen Scharfsinn lediglich unter den Kulturprodukten und ihren Medien walten ließ, genau so wie der wirkliche Darwin seine Forschungshebel an den toten Einkapselungen der Erdrinde angesetzt hatte. Wir lächeln überlegen über den Darwinischen Geist in unserem Gleichnis, der von dem treibenden Menschengeiste, als dem wahren inneren Entwicklungsfaktor, keine blasse Ahnung hatte und sich im Schweiße seines Angesichtes abmühte, seinen Entwicklungsreihen durch den Kampf ums Dasein, durch natürliche Auslese, durch die Einwirkung äußerer Einflüsse usw. Leben und Wahrheit einzuhauchen. Und hat es der wirkliche Darwinismus mit seinen Entwicklungsreihen anders gemacht? Mit nichten! Aller Scharfsinn der Darwinianer wurde darauf verschwendet, die äußeren Entwicklungsfaktoren festzunageln; die organische Materie wurde geschoben, gedrückt, geknetet, gestoßen, genau wie die anorganische, und der Geist und die bewußte Schaffenskraft, die die Natur aus allen Poren schwitzt, wurde mit einer unglaublichen Hartnäckigkeit ignoriert. Und man mußte doch schließlich bis zu diesem Geiste in seinen höchsten Offenbarungen vordringen; der Darwinismus mußte doch imstande sein, sich auch von ihm seine Quittungen geben zu lassen. Ein realer Anlauf mußte auch zum Ende führen können, sonst würde es sich gar nicht der Mühe verlohnt haben, ihn zu nehmen. Wir wollen doch nicht bis zu den Sauriern vorsegeln, um bei den Säugern kläglichen Schiffbruch zu leiden; wir wollen nicht eine reale Erkenntnisleiter emporsteigen, um beim Menschen furchtbar abzustürzen! Wenn wir wissen sollen, wie sich eine Monere auf natürliche Weise entwickelt hat, dann wollen wir auch wissen, wie diese natürliche Entwicklungsweise ihre Fäden bis zu einem Homer, Shakespeare, Goethe, einem Michelangelo, Raffael, einem Beethoven, einem Aristoteles und Newton, einem Darwin selbst gesponnen hat!

Das ist ja die Quintessenz einer realen Weltanschauung, daß sie eine idealistische oder dualistische nicht bloß einfach ignoriert, sondern eben alle Rätsel auf reale Weise löst; sonst hätte es gar keinen Zweck, die idealistischen Zauberbilder überhaupt aufzugeben. Wenn es keine metaphysische Welt gibt, aus der all die Wunder des Lebens, die hohen Regungen des Geistes und der Seele fließen, wenn es nur eine wirkliche, einheitliche Welt gibt, dann muß auch in dieser realen Welt alles das enthalten sein, was der Idealismus aus seiner metaphysischen Welt unaufhörlich einschmuggelt. Was nützen mich alle Wissenschaften und Kenntnisse, alle Errungenschaften der Empirie, alle noch so staunenswerten Studien und Experimente über die verwickeltsten Lebensprozesse, alle Mechanik der Atmung, Ernährung und Fortpflanzung, alle Schädelmessungen, kurz alle Spielereien der Beobachtung, wenn mir die einfachsten Regungen des wirklichen Lebens unzugänglich sind, wenn ich das zielbewußte Ausstrecken der Pseudopodien einer Amöbe ebensowenig verstehe, wie die Funktionen eines Menschenhirns. Ich bin ja weit davon entfernt, mich mit Moses ins Paradies zu setzen und dem lieben Gott zuzusehen, wie er schließ-

lich den Menschen aus einem Erdenkloß formt und ihm dann den Odem einbläst. Aber wahrlich, Moses war ein kluger Kopf, und sein Gleichnis findet selbst in der heutigen Empirie einen gewissen Widerhall. Unsere Biologen mühen sich lediglich um den Erdenkloß ab, um die toten Formen des Lebens; dem Erdenkloß den Odem einzublasen, daran denkt keiner und kann auch schließlich keiner denken. Auf der Biologie lastet genau so der Fluch des Spezialistentums, wie auf allen anderen Disziplinen der Naturwissenschaft. Die Biologen werfen, um mit Haeckel zu sprechen, ihre Steine genau so auf den großen Haufen empirischer Tatsachen, wie die Physiker, Astronomen, Paläontologen, Anatomen, Physiologen usw., ohne Sichtung, ohne Zusammenhang, ohne einen systematischen Aufbau. Daher die Unmöglichkeit einer Erkenntnis. Das Leben kann nur systematisch begriffen werden, als der intimste Ausdruck des gesamten Weltgeschehens. Der Biolog hantiert lediglich mit dem Erdenkloß, und wenn er wirklich einmal seinem Erkenntnisdrange gehorchen will, dann fällt er wieder zurück in den Dualismus und holt sich den Odem aus einer metaphysischen Welt. Das Spezialistentum ist die absolute Negation einer realen Erkenntnis. Der Steinmetz ist kein Baumeister, er mag noch so viele Steine und mag sie noch so schön behauen. Der Empiriker ist und bleibt nur der Handlanger des Philosophen.

Freilich hat die Philosophie des Realismus ein total anderes Gewand anzulegen, als die des Idealismus. Der Idealist spinnt seine Weltsysteme aus seinem Kopfe, sein Rüstzeug ist die dichtende Phantasie; der Realist hingegen hat die wirkliche Natur zu umfassen; sein Rüstzeug ist die Beobachtung mit ihren unermeßlichen Komplikationen. Der Idealist wirft mit leeren Phrasen um sich, die der große Haufen ohne Kopfzerbrechen nachschwatzen kann; der Realist hat schweres Geschütz aufzufahren, das nur wenige hantieren können. Der Idealist spielt mit sinnlosen, unverständlichen Worten; der Realist operiert nur mit Tatsachen und vorstellbaren Daten; er muß mit einem intensiven Vorstellungsvermögen ausgerüstet sein und sich in das atomistische Geschehen versenken können. Eine reale Weltanschauung wird daher nur schwer Allgemeingut werden können, und man braucht sich vorläufig auch vor ihren zersetzenden Gefahren nicht zu fürchten.

II. Realismus und Idealismus.

§ 3.

Der Realismus an und für sich ist nicht nur ein Einbruch in unsere Gesellschaft, er ist ein Einbruch in unsere gesamte Kultur, ein Wendepunkt für die bisherige geistige Entwicklung der ganzen Menschheit. Die dualistische Weltanschauung hat bis jetzt die Menschheit ausschließlich beherrscht, die fundamentalen Begriffe von Körper und Geist, von Materie und Kraft haben trotz aller Wandlungen ihre bestimmende Macht bis zur Stunde beibehalten. Der Geist wird heute noch ins Metaphysische projiziert; die aus ihm fließenden Gottesbegriffe sind heute noch die Grundlagen unserer Gesellschaftsordnung.

Man behauptet, die Weltanschauungen beherrschen die Zeiten und Völker in dem Sinne, als ob sie die Träger und Generatoren der

jeweiligen Kulturentwicklungen seien. Dies ist durchaus falsch. Die Kulturentwicklung ist bedingt und gegeben durch die jeweilige Rassenveranlagung. Es gibt spezifische Kulturrassen, deren angeborene intellektuelle und seelische Energie allein kulturbestimmend wirkt. Der jeweiligen Weltanschauung wohnt keine ursächliche Wirkung inne; sie ist lediglich eine kulturelle Begleiterscheinung mit dem jeweiligen Kolorit, das ihr die entsprechende Kulturrasse gibt. Sie wirkt hemmend, aber nie bestimmend auf die Kulturentwicklung. Die arischen Rassen sind unabhängig und trotz der christlichen Religion zu den Naturwissenschaften und der modernen Technik vorgedrungen. Die christliche Religion hat den Fortschritt nur aufgehalten; ohne sie hätten wir schon vor einem halben Jahrtausend anstatt der Folterkammern und Scheiterhaufen Eisenbahnen und drahtlose Telegraphie gehabt, und heute würden wir schon längst über alle Berge fliegen! Die Religion schlägt ihre Wurzeln in die Seele, in das Gemüt; sie wirkt daher nie bestimmend, sondern nur hemmend auf das Verstandesleben, auch abgesehen von ihrem Mißbrauch in herrschsüchtigen Händen.

Von ungeheurem Einflusse aber wurde die Weltanschauung auf die gesellschaftliche Ordnung. Wenn auch z. B. die Umwandlungen der Gentilverfassung in die politische Verfassung sich aus ökonomischen Gründen vollzogen, so war doch ihre mächtigste Stütze die Weltanschauung. Auf dem Boden der Religion vollzog sich stets die Scheidung zwischen Herrschern und Unterdrückten; in den Keimen zur geistlichen und weltlichen Herrschaft lagen auch die Keime der Knechtung und Ausbeutung, die Keime zur Gesellschaftsordnung aller Kulturvölker, mit vielleicht der einzigen Ausnahme der Chinesen, die parallel mit ihrer durchaus oberflächlichen und indifferenten Weltanschauung ihre freie Gentilfamilie bis zur Stunde erhalten haben, abgesehen von der Tatsache, daß sie die Sklaverei in keiner Form und zu keiner Zeit ihrer vieltausendjährigen Geschichte gekannt haben.

Kein Wunder, daß die jeweilige Weltanschauung als höchster und wichtigster Regulator der gesellschaftlichen Ordnung, durch alle denkbaren staatlichen und kirchlichen Machtmittel ängstlich gestützt und geschützt wird. Eine reale Weltanschauung zu begründen scheint daher ein gewagtes Unternehmen zu sein; allein es scheint nur so. Die Gegner brauchen sich in keiner Weise zu beunruhigen; eine solche Begründung repräsentiert vorläufig einen rein philosophischen Luxus, den sich nur wenige werden gestatten können. Jahrhunderte werden vergehen, ehe sie praktische Gestalt annehmen wird; denn wie dem Alltagsmenschen der naive Realismus angeboren ist, so wohnt ihm auch ein alleinseligmachender naiver Idealismus inne, der ihn mit Schiller sagen läßt:

> „Nur der Irrtum ist das Leben,
> Und das Wissen ist der Tod."

Die wissenschaftliche Begründung einer realen Weltanschauung, einschließlich des Lebensproblemes, steht und fällt mit dem Erkenntnisproblem. Unter einer wissenschaftlichen Begründung verstehe ich die voraussetzungslose Verwertung wissenschaftlicher Tatsachen und ganz besonders naturwissenschaftlicher Tatsachen, ohne alle und jegliche ethischen oder sonstigen Rücksichten. Eine reale Weltanschauung im

schroffen Gegensatze zur idealistischen kann sich nur auf voraussetzungslose Verarbeitung gegebener Tatsachen stützen; die Mitarbeiterschaft einer poetischen Phantasie ist völlig ausgeschlossen, und wenn auch wir auf metaphysische Probleme stoßen, oder wenn auch bei uns, nach der Ausdrucksweise Liebmanns, metaphysische Bomben platzen, so ist eine solche Metaphysik nicht der Phantasie entsprossen, sondern steht vor uns in Form greifbarer Probleme, deren Vorhandensein unleugbar ist, auch wenn sie nie gelöst werden können.

Die Lösung des Lebensproblems führt nur durch unser Ich. Um einen Ausgangspunkt für unsere Untersuchungen zu gewinnen, knüpfen wir daher am besten an den Ausspruch Schopenhauers an: „der Idealismus ist eine uneinnehmbare Festung!“ Nach der bisherigen Ausdrucksweise ist unser gesamtes Weltbild rein subjektiver Natur, und es gibt keinen Weg, keine Methode, kein Mittel, um aus dieser subjektiven Welt herauszukommen. Selbst der vorsichtige Kant hat mit seinem „Ding an sich“ einfach einen salto mortale in eine reale Welt gemacht. Auch die moderne Auffassungs- und Ausdrucksweise: „unser Kopf ist ein Teil der realen Welt, in dem das Weltbild zustande kommt“, ist von Grund aus falsch, ein kläglicher Rückschritt hinter Kant. Wie soll denn das subjektive Kopfbild plötzlich von einer realen Welt umflossen werden?! Wir mögen uns drehen und wenden wie wir wollen, gegeben ist uns ausschließlich subjektives Anschauungsmaterial, und jede intellektuelle Verarbeitung desselben erzeugt nur wieder subjektive Produkte. Es gibt keine logische Brücke aus unserer subjektiven Welt in eine reale Welt; ja, ich gehe noch weiter: es gibt nicht einmal eine logische Brücke vom Subjekt zum Objekt überhaupt. Ich mache diesen letzteren Satz zunächst geradezu zum Angelpunkt meiner Untersuchungen. Ehe ich zu dieser radikalen Anschauungsweise gelangte, glaubte ich noch ein Argument für die Realität der Welt in der letzten Instanz der Vernichtung des Ichs zu finden, im Einrennen des Schädels an der realen Substanz. Allein auch dieses subtile Argument ist nicht stichhaltig. Das Individuum, das sich den Schädel einrennt, ist nicht mehr urteilsfähig, und wenn ich selbst aus diesem Einrennen des Schädels eines anderen einen Schluß auf die Realität der Substanz oder Außenwelt ziehen wollte, würde ich doch nur immer und immer wieder mit subjektiven Bildern und Daten operieren.

Es dürfte vielleicht erlaubt sein, diese konsequente Anschauungsweise als empirischen Idealismus zu bezeichnen, ohne an dem Worte empirisch Anstoß zu nehmen. Die Bezeichnung E. v. Hartmanns: Phänomenologie der Welt, Phänomenologie des Bewußtseins usw. gibt viel zu leicht Veranlassung zu dualistischen Irrwegen.

Wir können uns ja in diesen empirischen Idealismus ebenso hineinleben, wie wir uns in den naiven Realismus hineinleben. Warum denn nicht? In letzter Instanz gründet sich doch jeder reale Substanzbegriff lediglich auf haptische (durch den Tastsinn vermittelte) Sinneseindrücke. Der naive Realist ist denkfaul; er verwechselt einfach seine haptischen Eindrücke mit einer Substanzillusion. Der empirische Idealismus hingegen weiß alles und jedes in subjektive Anschauungs- und Vorstellungsbilder aufzulösen; er bleibt sich einer tadellosen Logik bewußt. Damit könnte ja alle Diskussion über den Idealismus ein

für allemal geschlossen werden. Hundertmal tiefer befriedigt als der empirische Realist könnte der empirische Idealist einherschreiten.

Aber nun kommt der Erkenntnismensch und stürzt uns sofort in den größten aller Konflikte. Der Realist, der sich um keine Logik kümmert und willkürlich ein Objekt, eine reale Außenwelt postuliert, kümmert sich auch um solchen Konflikt wenig, dieser entsteht nur für den konsequenten Idealisten.

Wir haben vor allen Dingen mit der Natur unseres Intellektes zu rechnen. Nicht nur Bilder erfüllen unser Bewußtsein; es werden uns auch alle Modifikationen aufgedrängt, unter denen diese Bilder unser Bewußtsein erfüllen. Wir denken nicht nur an und für sich, wir wissen auch wie wir denken. Nicht nur die Bilder sind uns gegeben, sondern auch das (Kausalitäts-)Bedürfnis, diese Bilder untereinander zu verknüpfen. Ein Begriff ist nur eine Gruppe untereinander verknüpfter Bilder.

Ohne diesen Faden vorläufig weiter zu spinnen, entsteht für den Erkenntnismenschen die erste Frage: woher kommen diese Bilder? Nicht nur der empiristische Idealist, sondern der Empiriker im allgemeinen kümmert sich um diese Frage nicht und braucht sich schließlich auch nicht um sie zu kümmern. Ein Elektrotechniker fragt keinen Augenblick danach, woher die Elektrizität kommt, bezw. was das Wesen der Elektrizität ist; er hat seinen Strom nebst Formel und setzt damit die Welt in Erstaunen. Der empiristische Idealist kann friedlich in seiner Bilderwelt leben und sich vollkommen in ihr zurecht finden.

Sobald aber der Erkenntnismensch auftritt und die Frage nach dem Woher und dem Wesen der subjektiven Bilder aufwirft, verfällt der empiristische Idealist, sofern er konsequent bleiben will, dem absoluten Idealismus. Der absolute Idealist differenziert aus eigener Kraft; aus seiner transzendentalen Welt wirft er alle Bomben des Lebens, schafft er alle Straßenecken, an denen unerschöpflich neue unerwartete Bilder auf ihn einstürmen. Der absolute Idealismus treibt einfach zum Wahnsinn; der absolute Idealist geht in dem eigenen Wirbel seiner selbstgeschaffenen Bilder zugrunde!

Wäre unser Bewußtsein nur mit blau erfüllt, wäre das ganze Universum eine uniformblaue Dunstmasse, so könnte sicherlich keine Erkenntnisfrage in uns auftauchen, und sollte sie auftauchen, so könnte uns der absolute Idealismus befriedigen. Allein in unserem Bewußtsein spielen unzählige Farben in noch unzähligeren Liniengruppen voneinander getrennt und fortwährend sich untereinander verschiebend, alle mehr oder weniger mit einem haptischen Beigeschmack. Beim Blindgeborenen sind die Farben und Formen durch haptische Bilder vertreten. Sprechen wir einfach mit Heraklit: Alles fließt in unserem Bewußtsein. Woher kommt dieser Fluß der Bilder? Der absolute Idealist behauptet, aus dem eigenen Ich, aus der subjektiven Welt. Niemand kann ihm etwas anderes beweisen, und doch rufen wir alle Mächte unseres Geistes an, um uns vor solchem Wahnsinn zu retten! Das innerste Wesen des Ich sträubt sich gegen Unlust, Schmerz, Enttäuschung, Schande, Kummer, Sorgen usw., bekundet einen unüberwindlichen Selbsterhaltungstrieb, der alle Gefahren zu vermeiden strebt, und dennoch, unaufhörlich gebiert dieses Ich alle Bilder, die

solche Zustände unmittelbar schaffen! Der absolute Idealist sägt den Ast ab, auf dem er sitzt.

Das alles ist nichts Neues; darüber hat man vor hundert Jahren gründlicher nachgedacht als heute; der Widerspruch, die Unmöglichkeit des absoluten Idealismus hat allen Geistern eingeleuchtet; instinktiv flüchteten alle in eine reale Welt, und selbst Kant, der sogar die absolute Subjektivität des Raumes postulierte, konnte dem allgemeinen Drange nicht widerstehen, wenn er auch vorsichtig genug war, sich hinter ein unbekanntes „Ding an sich" zu verschanzen. Diese Vorsicht entschuldigt aber keineswegs den logischen Fehler, ohne weiteres eine reale Außenwelt zu behaupten. Hier eben sitzt das große Problem der Erkenntnislehre. Descartes hat es im Rausche seines „cogito, ergo sum" gar nicht erkannt; Kant und alle anderen nach ihm haben es umschlichen. Es wurde einfach die menschliche Haut zur Grenze zwischen Innen- und Außenwelt erhoben, und Subjekt und Objekt standen einander ohne Skrupel gegenüber.

Dieser Gewaltakt bestätigte nur den alten Dualismus mit all seinen grotesken Auswüchsen, der nicht nur der Menschheit Ströme von Blut gekostet, sondern sich auch der Wissenschaft hemmend in den Weg geworfen hat. Heute noch verzichtet die Wissenschaft unter seinem Einflusse auf ihre herrlichsten Aussichten.

Anstatt sich mit eiserner Konsequenz an unsere subjektive Welt anzuklammern und in ihr allein das Wahre, Positive, Unerschütterliche zu suchen und alles Erkenntnisstreben in der Begründung des Flusses dieser subjektiven Welt gipfeln zu lassen, hat man einfach eine reale Außenwelt geschaffen, die man vollständig selbständig hantierte und als etwas völlig Fremdes der subjektiven Welt gegenüber stellte. Der unantastbaren subjektiven Welt stellte man eine ebenso unantastbare Außenwelt gegenüber, oder umgekehrt, über der autonomen, nach ihren eigenen Gesetzen funktionierenden objektiven Weltsubstanz stand eine nicht minder autonome, ihren ureigenen Willen bekundende Geisteswelt. Beide waren durch eine tiefe Kluft voneinander getrennt; je mehr Gesetz und Kausalität sich in der einen offenbarte, um so freier und gottähnlicher waltete der Geist in der andern. Alle Bestrebungen, diese Kluft zu überbrücken, sind gescheitert. Die Naturwissenschaften als Spiegelbild der Außenwelt sind viel zu gewaltig vorwärts gestürmt, die Geisteswissenschaften sind rückständig geblieben, ja, wurden überhaupt nicht mehr gehört. Günstigsten Falles stößt man auf willkürlich hingeworfene Postulate, wie den Wundtschen Parallelismus, der an und für sich auf sehr schwachen Füßen steht. Wenn die realen und subjektiven Entwicklungsreihen parallel miteinander verlaufen und sich im Bewußtsein kreuzen, d. h. sich gegenseitig erfassen sollen, so ist trotz dieser Kreuzung absolut nicht einzusehen, wie eine Erfassung der einen durch die andere Welt möglich sein könnte?! Ein Silberdraht, der sich mit einem Kupferdraht kreuzt oder selbst verschmilzt, bleibt doch in seiner Integrität als Silberdraht unangetastet, ebenso der Kupferdraht. Die ganze reale Welt mag durch mein Bewußtsein fließen, ich werde nicht ein Atom von ihr erfassen können; ich bleibe so unerbittlich an mein subjektives Anschauungsmaterial gekettet, daß ich weder die Substanz, noch ihre Gesetzmäßigkeit, noch ihren Parallelismus irgendwie realiter erfassen

kann. Es bleibt bei Schopenhauers Ausspruch: „Der Idealismus ist eine uneinnehmbare Festung!“ Der Wundtsche Parallelismus wird keinem Philosophen imponieren. Noch seichter ist die Behauptung Helmholtz’, unsere Anschauungsbilder seien Zeichen für die Außendinge, wie ja Helmholtz überhaupt kein Philosoph war. Die Naturforscher haben durchweg den großen Fehler begangen, der subjektiven Welt viel zu sehr voraus zu eilen, dem Hypothetischen, Ungewissen absolute Realität zuerkennend, und das wirklich einzig Wahre und Unerschütterliche zum bloßen Zeichen herabzudrücken. Die Wahrheit wurde einfach auf den Kopf gestellt.

Aber auch die Philosophen haben gesündigt. Anstatt vorsichtig in der subjektiven Welt zu verharren und von hier aus tastend irgend einen Untergrund zu suchen, der den Fluß der Bilder zu stützen vermöchte, haben sie sich kopfüber in eine vollständig getrennte selbständige Außenwelt gestürzt, den Knoten des größten Problemes einfach durchhauend. Ihre Gedankenblöße haben sie überdeckt mit all dem faulen Glanze metaphysischer Spekulationen, die das Papier nicht wert waren, auf das sie geschrieben oder gedruckt wurden. Sie haben nicht ein Haarbreit höheren wissenschaftlichen Wert, als irgendwelche religiöse Phantastereien für den großen Haufen.

Wenn wir zum Ziele gelangen und den Fluß unserer Anschauungsbilder erklären wollen, haben wir die fundamentale Frage zu lösen: *schafft und schöpft unser Ich die Bilder, oder werden sie ihm aufgedrängt, und woher oder durch was?* Die erste Version führt, wie gesagt, zum absoluten Idealismus und zum Irrenhaus. Es bleibt uns nur die zweite schwierige Version.

Zur Behandlung der Frage haben wir von vornherein zu einer *Hypothese* zu greifen, zu der *Hypothese* einer Außenwelt. Ich behalte vorläufig die alltägliche Ausdrucksweise bei; wir werden im Laufe unserer Untersuchungen zu dem Ergebnis kommen, daß ein Unterschied zwischen objektiver und subjektiver Welt überhaupt nicht aufrecht zu erhalten ist, überhaupt nicht existiert.

Mein exklusiver Standpunkt geht dahin, daß ich sage: es existiert etwas, es gibt ein absolutes Sein, aber dieses in seiner wahrhaftigen Existenz unantastbare Etwas offenbart sich nur in meinem *Ich*, in meiner *subjektiven* Welt; nur in der letzteren kann ich es erfassen, nur in ihr existiert es. Alles was *jenseits* liegt oder liegen *könnte*, ist *Hypothese*; ja, es ist möglich, daß sich dieses absolute Sein in meiner subjektiven Welt völlig erschöpft und es außer ihm überhaupt kein anderes Sein gibt. Aus was fließt denn in letzter Linie dieser ganze Begriff einer realen Außensubstanz? Doch schließlich nur aus unseren haptischen, aus unseren Tastempfindungen; es ist das Harte, Feste, das Undurchdringliche, das in unsern Tast- und Muskelempfindungen zum Ausdruck kommt und den Hauptträger unseres realen Substanzbegriffes abgibt. Der Blindgeborene wird auch von einem unerschütterlicheren Substanzbegriff beherrscht als der Sehende; ich habe wenigstens noch keinen Blindgeborenen getroffen, der den naiven Realismus überwunden hätte, oder den ich von der Hinfälligkeit des naiven Realismus hätte überzeugen können. Also auch dieser bombenfeste Realismus löst sich schließlich immer wieder in subjektives Wohlgefallen auf.

Ich mache vorläufig von der Hypothese Gebrauch, daß für den Fluß unserer Bilder eine nicht subjektive Quelle vorhanden ist. Wir werden später finden, daß wir einer solchen Hypothese gar nicht bedürfen, daß eine Trennung zwischen Innen- und Außenwelt gar nicht nötig ist, allein um aus den tausendjährigen Irrtümern überhaupt herauszukommen, gibt es keinen anderen Weg, als an diese Irrtümer selbst anzuknüpfen, wenn ein Verständnis ermöglicht werden soll.

Diese hypothetische, nicht subjektive Quelle unserer Bilder suche ich aber nicht in einer entfernten Welt, die über, unter oder gar parallel oder als Zeichengeber ihr getrenntes Dasein führt, sondern aus dieser Quelle sprudelt unmittelbar meine subjektive Welt; beide sind so unmittelbar miteinander verwachsen, stehen in solch unmittelbarem Wechselverhältnis zueinander, daß sie gar nicht voneinander getrennt werden können, so sehr, daß sie sogar wieder in eins zusammenfließen können, wenn dieser letztere Satz auch noch verfrüht ist. Wer einwenden wollte, daß ich mein Ich doch nicht mit der entfernten Außenwelt verschmelzen könne, dem antworte ich hier schon, daß dies faktisch geschieht; Himmel, Mond und Sterne sind ebenso unmittelbar durch mein subjektives Material gedeckt, wie ein Nadelstich oder ein Kopfschmerz; mein Ich reicht so weit die Welt reicht, ist im letzten Winkel meines Schädels wie an den ewig zurückweichenden Grenzen des Universums zu finden.

Wo finden wir nun den Schlüssel zu des Rätsels Lösung? Die Hypothese, die nicht subjektive Quelle unserer Bilder will definiert sein. Der Schlüssel kann einzig und allein in einem Begriffe des Seins, in einem richtigen Substanzbegriff liegen. Das Wort richtig ist ja überaus voreilig, wie wir überhaupt von keiner richtigen Hypothese reden können. Das hat uns schon Kant gesagt: wenn wir aus unserer subjektiven Welt nicht heraustreten, also das „Ding an sich" nicht unmittelbar erfassen können, so werden wir auch nie imstande sein, die absolute Wahrheit zu erkennen. Wir können uns der absoluten Wahrheit nur asymptotisch nähern; es kommt daher für uns überhaupt nur relative Wahrheit in Betracht. Vulgär ausgedrückt, können wir mit Caspari sagen: wer am meisten erklärt, steht am höchsten in der Wahrheit.

Von einem richtigen Substanzbegriff kann daher überhaupt nie die Rede sein. Jeder Substanzbegriff ist und bleibt hypothetisch. Gerade das, was unsere Empiriker für so fest, unantastbar und über allen Zweifel erhaben halten, ist das vollständig Hypothetische, Rätselhafte, Unsichere, Unerwiesene. Was haben wir alles mit den Atomen des Demokrit fertig gebracht; wie haben sie sich seit Jahrhunderten als das Fundament aller Realität behauptet und doch, haben wir ihnen auch nur den leisesten Hauch einer Erkenntnis abgerungen?! Der Gedanke Demokrits ist und bleibt eine Hypothese, aber eine nützliche Hypothese, und als solche hat sie volle wissenschaftliche Berechtigung.

Alle Substanzbegriffe, wie sie auch lauten mögen, sind nichts anderes als Versuchsschlüssel auf der Stufenleiter der Erkenntnis. Nur der alles umspannende Philosoph kann sie liefern, und der Empiriker prüft sie. Es ist einfach absurd, von einem dauernden, ewig gültigen Substanzbegriff zu reden; man kann an jeden Substanz-

begriff nur glauben, wie man an einen lieben Gott glaubt. Ein Substanzbegriff verkörpert immer nur die philosophische Tat eines bestimmten Zeitalters, als der Ausdruck des jeweiligen Wissensmateriales und Erkenntnisdranges. Ein Substanzbegriff löst den anderen ab und wird ihn ablösen, so lange die Menschheit schafft und fortschreitet.

Der Dualismus hat zur Folge gehabt, daß bis jetzt überhaupt nur Substanzbegriffe für die sogenannte reale Welt aufgestellt wurden; man glaubte nur das physikalische Geschehen erklären zu müssen; die subjektive Welt floß ja aus dem Metaphysischen, dem Transzendentalen. Verallgemeinerungen, wie sie Leibniz mit seinen Nomaden, Schopenhauer mit seinem Willen, Hartmann mit seinem Unbewußten, Noirée mit seiner Empfindung usw. erstrebten, liefen ja schließlich nur auf Spielereien hinaus und sind keiner ernsthafteren Kritik zugänglich.

Selbst diese rein physikalischen Substanzbegriffe sind von keinerlei Bestand, sondern lösen einander im Laufe der Zeiten ab. Sie sind ausschließlich hypothetischer Natur und gewinnen nur relativen Wahrheitsgehalt in dem Maße, in dem sie sich den empirischen Tatsachen anpassen. Der Newtonsche Substanzbegriff entstand unter der heftigsten Opposition, indem sich jeder denkende Kopf gegen die Absurdität einer unvermittelten Fernewirkung sträubte. Dieser Widerwille wurde im Laufe der Zeit vollständig überwunden, und jede Prämisse wird ja schließlich annehmbar, wenn sie sich mit den Tatsachen deckt; allein als man beim Studium der Wärmeerscheinungen, der Elektrizität usw. dem Begriffe der unvermittelten Fernewirkungen immer mehr entfremdet wurde, verblaßte der Wahrheitsgehalt des Newtonschen Substanzbegriffes, und der kinetische Substanzbegriff erhob sein Haupt.

Aber alle diese Substanzbegriffe sind einseitiger Natur und versagen vollständig, wenn wir das große Problem unserer subjektiven Welt und des Lebens, auf dem das erstere unmittelbar aufsitzt, in Angriff nehmen wollen. Ein brauchbarer Substanzbegriff muß die idealistische Metaphysik zum Schweigen bringen können; er muß die Keime zum Werden der Weltkörper, wie zum Werden einer Monere, zur Raumanschauung, zur Schöpfung einer Newtonschen Binominalformel, eines Beethovenschen Adagios, einer Sixtinischen Madonna in sich schließen. Mögen die Idealisten bei solcher wahnwitzig erscheinenden Vermessenheit „sauve qui peut!“ rufen; wir haben das unbestreitbare Recht, eine reale Weltanschauung zu formulieren. Eine reale Weltanschauung ist lediglich eine wissenschaftliche Weltanschauung. Der idealistischen Weltanschauung geht jede Wissenschaftlichkeit ab; sie ist nichts mehr und nichts weniger als ein Gedicht, vom primitivsten Fetischglauben bis zum Kantschen Transzendentalen. Sollen wir in einer Zeit der Naturwissenschaften, des positiven Wissens nicht endlich einmal der tausendjährigen, naiven Phantastereien müde werden; sollen wir nicht einmal der Gesetzmäßigkeit, die heute unser ganzes Denken beherrscht, in einer wissenschaftlichen Weltanschauung Ausdruck geben? An Stelle der dichterischen Phantasie wollen wir endlich einmal die auf Beobachtung gestützte Logik walten lassen. Es ist unsere Sache, zu sehen, wie weit wir kommen. So viel steht jedenfalls fest, daß die ganze idealistische Metaphysik viel zu anthropo-

morphischer Art ist, um überhaupt an die Wunder herantreten zu können, die uns die heutige Biologie erschließt. Die ganzen Metaphysiker haben ja keine blasse Ahnung von den Wundern der lebenden Welt und des Riesengeistes, der sich in ihnen offenbart; sie projizieren nur ihren eigenen pygmäenhaften Personalintellekt in eine dichterhafte, metaphysische Welt, und was bekommen sie schließlich fertig? In der einen oder andern Form immer nur wieder einen lieben Gott, dessen Bäumchen und Tierchen, im Vergleich zur wahren belebten Natur, höchstens einem Nürnberger Holzschnitzer Ehre machen. Und diese abstrahierenden Phantasten, die ewig von der Erde abstreben, wie wollten sie auch das Lebensproblem realiter in Angriff nehmen, da ihnen doch das heiße pulsierende Leben, das Feuer der Empfindung, die sprudelnde männliche Vollkraft, der schöpferische, künstlerische Tatendurst und damit auch das wahre Verständnis für das Lebensproblem völlig abgeht! Der geschlechtsmatte Kant und der harnsäurebeladene Schopenhauer, das sind die echten Metaphysiker; daher war für sie die Empfindung nur der armselige Handlanger des Verstandes! Wie steht dagegen der von Lebensfeuer und Gesundheit strotzende Goethe mitten auf realem Boden; wie hat er dem alten Metaphysiker Faust die ausgetrocknete Seele aus dem Leibe geschnitten und ihn mit heißem Menschenblut erfüllt, wie hat er ihm die Augen geöffnet und ihm all die Zauber und Wunder der Schönheit, die die wahre und wirkliche Natur in sich schließt, wie hat er ihm des Lebens goldenen Baum gezeigt! Nicht umsonst bezeichnen wir Goethe als einen Vorläufer Darwins. Wenn Goethe heute gelebt hätte, er hätte sich nicht nur mit der Aufdeckung der äußeren Formen des Lebens begnügt; er hatte das Zeug dazu, in der Rüstkammer seines Geistes und seiner Seele auch den Abstieg in die Tiefen einer realen Lösung des Lebensproblemes zu finden. Vor allen Dingen hatte Goethe dem Leben den richtigen universellen Stempel aufgedrückt. Dieses Lebensungeheuer, das sich im Grunde genommen in letzter Linie immer wieder selbst auffrißt, trägt nicht den Stempel des Göttlichen an sich, dazu klebt zu viel Entwicklung an ihm, nicht den Stempel des Tragischen, dazu wühlt zu viel Lust in seinem Leibe, nicht den Stempel des Komischen, dazu ist es zu ernst; es ist das Dämonische im Goethischen Sinne, das das Leben unverkennbar durchglüht. Es schleudert die höchsten Kunstwerke, deren einfachste Elemente unser lallender Menschenverstand nicht zu fassen vermag, mit einer tollen Verschwendungssucht in die Welt hinaus, nur um sie mit grinsendem Lachen wieder zu zertreten. Durch Aeonen hindurch bewahrt die Natur trotz all dieser diabolischen Sprünge noch einen gewissen Anstand und eine auffallende Ordnung; sie bleibt sich selbst treu. Da macht sie plötzlich einen noch teuflischeren Sprung und schleudert aus ihrer Rüstkammer die Bestie aller Bestien, den Menschen, auf die herrlichen Fluren einer geordneten Welt. Sie entbindet ihn vom Instinkt, gibt ihn frei und zeigt in ihm ihr wahres diabolisches Wesen bis zum Exzeß. Der Mensch, ihr Meisterwerk, vereinigt in den schreiendsten Gegensätzen alle Herrlichkeit und alle Scheußlichkeit, die das echt Dämonische charakterisieren; Extreme, die alles überbieten, was die Natur bis dahin in der Tierwelt aufzuweisen hatte. Liebe und Haß, Mitleid und Grausamkeit, Männlichkeit und Schuftigkeit,

Stolz und Kriecherei, Bescheidenheit und Aufgeblasenheit, Mut und Feigheit, Weisheit und Dummheit, Schönheit und Häßlichkeit, kurz, göttliche Erhabenheit und Bewunderungswürdigkeit, blendender Sonnenglanz einerseits, ekelhafte verabscheuungswürdige Erbärmlichkeit und Scheußlichkeit, grauenvolle Nacht andererseits, umfassen die Menschheit in solch krassen Extremen, daß wir nur im Begriffe des Dämonischen einen Ruhepunkt für unsern suchenden Geist finden. Wie Mephisto mit der Unschuld Gretchens, so spielt der Dämon des Lebens mit seinen eigenen Kindern; er gaukelt dem Menschen alle Reize, allen Glanz, allen Zauber des Lebens, ja sogar eine Unsterblichkeit vor, kitzelt das Menschenhirnchen mit Erkenntnisschauern, um eines Tages, wenn unsere Atmosphäre verschwindet oder das Sonnenlicht erlischt, allen Gaukeleien ein jähes Ende zu bereiten. Dahin sind für immer die Großen und Kleinen der Erde; auch nicht eine Säule zeugt von verschwundener Pracht; der Erdenstaub, die große Motte, vertilgt auch die unsterblichsten Werke geistgekrönter Genies, und selbst wenn sie in der vereisten Erdkruste noch während Jahrbillionen aufbewahrt werden, es wird ihnen nicht einmal das Schicksal eines fossilen Sauriers erblühen; dahin für alle Ewigkeit!

(Fortsetzung folgt.)



Berichte und Notizen.



Ueber die Anwendung des Mendelschen Vererbungsgesetzes auf die Geflügelzucht hat Hurst auf der zweiten nationalen Konferenz für Geflügelzucht, die Mitte Juli in England abgehalten worden ist, einen Vortrag gehalten. Hurst hat möglichst ungleiche Paarungen vorgenommen, um die Vererbung der einzelnen Merkmale studieren zu können, beispielsweise Paarungen von Hühnern mit rosenförmigem und einfachem Kamm, mit weißem und farbigem Gefieder, mit verschiedenen Farben der Beine usw. So wurden Hamburger Hühner mit rosenförmigem Kamm und Italiener mit einfachem Kamm zusammengebracht, weiße Italiener mit schwarzen Minorka und ähnliche Abweichungen. Im genannten Fall stellte es sich heraus, daß sich der rosenförmige Kamm stets leichter vererbte als der einfache, indem bei der ersten Kreuzung sämtliche Nachkommen den rosenförmigen Kamm aufwiesen. Bei weiterer Kreuzung unter diesen Nachkommen ergaben sich im Mittel drei Kücken mit rosenförmigem Kamm auf eins mit einfachem. Eine besonders merkwürdige Eigenschaft besitzen die blauen Andalusier, die nun schon mehr als ein halbes Jahrhundert gezüchtet werden und doch noch immer keine gleichbleibende Farbe gewonnen haben, trotzdem die Züchter sorgfältig bemüht sind, die sogenannten „Vagabunden“, d. h. die Nachkommen, die in ihrer Farbe zu weit abweichen, von der weiteren Fortpflanzung auszuschließen. Sogar solche Hühner dieser Spielart, die auf einen ziemlich langen Stammbaum von blauen Ahnen zurückblicken, ergaben plötzlich eine Nachkommenschaft, die nur zur Hälfte blau war, während die übrigen Kücken schwarz und weiß in gleicher Verteilung gefärbt waren. Wenn nun aber diese schwarz-weißen vereinigt werden, so ergeben sich wieder lauter blaue Kücken.

Die natürliche Säuglingsernährung vom biologischen Standpunkte. Die Tatsache, daß 70 bis 80 Prozent aller Todesfälle im Säuglingsalter der fehlenden Mutterbrust zuzuschreiben sind, hat man auf verschiedene Art zu erklären versucht. Eine der ersten Theorien war die von Biedert, nach welcher die Verschiedenheit des Eiweißes der Kuhmilch und der Frauenmilch sowohl in chemischer als auch in physiologischer Hinsicht die Ursache von Verdauungsstörungen sein sollte. Diese Theorie war nicht haltbar, weil chemisch und physiologisch kein Unterschied zwischen dem Eiweiß der Kuhmilch und Frauenmilch konstatiert werden konnte. Jedoch fand, wie wir vorweg nehmen wollen, die Theorie Biederts nachträglich auf biologischem Boden eine glänzende Bestätigung. Die folgenden Theorien von Czerny,

Keller u. a. griffen eine Verschiedenheit in der Zusammensetzung der Kuh- und Frauenmilch heraus, um aus ihr die Schädlichkeit der künstlichen, oder wie Pfaundler will, der unnatürlichen Säuglingsernährung zu erklären. Die Kuhmilch enthält mehr Fett und weniger Milchzucker; technisch wurde nun eine Kuhmilch hergestellt, die durch Entrahmung, beziehungsweise Zusatz von Milchzucker quantitativ der Frauenmilch gleich oder ähnlich gemacht wurde; aber trotzdem konnte die Schädigung des Säuglings durch solche Surrogate nicht mit Sicherheit vermieden werden, womit sich auch die Unstichhaltigkeit dieser Theorien ergab. Von einem universelleren Standpunkte griff Bunge die Frage an. Er wies nach, daß die Milch bei den verschiedenen Säugetieren sich nicht in einem, sondern in vielen Punkten unterscheide, sowohl in bezug auf den Fett- als auch den Eiweiß- und Aschengehalt, und jede dieser Verschiedenheiten habe für die betreffende Art lebenswichtige Bedeutung. So finden wir bei den Säuglingen, die rasch wachsen, einen großen Gehalt an denjenigen Nahrungsstoffen, die vorzugsweise zum Aufbau der Gewebe dienen: an Eiweiß und Salzen. Man kann förmlich eine Skala aufstellen, wie mit der Raschheit der Verdoppelung des Körpergewichtes der Eiweißgehalt der Milch vom Menschen als dem langsamst wachsenden, von 1,6 pCt. bis zu 10 pCt. bei der Milch des Kaninchens als des am raschesten wachsenden Säugetiers ansteigt; ebenso steigt der Aschengehalt von 0,2 pCt. (Menschenmilch) bis zu 2,5 pCt. (Kaninchenmilch). Den Unterschied im Zucker- und Fettgehalte erklärt Bunge damit, daß das Bedürfnis nach Fett bei den Tieren in einem kalten Klima ein sehr großes ist, während die Bewohner eines warmen Klimas auch durch Verbrennung von Kohlehydraten ihre Muskelarbeit verrichten können. Deshalb ist die Milch der Haustiere, welche in einem warmen Klima lebten — Kamel, Lama, Pferd, Esel — reich an Zucker und arm an Fett, die Milch der Bewohner des hohen Nordens dagegen (Renntier) reich an Fett und arm an Zucker. Die Zusammensetzung der Menschenmilch spricht dafür, daß die Wiege des Menschengeschlechtes in der Tropenwelt stand. Die Zweckmäßigkeit in der Zusammensetzung der Milch geht aber so weit, daß der Säugling alle Aschenbestandteile (Kali, Kalk, Natron, Magnesia) genau in dem Gewichtsverhältnis empfängt, in welchem er ihrer zum Wachstum seiner Gewebe bedarf. Weitere geistreiche Einzelheiten enthält Bunges Broschüre: Die zunehmende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen (München, Verlag von Ernst Reinhardt), auf die ich verweise. Jedoch geht schon aus dem Mitgeteilten hervor, daß die teilweise Korrektur der Milch einer Säugetierart sie nicht passend für eine andere machen kann, da jede Verschiedenheit ihren wichtigen Zweck zu erfüllen hat. Jedoch ein volles Verständnis der obwaltenden Verhältnisse gab uns erst die moderne Immunitätslehre. Sie zeigte uns auf biologischem Wege den Artunterschied zwischen menschlichem und tierischem Eiweiß durch die Präzipitierungsreaktion (siehe Polit.-anthr. Revue VI, Nr. 6). Sie machte es uns verständlich, daß der Säugling, dem man tierisches Eiweiß zu verdauen zumutet, eine Mehrarbeit leisten muß, die natürlich auf Kosten des Organismus geht. In diesem Sinne äußert sich Wassermann: „Wenn wir einen menschlichen Säugling von vornherein mit Muttermilch, d. h. mit seinen spezifischen, also homologen Eiweißstoffen, und einen anderen Säugling künstlich mit fremdem, heterologem Einweiß ernähren, so ist dies dasselbe, als wenn wir einem Maschinenbauer eine Maschine in Auftrag geben mit der Bedingung, die einzelnen Teile aus Stahl, also einer bestimmten Eisenart herzustellen und wir ihm dann in dem einen Fall das Rohmaterial von vornherein in Stahl, also in homologem Material, im zweiten Fall aber in Roheisen, d. h. heterologem Material liefern." — Ferner weist Wassermann auf die Untersuchungen Paul Ehrlichs hin, denen zufolge die spezifischen Schutz- und Heilstoffe, die die Mutter im Lauf ihres Lebens erwarb und in ihrem Blute aufspeicherte, in großen Mengen in die Milch übergehen und beim Stillen vom Säugling aufgenommen und verwertet werden. Pfaundler läßt den einen Teil der Wassermannschen Theorie dahingestellt, während er andererseits annimmt, daß der Wert der Muttermilch darin besteht, daß sie dem Säugling gewisse fermentartig wirkende Nutzstoffe mitteilt, die dem kindlichen Organismus abgehen, da sein Verdauungssystem zur Zeit der Geburt noch minder leistungsfähig, noch unterstützungsbedürftig ist. Wir können in dieser Pfaundlerschen Theorie nur eine Modifikation des zweiten Teiles der Wassermannschen, weiterhin von Hamburger und Moro ausgebauten Theorie erblicken, die wir nach dem derzeitigen Stande unseres Wissens für die bestfundierte halten.
Dr. L. Sofer.

Ueber Ultramikroorganismen sprach auf der 79. Naturforscherversammlung zu Dresden Molisch-Prag. Der Ultramikroskop hat die Sehgrenze von $^1/_4$ μ auf

4 $\mu\mu$ zurückgeschoben. Gleich nach seiner Erfindung ist die Existenz von Ultramikroorganismen behauptet worden, aber bei näherer Prüfung haben sich alle als im Mikroskop sichtbar erwiesen. Es ist bisher nicht gelungen, einen Organismus von ultramikroskopischer Größe nachzuweisen.

Ueber die Pendulationstheorie erscheint in diesen Tagen von Simroth-Leipzig ein Werk, von dessen Inhalt der Verfasser auf der diesjährigen Naturforscherversammlung zu Dresden einen Vorbericht gab. Es handelt sich um den Erklärungswert der Polschwankungen der Erde für die Verbreitung der Fauna. Die Pendulationsebene der Erdpole bildet einen größten Kreis, der durch den Rhein und die Behringstraße geht. Zahlreiche ganz zerstreute und rätselhafte Punkte des Vorkommens verschiedener Tierarten stellen sich heraus als Symmetriepunkte zur Pendulationsebene. Das alte Problem vom Wanderflug der Vögel wird unter Annahme der Pendulationstheorie fast mathematisch lösbar. Als Ursache der Pendulation ist anzunehmen, daß der Schwerpunkt der Erde von ihrem Mittelpunkt verschieden ist, vielleicht infolge Auffallens eines Meteoriten.

Der Farbensinn der Alten. Wenn durch ein Wunder heute ein alter Grieche unter uns erschien, er würde vor den Meisterwerken moderner Licht- und Farbenkunst vermutlich befremdet und verständnislos stehen und vergebens grübeln, was die Schöpfungen der großen Lichtkünstler uns so teuer macht. Die zarten Abstufungen der Farbwerte, alle die verschwimmenden Reflexe des Lichtes und der Farben, die erst viele Jahrhunderte nach dem Absterben der antiken Kultur von der Entwickelung der Kunst erfaßt wurden, all das muß nach allem, was wir wissen, den Sinnen der Alten in ihren zartesten und herrlichsten Blüten verschlossen gewesen sein. Die Alten sprachen gemeinhin nur von vier Farben, und es scheint, daß sie mehr Farben nicht zu verwenden pflegten. Ihre Malkunst bestätigt diese Annahme fast ausnahmslos. Was wir von der Kunst des Polygnotus wissen, des berühmten Malers und Zeitgenossen des Perikles, rechtfertigt den Glauben, daß die damaligen Maler im Banne ihrer Zeit nicht mehr Farben künstlerisch verarbeiteten. Wie bei allen frühen Malern, erstreckte sich seine Kunst auf die Bemalung von Tongefäßen und von Wandflächen. Das große Altertum scheint Unterscheidungen zwischen Orange und Gelb, zwischen Indigo und Blau und auch zwischen den dunkleren, schwarzschattierten Farbwerten nicht gemacht zu haben. Das ist ein Phänomen, das wir noch heute bei vielen primitiven Rassen beobachten können. Und allen ihnen eignet eine starke Vorliebe für laute, freudige Farbwerte. Analoge Erscheinungen sind ja bekanntlich auch bei Kindern und Farbenblinden die Regel. Die Farbenblindheit allerdings ist ein Fall gehemmter Entfaltung und kann als ein organischer Fehler niemals überwunden werden. Andererseits freilich kann man jedoch auch bei primitiven Völkern hochentwickelten Farbensinn finden, und die Analogien zwischen Gegenwart und Altertum sind nicht sehr überzeugend. Auffällig ist jedenfalls, daß den alten Sprachen eine ausgesprochene Armut an Farbenbezeichnungen eigen ist, und es hat natürlich auch nicht an Theorien gefehlt, die hierfür Erklärungen konstruieren. Teils hat man den Wörtermangel für die Entwicklungslehre verwertet, teils neigt man zu der Annahme, daß primitive Völker die Farben genau so fein unterscheiden wie wir, und daß es ihrem Wortschatz nur an Bezeichnungen gebrach, um die feineren Differenzen sprachlich auszudrücken. Die Frage: „Wie sehen wir?“ hat die Denker des Altertums lebhaft beschäftigt. Aber sie fanden keine Brücke zur Subjektivität der Farbwerte und beharrten standhaft, die Farben als objektiv zu betrachten. Lukretius, der die Lehren griechischer Philosophen, wahrscheinlich die des Empedokles, aufnahm, führt aus, daß eine außerordentlich dünne Haut oder Hülle sich von den sichtbaren Gegenständen loslöst und gegen das Auge stößt, um das Sehen zu erzeugen. Aristoteles war überzeugt, daß zwischen Beschauer und gesehenem Gegenstand irgend ein seltsames, einstweilen unerklärtes Medium wirke, das den Sehprozeß vermittle. Gelbsüchtige sehen nach Lukretius' Angaben alle Dinge gelb, weil unzählige gelbe Atome seine Augapfel überfluten. Lukretius scheint mit einer für einen Römer ungewöhnlichen Aufmerksamkeit die Naturphänome beobachtet zu haben. Bekannt ist ja auch die Tatsache, daß die Alten auf Naturschönheiten wenig achteten. Immerhin ist es sehr gewagt, das mit einem unentwickelten Farbensinn in Zusammenhang zu bringen. (Dr. W. Super im Popular Science Monthly.)

Eine Gesetzmäßigkeit zwischen Schädelumfang und Intelligenz hat Dr. Bayerthal in Worms durch zweijährige Schädelmessungen an neuaufgenommenen

Volksschülern festgestellt. Nach seinen Darlegungen muß man bei Kindern von einem bestimmten Alter stets ein gewisses Kopfmaß voraussetzen, um von ihnen normale Leistungen erwarten zu können. Doch dürfe man nicht übersehen, daß Ausnahmen vorkommen, und ein genügender Kopfumfang noch nicht die Garantie für hinreichende Intelligenz biete. Als gesicherte Tatsachen haben die Untersuchungen Bs. nach der „Frankf. Ztg.“ ergeben, daß sechsjährige Schulkinder, die einen Schädelumfang unter 50 Zentimetern (Knaben) und unter 49 Zentimetern (Mädchen) aufzuweisen haben, selten sehr gute Leistungen im Laufe des Schuljahres zeigen werden; ferner, daß im Alter von $9\frac{1}{2}$ bis $10\frac{1}{2}$ Jahren bei Knaben mindestens ein Schädelumfang von 52 Zentimetern, bei Mädchen (mit einer Ausnahme) ein solcher von 51 Zentimetern erforderlich war, um hervorragend gute Schulleistungen aufzuweisen.

In der Abteilung für Anthropologie, Ethnologie und Prähistorie auf der Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte zu Dresden sprach an erster Stelle Jäger-Leipzig über die Entwicklung und Verbreitungsgeschichte des Menschengeschlechtes im Lichte der neueren Forschungen. Früher betrachtete man als primitivste Merkmale des Menschen aufrechten Gang und artikulierte Sprache. Jetzt behält man davon nur noch den aufrechten Gang als Kriterium, das die Geburtsstunde des Menschen bezeichnet, alles übrige, wie artikulierte Sprache, größeres Gehirn usw., hat sich erst im Anschluß an den aufrechten Gang entwickelt. Das Zentrum, wo sich die Menschen entwickelt haben, muß abgeschlossen, dabei aber (entsprechend dem Massenwirkungsgesetze) geräumig gewesen sein. Später muß diese Isolation zugunsten einer ungehemmten Ausbreitungsmöglichkeit aufgehoben worden sein. Der aufrechte Gang erklärt den Verlust des Haarkleides, welches funktionell überflüssig wurde. Die Hautfarbe wird nur teilweise durch den Einfluß des Lichtes erklärt; man muß die sexuelle Auslese dazunehmen. Durch den aufrechten Gang erhält auch erst die Atmung diejenige Unabhängigkeit, welche zur artikulierten Sprache nötig ist. Zur Entstehung der Rassendifferenzen ist eine Isolierung verschiedener Teile anzunehmen, als deren Ursache die Eiszeit anzusprechen ist. — Ueber das Fühlen und Denken der Neger sprach Oberstleutnant Richelmann-Lauban. Die Beurteilung der Neger bewegt sich in Gegensätzen und schwankt zwischen Verurteilung und Sentimentalität. Demgegenüber mahnte der Redner, der unter Wißmann und Emir Pascha geschult worden ist, zu einem Verständnis der Negernatur. Arbeitsscheu zunächst trifft man bei allen Naturvölkern. Der Neger ist physisch zu jeder Arbeitsleistung befähigt, aber er versagt, sobald irgendwelche Aufmerksamkeit erfordert wird. Das hängt damit zusammen, daß der Neger durchaus Augenblicksgeschöpf ist. Die Verlogenheit ist ebenfalls bei allen Naturvölkern anzutreffen; sie ist alltägliche Waffe im Kampf ums Dasein und gilt nicht als schimpflich, höchstens, wenn sie ungeschickt gebraucht wird. Offen ist der Neger nur in einem Punkte, wo der Europäer verlogen ist: in sexuellen Dingen, aber nicht aus Schamlosigkeit, sondern weil dem Neger alles Geschlechtliche selbstverständlich ist. Wenn sich Weiße mit Negerweibern einlassen, wird das weiter nicht erörtert; befremden würde es nur, wenn dem Weißen die Negerweiber nicht gefielen. Das Gefühlsleben zeigt Wärme gegenüber Verwandten; gegen alle anderen Gleichgültigkeit. Ganz unverständlich ist ihre plötzliche Erregbarkeit, welche zu Greueln im Kriege führt, weshalb Wißmann niemals schwarze Soldaten allein zur Verfolgung ausschickte. Um den Kern der Negernatur zu erkennen, ist zu bedenken, daß Neger erstens im Rausch entweder stumpfsinnig oder von wütender Raserei sind, und daß sie zweitens jeglichen Idealismus bar sind. Für praktische Dinge haben sie ein gutes Verständnis; sie begreifen alles, was sie mit Augen sehen, können aber keinen abstrakten Gedanken fassen. Vorteilhafte Eigenschaften sind ihnen nicht abzusprechen. Wenn ihre Undankbarkeit getadelt wird, so ist zu bedenken, daß der Europäer Dankbarkeit verlangt für Dinge, für die der Neger schlechterdings nicht dankbar sein kann. Selten trifft man Rachsucht und Hinterlist; Treue wird gegen die Stammesgenossen streng bewahrt. — Die neueren Puebloforschungen hatte Krause-Leipzig zu einem außerordentlich reichhaltigen Vortrage zusammengestellt, aus dem wir zunächst einiges über die Pueblokultur mitteilen wollen. Das Pueblohaus ist ein steinerner Kasten mit dem Eingang vom Dach aus; der Herd befindet sich in der Mitte, von wo der Rauch senkrecht in die Höhe steigt; erst neuerdings ist er in die Ecke gelegt worden, was zur Ausbildung richtiger Kamine geführt hat. Betreffs der Siedelungsweise ist zu unterscheiden: das Straßendorf (im Gebirge, die Häuser sind nebeneinander gesetzt, die erste Reihe einen Stock, die zweite zwei Stock, die dritte drei Stock hoch), das Hofdorf (in der

Ebene, die Häuser ordnen sich terrassenförmig um einen quadratischen Hof), das Pyramidendorf. — Das Religionssystem beruht auf Belebung der Natur, welche zur Verehrung von Sonne, Mond und Wassergottheiten und deren Darstellung durch Bilder und Masken führt. Die Archäologie der Pueblos weist zahlreiche Ruinen auf, die aber nicht etwa durch eine größere Bevölkerungsziffer in der Vergangenheit, sondern durch zahlreiche Wanderungen zu erklären sind. Betreffs des Ursprungs hat der Vortragende auf Grund schwieriger sprachlicher Untersuchungen eine komplizierte Zusammensetzung der Pueblos festgestellt; er unterscheidet mehrere Volkselemente, die sich wieder aus verschiedenen Phratrien zusammensetzen. Für alle Einzelheiten des fast zu umfänglichen Vortrags sei auf des Referenten Monographie über die Puebloindianer (Halle 1907) verwiesen. Jedenfalls bildet dieses interessante Volk, wie Weule-Leipzig in der Diskussion bemerkte, das beste Beispiel, wie das Milieu die Kultur bestimmt. — In einer kombinierten Sitzung sprach Weule-Leipzig über Körperverunstaltungen und Mannbarkeitsfeste im Süden von Deutsch-Ostafrika. Wir gehen hier nur auf den zweiten Teil des Vortrages ein wegen des außerordentlichen Interesses des Gegenstandes. Allen Festen, die sich etwas ungenau generell als Mannbarkeitsfeste bezeichnen lassen, ist gemeinsam die mehrere Monate lange Abscheidung der Knaben und Mädchen in geschlossene Räume, wo sie ihren Moralunterricht erhalten, ferner die Bestellung eines Mentors (Mann oder Frau), der den Unterricht im Geschlechtsleben erteilt. Das Verhältnis zwischen Mentor und Schüler erhält sich durch das ganze Leben; der Mentor ist gewissermaßen verantwortlich für das Geschlechtsleben des Zöglings. Die Knaben, die zu solchem Unterricht zusammengefaßt worden, sind nicht gleichaltrig, sondern stehen etwa zwischen 8—12 Jahren; die gleichzeitig unterrichteten Knaben bewahren einen Zusammenhang für das ganze Leben. Es wird ein Hüttenring gebaut und eine Art Waldschule hergerichtet. Das Fest beginnt mit wildem Gesang und Tanz; der dritte Tag ist der Beschneidung geweiht. Es folgt das Schmerzenslager, wobei Eiterungen sehr häufig sind. Der erteilte Unterricht ist nicht schlecht. Vor allem wird Zuvorkommenheit und Arbeitsverpflichtung gegenüber der Schwiegermutter eingeschärft; ferner werden Regeln und Technik des Geschlechtsverkehrs gelehrt. Bei den Mädchen findet kein so fest umschriebenes Fest statt, vielmehr ist die Unterweisung in geschlechtlichen Dingen weiter ausgedehnt. Die Einweihung in die geschlechtlichen Mysterien erfolgt ziemlich früh. Es werden Regeln der Mannesreizung gelehrt, die Verlängerung der Schamlippen (bis auf 16 Zentimeter) wird vorgenommen, Bauchtanz und Coitusbewegungen werden gelehrt und geprüft. Als besondere Feste werden die erste Menstruation, die erste Schwangerschaft und die erste Geburt gefeiert. — Jedenfalls zeigte der durch Kinemato- und Phonograph wirkungsvoll unterstützte Vortrag, wie die Negervölker manche von uns erst scheu zur Diskussion gestellte Frage schon längst — in ihrer Weise — gelöst haben. — In einer Sitzung der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe berichtete endlich Klaatsch-Breslau über seine Fahrten zu den Ureinwohnern Nordaustraliens in den Jahren 1904—1906. Unter den australischen Völkern besteht bei großer Variabilität doch große Einheitlichkeit. Anatomische Charaktere weisen auf alte Einheit, denn der anatomische Typus zeigt noch primitivere Merkmale als der Neandertalmensch. Es muß eine frühe „Abkapselung“ der Australier stattgefunden haben, auf welche dann große Variation gefolgt ist. Psychisch ist der Australier ein Kind, und man kommt mit ihm am weitesten, wenn man ihn wie ein Kind behandelt. Wie ein Kind zeigt er große Neigung für Humor. Er ist Kannibale, aber nicht aus Mordlust, sondern aus Aberglauben, um den Toten nicht zu verlieren. — Zahlreiche Einzelheiten fügte der Vortragende an der Hand von Lichtbildern hinzu.

Sind Klassenunterschiede auf Rassenunterschiede zurückzuführen? Zu dieser Frage äußert sich Eduard Bernstein in seinen „Grundbedingungen des Wirtschaftslebens“ (Berlin 1907, Buchhandlung „Vorwärts“) wie folgt: „Man hat neuerdings versucht, die Klassenscheidung nicht als etwas ganz Zufälliges — und das ist sie allerdings nicht, sie ist geschichtlich unter bestimmten Verhältnissen geworden —, sondern als eine Sache hinzustellen oder aufzufassen, die sozusagen nicht ohne inneren Zusammenhang sei mit den angeborenen physischen, geistigen und sittlichen Eigenschaften der betreffenden Volkselemente. Man hat in den Klassenunterschieden auch Rassenunterschiede gesucht und hat nachzuweisen versucht, daß zwischen der großen Masse der Herrschenden und Besitzenden einerseits und den arbeitenden Klassen andererseits so bedeutsame Unterschiede in der Anlage vorhanden seien, daß man sie, auch wo sich eine Abstammung von verschiedenen Völkern nicht nachweisen läßt, als Rassenunterschiede bezeichnen dürfe, etwa wie

man Rassenunterschiede bei Pferden hat. Es ist nun nicht unrichtig, daß in der Tat hier oder dort große Teile der Arbeiterklasse von einer Völkerschaft abstammen, die in der Vorzeit von Angehörigen einer anderen Rasse, welche stärker war, unterworfen und von ihr zu grober Arbeit für sie gezwungen wurde, während die Sieger fortan sich als Herren aufspielten. Das ist oft in der Geschichte vorgekommen. Man kann das Rassenprinzip ungemein übertreiben, es sind heute eine ganze Reihe von Männern der Wissenschaft der Gefahr dieser Uebertreibung erlegen. Ein gewisses Körnchen Wahrheit mag aber darum doch gelegentlich in der Feststellung von Rassenunterschieden liegen. Aber es wird recht wenig damit bewiesen. Die Menschen werden nicht mit gleichen Anlagen geboren. Es gibt Leute, die von vornherein absolut keine Neigung zu geistiger Arbeit haben. Aber die finden sich fast durchgängig in allen Klassen. Nur mit äußerster Vorsicht dürfen aus der Rassenherkunft Schlüsse hinsichtlich der geistigen Anlage gezogen werden, weil die klimatische, wirtschaftliche, allgemein kulturelle und sonstige Umgebung, die Ernährungsweise, sowie die Beschäftigung im Laufe der Zeit mit den körperlichen auch geistige Veränderungen verursachen, von Blutmischung ganz abgesehen. Es gibt zudem sehr verschiedene Grade von Rassenunterschieden. Daß z. B. ein afrikanischer Neger sich nicht ohne weiteres zu gelehrten Studien oder höherer Verwaltungstätigkeit eignen wird, liegt auf der Hand. Der Neger hat daheim das Temperament eines Kindes, dem alles weite Vorsorgen fern liegt, der sich dem Zufall anheimgibt und, soviel Entbehrungen dieser mit sich bringen mag, doch sich wohler dabei fühlt, als wenn er nach Europäerart vorsorgend arbeiten und leben soll. Hier liegen also tiefgreifende Rassenunterschiede vor; aber nach ihrer Analogie Rassenunterschiede unter Angehörigen der kaukasischen Rassen zu behandeln, ist reines Spiel mit Begriffen. Im allgemeinen haben wir nur die Tatsachen vor uns, daß Klassen sich vielfach dadurch gebildet haben, daß gewisse kriegerische Stämme oder Völkerschaften andere unterworfen und zu grober Arbeit für sie gezwungen haben. Nicht erwiesen aber ist, daß die Klassen, wie wir sie heute haben, nicht entwicklungsfähig seien. Das Gegenteil ist vielmehr der Fall. Es kann auf Grund reicher Erfahrung als feststehend betrachtet werden, daß die Menschen in ihrer großen Mehrheit in hohem Grade entwicklungsfähig sind, und daß es daher im wesentlichen Sache der Erziehung, der zweckmäßigen Förderung der entsprechenden körperlichen und geistigen Anlagen ist, die Menschen — wenn auch nicht für alle Arbeiten gleichmäßig, so doch für viel höhere Arbeiten vorzubereiten, als die meisten heute verrichten, und allen Menschen Sinn und Verständnis für höhere Kultur anzuerziehen."

Der Stuttgarter internationale Sozialistenkongreß zeigte in den Debatten um die beiden Hauptfragen, den Militarismus und die Kolonialfrage, wie die sozialistische Doktrin dem Problem der natürlichen Ungleichheit unter den Menschen hülflos gegenübersteht, wenn auch in den feineren Köpfen das Bewußtsein dieser natürlichen Verschiedenheit lebendig ist. So sagte v. Vollmar in der Militärdebatte u. a.: „Es ist nicht wahr, daß der Internationalismus Antinationalismus ist, es ist nicht wahr, daß wir kein Vaterland haben. Und ich sage das Wort ‚Vaterland', ohne irgend eine haarspalterische Deklaration über den Begriff hinzuzufügen. Die Liebe zur Menschheit kann uns in keinem Augenblick daran hindern, gute Deutsche zu sein. So sehr wir die gemeinsamen Kulturinteressen anerkennen und die Verhetzung der Völker verdammen und bekämpfen, so wenig geben wir uns utopistischen Bestrebungen hin. Als ob es wünschenswert sei, Nationen aufhören zu lassen und einen unterschiedslosen Völkerbrei daraus zu machen!" Mit dieser Anerkennung der Unterschiede ist gesagt, daß die geforderte Gleichheit nicht als absolute, sondern nur als wirtschaftliche gedacht wird, und in der Tat wäre durch die Hereinbeziehung dieser Unterschiede in die Theorie eine fruchtbare Stellungnahme zu nationalen und kolonialen Problemen möglich. Daß wir aber von einer Durchdringung der Parteidoktrin mit solchen Einsichten noch weit entfernt sind, hat der Ausfall der Resolutionen deutlich genug dargetan.

Der VIII. Zionisten-Kongreß fand vom 14. bis 21. August d. J. im Haag statt (der VII. Kongreß tagte 1905). Der Bericht des Zentralbureaus bezeichnet die Entwicklung der zionistischen Organisation in Deutschland als eine ständige und verzeichnet eine Reihe Neugründungen von Ortsgruppen. Von den gefaßten Kongreßbeschlüssen bezogen sich die wesentlichsten auf die Palästinaarbeit. Nach dem Scheitern des ostafrikanischen Siedelungsprojekts ist man nämlich zu dem Entschluß gekommen, die gesamte kolonisatorische Tätigkeit in Zukunft auf Palästina,

Syrien und deren Nachbarländer zu konzentrieren. Innerhalb des Aktionskomitees soll deshalb ein Palästinaressort und ein Palästinaamt geschaffen werden, denen als Aufgabe größeren Stiles die Begründung einer Siedelungsgenossenschaft zugewiesen werden soll. „Der Zionismus wird palästinensisch sein, oder er wird nicht sein!" —

Zur Föderation Britisch-Südafrikas. Auf Anregung der Kapregierung hat der Königliche Oberkommissar Earl of Selborne die Zweckmäßigkeit des Zusammenschlusses der südafrikanischen Kolonien untersucht und das Ergebnis dieser Untersuchungen in einem Blaubuch vom Juli 1907 unter dem Titel: „Papers relating to a Federation of the South African Colonies" veröffentlicht. Wir übergehen die historischen, wirtschaftlichen etc. Erwägungen und referieren nur über die Diskussion des Rassenproblems. Natürliche Grenzen bestehen unter den verschiedenen Teilen Britisch-Südafrikas nicht, dagegen unter der weißen Bevölkerung zwei Rassen, die britische und die burische von annähernd gleicher Stärke. Daraus soll die künftige britisch-südafrikanische Nation zusammengeschweißt werden. Der Earl of Selborne leugnet das Vorhandensein einer Rassenfrage in Südafrika nicht, meint aber, man müsse die Schwierigkeiten erkennen, um sie zu überwinden, um eine Form der Einigung zu finden, mit der sich beide Gruppen befreunden können. Man hat eingewendet, es sei zu mühsam und umständlich, den dauernden Frieden in Südafrika auf dem Wege der Einigung der Briten und Buren zu suchen. Diese Zweifler verweist der Earl of Selborne auf Australien, wo ein zehnjähriger Kampf notwendig war, um die Einigung herzustellen. Nach seiner Meinung liegen in Südafrika die Verhältnisse nicht so schwierig wie in Australien, sondern eher wie in Kanada, wo die Einigung binnen drei Jahren zustande kam. In Kanada stimmten Briten und Franzosen, Protestanten und Katholiken, Liberale und Konservative, sonst in jeder Hinsicht uneinig, doch dahin überein, daß eine einheitliche kanadische Regierung als die Grundbedingung für die Lösung aller anderen Fragen angestrebt werden müsse. Nach der Auffassung des Earl of Selborne ist die Verschmelzung von Briten und Holländern in Südafrika nur eine Frage der Zeit. In Kanada und Großbritannien liegen, wie er ausführt, die Verhältnisse ungünstiger. Die Iren wohnen auf ihrer Insel, die französischen Kanadier in der Provinz Quebec zusammen und lassen sich nicht so leicht verschmelzen, während in Südafrika Briten und Holländer, diese beiden Nationalitäten teutonischen Ursprungs, untereinander- und zusammenleben, trotzdem die Briten sich mehr in den Städten ansiedeln, und die Holländer lieber auf dem Lande bleiben. Wie einst die Sachsen und Normannen, so würden sich auch in Südafrika Briten und Holländer verschmelzen. (Deutsche Kolonialzeitung, Nr. 31/32, 1907.)

Die Japaner als Kolonisatoren. Eine Flut von Japanern, die man auf 200 000 Köpfe pro Jahr veranschlagt, ergießt sich neuerdings über Korea. Bei der Durchfahrt durch das koreanische Gebiet empfindet man, daß diese Ziffern wirklich den Tatsachen entsprechen müssen. Jede von den 44 Eisenbahnstationen, die zwischen Fusan und Söul liegen, und die 40 weiteren Stationen von letztgenannter Stadt bis zum Yalufluß bilden ebenso viele Herde der japanischen Kolonisation, aus denen diejenigen Elemente, welche sich durch große Energie und Unternehmungslust auszeichnen, ins innere Land ausstrahlen. Die japanische Regierung fördert diese Auswanderung mit allen Kräften, um so mehr, als Japan nicht über die entsprechenden natürlichen Mittel verfügt, um seine jährlich in bedeutendem Maße zunehmende Bevölkerung von 40 Millionen Einwohnern zu ernähren. Somit ist es unter anderm darauf angewiesen, jährlich Mengen Reis im Werte von 50 bis 60 Millionen Yen einzuführen. Durch die Nutzbarmachung des Bodens für landwirtschaftliche Zwecke und durch die Ausbeutung der Mineralreichtümer Koreas wird Japan bald imstande sein, gewisse Rohprodukte und Erzeugnisse, die es bisher noch von der europäischen und amerikanischen Industrie bezogen hat, fernerhin selbst zu beschaffen. Nach der Meinung japanischer Sachverständiger wird Korea der Textilindustrie Japans, die gegenwärtig ihren Bedarf an Rohmaterial im Werte von 100 Millionen Yen im Auslande decken muß, die entsprechenden Mengen Baumwolle liefern können. Die industriellen Hilfsmittel, welche Korea Japan zu bieten in der Lage ist, gestalten sich mithin als eine neue Gefahr, durch welche die Industrie des Westens im fernen Osten bedroht wird. Zu der wirtschaftlichen Erschließung Koreas sind aber entsprechende Arbeitskräfte im Lande unerläßlich; daher die fieberhafte Tätigkeit der Regierung und der großen Verkehrsgesellschaften, um in möglichst raschem Tempo die Kolonisation zu bewerkstelligen. Wie systematisch und zielbewußt die Verwaltungsbehörde in dieser Hinsicht vorgeht, ist aus

der Tatsache ersichtlich, daß nunmehr in jedem Distrikte im japanischen Reich eine Kolonialabteilung errichtet wurde. Ein Zehntel der fiskalischen Einkünfte eines jeden Distriktes wird Kolonisationszwecken zugewendet, und die bezüglichen Beträge sollen größtenteils für die Subventionierung der in Korea gegründeten oder noch zu gründenden japanischen Dörfer bestimmt sein. Damit die Ansiedler sich im fremden Lande heimisch fühlen, werden die Bewohner eines und desselben Gebietes im Heimatlande in der neuen Heimat möglichst denselben Ansiedelungen zugeführt. Solchermaßen wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit von vornherein gesichert, und es wird von Anfang an ein gewisser organischer Zusammenhang geschaffen, der eine sofortige gedeihliche Entwicklung der gestifteten Kolonien verbürgt. Damit in der neuen Ansiedlung in jeder Hinsicht alles dasjenige vorhanden sei, was die Einwanderer in der Heimat zu schätzen wußten, werden dort sofort Schulen, Krankenhäuser und Pagoden gestiftet und das entsprechende Personal an Lehrern, Aerzten und Priestern angestellt. Dieserart erhält die Ansiedlung im fremden Lande im eigentlichen Sinne des Wortes den Charakter einer organischen Abzweigung des Heimatlandes. Mit der Durchführung dieses tatsächlich genialen Kolonisationsprojektes wird die Selbständigkeit des koreanischen Volkes in absehbarer Zeit der geschichtlichen Vergangenheit angehören und dieses Volk in seinem eigenen Lande sich mit einer untergeordneten Stellung zufrieden geben müssen. („Das Echo".)

Der Wettbewerb zwischen Ariern und Mongolen. „Die Zeitungen berichten, daß 16 amerikanische Schlachtschiffe die Reise um Kap Horn nach San Franzisko antreten sollten. Wir haben seit drei Monaten auf diese Nachricht gewartet. Es ist die Antwort auf die offenkundige Tatsache, daß Japan zum Kriege rüstet, der Eröffnungszug in der Entscheidungspartie der weißen und gelben Rasse, der Schlußakt der diesjährigen Friedenskonferenz! Die Japaner sind nicht so dumm, ihre Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten so lange hinauszuschieben, bis der Panamakanal fertig ist; zurzeit haben sie neben einer staffelförmig eintreffenden, ihnen nach Gefechtseinheiten zwar überlegenen, ihrer Bemannung nach aber tief unter ihnen stehenden Flotte mit binnen drei Monaten zu mobilisierenden 50000, sage fünfzigtausend Mann regulärer amerikanischer Truppen und Milizen zu rechnen: darunter 25000 Gewehre. Dieser Zahl sind sie in der Lage $1^1/_2$ Millionen Krieger gegenüber zu stellen, also die 30fache Uebermacht. Von dem Werte der amerikanischen Land- und Seemacht aber bekommt man einen Begriff durch die eine Tatsache, daß in Heer und Marine gleichmäßig im Laufe der letzten Jahre, also der Hauptsache nach in Friedenszeiten, immer mehr als 10 pCt. fahnenflüchtig wurden. Unter diesen Umständen müssen wir darauf gefaßt sein, daß uns der Telegraph in den nächsten Wochen oder Monaten die Kunde von der Besetzung der Philippinen und Hawais bringt, wie von der Einschiffung der japanischen Brigaden für Kalifornien. Für uns knüpfen sich an diese Zeitgeschehnisse ernste Gedanken. Die Besetzung der pazifischen Staaten durch die Japaner (von einer Eroberung zu reden wäre lächerlich) ist der Schlag, bei dem es sich zeigen muß, ob die weiße Rasse noch Ehrgefühl hat, ob sie noch lebensfähig ist. Wird, wenn dieser Schlag erfolgt ist, noch ferner der mitteleuropäische Bierphilister, Schwätzer und Krämer das Wort behalten, oder werden wir uns unserer rassischen Aufgaben in zwölfter Stunde bewußt werden?" (Mittgart-Blätter.)

Ueber die Bevölkerungsbewegung in Skandinavien berichtet Eberhard Kraus („Die Kehrseite der nordischen Kultur", Dt. Tagesztg., 25. VIII. 07) wie folgt: Es gibt nichts, was die absteigende Bahn, auf der das heutige Schweden sich befindet, schärfer beleuchtet, als die immer langsamer werdende Volksvermehrung, die, nächst der Frankreichs, die schwächste in Europa ist. Das unsittliche Zweikindersystem ist zwar im Norden wenig verbreitet; die dort überhandnehmende weitgehende Frauen-Emanzipation hat aber die Eheflucht im Gefolge. Dänemark hat noch immer eine Zunahme der Heiraten, aber schon einen kleinen Rückgang der Geburten. In Norwegen sank nach der im Gothaer Hofkalender mitgeteilten amtlichen Statistik die Zahl der Heiraten von 15222 im Jahre 1900 auf 13481 im Jahr 1904, die Zahl der Geburten im gleichen Zeitraum von 66149 auf 63955; in Schweden gingen die Heiraten von 31710 im Jahre 1899 auf 30008 im Jahre 1903, die Geburten von 137427 auf 137334 zurück. Der Verlust durch Auswanderung betrug dabei in Norwegen durchschnittlich 20000, in Schweden über 30000 Köpfe jährlich. Wir stehen also vor den Anfängen eines schreckenerregenden Bevölkerungsschwundes, einer Nordlanddämmerung! Nach dem schwedischen Soziologen Professor und

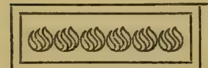
Mitglied der ersten Reichstagskammer Pontus Fahlbeck ist Frankreich in der Herabsetzung der Fruchtbarkeit am weitesten gekommen, Schweden in der Einschränkung der Eheschließungen (Geburtsrate in Frankreich 26, 1 v. T., in Schweden 31, 4 v. T., Heiraten in Frankreich 7,8 v. T., in Schweden 6,54 v. T.). Auch in Finnland, das eine ganz nordisch-feminine Kultur hat, nimmt die Ehescheu zu, doch hat das Land noch ebensoviel Zuwanderung wie Abwanderung. Wir haben es in den Schweden mit einem ungewöhnlich kräftigen, sittenreinen, ehrenhaften und begabten Volk zu tun. Ueberraschen darf das niemand, der im Ariertum Blüte und Krone der Menschheit erblickt. Der Nachweis, daß die arischen Stämme nicht bloß die größte Aufnahmefähigkeit für geistige Güter besitzen, sondern auch die eigentlichen Kulturschöpfer sind, darf im wesentlichen als geglückt angesehen werden. Völlig befriedigen könnte uns aber die moderne Arier- und Germanenforschung doch nur dann, wenn nachgewiesen würde, daß unsere Rasse nicht bloß die begabteste, sondern auch die zäheste und ausdauerndste ist, und diese wichtigste Eigenschaft scheint ihr leider zu mangeln. Den zum Stillstande, zum Verluste ihres ohnehin schon recht geringfügigen Bevölkerungszuwachses durch überseeische Auswanderung verurteilten Skandinaviern kann daher nur der engste Anschluß an die Deutschen, dieses einzige Zukunftsvolk des festländischen Europa, neue Frische und Wagelust geben.

Alkohol in den Tropen. Auf dem V. Deutschen Abstinententag in Flensburg am 24. und 30. Juli 1907 hielt der Oberstleutnant a. D. des Sanitätsdienstes der Niederländisch-Ostindischen Armee Dr. Fiebig-Jena den Hauptvortrag über „Die Bedeutung der Alkoholfrage für unsere Kolonien". Aus den Darlegungen des Redners seien die folgenden Ausführungen hervorgehoben: „Die Anpassung des Europäers an das Tropenklima beruht auf einer Neuregulierung des Blutumlaufs durch das vasomotorische Nervensystem. Die Hautgefäße werden im Anfang durch die Wärme erweitert, danach verengert. Es ist dies eine Schutzmaßregel des Organismus. Dabei wird das Blut von der Haut nach den inneren Organen abgelenkt, die Blutverteilung wird neu geregelt. Nach ein bis zwei Jahren ist dieser Prozeß bei hygienisch normaler Lebensweise bei gesunden Personen vollendet; der Europäer ist dann körperlich und geistig vollkommen leistungsfähig. Krankheiten können den Akklimatisationsprozeß aufhalten oder definitiv stören. Der Alkohol ist nun ein außerordentlich großes, bei vielen ein dauerndes Hindernis für die Anpassung des Blutgefäßsystems an das Tropenklima, weil er durch seine gefäßlähmende Wirkung das, was die Natur anstrebt, verhindert. Personen, die sich alkoholisieren, ist daher die Akklimatisation ebenso erschwert oder unmöglich wie Neurasthenikern und Menschen, die mit Gefäß- oder Herzschwächen in die Tropen kommen. Außerdem werden sie besonders empfänglich für allerlei Krankheiten und haben deshalb eine viel größere Sterblichkeit als Nichtalkoholisierte. Die vielfach behauptete große Sterblichkeit der Kinder infolge des Tropenklimas beruht in der Hauptsache auf ererbter Schwäche und Anfälligkeit für Krankheiten infolge von Alkoholisation des Vaters. Wo normale Zustände herrschen, ist auch in tropischen Malariagegenden die Sterblichkeit der Kinder besonders gering. Der holländische Professor der Mathematik Dr. v. Geer stellte auf Veranlassung der Regierung zur Sanierung der Witwen- und Waisenkasse der niederländisch-indischen Offiziere ausgedehnte Berechnungen an, als deren Grundlage eine über viele Zehntausende von Fällen sich erstreckende Statistik diente. Er fand, daß für Frauen, Kinder und alte Leute europäischer Rasse in gesundheitlicher Beziehung die Tropen ein wahres Eldorado sind. Dagegen ist die Sterblichkeit der Männer bis zu 40 Jahren sehr groß. Sie entspricht einem um 10 und 15 Jahre höheren Alter in Europa. Daß diese hohe Sterblichkeit hauptsächlich dem Alkohol zu verdanken ist, der aus den angeführten Gründen in den Tropen besonders deletär wirkt, beweist der Vortragende an der Hand eines Materials, das rund 230 Tausend Krankheitsfälle bei Nichtabstinenten und 220 Tausend bei Abstinenten umfaßt. Die ersteren leiden an Infektionskrankheiten aller Art um 37 pCt., an Affektionen des Nervensystems um 48 pCt., des Gefäßsystems um 59 pCt., des Verdauungsapparates um 66 pCt. mehr als die Abstinenten. Die Eingeborenen in unseren Kolonien werden durch unseren Schnaps in außerordentlichster Weise geschädigt. *Wir töten damit die Henne, die uns die Eier legen soll.* Der Redner beschreibt die ursprünglichen Trinksitten der Eingeborenen in unseren Kolonien und zeigt, daß dabei von einem Alkoholismus als Volkskrankheit keine Rede sein kann. Diese Erscheinung ist erst durch die Einführung der europäischen Getränke, vor allem des Schnapses, zustande gekommen. Auch unsere Kolonialtruppen werden in außerordentlichem Grade durch den Alkohol geschädigt und können dadurch ihrer Aufgabe nur mit großen Opfern an Gesund-

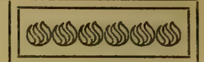
heit und Menschenleben genügen. Außerdem macht der Alkohol die Schutztruppen sehr teuer. Die Alkoholeinfuhr betrug in Südwestafrika im Aufstandsjahre 1904 880000 M. An „Liebesgaben" bekamen die dort kämpfenden Truppen 6815 Kisten alkoholischer Getränke, und die Sammlung dieser „Liebesgaben" wird jetzt noch von den Alkoholkapitalisten eifrig fortgesetzt. Unsere Enttäuschungen und Mühen auf kolonialem Gebiete verdanken wir in erster Linie dem Alkohol."

Ueber amerikanische Erziehung berichtet Ludwig Fulda in seinen „Amerikanischen Eindrücken", welche die „N. Fr. Pr." veröffentlicht. Am bedeutendsten, so schreibt er, weicht das amerikanische Schulwesen von dem unsrigen ab durch das Prinzip der „Koedukation", der gemeinsamen Erziehung beider Geschlechter. In neun Zehnteln der Volksschulen und höheren Schulen des Landes ist dieses Prinzip bereits zur Durchführung gelangt; energische Gegner hat es überhaupt nur noch in bezug auf die „Colleges" und Universitäten, wo denn auch noch vielfach Trennung waltet. Vom ABC-Schützentum aber bis in die Jahre der Reife genießen die amerikanischen Knaben und Mädchen, von einer immer kleiner werdenden Minderheit abgesehen, den nämlichen Unterricht in den nämlichen Räumen, und niemand denkt mehr ernstlich daran, sie wieder voneinander zu sondern. Der offenkundige Erfolg schlägt alle Einwendungen zu Boden; denn er besteht in nichts geringerem als in einer segensreichen sittlichen Hygiene. Man bedenke doch, wie natur- und vernunftwidrig die ängstliche Scheidewand ist, die bei uns in der Kindheit und Jugend zwischen den beiden Hälften der Menschheit aufgerichtet wird! Diese beiden Hälften sollen später sich suchen, sich aneinanderschließen, sich zum Lebensbunde vereinigen; aber vorher sollen sie möglichst wenig miteinander in Berührung kommen, möglichst wenig voneinander wissen, möglichst wenig Gemeinsamkeiten untereinander besitzen. Die Folge davon ist, daß das eine Geschlecht vom anderen sich die verkehrtesten Vorstellungen macht, und daß an die Stelle von unbefangener gegenseitiger Kenntnis und Würdigung zwei gefährliche Extreme treten, phantastische Verhimmelung oder lüsterner Zynismus. Noch ehe die Sinne sich regen, bringt die Abschließung eine schwüle Neugier hervor; man beobachtet einander gleichsam durch das Schlüsselloch. Die unreifen Knaben tuscheln unter sich über die Mädchen, diese über die Knaben wie über etwas Verbotenes, Ungeheuerliches, das man zwar täglich mit Augen sieht, von dem man aber durch eine tiefe, halb schreckende, halb lockende Kluft getrennt ist. Und wenn die Entwicklungsjahre das Blut rascher und heißer durch die Adern treiben, dann sind sie füreinander, da nichts Menschliches sie vereinigt, lediglich Geschlechtswesen, die sich gegenseitig zwar anziehen, aber nicht verstehen, oft nicht einmal achten. Jetzt erst gestattet man ihnen den Verkehr; aber was für einen! Auf sorgsam geschiedenen Wegen sind sie gewandelt, bis sie im Tanzsaal zusammentreffen, und die Oedigkeit der Ballgespräche, die Neckerei oder Stichelei oder gar die Zweideutigkeit muß die traurige Tatsache bemänteln, daß sie aus zwei verschiedenen Welten kommen und darum einander nichts Gescheites zu sagen haben. Und nun das Gegenbild! Der amerikanische Knabe und das amerikanische Mädchen sind vom sechsten Jahre an Kameraden. Lange bevor ihnen der Geschlechtsunterschied in seiner Bedeutung bewußt wird, hat sich zwischen ihnen ein Band menschlicher Solidarität geknüpft. Sie teilen die kleinen Freuden und die kleinen Sorgen des Schullebens; sie lernen einander von ihren starken und ihren schwachen Seiten kennen; sie lernen einander unterstützen und aufeinander Rücksicht nehmen. Sie schreiten zusammen fort; ihr Geist erhält die gleiche Nahrung. In täglichem zwanglosen Umgang mildert das Mädchen seine Scheu und der Knabe seine Wildheit. An Stelle des Geheimnisses tritt Vertrauen, an Stelle der Neugier die Selbstverständlichkeit der natürlichen Verschiedenheiten. Welch ein außerordentlich sittlicher Halt wird dem Menschen durch eine solche Kindheit auf den ganzen Lebensweg mitgegeben! Sie schützt ihn nicht vor Leidenschaft, aber vor Frivolität. Die Kameraden vom anderen Geschlecht, mit denen man aufwuchs, kann man später lieben und begehren, aber man kann sie nicht in den Schmutz schleifen. Die Koedukation verbannt vielleicht die höchste Poesie schwärmerischer Erotik; aber sie verbannt auch die tiefe Selbstentwürdigung des Wüstlingstones, in dem unsere männliche Durchschnittsjugend sich gefällt. Sie nimmt der Liebe etwas von ihrer Mystik; aber sie gibt ihr dafür Klarheit und Ernst. Die Ehe wird für den so erzogenen Menschen keine Gleichung mit einer unbekannten Größe; sie schließt, wenn auch nicht den persönlichen, so doch den prinzipiellen Irrtum aus. Gewiß kommen Eigenschaften der Rasse in Amerika der Koedukation zu Hilfe; aber durch sie sind hinwieder diese Eigenschaften gehoben und gekräftigt worden. Mit Recht

dürfen die Amerikaner auf die Reinheit ihres Jugendlebens stolz sein. Kein Vater braucht bei ihnen zu zittern, wenn er seine Tochter in der Gesellschaft eines jungen Mannes weiß. Wie sympathisch mutet den Beobachter der harmlose kameradschaftliche Verkehr junger Leute an, der bei uns in solcher Freiheit nicht geduldet würde und, was schlimmer ist, nicht geduldet werden könnte.



Bücherbesprechungen.



Novicow, J., Die Gerechtigkeit und die Entfaltung des Lebens. Autorisierte Uebersetzung von A. H. Fried. Verlag D. Wedekind & Co., G. m. b. H., Berlin 1907, 6 M.

Das Buch will zeigen, daß Mangel an Gerechtigkeit die Quelle der meisten Leiden der Menschheit, der meisten Behinderungen ihres Fortschrittes sei, und daß dieser Mangel an Gerechtigkeit seine Quelle nur in mangelhafter Erkenntnis habe.

Im Vordergrund steht die These, daß jede Ungerechtigkeit den Betroffenen mehr oder weniger in der Entfaltung seiner natürlichen Anlagen behindere, daß sie also eine „Amputation", eine Beschränkung des Lebens bedeute. Damit ergibt sich für den Verfasser umgekehrt, daß Gerechtigkeit eine gewisse Leichtigkeit sichere, das Leben zu steigern. Diese in ihrer Allgemeinheit gewiß unanfechtbaren Sätze behandelt und verteidigt er unter den Gesichtspunkten des individuellen Lebens, des Staatslebens und der internationalen Beziehungen und man darf wohl sagen, daß er das mit überzeugender Klarheit tut. Des weiteren sucht er dann zu zeigen (ähnlich wie Spencer in seinem Aufsatz „Imperialism and Slavery), daß die Ungerechtigkeit, die Unterdrückung nicht nur das Leben dessen beeinträchtige, gegen den sie geübt wird, sondern auch das Leben dessen, der sie übt. Und gestützt hierauf meint er, zur Beseitigung der Ungerechtigkeit sei nicht eine Besserung der Menschen nötig, nicht eine Steigerung des Altruismus (den er im übrigen keineswegs verwirft), sondern es werde genügen, die Erkenntnis der Wahrheit zu fördern, die unausbleiblich dahin führen müsse, daß die Menschen einsehen, ihren wahren Vorteil niemals durch Ungerechtigkeit fördern zu können. Das wird man nun doch nur insoweit anerkennen dürfen, als es gelingt zu zeigen, daß die Rückwirkung auf den Verüber der Ungerechtigkeit auch unmittelbar genug erfolgt, um ihn mit Sicherheit zu treffen. Der einzelne, der ungerecht ist, wird sich aber immer sagen: „Die Rückwirkungen der Ungerechtigkeiten, die andere meinesgleichen verübt haben, werden mich nicht mehr und nicht weniger treffen, wenn ich selbst gerecht, als wenn ich selbst ungerecht bin; die Vorteile meiner eigenen Ungerechtigkeit aber werde ich mir zum größten Teile sichern, weil deren üble Rückwirkungen sich räumlich und zeitlich so sehr verteilen, daß sie nur zu geringem Teile mich treffen können." Hinkt so die Aufstellung des Verfassers im Hinblick auf das Individuum, so muß man doch zugeben, daß sie an Stichhaltigkeit gewinnt, je weiter man die Stufenleiter der menschlichen Gruppen und Verbände hinaufsteigt. Je größer die räumliche und zeitliche Ausdehnung eines Verbandes ist, desto größer die Wahrscheinlichkeit, daß die Folgen seiner Ungerechtigkeiten auf ihn zurückfallen werden. Es scheint deshalb auch auf den ersten Blick verständlich, daß Verfasser den ersten Schritt zu einer Besserung der Verhältnisse aus einer Aktion der größten Verbände — der Großmächte — erwartet, die sich nach seiner Ansicht zur Sicherung des Weltfriedens, zur Beseitigung des Militarismus, verbinden sollen, womit einerseits eine Gesamtorganisation der Menschheit zu friedlichem Zusammenwirken direkt gefördert werden soll, anderseits aber die Mittel zu einer bis jetzt ungeahnten Hebung der Volksbildung und somit zur Förderung der Erkenntnis der Unersprießlichkeit aller Ungerechtigkeit verfügbar werden sollen. Die Begeisterung, mit der der Verfasser dies vorträgt und ausmalt, hat etwas Bestechendes. Aber auch, wenn man optimistisch genug sein wollte, an eine baldige derartige Aktion der Großmächte zu glauben, müßte man doch billig bezweifeln, ob das Organisieren und Erziehen von oben her einen durchgreifenden Erfolg haben würde, weil eben, wie gesagt, die räumlich und zeitlich weniger ausgedehnten Gruppen und Verbände, und besonders die Individuen, tatsächlich den üblen Rückwirkungen ihrer Ungerechtigkeiten leichter entgehen und deshalb durch die Erkenntnis der Wahrheit allein noch nicht zur Gerechtigkeit geführt werden können. Hier müssen m. E. noch andere Faktoren tätig sein. Vor allem muß durch

die wachsende Intensität des wirtschaftlichen und sozialen Lebens, besonders die feinere Ausbildung der wirtschaftlichen und sozialen Kampfmittel es dahin kommen, daß allen Uebergriffen die Rückwirkung rascher folgt und dadurch auch die Individuen und kleineren Gruppen mit dieser Rückwirkung ernstlicher rechnen müssen. Daneben aber wird auch eine Steigerung des Solidaritätsgefühls innerhalb der menschlichen Gruppen und Verbände eintreten müssen, so daß der einzelne in immer höherem Maße sich mitbetroffen fühlt, wenn seine Gruppe oder ein anderes Mitglied Nachteil erleidet, und daß er deshalb sich scheut, unmittelbare Vorteile zu erkaufen durch eine Tat, deren Rückwirkung einen Nachteil für seine Gruppe bringen muß. Dazu gehört jedoch mehr als nur die verstandesmäßige Erfassung der Interessengemeinschaft; es gehört dazu auch noch ein erhebliches Maß altruistischen Gefühls. — Unter diesen Vorbehalten wird man dem Verfasser darin beipflichten können, daß es der Gerechtigkeit und damit der Steigerung des Lebens dienen wird, wenn die Menschen geistig gehoben und zu besserer Erkenntnis der Folgen ihrer Handlungen geführt werden. Aber auch das scheint N. sich leichter vorzustellen, als es ist; sonst würde er nicht bis zu der Forderung kommen, den Menschen „bis zum letzten Feuerländer und Hottentotten" einen wissenschaftlichen Unterricht zu geben. Bis zu den Feuerländern und Hottentotten braucht man gar nicht zu gehen, um zu sehen, wie viele Menschen völlig versagen, sobald man ihrem Geiste etwas zumutet, das über das unmittelbar sinnlich Wahrnehmbare irgendwie hinausreicht.

Dr. J. G. Weiß.

Brooks Adams, Das Gesetz der Zivilisation und des Verfalls. Mit einem Essay von Theodor Roosevelt. Wien und Leipzig 1907, Akademischer Verlag. 440 S.

In diesem Buche führt uns Verfasser in die Werkstatt der Weltgeschichte und läßt alle bedeutenden Völker und Epochen Revue passieren. Er zeigt uns an der Hand reichlichen Quellenmaterials die Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit im Auf- und Absteigen der Nationen, wobei allerdings die oft glänzende historische Darstellung durch den einseitigen, düsteren Pessimismus stark beeinträchtigt werden. So läßt der Autor jederzeit die Vernunft im menschlichen Handeln zugunsten des Instinktes zurücktreten, denn „im Augenblick der Tat gehorcht der Mensch nur dem Instinkte, wie das Tier, und erst nachher kommt die Ueberlegung". Adams unterscheidet zwei leitende Instinkte: 1. die Furcht, bei primitiven Kulturstufen; 2. die Habgier, bei fortgeschrittener Entwicklung. Ausfluß der Furcht sind kriegerischer Sinn und Religiosität, da beide Schutz gewähren vor äußeren oder höheren Mächten. Mit fortschreitender Zivilisation treten an die Stelle der beiden vorerwähnten Eigenschaften Verfeinerung und Skeptizismus; über den primitiven Menschen siegt der ökonomische Typus, und eine neue Epoche mit neuen Anschauungen, Gesetzen und neuer Moral beginnt. Zivilisation bedeutet für Adams die Bewegung von einem Zustande physischer Zerstreuung zu einem Zustande physischer Konzentration. Die Haupttheorie des Verfassers, die uns allenthalben klar erkennbar ist, besagt, daß mit fortschreitender Zentralisation der Gesellschaft der primitive Mensch unvermeidlich dem ökonomischen unterliegen muß, und daß eben dieser Triumph zur schließlichen Erstarrung und zum Untergange des betreffenden politischen Körpers führt. Ob die Finanz- und Handelsgeschichte, wie Adams meint, der einzig richtige Maßstab zur Beurteilung der menschlichen Entwicklung ist, wollen wir unerörtert lassen; immerhin aber stellt vorliegendes Buch einen wertvollen Beitrag zur Philosophie der Geschichte dar.

Dr. von Gerhardt.

Gerhardi, Dr. med. K. A., Das Wesen des Genies. Zweite stark erweiterte Auflage mit einem Anhang: Das Genie und seine Beziehungen zum altsprachlichen Unterricht. Jauer-Leipzig 1907. Verlag von Oskar Hellmann. 149 S. 2.40 M.

Dieses Buch bringt mehr und weniger, als es verspricht. Das weniger betrifft sein Thema. Im Grunde genommen findet man nur allgemeines wiederholt: so die Behauptung, daß das Gehirn der Genies schwerer sei als das andrer Menschen, während bekanntlich Idioten ebenso schwere Hirne hatten; daß Frauen — es wird Carmen Sylva darunter genannt — ein geringeres Kontingent zu den Genies stellen als die Männer. Sonst ist das Buch mit theoretischen Auseinandersetzungen angefüllt, wie sie seit Jahrhunderten auf Universitäten gepflogen werden, ohne die behandelte Sache im geringsten zu fördern. Kurz und bündig kann man sagen: das Genie ist

die höchste Ausbildung der im Menschen gelegenen intellektuellen Fähigkeiten auf einem bestimmten Gebiete. Das Ideal des Universalgenies gibt es nicht, nur hier und da zeigt sich die gleiche Begabung auf verwandten Gebieten (Bildhauerei und Malerei oder Bildhauerei und Baukunst oder Poesie und Musik, Poesie und Wissenschaft). Der viel bewunderte Universalismus früherer Epochen ist mehr Mode als irgend etwas anderes. Und das Genie hat vermöge seiner hochausgebildeten Intelligenz naturgemäß die Fähigkeit, auf den meisten Gebieten, wo es sich gelegentlich mit Lust und Liebe betätigt, etwas Annehmbares zu leisten. Goethe wäre vielleicht ein ganz beachtenswerter Maler, Nietzsche ein nicht zu unterschätzender Komponist geworden, wenn sie sich hierauf verlegt hätten. Tiefer in das Wesen des Genies schien es seinerzeit hineinzuleuchten, als Lombrosos „Genie und Irrsinn" plötzlich die Lösung zu bieten vorgab. Aber ganz abgesehen davon, daß Lombrosos Tatsachenmaterial vielfach sehr anfechtbar ist, konnte man nur die alte Wahrheit bestätigt finden, daß, wie jeder andere Mensch, auch das Genie seinen Sparren hat, seiner größeren Intelligenz gemäß meist sogar einen etwas größeren als die anderen. Daß mehrere geniale Männer wahnsinnig wurden, vielleicht sogar ihr Leben lang den Keim des Wahnsinns in sich trugen, ist sicher; der vielleicht etwas höhere Prozentsatz ist aber nichts Verwunderliches, da man doch bedenken muß, daß ihre Tätigkeit hauptsächlich das Gehirn betrifft; ein Seiltänzer wird leichter die Glieder brechen als ein Bureaubeamter. Der Frau wird man das Genie überhaupt absprechen dürfen. Bisher wenigstens hat es noch keinen weiblichen Plato, Leonardo, Shakespeare, Napoleon gegeben. Nur die Courtoisie des Mannes hat eine Sappho zur zehnten Muse gemacht. — Gerhardi schlägt auch das Thema der Homosexualität an. Es ist aufgefallen, wie viele Genies homosexuell gewesen sind oder vielmehr gewesen sein sollen. Auch da jedoch, wo man etwa die mannweibliche Natur des Genies als Erklärung seines Wesens supponieren konnte, zeigte es sich, daß der eventuelle höhere Prozentsatz nur dem höheren Intellektualismus entspricht. Wo überhaupt eine größere Erregbarkeit vorhanden und Bedingung ist, wird naturgemäß jede Neigung einen stürmischen Charakter annehmen. Aber man darf auch hier nicht außer acht lassen, daß es in gewissen Zeiten Mode war, seiner Freundschaft immer den superlativsten Ausdruck zu geben, während heute unser gesamter gesellschaftlicher Verkehr auf einen kühlen, leicht ironischen Ton gestimmt ist. So kam es, daß man sogar einem Grillparzer, Goethe, Schiller Homosexualität andichten konnte. — Was man sonst am Genie beobachten kann, führt auch nicht weiter. Es gibt Genies von Grenadierlänge, wie Schiller, und sehr kleine, wie Napoleon, Wagner, Swinburne, Kant; Urbilder von Gesundheit und Kraft wie Björnson und schwer kranke wie Leopardi, Jacobsen, selbst solche mit krankhaften Schädelbildungen wie Michel Angelo, Kant, Menzel, schöne und häßliche, fleißige und faule, geruhig an einem Ort bleibende und unrastige, reich und arm geborene. Wenn der hitzige Demokrat Scherr, wie Gerhardi anführt, behauptet, daß alles Geniale „nur vom armen Manne" kam, so schießt er gewaltig übers Ziel. Man muß bedenken, ein wie starker Ansporn die Armut für den ist, der für höhere Lebensverhältnisse geschaffen ist, während der Besitzende von den Vorurteilen, den Annehmlichkeiten des Besitzes eher gehemmt als gefördert wird. Wo auch der Bürgerstand geniale Menschen hervorzubringen imstande ist, wie etwa unter allen germanischen und mit Germanen durchsetzten Völkern, gilt es bald für den hochgeborenen für unvornehm, mit ihm zu konkurrieren, und der Adel beschränkt sich auf die militärische und diplomatische Karriere, den Dichter, Künstler, Gelehrten unter sich so lange als aus der Art geschlagen betrachtend, als ihm nicht ein Weltruf zuteil wird. Noch in unserer Zeit war Oskar Wilde eine solche Existenz, vor ihm Lord Byron. Trotzdem sind aus höchst vornehmem und höchst begütertem Stande Männer wie Ruskin, Browning, G. Fr. Watts, Swinburne, Lubbock, Landor, um nur ein paar Engländer aus neuerer Zeit zu nennen, hervorgegangen. Ein andres vielmehr ist es, was man beobachten kann: die hier oft genug erörterte Zugehörigkeit der Genies und genialen Menschen, rein oder in gewissem Grade vermischt, zur nordischen Rasse, was jedoch Gerhardi nur gelegentlich berührt. Je genauer dieses Gebiet erforscht werden wird, um so klarer wird sich das erweisen. Wenn heute noch von vielen in alter Rousseauscher Schwärmerei von der Gleichheit aller Menschen behauptet wird, aus jedem Volke könne ein Genie hervorgehen, so zeigt das nur die rührende Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse. Neuerdings hat man in ähnlicher Weise den Japanern geniale Begabung imputiert, wogegen ich mich so oft, als ich Gebiete aus ihrer Literatur behandelte, energisch wenden konnte. Auch in China, dessen Völker zum Teile weit begabter sind oder mindestens waren, als die Japaner, wird man nach Genies vergeblich suchen. Und bezeichnenderweise gingen den bedeutsameren

Epochen auch dort Einfälle nordischer Barbaren voran, die als lichthaarig, lichtäugig und rotwangig geschildert werden, und ihre sonstige Kultur übernahmen Chinesen wie Japaner von Indien. Davon aber wird die zünftige Wissenschaft, die mit ihrem schönen altbewährten Idealismus die Katheder besetzt hält und stets neu besetzt, noch lange nichts wissen und ebenso jene nicht, die in ihrem Sinne über das gewichtige Thema „Das Wesen des Genies" schreiben werden.

Otto Hauser.

Ament, Dr. W. Die Seele des Kindes. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Franckhsche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. 1.— M.

Das Büchlein, das sich in erster Linie an „die Mütter und alle, die es werden wollen", wendet, will an der Hand exakter naturwissenschaftlicher Erkenntnis einen Ueberblick geben über die Entwicklung des kindlichen Seelenlebens von seinen elementaren Anfängen an. Es beschäftigt sich mit diesen Dingen vorurteilsfrei und unter Berücksichtigung alles bisher wirklich Feststehenden, ohne zu vergessen, daß gerade auf diesem Gebiet noch weite und fühlbare Lücken vorhanden sind. Die Untersuchungen von Preyer, Piderit u. a. finden eingehende Berücksichtigung. Manches, was über das langsame Erwachen der Sinnesfunktionen gesagt wird, dürfte in weiteren Kreisen schwerlich bekannt sein. So die Tatsache, daß alle Kinder unmittelbar nach der Geburt taub sind, daß das Neugeborene etwa von der fünften Woche an einen Gegenstand fixiert, aber erst vom fünften Monat an mit den Augen verfolgt, oder daß das Kind am Ende des zweiten Lebensjahres im allgemeinen über 200—700 verstandene und gebrauchte Wörter verfügt. Den physiologischen Grundfunktionen hat sich eine verständige Erziehung selbstverständlich möglichst anzupassen. „Die Fragen des Kindes sind für gewöhnlich keine Gedankenlosigkeiten, sondern es steckt tiefer Sinn in ihnen. Die Eltern sollten sich deshalb bewußt werden, daß die Natur ihnen mit den Kinderfragen ein wichtiges Erziehungsmittel darbietet, und sie sollten ihre fragenden Kinder nicht mit der widerwilligen und dummen Antwort: „Weil das so ist!" abspeisen, die besonders bei ungebildeten Müttern und Kinderwärterinnen sehr beliebt ist, sondern sich um eine liebevolle, dem Verständnis entsprechende Beantwortung bemühen."

Besonders wichtig ist die Anleitung zum rechten Spiel. „Unter allem liebt das Kind Wasser, Sand und Feuer . . . ganz besonders. Ist es nicht merkwürdig, daß das gerade diejenigen Elemente sind, mit denen der Mensch seine Kultur begann?"

Den Jahren der Kindheit folgen die Flegel- oder Lümmeljahre, die sich bei beiden Geschlechtern — entsprechend ihrem verschiedenen biologischen Zwecke — zwar verschieden äußern, aber doch auf eine und dieselbe Ursache zurückzuführen sind. Ament sieht diese Ursache darin, „daß sich die Energie, welche sich vor der Geschlechtsreife für diese angesammelt hat, noch nicht geschlechtlich entlädt und deshalb in anderen Kraftäußerungen, nämlich Flegeleien, Luft macht. Der Knabe liebt das Mädchen nicht, sondern er prügelt es." Erst mit dem Eintreten der Pubertät erfährt dieses Verhältnis eine gründliche Aenderung.

Das Amentsche Buch, anregend geschrieben, ohne seicht zu sein, wissenschaftlichen Geistes, ohne daß es trocken wäre, ist sehr geeignet, seine Bestimmung zu erfüllen. Kleine Textillustrationen nach bekannten, z. B. Richterschen Motiven vermehren noch seinen Wert.

Dr. Gg. Lomer.

Müller, Dr. Robert, Sexualbiologie. Vergleichend-entwicklungsgeschichtliche Studien über das Geschlechtsleben des Menschen und der höheren Tiere. Louis Markus, Verlagsbuchhandlung, Berlin 1907. Brosch. 6 M.

Der Wert dieser vergleichend-entwicklungsgeschichtlichen Studien liegt nicht in neuen Aufschlüssen und Gesichtspunkten zum Verständnis der phylogenetischen Entwickelung jener Erscheinungen, die mit der Fortpflanzung der höheren Tiere in Zusammenhang stehen, sondern in ihrer vergleichenden Zusammenstellung. Wenn der Herr Verfasser sein Werk als einen Versuch, „vom Standpunkte der Entwicklungsgeschichte die biologischen Wurzeln der Geschlechtserscheinungen bloßzulegen", bezeichnen will, so kann er das nur, wenn er das Wort „Versuch" unterstreicht. Ein Vorwurf kann ihm freilich wegen der geringen diesbezüglichen Ausbeute nicht gemacht werden, denn wir dürften noch ziemlich weit entfernt sein von der Möglichkeit, eine Entwickelungsgeschichte des Liebeslebens zu schreiben. Vor allem habe ich das Psychische im Auge. Von uns selbst und unseresgleichen müssen wir ausgehen

und scharf analysierend herabsteigen auf der Stufenleiter des Lebendigen. So vielleicht werden wir die Brücken finden, welche das Geschlechtsleben der höheren Tiere mit dem der niederen verbinden. Schon heute aber als „Wurzel des Geschlechtstriebes und seiner mannigfachen Aeußerungen“ einen „erotischen Chemotropismus“ verkünden, fördert unsere Erkenntnis nicht.

Es ist bei der Art des behandelten Stoffes und der Fülle der angeführten Tatsachen unmöglich, daß nicht einzelne Ausführungen des Verfassers zum Widerspruch reizten. Sollte aber Ref. sich in nutzbringender Weise über seine Bedenken äußern, so entstünde ein Broschüre mindestens vom Umfange dieser Zeitschrift. Er begnügt sich also, zu betonen, daß manche Annahmen und Schlüsse ihm etwas übereilt und zu sehr deduktiv erschlossen scheinen.

Zu den besten Abschnitten des Buches gehört derjenige über die sekundären Geschlechtsmerkmale; auch jener über geschlechtliche Mischformen verdient besonders hervorgehoben zu werden.

Gerne glaube ich dem Verfasser, daß es zur Durchsicht und Verarbeitung der gesamten (?) biologischen Literatur vieler Jahre und nicht geringer Mühe bedurfte. Er hat uns ein lesenswertes Werk geschenkt, für welches er unseres Dankes gewiß sein darf.

B. Marlinger.

Dr. Mönckemöller, Geisteskrankheit und Geistesschwäche in Satire, Sprichwort und Humor. Halle a. S. 1906, Verlag C. Marhold.

Ein interessantes Thema, vorgetragen mit völliger Beherrschung des Stoffes, wohl geeignet, in seiner Art aufklärend auf einen weiteren Leserkreis zu wirken, so stellt sich dieses eigenartige Buch dar. Hier spricht nicht nur der warmherzige Irrenarzt, sondern auch der geborene Satiriker. Man höre, wie er die noch immer so vorurteilsvolle Stellung der Menge gegenüber der Psychiatrie skizziert:

„Ohne Spur von Mitleid im rauhen Busen, das rohe Antlitz von struppigem Vollbarte umrahmt, schreitet der Psychiater mit stechendem Blicke eilenden Schrittes durch die schmutzstarrenden Korridore dahin, seine Ohren verstopft gegen die Klagen der Unglücklichen, die er durch den faszinierenden Blick seiner schwarzen Augen in ihre düsteren Winkel bannt. Ab und zu erteilt er mit kalter gefühlloser Stimme dem vertierten Wartepersonale die unmenschlichsten Befehle, finster gebeut er die Anlegung der Zwangsjacke, lenkt selbst die eiskalte Dusche auf die Häupter der Opfer seiner Willkür und ergötzt sich an der Fülle der Marterwerkzeuge, stets nur auf seinen Geldbeutel bedacht und gierig auf den Moment lauernd, in dem ein Mitmensch, der noch von größerer Scheußlichkeit trieft als er selbst, ihm ungezählte güldene Dukaten in die behaarte Rechte drückt, auf daß er einen in der herrlichsten geistigen Blüte prangenden Bruder, Erbonkel oder Gatten für krank erkläre und ihn unter schändlicher Mißachtung aller bestehenden Gesetze in die Anstalt einsperre. — Mit vornehmem Lächeln wehrt der in diesen Anschauungen Befangene alle Beteuerungen ab, daß es in den Anstaltsräumen doch nicht ganz so schlimm aussehe.“

Dies eine Probe aus der Einleitung. Auch im Hauptteil des Werkchens findet sich viel feine Ironie, die aus einer gründlichen Literaturkenntnis ihren Honig sucht. Was M. über „Die Hofnarren“, „Die Geisteskranken im Gedichte“, „Die Geisteskranken in der musikalischen und bildlichen Darstellung“ sagt, ist ebenso vielseitig wie originell. Ein Meisterstück humoristischer Erzählungsweise ist das Kapitel über „Die Geisteskranken in den Witzblättern“, zu dem auch vornehme Blätter wie „Kladderadatsch“ und die „Fliegenden“ Stoff liefern müssen.

Als charakteristisch sei erwähnt, daß sich weder der Volks- noch der Blätterwitz an den schweren, tragischen und erschütternden Formen des Irreseins übt. Hier schweigt der Humor, hier ruht die satirische Geißel. Das große Unglück macht stumm. Es sind vielmehr lediglich oder doch in der Hauptsache die harmlosen Narren des Alltags, die den Spott herausfordern, und deren sich auch M. in seiner kulturhistorisch nicht bedeutungslosen Schrift annimmt.

Dr. Gg. Lomer.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.

Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.

Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische
VI. 9. Revue 1907.
Monatsschrift für das soziale und geistige Leben
der Völker.

Das Schicksal der talentierten und genialen Familien[1]).

Dr. A. Reibmayr.

Wenn wir die frei in der Natur lebende Pflanzen- und Tierwelt beobachten, so sehen wir wohl einen scharfen Kampf ums Dasein, ein fortwährendes Siegen und Unterliegen einzelner Individuen und ganzer Arten, aber trotz vorhandener Inzucht keine eigentliche Degeneration. In diesem scharfen Kampfe ums Dasein ist kein Platz für Schwächlinge und Degenerierte; sie werden gewöhnlich früher ausgemerzt, ehe sie imstande sind, sich weiter fortzupflanzen. Nur dort, wo die Natur selbst schützend ihre Fittiche über solche Wesen ausbreitet, können sich Formen, die einer Degeneration ähnlich sehen, erhalten (Parasiten und Höhlenbewohner).

So verhält es sich auch beim Menschen im Naturzustande. Hier ist eine körperliche und geistige Degeneration unmöglich.

Anders werden aber die Verhältnisse unter dem Einflusse der Kultur. Der wichtigste Einfluß der Kultur ist die Veränderung der natürlichen Lebensweise und des Kampfes ums Dasein. Die Kultur greift besonders dadurch störend und hemmend in den natürlichen Mechanismus des Kampfes ums Dasein ein, daß sie den Prozeß der natürlichen Auslese hemmt. Die Natur rächt sich dafür früher oder später durch die Degeneration der Kulturträger. Dies gilt für die Kulturpflanzen ebenso, wie für die Haustiere, welchen der Mensch den Kampf ums Dasein erleichtert oder ganz abgenommen hat. Hier kommt dann jenes in der ganzen Natur herrschende Gesetz zur Geltung, daß alle extremen, stark differenzierten Züchtungen früher oder später dem Aussterben unterliegen.

Dieses Gesetz predigt uns die Geschichte der Kultur auf Schritt und Tritt. Der Weg der Kultur ist nicht nur ein außerordentlich

---

[1]) Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verfassers bringen wir im folgenden einen Abschnitt aus seinem im Erscheinen begriffenen zweibändigen Werk „Entwicklungsgeschichte des Talents und Genies“ (München, Lehmann). Das betr. Kapitel behandelt die Degeneration und Regeneration der talentierten und genialen Familien. Aus Raumrücksichten publizieren wir hier nur den Abschnitt über die Degeneration, und auch diesen gekürzt. — Red. —

schwieriger, er ist auch für die hervorragenden Kulturträger und Pfadfinder ein gefährlicher und führt gewöhnlich zum sicheren Untergang. Aber es ist ein schöner und ehrenvoller Tod, und es bestätigt sich auch für die Völker das, was für den einzelnen gilt: daß das Höchste für die Allgemeinheit nur mit Aufopferung seiner selbst zu erreichen ist.

Es ist nun meine Aufgabe, diesen gesetzlichen Zusammenhang der Degeneration mit der Kultur und ihren hauptsächlichsten Trägern — den talentierten und genialen Familien — nachzuweisen.

Um hier kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, ist es notwendig, zuerst das Wort „Degeneration" zu definieren. Schon das deutsche Wort „Entartung" trifft das Wesen der Sache. Ich verstehe unter Degeneration eine erworbene und vererbbare Störung der Harmonie (Korrelation) der einzelnen Organe des pflanzlichen oder tierischen Körpers, also eine Abweichung von den für den Bestand des Einzelindividuums, der Familie, der Kaste oder Nation nötigen Charakteren.

Der Begriff der historischen Degeneration einer Kaste, eines Volkes will also sagen, daß im Verlaufe der Generationenreihen endlich eine Generation zur Züchtung kommt, welche durch die Wirkung äußerer und innerer Ursachen in ihren körperlichen und geistigen Charakteren eine derartige Veränderung, und zwar in der absteigenden Richtung der natürlichen Entwicklung aufweist, daß der Bestand der Kaste, des Volkes dadurch gefährdet wird. Diese Veränderung kann, wie jede natürliche oder pathologische Veränderung, in einer akuten oder chronischen Form zur Erscheinung kommen, je nach den natürlichen oder unnatürlichen Ursachen, welche diese Entartung von der ursprünglichen Form der Charaktere herbeigeführt haben. Es liegt aber im Wesen der Natur, welche keine plötzlichen Sprünge liebt, daß der gewöhnliche Weg der Degeneration ein chronischer ist und das scheinbar akute Auftreten derselben in einer Generation gewöhnlich nur auf einer Täuschung des Beobachters beruht, der die inneren Zusammenhänge und die allmählichen Vorbereitungen nicht zu übersehen imstande ist.

Nicht jede disharmonische Züchtung führt zur Degeneration. Denn die Natur hat stets bei eingetretener Disharmonie der Züchtung die Tendenz, die Korrelation der Teile wieder herzustellen. Aber dazu muß sie freie Hand haben, und es darf besonders die natürliche Auslese in keiner Weise gehemmt sein. Dort aber, wo die Natur durch äußere Eingriffe (Kultur) an dieser Selbstheilung einer disharmonischen Züchtung gehemmt wird, muß jede Disharmonie mit der Zeit zur Degeneration führen. Hier wird dann die Disharmonie konstitutionell und damit pathologisch.

Da Körper und Geist stets nur harmonisch gezüchtet werden können, müssen sie auch harmonisch degenerieren. Obwohl dabei der Körper stets die führende Rolle hat, so wird doch im Kulturleben der Völker infolge des herrschenden Dualismus die geistige Degeneration viel mehr berücksichtigt, als die körperliche, und man versteht, wenn man von der Degeneration einer Kaste, eines Volkes spricht, darunter gewöhnlich nur seine Entartung in bezug auf sein moralisches oder sozialpolitisches Leben. Die körperliche Degeneration, obwohl in letzter Linie die Wurzel und Ursache der geistigen Degeneration,

findet in der Geschichte der Kasten und Völker kaum eine oberflächliche Beachtung, und der naturgeschichtliche Zusammenhang und die Kausalität dieser beiden großen Faktoren im Leben der Kulturvölker wird darum auch häufig gar nicht erkannt, zum mindesten aber nicht so gewürdigt, wie dies für die Lebensdauer und das Glück der Kulturvölker nötig wäre. Wenn ich also von der Degeneration einer Familie, einer Kaste, eines Volkes spreche, so verstehe ich darunter immer die Degeneration des Körpers und Geistes zugleich, da niemals eine ohne die andere beobachtet werden kann. Wir müssen aber auch auf dem Gebiete der Degeneration, wie bei der Inzucht, eine Unterscheidung machen und können auch hier von einer engeren und weiteren Degeneration sprechen. Unter der engeren Degeneration verstehe ich die Entartung der erst in einer späteren Kulturperiode erworbenen und hochgezüchteten körperlichen und geistigen Charaktere, unter der weiteren Degeneration verstehe ich aber die Degeneration der ursprünglichen Rassencharaktere, der nationalen Wurzelcharaktere und Gefühle.

Die „engere“ Degeneration kann, da die Hochzüchtung der körperlichen und geistigen Charaktere stets nur in den oberen Ständen und Kasten vor sich geht, auch nur diese Stände betreffen. Die „weitere“ Degeneration, also diejenige, welche die Wurzelcharaktere und Gefühle und damit auch die tiefsitzenden nationalen und Rassencharaktere tangiert, kann nur dann zur Erscheinung kommen, wenn das ganze Volk erkrankt. Da diejenigen Charaktere, welche ihrer Züchtungsperiode nach jüngeren Datums sind, auch immer leichter und zuerst degenerieren, so liegt es schon in der Natur der Sache, daß gerade die künstlerischen Charaktere als die zuletzt gezüchteten der Degeneration leichter erliegen, weil sie nicht durch viele Generationen so fest fixiert sind, wie die nationalen und Rassencharaktere. Dies ist auch, wie wir sehen können, regelmäßig der Fall, und wir haben es also überall zuerst mit der Degeneration der künstlerischen Charaktere in den oberen Ständen und Kasten zu tun, der erst in zweiter Linie dann die Degeneration der nationalen und Rassencharaktere folgt. Wir haben in dem Kapitel über die Züchtung des Talentes und Genies konstatiert, daß die ersten talentierten und genialen Familien, welche gezüchtet werden, stets diejenigen sind, welche zur Führung der sozialen Vereinigung der Menschen — Staat genannt — unbedingt nötig sind. Es sind dies die Talente und Genies der primären politischen Künste. Später, erst auf einer höheren Stufe des Kulturlebens, ebenfalls der Notwendigkeit und dem Bedürfnisse entsprechend, kommen dann die sekundären Talente und Genies zur Erscheinung und werden die entsprechenden Inzuchtfamilien und Kasten gebildet, in denen diese Talente gezüchtet werden. Die gleiche Reihenfolge halten die talentierten und genialen Familien auch im großen und ganzen in ihren Degenerationsperioden inne. Stets degenerieren zuerst die Familien des politischen Talentes und Genies, und einige Generationen später erst das sekundäre Talent und Genie. Wir werden daher fast regelmäßig den beginnenden Verfall der primären Künste neben der Blütezeit der sekundären Künste beobachten. Doch auch hier können wir bei allen talentierten Familien der primären und sekundären Künste das Gesetz konstatieren, daß zuerst die feineren, jüngeren Hochzüchtungen degenerieren, und erst im tiefsten Verfalle

die tiefliegende Erbschaftsmasse der Wurzelcharaktere und Gefühle. Der Reihenfolge entsprechend, in welcher die Degeneration der talentierten und genialen Familien eintritt, werden auch wir uns zuerst mit der Degeneration der Familien des primären Talentes und Genies beschäftigen. Zur entwicklungsgeschichtlichen Demonstration dieses Degenerationsprozesses eignen sich besonders die talentierten und genialen Familien der Herrscherkunst, da zufolge der hier ausführlicher vorliegenden geschichtlichen Daten der Prozeß in diesen Familien am besten verfolgt werden kann und derselbe auch typisch für die talentierten und genialen Familien der übrigen Künste ist.

Die Geschichtsschreiber erklären gewöhnlich die Degeneration der Familien des politischen Talentes durch den Verfall der guten Sitten, der guten Institutionen und charakteristischen Vorzüge derselben, und diesen wieder durch den zunehmenden Reichtum. Wir werden sehen, daß dieses wohl Symptome der Degeneration sind und dieselbe regelmäßig beschleunigen, daß aber die wirklich pathologischen Ursachen derselben viel tiefer liegen, und daß der Verfall der guten Sitten und charakteristischen Vorzüge eines Volkes, respektive der Familien der politisch führenden Kasten nur eine Folge dieser Ursachen ist. Auch werden wir sehen, welche Rolle der Reichtum in diesem Prozesse spielt, und daß derselbe wohl eine Beschleunigung der Degeneration bewirken kann, keineswegs aber allein das ursächliche Moment derselben bildet.

Die Ursachen der Degeneration in diesen Familien müssen, da sie, wie die Geschichte lehrt, mit einer einem Naturgesetze ähnlichen Regelmäßigkeit auftreten, auch in einem Naturgesetze ihre Begründung haben, und dies ist auch der Fall. Die Degeneration muß unter bestimmten Verhältnissen, im Verlaufe einer Anzahl von Generationen ebenso sicher eintreten, wie der Herbst auf den Sommer folgen muß. Die Ursachen sind eben natürliche und darum unaufhaltsam und können durch menschliche Eingriffe höchstens eine Beschleunigung oder Verlangsamung erfahren.

Die wichtigste Ursache der Degeneration ist, wie gesagt, stets die Veränderung der natürlichen Lebensweise und weiterhin die Veränderung, unter der die betreffende Familie, Kaste oder das Volk nun den Kampf ums Dasein zu kämpfen hat, d. h. vor allem die Veränderung und Störung der natürlichen Auslese, die bezüglich der Mitglieder dieser Familien und Kasten stets früher oder später eintritt. Die aus diesen Ursachen im Verlaufe der Generationen resultierenden schädlichen Folgen werden dann durch die engere Inzucht, die in diesen Familien und Kasten gewöhnlich herrschend ist, ebenso verstärkt und vertieft, wie dies mit den guten Wirkungen der Inzucht bei der Hochzüchtung der Charaktere unter noch gesunden Verhältnissen der Fall gewesen ist. Es ist einleuchtend, daß sich dieser Prozeß nur im Verlaufe mehrerer Generationen abspielen kann. So verschieden auch sein Verlauf je nach den verschiedenen beschleunigenden und verlangsamenden äußeren und inneren Verhältnissen ist, so kann man doch sagen, daß derselbe in der Regel in einer Familie im Verlaufe von durchschnittlich fünf bis sechs Generationen, in einer Kaste und einem Volke in einer zwei-, drei- und mehrfachen Reihe solcher Generationen sein gesetzmäßiges Ende erreicht.

In jeder Familie bringt die Natur Kinder verschiedener Qualität hervor, und selbst Zwillinge können, so ähnlich sie oft scheinen, doch in ihrem Wesen und ihrer feineren Struktur verschieden sein, da die Natur trotz des hervorragend wirksamen Vererbungsprinzipes doch immer Variationen erzeugt. So kommen in jeder Familie neben körperlich stärker organisierten Kindern einzelne Kinder mit schwächerer Organisation zur Welt. Diese unterliegen nun im harten Kampfe ums Dasein unter natürlichen Verhältnissen einer sehr scharfen Auslese und gehen gewöhnlich vor der Zeit der Geschlechtsreife zugrunde.

Ich habe in meiner Arbeit über die Inzucht und Vermischung beim Menschen dargetan, daß selbst eine nahe Inzucht unter Verhältnissen, wo alle Menschen auf fast gleicher Stufe stehend, sich im Kampfe ums Dasein den gleichen Gefahren und gleichen Anstrengungen aussetzen müssen, ohne den geringsten Schaden durch viele Generationen bestehen kann. Den Beweis liefern uns nicht nur viele Stämme auf sehr isolierten Inseln, sondern auch die Bewohner abgelegener Gebirgstäler der Schweizer Urkantone, Tirols und Schottlands, wo die Bevölkerung sich trotz naher und durch ungezählte Generationen dauernder Inzucht stets geistig und körperlich gesund erhalten hat. Die hervorragendste Wirkung, welche eine derartig nahe und langdauernde Inzucht bei einer solchen Bevölkerung hervorbringt, ist immer eine sehr starke Fixierung der dem Volke charakteristischen Eigenschaften, ein ausgesprochen konservativer Geist und ein starres Festhalten am Hergebrachten.

Diese Erstarrung oder Fixierung der Charaktere ist, wie wir wissen, eben eine natürliche Folge der engeren Inzucht im ganzen Pflanzen- und Tierreiche und bildet, wie schon Goethe bemerkt hat, das natürliche Gegengewicht gegen die Tendenz der Veränderung. Sie ist wohl ein Hemmnis für den Kulturfortschritt und kann, wie alle extremen Charaktere, unter veränderten Verhältnissen der Kaste, dem Volke schädlich werden. Solange aber die natürliche Auslese nicht gehemmt ist, werden die Folgen einer exklusiven Inzucht selten einen pathologischen Charakter annehmen.

Mit der Abzweigung engerer Inzuchtkasten, also der Bildung und Züchtung der Familien des primären Talentes, beginnen diese Verhältnisse allmählich sich zu ändern und wird der Boden für die Degeneration vorbereitet.

Solange die Familien des politischen Talentes nichts anderes sind, als die „primi inter pares“, solange die führenden Männer in der Politik oder im Kriege vom Pfluge her geholt werden, und ihr Vorzug mehr in geistiger und körperlicher Beziehung seinen Grund hat als im Reichtum, solange sind diese Familien gewöhnlich auch der gleich scharfen natürlichen Auslese unterworfen, und solange wird es auch bei ihnen trotz vorhandener naher Inzucht zu keiner Degeneration kommen. Ja, die Inzucht wird in dieser Zeit eher dazu beitragen, die hervorragenden Eigenschaften in diesen Familien zu erhalten und zu steigern.

In dieser Phase der Entwicklung der Kaste, wo die Familien des politischen und kriegerischen Talentes alle noch im Aufsteigen begriffen sind, haben dieselben in der Regel, teils gezwungen durch die äußeren

Verhältnisse, teils aus natürlicher instinktiver Neigung, da sie der Natur faktisch auch in ihrem Denken und Fühlen näher stehen, eine Lebensführung, die in körperlicher, hygienischer und in sozialmoralischer Hinsicht eine natürlichere und harmonische ist, wo Abweichungen vom natürlichen Wege des Sein-Sollenden in beiden Richtungen zu den Ausnahmen gehören.

Durch Eroberung und die Resultate der Arbeit mehrerer Generationen des politischen und kriegerischen Talentes kommen die Familien der führenden Kasten in größeren Besitz von Macht und Reichtum, und nun ändern sich auch die Verhältnisse bezüglich der Auslese und der Lebensführung stärker. Dadurch, daß die Familien des primären Talentes und der führenden Kasten überhaupt nicht mehr durch die Not der Verhältnisse gezwungen sind, sich ihre Nahrung selbst zu verschaffen, und nun dieselbe ohne körperliche Anstrengung in Hülle und Fülle zur Verfügung steht, tritt an diese Familien immer stärker die Versuchung heran, mit diesem Ueberfluß Mißbrauch zu treiben und in erster Linie von dem gesunden Maß der körperlichen Ernährung abzuweichen.

Die vorteilhaften Folgen, welche die Hochzüchtung der geistigen Charaktere mit sich bringt, legen es ferner den talentierten Familien der oberen Kasten immer näher, ihre ganze Züchtungskraft auf die Steigerung dieser geistigen Charaktere zu verlegen und die Uebung derselben in die erste und fast ausschließliche Linie zu rücken. Dadurch kommt die körperliche Arbeit, soweit sie nicht mit Vergnügen oder dem kriegerischen Beruf zusammenfällt, bei den oberen Kasten immer mehr in Verachtung. Es ist aber eines der wichtigsten Naturgesetze, daß alle Organe, welche nicht ihrem naturgemäßen Zwecke gemäß in Uebung erhalten werden, sich im Verlaufe der Generationen langsam zurückbilden. Die Jagd, der kriegerische Beruf und die damit verbundene körperliche Anstrengung hält wohl die Schwächung des Körpers bei den Familien der oberen Kasten etwas auf, kann sie aber niemals ganz verhindern. Wenn auch bei sehr kriegerischen Nationen in den oberen Ständen noch körperliche Vorzüge durch längere Zeit eine wichtige Rolle spielen und darum noch mit Vorliebe gezüchtet werden, so stehen sie doch auch bei diesen bald hinter den geistigen zurück.

Bei kriegerischen Nationen — und die Mehrzahl ist es ja in ihrer Jugendzeit — kommt nun ein sehr wichtiger Faktor hinzu, den Häckel die militärische Auslese genannt hat. Die kräftige Jugend der Familien des politischen Talentes wird nämlich durch die Kriege und die Gefahren, die derselbe mit sich bringt, einer schärferen Auslese unterworfen, während die schwächlichen Mitglieder derselben ihrer Konstitution wegen sich diesen Gefahren weniger aussetzen und darum leichter erhalten bleiben. Wenn dieser Prozeß auf mehrere Generationen sich erstreckt, also fortwährend eine scharfe Auslese nur unter den stärkeren Individuen und eine verminderte Auslese bei den Schwächeren stattfindet, so müssen, wenn dazu strenge Inzucht kommt, nach und nach die Familien des politischen Talentes in ihrer körperlichen Konstitution eine Schwächung erleiden. Dies muß um so sicherer eintreten, als auch bei den stärker organisierten Individuen die regelmäßige körperliche Anstrengung des Kriegerstandes nie die

regelmäßige körperliche Anstrengung, wie sie der Kampf ums Dasein beim Volke bedingt, ganz ersetzen kann.

Das Erste, was also unter einem solchen veränderten Kampf ums Dasein in den politisch führenden Kasten im Verlaufe von Generationen bei vorhandener Inzucht eintreten muß, ist eine langsame, aber stetige Abnahme der körperlichen Kraft bei zunehmender Kraft des Intellektes, also eine beginnende Disharmonie zwischen Körper und Geist. Diese Disharmonie bildet nun die Grundlage aller in späteren Generationen auftretenden erblichen und konstitutionellen Krankheiten und damit auch die Grundlage der Degeneration der hochgezüchteten Charaktere.

Ich habe früher schon bemerkt, daß eine Disharmonie noch nicht als Entartung zu bezeichnen ist; denn dann wäre jede kleine Variation, wie sie ja häufig in der Natur vorkommt, streng genommen auch schon eine Entartung. Erst wenn diese Disharmonie eine bleibende und eine von der Natur nicht mehr in Korrelation zu bringende ist, dann können wir von Entartung sprechen. In diesem Stadium der Hochzucht der geistigen Charaktere müssen wir also die Familien des politischen Talentes wohl noch als gesund, aber bereits an der Grenze der harmonischen Bildung angelangt bezeichnen. Sie stellen in diesem Stadium bereits eine feinere Variation des ursprünglichen Volkstypus dar.

Jede Aristokratie weist in einem bestimmten Zeitpunkt diesen körperlich feineren Typus auf; besonders tritt derselbe in den weiblichen Mitgliedern der Aristokratien auffallend hervor. Man braucht gar kein besonders scharfer Beobachter zu sein, um diesen feineren Typus der oberen Stände überall augenblicklich zu erkennen. Wie schon Darwin hervorgehoben, hat auf die Bildung dieses feineren Typus in der führenden Kaste auch die geschlechtliche Zuchtwahl zweifellos einen bedeutenden Einfluß und wird die natürliche Verbreitung derselben durch die Vorliebe der Frauen für denselben stark beschleunigt werden, so daß der ursprüngliche nationale Typus bald als bäuerisch und unnobel in Verachtung kommt. Diesen Prozeß kann man nicht nur in Stein gemeißelt in Aegypten beobachten, wo der bäuerische, robuste Typus der führenden Kaste des alten Reiches allmählich dem feineren Typus des mittleren Reiches weichen muß, sondern er wiederholt sich in allen Aristokratien der Welt[1]).

Mit dem feineren körperlichen Typus in Korrelation steht ein feiner organisiertes Nervensystem. Dem Abgang an körperlichen Vorzügen, die ja auch noch nicht ganz aus der Kaste verschwunden sind, sondern in Form von Rückschlägen noch häufig darin auftreten, entspricht eine Zunahme an geistigen Fähigkeiten. Das Volk sieht in dieser Periode noch mit Stolz auf sein politisch führendes Talent und folgt, da es sich gut aufgehoben fühlt, demselben ebenso willig und instinktiv, wie der Bienenschwarm seinem Weisel.

Diese Kulturperiode eines Volkes, wo die körperlichen und geistigen Charaktere in den Familien seiner oberen führenden Kasten

[1]) Ueber die Wirkung der geschlechtlichen Zuchtwahl auf den feineren, schöneren Typus bei den europäischen Aristokratien siehe Darwin: „Abstammung des Menschen.“ II. S. 335.

noch in ziemlicher Korrelation stehen, und die Hochzucht der Charaktere die gefährliche Grenze, welche zum Pathologischen führt, noch nicht überschritten hat, ist die Blüteperiode des primären Talentes und Genies und darum auch die historische Blütezeit eines Volkes. Diese Blüteperiode des politischen Talentes fällt aber selten mit der größten politischen äußeren Macht zusammen. Die letztere tritt gewöhnlich erst in der Degenerationsperiode des politischen Talentes ein als die langsam gereifte Frucht der Tätigkeit der früheren Blüteperiode. Diese Blüteperiode der Familien des politischen Talentes wird aber auch regelmäßig von denselben benützt, um ihre Macht, ihren Besitz und damit in Verbindung ihre Abschließung zu vergrößern und zu verstärken. Nun beginnt unter dem Einflusse dieser Faktoren ein rascheres Tempo dieses oben geschilderten Verfeinerungs- oder Abänderungsprozesses. Der Reichtum und der Machtbesitz verstärkt immer mehr die Abneigung zu körperlicher Anstrengung; die Züchtung verlegt ihre ganze Tendenz auf die geistigen Vorzüge und vernachlässigt geradezu die körperliche Ausbildung. Damit in fast regelmäßigem Zusammenhang steht eine immer größere Neigung, von dem natürlichen hygienischen Leben abzuweichen und sich der Unmäßigkeit in allen Genüssen des Lebens hinzugeben. Nachdem ein solches von den natürlichen Gesetzen abweichendes Leben und seine Folgen durch mehrere Generationen gewährt hat, muß sich dieses endlich in der Erbschaftsmasse der körperlichen Gesundheit und Widerstandskraft geltend machen. Die schädlichen Folgen eines solchen unnatürlichen Lebens zeigen sich nicht nur durch das immer häufigere Auftreten von akuten Krankheiten, besonders im höheren Alter, sondern vielmehr dadurch, daß die Konstitutionen von Hause aus immer mehr einen erblichen, pathologischen Charakter annehmen. Mit der Uebertragung der schädlichen konstitutionellen Folgen einer unnatürlichen Lebensführung auf die Erbschaftsmasse beginnt erst das, was wir dann eine Degeneration zu nennen das Recht haben. Dieselbe ist also stets erst die Folge einer durch mehrere Generationen geübten Mißachtung und Nichtbefolgung des hygienischen Pflichtenkodex und die wohlverdiente Strafe der Natur für die Außerachtlassung dieser Pflicht.

Wie sehr die körperliche hygienische Lebensführung bei der Degeneration das Ausschlaggebende ist, können wir aus der Entwicklungsgeschichte der Familien des politischen Talentes aller Kulturvölker ersehen. Solange die Lebensführung bei diesen Familien eine noch einigermaßen natürliche und maßhaltende war, können wir eine Massendegeneration niemals beobachten. Im Gegenteil, wir sehen, daß jene Aristokratien, welche diesen Pflichtenkodex besonders hochstellten, lange Zeit über das gewöhnliche Lebensmaß solcher sozialer Organisationen sich erhielten (Sparta). Besonders auffallend tritt diese schädliche Wirkung in der Geschichte dann zutage, wenn der Uebergang von einer frugalen, natürlicheren Lebensführung zu einer luxuriösen, unnatürlichen plötzlich eintritt und die Natur gezwungen ist, diesen Sprung in wenigen Generationen zu machen (Rom).

Hat die körperliche Degeneration sich einmal in einer Familie, Kaste eingenistet, dann kommt noch ein wichtiger Faktor hinzu. Auf dem Boden dieser Familien, welcher durch die engste Inzucht gepflügt und durch ein unnatürliches, in keinem Verhältnis zur körperlichen

Arbeit stehendes üppiges Leben gedüngt wird, treten nun der Parasitismus und damit in Zusammenhang jene merkwürdigen erblichen Krankheiten auf, die wir als echte Kulturkrankheiten bezeichnen können, und die den Degenerationsprozeß außerordentlich beschleunigen und vollenden.

Es ist ein leider von den Menschen viel zu wenig beachtetes Naturgesetz, daß jeder andauernde Mißbrauch eines Organes früher oder später eine Erkrankung dieses Organes zur Folge haben muß. Auch liegt es im Wesen der andauernden Ursache, daß auch die pathologischen Folgen andauernde, d. h. konstitutionelle werden. Unter Mißbrauch eines Organes ist jede andauernde Ueberanstrengung sowohl als jede andauernde Untätigkeit desselben zu verstehen. In erster Linie reagiert die Natur auf den zu starken Gebrauch durch eine Tendenz zur Hypertrophie, bei Nichtgebrauch oder mangelhaftem Gebrauch durch die Tendenz zur Atrophie. Ein solcher bereits disharmonischer, aber im strengen Sinne des Wortes noch nicht pathologischer Zustand ist, wenn er nur während der Dauer einer Generation entstanden ist, noch leicht heilbar, sobald eine Rückkehr zum normalen natürlichen Gebrauch des Organs stattfindet. Dauert aber der Mißbrauch in der einen oder anderen Richtung ohne Unterbrechung durch mehrere Generationen fort, so entwickelt sich aus der einfachen Disharmonie im Verlaufe der Generation immer mehr eine pathologische, vererbbare Konstitution, an der dann der ganze Organismus infolge der Tendenz der Natur zur Korrelation teilnimmt. Dabei erscheint dann immer das mißbrauchte Organ als das schwächste und am wenigsten widerstandsfähige — als der locus minoris resistentiae —. Diese pathologische, vererbbare Konstitution ist, je länger ihre Fixation dauert und je enger die Inzucht ist, in der sie gezüchtet wurde, desto schwerer zurückzubilden und kann nur dann regeneriert werden, wenn ein natürlicher und normaler Gebrauch des Organs und eine naturgemäßere Lebensweise des ganzen Organismus, welche ebenfalls wieder durch Generationen dauern muß, stattgefunden hat.

Die zahlreichen konstitutionellen Anomalien, wie sie in Zeiten einer Ueberkultur in allen Organen sich geltend machen, beweisen, wie sehr der Mensch zu solchen Zeiten geneigt ist, seine Organe in der einen oder anderen Richtung zu mißbrauchen. Zwei Organe aber sind es besonders, welche dem Mißbrauch der Kulturmenschen mehr ausgesetzt sind, als alle anderen, und deren konstitutionelle Erkrankung und gefährliche Folgen darum auch bei jedem Kulturvolke am auffallendsten auftreten. Es ist dies erstens der Mißbrauch der intellektuellen Sphäre und die damit in Zusammenhang stehenden Erkrankungen des zentralen und peripheren Nervensystems und zweitens der Mißbrauch der Geschlechtssphäre und die damit in Korrelation stehenden Erkrankungen der primären und sekundären Geschlechtscharaktere und Organe. Nun kommt hier noch dazu, daß der Kulturmensch in dem Mißbrauch dieser beiden Organe sich auch noch der Arbeitsteilung zur Verstärkung der Wirkung in guter und schlechter Richtung sich bedient hat, indem das männliche Geschlecht hauptsächlich die extreme Züchtung und den Mißbrauch der intellektuellen Sphäre auf sich nahm, während das Kulturweib durch seine wirtschaftliche Ab-

hängigkeit vorzugsweise die feinere Hochzucht der sekundären Geschlechtscharaktere und Gefühle auf sich nehmen mußte. Für die ersten schwierigen Kulturfortschritte hatte diese Arbeitsteilung zweifellos große Vorteile gehabt, solange sie in richtigem Maße zur Anwendung kam. Besonders die Züchtung der talentierten Familien und die Hochzucht der künstlerischen Erbschaftsmasse war nur durch diese Arbeitsteilung möglich. Aber auch hier kam der Kulturmensch in seinem Drange zur Maßlosigkeit bald vom richtigen Gebrauch zum Mißbrauch. Die Folgen dieses Mißbrauches waren aber gerade bei diesen Organen, deren normale Funktion ja so recht eigentlich die zwei Widerlager bilden, in denen sich die Achse des Kulturlebens bewegt, immer von der tiefgehendsten Bedeutung, und die konstitutionellen Erkrankungen dieser Organe bildeten stets die wichtigste Grundlage der körperlichen und geistigen Degeneration jedes Kulturvolkes.

Der Mißbrauch der intellektuellen Organe geschieht im Leben der Kulturvölker in zweierlei Weise: bei den aufstrebenden Familien und Kasten entweder durch Ueberanstrengung des ganzen Organes oder durch einseitige unharmonische Hochzüchtung einzelner Teile desselben bei Vernachlässigung anderer, bei den absteigenden Familien und Kasten durch Nichtgebrauch oder unregelmäßigen, mangelhaften Gebrauch. Die Endresultate sind, wenn dieser Mißbrauch durch Generationen fortgesetzt wird, die gleichen, und die daraus erfolgende erbliche krankhafte Konstitution schwankt von der einfachen leichten Form der Neurasthenie bis zu den schwersten Formen der Geisteskrankheiten. Diese krankhaften erblichen Konstitutionen werden, wenn einmal eingetreten, in den oberen Ständen auch noch durch den Mißbrauch von Nervengiften (Alkohol) und die Wirkung der engeren Inzucht verschärft und fixiert. Ganz ähnlich verläuft der Prozeß auf dem Gebiete der Geschlechtssphäre.

Im frühesten Naturzustande des Menschen ist die geschlechtliche Fortpflanzung dem individuellen Willen fast ganz entzogen und unter die Herrschaft des Instinktes, also der natürlichen, unwillkürlichen Impulse gestellt. Wir reden daher von einem Geschlechtstrieb, der auch wahrscheinlich in jenen Zeiten, wie bei den Tieren, seine Periodizität (Brunstzeit) hatte. Mit der Entwicklung der Kultur und der weiteren Züchtung des Faktors, den wir den „freien Willen“ nennen, hat sich das insofern geändert, als nun der Wille immer mehr Einfluß auf diesen Trieb erhalten hat, den der Mensch nun ebenso in einer der Kultur vorteilhaften, aber auch in einer derselben und sich selber schädlichen Art und Weise auszuüben imstande war. Doch blieb im großen und ganzen auch in den Zeiten des Kulturlebens das Triebhafte im Geschlechtsleben vorherrschend.

Durch die Einführung des Vaterrechtes und die Unterwerfung des Weibes unter die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Manne wurde das weibliche Geschlecht gezwungen, seine wichtigste und einflußreichste Waffe dem Manne gegenüber — seine geschlechtliche Anziehungskraft — immer mehr zu verstärken und auszubilden. Besonders geschah dies durch die Hochzüchtung der sekundären Geschlechtscharaktere. Durch die Beschränkung der weiblichen Tätigkeit auf das Haus und die Konzentration des Denkens und Fühlens auf die Geschlechtssphäre wurden im Anfange ebenso wie bei der spezialistischen

Hochzüchtung des Intellektes große und für die Kultur wichtige Erfolge erzielt, indem dadurch das Grundelement der künstlerischen Erbschaftsmasse, das so wichtige Gefühlsleben, hochgezüchtet und verfeinert wurde.

Solange noch die körperliche Tätigkeit der Frau nicht stark beschränkt ist, und neben der Geschlechtssphäre noch andere Pflichten zu erfüllen sind, wie dies beim Volke gewöhnlich der Fall ist, ist der Nutzen dieser Arbeitsteilung immer größer, als der Schaden, und wir verdanken gerade dieser Arbeitsteilung die Züchtung der wichtigsten Wurzelgefühle des Talentes und Genies. Dieses feinere Geschlechtsleben kommt dann in den gesunden Zeiten einer Kulturperiode in den oberen Ständen zur Hochzucht, artet hier aber auch in Degenerationsperioden zu extremen pathologischen Erscheinungen aus und führt nach und nach zu einer ganz abnormen perversen Betätigung des ganzen Geschlechtslebens.

Unter den Erkrankungen, welche infolge des Mißbrauches der Geschlechtssphäre von seiten des Weibes entstehen, haben ich nicht etwa die spezifisch geschlechtlichen Erkrankungen im Auge, die ja erst eine verhältnismäßig junge Krankheit der Kulturmenschheit darstellen, sondern vielmehr die krankhafte Richtung, welche das ganze Geschlechtsleben der Kulturmenschheit unter der Einwirkung dieser einseitigen, unharmonischen Hochzüchtung des Geschlechtscharakters von Seite des Weibes angenommen hat, und die sich in ihren störenden und schädigenden Folgen auf alle Gebiete des sozialen und wirtschaftlichen Lebens erstreckt. Wenn auch durch die Arbeitsteilung und einseitige Konzentration der Haupterfolg der Hochzucht stets dem betreffenden Geschlechte zukam, so wurden doch durch die zweielterliche Vererbung die günstigen sowohl als auch die ungünstigen Resultate der Züchtung, wenn auch in ungleichem Grade, ebenfalls auf das andere Geschlecht übertragen.

Unter dem Einfluß der körperlichen Degeneration und der unter solchen Verhältnissen auch regelmäßig fortdauernden unnatürlichen Lebensführung beginnen endlich auch allmählich die hochgezüchteten geistigen Charaktere, die Intelligenz der Familien des politisch führenden Talentes abzunehmen.

Die Abnahme der Willensenergie, des andauernden Fleißes macht immer mehr die Wirkung der Erziehung und eines selbst guten Milieus nutzlos. Und ebenso wie früher die Vernachlässigung der körperlichen Charaktere die Schwächung derselben herbeigeführt hat, ebenso ergeht es jetzt den geistigen, und Protektion und Nepotismus müssen nun an die Stelle des wirklichen Verdienstes treten.

Je mehr nun die Familien des politisch führenden Talentes in solchen Degenerationsperioden fühlen, daß sie die natürliche Berechtigung zur Führung des Volkes durch die Abnahme der künstlerischen Erbschaftsmasse und der talentierten Anlage verlieren, desto mehr suchen sie durch unnatürliche Mittel, Erwerbung von Reichtum, künstliche Gesetzgebung usw. den schwankenden Boden zu befestigen; desto inniger schließen sie sich zusammen und beschleunigen durch das alles nur um so schneller ihr unaufschiebbares Ende.

Nur jene führenden talentierten Kasten, die den Zugang für stetigen frischen Nachschub aus dem Volke offen gelassen haben,

und deren Machtbereich mehr auf das geistige Gebiet, als auf das weltliche sich beschränkte, wo also der Reichtum und der damit verbundene hygienische Schaden nicht so wirksam sein konnte, sind auch von der Degeneration einigermaßen, wenn auch nicht ganz, verschont geblieben und konnten sich weit über die gewöhnliche Lebensdauer solcher Kasten erhalten.

Wir haben gesehen, daß diese kluge Einrichtung im Altertum die Priesterkaste der Inder und des jüdischen Volkes hatte. Aber auch manche politisch führenden Kasten haben im natürlichen, instinktiven Selbsterhaltungstriebe künstliche Einrichtungen getroffen, um die Degeneration der Kaste, welche stets infolge der Ausschaltung der natürlichen Auslese und Fortpflanzung der Schwächlinge droht, hintanzuhalten. Doch können solche Einrichtungen wohl die Degeneration verlangsamen, nie aber vollständig verhindern, wie ja alle menschlichen, künstlichen Einrichtungen ein Naturgesetz wohl aufzuhalten, aber für die Länge der Zeit nicht unwirksam zu machen imstande sind. So wurden z. B. mit Krankheiten Behaftete oder Schwächlinge bei den Brahmanen aus der Kaste ausgestoßen, bei den Spartanern gleich ausgesetzt, beim alten deutschen Adel in ein Kloster gesteckt.

Andererseits war es natürlich, daß, solange die Familien des politischen Talentes ihr Uebergewicht vorwiegend nur auf körperliche und geistige Vorzüge stützten, diejenigen aus dem Volke, welche die vom Stamme gezüchteten charakteristischen Eigenschaften in hervorragender Weise besaßen, von selbst Aufnahme in die oberen Kasten fanden. Das dauert aber, wie wir sehen können, niemals lange. Die talentierten Kasten kommen bald in größeren Besitz und zu größerer Macht und suchen nun in egoistischer Weise diese Güter des Lebens möglichst für sich und ihre Nachkommen auszubeuten. Nicht nur, daß die Inzucht von selbst eine strengere wird; es wird auch durch Gesetze den Besten aus dem Volke immer schwerer gemacht, in diese Kasten einzudringen; kurz, alle Aristokratien und ihre Abarten haben stets die Tendenz gehabt, sich durch immer höhere Mauern gegen das Volk abzuschließen. Von der Größe der Kaste, von der mehr oder weniger strengen Abschließung gegen frische Blutwellen und von der Möglichkeit, Reichtümer und Macht anzuhäufen, hängt dann regelmäßig die raschere oder langsamere Degeneration derselben ab.

Solange die Familien des politisch führenden Talentes in ihrer Majorität noch die vom Volke mit Vorliebe gezüchteten charakteristischen Eigenschaften besitzen, werden wohl Reaktionen gegen diese Abschließungstendenz vorkommen; doch läßt sich in der Regel das Volk, solange die Kaste noch ihre Pflicht erfüllt, diese Tendenz ruhig gefallen. Der Nutzen der strengen Inzucht ist ja in dieser Zeit noch deutlich in den ausgesprochenen talentierten und genialen Individuen, bei denen die vom Volke mit Vorliebe gezüchteten Charaktere in potenziertem Grade zum Vorschein kommen, vorhanden. Je weiter aber die Degeneration fortschreitet, desto mehr ändert sich auch dieses Verhältnis.

Die Familien des politischen Talentes, welche in gesunden Zeiten in der Regel eine höher stehende Varietät der gleichen oder einer

ähnlichen verwandten Nationalität darstellten und immer durch die Hochzüchtung einiger wichtiger, die Herrschaft begründender Wurzelcharaktere z. B. Energie des Willens, Klugheit, Tapferkeit sich auszeichnen, werden nun durch die Folgen der Degeneration eine Varietät, die sich nicht nur in der Quantität, sondern auch in der Qualität der Charakterzüchtung vom regierten Volke zu unterscheiden beginnt. Die zur Blütezeit gezüchteten Charaktere verlieren sich immer mehr; sie treten wohl noch in einzelnen Exemplaren in hervorragender Weise, aber nur mehr atavistisch auf. Die Majorität der Familien des politischen Talentes legt von nun an Gewicht auf die Züchtung von Eigenschaften, die nicht im Volke angesehen sind und nicht mit Vorliebe gezüchtet werden. Dadurch verlieren diese Familien ihre natürliche Basis; sie verlieren die naturgemäße Achtung, die sie früher besessen und werden ein fremder Körper im Organismus des Volkes, welchen das Volk, solange dasselbe noch gesund und politisch lebensfähig ist, zu bekämpfen und auszurotten das instinktive Bedürfnis hat. Diese Zeitperiode der Degeneration der Familien des politischen Talentes ist daher regelmäßig auch eine Periode der Bürgerkriege und Revolutionen.

In der Degeneration der Familien des Herrscher-Talentes, sei die Form dieser Herrschaft nun welche immer, liegt also stets die naturgesetzliche Berechtigung eines Kultur-Volkes, gegen seine Führung zu revoltieren. Wie die Geschichte aller Zeiten und aller Kulturvölker lehrt, wurde auch niemals von einem wirklichen Kulturvolke ohne diese zwingende Ursache eine ernstliche Revolution unternommen, und vom Auszug der römischen Plebs auf den heiligen Berg bis zur französischen Revolution hat es keine Volksbewegung gegeben, die nicht im innersten Grunde dadurch veranlaßt worden ist, daß die Familien des politischen Talentes in irgend einer Weise ihre natürliche Pflicht nicht getan haben. Sind diese Familien noch einigermaßen gesund und nicht bereits durch exklusive Inzucht in ihrem politischen Denken und Fühlen verknöchert, so gehen solche Volksbewegungen anfangs noch ohne starke Explosionen und Schädigungen des Staatswesens ab, indem das politische Talent in diesem Stadium noch imstande und bereit ist, sein Unrecht und seine Pflichtversäumnis einzusehen und durch eine Reform den Zwiespalt zwischen Volk und Regierung zu schlichten. Ist die Kaste aber bereits erstarrt und degeneriert, so gibt es statt des Biegens ein blutiges Brechen, und die degenerierte Kaste wird entweder ausgerottet oder gezwungen, sich durch Blutmischung zu reformieren. Geschieht dies nicht, so geht das Staatswesen in einem solchen unheilbaren Zwiespalt zwischen Volk und Regierung zugrunde, indem es in diesem inneren geschwächten Zustande von einem Volke, welches von einem noch gesunden, politisch-kriegerischen Talente geführt wird, unterjocht wird.

Hat aber das politische Talent in seiner Blüteperiode Zeit und Gelegenheit gehabt, seine Herrschaft auf breiter Basis aufzubauen und durch kluge Gesetze fest zu fügen, so tritt ebenso, wie die heißeste Zeit des Sommers immer erst eintritt, wenn die Sonne schon im Zurückgehen begriffen ist, und wie die Früchte der harten Arbeit des Frühjahrs und Sommers erst im Herbste reifen, die höchste Machtperiode eines Volkes, einer Kaste gewöhnlich erst in einer Zeitperiode

auf, wo die Degeneration des politischen Talentes schon unverkennbar ist und man bereits das Bedürfnis fühlt, den Mangel an angeborener, innerer Kraft durch äußeren Schein zu ersetzen. „Wenn jemand aufgefordert werden sollte“, sagt Gibbon, „in der Weltgeschichte die Periode anzugeben, während welcher die Lage des Menschengeschlechtes die scheinbar beste und glücklichste war und das Ansehen des römischen Reiches am höchsten stand, so würde er ohne Zögern diejenige nennen, welche zwischen dem Tode des Domitian und der Thronbesteigung des Commodus verfloß[1].“ Und doch waren die Familien des politischen Talentes — die Patrizier — um diese Zeit teils ausgerottet, teils schon so degeneriert, daß sie bereits einen Nero, einen Caligula und Domitian ruhig ertragen hatten, ohne im Namen der Freiheit dagegen zu reagieren. Denn Selbsterhaltungstrieb, nicht Freiheitsliebe waffnete die Verschworenen gegen diese Tyrannen. Ebenso fand das Zeitalter des Perikles die politisch herrschende Kaste bereits im tiefsten Verfall, wie ja auch die französische Aristokratie im glänzenden Zeitalter Ludwigs XIV. bereits der großen Rache des folgenden Jahrhunderts entgegenreifte.

„Westöstliches“ aus russischen und skandinavischen Landen.

Ergebnisse einer Studienreise.

Eberhard Kraus.

Daß das russische Reich eine rein abendländische Gründung, eine Schöpfung des Nordländers, des unvermischten homo europaeus ist, kann wohl nicht bestritten werden. Zwei mächtige Einflüsse, die ihren engen Zusammenhang mit dem armseligen Urchristentum niemals abstreifende griechisch-orientalische Kirche und das mehrere Jahrhunderte währende Joch der Tataren haben den durch Blutmischung wie durch schlaffes Genußleben geschwächten, also sowohl anthropologisch wie biologisch entwerteten Waräger-Nachkommen zum Halbasiaten gemacht. Und mögen die führenden Klassen Rußlands sich in noch so hohem Grade europäisiert haben, das Volk ist und bleibt in orientalischen Fatalismus und Stumpfsinn versunken — das ist der vorherrschende Eindruck, den ich aus einer mehrwöchigen Studienreise durch alle wichtigeren Teile des mir schon von früher her wohlbekannten Rußland gewann. Freilich, die sogenannten „Segnungen der Kultur“ sind am Objekt, am Menschenwerk leichter festzustellen, als am Subjekt, am Menschen selbst. Der russische Adel ist der entartetste in ganz Europa und hat, wie der schwedische Forscher Pontus Fahlbeck nachgewiesen hat, dem entsprechend auch die geringste Kinderzahl. Der russische Bauer aber vermehrt sich trotz Armut, Schmutz, Trunksucht, Gonorrhoe und Syphilis noch immer so stark, daß das europäische Rußland Jahr für Jahr ein paar hunderttausend Kolonisten nach Sibirien entsenden kann und trotzdem selber

---

[1]) Gibbon, Geschichte des Verfalles des römischen Weltreiches.

noch einen jährlichen Zuwachs von nahe an 1600000 Köpfen hat. Die russische Geburtsrate, die stärkste in Europa, betrug früher über 50 pro Mille und ist seitdem nur wenig gesunken (ca. 47 pro Mille). Gerade die in der Kultur am weitesten vorgeschrittenen Gebiete Rußlands, die protestantischen Ostseeländer und Finnland, beginnen sich durch Landflucht und Ehescheu zu entvölkern, und der germanische Norden, einst die „officina gentium", ist infolge seiner femininen Entwicklung in einem Abwelkungsprozeß begriffen. Schweden hat nächst Frankreich die schwächste Geburtsrate in Europa (27,1 pro Mille), die Zahl der Eheschließungen sank in Schweden von 31710 im Jahre 1899 auf 30008 im Jahre 1903, in Norwegen von 15222 im Jahre 1900 auf 13481 (!) im Jahre 1904 (vergl. die offizielle Statistik im Gothaer Hofkalender). Der Geburtsüberschuß ist natürlich in entsprechender Abnahme begriffen und wird zudem zum größern Teil durch Auswanderung weggezehrt; große, vormals angebaute Landstrecken beginnen zu verwildern. Auch Symptome des „Fortschritts" unserer Tage!

Wer annimmt, daß der Russe auch äußerlich bereits zum Mongoloiden geworden sei, der wird über die Menge germanischer Typen erstaunen, die sich — besonders im Norden — in allen Schichten des Volkes, bis herab zum Droschkenkutscher und Lastträger finden — wohl der augenfälligste Beweis für die Durchschlagskraft älterer Ahnenplasmen selbst in starkgemischten Nationen. Wer aber im Russen den Europäer, den Indogermanen zu finden erwartet, der wird den umgekehrten Eindruck gewinnen und die vorgeschrittene Mischung besonders an den vielen runden Stirnen und Nasen, den dicken, vorspringenden Lippen beobachten können. Die Misch- und Uebergangsformen sind eben in erdrückender Mehrzahl, auch die dunklen Farben schon in starkem Ueberwiegen. Die Schweden Finnlands haben sich bisher noch wenig von ihren schwedischen Stammesgenossen differenziert und stellen wohl die reinste und ausgeprägteste Rasse in dem bunten Völkergewimmel der großen sarmatischen Tiefebene dar. Die skandinavischen Einwirkungen auf das innere Rußland hören aber ungefähr mit dem Ende des 11. Jahrhunderts auf, während das Deutschtum noch heute in fast allen Teilen des Reiches sehr stark vertreten ist. Die reichsten Zufuhren an Nordlandblut hat Rußland allerdings aus Skandinavien gehabt. Die Deutschen aber, die bereits unter den Zaren Iwan III. und Iwan IV. dem erobernd vordringenden Moskowitertum Artilleristen und Techniker lieferten, haben das meiste zum Fortschritt und Kulturaufschwung des Landes beigetragen. Unter den Polen habe ich noch weniger Blonde gezählt, als unter den Russen, die unter ihnen vorherrschende Haarfarbe ist ein tiefes, warmes Kastanienbraun. Als germanoide Völker sind die Finnen, Esten (beide trotz ihrer mongolischen Sprache!), die Letten und besonders die Litauer anzusehen. Keiner dieser Stämme aber kann sich im Adel der Erscheinung auch nur annähernd mit Schweden oder Deutschen vergleichen. Vom Orgelchor einer kurländischen Landkirche habe ich mir etwa 70 lettische Männer- und Knabenschädel genau angesehen. Virchow hat einmal gesagt, kein Schädel sei einem germanischen ähnlicher, als der eines Letten. Das ist aber nur cum grano salis zu verstehen. Unter den 70 befanden sich bloß 6 reine Langschädel

(4 hellblonde, 2 braune), Mittel- und auch Kurzköpfe waren in erdrückender Ueberzahl, auch die dunkle Haarfarbe waltete vor. Aber auch der mongolische Typus ist unverfälscht im europäischen Rußland nur vereinzelt anzutreffen. Die Tataren der Krim haben viel skythisches (also germanisches), hellenisches, italienisches Blut in den Adern. Die Adlernase ist unter ihnen keine Seltenheit, auch graue Augen; hellbraune, selbst dunkelblonde Haare kommen sporadisch vor. Weit weniger vermischte Mongolen sind die Wolga-Tataren, doch habe ich selbst unter ihnen vereinzelt graue Augen und ziemlich helle Hautfarbe festgestellt.

In Kiew, der Hauptstadt des südrussischen Waräger-Reiches, fand die erste umfangreichere Mischung zwischen Nordländern, Slawen und den am Dnjepr seit alters heimischen Mongolenstämmen (Ungarn, Petschenegen, Chasaren) statt. Die ältesten Waräger-Rüstungen, die ich im Kiewer Museum gesehen habe, erinnern stark an das slawotatarische Kettenpanzerhemd und die durch ihre lange Spitze kenntliche runde Sturmhaube der späteren Bojaren. Das zweischneidige Wikingerschwert ist nur in wenigen Exemplaren vertreten und weicht sehr bald dem Krummsäbel — das sicherste Merkmal des Aufgehens der Nordlandrecken im Slawentum. Die im Museum aufbewahrten Schädel aus Begräbnisstätten der ältesten Anwohner des Dnjepr sind fast durchweg rundköpfig, nur zwei oder drei haben germanische Formen.

Nicht wenigen der heutigen europäischen Nationen ist ihr Name von ihren Nachbarn erteilt oder gar in siegreichen Feldzügen aufgezwungen worden. Die Finnen, die sich selber „Suomi, Suomalaiset" nennen, haben ihre in alle Kultursprachen übergegangene Bezeichnung als Anwohner weiter Moorstrecken (Fenn) von ihren germanischen Nachbarn erhalten. Die ältesten Slawen scheinen sich selber zum Unterschiede von ihren Nachbarn, den „Njemzy" (Stummen, heute speziell für die Deutschen gebraucht), als die „Redenden" (von Slowo, das Wort) bezeichnet zu haben. In der sarmatischen Ebene teilten sie sich im wesentlichen in „Drewljanen" (Waldbewohner, Russen) und „Poljanen" (Feldbewohner, Polen), wobei noch zahlreiche Stammesnamen, wie Polotschanen, Kriwitschen (der Lette nennt den Russen noch heute „Kreews") im Gebrauch waren. Das Land der „Rodsen" (Rudernden) war, wie ich schon bei früherer Gelegenheit in dieser Zeitschrift ausgeführt, vormals Schweden. Finnen und Esten bezeichnen noch heute Schweden als Russenland (Ruotsima), Rußland als Wendenland (Venäma).

Vielleicht waren schon zur Zeit der Völkerwanderung die Slawen die zahlreichste Sprachgemeinschaft zwischen Weichsel und Ural und nach dem Gesetz der Anziehung kleinerer Körper durch größere mußten sie sich auf Kosten anderer Stämme ausbreiten. Die Bulgaren (ursprünglich Mongolen von den Wolga-Ufern) nahmen auf ihren Wanderzügen die slawische Sprache an. Alles Gebiet von Moskau bis zur Küste des Weißen Meeres ist auf vorwiegend friedlichem Wege, durch langsam vordringende russische Siedler, den finnischen Stämmen abgenommen worden. Aber im allgemeinen ist der Prozeß der Anschmelzung und Aufsaugung fremder Volksteile nur in Ausnahmefällen ein friedlicher; die Zahl und Macht eines Kulturvolkes

hängt meist von der politischen Aktivität seiner primitiveren Väter ab. Wo große Eroberer auftraten, bildeten sich auch große Nationen. In Frankreich und Spanien werden noch heute lateinische Tochtersprachen gesprochen. Karl der Große riß die Sachsen von den Nordgermanen los, mit denen sie in engsten Wechselbeziehungen standen — ihre im Felde besiegten Herzöge und Edlen flüchteten zu den Dänen — ganz Ostelbien ist den Slawen, das nordwestliche und südliche Schweden den Dänen abgenommen worden, das noch vor etwas über einem Jahrhundert rein türkisch-tatarische Südrußland ist heute ein vorwiegend russisches Land geworden. Schottland, ein nur vorübergehend durch den Krieg, zuletzt durch Personal-Union gewonnenes Land, zählt jetzt im wesentlichen zum angelsächsischen Sprachgebiet. Umgekehrt zersplittern und zerbröckeln die Nationen in Zeiten politischer und kriegerischer Erschlaffung. Beweis: die Abtrennung der Niederlande vom Deutschen Reiche, Galiziens von Rußland.

Die Germanen sind von der Natur mit körperlichen und geistigen Fähigkeiten so überreich ausgestattet worden, daß es nur wunder nehmen kann, wenn sie es nicht einmal fertig gebracht haben, den größten Teil Europas ihrem Einfluß zu unterwerfen. Aber wie es keine Tierart gibt, die eine absolute Ueberlegenheit über alle anderen besitzt — Horntiere sind nicht Zahntiere, Nasentiere nicht Augentiere, Lauftiere nicht Klettertiere — so vereint auch keine Menschenart alle Vollkommenheiten in sich. Dem Germanen hat ein böser Dämon einen inneren Zwiespalt, einen Mangel an Beharrungsvermögen, Instinktsicherheit, an Liebe und Treue zur eigenen Art in die Brust gesenkt, die ihm schon oft verderblich geworden ist. Als die Germanen am fruchtbarsten, reinsten, stärksten und wehrhaftesten waren, galt ihnen ihr Volkstum und Vaterland wenig, der persönliche Vorteil alles. Neid, Stammeshaß, Zwietracht verhinderten die Bildung größerer Staatswesen — die Franken leisteten wohl nur deshalb etwas, weil sie sich bald als Erben der Römer fühlen lernten — stets strebte der im Vollbesitz seiner Kräfte befindliche Germane zur autonomen Sippe zurück, von der wir Ueberreste ja noch heute in Nordwestdeutschland, Norwegen, vor allem bei den Buren finden. Unsere Väter waren unzweifelhaft Helden, aber ebenso unzweifelhaft schlechte Patrioten. Bereits der Sohn Rollos, des ersten Normannenherzogs, mußte sich vorwerfen lassen, daß er mehr Franzose als Normanne sei. Nicht um Kriegsruhm und nationale Macht war es den Urgermanen zu tun, sondern ausschließlich um Beute. Sie kämpften häufiger für eine fremde Sache, als für die eigene und sie ließen sich dafür bezahlen. So glaube ich denn, daß die Anfänge germanischer Herrschaft auf russischem Boden sehr ähnliche waren, wie im alten Rom. Sie traten zuerst keineswegs als Eroberer, sondern als Söldner auf, um, sobald ihre Auftraggeber sich als schwächlich oder als zahlungsunfähig erwiesen, diese zu expropriieren und die politische Macht an sich zu reißen. Noch drei Jahrhunderte nach Rurik kamen seine Stammesgenossen keineswegs in Eroberer-, sondern in Söldnerschwärmen über das Meer. Seeräuber, die sich schließlich in Landräuber verwandelten, zogen aus des Nordens Oede vorwiegend nach reicheren Küsten, wie nach England und Frankreich aus. Nach Deutschland hatten die Nordländer in der Zeit der Völkerwanderung so breite Ströme ihres

besten Herzbluts entsandt, daß sie sich diesen nächstliegenden Weg schließlich selber verrammelt hatten. Unsere Annalen wissen sehr wenig von Siegen der Skandinavier über Deutsche, sehr viel dagegen von deutschen Siegen über Normannen und Dänen zu berichten. Wie die Goten vor den barbarischen Hunnen wichen, um sich auf die verweichlichten Römer zu stürzen, so vermieden auch die normannischen „Helden“ gern den Zusammenstoß mit rüstigen Gegnern, um weniger widerstandsfähige anzugreifen. Während sie kühne Eroberungszüge gegen England unternahmen, wurden sie in ihrem eigenen Lande von den berüchtigten pommerschen Seeräubern — die übrigens nichts anderes als slawisierte Normannen waren — auf das schwerste bedrängt und erst als eine dänische Kriegsmacht und ein organisiertes Rittertum sich bildeten, konnte den Raubzügen und Sklavenjagden der Pommern ein Ende gemacht werden — sehr ähnlich wie die deutschen Anwohner der Slawengrenzen erst nach dem Emporkommen der neuen ritterlichen Kriegerkaste sich ausreichend gegen ihre wilden Nachbarn geschützt sahen. Seßhaft gewordene Leute sind immer gegen Nomaden und Halbnomaden im Nachteil. Die Natur ist sparsam; will man ihr Ueberschüsse abgewinnen, Wohlstand, Behagen, Bildung, so muß man aus dem Kapital der ererbten Naturkräfte einen hohen Preis dafür bezahlen. Die Geschichte kennt nur wenige Beispiele, daß begüterte Bauernvölker ohne bereits im Frieden vorhandene militärische Einrichtungen sich bis in die Zeit der Hochkultur ihre alte Wehrhaftigkeit bewahrt hätten. Zu diesen Ausnahmen gehörten Schweizer, Dithmarschen, Dalekarlier — durchweg Germanen von reinem oder doch wenigstens frisch erhaltenem Blut.

Aus Rußland war von jeher wenig zu holen, nur in der Handelsstadt Nowgorod gab es Geld, Leinwand und Pelze, und dorthin wendeten sich die Waräger. Das Patriziat der Stadt muß schließlich ein nahezu rein germanisches gewesen sein; ihre freien politischen Einrichtungen legen wenigstens diese Annahme nahe. Unaufhörlich war der Zustrom schwedischer Soldtruppen und deutscher Kaufleute. Im historischen Museum zu Moskau habe ich eine alte eherne Kirchentür aus Nowgorod gesehen, die auf dem einen Flügel slawonische Inschriften, auf dem andern lateinische hat. Vermutlich wurde die Kirche von beiden christlichen Konfessionen benutzt; am Wolchow herrschte also nationale und religiöse Duldung. Auch als der Schwerpunkt des Reiches nach Kiew verlegt war, verblieb die kriegerische Kraft bei Nowgorod, denn nach jeder Teilung siegte immer derjenige Großfürst, der Nowgorod erhielt. Hatte er aber die Alleinherrschaft wieder hergestellt, so nahm er seinen Sitz in Kiew. Der wachsende Zerfall Rußlands in Kleinstaaten trug mehr als alles andere zum Siege der Tataren, zur schimpflichen Unterjochung durch die „Goldene Horde“ bei. Als getreuester Vasall des Großkhans und pünktlichster Tributzahler erlangte mit der Zeit der Großfürst von Moskau die Obergewalt über alle übrigen Teilfürsten. Er benutzte diese Macht, um die Nebenbuhler allmählich zu entthronen und auszurotten. Nowgorod mit seiner alten Germanenfreiheit errang während dieser Kämpfe wohl noch glänzende Siege gegen auswärtige Gegner, paßte aber nicht mehr in das System der neuen halbasiatischen Gewaltherrschaft. Da der Mensch in vorgerückten „Entwicklungsstadien“, also der Rassenmisch-

ling und instinktverlassene Genußmensch mit allem Mißbrauch zu treiben pflegt, so haben die Völker schließlich immer zu wählen zwischen dem Mißbrauch der Freiheit und dem Mißbrauch der Macht. Der Mißbrauch der Macht scheint, wie die Geschichte des römischen Cäsarismus und des russischen Zarismus beweist, vom Gesichtspunkt des Staatswohls, des Gesamtinteresses weniger schädlich zu sein, als derjenige der Freiheit. Wie im alten Rom, so war es auch in Rußland nur nach Ausrottung der sogenannten „Besten" (d. h. der Widerspenstigsten und Selbstsüchtigsten) möglich, die monarchische Ordnung fest zu begründen und die Grenzen des Staatswesens aufs neue vorzuschieben. Iwan der Schreckliche hat fast den ganzen wikingerblütigen Bojarenstand und den größten Teil der Bewohner Nowgorods abgeschlachtet, ehe es ihm mit Hülfe seiner Prätorianergarde gelang, eine zielbewußte Großmachtpolitik durchzuführen. Daß Völker, die derartiges durchleben und dulden mußten, jemals wieder einen legitimen Anspruch auf „Freiheit" vorzubringen berechtigt sind, möchte ich entschieden bezweifeln.

Und doch dankt Rußland seine größte und zukunftsreichste Erwerbung, Sibirien, keineswegs der Zwingherrschaft nach asiatischem Vorbilde, sondern dem freien Konquistadorentum, der Tatkraft der Kosaken, dieses Ueberrestes seines alten „Selbstschutzes". Ein neuer Beweis, daß nur derjenige Freie, der aus freiem Entschluß Anstrengungen und Gefahren aufzusuchen bereit ist, seine Selbständigkeit verdient und sie in den Dienst der Größe und Zukunft seiner Nation zu stellen vermag.

In Deutschland hatte unterdessen der Stand der „Freien" die errungenen Vorrechte ausschließlich in eigensüchtigem Sinne mißbraucht. Und doch waren diese Leute in ihrer Art tüchtig; die ritterliche Erziehung verhinderte, daß sie auf die Stufe russischer Bojaren herabsanken. Aber es fehlte an zielbewußter Führung. Wir sind stolz auf die Erwerbungen östlich der Elbe; — als ob Engländer, Franzosen, Spanier nicht im Laufe des Mittelalters ähnlichen Landgewinn eingeheimst hätten! Nichts läßt sich vollends mit den mächtigen Ausstrahlungen des russischen Volkes vergleichen, und selbst ein unglücklicher europäischer Krieg könnte es niemals vom Erbe seiner Väter, dem ungeheuren, meist auf reicher und zukunftsvoller Erde befindlichen Sprachgebiet des großrussischen Stammes verdrängen. Nur die Mark Brandenburg und Mecklenburg wurden durch deutsche Territorialfürsten und ihre Ritter gewonnen, Pommern und Schlesien germanisierten sich selber oder wurden durch deutsche Kirchenfürsten, Bauern und Kaufleute unserem Volkstum gewonnen. Niemals aber wären wir so weit nach dem Nordosten vorgedrungen, wenn die Keuzzüge nicht gekommen wären und wir nicht das fast unverdiente Glück gehabt hätten, daß Preußen, Litauer, Liven, Esten so zäh an ihrem heidnischen Glauben festhielten. Die Urkraft der niedersächsisch-westfälischen Ritter, die meist in Livland kämpften, stellte nach Tannenberg den zusammengebrochenen preußischen Ordenszweig für ein halbes Jahrhundert wieder auf die Beine und wies am Anfang des 16. Jahrhunderts noch den Angriff der Russen heldenmütig zurück. In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde auch diese — von schlaffen Kaisern elend im Stich gelassene — bewährte Kampfgenossenschaft

von der Uebermacht erdrückt, und das bis dahin an Weichsel, Düna und Aa herrschende Deutschtum begann sich langsam in ein dienendes zu verwandeln. Wieviel es zur Organisation und zur Größe Polens und Rußlands beigetragen hat, ist bekannt genug.

Bis zur Erwerbung deutscher Lande durch Polen und Russen haben diese slawischen Völker ihre kräftigenden germanischen Pfropfreiser durchweg aus Skandinavien erhalten. Die Wikinger befuhren sehr lange — bis in das 9. und 10. Jahrhundert — auf ihren Drachenbooten den Niemen und Pregel. Die Litauer wurden durch sie wiederholt veredelt und entfalteten eine Zeitlang eine außergewöhnliche Kriegstüchtigkeit, die auch dem niedergehenden Polentum zugute kam, als Jagiello die letzte Piastentochter heimführte. Sie eroberten das in die Hände der Tataren geratene Kiew und breiteten sich nach der russischen Seite bis Smolensk und Kursk aus. Ihre ersten großen Führer hatten germanische Namen — Ringold ist Reinhold. Auch die ersten russischen Waräger bekannten sich durch ihre Namen zum Germanentum: Rurik (Roderich), Oleg (Olaf), Askold (Skjold), Igor (Aegir oder Eiger). Erst Ruriks Enkel Sswjatoslaw hatte einen slawischen Namen und war auch in seinem Aeußern bereits Slawe. Der byzantinische Chronist Leo Diaconus gibt von ihm folgende Schilderung: „Er erschien von mittlerem Wuchse, war sehr wohl gebaut, hatte eine breite Brust, eine flache Nase, blaue Augen.“ Der Name seines Sohnes Wladimir war ebenfalls slawisch, kennzeichnet sich aber durch den Anklang an den germanischen „Waldemar“ als Kompromißname. Als sein älterer Bruder ihn aus Nowgorod vertrieb, floh Wladimir sofort über das Meer zu den stammverwandten Schweden, kam von dort mit einem Warägerheer zurück und machte sich zum Alleinherrscher. Auch sein Sohn Jaroslaw konnte sich nur mit Hülfe skandinavischer Söldner (der deutsche Chronist Thietmar bezeichnet sie als „schnellfüßige Dänen“) der Stadt Kiew bemächtigen, und der Polenkönig Boleslaw Chrobry vertrieb ihn von dort vorübergehend mit Hülfe deutscher Ritter, die er in seine Dienste genommen hatte. So kämpften Deutsche für die polnische, Schweden und Dänen für die russische Sache. Der letzte große skandinavische Condottiere, der durch Rußland zog, war Harald Hardrade, der berühmteste Kriegsheld und Sänger des Nordens, der im Dienste der Kaiser von Konstantinopel das Meer von den Sarazenen säuberte, sich auf der Rückfahrt mit einer russischen Prinzessin vermählte und als König von Norwegen einen Eroberungszug gegen England unternahm, wo er zwar bei Stampford Bridge 1066 Sieg und Leben verlor, aber den angelsächsischen König Harald (übrigens seiner Abkunft nach ebenfalls Nordländer, Däne) so schwächte, daß dieser dem Angriff des Normannenherzogs Wilhelm bei Hastings unterlag. Vom Mittelmeer bis zur englischen Küste — so weit schweiften damals nordische Seekönige! Sie waren im Mittelalter die „Internationale“ Europas, aber eine aristokratische, daher eine nützliche, tüchtige, fortschrittliche — gewalttätig, aber nicht verbrecherisch.

In Nowgorod herrschten auch nach vorgeschrittener Slawisierung genau dieselben politischen Zustände, wie in der skandinavischen Urheimat. Mackenzie Wallace berichtet darüber in seinem Buch Rußland: „Der Fürst war wenig mehr als der gemietete Befehlshaber

der Truppen (hier ist also der Söldnerursprung der Warägermacht ganz klargelegt) und der Vorsitzende des Gerichtswesens. Wenn er in sein Amt eintrat, so mußte er einen feierlichen Eid leisten, daß er getreulich die alten Gesetze und Gebräuche beobachten wolle, und wenn er seinem Versprechen nicht nachkam, so wurde er ohne weiteres abgesetzt und verjagt. Das Volk hatte ein altes gereimtes Sprichwort: „Ist der Fürst nichts nutz — So werft ihn in den Schmutz."

Zu seiner heutigen Größe und Macht — trotz des Zusammenbruchs im Mandschureikriege umschmeicheln die unkriegerisch gewordenen, daher diplomatisierenden europäischen Monarchen noch immer den Zaren — ist Rußland aber keineswegs durch das freie Germanentum, sondern durch die eigenartige Legierung germanischer Kraft und Intelligenz mit orientalischer Barbarei hinangeführt worden, wie sie auch Spanien zu seiner Wiedergeburt verholfen hat.

Der Kimono.

Ein Wort zur „Nacktkultur".

E. Myrdacz.

Dr. Heinrich Pudors Werk „Nacktkultur" beschäftigt sich in gründlicher Weise mit einer höchst wichtigen Frage, welche jedenfalls früher oder später einmal zu einer Lebensfrage werden und als solche den Anstoß zu einer Umwälzung auf dem Gebiete unserer Kleiderkultur geben wird.

Pudor fordert Nacktheit. Die vor Jahren eingeleitete Bewegung gegen das Mieder, die Propaganda für eine „Reformtracht", hat bis heute einen kaum merkbaren Erfolg zu verzeichnen. Und da will Pudor unvermittelt zur gänzlichen Nacktheit gelangen?! Bis jetzt ist das noch nicht zu einer tiefgefühlten Notwendigkeit geworden: man fühlt sich im Miederpanzer und im gestärkten Hemd mit ellenhohem Kragen noch ganz wohl. Deshalb dürfte es noch geraume Zeit währen, bis Pudors berechtigte Wünsche bei einer Majorität Anklang finden und endlich auch aus der Theorie in die Praxis übergehen! —

Man erlaube mir im Anschluß an die Kritik von Pudors Werk (in Nr. 7, 1907 der Pol.-anthropol. Revue) ein paar Worte zu diesem Thema.

Da der Autor der „Nacktkultur" kaum mehr die Erfüllung seiner Ideen erleben wird, so sollte er sich mit einer Annäherung an das Ideal begnügen. Warum will er auch im Zeitalter der „Entwicklung" einen solchen Sprung der Menschheit zumuten — aus dem Frack in die paradiesische Nacktheit, wo jede Bewegung der Kultur nach vorwärts doch nur in ganz kleinen Schritten geschieht, nur so geschehen kann! — Dafür laßt uns den Blick nach dem fernen Osten richten; auf dem Gebiete der Kunst ist das ja schon modern geworden: der Japanismus! Und sogar die Mode der Damen versucht — über Paris — nach Nippon zu schielen und zeichnet Muster und Schnitte nach japanischer Manier: der Kimono in etwas europäisierter Form bildet den neuesten Anziehungspunkt in den Schaufenstern der großen Konfektionshäuser. —

Im Frühjahr dieses Jahres bin ich aus Ostasien zurückgekehrt und habe mir einige Erinnerungsstücke aus Japan mitgebracht: Ein paar Kimonos aus Baumwollzeug und japanischem Cottoncrêpe und ein paar Strohsandalen.

In den Tropen habe ich den leichten, luftigen Kimono getragen mit den japanischen Sandalen an den nackten Füßen und habe auf diese Art die mörderische Hitze viel besser überstanden, als meine Mitreisenden, die sich in den engen Beinkleidern und den Jacken mit hohem, gestärktem Kragen quälten.

Nun bin ich schon ein halbes Jahr wieder zu Hause in erträglichem Klima; die japanische Tracht habe ich aber nicht abgelegt — und fühle mich wonnig wohl dabei.

Deutlich habe ich die Wahrnehmung gemacht, daß ich die Kleidungsstücke, die mein Beruf mich zwingt während der Dienststunden zu tragen, seit einiger Zeit als lästigen Druck empfinde und ein dringendes Bedürfnis mich — zu Hause angelangt — sofort die lästige Kulturhaut abwerfen läßt, um Japaner zu werden — der Kleidung nach.

Diese Adjustierung — Kimono und Strohsandalen — ist jedenfalls eine starke Annäherung an Pudors Ideal der Nacktheit. Der leichte Baumwollstoff läßt den Körper ventilieren; die weiten, kurzen Aermel geben die Arme frei; um die Beine flattert der nur durch ein Band um die Lenden gehaltene Mantel hin und her, der Luft freien Zutritt gewährend. Die Sandalen — die strohgefütterten zwei Haltbänder gehen über Kreuz und halten den Fuß etwas oberhalb der Zehen[1]) — sind ein Schutz gegen den Staub unseres Zimmerbodens, lassen aber sonst dem Fuß jede Freiheit der Bewegung. Ein Barfußgehen wäre bei uns in Europa wohl nie ratsam, da der peinlichst reine Fuß in einer halben Stunde auf den glänzendsten Parketten schmutzig würde. Das ist wohl nur in japanischen Häusern mit den appetitlichen Strohmatten möglich! —

In dem glücklichen Lande Japan geht jung und alt in Kimono und Sandalen. Die Unterwäsche ist ebenfalls höchst einfach: Bei dem weiblichen Geschlecht ein ca. $^3/_4$ m breites, um die Hüften geschlagenes Tuch, bei den Männern ein schmales Band um die Lenden, das die Geschlechtsteile deckt. So sieht man die Leutchen geschäftig durch die Straßen trippeln; — die Sandalen werden bei schlechtem Wetter zu hölzernen Sohlen bis zu 6 cm Höhe, um auf diese Art auch die tiefste Straßenpfütze durchwaten zu können — trockenen Fußes wohlgemerkt! — und selbst bei kaltem Wind und Regen wird nicht mehr Kleidung angelegt. Da flattert gar oft bei Männlein und Weiblein der Kimono in die Höhe, so daß die nackten Schenkel vom Regen gepeitscht werden, und kein lüsternes Auge blinkt — und niemand holt sich einen Katarrh! —

Darauf sollte man lossteuern! Vorerst Einführung der japanischen Tracht in den Schulen und in den vielen Berufen, die eine sitzende Lebensweise fordern. In den Aemtern und Kanzleien streift man die Europäertracht ab und schlüpft in den Kimono, so wie man heute

[1]) Die Japaner erzeugen solche Sandalen für den Europäer. Sie selbst tragen Sandalen, deren Band vorne zwischen großer und nächster Zehe eingeklemmt ist.

den tintenbekleckten Amtsrock mit dem appetitlichen Schreibärmel anlegt! —

Mit der Zeit gewöhnt sich das Auge an die neue Tracht, die anfänglich wahrscheinlich höchst undezent erscheinen würde. In Japan errötet schon längst keine Europäerin mehr über den japanischen Commis mit den nackten Füßen — oder über den Kuli, der im Sommer nur mit einem Suspensorium bekleidet ist! —

Die Jugend würde im Kimono zur Schule gehen und es später ganz natürlich finden, auch derart bekleidet auf der Promenade zu erscheinen. —

Wir verlangen also noch längst keine Nacktheit, und doch — wer wird uns Beifall zollen, wer wird uns nachahmen? —

Der Uebergang von der heutigen „Kleiderkultur" zu unserm leichten Kimono erfordert aber vorerst noch eins: Reinlichkeit! Bevor Reinlichkeit — wie sie der Japaner schon längst übt, weil sie ihm eine Notwendigkeit geworden ist — bei uns bis in die untersten Gesellschaftsschichten hinab nicht Gewohnheit, Bedürfnis geworden ist, — so wie die tägliche Stillung des Hungers — eher gibt's keinen Fortschritt im Sinne von Pudors „Nacktkultur".

Die Kleidung ist heute noch immer in einer Beziehung unersetzlich: als Deckmantel für den Schmutz. Nur Gesicht und Hände läßt sie frei; denn soweit wäscht sich wohl ein jeder! —

Es ist bezeichnend, daß der schmutzige Chinese oft sechs Kleider — sogar aus Seide! — übereinander trägt! —

Das Geistes- und Lebensproblem auf Grund einer realmonistischen Weltanschauung.

J. G. Vogt.

II.

III. Der monistische Substanzbegriff.

§ 4.

Welche Anknüpfungspunkte zu einer realen Lösung des Lebensproblems wir auch suchen mögen, wir werden nach tausend Irrwegen immer wieder zu der Erkenntnis kommen: der einzige Weg zu einer realen Lösung des Lebensproblemes führt durch unser Ich. Schon aus dem Grunde, weil unser sogenanntes Ich das einzig Wahre, Wirkliche, Reale in sich schließt, das es überhaupt für uns gibt, wir also nur in unserem Ich überhaupt festen Boden unter den Füßen haben. Unser Ich bietet den einzigen zuverlässigen Ausgangspunkt, um von hier aus unsere Fäden in eine sinnverwirrende Welt zu spinnen.

Zweitens aber argumentiere ich folgendermaßen. Wir müssen zunächst allerdings zugeben, daß unser Intellekt in seiner primitiven Anlage lediglich ein Orientierungsorgan ist. Als solchen nenne ich ihn Personalintellekt, im Gegensatz zum Organintellekt, der Werden und Erhalten des Organismus beherrscht. Die Pflanze bedarf keines Personalintellektes, indem sie Nahrung an Ort und Stelle findet, das

Tier dagegen, das seine Nahrung zu suchen hat, muß imstande sein, sich zu diesem Zwecke in der Außenwelt orientieren zu können. Je entwickelter dieses Orientierungsorgan, um so leichter wird es diese Nahrung finden; der Mensch besitzt es in so hoch entwickelter Gestalt, daß er die Nahrungsmittel sogar nach Belieben künstlich der Erde entlocken kann.

Hier setzt nun sofort wieder das Haupträtsel ein. Um die alte Sprachweise beizubehalten: die Orientierung konnte nur vermittelst rein subjektiven Materials, nur vermittelst Empfindungsprodukten (Tastempfindungen, Farben, Tönen usw.) bewerkstelligt werden. Dies gilt für alle Tiere einschließlich des Menschen und ist bis zur Stunde so geblieben. Wir können aus diesem Orientierungsmaterial nicht heraus, wir können das Wesen einer sogenannten Außenwelt nicht erfassen, wir bleiben Kantianer, und wenn Kant sagt, wir werden nie einen Prüfstein für die absolute Wahrheit erbringen können, eben weil uns das Wesen der Substanz ewig unfaßbar, ewig verschlossen bleibt, so gehen wir sicherlich richtiger, wenn wir unsern Intellekt ein Orientierungsorgan, im Gegensatz zu einem Erkenntnisorgan nennen. Absolute Erkenntnis ist für uns undenkbar.

Sicherlich streben wir nach Erkenntnis; dieses Erkenntnisstreben ist sogar die Haupttriebfeder unserer ganzen Kultur, aber im Grunde genommen ist alle unsere Erkenntnis doch nur höhere Orientierung, immer und ewig nur vermittelst des uns allein gebotenen Orientierungsmateriales der Empfindung. Wir orientieren uns mit dem Mikroskop und Teleskop in allen Tiefen und Weiten des Mikrokosmos wie des Makrokosmos, aber nicht in einem einzigen Falle vermögen wir aus den millionenfachen Bildern unserer orientierenden Anschauung zum Wesen der Dinge zu gelangen. Es wäre selbst nutzlos, wenn wir dem Idealisten einen Schritt entgegenkommen und sagen wollten: wohl hat die Natur den Menschenintellekt wie beim Tier als Orientierungsorgan angelegt, allein in ihrem fortstürmenden Schaffen hat sie ihn zum Erkenntnisorgan erweitert, so wie sie zum Nützlichen, mit dem sie stets beginnt, später immer das Schöne hinzugesellt, und zwar das Schöne an und für sich. Schmetterlinge, Vögel und Menschen paaren sich wegen schöner Farben und Gesichter nicht brünstiger als Stinkkatzen und Kröten; das Nützliche kann also hier nicht allein bestimmend sein. Aber die Natur hat unsern Intellekt heute tatsächlich noch nicht zum Erkenntnisorgan erweitert, womit allerdings vielleicht noch nicht gesagt ist, daß sie sich in einer späten Zukunft einen solchen Luxus doch noch gestatten könnte. Ich bezweifle eine solche Eventualität. Der Idealist in seinem selbstherrlichen Dünkel bildet sich natürlich sein Erkenntnisvermögen ein und hält seine metaphysischen Spekulationen für Erkenntnisdaten.

Wenn wir aber von solchen Illusionen absehen und dem Weltgeschehen tatsächlich irgend ein Verständnis abringen wollen, so handelt es sich dabei immer nur um Orientierungen, d. h. wir können mit unserem sogenannten Erkenntnisvermögen nicht selbständig in das Unbekannte vordringen; wir bedürfen vielmehr überall gegebener Tatsachen, um an ihnen mit unserem Verständnis emporzuklettern. Die für uns mögliche Erkenntnis ist im Grunde nichts weiter als eine logisch verarbeitete, feinere und weitere Empirie in systematischer

Verallgemeinerung. Genau so wie wir kein Bild, kein Objekt zu schaffen vermögen, das uns nicht zuvor in der Außenwelt gegeben, vorgebildet oder zum mindesten in seinen Elementen angedeutet ist, so können wir auch kein Geschehen verstehen, das uns nicht unmittelbar in der Außenwelt gegeben ist, oder zu dem wir nicht eine unmittelbare Parallele finden. So konnte das Prinzip des Blutkreislaufes erst entdeckt werden, nachdem die Anatomie die Blutbahnen bloßgelegt hatte; die allgemeine Funktion des Nervensystems begriffen wir erst seit der Erfindung des Telegraphensystems; das Cortische Organ fand seine Erklärung erst nach dem Vergleiche mit dem Klavier, das Auge erst, nachdem Linse und Mikroskop entdeckt worden waren; der Bau der Knochen wurde erst erkannt durch den Vergleich mit dem Brückenbau[1]) usw. Damit sind unserem Erkennen allerdings sofort sehr unbequeme Schranken gezogen, allein wir haben es hier mit einer unbestreitbaren Tatsache zu tun, und wo uns unübersteigbare Schranken entgegen treten, da haben wir uns eben zu resignieren. Diese Resignation ist tausendmal förderlicher als das schrankenlose Phantasieren des Idealisten, das die Wirklichkeit überhaupt nie berührt. Die Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten, vor denen wir uns heute zu bescheiden haben, können durch den Fortschritt kommender Zeiten weggeräumt werden, und es ist entschieden besser, sich auf festem Boden zu resignieren, als mit Hirngespinsten in der Luft zu schweben. Vernünftiger ist es, an nichts zu glauben, als an unerwiesene Dinge.

Ich mache die weitere Einschränkung, daß alle Erkenntnisdaten einer realen Weltanschauung vorstellbar sein müssen. Wir können nur das begreifen, was durch unser subjektives Empfindungsmaterial wirklich faßbar ist. Wir stoßen dabei auf die Eigenartigkeit unseres Erkenntnisstrebens, daß alles mechanische Geschehen der Welt nur durch das Licht Erkenntniswert für uns erhält; wir erkennen das mechanische Weltgeschehen nur im Bilde, im optischen Anschauungsprodukt (der Blindgeborene im haptischen). Der Ton einer Glocke z. B. ist ein Erfahrungsbild. Wenn es in unsern Erkenntniskreis eintreten soll, wenn wir den Ton verstehen wollen, dann muß er erst in optische Anschauungsbilder umgesetzt werden. Wenn ich die durch den Schlegel erzeugten Vibrationen des Glockenmantels auf die Molekel der Luft und von der Luft durch Reiz auf den Gehörnerven übergehen sehe, dann habe ich den Glockenton verstanden. Was für uns nicht vorstellbar und daher von einer realen Erkenntnis ausgeschlossen ist, nenne ich transintelligibel, um jeden Beigeschmack des Metaphysischen im idealistischen Sinne zu vermeiden. Das Transintelligible findet sich in der einzigen wirklichen Welt; es hat keine Schlupfwinkel in einer anderen.

Aber mit all diesen Einschränkungen können wir immer noch sehr weit kommen. Vergessen wir keinen Augenblick, daß wir auf realem Boden das Fliegen des Idealisten aufgegeben haben, und daß wir mühsam Sprosse für Sprosse die Stufenleiter der Erkenntnis emporsteigen müssen. Sehen wir heute erst einmal zu, wie weit sich unser Ausblick bei unserem heutigen Wissen gestalten kann; höhere

[1]) S. E. Kapp, Die Philosophie der Technik.

Ausblicke werden kommende Geschlechter gewinnen. Wir wollen daher vorläufig einmal von der verlockenden Parallele zur Lösung des Lebensproblemes Gebrauch machen, die in der menschlichen Kulturwelt vor uns liegt. Die durch den Menschen geschaffene Kultur steckt ebenso wunderbar und ebenso unverknüpft in der organischen Welt, wie die letztere in der anorganischen. Wenn die menschliche Kultur in letzter Linie nichts anderes ist als eine Außenprojektion unserer körperlichen, geistigen und seelischen Eigenschaften, weshalb soll die gesamte organische Welt nicht eine analoge Außenprojektion der der Weltsubstanz innewohnenden Eigenschaften oder Lebensenergien sein? Aber nicht in metaphysischer Selbstherrlichkeit, sondern — und dies ist der Angelpunkt des Realismus — in absoluter Gesetzmäßigkeit.

Ueber den Nürnberger Tierschnitzer, der auf den Volksjahrmärkten seine Ware anpreist, ist sicherlich jeder moderne Biologe hinaus. Die Legende eines Welt- oder Lebenschöpfers wird vom Cambrium bis zum Quartär tausendfältig widerlegt; der Geist, der sich in der organischen Welt offenbart, ist ein absolutes Entwicklungsprodukt. Wir finden keinen Geist in der anorganischen Welt; er kann nur da sein, wo er sich durch seine Taten offenbart: in der organischen Welt. Hier entwickelt er sich aus den kleinsten Anfängen, und parallel mit seinen Offenbarungen, den Organismen, steigt er auf der Stufenleiter der Entwicklung empor. Es geht ihm jede Selbstherrlichkeit ab; ja, er ist nicht einmal als ein Bestandteil, als ein präformierter Ausfluß der Weltsubstanz zu betrachten. Die Weltsubstanz empfindet und fühlt, aber sie denkt nicht, sie beherbergt in sich ebensowenig einen Geist, wie sie einen Menschen oder eine Blume in sich beherbergt. Der Geist entwickelt sich erst im und durch das Weltgeschehen, unter dem Joche der empfindenden Substanz und ihrer eisernen, mechanischen Gesetzmäßigkeit. Daher sein Durst und sein Ringen nach Freiheit, seine Sisyphusarbeit: unter immer höheren und besseren Formen sein Dasein zu sichern, den eisernen Armen der mechanischen Gesetzmäßigkeit zu entgehen, die ihn in den ewigen Wechsel zwischen Wachen und Schlaf, zwischen Leben und Tod hineinjagt. Erst von dem Augenblicke an, in dem wir der Weltsubstanz Empfindung und Triebe vindizieren, den Geist aber als ein absolutes Entwicklungsprodukt auffassen, werden wir dem Verständnis des Lebensproblems näher kommen. Die Analysis dieses Entwicklungsproduktes wird der Angelpunkt aller biologischen Wissenschaft sein, und seine Inangriffnahme kann nur durch unser Ich erfolgen.

Unser Ich bietet zunächst die klarste Parallele für die Intrinsität der Empfindung und die Entwicklung des Geistes. Das Empfinden der Menschheit, der ungestüme Drang der Triebe ist stets derselbe gewesen von den Urzeiten bis zum heutigen Tage; Hunger und Liebe haben von ihrer allbeherrschenden Macht und ihrer Intensität nicht einen Deut eingebüßt oder hinzugewonnen. Der Menschengeist dagegen hat sich aus den geringsten Anfängen entwickelt und hat in bestimmten Rassen seine höchste Leistungsfähigkeit erreicht, nicht bloß relativ, sondern absolut. Der Mensch der Steinzeit hat geliebt und gehungert, aber nicht gedacht wie der heutige Kulturmensch.

Ein Geist im idealistischen Sinne hätte sich von allem Anbeginn mit derselben elementaren Gewalt äußern müssen, wie die Empfindung.

Wenn wir nun unsere Kulturwelt, wie in unserem Gleichnis vom nachmenschlichen Darwin angedeutet, als Parallele zur Lösung des Lebensproblemes heranziehen wollen, so werden wir zunächst den Menschengeist als den Schöpfer der kulturellen Wunderwerke zu analysieren haben, eine Aufgabe, die sehr vermessen scheint, die uns aber heute Anatomie, Physiologie und Psychologie schon sehr nahe gerückt haben. Das Hauptwort hat dabei sicherlich der Philosoph zu sprechen, und zwar durch die Formulierung eines brauchbaren Substanzbegriffes.

§ 5.

Wie bereits angedeutet, kann uns der heute allgemein geläufige kinetische Substanzbegriff nicht mehr befriedigen. Selbst in der Welt des physikalischen Geschehens erklärt er nur die Wärmeerscheinungen; für alle anderen Gebiete der Physik versagt er aber so vollständig, daß wir, besonders nach den Ergebnissen der Radiumforschung, heute einer völligen Substanzbegriffsverwirrung gegenüberstehen. Da die Physiker zum größten Teil jeder philosophischen Veranlagung bar und ausschließliche Empiriker sind, so ist auf ihre Spekulationen überhaupt kein Wert zu legen. Die Physiker sind beinahe durchweg noch naive Realisten; sie halten die Substanz und ihre Kraftäußerung, mit der sie hantieren, für absolut wirklich und unanzweifelbar, halten ihre Wissenschaft überhaupt für die positivste aller Wissenschaften, während doch gerade diese sogenannte reale Substanz das völlig Unbekannte, Rätselhafte, Hypothetische ist, das überhaupt in unsern Erkenntniskreis eingeht. Wie kann man daher einen Physiker, der sich beständig am Narrenseil herumführen läßt, in philosophischen Fragen ernst nehmen oder Substanzbegriffe mit ihm diskutieren?!

Der kinetische Substanzbegriff widerspricht schon dem einfachsten philosophischen Empfinden. Diskrete Massenteilchen sollen in einem a b s o l u t l e e r e n Weltraum schwingen. Diskrete Massenteilchen sind ein E t w a s, ein absolut leerer Weltraum ist ein N i c h t s. Sein und Nichtsein miteinander vermengt, welch ungeheuerlicher Unsinn! Entweder es existiert etwas oder es existiert nichts, das Sein im absoluten Sinne genommen; Sein und Nichtsein zugleich sprengt unsere Begriffswelt überhaupt auseinander.

Aber selbst wenn der kinetische Substanzbegriff alle physikalischen Erscheinungen erklären könnte, so ließe er uns doch in Beziehung auf die organische Welt vollständig im Stich; wir können ihm auch nicht den Schatten einer Brauchbarkeit abgewinnen, müßten vielmehr mit ihm unvermeidlich zum Idealismus, zur dualistischen Weltanschauung zurückkehren.

Im Gegensatz zum kinetischen habe ich den p y k n o t i s c h e n Substanzbegriff (von πύκνωσις = Verdichtung) ausgearbeitet; derselbe basiert auf der Beobachtung, daß, wo immer die Materie experimentell von äußeren Einflüssen, z. B. optischer, thermischer, elektrischer Art, befreit wird und sich selbst überlassen bleibt, die Körper unabänderlich und ausnahmslos aus einem geringeren einem höheren Dichtegrad

zustreben, aus dem gasförmigen in den flüssigen und aus diesem in den festen Zustand übergehen. Dieses Verdichtungsbestreben der sich selbst überlassenen Körper tritt uns so unzweideutig in tausenden und abertausenden gleichbleibenden Wiederholungen entgegen, ja, es hat auch, abgesehen von unseren Beobachtungen an der Erdoberfläche, bei unseren Forschungen im übrigen Weltenraume so sehr den Anschein, dieses Verdichtungsbestreben müsse ein allgemein gültiges Tätigkeitsprinzip verkörpern, daß man sich mit Recht verwundert fragt, wie die Naturwissenschaft so ganz und gar ahnungslos an einem solch wichtigen Momente vorübergehen konnte.

Ich postuliere somit eine kontinuierliche d. h. das Weltall ununterbrochen erfüllende kontraktile Substanz, deren ausschließliche fundamentale Wirkungsform die Verdichtung ist. Diese Substanz denke ich mir individualisiert, und zwar durch Verdichtungszentren, Pyknoten, die wir den diskreten Massenteilchen des Kinetikers vergleichen können, nur daß sie untereinander kontinuierlich verbunden sind und anstatt transversal, konzentrisch schwingen. Ueberdies sind die Pyknoten elastischer Natur, sie können, was der Begriff der Verdichtung mit sich bringt, ihr Volumen verändern, und auf dieser Volumenänderung beruht das gesamte Wechselspiel der Kräfte. Ein Pyknotum strebt ewig sich zu verdichten, darauf beruht alle seine Initiative; dies ist aber bei der Kontinuität der Substanz nur möglich, wenn ein anderes (oder mehrere andere) Pyknotum sich dementsprechend wieder lockert oder auflöst.

Nehmen wir einen hypothetischen mittleren Dichtigkeitsgrad der Substanz an, so befindet sich die Welt in einem ewigen labilen Gleichgewichtszustand, indem der eine Teil der Pyknoten diesen mittleren Dichtigkeitsgrad in positiver Richtung überschritten hat, während der andere Teil in negativer Richtung wieder gelockert ist. Diese sämtlichen Volumenänderungen in negativer wie positiver Richtung bewegen sich zwischen einem absoluten Anfangszustand, Maximum der Spannung, und einem absoluten Endzustand, Maximum der Verdichtung, die nie überschritten werden können. Da alle Initiative in der Verdichtung liegt, so kann jede Volumerweiterung, jede Lockerung nur aufgezwungen werden, und alle Deformationen, alle Verdichtungseffekte, alle Volumveränderungen vollziehen sich als Kampf, repräsentieren damit eine Kraftwirkung, die in die Erscheinung tritt und für uns wahrnehmbar wird. Demzufolge nenne ich jede Wechselwirkung zwischen zwei oder mehreren Pyknoten ein Potential und zwar ist jedes Potential zweiteilig. Das Pyknotum, das sich verdichtet, d. h. eine positive Schwankung vollzieht, liefert ein emissives Potential, das Pyknotum, das die entsprechende negative Schwankung erleidet, absorbiert dadurch das emissive Potential, das letztere wird zum rezeptiven Potential. Mit anderen Worten: jede Verdichtung ist mit einer Steigerung der potentiellen Energie, jede Lockerung mit einer Steigerung der aktuellen Energie gleichbedeutend, und jede Energieart kann in die andere umgewandelt werden.

Ich habe also von vornherein jede Arbeitsleistung oder jedes Potential als eine unabänderlich zweiteilige Wesenheit aufzufassen, d. h. stets den emissiven vom rezeptiven Teile zu unterscheiden,

wenn auch beide absolut gleichzeitig gegeben sind. Ich unterscheide daher P_e als emissives Potential von P_r dem rezeptiven Potential. Als Funktionen des Volumens ist P_e negativ, P_r positiv, beide einander aber stets gleichwertig: $P_e + P_r = 0$. Jedes emissive Potential P_e wird somit, in Beziehung auf zwei Pyknoten V^a und V^b, den relativen Anfangszustand mit 1, den relativen Endzustand mit 2 bezeichnend, seinen Träger V^a aus einem Anfangszustand V_1^a in einen Endzustand V_2^a bringen, so daß sein Wert durch die Formel ausgedrückt ist:

1. $$-\int d P_e = V_1^a - V_2^a$$

Dagegen wird der gleichzeitig affizierte Träger V^b des rezeptiven Potentials P_r aus einem Nullzustand V_2^b in einen Anfangszustand V_1^b genötigt, so daß dieses rezeptive Potential durch

2. $$\int d P_r = V_1^b - V_2^b$$

ausgedrückt ist. Hier ist selbstverständlich vorausgesetzt, daß $V_1^a = V_1^b$ und $V_2^a = V_2^b$.

Es ist also unabänderlich

3. $$\int d P_e + \int d P_r = 0$$

Fassen wir das Gesamtpotential oder die Summe aller Potentiale ins Auge, die ein Pyknotum überhaupt zu entwickeln vermag, indem es vom absoluten Maximum der Spannung t_n bis zum absoluten Maximum der Verdichtung, oder was dasselbe ist, bis zum Minimum der Spannung t_o fortschreitet, so würden die Formeln (1.) (2.) übergehen, für das emissive Potential in:

4. $$-\int_n^o d P_e = V_{t_n}^a - V_{t_o}^a$$

für das rezeptive Potential in

5. $$\int_o^n d P_r = V_{t_n}^b - V_{t_o}^b$$

Ferner ist wieder

6. $$\int_n^o d P_e + \int_o^n d P_r = 0$$

die wir als die Grundformel alles Weltgeschehens, als eine eigentliche Weltformel betrachten können.

Alle physikalischen Erscheinungen: Bewegung, Gravitation, Chemismus, Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus usw. spielen sich unter dieser Formel ab; ihre Wesenheit beruht nur auf den verschiedenen Konstellationen, unter denen sich die Substanz in ihrem ewigen Wechselspiel gruppiert, wobei die wichtigste Konstellation auf der Scheidung der Substanz in Aether und chemische Elemente beruht. Der Aether konstituiert sich aus den ursprünglichen Pyknoten, während die chemischen Elemente aus bestimmten Konglomeraten von Pyknoten bestehen.

Es ist unnötig, diesen Faden hier weiterzuspinnen; ich habe das gesamte mechanische Weltgeschehen in meinen früheren Schriften, besonders zusammenfassend in „Entstehen und Vergehen der Welt als kosmischer Kreisprozeß“[1]) so eingehend behandelt, daß ich hier auf dieselben verweisen muß. Es lassen sich durch diesen Substanzbegriff alle physikalischen Erscheinungen lückenlos erklären; wenigstens habe ich in dem genannten Werke ihre Grundprinzipien definiert. Diese bis in die letzten Details zu verfolgen, ist Sache der einzelnen Disziplinen. Nur die neuesten Entdeckungen über das Radium habe ich noch nachzuholen, bezw. ihre Erklärung durch den pyknotischen Substanzbegriff zu geben, wobei wir finden werden, daß das Prinzip von der Erhaltung der Energie ruhig auf der Tagesordnung bleiben kann.

Mein Substanzbegriff, wie jeder andere brauchbare Substanzbegriff, liefert als fundamentalen Anhaltepunkt für unser Erkenntnisvermögen ein vorstellbares Moment: die durch Volumveränderungen, Deformationen, kurz, räumliche Anschauungsbilder gegebenen Wechselwirkungen der Substanz. Aber über diese optischen (für den Blindgeborenen haptischen) Anschauungsbilder kommen wir nie und nimmermehr hinaus (selbst ein Pyknotum im Mikroskop gesehen, lieferte uns nichts anderes); das reale Wesen oder Geschehen, das sich hinter solchen Anschauungsbildern versteckt, ist uns ewig unzugänglich. Ja, daß sich etwas hinter diesen Anschauungsbildern verstecke, ist schon an und für sich eine Hypothese. Aber wir wollen sie beibehalten, da sie uns sehr nützlich sein wird.

Die hypothetische Realität der Weltsubstanz mit ihrer mechanischen Betätigungsweise interessiert uns nur insofern, als sie uns die absolute Gesetzmäßigkeit erschließt, die auch in der organischen Welt herrscht, und an die die eigentlichen Entwicklungsfaktoren des Lebens in allen ihren Manifestationen unabänderlich gebunden sind. Diese eiserne Gesetzmäßigkeit fließt bei dem pyknotischen Substanzbegriff aus dem unaufhörlichen Verdichtungsbestreben der Pyknoten. Alle Initiative liegt in der Verdichtung; wo immer ein Pyknotum sich selbst überlassen ist, oder den Widerstand seiner Umgebung brechen kann, da verdichtet es sich. Das Verhalten aller Pyknoten gegeneinander ist daher der Kampf, der unaufhörliche ewige Kampf. Während nach dem kinetischen Substanzbegriff die Massenteilchen friedlich nebeneinander schwingen können, und gar nicht einzusehen ist, wie es überhaupt zu Weltprozessen kommen kann, birgt der pyknotische Substanzbegriff das fundamentale Charakteristikum alles Weltgeschehens, das Prinzip des Kampfes, in sich. Die absolute Verdichtungsenergie, als ausschließliche mechanische Betätigungsweise der Substanz ist der Träger der absoluten Gesetzmäßigkeit alles Weltgeschehens. Das alles aber ist Hypothese, ein rein spekulativer Erkenntnisschlüssel.

Wie steht es nun mit der Empfindung, als dem allein Wahren, Positiven, unmittelbar in uns Gegebenen, die wir notwendig mit dem hypothetischen Substanzbegriff assoziieren müssen, wenn wir eine reale Weltanschauung ermöglichen wollen. Wir müßten also in erster Linie sagen, die Weltsubstanz ist eine empfindende Substanz,

---

[1]) E. Wiest Nachf., Leipzig, woselbst auch meine übrigen Werke erschienen sind.

d. h. alles was wir an Empfindung, nicht nur an Sinnesempfindungen, sondern auch an Emotionen, Gefühlen und Trieben unmittelbar in uns erfahren, muß in der Weltsubstanz vorgebildet liegen oder unmittelbar in ihr existieren. Dieser Gedanke ist nicht nur nicht neu, indem ihn Schopenhauer durch sein Willensprinzip angeregt und ihn besonders Noirée weiter ausgesponnen hat; er ist auf dem Boden einer realen Weltanschauung sogar selbstverständlich. Mit allgemeinen Vermutungen und Andeutungen können wir uns indessen nicht begnügen. Wir kennen nur eine mechanische Gesetzmäßigkeit der Welt, und im Gegensatz zum Idealismus fordert eine reale Weltanschauung eine Relation unserer Empfindungswelt zu dieser mechanischen Gesetzmäßigkeit.

Sehen wir von dem mittleren Dichtigkeitsgrad der Substanz, um den sich das Weltgeschehen im labilen Gleichgewichtsspiel dreht, ab und betrachten die Leistungsfähigkeit eines Pyknotum in seiner Totalität, so können wir zwischen dem Anfangszustand t_n und dem Nullzustand t_o Millionen oder Billionen von positiven Schwankungen oder Vibrationen (Uebergänge von Volumreduktionen) einschalten; nur werden diese Vibrationen von t_n aus am heftigsten sein (die höchste aktuelle Energie bekundend), während sie unter Annäherung an den Nullzustand t_o immer langsamer werden und schließlich ganz ersterben (die höchste potentielle Energie bekundend). Der Nullzustand t_o bedeutet die Erstarrung, die Vereisung, die absolute Ruhe, das Nirwana.

Ich postuliere nun, daß diesen mechanischen Potentialen in ihren millionen- oder billionenfachen Abstufungen die ganze ungeheuere Empfindungsskala entspricht und gesetzmäßig von diesen Potentialen abhängig ist; eine Empfindungsskala, wie sie sich in unserem Ich unmittelbar offenbart, oder in uns unbekannten Größen im Tier- und Pflanzenreich. Ja, es können im absoluten Sinne in der organischen Welt überhaupt noch nicht geoffenbarte Modalitäten in Betracht kommen. Im Sinne Spinozas gesprochen, ist das mechanische Potential die äußere Betätigungsform der Substanz, während die Empfindung ihre innere Betätigungsform ist; ich aber füge hinzu, die Empfindung steht in streng gesetzmäßiger Abhängigkeit vom mechanischen Potential.

Setzen wir den Fall, das durch Formel (1.) ausgedrückte emissive Potential entspreche den Aethervibrationen, die das Empfindungsprodukt blau in uns auslösen, so haben wir es einerseits mit einer mathematisch bestimmten mechanischen Größe zu tun, die stets gesetzmäßig auftritt, die aber auch — und das ist das Wichtigste für uns — ebenso gesetzmäßig das Empfindungsprodukt blau in uns hervorruft. Irgend ein Pyknotum der Welt, das das von einem anderen Pyknotum ausgestoßene emissive Potential als rezeptives Potential (2.) aufnimmt, wird und muß unabänderlich blau empfinden. Das mechanische Potential wird gesetzmäßig durch eine ganz bestimmte Empfindung gedeckt. Ebenso wie nach der obigen Formulierung die Millionen oder Billionen Potentiale, die ich zwischen t_n und t_o einschieben kann, in ihren Einzelwerten verschieden sind, so entsprechen ihnen auch verschiedene Einzelwerte in Millionen oder Billionen von Empfindungsqualitäten.

Stellen wir uns diesen Vorgang genau vor. V^a sei der Träger des emissiven Potentials (1.), V^b der Träger des rezeptiven Potentials (2.). Wenn sich in V^b das Empfindungsquale blau mit seinem spezifischen Empfindungswert (also einem ganz bestimmten Blau) vollkommen mit dem mechanischen Potentialwert (1.) deckt, was können wir zunächst daraus schließen? Wir schließen daraus, daß, wenn in V^b dieses blau empfunden wird, V^a ein ganz bestimmtes Potential ausgestoßen hat, und wenn V^b ein bewußtes Wesen wäre, so könnte es mit mathematischer Gewißheit auf den Wert (natürlich nur wieder in einem bestimmten Anschauungsmaterial) dieses Potentiales schließen. Dieser Satz verkörpert geradezu das Fundament einer realen Weltanschauung. Wohlverstanden, ich hüte mich, V^b und V^a einander als Subjekt und Objekt gegenüber zu stellen; damit verfielen wir wieder unmittelbar dem idealistischen Dualismus. V^b und V^a sind in ihrem Wesen *absolut gleichmäßig*, beide können jederzeit ihre Rollen wechseln. Mir kommt es nun darauf an zu zeigen, daß, wenn an einem Orte blau empfunden wird, das ein unantastbarer Beweis ist, daß an einem andern Orte sich ein ganz bestimmter mechanischer Vorgang abgespielt hat. Jedes Potential in der Welt setzt sich aus einem mechanischen Moment und einem Empfindungsquale zusammen; beide stehen in streng gesetzmäßiger Wechselwirkung zueinander, nur mit dem Unterschiede, daß die *Initiative* stets dem mechanischen Moment zukommt. Die Initiative liegt im *emissiven* Potential (1.), die Empfindung liegt im *rezeptiven* Potential (2.), sie steht in passiver Abhängigkeit vom mechanischen Agens. Dieses Verhalten, sowie die Schwellen der Empfindung habe ich ausführlich in meiner Schrift „Die Empfindung und das Protoplasma", I und II, behandelt, worauf ich hier verweisen muß.

Das durch das Potential (1.) aus V^a in V^b angeregte Empfindungsprodukt blau ist somit kein aus einer metaphysischen Welt stammender Dolmetscher, kein Wundtscher Wettläufer, kein Helmholtzsches Zeichen dafür, daß da draußen in der Welt irgend etwas passiert, sondern ein streng gesetzmäßig gegebenes *Korrelat* des mechanischen Geschehens, das uns eben durch diese gesetzmäßige Abhängigkeit auch absolut sichere Schlüsse auf dieses Geschehen ziehen läßt. Diese Tatsache ist deshalb das Fundament einer realen Weltanschauung, weil wir damit unser Empfindungsmaterial als Orientierungsmittel in der Welt, als einen absolut *sicheren* Führer betrachten können. Was wir empfinden, ist der unmittelbare Ausdruck, die buchstäbliche Uebersetzung des realen Geschehens; Realität und Empfindung kleben unmittelbar aneinander, und da sich unser Denken nur aus Empfindungsmaterial aufbaut (non est in intellectu, quod non ante fuerit in sensu), so gewinnen wir hieraus die tiefe Einsicht, daß sich auch unser Denken mit dem Weltgeschehen deckt. Sonst könnten wir keinen Kalender berechnen, sonst hätte Leverrier keinen Neptun entdeckt, ja, wir können noch weiter gehen: sonst würde unser Personalintellekt nie hinter die Schliche des Organintellekts kommen und herausfinden, daß er seine Knochen genau so konstruiert, wie wir unsere Brücken, daß er das Cortische Organ ebenso baut, wie wir unsere Klaviere usw.

Also die Bilder, die durch unser Bewußtsein fließen, sind der unmittelbare Ausdruck, die gesetzmäßigen Aequivalente eines mecha-

nischen Weltgeschehens, das uns in seiner realen Wesenheit verschlossen ist, sich uns aber in seiner mechanischen Betätigungsform offenbart, die gesetzmäßig in Empfindung umgesetzt wird. Von unsern Empfindungsqualitäten schließen wir mit gesetzmäßiger Sicherheit auf die Werte dieser mechanischen Betätigungsform. Die gesamte empirische Wissenschaft beschäftigt sich mit der Bestimmung dieser mechanischen Betätigungsformen, sie kennt nur die mechanischen Kraft- und Energieäußerungen der Substanz.

Der pyknotische Substanzbegriff sucht also nicht jenseits oder abseits unseres sogenannten Ichs eine reale, toto genere verschiedene Außenwelt, wie der kinetische oder alle anderen Substanzbegriffe. Die Empfindung, die unser innerstes Wesen ausmacht, ist mit dem mechanischen Moment unmittelbar verbunden, verknüpft, verschmolzen; jede innere Betätigungsweise ist unmittelbar an die äußere gekettet, und von jeder inneren Betätigungsform kann ich mit mathematischer Sicherheit auf eine entsprechende äußere Betätigungsform schließen.

Von blau und den anderen Farben gehen wir zu den Tastempfindungen, den Tönen und den übrigen Sinnesempfindungen über. Jeder dieser spezifischen Empfindungen entspricht ein bestimmtes emissives Potential. Hieran knüpfen wir in derselben Weise die Gefühle, Gemeingefühle, Emotionen, kurz, alle Regungen, einschließlich der Lust- und Schmerzempfindungen, die sich in unserem Innern manifestieren. Wir können hierüber durchaus nicht spekulieren; nur um einen ungefähren Anhaltepunkt zu geben, möchte ich die Empfindungsskala der Potentialskala etwa in folgender Weise anpassen. Wenn die Initiative alles mechanischen Weltgeschehens in der Verdichtung liegt, und der Nullzustand t_0 die Erstarrung, die absolute Ruhe und damit die absolute Sicherung bedeutet, so bekundet sicherlich der Anfangszustand t_n die höchste Tätigkeit, den heißesten Kampf, ja die größte Gefahr der Existenz. Wir dürften daher berechtigt sein, den Schmerz und die Schmerzempfindungen an dieser äußersten Skala anzusetzen; der Schmerz kündet immer nur Gefahr an, und die gewaltigste Tätigkeit entfaltet sich stets, wo Gefahr abzuwenden ist. An die Skala der Schmerzempfindungen dürften wir die Sinnesempfindungen anreihen und an diese, in dem Grade, in dem die aktuelle Energie in immer minderwertigeren Potentialen auszittert, die Lustempfindungen, bis alle Tätigkeit erlischt und die höchste potentielle Energie sich im beglückenden Nirwana verankert. Ich muß mich hier mit diesen kurzen Andeutungen begnügen; in den oben genannten Werken findet der Leser ausführliche Begründungen.

IV. Der Mechanismus der Gehirntätigkeit.

Allgemeine Gesichtspunkte.

§ 6.

An der Hand der obigen Ausführungen läßt sich nun das Geistesproblem in Angriff nehmen; ohne seine Lösung können wir nie an das Lebensproblem herantreten. Es handelt sich hier natürlich um eine Kardinalfrage, und man sticht mit einem realen Lösungsversuch von vornherein in ein gefährliches Wespennest. Ich hatte

schon mit meinem ersten schwachen Versuch „Die Geistestätigkeit des Menschen“ den ganzen Zorn der Empiriker wachgerufen. Es ist das alte Lied zwischen Empirie und Philosophie! Der Empiriker mißt, wägt und hantiert seine tote Materie nun schon seit Jahrtausenden; er kriecht ebenso hartnäckig wie stumpfsinnig am Boden, ohne auch nur einen Schimmer von Erkenntnis zu erschließen, und wenn ihn wirklich einmal ein höheres geistiges Rühren anwandelt, dann läßt er sich seine Erkenntnis auch nur wieder durch den Storch bringen. Ich nenne dieses kindliche Gebahren die Naivität des Empirismus. Als Newton sein Fallgesetz entdeckt hatte, waren alle Blicke auf die Gravitation gerichtet. Um sich mit einem Erklärungsversuch zu helfen, schuf man einfach den Newtonschen Substanzbegriff und stattete ohne weiteres Kopfzerbrechen die Materie mit Anziehungskräften aus; eine bloße Erscheinung wurde unmittelbar zur Wesenheit gestempelt. So gipfelt jeder empiristische Erkenntnisversuch in einem testimonium paupertatis. Als man die Wärmeerscheinungen und besonders das Verhalten der Gase näher studierte und eine Erklärung suchte, konstruierte man einfach den kinetischen Substanzbegriff; wie ein Menschenknäuel sich durch den Gebrauch der Ellenbogen in angenehmer Gefälligkeit auflöst, so gehen die festen und flüssigen Körper durch wütende Vibrationsstöße ihrer Atome gegeneinander in den gasförmigen Aggregatzustand über. Heute, wo die Elektrizität die Weltrolle spielt, werden einfach die Elektronen zur Ursubstanz gestempelt, und die Radioaktivität neuesten Datums wird wiederum mit embryonaler Potenz ausgestattet. Ja, haben nicht selbst die Biologen älteren Datums ihre empirischen Befunde in Erkenntnis umzusetzen versucht, indem sie einfach eine Lebenskraft postulierten! Alle Empirie, und wenn sie noch Jahrmillionen weiter mißt, wägt und rechnet, wird auch nicht den Schatten einer Erkenntnis erbringen; sie bleibt am Boden, sie kennt nicht den freien Flug des Gedankens, der zur strahlenden Sonne sein Antlitz erhebt. Ein glücklicher philosophischer Griff bringt die Menschheit weiter, als alle Empirie, gleichwie Descartes eine der größten Geistestaten aller Zeiten vollbrachte, indem er, überdrüssig der schleichenden Technik der Mathematik, Lineal, Winkel und Zirkel in die Ecke warf und in freier Vergeistigung seine analytische Geometrie schuf! Nicht daß Lineal, Winkel und Zirkel, gleich wie die Empirie, überhaupt wertlos wären; die Empirie ist im Gegenteil die unentbehrliche Vorstufe zu aller realen Erkenntnis, aber sie ist eben nur diese Vorstufe, ohne sich über dieselbe hinaus erheben zu können.

Das ist ja das Entmutigendste, daß eine reale Weltanschauung nicht nur gegen den Idealismus selbst, sondern auch gegen die eigentlichen Kämpen dieser realen Vorstufe zu kämpfen hat. Auch sie begreifen nicht die einzig möglichen Erkenntnismethoden einer realen Weltauffassung. Sobald das Problem des Geistes auf realer Grundlage entrollt wird, liegen auch sie noch in idealistischen Banden und sind viel zu schwerfällig, von ihrer empiristischen Denkweise loszukommen. So klagt z. B. P. J. Möbius über die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie, indem selbst ihr empirischer Teil nichts sei als Beobachtung unserer selbst. Exakte Wissenschaft sei das selbstverständlich nicht; eine solche beziehe sich nur auf das Physikalische

(die Gehirnvorgänge). Unverbesserliche Verkehrung aller Wahrheit! Gerade die Selbstbeobachtung umfaßt das einzig Wahre, Gewisse, Unzweifelhafte, während es die Physik (die Gehirnanatomie) mit dem rein Hypothetischen zu tun hat. Ueber den naiven Realismus kommt nun einmal der Empiriker nicht hinaus, und es ist nutzlos, die philosophischen Forschungsmethoden mit ihm zu diskutieren. Und wir können in der Behandlung des Geistes- und Lebensproblemes nur vorwärts kommen, wenn wir die groben Irrtümer der physikalischen Forschung vermeiden.

Ich habe oben betont, daß nur solche Daten in unsern Erkenntniskreis eintreten können, die sich in das Gewand unserer Sinnesempfindungen kleiden lassen, die vorstellbar sind. Eine nicht vorstellbare Wahrheit oder Erkenntnis kann uns absolut nichts nützen. Ein Gott oder irgend ein metaphysisches Prinzip verkörpert keinen Erkenntnissatz, sondern ein Phantasieprodukt, ein inhaltsleeres Wort. Ich kann daher auch nur einen solchen Substanzbegriff als hypothetischen Untergrund einer realen Außenwelt zulassen, dessen mechanische Betätigungsweise vorstellbar ist und mathematisch formuliert werden kann. Bis zu einem solchen Substanzbegriff kann aber nur der Philosoph vordringen; alle Empirie der Welt steht ihm machtlos gegenüber. Alles Beobachten, Analysieren, Messen, Wägen, Berechnen, und wenn es noch solange fortgesetzt wird, kann ihn nicht erschließen. Er kann nur synthetisch aus den Bildern des Weltgeschehens konstruiert werden. Daher, je erpichter der Empiriker auf sein Spezialistentum, um so verhaßter ist ihm alles Systematische. Die Welt kann aber nur ein Ganzes, ein Einheitliches sein; es kann nichts aus ihr herausgerissen, sie kann nur systematisch verstanden werden.

Ich bezeichne nun die intrinsive, der Weltsubstanz inhärente mechanische Betätigungsform als die primäre Erscheinung. Sie ist vorstellbar, aber der Empirie unzugänglich, weil sie nicht augenfällig ist. Wenn sie der Empirie zugänglich wird, d. h. durch unsere Sinneswerkzeuge erfaßt werden kann, nenne ich sie sekundäre Erscheinung. Die Empirie hat es nur mit sekundären Erscheinungen zu tun. Die Entdeckung des Fallgesetzes durch Newton verkörperte eine sekundäre Erscheinung, war ein Erfahrungssatz, der über die hinter ihm versteckte primäre Erscheinung, über das Wesen der Gravitation absolut nichts aussagte und nichts aussagen konnte. In der Ohnmacht der Erkenntnis vergewaltigte man diesen Erfahrungssatz, stempelte ihn zur primären Erscheinung und schrieb der Substanz allgemeine Anziehungskraft zu. Dieselben Vergewaltigungen vollzieht der Physiker heute noch. Gravitation, Anziehungs- und Abstoßungskräfte, Chemismus, Wärme, Licht, Elektrizität usw. werden entweder in ihrer Totalität oder teilweise einfach zum Urwesen der Substanz gestempelt, und diese leichtfertigen Fälschungen erlaubt sich derselbe Mann, der sich über die Exaktheit seiner Wissenschaft heiser deklamiert! Die exakte Naturforschung wird nie zu den primären Erscheinungen, nie zu dem Wesen der Naturkräfte vordringen; sie wird nie die Impotenz ihres Erkenntnisvermögens überwinden. Der exakte Wissenschaftler rümpft dabei die Nase über den „Kerl, der spekuliert", selbst auf realem Boden, während er selbst tapfer an seinen lieben Gott weiter glaubt!

Auch bei dem Geistes- und Lebensproblem haben wir wohl zwischen primären und sekundären Erscheinungen zu unterscheiden, und auch hier wird uns die Empirie nie und nimmermehr den Schlüssel des Verständnisses erbringen können. Der ganze Streit zwischen Anatomie und Psychologie, über die Exaktheit und Unentbehrlichkeit der einen oder andern für die Lösung des Geistesproblemes ist überflüssig; weder die eine noch die andere, noch beide zusammen werden das Geistesproblem lösen, ebensowenig wie je der Elektriker oder Elektrotechniker das Wesen der Elektrizität aufdecken wird. Wir haben selbstverständlich die Arbeiten des Anatomen, Physiologen und Psychologen zu respektieren und als Ausgangspunkt aller philosophischen Spekulation zu betrachten, und daß wir dies tun, macht ja eben das Wesen einer realen Weltanschauung aus, im Gegensatz zur idealistischen oder dualistischen, die von allen diesen Dingen keine blasse Ahnung hat und auch nicht haben will.

Ich eröffne meine Untersuchungen mit dem Fundamentalsatz: das Primäre in der Geistes- und Lebewelt ist die Empfindung, während der Geist eine durchaus sekundäre Erscheinung, ein absolutes Entwicklungsprodukt ist. Wir haben uns zunächst mit diesem Entwicklungsprodukt und zwar in seiner heutigen fertigen Verfassung zu beschäftigen; erst nachdem wir dieses getan, können wir Rückschlüsse auf die Entwicklungsstufen ziehen.

Bildlich gesprochen, können wir von vornherein unser Gehirn als einen Mechanismus, als eine Maschine betrachten, in der das primäre Empfindungsmaterial zum Gewebe unserer Gedanken, Emotionen und Reaktionen nach außen verarbeitet wird. Wir haben es vorläufig nur mit diesem fertigen Mechanismus und seiner verarbeitenden Tätigkeit zu tun; wie dieser Mechanismus selbst gegeben und entwickelt wurde, steht auf einem andern Blatte geschrieben.

Wie unser ganzes geistig-seelisches Wesen in zwei Hauptphasen, die rezeptive und emissive zerfällt, wie die erstere unter der Kontrolle unserer Sinneswerkzeuge, Organgefühle und Emotionen und dem sensiblen Nervenapparat, die letztere unter der Kontrolle unserer motorischen Innervationszentren und dem motorischen Nervenapparat steht, hat uns die exakte Gehirnforschung nun zur Genüge gelehrt. Sie kann uns zur Förderung unserer Erkenntnis auch nichts weiter lehren. Ob sie die Weisheit der vorsorglichen Natur durch die Entdeckung von einem oder zwei Dutzend Innervationszentren des Herzschlages und der Atmung, durch den Nachweis einer noch wunderbareren Kompensationsfähigkeit der Gehirnmasse in noch so klares Licht stelle, damit gelangen wir nie zum Wesen der Geistestätigkeit. Selbst die Psychophysik mit ihren intimsten Beobachtungen gelangt nicht in das Allerheilige.

Ich werde versuchen, im folgenden ein Schema der Geistestätigkeit zu geben, das zur Begründung einer realen Weltanschauung völlig ausreicht und schon aus diesem Grunde seine Berechtigung fordern kann. Inwieweit daher der Empiriker seine Kritik an ihm üben will oder kann, ist völlig gleichgültig. Bis jetzt haben die Empiriker dieses Schema, so weit ich es in meinen anderen Schriften behandelt habe, in keinem einzigen Punkte zu widerlegen vermocht, so sehr sie sich auch darüber erbost haben. Es handelt sich, wie

gesagt, zunächst nur um ein allgemeines Schema, dessen feinerer Ausbau und Vergleich mit den Beobachtungstatsachen für später vorbehalten werden muß.

Das Bewußtsein.

§ 7.

Mein erster Konflikt mit der Empirie besteht darin, daß die Empiriker den Sitz des Bewußtseins in die Hirnrinde verlegen, während ich behaupte, der Bewußtseinssitz ist ein punktueller, bezw. ein eng begrenzter. Schon Herbart hat auf die Enge des Bewußtseins hingewiesen, und der ganze Mechanismus unserer Gedankenwelt fordert sie. Wir betrachten die Hirnrinde als den Sitz des Gedächtnisses, bezw. der Gedächtniszellen; die Lokalisation der Sinneseindrücke ist besonders am Tiere soweit erforscht, daß wir an dieser Tatsache nicht mehr zu zweifeln brauchen. Unser Vorstellungsvermögen arbeitet nur mit Gedächtnisbildern; wäre nun die Hirnrinde der Sitz des Bewußtseins, so müßte das ganze Heer der Gedächtnisbilder gleichzeitig in unserer bewußten Vorstellung auftreten; die Weltbilder wirbelten chaotisch durch unsern Kopf. In Wirklichkeit tritt aber in unserem Bewußtsein immer nur ein Bild nach dem andern auf, was ja den Faden empirischer und logischer Gedankenreihen allein ermöglicht; ähnlich wie ein Heer einen Engpaß nur passieren kann, indem ein Mann nach dem andern einherschreitet. Um diese unantastbare und auch logisch zu fordernde Tatsache zu erklären, müßten die Millionen von Gedächtniszellen, über denen das Bewußtsein lagert, bis auf eine in ihrer Tätigkeit ausgeschaltet werden, was einen fortwährenden, überwunderbaren Ausschaltungsprozeß bedingte, bei dem wir von vornherein auf jegliches Verständnis verzichten müßten. Der Empiriker zieht seinen falschen Schluß lediglich aus der Beobachtungstatsache, daß in mehreren Fällen bei Bloßlegung des Gehirnes durch Druck auf die Gehirnoberfläche das Bewußtsein schwand. Der Schluß ist aber schon deshalb verfehlt, weil, wenn das Bewußtsein die gesamte Hirnrinde beherrschen soll, der Druck auf einen einzelnen Teil nicht imstande sein dürfte, das gesamte Bewußtsein aufzuheben. Wir werden also dieses Thema etwas näher betrachten müssen und werden finden, daß diese Beobachtungstatsachen viel besser auf einen punktuellen Bewußtseinssitz passen.

Ich protestiere ferner gegen die ganz willkürliche und durch kein einziges Beispiel gerechtfertigte Trennung zwischen Empfindung und Bewußtsein. Es gibt keine unbewußten Empfindungen; alle motorischen Reaktionen, die man in der Physiologie aus ihnen ableiten will, haben sich lediglich als rein mechanische Reflexerscheinungen ergeben. Nicht eine einzige Erfahrung stützt den absolut unvorstellbaren Begriff einer unbewußten Empfindung. Das Unbewußte Hartmanns war ein grotesker Lückenbüßer, der schließlich ebenso unverhohlen aus dem methaphysischen Wolkenkuckucksheim stammte, wie der liebe Gott. Sicherlich entspringt die bewußte Empfindung einer ganz bestimmten Konstellation, aber wir haben es in der ganzen belebten Welt nur mit ihr zu tun; nur als bewußte Empfindung gewinnt sie Bedeutung. Wie vor einem Weltgeist, haben wir uns auch vor einer Weltseele

zu hüten. Wir vindizieren der Substanz die Empfindung als innere Betätigungsweise, aber diese Empfindung ist uns in ihrem primären Wesen absolut unzugänglich, und es wäre unnütz, über sie spekulieren zu wollen. Genau so wie die Verdichtungsenergie uns in ihrer ureigentlichen Wesenheit unzugänglich ist und sich nur in der für uns vorstellbaren mechanischen Betätigungsform (vorstellbar in den Volumveränderungen) offenbart, und zwar als primäre Erscheinung, die nur spekulativ erreichbar ist, während sie unter bestimmten Konstellationen als sekundäre Erscheinung empirisch zugänglich wird, so ist uns auch die Empfindung als innere Betätigungsweise der Weltsubstanz in ihrer innerlichen Wesenheit unbekannt; sie wird erst greifbar, d. h. wird erst Erscheinung unter der bestimmten Konstellation des Lebens, und unter dieser Konstellation ist sie stets und unabänderlich bewußte Empfindung. Bleiben wir unerschütterlich auf realem Boden stehen! Ich habe betont, unser Intellekt sei lediglich ein Orientierungsorgan. Wenn ich unter Gleichung (2.) mit dem rezeptiven Potential das Empfindungsprodukt blau identifizierte oder gesetzmäßig verknüpfte, so müssen wir darunter unbedingt ein bewußtes Empfindungsprodukt blau verstehen; denn was sollte ein unbewußtes, totes blau sonst für uns bedeuten?! Verlieren wir uns nicht ins Absolute und damit unsern Verstand! Dieses dem rezeptiven Potential entsprechende blau war aber offenbar nur ein blaues Aufblitzen und verschwand wieder, sobald das rezeptive Potential absorbiert war (S. „Die Empfindung und das Protoplasma", I und II). Soll die Empfindung das Mittel zur Orientierung sein, so wäre uns sicherlich mit einem solchen bloßen Aufblitzen nicht gedient. Die Orientierung erfordert Zeit. Um einen Gegenstand, der dem Blau entsprechende Potentiale aussendet, zu erkennen, müssen Millionen und Billionen gleichwertiger Potentiale aufeinander folgen, und die ihnen entsprechenden, ebenso aufeinander folgenden, blauen Empfindungsblitze summieren sich zu dem Werte, der als bewußte, dauernde Empfindung blau in unserem Gehirn zum Ausdruck kommt. Wir haben also nach einer Konstellation zu suchen, unter welcher sich die Empfindungsprodukte zu solchen Bewußtseinswerten summieren können. Diese Werte können selbstverständlich je nach Intensität oder Dauer variieren, dementsprechend wir nur zwischen verschiedenwertigen Helligkeitsgraden des Bewußtseins zu unterscheiden haben. Unser Bewußtsein ist heller im wachen als im schlaftrunkenen oder berauschten Zustande, heller im schlaftrunkenen Zustande als im Traume, und im traumlosen Schlafe verschwindet es ganz. Dieser Wechsel ist nur unter einer bestimmten Konstellation denkbar. Wenn dem Bewußtsein unabhängig von der Empfindung metaphysische Wesenheit zukäme, wie die Idealisten behaupten, wo sollte es sich dann während des traumlosen Schlafes verkriechen? Je nach den Potentialwerten der Reize und ihrer Aufeinanderfolge wird die Helligkeit des Bewußtseins im Gehirne unterhalten, und da jede Empfindungsmanifestation gesetzmäßig an die Potentialwerte geknüpft ist, so steigt, fällt und verschwindet sie ganz mit diesen. Wie es nur eine bewußte Empfindung gibt, so gibt es auf der andern Hand auch kein Bewußtsein ohne Empfindung; wir vermögen keinen bloßen Bewußtseinszustand ohne Empfindungsinhalt in uns loszulösen. Wo immer ich nach dem alten Sprachgebrauch

von Bewußtsein oder von Empfindung rede, verstehe ich darunter unabänderlich bewußte Empfindung.

Zur Konstellation des Bewußtseins gelangen wir am leichtesten, wenn wir uns eine Hohlkugel vorstellen, von deren Wandungen mechanische Potentiale nach dem Mittelpunkte der Kugel ausgestoßen werden und je nach deren Intensität und Dauer in diesem Brennpunkte höhere oder niedrigere Spannungsgrade (nach dem pyknotischen Substanzbegriff) erzeugen. Denken wir uns als eine solche Hohlkugel den Schädel mit der die Gehirnrinde durchsetzenden Blutzirkulation als Potentialquelle, so fiele der zentrale Brennpunkt ungefähr in die Gegend der Vier- oder Sehhügel, den wir als Bewußtseinssitz bezeichnen können, und den je nach der Intensität der Blutzirkulation verschiedenwertige Helligkeitsgrade charakterisieren können. Ist das ganze Wechselspiel der Reize auf diesen Brennpunkt beschränkt, so ist klar, daß, wenn dieser Brennpunkt durch eine Störung der potentialen Speisung (durch verminderte Blutzirkulation während des Schlafes oder durch den oben erwähnten Druck auf die bloßgelegte Gehirnoberfläche) aufgehoben oder verschoben wird, das Bewußtsein auch verschwinden muß, solange eine solche Störung anhält.

Dieser Brennpunkt, d. h. die Unterhaltung eines ganz bestimmten Spannungsgrades hat einen besonderen Zweck, bildet die fundamentale Bedingung zur Ermöglichung aller geistigen Vorgänge; er ist die Grundkonstellation des Geistes. Untersuchen wir zunächst die rezeptive Phase unserer Geisteswelt und bereiten wir uns darauf vor, daß wir es mit einem absoluten Mechanismus zu tun haben, mit keinen Denkzellen, geistigen oder seelischen Zentren oder all den Gespenstern, die noch so mächtig auf empirischem Boden spuken. Wir haben den Idealismus bis auf den letzten Rest auszumerzen.

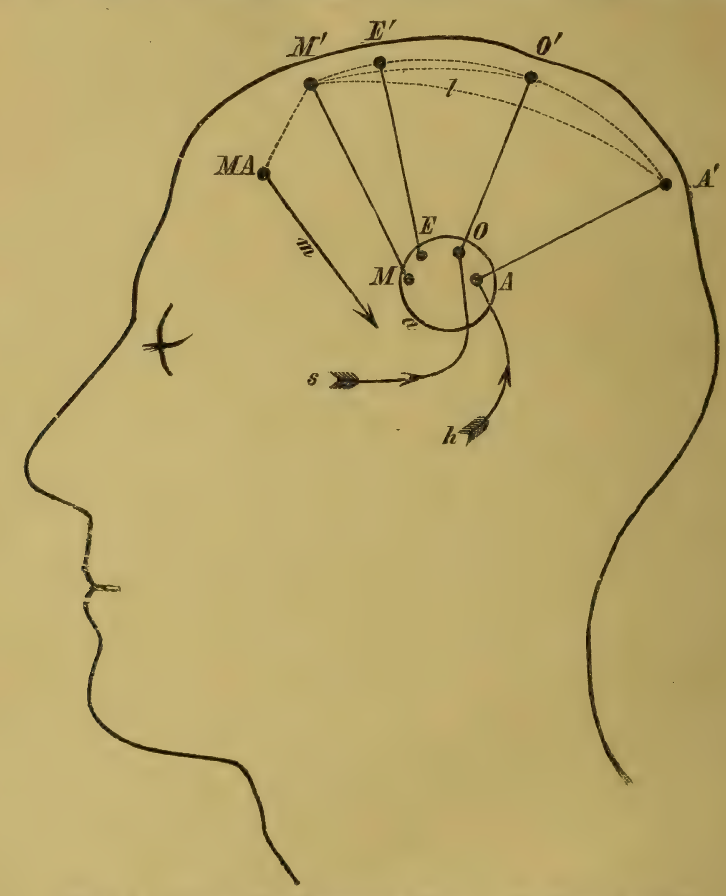
Die Anschauung.

§ 8.

Diesen Brennpunkt des Bewußtseins haben wir zunächst als dasjenige Hirngebiet aufzufassen, in dem die Sinnesnerven endigen. Alle Außenreize werden durch unsere Sinnesorgane, Haut, Auge, Ohr usw. in Nervenreize umgewandelt und als solche durch die Sinnesnerven dem Bewußtseinssitz zugeleitet. Ich deute diesen Sitz in Figur 1 (S. 584) durch den Kreis a an. Ich wiederhole, daß es sich um ein allgemeines Schema handelt, das nicht einfach und einheitlich genug definiert werden kann. Unsere Geisteswelt ist dermaßen verwirrend und von einer solch unermeßlichen Komplikation, daß wir uns glücklich schätzen müssen, überhaupt eine Grundlage für ein Verständnis schaffen zu können.

Wenn ich sage, die Sinnesnerven oder überhaupt alle zuleitenden Nerven endigen in dem Bewußtseinszentrum, so stütze ich damit nur dieses Schema. Ueber die absoluten Endigungen der Sinnesnerven wissen wir überhaupt noch nichts Positives, am allerwenigsten über die Endungen des wichtigsten Sinnesnerves, des Optikus. Wir vermuten sie zunächst im Sehhügel, weil durch Zerstörung desselben die Gesichtswahrnehmungen aufgehoben werden. Aber auch wenn anderweitige Endigungsgebiete der Sinnesnerven durch die Experimental-

physiologie nachgewiesen werden sollten, so läßt sich unser Schema dennoch vollständig aufrecht erhalten. Ich habe in meinen anderweitigen Schriften, besonders in „Menschwerdung“ (§ 45—50) alle hierher gehörigen anatomisch-physiologischen Befunde, die von den namhaftesten Forschern wie Flourens, Hitzig, Goltz, Munk, Fritsch, Ferrier, Flechsig, Tamburini, Christiani usw., ganz besonders aber von Luciani (in seinem preisgekrönten Werke „Die Funktions-Lokalisation



Figur 1. (Nach „Die Menschwerdung“. E. Wiest Nachf.)

auf der Großhirnrinde“) herrühren, kritisch beleuchtet und mein Schema daraufhin geprüft. Auch habe ich die wichtigen Arbeiten Luys, besonders über Sehhügel und Streifenhügel, eingehend behandelt. Luciani, der wohl das größte Beobachtungsmaterial zusammengetragen hat, und über den, meiner Ansicht nach, selbst Flechsig nicht hinausgekommen ist, es sei denn mit einigen spekulativen Verwertungen, faßt die Ergebnisse seiner Forschungen in der Ansicht zusammen, daß die Hirnrinde im ganzen der Sitz der höheren Seelentätigkeit, sowie der einfachen Empfindungen und motorischen Impulse sei. Aber wohlverstanden, und dies ist für unser Schema wichtig, er gelangt zu dieser Ueberzeugung nur vermittelst der Einrechnung der

subkortikalen (unter der Rinde gelegenen) Ganglienmassen, der großen Zentral-Ganglien Streifenhügel (corpora striata) und Sehhügel (thalami optici) in die Großhirnrinde. Diese Ganglien gehören allerdings genetisch zum Großhirn, da sie wie dieses sich aus der vorderen Hirnblase entwickeln. Aber damit ist sicherlich nicht gesagt, daß sie in ihrer funktionellen Bedeutung identisch sein müßten, ebensowenig wie man behaupten kann, graue und weiße Hirnsubstanz, die in ein und demselben Gebiete sich entwickeln, seien in ihren Funktionen identisch. Es hat keinen Zweck, diese empirischen Begründungen hier weiter zu führen; sie würden hier nur ermüden und vor allen Dingen verwirren. Jeder, dem die weitere Begründung notwendig erscheint, findet sie in dem genannten Buche.

Erstens kann unser Bewußtseinssitz kein streng punktueller sein, da in unserem Bewußtsein nicht bloß *eine* Sinneskategorie auftritt, sondern gleichzeitig mehrere Sinneskategorien vertreten sein können. Wir können einen Gegenstand sehen, gleichzeitig auf ihn zeigen, über ihn sprechen, unser gesprochenes Wort hören und die Bewegungen unseres Armes empfinden, also sensorische Empfindungen und motorische Impulse können gleichzeitig unser Bewußtsein passieren, wenn auch in jeder Sinneskategorie nur *ein* Bild oder *ein* Impuls *nach dem andern* folgen kann. Die Gebiete, in denen die Sinnesnerven endigen, mögen daher über eine punktuelle Bewußtseinssphäre hinausgehen und mögen selbst außerhalb der oben angedeuteten Gehirngegend gelegen sein, ohne daß dadurch an unserem Prinzip etwas geändert würde. Ja, wir müssen sogar eine örtliche Trennung der Sinnesherde fordern.

Es geht aus meiner Definition des Potentials hervor, daß ein aus V^a ausgestoßenes Potential nur dann durch V^b absorbiert werden kann, wenn beide Pyknoten denselben Dichtigkeitsgrad besitzen. Würde V^b einen geringeren Dichtigkeitsgrad, also eine höhere aktuelle Energie besitzen, so könnte V^a diesen Widerstand nicht brechen und das Potential aus V^a würde an V^b abprallen, es würde reflektiert werden; ebenso wenn V^b dichter wäre als V^a. Nur gleichwertige Pyknoten können Träger eines Potentialaustausches sein. Wenn somit blau in meinem Bewußtsein auftauchen soll, so muß dies an einer solchen Stelle geschehen, wo die Pyknoten der entsprechenden Gehirnsubstanz die den emissiven Lichtpotentialen entsprechenden rezeptiven Potentiale absorbieren können. Diese Pyknoten müssen also unbedingt auf einem ganz bestimmten Dichtegrad gehalten werden. Da die, sagen wir kurzweg, haptischen, akustischen usw. Potentiale offenbar verschiedenwertig sind, so müssen ihnen auch verschiedenwertige Gehirnmassen, d. h. Pyknotenkomplexe von verschiedenartigen, auf die entsprechenden rezeptiven Potentiale abgestuften Dichtegraden gegenüber stehen.

Die Spannungszustände innerhalb der Schädelhöhle sind durch die Konzentrierung der Wärmepotentiale im Innern offenbar intensiver als in der Richtung nach der Schädeldecke, und wir verfügen infolgedessen über Hirngebiete, die abgestuften, *verschiedenwertigen* Spannungsgraden ausgesetzt sind, in denen also auch die für jede Sinneskategorie notwendige Dichte der Pyknoten unterhalten werden kann. Diese Dichte nenne ich die *Schwelle* der Empfindung. Jede

Sinneskategorie hat ihre spezifische Schwelle. Jeder spezifischen Schwelle entspricht ein bestimmtes rezeptives Potential und dem letzteren ein bestimmtes Empfindungsprodukt in streng gesetzmäßigem Zusammenhang. Wir stehen damit in vollem Einklang mit den schon von Müller angeregten spezifischen Sinnesenergien. Allein ich begnüge mich nicht mit bloßen spezifischen Sinnesnerven, sondern fordere auch für jede Sinneskategorie eine intensive spezifische Schwelle. Ich huldige auch keineswegs der oft vertretenen Ansicht, daß irgend ein Reiz, dem allgemeinen Sensorium zugeleitet, auch die ihm entsprechende Empfindung auslösen könnte, gleichgültig wie er zugeleitet werde, so daß schließlich das Auge hören und das Ohr sehen könnte. Es gibt kein allgemeines Sensorium; jede Sinneskategorie hat ihr spezifisches Bewußtseinszentrum, das beständig auf der Schwelle der ihm entsprechenden mechanischen Potentiale gehalten werden muß. Für die Aufnahme der Lichtreize und ihre Umwandlung in Nervenreize (unter Beibehaltung des gleichen mechanischen Potentialwertes) dient das Auge; ihm entspricht innerhalb der Bewußtseinssphäre das Sehzentrum mit seiner auf die Lichtreize abgestimmten Schwelle. Für Aufnahme der Tonwellen und ihre Umwandlung in Nervenreize dient das Ohr, ihm entspricht innerhalb der Bewußtseinssphäre das Hörzentrum mit seiner auf die Tonreize abgestimmten Schwelle. Dasselbe gilt für die Haut und die übrigen Sinneskategorien.

Zur Bloßlegung der rein geistigen Vorgänge wollen wir uns vorläufig nur mit den beiden Sinneskategorien des Sehens und Hörens beschäftigen, deren Zentren ich in Figur 1 mit den Punkten O und A innerhalb der Bewußtseinssphäre a bezeichne, d. h. in O werden die durch den Sehnerv s zugeleiteten optischen Potentiale in Farben bezw. in optische Bilder, in A die durch den Hörnerv h zugeleiteten akustischen Potentiale in Töne bezw. in akustische Bilder umgewandelt. Auf dieser Umwandlung beruht der Akt der Anschauung. Jedes Anschauungsprodukt ist das streng gesetzmäßige innere Aequivalent der ihm entsprechenden rezeptiven Potentiale, durch die sie in dem spezifischen Sinneszentrum ausgelöst werden.

Hier stoßen wir nun auf das erste transintelligible Moment. Die Anschauungsbilder entstehen innerhalb der Bewußtseinssphäre a und dennoch schauen wir sie nicht in unserem Kopfe, sondern außerhalb desselben an. Alle Anschauungsbilder, auch die kleinsten, selbst ein Nadelstich, die Platz in unserem Kopfe hätten, werden nach außen projiziert. Diese Außenprojektion (die der naive Empiriker beispielsweise wieder für ganz selbstverständlich hält und einfach in der Optik höchst befriedigt durch den Gesichtswinkel bemißt) ist ein durchaus transintelligibles Moment, dem wir absolut kein Verständnis abringen können. Es liegt wohl in der Natur der Orientierung, in deren Dienst unser Personalintellekt in erster Linie steht, daß die Außenreize auch an ihrem Entstehungsorte erkannt werden, allein das Wunder, durch das Entstehungsort in der Außenwelt und Umwandlungsort in unserem Kopfe zur Deckung gebracht werden, ist für unsern heutigen Verstand unfaßbar.

Abgesehen von der Außenprojektion ist dagegen das Problem der Raumanschauung unserem Verständnis, d. h. einer realen Lösung, vollständig zugänglich. Kant hat sich durch die Aufdeckung des

Problems sicherlich ein unsterbliches Verdienst erworben, allein sein metaphysischer Lösungsversuch gipfelte schließlich wieder in einer sehr billigen Phrase. Wohl ist die Raumanschauung a priori gegeben, allein nicht als ein Ausfluß aus einer metaphysischen Welt, sondern als Resultante eines Nerven- und Empfindungsmechanismus, von dem die ganze Metaphysik keine blasse Ahnung hat. Kant hätte ja auch nie an einen realen Lösungsversuch denken können, da ihm dazu alles und jegliches Material fehlte; die Empirie stak noch in den Kinderschuhen; die Experimentalphysiologie war noch eine unbekannte Wissenschaft. Die erforderlichen Tatsachen lagen noch zerstreut als seltene Muscheln am Meeresstrand; heute sind sie zu Bergen aufgehäuft, und alle Schwierigkeiten liegen in ihrer Ueberfülle.

Ich habe nach zwanzigjährigen speziellen Studien, besonders über die Retina und Grübeleien über das Raumproblem einen realen Lösungsversuch ausgearbeitet und im Auszug in meinem Buche „Entstehen und Vergehen der Welt" § 158 ff. wiedergegeben. Die Lösung kann in ihrer sinnverwirrenden Komplikation hier nicht einmal angedeutet werden, ohne zu weit zu führen; der Leser sei daher auf das Buch selbst verwiesen. Ich habe bei diesem Lösungsversuch auch das Problem der Außenprojektion bearbeitet. Die optischen Anschauungsbilder sind selbstverständlich für die Orientierung die wichtigsten; ich habe daher auch nur die optische Raumanschauung behandelt, die beim Sehenden entschieden die haptische Raumanschauung, als die ursprünglichere (bei niederen Tieren und den Blindgeborenen) verdrängt hat.

So sehr die Anschauung, als das Rezeptakulum der Außenwelt, nicht nur die Grundlage der Orientierung, sondern auch unseres gesamten geistigen Lebens ist, so können wir doch mit ihr gar nichts anfangen und absolut keinen geistigen Akt aus ihr konstruieren. Die Anschauung gehört in den ausschließlichen Bereich der Empfindung und wirkt beim Tier genau wie beim Menschen, nur mit dem Unterschiede, daß der Mechanismus der Sinnesorgane und dementsprechend auch die Deutlichkeit und Feinheit der Anschauungsbilder verschieden sein kann. Die optischen Anschauungsbilder des Adlers, die Geruchsbilder des Hundes sind schärfer als die des Menschen; dagegen hat sicherlich der Mensch ein ausgedehnteres Sehfeld, und er orientiert sich rascher und auf größere Räume als irgend ein Tier. Die Wesenheit der Anschauung aber ist in der gesamten belebten Welt dieselbe.

Die Vorstellung.

§ 9.

Die eigentliche geistige Tätigkeit beginnt erst mit der Vorstellung. Wenn das z. B. in O Figur 1 gelegene Sehzentrum auf die Schwelle der Lichtreize abgestimmt ist, so bedeutet dies, daß die Pyknoten der betreffenden Hirnsubstanz, oder sagen wir einfach die betreffenden Hirnzellen, die den Lichtreizen entsprechenden rezeptiven Potentiale absorbieren können. Speziell für die optischen Anschauungsbilder haben wir uns ein Nebeneinander von Zellen zu denken, die dem Nebeneinander der Optikusfasern entsprechen. Da die letzteren

in der Retina ihren Ausgang nehmen, so übermitteln sie ohne Zweifel die Retinalreize in demselben Nebeneinander dem Sehzentrum (der Sehnerv, als der stärkste Nerv, ist so umfangreich, daß jede Retinalstelle in ihm vertreten sein kann), wo sich in einem mosaikartigen Nebeneinander die einzelnen optischen Empfindungsprodukte zum optischen Anschauungsbilde vereinigen. Das Aufrechtsehen der verkehrten Retinabilder braucht durch keine empirischen Kunststücke bewerkstelligt zu werden, es kommt auf die einfachste Weise, durch die Umbiegung des Optikus von hinten nach vorne in die Sehhügel, streng gesetzmäßig zustande, wie ich an anderem Orte („Physiologisch-optisches Experiment") gezeigt habe.

Das Nebeneinander der optischen Empfindungsprodukte, ihre Summierung zum flächenhaften Bilde ist durch den Nervenmechanismus gegeben. Die Dauer der optischen Anschauungsbilder hängt von der Dauer der rezeptiven Potentiale ab. Ein Bild kann aber selbstverständlich nur dauernd angeschaut werden, wenn das Sehzentrum dauernd auf seiner spezifischen Schwelle gehalten wird. Wie ist dies möglich? Offenbar nur dadurch, daß die rezeptiven Potentiale, die wir als mechanische Werte nie aus den Augen verlieren dürfen, von den Zellen des Sehzentrums wieder ausgestoßen werden. Sie können nicht durch den Sehnerv zurückgestoßen werden, weil dieser während der ganzen Anschauung besetzt ist. Die Potentiale werden nach den Leitungsfasern ausgestoßen, die das Sehzentrum O mit den Zellen der optischen Gedächtnissphäre O' Figur 1 verbinden. Daß die Gedächtniszellen in ihrer millionenfachen Anzahl die Hirnrinde besetzen oder wenigstens zum größten Teile besetzen, darüber dürfte kaum noch gestritten werden, zumal die Gedächtnissphären der verschiedenen Sinneskategorien heute wenigstens am Tiergehirn ziemlich genau festgestellt sind. Daß es sich hierbei um spezifische Gedächtnissphären handelt, geht aus den Erscheinungen der sogenannten Seelenblindheit hervor, die durch die Abtragung der betreffenden Rindenstücke erzeugt wird. Alle einer bestimmten Lokalisation widersprechenden Beobachtungen lassen sich durch die außergewöhnliche Kompensationsfähigkeit der Gehirnsubstanz erklären.

Welche Aenderungen die aus dem Sehzentrum O ausgestoßenen Potentiale in den Gedächtniszellen in O' hervorrufen, d. h. in welcher Weise die Anschauungsbilder in den Gedächtniszellen fixiert werden, wissen wir nicht und werden wir auch wohl nie ergründen. Wir können dabei an eine photographische Platte denken, oder vielleicht noch eher an die Erscheinungen der Phosphoreszenz, Fluoreszenz usw. und eine verfeinerte Parallele ziehen; das ist aber auch alles. Das Verständnis versagt um so mehr, als wir unbedingt annehmen müssen, daß die in den Gedächtniszellen in O' fixierten Bilder jederzeit durch mechanische Reize wieder geweckt und auf demselben Wege, auf dem sie gekommen, auch wieder nach dem Sehzentrum O zurückgeworfen werden können. Es handelt sich hier um eine Art Reproduktion des photographischen Bildes von der ursprünglichen Platte, die so oft wiederholt werden kann, als die Gedächtniszelle durch einen Außenreiz zur Tätigkeit angeregt wird, und zwar wird diese Tätigkeit eine um so präzisere sein, je getreuer das Bild in der Gedächtniszelle fixiert, d. h. je anhaltender die letztere durch lange

oder wiederholte Anschauung differenziert ist. Dieselben Potentialwerte müssen im Sehzentrum auch dieselben Empfindungsprodukte auslösen, und ich erhalte ein Vorstellungsbild, das sich von dem Anschauungsbild nur dadurch unterscheidet, daß es durch intrazerebrale Reize, das erstere dagegen durch extrazerebrale Reize ausgelöst wird. Ferner sind die Verbindungsfasern zwischen O und O^1 nicht so umfangreich, wie der Sehnerv s; die Vorstellungsbilder können daher nicht so umfangreich und deutlich sein, wie die Anschauungsbilder. Hierauf beruht wohl der intensive analytische Trieb unserer Geisteswelt, indem wir alles, was wir unserem Gedächtnis einprägen und verstehen wollen, in seine einzelnen Bestandteile zerlegen, was nichts anderes heißt, als die umfassende Leitungsfähigkeit des Optikus in die verminderte Leitungsfähigkeit der Verbindungsfasern zwischen Sehzentrum und Gedächtnissphäre zu zerlegen. Daher auch die Behauptung der Psychologen, daß wir punktuell denken; nur sollten sie vorsichtig hinzufügen: nur in Beziehung auf die Reproduktion der Bilder, aber nicht in Beziehung auf die Anschauung, die uns stets voll und ganz gegeben ist. Je mehr und je deutlicher wir aber ein angeschautes Objekt erkennen wollen, um so eingehender haben wir es zu analysieren, um so zahlreichere (kleinere) Einzelbilder haben wir in der Gedächtnissphäre zu fixieren. Welche tausendfachen Bilder fixiert der Gehirnanatom in seinem Gedächtnis vom Gehirn, gegenüber dem Metzger oder gar dem Kellner, der es mit Remouladensauce serviert.

Die Verbindungssysteme.

§ 10.

Ohne Zweifel sind die Fasersysteme, die die Sinneszentren mit den entsprechenden Gedächtnissphären verbinden, im großen und ganzen präformiert, während jedes Einzelbild nach bestimmten Lokalisationsgesetzen seine bestimmte Zelle treffen wird. Ich habe diese Frage in meiner Schrift „Die Geistestätigkeit des Menschen“ ausführlicher behandelt und muß hier darauf verweisen. Wir wissen, daß, während die grauen Gehirnmassen die Ganglien und Zellen in sich schließen, die weißen Gehirnmassen die Fasersysteme, die Leitungsbahnen verkörpern. Solche Verbindungsbahnen existieren nun nicht nur zwischen den Sinneszentren und den Gedächtnissphären, sondern auch zwischen den Gedächtniszellen selbst, sowohl innerhalb einer spezifischen Sinneskategorie, als auch zwischen verschiedenen Sinneskategorien, was ganz besonders Luciani durch die Erscheinungen der gemischten Lokalisation erwiesen hat. Ich deute diese Verbindungsbahnen in Figur 1 durch die punktierten Linien an, die als wichtig vor allen Dingen auch die motorischen Auslösungszentren M A einschließen. Die letzteren lassen wir aber vorläufig ganz aus dem Spiele, da wir sonst zu keinem klaren Bilde der rein geistigen Prozesse gelangen.

Genau dasselbe, was für das Wechselspiel der optischen Außenreize, Anschauungsbilder, Gedächtnisfixation und reproduzierten Vorstellungsbilder gilt, findet seine Anwendung auch auf die akustischen und alle übrigen Sinneskategorien. Um unnötige Komplikationen zu

vermeiden, führe ich in Figur 1 neben dem optischen nur das akustische Bewußtseinszentrum A auf, dem die akustischen Potentiale durch den Akustikus h zugeleitet werden. In A rufen sie die akustischen Anschauungsbilder hervor, deren mechanische Aequivalente nach der akustischen Gedächtnissphäre A' weiterfließen, wo sie die Fixation des Tonbildes durch Differenzierung der entsprechenden Gedächtniszellen bewirken.

Wir gelangen zum wichtigsten Mechanismus unseres Geisteslebens. Wir wollen für einen Augenblick annehmen, die Verbindungsbahnen zwischen den Gedächtniszellen der optischen Sphäre O' und denjenigen der akustischen Sphäre A' seien präformiert. Vergessen wir dabei nicht: die Lokalisation der Anschauungsbilder in den Gedächtnissphären erfolgt g e s e t z m ä ß i g. Zeige ich z. B. einem Kinde zum ersten Male einen Apfel, so muß dieses Anschauungsbild demnach in einer ganz bestimmten Zelle der optischen Gedächtnissphäre O' fixiert werden und zwar um so besser und nachhaltiger, je länger ich dem Kinde den Apfel zeige. Spreche ich gleichzeitig das Wort Apfel aus, so wird dieses Wort auch gleichzeitig in einer ganz bestimmten Zelle der akustischen Gedächtnissphäre A' fixiert werden, und zwar um so deutlicher, je öfter ich dieses Wort ausspreche. Angenommen nun, zwischen diesen beiden Zellen in O' und A' existiert eine Verbindungsbahn, wie in Figur 1 durch die punktierte Linie angedeutet, so wird jedesmal, wenn die Zelle z. B. in O' angeregt wird, auch diejenige in A' zur Tätigkeit angeregt werden oder umgekehrt, und diese Tätigkeit hat stets zur Folge, daß die betreffenden Gedächtnisbilder n a c h d e m B e w u ß t s e i n s s i t z a e n t s e n d e t w e r d e n, wo sie als V o r s t e l l u n g s b i l d e r auftauchen. Wird z. B. die Gedächtniszelle in O' angeregt, indem ich dem Kinde später wieder einen Apfel zeige, so gehen die jetzt überschüssigen Potentiale (da das Bild bereits fixiert ist) aus der Zelle in O' als Anregungsreize auf die Zelle in A' über und das T o n b i l d „Apfel“ taucht im Bewußtsein des Kindes auf, auch o h n e d a ß i h m d a s W o r t v o r g e s p r o c h e n w i r d. Das Kind hat den Namen des Apfels g e l e r n t. Ebenso taucht das B i l d des Apfels im Bewußtsein des Kindes auf, wenn ich das Wort Apfel ausspreche, auch o h n e i h m e i n e n A p f e l z u z e i g e n.

Die Anregungsreize können aber auch dem Blutstrome der Hirnrinde entspringen. Alle Reize, die innerhalb der Hirnrinde spielen, stammen sie nun aus den überflüssigen Potentialen der Anschauungsbilder oder aus dem Blutstrome, nenne ich i n t r a k o r t i k a l e Reize.

Derselbe Mechanismus spielt sich für die übrigen Sinneskategorien, sowie für die Muskelbewegungen ab. Die letzteren sind in Figur 1 mit M und M' angedeutet; die Muskelbewegungen müssen ebenso zur Anschauung gebracht und im Gedächtnis fixiert werden, wie die eigentlichen Sinneseindrücke. Die sämtlichen Zellen aller Gedächtnissphären müssen durch Fasersysteme miteinander in Verbindung gebracht werden, was stets bedeutet, daß sie durch gegenseitige Anregung ihren Gedächtnisinhalt nach dem Bewußtseinssitz in a entsenden können.

Es ist nun absolut undenkbar, daß nach der obigen Voraussetzung die Verbindungsbahnen zwischen den Gedächtniszellen v o r g e b i l d e t seien; solche millionenfachen Verbindungen, wie wir sie

beim Menschen vorauszusetzen hätten, können unmöglich a priori gegeben sein. Sowohl was die Gedächtniszellen wie die Verbindungssysteme zwischen ihnen anbelangt, ist das Menschengehirn bei der Geburt eine tabula rasa, was schon durch die absolute Hülflosigkeit des neugeborenen Menschenkindes bestätigt wird. Wenn es einen Unterschied zwischen Mensch und Tier gibt, so ist es nur die freie Geistesentwicklung des Menschen gegenüber dem Instinkte des Tieres, die einen solchen Unterschied begründet. Was den Menschen zum Menschen macht und ihm den Weltenraum erschließt, ist die Befreiung vom Instinkte. Nur beim Tiere sind die Verbindungsbahnen zwischen den Gedächtniszellen vorgebildet. Wenn das eben aus dem Ei gekrochene Hühnchen ein Korn erblickt, so wird das optische Anschauungsbild des Kornes aus O Figur 1 nach O' geleitet, von hier durch die vorgebildeten Leitungsbahnen nach der Sphäre der Muskelbewegungen M' und dem motorischen Auslösungszentrum A M, und das Hühnchen pickt das Korn sofort auf, auch ohne das Beisein der Henne, also ohne jeglichen Unterricht. Diese vorgebildeten Verbindungssysteme machen das Wesen des Instinktes aus, durch sie hält die Natur Ordnung und Vernunft im Tierreich aufrecht. Beim Menschen sind diese Verbindungsbahnen nicht vorgebildet; das Kind verhungert angesichts der Mutterbrust, wenn ihm das Saugen nicht erst gelehrt wird.

Die Verbindungsfasern an und für sich müssen selbstverständlich auch beim Menschen vorgebildet zwischen den Zellen liegen, allein die endgültige Verknüpfung mit den Zellen selbst ist nicht vorgebildet. Darüber zu spekulieren, wie diese Verknüpfung zustande kommt, wäre verfrüht. An drahtlose Telegraphie dürfen wir hier nicht denken, denn immer nur ganz bestimmte Gedächtniszellen oder Zentren können miteinander verbunden werden, wenn ein klares Denken ermöglicht werden soll. Wir können vorläufig nur hypothetisch voraussetzen, daß, wenn immer zwei oder mehrere Zellen gleichzeitig angeregt werden, die Verknüpfung entsprechender Fasern zwischen ihnen bewerkstelligt wird. Diese Verknüpfung ist von der größten Wichtigkeit und scheint auch überaus schwierig zu sein, was durch die Schwierigkeit des Lernens und das leichte Vergessen fixierter Eindrücke erwiesen ist. Wenn wir uns auf einen Namen nur schwer besinnen können, so besagt das nicht, daß er aus der akustischen Gedächtniszelle verschwunden sei, sondern nur, daß die Verbindungsbahn zwischen dieser und der entsprechenden optischen Gedächtniszelle mangelhaft geworden ist; funktioniert sie wieder, so fällt uns der Name auch ein. Die Intelligenz eines Menschen hängt daher nicht bloß von der Größe oder dem Gewichte seines Gehirnes ab, sondern in erster Linie auch von der Schnelligkeit und Sicherheit, mit der die Verbindungssysteme arbeiten. Die Verbindungsbahnen tragen den Flug der Gedanken.

Der Sprung vom Tier zum Menschen war sicherlich kein plötzlicher. Der Instinkt des Tieres umfaßt zunächst seine ganze vegetative Sphäre; das Tier bringt in erster Linie seine Kenntnisse über Futter, Futterplätze usw. mit sich und folgt ihnen sein Lebenlang. Aber schon die Dressur der Tiere und vor allen Dingen die auffallende Intelligenz der höheren Tiere beweist, daß auch bei ihnen bis zu

einem gewissen Grade neue Verbindungen zwischen den Gedächtniszellen hergestellt werden können. Ich beobachte selbst mit großer Gewissenhaftigkeit einen englischen Foxterrier; er ist ein hochintelligentes Tier und dabei ein ausgezeichneter Rattenfänger. Der Hund kennt die ganze City Londons; von einer Vorstadt läuft er ohne Begleitung oder Führung einen vier Stunden langen Weg nach der City. Dutzende von Herren, die er kennt, besucht er abwechslungsweise auf eigene Faust; er verläuft sich nie, findet sich zu irgend einer Tages- oder Nachtzeit wieder zu Hause ein. Unter diesen Bekannten befinden sich zwei Herren, die in ihren Häusern Ratten haben und weit voneinander entfernt wohnen. Der Hund kennt die Stimme dieser Herren genau. Hält man das Ohr des Hundes an ein Telephon, und einer dieser Herren, die ihn mit großem Vergnügen abwechslungsweise regelrecht an den Apparat rufen lassen, spricht: doggy, there are rats, so rennt der Hund sofort nach dem Hause des betreffenden Herrn auf die Rattenjagd. Es wäre offenbar lächerlich, hier von Instinkt sprechen zu wollen. Der Hund hat alle diese Dinge gelernt, und zwar selbständig gelernt ohne Dressur, wie sie der Mensch lernt, und dies kann er nur, wenn freie Verbindungsbahnen in seinem Gehirn existieren.

Die Begriffsbildung.

§ 11.

In erster Linie beruhen auf den Verbindungssystemen die Begriffsbildungen. Jeder Begriff wird gebildet durch die Zergliederung, die Analysis eines Objektes, durch die Fixierung der Zergliederungsprodukte im Gedächtnis und die synthetische Rekonstruktion aus dem Gedächtnis in einer Reihe von Vorstellungsbildern. Die bloße Anschauung kann daher nie einen Begriff liefern, nur die Vorstellung. Ich gebe den Begriff einer Rose, wenn ich alle Eindrücke, die sie auf mich erzeugt, Form, Farbe, Name, Geruch, Stichempfindung der Stacheln usw. usw. aus den entsprechenden Gedächtniszellen als Vorstellungsbilder in meinem Bewußtsein reproduziere. Die Begriffe der Menschen von ein und demselben Objekt können tausendfältige Verschiedenheiten aufweisen, je nach den Eindrücken, die sie von dem Objekt in sich aufnehmen. Genau so wie die Außenwelt, die Erfahrung die Eindrücke liefert, die Begriffe aufbaut, so werden sie im Gedächtnis fixiert und ihre Komponenten miteinander verknüpft. Ebenso werden auch die Begriffe untereinander verbunden, was man als Ideenassoziation bezeichnet. Könnte ich bei einem Menschen beobachten, wie seine Begriffe durch die Erfahrung gebildet werden, so könnte ich bei gewissen Gelegenheiten seine Gedanken mit beinahe mathematischer Sicherheit vorhersagen, wie dies z. B. Edgar Poe in verschiedenen seiner Schriften mit so bewunderungswürdigem Scharfsinn dargetan hat; denn die Assoziation der Gedächtnisbilder erfolgt nach derselben mathematischen Gesetzmäßigkeit, wie das empirische Geschehen. Wenn ich das Wort rot ausspreche, so tauchen alle roten Bilder in der Reihenfolge in meinem Bewußtsein auf, die durch die Häufigkeit oder Intensität meiner empirischen Eindrücke gesetzmäßig gegeben sind. Ich kann fest überzeugt sein, daß z. B. im Bewußtsein des

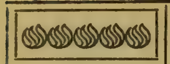
Bauern bei dem Wort „rot" die Mohnblumen seines Ackers, der Kamm seines Gockelhahnes, seine Sonntagsweste, die rote Nase seines Nachbars usw., wie sie durch die Erfahrung gegeben sind, aufblitzen.

Auch die sogenannten abstrakten Begriffe, die man mit besonderer Vorliebe als schweres Geschütz aus dem idealistischen Lager auffährt, lassen sich mit derselben Durchsichtigkeit auf diesen einfachen Mechanismus zurückführen. Abstrakte Begriffe sind im Grunde genommen nur Kollektivzeichen zum Zwecke der Oekonomisierung des Ausdruckes. Zur Erklärung eines abstrakten Begriffes, so weit dieselbe möglich ist, wird man stets konkrete Bilder heranziehen müssen. Der abstrakte Begriff Baum ist lediglich ein Sammelname für die konkreten Baumbilder, und wenn ich ihn erklären will, muß ich stets die Eiche, die Buche, die Linde, die Esche usw. als konkrete Stützen anführen. Der abstrakteste Begriff Gott ist lediglich ein Sammelname für alle unverstandenen, unbegreiflichen Dinge. Die Abstrakta leisten in dieser Hinsicht Vorzügliches und werden deshalb auch so ängstlich gehütet. Sie sind vortreffliche Lückenbüßer; da sie keine Bilder verkörpern und bloß in Worte gekleidet sind, kann man sie spielend hantieren; sie erfordern meistens keine Erklärung, einfach weil man sie nicht erklären kann; ja, in dem letzteren Umstande liegt ihr höchster Reiz. Aus diesem Grunde sind sie vornehmlich das mächtigste Rüstzeug der Metaphysik. („Mit Worten läßt sich wacker streiten" usw.)

Bei reiflicher Ueberlegung scheinen aber die Abstrakta gerade das Primitive, das Ursprüngliche zu sein, das den Urgrund der Unwissenheit deckte und da auftrat, wo noch alle klaren Begriffe fehlten. Der Urmensch wird noch wenig Unterscheidungsvermögen besessen haben; seine analytischen Fähigkeiten waren noch wenig entwickelt; er wird die einzelnen Bäume, Blumen, Steine usw. noch nicht klassifiziert haben, und was einander ähnlich sah, wird er unter demselben Namen zusammengefaßt haben. Was wir heute abstrakt nennen, war für den Urmenschen konkret. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, daß die Chinesen mit ihrer ältesten und primitivsten Sprache allen Namen von Dingen das klassifizierende Abstraktum voransetzen. Dem Wort Eiche setzen sie das Abstraktum Baum, dem Eisen, dem Kalk, der Katze das Abstraktum Metall, Stein, Tier vor usw., was ohne Zweifel darauf schließen läßt, daß die ersten Anfänge der chinesischen Sprache sich auf der rohen Klassifizierung der Außendinge in Sammelnamen aufbaute, während die genauere Unterscheidung in der Bildung konkreter Einzelbilder erst später hinzutrat.

Da die abstrakten Begriffe durch keine optischen Bilder getragen werden können, so können wir sie nur als Tonbilder fixieren und reproduzieren, d. h. wir können sie nur in Worte kleiden. Die entsprechenden akustischen Gedächtniszellen müssen natürlich mit solchen Gruppen von optischen Gedächtnisbildern in Verbindung stehen, als deren Sammelnamen sie figurieren.

(Fortsetzung folgt.)



Berichte und Notizen.



Ein neuer Beweis für die tierische Abstammung des Menschen, der der Aufmerksamkeit der Fachgelehrten bisher entgangen war, ist kürzlich von einem Leipziger Maler namens Ernst Klotz erbracht worden. Der Entdecker berichtet darüber eingehend in einer bei Otto Wiegand in Leipzig unter dem Titel: „Der Mensch, ein Vierfüßler“ erschienenen Monographie (106 S., 5,70 M.). Beim Studium derselben muß man wieder einmal das bekannte Wort Bunges zitieren: Wenn wir glauben, die Natur habe dies und jenes unpraktisch eingerichtet, so liegt das nur an unserer geistigen Beschränktheit, die uns hindert, die Natur zu verstehen. So hat man bekanntlich auch bisher gewisse Unstimmigkeiten im Bau und der Funktion der menschlichen Genitalien als „Disharmonien der Natur“ bezeichnen zu dürfen geglaubt. Klotz belehrt uns nun, daß jene Unstimmigkeiten mit einem Schlage verschwinden, wenn man bei ihrer Betrachtung von der tierischen Abstammung des Menschen ausgeht; wenn man sich darauf besinnt, daß die Vorfahren des Menschen noch „in Tierstellung“ miteinander kohabitiert haben (eine Gepflogenheit, die heute noch bei Australnegern, Chinesen und Lappen geübt wird und als die einzig organgemäße zu bezeichnen ist). Untersucht man nämlich Gestalt, gegenseitige Lage und Funktion der Geschlechtsorgane unter diesen „tierischen“ Verhältnissen, dann erstrahlt die Weisheit der schaffenden Natur auf einmal im hellsten Licht; kein Fachgelehrter braucht sich dann mehr bezüglich der weiblichen Sexualorgane über die physiologische Funktion des Hymens, die scheinbar zweckwidrige Anordnung der Reizflächen, den vermeintlich ungünstigen anatomischen Bau der Vaginalportion des Uterus — anderer Details nicht zu gedenken — den Kopf zu zerbrechen; es löst sich alles in Harmonie und Wohlgefallen auf. Des Rätsels Lösung liegt einfach darin, daß mit der Ausbildung des aufrechten Ganges insbesondere beim Weibe eine Aenderung im Modus der Kohabitation (nach Art der heute in der Kulturwelt üblichen) ermöglicht bezw. herbeigeführt wurde, wodurch die Geschlechtsorgane in eine um 180° verkehrte Lage zueinander gerieten. Die geistige Kultur, insbesondere die Religion, die auf die Unterdrückung jeder Erinnerung an die tierische Abstammung hinzielte, tat dann noch ein übriges, um den Instinkt für die organgemäße Ausführung der Begattung zu ertöten und der sexuellen Aesthetik eine fehlerhafte Richtung zu geben. — Bezüglich weiterer Einzelheiten muß auf das mit zahlreichen instruktiven Illustrationen ausgestattete Werk verwiesen werden. Nur noch ein Punkt von generativer Bedeutung sei hier hervorgehoben. Da das Sekret der Scheidenschleimhaut sauer reagiert, und Spermatozoen in saueren Lösungen schnell ihre Vitalität verlieren, so ist es im Interesse einer gesunden Nachkommenschaft erwünscht, daß Spermatozoon und Ei möglichst bald zueinander gelangen. Nach dem gesamten Bau der Genitalien erscheint nun aber bei ihrer Adaption „in Tierstellung“ die sicherste Gewähr dafür gegeben, daß das Sperma während der Kohabitation wenigstens teilweise in den Uteruseingang gelangt und damit dem nachteiligen Einfluß des Scheidensekrets entzogen wird.

Homosexualität als Naturzweck. In den Erörterungen über den Prozeß v. Moltke-Harden ist wiederum von verschiedenen Seiten die Auffassung verfochten worden, daß die Homosexualität im Plane der Natur liege und Individuen entstehen lasse, die wegen ihrer seelischen und geistigen Veranlagung gewissermaßen einen höheren Typus Mensch repräsentierten. Demgegenüber muß vom Standpunkt der Biologie und Entwicklungsgeschichte nachdrücklich betont werden, daß, wenn die Homosexualität als Naturzweck hingestellt wird, dieser logischerweise nur so gedeutet werden kann, daß die Natur auf diesem Wege durch eine Art von Selbstauslese sich von degenerierten Elementen befreit. Indem sie bei den betreffenden Individuen das sexuelle Triebleben dergestalt variieren läßt, daß diese aufhören, sich fortzupflanzen, bringt er ihren Stamm auf die einfachste und sicherste Weise zum Erlöschen. — Es verdient an dieser Stelle hervorgehoben zu werden, daß die Homosexualität auch nicht die leiseste Spur eines Echos in der normalen Tierwelt findet; sie zeigt sich nur beim Menschen, weil dieser das einzige Wesen ist, dessen spezifisch-geistige Entwicklung zur Durchbrechung der das Geschlechtsleben regulierenden tierischen Instinkte und damit zu einem schrankenlosen Mißbrauch der Sexualorgane zu Genußzwecken geführt hat. Es offenbart sich also bei der Homosexualität lediglich das bekannte Naturgesetz, daß das Glied oder der Trieb, womit man sündigt, auch von der Vergeltung ereilt wird. (Die dem Menschen eigentüm-

lichen, in der freien Natur unbekannten Geschlechtskrankheiten predigen dieselbe Lehre). Es tut dabei nichts zur Sache, daß Homosexuelle vielfach geistig bedeutende Menschen sind; von geistiger Kultur kann die Menschheit nicht leben; für ihre Entwicklung und ihren Fortbestand sind gesunde Knochen und naturgemäße Triebe von unvergleichlich höherem Werte.

Homo neogaeus? Schon vor vielen Jahren war bei Monte Hermoso in Argentinien unter anderen fossilen Knochen auch ein Wirbel gefunden worden, der beim ersten Anblick an den obersten Halswirbel (Atlas) eines Menschen erinnerte und darum an Santiago Roth, Custos der anthropologischen Abteilung des Museums in La Plata überwiesen wurde. Bei der Neuordnung dieser Sammlung erregte er die Aufmerksamkeit des jetzigen Vorstandes, Lehmann-Nitsche, der sich der sehr dankenswerten Mühe unterzogen hat, dieses, wenn auch kleine, so doch für die Entwickelungsgeschichte des Menschen bedeutungsvolle Knöchelchen aufs genaueste zu untersuchen, zu vergleichen und zu beschreiben. Der mir vorliegende Bericht (L'atlas tertiaire de Monte Hermoso, Revista del Museo de La Plata XIV) ist nur ein vorläufiger, um des Verfassers wissenschaftliches Vorrecht zu wahren; eine ausführlichere Arbeit mit Abbildung soll folgen. Doch läßt sich schon nach dem hier Gebotenen ein Urteil bilden, das ich den Lesern dieser Zeitschrift nicht vorenthalten möchte. Aus der Vergleichung des zweifellos pliozänen Fundstücks mit den entsprechenden Halswirbeln von 16 südamerikanischen Eingeborenen, einer Pariserin, sowie eines Orangs und eines Gorillas geht hervor, daß er weder mit der Gestalt des Knochens bei jetzt lebenden Menschenrassen, noch mit der bei den Großaffen übereinstimmt. Auch ist der Wirbel zu klein, um der ausgestorbenen Rasse Homo primigenius, die zudem erdgeschichtlich jünger ist, zugeschrieben werden zu können. Die Stärke des hinteren Bogens läßt auf eine dem aufrechten Gang entsprechende Kopfhaltung, die Bildung der Gelenkflächen auf einen kleinen Schädel mit unentwickeltem Gehirn schließen. Der Träger des beschriebenen Halswirbels scheint also, wenn überhaupt so weittragende Schlüsse aus einem einzigen Knöchelchen gestattet sind, am meisten dem Vormenschen von Java geglichen zu haben und würde einer westlichen, wie dieser einer östlichen, Verbreitungswelle angehören. Während ich sonst in allen Einzelheiten dem Verfasser beistimme, kann ich mich darum mit den von ihm vorgeschlagenen Namen, Homo neogaeus, nicht einverstanden erklären. Nach der Fundschicht wie nach seiner Entwicklungshöhe kann das fragliche Geschöpf kein wirklicher Mensch, sondern nur ein Vormensch gewesen sein und verdient darum, entsprechend seinem Vetter aus Inselindien, m. E. den Namen Proanthropus neogaeus. Würde, was zwar unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich ist, in unserem eigenen Weltteil ein menschenähnliches Wesen gefunden von höherem Alter als die älteste Menschenrasse, H. primigenius, so würde ihm die Bezeichnung Proanthropus europaeus gebühren. — Ludwig Wilser.

Ueber einen Fall von angeborenem familiärem Haarmangel berichtet Th. Baer (Arch. f. Dermatol. 1907. LXXXIV, 1—3). Es handelt sich um vier völlig haarlose Kinder, die neben sechs normalen Geschwistern von ganz gesunden Eltern (Geschwisterkindern), die niemals von einem Haut- oder Haarleiden betroffen wurden, abstammen. Von den haarlosen Kindern wurde das älteste (männlich, jetzt 22jährig) vollständig haarlos geboren; während des ganzen Lebens wuchs an ihm auch kein Haar, ausgenommen die Augenbrauen und der Schnurrbart, an dem allerdings Verfasser nur zwei Haare zählte. Die drei übrigen haarlosen Geschwister waren Mädchen; sie kamen allerdings mit teils reichlichen, teils spärlichen langen Haaren auf die Welt, verloren diese aber, die eine Tochter nach 14 Tagen, die zweite nach dreiviertel Jahren (gestorben mit fünf Jahren) und die dritte ebenfalls nach 14 Tagen. Bei keinem der am Leben gebliebenen drei haarlosen Geschwister (Mädchen 18 und 8 Jahre) ist, ausgenommen die spärlichen markhaltigen Haare der Augenbrauen, ein Haar am ganzen Körper zu entdecken, auch kein Flaumhaar. Im übrigen läßt die Beschaffenheit der Haut absolut keine Anomalien (bezüglich Follikel, Pigmentation, Faltbarkeit, Schweißsekretion, Sensibilität) erkennen, ebensowenig die der Nägel und Zähne.

Mongolenflecke wurden kürzlich von Dr. Tugendreich bei zwei Berliner Säuglingen in der Berl. Medizinischen Gesellschaft vorgestellt. In Japan tragen nahezu 90 Prozent aller Neugeborenen bei oder kurze Zeit nach der Geburt in der Kreuzsteißbeingegend einen oder mehrere Flecken von Erbsen- bis Handtellergröße. Sie gehen ohne scharfe Abgrenzung ins Normale über und bieten nichts Besonderes:

ihre Farbe ist mattblau und wird durch Fingerdruck nicht verändert. In Japan ist die Kenntnis von diesen Flecken schon über 100 Jahre alt, und die Japaner waren früher sehr stolz auf das sie vor anderen Völkern auszeichnende Mal, das sie als ein Zeichen reiner Rasse schätzten, weshalb sich auch ein religiöser Sagenkreis um diesen Fleck bildete. Es hat sich indes herausgestellt, daß er auch bei anderen Völkern vorkommt und ganz besonders eine Eigenschaft der Affen ist. Da es nahe lag, diesen Bestand im Sinne der Darwinschen Abstammungslehre zu verwerten, so daß also die Japaner in einem näheren Verwandtschaftsverhältnis zum primitiven Menschen ständen als andere Nationen, so bemühen sich jene jetzt eifrig, dem früher so hoch geschätzten Mongolenfleck die Bedeutung eines Rassenmerkmales zu nehmen und zu beweisen, daß er auch bei anderen Rassen vorkommt. Dafür scheint die Veröffentlichung von Dr. Tugendreich einen Beweis abzugeben; aber es ist in dieser Beziehung die Vermutung nicht abzuweisen, daß in solchen Fällen doch vielleicht mongolisches Blut in europäischen Kindern mit Mongolenflecken fließen könnte.

Das Gehirn Adolf von Menzels. Das überraschendste Ergebnis der Untersuchung von Menzels Gehirn ist, daß sich daran pathologische Veränderungen zeigten und zwar eine deutliche Erweiterung sämtlicher Höhlen, besonders der seitlichen Höhlen. Derselbe Befund wurde bekanntlich früher auch bei Helmholtz erhoben, wodurch also erwiesen ist, daß es dem Genie keinen Abtrag tut, wenn auch das Gehirn des genialen Menschen einen geringen Grad von Wasserkopf aufweist. Dieser Hirnbefund gibt auch die Erklärung dafür, daß Menzel sein Leben lang an ohnmachtsähnlichen Anfällen gelitten hat. Gewisse krankhafte Veränderungen sind demnach für die Entwicklung genialer Geistesfähigkeiten nicht hinderlich. Bei Menzel war die rechte Hirnhälfte schwerer an Gewicht als die linke, durch besonders starke Entwicklung zeichneten sich die unteren Abschnitte der Zentralwindung aus und zwar durch eine sonst nicht beobachtete dreieckige, keilförmige Windung zwischen der vorderen und hinteren Zentralwindung. Diese Windung bildete die anatomische Grundlage für die Linkshändigkeit Menzels. Das Hirngewicht betrug 1298 g; es hielt sich demnach erheblich unter dem Durchschnitt. Da dieses Faktum auch bei den Gehirnen Bunsens und Momsens nachzuweisen war, so liegt der Schluß nahe, daß nicht sowohl das Gewicht des Gehirnes wie die Ausbildung der grauen Substanz, die in der reichen Entwicklung und Gliederung der grauen Hirnrinde ihren Ausdruck findet, maßgebend für die hohe, geistige Entwicklung ist. Da diese hochbedeutenden Männer übrigens alle im hohen Alter gestorben sind, so ist das geringe Gewicht wohl auch eine Folge des Altersschwundes; in früheren Jahren hat das Gehirngewicht wohl dem Durchschnitt entsprochen oder denselben noch übertroffen.

Die Ahnen Goethes. Karl Kiefer in Frankfurt hat die Goetheschen Ahnentafeln von Grund aus neu aufgestellt und sie auf jeder Linie so weit ausgedehnt, als es zurzeit möglich ist. Er veröffentlicht die von ihm ermittelten acht Tafeln soeben im „Deutschen Herold“. Juristen und Handwerker spielen unter den Aszendenten des Dichters eine besondere Rolle: Sein Vater war, wie man weiß, Dr. jur. und kaiserlicher Rat, der Großvater war Schneider, dann Gasthalter in Artern (1657 bis 1730), der Urgroßvater Hufschmied daselbst (1632 bis 94). Vater, Großvater und Urgroßvater der Mutter des Dichters, geb. Textor, waren sämtlich Juristen. Der älteste, aktenmäßig nachweisbare Ahn Goethes in Frankfurt a. M. ist der Gärtner Johannes Mai, der übrigens zweimal, einmal in 10., einmal in 9. Generation erscheint; seine Tochter Elisabeth war nämlich in erster Ehe (1548) mit dem Fuhrmann Hans Beyer, in zweiter Ehe (1553) mit dem aus Echzell hergezogenen Fuhrmann Hans Fäck (Fech und Vech) vermählt. Aus einer interessanten Tafel ist ersichtlich, daß Goethe und Lotte (Charlotte Buff) durch ihren beiderseitigen Ahnen, den Bürgermeister Reitz Kornmann in Kirchhain (um 1500) eines Stammes sind — eine Tatsache, die wohl unserm großen Dichter wie der von ihm verherrlichten Lotte völlig unbekannt geblieben ist.

Ueber Alexanders des Großen Großmutter teilt W. R. Paton dem „Athenaeum“ folgendes mit: Von der Großmutter Alexanders des Großen hat man bisher nichts gewußt. Zwar wird in einer pseudo-plutarchischen Abhandlung eine gewisse Eurydice als Verfasserin eines geistvollen Epigramms erwähnt, die eine Illyrierin war und augenscheinlich mit einer der verschiedenen mazedonischen Prinzessinnen des gleichen Namens identisch sein mußte. Die Texte gaben dieser Eurydice aber den rätselhaften Beinamen „Hierapolietis“, „aus Hierapolis“, worin nur eine sinn-

lose Verwechslung einer Frau aus dieser kleinasiatischen Stadt mit einem Mitglied der mazedonischen Königsfamilie erblickt werden konnte. Die richtige Lesart für den Beinamen der Eurydice findet sich nun aber in einer guten Handschrift; sie heißt „Hirra polietis“ und ist zu deuten als „Tochter des Hirras und Bürgerin der Stadt“. Da nun Hirras der Vater der Eurydice war, die als Gattin des Amyntas Mutter des Philipp und Großmutter des Alexander wurde, so ist die Verfasserin jenes stolzen Epigrammes, die sich Eurydice nennt, ganz zweifellos als die Großmutter Alexanders festgestellt. Es wird den Anhängern der Theorie, die das Genie eines großen Mannes von der mütterlichen Seite herleiten will, eine gewisse Genugtuung bereiten, zu erfahren, daß die Mutter König Philipps von Mazedonien, die Großmutter des Weltbezwingers Alexander, augenscheinlich eine Frau von großen Gaben und fester Entschlossenheit war, die im starken Glauben an die Größe und Zukunft ihres Stammes lebte und an den schwierigen Wirren, aus denen das mazedonische Königreich und das alexandrinische Weltreich hervorgehen sollte, lebhaften Anteil nahm.

Die Unebenbürtigkeit des Weibes bei den Wapogoro. Interessant ist, daß die Wapogoro der Ansicht leben, männliche Kinder blieben länger im Mutterleib als weibliche. Es entspricht dies der ganzen Wertschätzung des Mannes, hinter dem die Frau als Dienerin zurücktritt. Diese Auffassung kommt auch beim Tode der Gatten zur Geltung. Stirbt der Mann, so trauert die Witwe ein Jahr. Um den Hals bindet sie sich als äußeres Abzeichen der Trauer drei oder vier Windungen eines Strickes. Erst nach Ablauf dieser Zeit darf sie wieder heiraten. Gewöhnlich nimmt ein Freund des Verstorbenen von ihr Besitz. In diesem Falle braucht der Betreffende kein Heiratsgut herauszurücken. Bestehen jedoch keine Beziehungen zwischen dem verstorbenen und dem neuen Gatten, so muß die Witwe abermals mit Heiratsgut erkauft werden. Beim Tode der Frau hingegen trauert der Mann nicht einen Tag. Ebenso trauert die Mutter beim Tode des Sohnes zwei Monate, beim Tode der Tochter wieder nicht. Das weibliche Familienglied ist dem männlichen eben nicht ebenbürtig. (Zeitschrift für Sozialwissenschaft X, 9.)

Zur Charakteristik der Berber gibt Prof. Theobald Fischer in einer Arbeit über „Die Mittelmeervölker und ihre weltpolitische Bedeutung“ (in der „Internat. Wochenschrift f. Wissenschaft, Kunst u. Technik“) wertvolle Beiträge. Die Hautfarbe der Berber ist leicht gebräunt, das Haar vorwiegend braun, aber auch häufig blond, und die Augen blau. Schon in uralter Zeit werden das lichte Haar und die hellen Augen der Berber als Merkwürdigkeit auf Inschriften und den Beschreibungen erwähnt. Sie haben in ihrem Aussehen etwas, was sie uns durchaus nicht fremd erscheinen läßt. Wenn man einen dieser Bauern, die den Markt von Tanger besuchen, wie einen deutschen Bauern anziehen würde, so würde niemand zweifeln, einen solchen vor sich zu haben. Sie sind schlank, etwas über Mittelgröße und höchst muskulös. Im Ertragen von Anstrengungen, besonders bei langen Märschen leisten sie Erstaunliches. Die außerordentliche Lebenskraft, Körperstärke und geistige Gewandtheit dieser Stämme ist wohl zum Teil auch darauf zurückzuführen, daß bei der großen Vernachlässigung der Kinderpflege eine strenge Auslese eintritt und nur die kräftigsten Individuen erhalten bleiben. In moralischer Hinsicht wird den ganz reinen Berberstämmen große Sittenstrenge nachgerühmt, während bei anderen die Auffassung von Sittlichkeit und Ehe sehr lax erscheint und die Stellung der Frau nicht viel freier ist als bei den Arabern. Die einzelnen Stämme haben eine durch und durch demokratische Verwaltung. In jedem Dorf führt ein Dorfschulze, meist der wohlhabendste Mann, um dessen Haus sich die ganze Ansiedelung gruppiert, das Regiment; ihm steht die Ratsversammlung zur Seite, die sich vor seinem Hause im Schatten eines mächtigen Baumes zusammenfindet. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit geht selten über den engen Bezirk des Dorfes und Stammes hinaus. Die Ansiedelung der Berber erfolgt in fest abgeschlossenen, festungsartigen kleinen Dörfern, die meist im Kreise gebaut und häufig mit einem undurchdringlichen Wall von Dornen verschanzt sind. Auch Höhlenwohnungen werden von den Berbern künstlich an den Gehängen der Täler in lehmigem, hinreichend festem Mergel angelegt. Aus solchen Höhlenwohnungen bestehen ganz ansehnliche Dörfer, so daß man von einem Troglodytengebirge sprechen kann. Die Franzosen haben lange Zeit den verhängnisvollen Irrtum begangen, unter den von ihnen bekämpften und unterworfenen Völkern der Atlasländer die Araber und Berber nicht genau zu unterscheiden. So haben sie in Algerien aus dieser falschen Auffassung heraus den Berbern die ihnen fremde

arabische Sprache direkt aufgedrängt und dadurch viel zur Arabisierung dieser so völlig verschiedenen eigenartigen Stämme beigetragen. Dabei ist die Zahl der wirklichen Araber in ganz Nordwestafrika außerordentlich gering, und in Marokko gibt es nach der Ansicht des vorzüglichen Kenners Marquis von Segonzac überhaupt keine wirklichen Araber mehr. Vielmehr sind alle Völker, denen die Franzosen in den Atlasländern jetzt gegenüberstehen, Berber.

Die Lage und das Schicksal der unehelichen Kinder untersucht Dr. Othmar Spann-Frankfurt a. M. Unter den verschiedenen Staaten Europas weisen England und die Schweiz mit ca. $4^1/_2$ pCt. unehelicher Geburten die geringste, Bayern und Oesterreich mit ca. 14 pCt. die höchste Zahl auf. Im allgemeinen haben die germanischen Länder (mit Ausnahme von England) größere Quoten unehelicher Geburten als die romanischen. Aber auch innerhalb der einzelnen Staaten sind wieder große Unterschiede vorhanden. So hatte 1887/91 Preußen 7,8, Sachsen 12,4, Bayern 14 pCt. unehelicher Geburten. Ferner haben innerhalb der einzelnen Gebiete die Großstädte wieder viel höhere Ziffern als das flache Land. Den größten Grad von Unehelichkeit zeigt aber der bajuvarische Stamm. Es hatten: Nieder-Oesterreich (ohne Wien) 16 pCt. uneheliche Geburten, Nieder-Bayern 16,5 pCt., Ober-Oesterreich 18,2 pCt., Ober-Bayern 20,3 pCt., Steiermark 23,3 pCt., Salzburg 27,6 pCt., Kärnten 43,2 pCt. Die großen Unterschiede im Grade der Unehelichkeit einzelner Bevölkerungsgruppen beweisen, daß die Erscheinung nicht als eine ethische, sondern als eine soziale, vor allem als eine wirtschaftlich bedingte zu betrachten ist. Auf das Schicksal der unehelichen Kinder gestatten die Eigenschaften der unehelichen männlichen Bevölkerung im stellungspflichtigen Alter Rückschlüsse. Es waren von den stellungspflichtigen Unehelichen tauglich: von den in einer Stiefvaterfamilie erzogenen 52,4 pCt., von den unter unmittelbarer Obhut der ledig gebliebenen Mutter aufgewachsenen 32,6 pCt., von den Waisen 41,3 pCt. Also haben die „eigentlichen Unehelichen“ die schlechtesten Tauglichkeitsverhältnisse, da selbst die unehelichen Waisen besser dastehen als sie, indem sie eine Mittelstellung zwischen diesen und den Stiefkindern einnehmen. „Wenn ich hinzufüge, daß sich in bezug auf die Berufsverhältnisse das gleiche statistisch nachweisen läßt, so folgt daraus der ebenso erschreckliche wie beschämende Tatbestand: daß es für die unehelichen Kinder besser ist, ihre Mutter stirbt, als sie bleibt am Leben, ohne sich zu verehelichen! Die öffentliche Waisenpflege sorgt also besser für die Kinder, als es die uneheliche Mutter mit ihren schwachen wirtschaftlichen Kräften vermag.“ (Mutterschutz, Sept. 1907.)

Ueber die Ehescheidungsbewegung in Preußen in den Jahren 1895 bis 1905 berichtet Prof. F. Kühnert in der Zeitschrift des Kgl. Preuß. Statistischen Landesamts (1907, II). Es entfielen auf 100000 stehende Ehen in Preußen Ehescheidungen: 1895 101, 1896 100, 1897 101, 1898 101, 1899 101, 1900 80, 1901 77, 1902 85, 1903 94, 1904 102, 1905 103. Der Einfluß der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches ist bemerkenswert. Was die Verteilung nach Stadt und Land betrifft, so wurde in den Städten etwa jede 570., auf dem Lande erst jede 2300. Ehe geschieden. Nach dem Religionsbekenntnis waren vom Hundert der 1905 geschiedenen Eheleute evangelisch 77,8, katholisch 20,1, während vom Hundert der Bevölkerung 62,6 evangelisch und 35,8 katholisch waren. Betreffs des Berufsstandes wurden geschieden aufs Zehntausend der Ehemänner in der Berufsgruppe Land- und Forstwirtschaft 3,4, Industrie und Handwerk 15,8, Handel und Verkehr 22,9, häusliche Dienste und Wohnarbeit 70,8, Militär, Beamte, freie Berufe 16,5, ohne Beruf 4,4. Nach dem Scheidungsgrunde endlich fußten vom Hundert der Scheidungsgründe auf Ehebruch 49,5 (davon schuldig Männer 26,6, Frauen 22,9); auf Lebensnachstellung 0,3 (M. 0,3, Fr. 0,04); auf böswilliger Verlassung 12,9 (M. 8,5, Fr. 4,4); auf schwerer Pflichtverletzung, ehrlosem oder unsittlichem Verhalten 34,9 (M. 28,1, Fr. 6,8); auf Geisteskrankheit 2,3 (des Mannes 0,9, der Frau 1,4).

Von dem XIV. internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie in Berlin sei an dieser Stelle vor allem über den Vortrag von Weinberg-Stuttgart über Aufgaben und Methoden der Familienstatistik bei medizinisch-biologischen Problemen berichtet wegen der allgemeinen programmatischen Anregungen, die er brachte. Die Aufgabe der Familienstatistik besteht allgemein darin, bestimmte zahlenmäßige Beziehungen zwischen Eigenschaften und Lebensäußerungen des Individuums und denen seiner Familie oder bestimmter Familienmitglieder festzustellen, z. B. Einfluß der Eltern auf Geschlechtsbestimmung,

auf die Lebensdauer der Kinder, Wirkungen der Kinderzahl, Einfluß der Geburtenzahl und des Geburtentempos auf die Kindersterblichkeit, Einfluß der Vererbung u. a. m.). Die Quellen der Familienstatistik sind eigene Beobachtung, regelmäßige aktenmäßige Aufzeichnungen bestimmter Ereignisse und schriftliche oder mündliche Erhebungen bei den Individuen, die Gegenstand der Untersuchung sind. Die Methodik der Familienstatistik wird sehr schwierig, wenn sie sich die Aufgabe stellt, den biologischen Faktor gegenüber dem sozialen Faktor der äußeren Lebensumstände und dem individuellen des Lebensalters zu isolieren. Redner zeigte das Verfahren an dem speziellen Problem der Beziehung zwischen Vererbung und familiärer Belastung, insbesondere bei Tuberkulose. Hier begnügte man sich bisher meist zum Nachweis der Belastung die Häufigkeit von Erkrankungen in der Verwandtschaft festzustellen, wogegen Cornet darauf aufmerksam machte, daß man bei der großen Häufigkeit der Tuberkulose durchschnittlich bei jedem Individuum ein tuberkulöses Individuum in der nächsten Verwandtschaft finden müsse. Aufschluß geben kann nur der Vergleich der familiären Belastung erkrankter und gesunder Individuen. Um bei dem Vergleich die sozialen Faktoren auszuschalten, hat Redner vorgeschlagen, die familiäre Belastung von verheirateten pathologischen Individuen zu vergleichen mit derjenigen ihrer gesunden Ehegatten, in der Erwägung, daß die Ehegatten durchschnittlich aus demselben sozialen Niveau stammen. Die Rechnung zeigt, daß auch der Einfluß des Alters auf diese Weise in weitem Maße ausgeschaltet wird. Das Ergebnis zeigte einen Unterschied der Belastung Tuberkulöser und Nichttuberkulöser bezüglich der Eltern von 50 pCt., bezüglich der erwachsenen Geschwister von 68 pCt. — Bemerkenswerte Ergebnisse der Statistik der Zwillingsgeburten im Königreich Sachsen teilte Georg Lommatzsch mit, vor allem betreffs des Geschlechtsverhältnisses der Zwillinge. Seit mehr wie 50 Jahren überwiegen Jahr für Jahr die gemischten Zwillingsgeburten, und zwar ist dies Ueberwiegen der gemischten Zwillingsgeburten um so größer, je höher die Zahl der einer Zwillingsgeburt schon vorangegangenen Kinder derselben Ehe war. — Die Statistik der Sterbetafeln für das Deutsche Reich wurde von Prof. Dr. Rahts, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Charlottenburg, der Sterbetafeln für Preußen von Prof. Dr. Ballod, Privatdozent an der Universität zu Berlin, und der Sterbetafeln für Großstädte von Geheimem Regierungsrat Dr. Boeckh, ordentlichem Professor an der Universität zu Berlin, und Prof. Dr. Rahts, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Charlottenburg, behandelt. Preußen will die Sterblichkeitstafeln in erhöhtem Maße nach Ständen usw. detaillieren.

Zur Ethik der Zeugung. In der württembergischen Kammer der Abgeordneten hielt am 30. April d. J. der Privatdozent Dr. med. Ludwig Bauer in Stuttgart eine bedeutsame Rede, worin er u. a. ausführte: „Es war bis jetzt nicht davon die Rede, daß die Umwelt einwirkt nicht allein auf den jeweils lebenden Menschen, sondern daß sie imstande ist, schon in der Anlage den Menschen zu beeinflussen. Wenn die Eltern in kläglichen Verhältnissen leben, wenn sie schlecht ernährt sind, wenn sie unter Kummer und Sorge leiden, dann kommen sie nicht nur selbst herunter; es wird auch das Keimplasma verändert, und es tritt dadurch von vornherein minderwertige Nachkommenschaft auf. Der Entstehung minderwertiger Nachkommenschaft müssen wir überhaupt unser Augenmerk etwas mehr zuwenden. Wenn sich die Juristen etwas mehr mit psychologischen und psychiatrischen Fragen befassen würden, dann würden sie auch mehr Verständnis für diese Fragen gewinnen, und ich möchte hier dem Herrn Justizminister eines vortragen. Wenn schon daran gedacht wird, anläßlich des Aufgebots den Nupturienten zu empfehlen, einen Ehevertrag über das Vermögen einzugehen, so würde ich es noch für viel, viel wichtiger halten, daß man die Nupturienten darauf hinweist, sie sollen gegenseitige Gesundheitsatteste austauschen; denn die Gesundheit ist ein viel, viel größeres Vermögen. Wir müssen einmal auch dafür das Verständnis im Volke erwecken, daß es allerdings ein Verbrechen ist, einen Menschen zu töten, daß es aber ein noch viel größeres Verbrechen ist, mit Bewußtsein einen Menschen zu erzeugen, der durch seine Anlage von vornherein prädestiniert ist für Krankheit, Siechtum, Not, Elend und Verbrechertum."

Ueber den Einfluß der Bekleidung auf die Gesundheit berichtet Parkinson in seinem Werk „Dreißig Jahre in der Südsee" (Strecker & Schroeder, Stuttgart) von den Bewohnern von Neumecklenburg: „In der Neuzeit bedecken sich beide Geschlechter mit bunten Kalikostoffen; die Männer stolzieren in Hose, Jacke und Hut herum und sehen in diesem zivilisierten Aufzug unbeholfen und vielfach

auch recht unsauber aus. Die unbekleideten braunen Gestalten der früheren Zeit machten unstreitig einen bedeutend angenehmeren Eindruck auf den fremden Beschauer. Daß sich der Eingeborene in den fremden Federn nicht wohl fühlt, das kann man bei mannigfacher Gelegenheit beobachten; aber die Nachahmungssucht und die Meinung, jetzt bedeutend schöner zu scheinen, kurz, die Mode läßt ihn das Opfer bringen. — In vielen Fällen halte ich die Bekleidung mit europäischen Stoffen für geradezu gesundheitswidrig. Ein nackter Eingeborener läßt sich vom Regen abwaschen und spürt keine üblen Folgen davon; der bekleidete Eingeborene legt die den Körper eng umschmiegenden, vom Regen durchnäßten Baumwollstoffe nicht ab; sie trocknen ihm am Leibe und rufen Lungenkrankheiten hervor, für die er überhaupt sehr empfänglich ist. Ich glaube daher, daß wir mit der Einführung von Baumwollzeugen in Gegenden, wo die Leute früher keine Bekleidung trugen, mehr Unheil angerichtet haben, als wir wohl denken."

Von der Regelung der Prostitution in Japan gibt Hintze-Rostock eine ausführliche Darstellung. Die Prostitution ist streng kaserniert, und zwar beruht das Verhältnis zwischen Prostituierten und Bordellwirt auf einem Zivilkontrakt. Wie sich das japanische Rechtsempfinden zu einem derartigen Kontrakt stellt, geht am besten aus einer Entscheidung des I. Zivilsenats des obersten Gerichtshofes für Japan vom 6. Februar 1902 hervor, welche lautet: „Da die Prostitution ein öffentliches Gewerbe ist, so verstößt es nicht im geringsten gegen die öffentliche Ordnung und guten Sitten, wenn eine Prostituierte mit ihren Gläubigern ein Abkommen trifft, dahin gehend, daß sie den aus ihrem Geschäft sich ergebenden Gewinn zur Begleichung ihrer Schuld ihnen gegenüber verwendet." Unsere Gerichtshöfe würden einen solchen Vertrag, von dem mehrere Beispiele mitgeteilt werden, als nichtig, weil wider die guten Sitten verstoßend, erkennen, indem die „guten Sitten" nach christlicher Auffassung interpretiert werden, wonach jeder illegitime Geschlechtsverkehr Unzucht ist. Gleichwohl sieht sich unsere Rechtsordnung genötigt, von der Prostitution Notiz zu nehmen. Dies geschieht dann in der schroffen Form der lediglich öffentlich-rechtlichen Reglementierung, woraus dann der Abolitionismus für seine falsche Philanthropie Nahrung gewinnt. Indem die Rechtsordnung in Japan die Prostitution als ziviles Gewerbe anerkennt, schützt sie nicht nur das Mädchen vor Ausbeutung durch den Bordellwirt, indem die Taxen der Behörden bekannt sind, sondern sie erleichtert auch seinen Rücktritt in das bürgerliche Leben, der ja tatsächlich in Japan viel häufiger ist als bei uns. Im allgemeinen rühmt Hintze noch als Folge der öffentlichen Regelung die Höflichkeit und Bescheidenheit der Prostituierten und die außerordentliche Ruhe, Ordnung und Sicherheit, welche innerhalb und außerhalb des Viertels herrscht. „In welcher Stadt der Welt wäre es möglich, in einem Stadtteil, welcher von nahezu 3000 Prostituierten bewohnt ist, inmitten einer nach Hunderten, ja manchmal nach Tausenden zählenden Menge von Männern, Frauen und Kindern jeden Alters, zwischen welchen sich zweifellos eine Reihe dunkler Existenzen befinden, ruhig auf- und niederzugehen, ohne auch nur im geringsten belästigt zu werden. Wie Puppen sitzen die aufgeputzten Mädchen in ihren Käfigen hinter den Stäben, ein farbenprächtiges Bild von vollkommener Ruhe." (Zeitschr. f. Bekämpfg. d. Geschlechtskrankheiten, VI, 6.)

Den Einfluß unseres sozialen Versicherungswesens auf die Erbqualitäten der Bevölkerung untersucht W. Schallmeyer in der Zeitschrift für soziale Medizin (III, 1). Er denkt sich die Personen, auf die sich die Versicherung während eines bestimmten Zeitraumes erstreckt hat, in zwei ideale Hälften geteilt derart, daß zur einen Hälfte die Personen gehören, welche von der Versicherung einen unterdurchschnittlichen Gebrauch gemacht haben, zur anderen die, welche von ihr einen überdurchschnittlichen Gebrauch gemacht haben. Bei der Krankenversicherung nun kann angenommen werden, daß die eine der gedachten zwei Hälften, nämlich die, innerhalb welcher jede Person im Laufe von Jahren einen mehr als durchschnittlichen Gebrauch von der Krankenversicherung gemacht hat, eine sehr viel größere Anzahl von sanitär unterdurchschnittlich erbbeanlagten Personen enthält als die andere Hälfte, woraus folgt, daß die Krankenversicherung der an sanitären Erbanlagen unter Durchschnittswert stehenden Häfte der versicherten Bevölkerung zu einer gegen früher erhöhten Fortpflanzungsquote verhilft. Auch von der Unfallversicherung ist anzunehmen, daß sie die Fortpflanzung degenerierter Keime einigermaßen begünstigt, insofern nämlich Alkoholisten, deren Keime im allgemeinen als minderwertig zu betrachten sind, verhältnismäßig häufiger Unfälle verursachen und von ihnen betroffen werden als andere Personen, so daß die

Leistungen der Unfallversicherung, welche die Not in den Familien der Betroffenen vermindern und hierdurch, wie wir annehmen dürfen, auch deren Kindersterblichkeit verringern, der minderwertigen Nachkommenschaft von Alkoholisten verhältnismäßig mehr zugute kommen als der der übrigen Versicherten. Die Altersversicherung hingegen vermag die Entwicklung der Erbqualitäten der Bevölkerung so gut wie gar nicht zu beeinflussen, weder in günstiger noch in ungünstiger Weise. Die Invalidenversicherung beeinflußt die Fortpflanzungsverhältnisse der Bevölkerung in ganz analoger Weise, nur stärker, wie die Krankenversicherung. Im großen und ganzen hat unser soziales Versicherungswesen die Wirkung, „die natürliche Vitalauslese noch weiter einzuschränken, und wenn hierfür nicht Ersatz geleistet wird durch Besserung der Fortpflanzungsauslese, so haben wir von unserem sozialen Versicherungswesen in erbbiologischer Hinsicht mehr ungünstiges als günstiges zu erwarten“.

Vom alldeutschen Verbandstag zu Wiesbaden (7. und 8. Sept.) berichten wir hier nur über den Vortrag von Prof. Hötzsch-Posen über den Stand der Polenfrage und die Zukunft der preußischen Ostmarkenpolitik, welcher wertvolles Material brachte. Was den Stand der Frage anbetrifft, so stehen 1. betreffs des Verhältnisses der deutschen zur polnischen Bevölkerung in Westpreußen etwas über einer Million Deutschen etwa 500000 Polen, in Posen 750000 Deutschen 1200000 Polen gegenüber. Die Zunahme betrug 1890—1900 bei den Polen 10,42 pCt., bei den Deutschen 3,97 pCt. 2. Betreffs des Verhältnisses beider Volksteile zum Boden hat das Deutschtum in beiden Provinzen noch einen Vorsprung, doch beträgt der absolute Verlust der deutschen Hand von 1896—1903 in beiden Provinzen 50000 ha. Vor allem hat 3. hinsichtlich der Organisation das Polentum bedeutende Fortschritte gemacht. Es wäre verhängnisvoll töricht, wollten wir unsere Augen gegen die in solcher Entwicklung zum Ausdruck kommende Erstarkung des Polentums verschließen; es ist eben der Gegner nicht mehr, wie Bismarck meinte, ein mehr oder minder unsicher stehender Adel, sondern ein sich festigender Mittelstand in Bürger- und Bauerntum. Redner hält auch die in der Denkschrift der Ansiedlungskommission mehrfach zum Ausdruck kommende Anschauung, daß der Pole nur für Kleinsiedlung, nicht zu einer Bauernkolonisation gleich der unseren fähig sei, nicht für zutreffend; die Erfahrungen auch in Russisch-Polen lehren das Gegenteil. Und zu dieser genossenschaftlichen Organisierung tritt das so reich entwickelte Vereinswesen, gestützt und gefördert durch eine blühende Presse — es gibt im Deutschen Reich 130 polnische Zeitungen —, von dem Verband polnischer Bauernvereine und den vielfachen Vereinen in den Städten über den Marcinkowskiverein (seit 1841) mit seinen Stipendien für die polnische Intelligenz und dem Verband der Volksbibliotheken hin zu den drei Kampforganisationen: 1. die Sokolvereine seit den achtziger Jahren, wo die Turnerei als Mittel polnisch-nationaler, zum Teil auch panslavistischer Propaganda mißbraucht wird, 2. die Straz, die als Gegenstück des Ostmarken-Vereins vor zwei Jahren gegründet wurde als Agitationsverein, der nicht nur öffentlich, sondern auch sehr im geheimen wühlt und hetzt, — ein anderer Ausdruck ist nicht zu gebrauchen. Und 3. die Liga narodowa, d. h. die Nationalliga, mit dem Rapperswyler Nationalschatz, die die Fäden des gesamten Polentums in den Händen zu halten wenigstens anstrebt und hinter den Kulissen, vom Ausland her dem preußischen Polentum den Rücken steift. Auch das ist neu am polnischen Wesen, daß es, früher vollständig unfähig, den Wert der Organisation zu erkennen und damit auch ihre Disziplin auf sich zu nehmen, dies beides heute vollständig begriffen hat und übt. Auf deutscher Seite ist die Organisation erst seit 1895 besser geworden, so daß heute die Provinz Posen wohl das am stärksten entwickelte Genossenschaftswesen in Deutschland hat. Der darin verkörperte Fortschritt kam auch bei der letzten Reichstagswahl zum Ausdruck, wo die Zunahme der deutschen Stimmen gegen 1903 11,8 pCt. gegenüber einer Zunahme der polnischen Stimmen um 8,7 pCt. betrug. — Die Ansiedelungskommission sieht sich heute angesichts der Güterpreise, welche bis auf 1500 Mk. für den Hektar gestiegen sind (gegen 560 Mk. im Jahre 1886) vor den Zirkel gestellt: Kauft der Staat nicht, so geht das Gut in polnische Hände über; kauft der Staat, ist die Rentabilität der Kolonisation ausgeschlossen. Hier kann nur helfen eine Enteignung gegen volle Entschädigung des Ertragswertes. — Als Leitsätze der Ostmarkenpolitik stellte der Redner auf: die Grenze von 1815 ist für uns endgültig gezogen, jede Konzession an polnische Zukunftshoffnungen reißt Ostpreußen geographisch und dann national von uns los. Die polnischen Zukunftshoffnungen haben sich gewandelt, sind aber nicht aufgegeben: sie umfassen für eine Vereinigung

aller polnischen Volksteile in dieser oder jener Form als Kern Posen (das alte Großpolen) und Westpreußen, als Außenposten das östliche Pommern, das südliche Ostpreußen, Oberschlesien, das dann natürlich die territoriale Verbindung mit dem anderen Lande von selbst fordert. Die Zukunftshoffnungen sind nicht Phantasie, sondern finden ihre Stütze in der inneren Erstarkung des Polentums, die für den preußischen wie den russischen Anteil das Ergebnis des 19. Jahrhunderts ist. Es liegt auf der Hand, daß sie die Stellung des preußischen Staates und damit des Deutschen Reiches in Europa ernstlich bedrohen, woraus sich als Pflicht von Regierung und Volk ergibt: eine Politik im Osten, die das Uebergewicht des deutschen Elements sichert. Dies geschieht zunächst durch eine nationale Agrarpolitik. Da nun für die notwendigen Massenansiedlungen unter den heutigen Verhältnissen das nötige Land nicht mehr zu erwerben ist, müssen für den Staat zu den neu bewilligenden Mitteln die Handhaben geschaffen werden, die das möglich machen. Die nötigen Schritte müssen aber baldigst, d. h. in einer möglichst schon im Herbst einzuberufenden Tagung des preußischen Landtages getan werden.

Kanadas Stimmung gegen die Japaner. Der liberale Verband von Britisch Columbia faßte eine Resolution, die Regierung der Dominion aufzufordern, die Japaner in derselben Weise auszuschließen, wie die Chinesen, und nötigenfalls den Vertrag mit Japan zu kündigen. — In der Tat spielen in Kanada die Japaner, seitdem die Chinesen zurückgedrängt worden sind, unter allen nicht europäischen Völkern die erste Rolle. Alle weißen Arbeitskräfte in der Lachsfischerei im Nordwesten wurden durch die Japaner verdrängt. Mit dem Eindringen japanischer Kulis in andere Industrien hielt aber auch japanisches Kapital gleichen Schritt. Japaner beherrschen bereits eine ganze Anzahl Kupferminen und Konservenfabriken in Kanada. Das japanische Kapital wendet sein Interesse auch der kanadischen Schiffahrt zu, und eine Anzahl Küstendampfer befindet sich bereits in japanischen Händen. Der „Victoria Colonist", eine der ersten Zeitungen von Britisch-Columbia, veröffentlicht Briefe von japanischen Agenten, die bei jeder Gelegenheit, wie beispielsweise bei Eröffnung neuer Bergwerke, japanische Arbeitskräfte anbieten, und fügt hinzu: „Die Lage ist keineswegs angenehm, und die Aussichten sind ernst. Die Grenze der Duldung ist auf seiten der Bevölkerung von Britisch-Columbia und der pazifischen Staaten nahezu erreicht, und wenn der Frieden im pazifischen Ozean erhalten bleiben soll, so muß in der nahen Zukunft, und zwar sofort, etwas geschehen, um die Lage zu erleichtern. . . . . Daß die Masse des Volkes der Vereinigten Staaten die Japaner nicht leiden kann, scheint klar zu sein, und es ist ebenso klar, daß die Masse der Japaner den Vereinigten Staaten gegenüber unfreundlich ist. Alle Diplomaten und Armeen der Welt können Völker mit angeborenem Hasse nicht am Kampfe verhindern, wenn sie sie nicht auseinander halten."

Die Auswanderung aus Ungarn ist in ständigem Wachsen begriffen. Im Jahre 1898 betrug die Zahl der Auswanderer 22065, 1906 belief sie sich auf 186000, und im ersten Halbjahr 1907 wanderten rund 130000 Personen aus. — Der Hauptstrom der Emigranten bewegt sich nach Amerika. Die dorthin Ausgewanderten sandten im Jahre 1906 an ihre in der Heimat zurückgebliebenen Angehörigen zirka 250 Millionen Kronen. — Auf meinen Reisen in Ungarn habe ich Ortschaften angetroffen, die wie ausgestorben waren, besonders in jenen Gegenden, wo der Großgrundbesitz dominiert (z. B. in der Gegend um Esterház), und wo es den Arbeitern unmöglich erscheint, einen eigenen Grundbesitz zu erwerben oder ihr kleines Besitztum rationell zu bewirtschaften und zu erhalten. Die Sehnsucht nach eigenem Grund und Boden war aus allen Antworten zu entnehmen, die ich auf meine Fragen erhielt. — Der Ungar bleibt nicht im Auslande. Sein Ziel ist es lediglich, sich dort ein kleines Vermögen zu erwerben und dann in die Heimat zurückzukehren und sich einen Grundbesitz zu kaufen. Hat er Familie und eine kleine Wirtschaft, so läßt er Frau und Kinder in der Regel zurück zur Bewirtschaftung seines Besitzes und sendet ihnen seine Spargroschen zu. — Die ungarische Landwirtschaft leidet sehr unter diesem Drang zur Auswanderung. Sie wird auch nicht imstande sein, ihn zu dämmen, weil der Großgrundbesitz zu verbreitet ist und dem Arbeiter die Möglichkeit nahezu gänzlich nimmt, sich eine selbständigere Position zu erwerben. Die Löhne sind so niedrig, daß ich von den Arbeitern wiederholt zur Antwort erhielt: Schlechter kann es mir nicht gehen, wenn ich auswandere. — Es liegt in der Natur der Sache, daß gerade die kräftigeren, energischeren Elemente den Wanderstab ergreifen. Gegen diese Auswanderungssucht helfen die von der ungarischen Regierung jetzt unternommenen Einschüchterungsversuche gar nichts.

Man braucht nur zu beobachten, wie es die Auswanderer verstehen, die ungarische Grenze zu überschreiten und der auf sie lauernden Polizei aus dem Wege zu gehen. Ungarn benötigt vor allem eine Industrie, und zwar eine Landindustrie; sie ist das beste Heilmittel gegen die Auswanderungssucht. — O. Kasdorf.

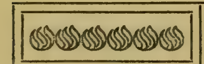
Alkohol und Mobilmachung. Von einer Anzahl Eisenbahnverwaltungen, u. a. auch der preußischen, ist unlängst angeordnet worden, daß in sämtlichen Bahnhofswirtschaften schon vom ersten Mobilmachungstage an alkoholhaltige Getränke nicht mehr verabreicht werden dürfen. Dagegen sollen alkoholfreie Getränke in genügender Menge bereit gehalten werden, um die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit der Mannschaften nicht durch Alkoholgenuß zu beeinträchtigen.

Einfuhr und Vertrieb geistiger Getränke in Deutschsüdwestafrika. Unter dem 16. September 1907 hat der Gouverneur von Deutschsüdwestafrika eine ausführliche Verordnung, betreffend die Einfuhr und den Vertrieb geistiger Getränke in der Kolonie erlassen. Danach sind der Handel mit alkoholischen Getränken und der Betrieb einer Schankwirtschaft konzessionspflichtig. Die Erlaubnis wird erteilt gegen Entrichtung einer Gebühr, die zwischen 200 und 1000 Mark schwankt. Keinem Eingeborenen dürfen geistige Getränke und alkoholenthaltende Essenzen irgendwelcher Art verabfolgt werden. Indessen können Dienstherrschaften den in ihrem Dienste stehenden Farbigen solche Getränke in kleinen Mengen verabreichen. Niemals jedoch dürfen Getränke die Stelle des Lohnes oder eines Teiles des Lohnes vertreten. Dienstherrschaften, die ihre eingeborenen Bediensteten durch Verabreichung geistiger Getränke in den Zustand der Trunkenheit versetzen, werden mit Geldstrafe oder Haft bestraft. Noch höhere Strafen oder Gefängnis stehen auf Rückfälle dieser Art oder Zuwiderhandlungen gegen die Konzessionspflicht. Die Verordnung trat am 1. Oktober d. J. mit der Maßgabe in Kraft, daß die bis jetzt erteilten Lizenzen von ihr unberührt bleiben. Außerdem werden frühere Verordnungen aufgehoben.

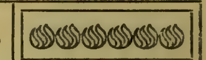
Der Verbrauch an Nervenreizmitteln. Der jährliche Konsum an denjenigen Genußmitteln, die lediglich oder doch hauptsächlich als bloße Nervenreizmittel gelten können, stellte sich in den letzten Jahren, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, im Deutschen Reiche wie folgt: Branntwein (1905/06) 3,8 Liter, Bier (1905) im norddeutschen Brausteuergebiet 101 Liter, in Bayern 235 Liter, Tabak (1905) 1,7 Kilogramm, Kaffee (1906) 3,02 Kilogramm, Tee (1906) 0,06 Kilogramm. Verfolgt man den Konsum dieser gebräuchlichsten Nervenreizmittel für die letzten 10 Jahre, so zeigt sich für Branntwein ein allmählicher Rückgang; im Jahre 1905/06 entfielen auf den Kopf noch 4,3 Liter. Auch der Bierverbrauch, der bis zum Jahre 1900 zunahm und damals im Brausteuergebiet 106 Liter, in Bayern 246 Liter betrug, befindet sich seitdem in einer rückläufigen Bewegung. Der Tabakkonsum hat sich auf gleicher Höhe gehalten. Der Konsum von Kaffee und Tee betrug im Durchschnitt der Jahre 1896/1900 2,69 bezw. 0,05 Kilogramm. Er zeigt also eine Zunahme. Als allgemeines Resultat wäre sonach die Tendenz zu konstatieren, den Alkohol durch das in Kaffee und Tee enthaltene Koffein zu ersetzen.

Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie betitelt sich eine neue Vierteljahrsschrift, welche von Kohler und Berolzheimer herausgegeben wird und im Verlag Dr. Walther Rothschild (Berlin und Leipzig) erscheint. (Jahresabonnement 20 Mk.) Ob die Zeitschrift in der weitherzigen Weise eines Archivs geleitet werden wird (wofür die wohltuende Mahnung in der Einführung an die Autoren, sich auf knappe Darstellungen zu beschränken, zu sprechen scheint), oder ob sie insbesondere die Richtung kultivieren wird, an die man durch die Namen der Herausgeber erinnert wird, muß die Zukunft lehren. Immerhin sei bemerkt, daß wir z. B. den Namen Stammlers in der sehr zahlreichen Mitarbeiterliste vergeblich gesucht haben. In dem einführenden Artikel über Wesen und Ziele der Rechtsphilosophie proklamiert Kohler entschieden seinen Neuhegelianismus, zwar für den Kenner Kohlers nicht mit neuen Gedanken, aber mit markanten Worten. „Ja, erweckt das Naturrecht wieder! erhitzt Euch über die Dienstmagd, der einmal Unrecht geschieht, und macht das Leiden des Schulmeisterleins, dem der Schulrat zusetzt, zur Weltaffäre! Eure weltgeschichtliche Tragik ist die Tragik der Kanzleiratsfamilie, der das Brot knapp ist, und die Pfarrerfamilie der Ottilie Wildermuth ist der Ausgangspunkt Eures philosophischen Denkens! Menschenrechte! Kultus der Einzelperson, weltgeschichtliche Verherrlichung des Stallknechts und das Lied vom braven Mann mit Orgelton und Glockenklang!“ — „Nicht Glückseligkeitszwecke, nicht Zwecke des Individuallebens sind die letzten Aufgaben des Rechts,

sondern eine großartige Schöpfung von Bildungswerten und ein gesunder, kräftiger Völkerkreis, der stets fähig ist, neue und immer neue Werte zu erzeugen. — Die Rechtsordnung erhält ihre Rechtfertigung durch die Rechtfertigung der Kultur, und diese wird gerechtfertigt durch die Weltentwicklung und die Betrachtung der Menschheit als einer evolutionistischen Wesensgattung, deren Bestimmung über die gewöhnliche Naturbestimmung hinausgeht. — Das Recht ist ein unentbehrliches Element der Entwicklung." Es ist ersichtlich, daß diese wertende Betrachtung des Rechtes vor die Aufgaben einer Rechtspolitik und einer philosophischen Rechtsgeschichte führt. — Kuhlenbeck gibt eine Analyse zur Psychologie des Rechtsgefühls. Er bemerkt zutreffend, daß das Rechtsgefühl, so wenig es in der juristischen Literatur erörtert wurde, doch die Wurzel des objektiven Rechtes sei. In seiner elementaren Wurzel fällt es nach Kuhlenbeck zusammen mit dem Affekt der Rache. Zum Rechtsgefühl im eigentlichen Sinne klärt es sich erst innerhalb einer Gemeinschaft, die gewissen Regeln untersteht, und zum Bewußtsein gelangt es erst durch Verletzung dieser Regeln. — D'Aguanno gibt einen Ueberblick über die rechtsphilosophischen Systeme, Toennies erörtert den Sinn und Wert einer Wirtschaftsphilosophie. L. Gumplowicz stellt in einem Artikel „Der Staat und die sozialen Gruppen" den Lebenslauf des Staates dar, der als ein zwischen Anarchie und Anarchie beschlossener Kreislauf erscheint; die treibende Kraft dieser Entwicklung bezeichnet Gumplowicz als sozialen Vitalismus. Berolzheimer berichtet über die deutsche Rechtsphilosophie von 1900—1906. Wir können die zahlreichen Artikel des 184 Seiten starken Heftes hier nicht einmal mit dem Titel vollständig anführen. Nur soviel, damit man aus unserer Auswahl kein falsches Bild erhält, daß die Hälfte der Artikel sich mit praktischen Gesetzgebungsfragen befaßt. Wir nehmen das Erscheinen der Zeitschrift als ein Zeichen, daß die Herrschaft des historischen Positivismus, der ja einstweilen noch auf den meisten Hochschulen das Szepter führt, sich zum Ende neigt, und wollen hoffen, daß das Archiv den Mut zum rechtspolitischen Denken, den ja unter Einfluß des historischen Relativismus die Akademiker ganz an die Parteipolitiker verloren zu haben schienen (man denke an den ersten Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuchs), neu belebt. — Die Ausstattung macht dem Verlag viel Ehre.



Bücherbesprechungen.



Jesinghaus, W., Nietzsches Stellung zu Weib, Liebe und Ehe. F. Rothbarth, Leipzig.

Dies Büchlein ist mit warmer Begeisterung und sachlich geklärtem, ruhig abwägendem Urteil geschrieben, wo es aber not tut, auch mit gerechter Entrüstung gegen schmähsüchtige Nietzsche-Feinde. In einem Eingangskapitel gibt der Verfasser in kurzen Zügen seiner Stellung zu Nietzsche Ausdruck und kommt hinsichtlich einiger allgemeiner Nietzsche-Probleme zu folgenden Ergebnissen: Der Kampf für und wider Nietzsche tobt noch immer ebenso heftig wie ehedem; „einigen Aegyptern ist eben das Krokodil heilig, einigen nicht". Besonders in der Frauenfrage hat Nietzsche so viel Gutes und Schönes gesagt, daß wir uns mit wahrer Ehrfurcht in seine Gedanken über dieses Problem vertiefen können. Denn er „predigt weder eine Zügellosigkeit in der Liebe, noch will er die Aufhebung der Ehe, noch erstrebt er die Emanzipation des Weibes. Wohl aber versteht er sich auf die verborgenen Schleichwege der Seele: andere gehen sie, er kennt sie und stellt alles, was im menschlichen Herzen sich regt, vor den Richterstuhl unserer Vernunft". Daraus folgt: Einmal ist Nietzsche ebensowenig wie unsere Klassiker ein Jugendverführer, wenn er einen jungen Menschen auch manchmal „irr und wirre machen" kann, vielmehr ist er ein Geist, der kraftspendend wie kein anderer „eine tastende, hastende Seele emporzureißen und hinaufzuführen vermag in eine wundervolle Sphärenwelt". Dann aber müssen wir zweitens, um Nietzsche überhaupt verstehen und würdigen zu können, nach psychologischer Methode verfahren; um ihm, dem „Seelenhorcher und -kenner", gerecht zu werden, müssen wir Psychologen sein. Dabei ist es zunächst ganz gleichgültig, ob wir seine Gedankenblitze als die genialen Einfälle eines Geisteskranken ansehen oder nicht; hier gilt es vielmehr, rein sachlich zu prüfen: „Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit". (Seneca.)

Das zweite, umfangreichste Kapitel bietet in liebenswürdiger Form eine weder idealisierte, noch allzu düster gemalte Psychologie des Weibes, wie sie dem Stand-

punkt unseres Philosophen entspricht. Berechtigt zu einer Aeußerung seiner Gedanken über Weib, Liebe und Ehe, die er von einem Gesichtspunkte aus behandelt, war Nietzsche aus zwei Gründen: durch seinen psychologischen Scharfblick ebensosehr wie durch seinen Verkehr mit vielen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts. Seine Ansichten stehen in engstem Zusammenhang mit seiner gesamten Weltanschauung, jenem lebensfreudigen Optimismus, der ja sagt zum Leben in dieser denkbar besten Welt, ja sagt zur Lust wie auch zum Schmerz, der als vornehmsten aller Instinkte den Willen zur Macht predigt. Um das Ziel dieses Willens zu erreichen, müssen wir zunächst an uns selber arbeiten, vor allem die Frauen, die zur Mutterschaft prädestiniert sind. Von den Eigenschaften, die ein echtes Weib besitzen soll — dahin gehören vor allem Tüchtigkeit im Haushalt, die Kunst, durch Liebreiz und Anmut zu gefallen und so den „Geist der Schwere" zu bannen, die Unterordnung unter den Willen des logischer denkenden Mannes bei sonst völliger Ebenbürtigkeit, endlich auch eine gewisse naturgemäße Unberechenbarkeit, die bald als Heroismus, bald als Willensschwäche sich äußert — zeichnet Nietzsche keine Idealbilder, sondern wahre Lebensbilder. Von den Frauen „hat wohl keiner ein treueres Bild entworfen als Nietzsche".

Nicht folgen kann ich dem Verfasser in dem Grundsatze des nächsten Abschnittes über Nietzsches Stellung zur Liebe, wenn er sagt: „Wahre Freundschaftsliebe dünkt uns eine Unmöglichkeit." Daß eine Steigerung der Freundschaft zu einer ganz vertieften, veredelten Liebe wohl möglich, wenn auch nicht alltäglich oder häufig ist, hat er doch an Nietzsche selber vorher klar erwiesen. Obwohl der Philosoph die Liebe von ihrer sinnlichen Seite kaum kennen lernte, mißachtete er die „Wollust" ja durchaus nicht, sondern wünschte nur eine größere Vergeistigung dieses Triebes im Hinblick auf seinen hohen Zukunftsgedanken vom kommenden Menschen.

Endlich behandelt Jesinghaus Nietzsches Gedanken über die Ehe. Nach Nietzsche „braucht die Liebe nicht zur Ehe zu führen, sie kann es aber". Die Ehe, eine Institution, die wie Staat und Kirche nur um der Menschen willen besteht, soll, auf Freundschaft gegründet, ein höheres Ziel verfolgen als die bloße Befriedigung sinnlicher Lust: „Der Strahl eines Sternes glänze in eurer Liebe! Eure Hoffnung heiße: möge ich den Uebermenschen gebären!"

Zusammenfassend kann ich nur wiederholen: Die vorliegende Schrift ist bei der großen Belesenheit des Verfassers, die sich in treffenden Zitaten äußert, anregend, geistreich und begeisternd geschrieben. Möge sie recht viele Leser finden und noch mehr Leserinnen; denn ihnen weiß sie vor allen anderen viel Wertvolles zu sagen. Hans Olbertz.

Bauer, O., Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Band 2 der Marx-Studien, herausgegeben von Dr. Max Adler und Dr. Rud. Hilferding. Wien 1907, J. Brand. 576 S. 8,40 M.

Die nationalen Bewegungen im Leben der Völker, die unser Zeitalter kennzeichnen, haben auch die sozialdemokratische Partei zur Stellungnahme gezwungen. Bei der ablehnenden Gleichung: national = bourgeois konnte man nicht stehen bleiben. Sie war aus den antinationalen Stimmungen und Gefühlen, mit welchen die Partei gegen die Ungerechtigkeit des Ausnahmegesetzes reagierte, geboren worden und aus ihnen heraus auch begreiflich. Aber seitdem hat sich vieles gewandelt, und heute nötigen Gründe allgemeiner und besonderer Natur, Gründe der Taktik und der Organisation die Sozialdemokratie zu einer Prüfung und Neuwertung der überlieferten Auffassung. In der Tagesliteratur nimmt die nationale Frage seit langem einen hervorragenden Platz ein. An einer systematischen Behandlung des schwierigen Problems hat es bis jetzt gefehlt. Diese Lücke füllt B.'s Buch in dankenswerter Weise aus. Es ist eine fleißige, gründliche Arbeit, die auch der Nichtsozialdemokrat trotz mancher Wiederholungen und Längen mit Interesse lesen wird; um so mehr, wenn er stets im Auge behält, daß sie sich, und nicht immer zu ihrem Vorteil, durch die Bezeichnung „Marx-Studie" selbst Mittel und Ziel bestimmt.

Die Ausführungen des Verfassers gipfeln darin, „eine Verfassung, die jeder Nation die Macht gibt, ihre Kultur zu entwickeln; eine Verfassung, die keine Nation dazu zwingt, sich diese Macht erst im Kampfe um die staatliche Gewalt immer wieder zu erobern und zu behaupten; eine Verfassung, die die Macht keiner Nation auf die Herrschaft der Minderheit über die Mehrheit stützt" (S. 318) im Namen des

Proletariats zu postulieren, als eine „Forderung, die dem Bedürfnis seines wirtschaftlichen und politischen Kampfes, die seiner Idee eines öffentlichen Gemeinwesens, die schließlich seiner besonderen Ideologie, seiner Idee vom Verhältnis von Kultur und Arbeit entspringt." (S. 322—323.)

Das bedeutet eine völlige Preisgabe der bisher herrschenden Parteitheorie und ein erfreuliches Zugeständnis an den „Revisionismus", auf welchen sich der Verfasser, ebenso wie auf die „Akademiker" hier und da einen kleinen Stich gönnt. Mit dem Agrarproblem, in dessen Behandlung Bauer der Vogelstraußpolitik der ganzen Partei folgt, mit der Umsturz-, Verelendungs- und Streiktheorie wird es ebenso gehen. Daß der Verfasser an der überlieferten Auffassung kleben bleibt, gereicht seinem Buche nicht zum Vorteile.

Allen „Rassentheorien" tritt der Verfasser schroff ablehnend gegenüber und nimmt sich heraus, unter Hinweis auf sie von „dilettantischer Afterwissenschaft" zu sprechen. Doch wäre es ihm nur dienlich gewesen, wenn er in manchen Punkten die Ergebnisse der modernen anthropologischen Forschung berücksichtigt hätte. B. sieht in der Rasse nichts anderes mehr, als eines jener „Mittel, durch die die Bedingungen des Kampfes ums Dasein ihre Wirksamkeit entfalten" (S. 121) und stellt alle Rassentheorien in Gegensatz zum Darwinismus. Das ist eine völlige Verkennung der Wege, welche die anthropologische Forschung geht; das heißt an innerem Kulturwert alle Rassen einander gleichstellen und vergessen, daß äußere Entwicklungseinflüsse, welcher Art sie auch sein mögen, wirkungslos bleiben, wenn ihnen nicht innere Veranlagung entgegenkommt. Ueber das Entstehen solch' innerer Veranlagung lassen sich nur Vermutungen anstellen — aber daß sie vorhanden und bei verschiedenen Rassen in verschiedenem Maße vorhanden ist, das lehrt Urgeschichte und Geschichte. Mindestens seit dem Neolithikum bestehen die Menschenrassen unverändert, so daß sie als Dauertypen anzusprechen sind, die sich trotz aller Milieueinflüsse, troz Mischungen und Kreuzungen immer wieder durchsetzen. Das steht in keinem Widerspruch zur Deszendenzlehre.

Zu den Einzelheiten möchte ich nur bemerken: Daß die ältesten Sitze der Germanen nicht höchstwahrscheinlich zwischen Oder und Weichsel, sondern bestimmt im mittleren Schweden lagen, steht heute fest. — Es ist falsch, zu sagen, daß „manches keltische Wort frühzeitig in den germanischen Sprachenschatz eingegangen sein muß" (S. 38). Vielmehr lehrt Schädelkunde und Sprachforschung gleichermaßen, daß Germanen und Kelten in früheren Zeiten e i n Volk gewesen sind. Die alten Schriftsteller wußten denn auch keine feste Grenze zwischen den an Gestalt und Tracht, Sitte und Sprache ähnlichen Stämmen zu ziehen. — Ueber die Möglichkeit der Assimilierung der Juden liegen mehr als „ungewisse Einzelbeobachtungen" vor. Ich nenne nur die Marannen, Maiminen, Anusim. Kennt der Verfasser nicht die Arbeiten Sofers auf diesem Gebiete? — Die Tatsache, daß in England trotz seiner fortgeschritteneren kapitalistischen Entwicklung die Sozialdemokratie soviel weniger, wie in Deutschland Eingang gefunden hat, erklärt sich einfach dadurch, daß der Kapitalismus nicht notwendigerweise auf alle Schichten, die er umwälzend ergreift, verelendend wirkt. — Des Verfassers Behauptung, die modernen Schutzzölle seien den Arbeiterinteressen schädlich, weil sie vorwiegend Produktionszweige mit hoher organischer Zusammensetzung förderten, ist aus der Luft gegriffen. Im modernen Staat gibt es auch Agrarzölle.

Die kapitalistische Gesellschaftsordnung wird noch Jahrhunderte bestehen bleiben. Aber schon heute geht die Sozialdemokratie — sei es nun infolge oder trotz ihres theoretischen Endzieles — den richtigen Weg, den die Linie der Entwicklung weist: wahre Kultur in immer tiefere Schichten zu tragen. Aber wahre Kultur ist in ihrem innersten Wesen stets national, und so liegt es in der Natur der Entwicklung, daß der Arbeiter, um den nationale Kultur erst einmal das einigende Band geschlungen, trotz aller Subtilitäten der Theoretiker anders denkt und fühlt, als der durch halbverstandene Schlagworte eben aufgerüttelte Proletarier. Neben dem rationalistischen wird immer mehr das nationale Moment zur Geltung kommen und schließlich auch ohne Umsturz der Gesellschaftsordnung das Endziel erreicht werden: Differenzierung des nationalen Lebens der Völker, unter gleichzeitigem Ausbau ihrer internationalen Beziehungen. G. Weiß.

Chatterton-Hill, G., Heredity and Selection in Sociology. London 1907. Black Bros. 554 S. 12.50 M.

Die außerordentliche Belesenheit des Verfassers in Biologie, Soziologie und Philosophie macht ihn unselbständig; man empfindet in allen Teilen des Buches

geistige Hintermänner. Dem entspricht die entschiedene Anhängerschaft an bestimmte Schulen und eine gewisse Mattheit im persönlichen Urteil, soweit neue Konsequenzen und Ausblicke in die Zukunft in Betracht kommen, die um so dringender nötig sind, als sein Gesamturteil über die Gesellschaft der Gegenwart mit Recht sehr ungünstig ist. Wer auf den Mangel starker Volksideale mit Schärfe hinweist, sollte neue, wenn auch noch unbestimmte anzudeuten wagen. —

173 Seiten bilden die Einleitung: ein peinlich genaues Sammelreferat über die Biologie von heute; engster Anschluß an Darwin-Weismann, kurze und radikale Verurteilung von Lamarck, dessen Anschauung er etwas harmlos wiederholt „die nunmehr abgetane“ (the now exploded theory) nennt. Wirklich? Einen Neo-Lamarckismus scheint der Verfasser nicht zu kennen, und dessen erstaunlich tiefe Erweiterung durch Pauly erst recht nicht. Dogmatischer Gesamtbefund: Auslese und Anpassung sind die biologischen Gesetze, die rein mechanisch alles beherrschen. Auf Einzelheiten einzugehen fehlt der Raum. Diese Darstellung hätte, weil innerlich nur in ihren Folgerungen für die Gesellschaftslehre von Bedeutung, den fünften Teil des Umfanges einnehmen können; der Mangel eines Zusammenhanges mit dem Hauptteil wäre dann weniger fühlbar geworden.

Es folgen dann Erörterungen zur „Sozialpathologie“: Selbstmord, Wahnsinn, Syphilis, durch Tabellen erläutert. Der Selbstmord ist eine Folge mangelnder sozialer „Integration“, diese selbst Folge des immer weiter gehenden Individualismus. Weiter wird der Nachweis geführt, daß der überlieferte (äußerliche) Fortschritt bisher dauernd mit biologischem Rückgang verbunden gewesen ist; daß der Krieg längst nicht mehr auslesend im positiven Sinn, sondern als „an instrument of counter-selection“ wirkt. Ferner wird auf die ungünstige, weil geringere Vermehrungsziffer der höheren geistlichen Stände zum Vergleich zu den niederen ($1 : 1^1/_4$), sowie auf den unheilvollen Einfluß hingewiesen, den Humanität und Christentum auf die Rassenhygiene ausüben.

Im dritten Teil wird der Manchesterliberalismus und der Sozialismus kritisch verneint; der erstere schafft unerträgliche Extreme von Elend und Reichtum, der letztere beseitigt den lebensnotwendigen Kampf ums Dasein. Auch die Wissenschaft kann nicht das Rückgrat des modernen Staatenlebens werden, weil sie die Gefühlsbedürfnisse des Menschen vernachlässigt.

Eine Kraft aber muß verhanden sein, die über die Bedürfnisse des Einzelnen hinausreicht und auch über der sozialen Gesamtmenge steht, wodurch allein sie dieser den notwendigen inneren Zusammenhang, die Volkskraft, verleiht; als solches bleibt nur ein „Ideal“, etwas Metaphysisches übrig. Hier fehlt zwischen Glaube, Religion, Kirche, Ethik, Metaphysik jede klare Grenze; Behauptungen wie „a supra-rational sanction is a religions sanction“, p. 537, und „morality implies religions belief“, p. 538, sind bedauerlich. Als letztes und bestes Ideal bleibt die katholische Kirche. Logisch ist das richtig herausberechnet, aber absolut nicht psychologisch, denn diese „Kirche“ ist keine Religion, sondern ein System, ein formaler Aufbau, eine Konstruktion mit einigen Resten von Christentum als Inhalt. Daneben wird die hohe Bedeutung des japanischen „Buschido“ (Nationalethik + Ahnenverehrung) betont, der das Gegenteil einer Kirche und nicht einmal eine Religion ist. Die Beurteilung des Protestantismus als sozial wertlosen Restbestandes einer leider einst dagewesenen „Bewegung“ ist töricht (vgl. p. 235 the dry bones of German protestantism) und besonders töricht, wenn in Gegensatz gebracht zu der Anglican Church. Wenn es auf der ganzen Erde einen Protestantismus gibt, dessen seelenlose Dürre, dessen Pharisäertum, dessen leerer Formelkram, dessen protzige Herrschsucht ein abstoßendes Gesamtbild geben, so ist es die Established Church of England; man vergleiche damit ihre glühenden „protestantischen“ Feinde Bunyan, Milton usw. Dagegen hat der deutscne Protestantismus als sozialer Faktor vom Großen Kurfürsten an bis zum Krieg 1870 enorme Arbeit geleistet und steht gerade in seinen feinsten und freiesten Vertretern erfreulich hoch über entsprechenden Engländern. Daneben vergleiche man die „soziale Leistung“ des Katholizismus in Oesterreich, Irland, Spanien, Polen, Südamerika. Auch die Tabelle, die beweisen soll, daß der Selbstmord unter Protestanten stärker ist, als unter Katholiken, ist total falsch gedeutet. Uebrigens ist der Verfasser ganz frei von Chauvinismus; seine Religionsanschauungen sind wissenschaftliche Deduktionen.

Im ganzen ist das Buch sehr inhaltsvoll, im zweiten und dritten Teil anschaulich und fließend geschrieben, ausgezeichnet durch viele geistreiche Einzelheiten. Auch seine nachdrückliche Betonung eines uns fehlenden Ideals ist vollbegründet.

Dr. F. Kühner.

Günther Jacoby, Herders und Kants Aesthetik. Leipzig 1907, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 348 S. Preis geh. 5,40 M., geb. 6,30 M.

Die Aufgabe, die der Verfasser sich stellt, besteht nicht darin, nur eine historische Darstellung der in Frage stehenden Theorien zu geben. Ihm dünkt es wertvoller, die aus dem Vergleich sich ergebenden Gegenwartswerte herauszulösen: „Der Streit, der zwischen Kant und Herder in Sachen der Aesthetik ausbricht, beleuchtet zum erstenmal in voller Schärfe einen Gegensatz, der auch heute noch zu den wichtigsten Streitpunkten in der Wissenschaft der Aesthetik gehört" (S. 14). Und die Aufgabe ist mit Absicht und mit glücklichem Geschick — so müssen wir hinzufügen — in der durch den Titel ausgedrückten Form gefaßt, nicht etwa umgekehrt. Denn erstens „ist es in der Tat des Verfassers Meinung, daß die Ausführungen der Kalligone (des ästhetischen Hauptwerkes Herders) in weiterem Umfange den ästhetischen Tatsachen gerecht zu werden wissen als die Ausführungen der Kritik der Urteilskraft". Und zweitens: „Daß überhaupt die Frage nach dem Verhältnis zwischen Kants und Herders Aesthetik für uns ein Interesse hat, ist nicht Kant, sondern Herder zu verdanken" (S. 16). Der Verfasser entledigt sich der klar durchschauten Aufgabe durchweg mit der gleichen durchsichtigen Klarheit. Im ersten Abschnitt behandelt er allgemeine Vorfragen: Herder und Kant, Herders und Kants Aesthetik, Herders und Kants Aesthetik in der Kritik des 19. Jahrhunderts, die Zeitgenossen, Herders Aesthetik in den Jahren ihrer Entwickelung. Der zweite Teil ist Herders Aesthetik zur Zeit ihrer Vollendung gewidmet; der dritte Abschnitt bringt Herders Probleme in der Aesthetik Kants zur Darstellung. Nach des Verfassers Ansicht besteht „der tiefliegendste Unterschied, der zwischen der gesamten Aesthetik und Ethik, ja vielleicht zwischen der gesamten Philosophie Herders und Kants gefunden werden mag", darin: „Herder geht von der Erfahrung aus und webt die Tatsachen des Bewußtseins in seine Auffassung von Natur und Welt als Bestandstücke hinein. Kant sondert eine gewisse Art von Tatsachen aus den Erscheinungen des Bewußtseins aus, löst sie von allem ab, was sonst der Erfahrung angehört, und baut auf ihnen eine neue übersinnliche Welt" (S. 285). Als klingender Unterton webt sich durch die gesamten Erörterungen der Gedanke: „Herders Aesthetik läßt den Gedanken einer ästhetischen Entwicklung und Erziehung des Menschen freien Raum, indem er das Schönheitserlebnis auf eine psychologisch-wandelbare Grundlage stellt. Andrerseits legt er das Ziel dieser Entwicklung und die Norm der Erziehung fest, indem er die ästhetische Lust an dem Begriffe der Vollkommenheit orientiert und sie in Zusammenhang bringt mit der Bedeutung des Menschenlebens überhaupt" (S. 140). Während Kant das Problem der Aesthetik vom Standpunkte seines verstandeskalten Kritizismus aus zu lösen suchte, ging Herder mit einem überaus feinen ästhetischen Empfinden an seine Aufgabe. Wem der Verfasser den Vorrang in seiner Bedeutung für die Gegenwart einräumt, ist aus der kurz gekennzeichneten Art der Behandlung klar. Das Hauptverdienst der fesselnden Arbeit Jacobys besteht aber darin, daß er den Nachweis erbringt: Herder hat mit sicherm Blick die Bahnen vorgezeichnet, in denen die moderne Aesthetik sich bewegen muß. Herder hat ahnungsvoll hingewiesen auf das Ziel der von uns angestrebten ästhetischen Kultur, die jene Vervollkommnung des Menschengeschlechts durch die Harmonie seines Innenlebens mit der Außenwelt herbeiführen soll.

Hans Olbertz.

Notiz.

Ein Leser der Politisch-anthropologischen Revue, Akademiker, welcher sich demnächst zu mehrjährigem Aufenthalt nach China begibt, aber auch Japan und Indien zu bereisen gedenkt, erbietet sich aus Interesse an der Sache, bei dieser Gelegenheit zur Klärung von anthropologischen, ethnologischen oder Rassefragen beizutragen, sofern ihm von Spezialforschern, denen es an der Möglichkeit persönlicher Information mangelt, diesbezügliche Aufgaben zugewiesen werden sollten. — Weiteres vermittelt die Redaktion der Politisch-anthropologischen Revue.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.

Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.

Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VI. 10. 1907.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Neue biologische Grundlagen der Soziologie.

C. H. de Méray.

Wie bekannt, tat H. Spencer in der Soziologie den ersten Schritt nach der naturwissenschaftlichen Richtung, aber noch zu einer Zeit, wo die Zellenphysiologie erst am Anfange und die Bakteriologie noch nicht einmal so weit war. Infolgedessen baute sich auf den biologischen Grundsätzen Spencers nur eine Philosophie unter dem Namen der „organischen Soziologie" auf, denn ein naturwissenschaftlicher Fortschritt konnte solange gar nicht gemacht werden, als sich die Wissenschaft der Zellularphysiologie, diese letzte Eroberung der Biologie, nicht entfaltet hatte.

„Was auf dem Gebiete der Zellularphysiologie im Laufe der letzten Dezennien geleistet worden ist, bildet heute die eigentliche Grundlage unseres Wissens und unserer Vorstellungen über Struktur und Lebensäußerungen aller Organismen", schreibt Schaper.

Bei dem Lichte solcher neuen wissenschaftlichen Grundbegriffe müssen wir nun auch zur Untersuchung des sozialen Lebens schreiten, das doch immer ein Komplex lebendiger Individuen ist.

I.

Die einfachste Art des Lebens, deren Vorgänge wir schon beobachten können, ist die der Bazillen. Sie sind einzelne Lebewesen, Individuen, sie haben alle die Eigenschaften des lebendigen Lebens, und nicht nur, daß sie sich ernähren, daß sie wachsen und sich vermehren, sondern sie haben auch ein den Tieren und Menschen durchaus gleichgeartetes Leben; selbst ein psychisches können wir ihnen ebensowenig versagen, wie den Tieren. Die Acinete z. B. ist eine winzige Protozoe, die, herangewachsen, derartig giftige Fühler hat, daß sie für eine andere Protozoenart, die Amöbe, sehr gefährlich ist. So beobachtete Carter eine Amöbe, die genau wußte, daß die junge, eben aus dem Mutterleibe ausgekrochene Acinete in dieser ihrer Jugend noch sehr gut zu verzehren ist. Die Amöbe wartete nun, bis die Acinete von der Mutter frei wurde, und erst dann, als die junge Acinete sich ganz von der Mutter abgelöst hatte, griff sie diese an. Rhumbler beobachtete einen Fall, wo zwei Amöben ein und denselben

Infusorienfaden verschlangen; als sie zusammenkamen, blieben sie eine Weile einander gegenüber, dann ließ die eine den verschlungenen, aufgerollten Faden wieder heraus und die andere — gewiß die stärkere — bekam ihn ganz. Jennings weiß uns von ganzen Dramen im Mikroskop zu berichten: Er wollte ein kleines Stück von einer Amöbe abschneiden. Während dieses Stückchen noch an der Mutter hing, trachtete eine andere große Amöbe danach, es zu verschlingen. Die große Amöbe nähert sich der betreffenden Stelle, macht eine Bewegung wie das Oeffnen eines Mundes, während das Mutterstück das Stückchen weiter schleppen will. Die Einschließung ist der Amöbe gelungen, die Verbindung zwischen den beiden ersteren ist zerrissen. Das kleine Stück ist jetzt vollkommen im Bereiche des Angreifers, aber dennoch durch eine Wasserschichte von demselben getrennt. Es ist durch seine Verletzung zuerst in Unfähigkeit versetzt, beginnt aber bald, sich wieder zu regen. Es sendet Höckerspitzen aus, durchbricht den es umschließenden Körper und entkommt. Der Angreifer verfolgt es, erreicht es und erfaßt es aufs neue. Jetzt aber verteidigt sich das kleine Stückchen schon, anfangs geht es noch schwer, aber plötzlich schlägt die große Amöbe eine andere Richtung ein, ihre Fühler erreichen das Stückchen nicht mehr und dieses entkommt. — Romanes sagt: „Wer die Bewegungen einer Infusorienzelle beobachtet hat, wird diesen schwerlich eine Intelligenz aberkennen, mag sie auch noch so klein sein.“

Die Bazillen sind die kleinsten Lebewesen, deren Leben das menschliche Auge beobachten kann. Allerdings sind sie auch schon höher zusammengesetzte Lebewesen, denn sie bestehen ebenso aus einer Unzahl von lebendigen Molekülen, wie z. B. die Tiere und Menschen aus einer Unzahl von Zellen. Die Lebenserscheinungen jener Moleküle können wir aber nicht mehr beobachten. Nach Errera besteht der kleinste Micrococcus progrediensis aus 30000 Eiweißmolekülen. Nach der Berechnung Nägelis dürften in einem Kubikmillimeter Keimzelle 400 Millionen Moleküle vorhanden sein. — Und der Physiologe Delage, wie auch Haeckel berichten von demselben Kampfe ums Dasein der Moleküle, wie er unter allen Lebewesen herrscht. In neuester Zeit ist die Wissenschaft sogar im Begriffe — wie R. Francé schreibt —, eine sehr feine und komplizierte Organisation der lebendigen Substanz aufzudecken; denn die Zelle ist ein viel zu kompliziertes Gebilde, als daß wir sie noch ferner für die Einheit des Lebens halten könnten. Kunstler sagt: „Die Zelle ist selbst ein Organismus aus kleineren zusammengesetzt, denen alle selbständigen Lebensfunktionen — Ernährung, Wachstum und Fortpflanzung — zukommen, die also gewissermaßen Zellen zweiter Ordnung sind.“

Soweit wir das Leben überblicken können, handelt es sich immer um kleinere Lebewesen, die sich zu einem größeren vereinigen. Selbst die Atome, aus denen die Moleküle gebildet sind, behandelt z. B. Crookes als selbständige Wesen; sie verdanken ihr Sein dem Kampf ums Dasein, wie ihn Darwins Entwicklungslehre darstellt; die Widerstandsfähigen überleben die weniger Widerstandsfähigen. Ein Prinzip der Schöpfung — sagen wir ein monistisches Prinzip — scheint also so ziemlich auf der ganzen Linie festgestellt zu sein. Angefangen von den Atomen, Molekülen, Zellen, Tieren bis hinauf

zu den Menschen, die wieder eine größere Einheit aus sich heraus bilden: die Zivilisation.

II.

Das Bakterienleben ist ein ganzes Reich des organischen Lebens. Eine Unmasse von Bazillen lebt auf der Welt, um so vielmal sie kleiner sind, um so vielmal mehr Millionen als von anderen Lebewesen. Es sind unter ihnen gefährliche und nützliche. Nützliche, die förmliche Haustiere der Zellen höherer Art im tierischen Organismus sind. So würde z. B. die Darmtätigkeit sehr beeinträchtigt sein, wenn dort nicht ganze Herden von gewissen Bazillen ihre Tätigkeit ausübten. Andere sind aber ganz schädliche Elemente, die die Zellen zerstören wollen, und gegen die sich die letzteren verteidigen, indem sie sie töten und verzehren.

Auch wissen wir, daß unter den Bazillen eine ebensolche Reihenfolge der Entwicklung vorhanden ist, wie unter den Tieren. Es gibt niedere und immer höhere und höhere Arten, bis zu der Amöbe, die ungefähr dieselbe Stellung in diesem Reiche des Lebens einnimmt, wie der Affe im Tierreich. Sie hat am vollkommensten alle Eigenschaften, welche jene entwickelteren Zellen besitzen, welche schon die Fähigkeit haben, sich zu einem höheren, aus Zellen zusammengesetzten Organismus zu verbinden; ebenso wie der Affe unter den Tieren am vollkommensten alle jene Eigenschaften aufweist, welche die des zivilisationsbildenden Menschen sind. Aber wie der Affe noch keine Zivilisation bildet, so bilden sich auch aus den Bazillen noch keine Zellenorganismen.

Die Bazillen leben zerstreut, wie die Tiere. Im allgemeinen hat die gleiche Art nur Fortpflanzungsbeziehungen zueinander, ebenso wie dies bei den Tieren der Fall ist. Doch bilden sie auch eine Gemeinschaft, wie die Tiere. Wir wissen zwar nicht, wie dieses Zusammenleben, das wir bei den Tieren doch schon verfolgen können, organisiert ist, da die Bazillen für solche Beobachtungen viel zu klein sind. Aber dennoch hat man in der Bakteriologie die Erfahrung gemacht, daß gewisse Bakterien, wenn sie gezüchtet werden, im Glase eine ganz bestimmte Form ihrer Kultur, ihrer Kolonie zeigen, so daß man aus der Form ihres Zusammenlebens auf die Bazillenart zu schließen vermag. Diese speziellen Formationen deuten entschieden darauf hin, daß die eine Bazillenart in der einen, eine andere in einer andern Weise sich organisiert; gleichwie solche Unterschiede auch im Tierreiche obwalten.

Es gibt also ein in einer gewissen Weise geordnetes, organisiertes Zusammenleben sowohl unter den Bazillen als auch unter den Tieren. Mit ihrer ganz ähnlichen individuellen Konstitution vollführen die Bazillen gewiß ganz ähnliche Lebenstätigkeiten, wie die höheren Zellen. Gerade so wie auch die Tiere mit ihrer ganz ähnlichen physischen Konstitution ganz ähnliche Lebenstätigkeiten vollführen wie die Menschen.

Wo ist aber nun die Grenze zwischen Tier und Mensch? Auf diese Frage geben eben die Bazillen und die höheren Zellen eine ganz präzise physische Antwort.

Der Unterschied zwischen Bakterien und höheren Zellen ist der — wie sich Roux ausdrückt —, daß die ersteren die Fähigkeit entbehren, zum Aufbau höherer Organismen zusammenzuwirken. Die Bakterien — sagt Schaper — können aus ihrem Verbande austreten und einzeln weiterleben, während die eigentlichen Zellen nur als morphologische Einheit in jenem Ganzen leben können, dem sie angehören; d. h. aus Bakterien kann nie ein Aufbau entstehen, der selbst ein höherer Organismus wäre. Die Bakterien bilden keinen Verband, in dem sie die morphologische Einheit wären. Aus ihnen bildet sich kein selbständiges Leben, und darin besteht eben die Grenze zwischen Bazillen und höheren Zellen; denn erst diese sind dazu fähig, einen solchen Zellenverband auszubilden, der selbst lebt, wie eben alle aus Zellen zusammengesetzten Organismen. Aus einer Bazillenkolonie kann kein lebendiger Körper entstehen, mag ihr Zusammenleben noch so groß und noch so kompliziert sein: es bleibt nur eine Kolonie. „Eine Million Bazillen, die in einem Aufguß umherwimmelt, ist in biologischem Sinne doch nicht gleichwertig mit einer Million Zellen" — schreibt Francé. Gewiß leben auch die Bazillen in einer ihnen eigenen Art des Zusammenwirkens, worauf schon der erwähnte eigentümliche Bau der verschiedenen Bakterienkolonien deutet, der entschieden nur durch ein gemeinsames Zusammenwirken entstehen konnte. Aber dieses bildet immer nur eine gewisse Ordnung der gegenseitigen Beziehungen, niemals aber ist es selbst ein organisch gebauter, lebender Körper. Man kann die Bazillenkolonie auseinanderrütteln und auseinandertreiben: die Bazillen leben weiter, bilden neue Kolonien; es wurde dabei kein Leben zerstört.

Das wunderbarste Bild des Zusammenlebens zeigen die Mixobakterien Thaxlers; förmlich wie eine Pflanze sieht dies Gebilde aus, dennoch fehlt ihm das eigene Leben.

Dem entgegen aber bilden die höhern Zellen einen selbständigen lebendigen Organismus, einen Körper, der auch selbst die Eigenschaften des lebendigen physiologischen Organismus aufweist, den man nicht auseinandertreiben kann, wie eine Bazillenkolonie, bei der die Bazillenzellen selbständig weiterleben; sondern in diesem sind die Zellen immer nur morphologische Einheiten jenes alles umfassenden Lebens.

Und wenn wir uns nun dem Tierleben zuwenden, so finden wir ganz eben dieselben physischen Relationen — und durchaus nicht Analogien — im Zusammenleben der Tiere, wie in dem der Bazillen. Auch die Tiere haben ihre eigenen verschiedenen Arten des Zusammenlebens. An Zahl gibt es sogar größere Gemeinschaften, als es die ganze menschliche Zivilisation ist. Nach Marschall muß man an ein Zusammenleben von 16 Milliarden Tamorakrebsen glauben, während auf der Erde nur 1500 Millionen Menschen leben. Einzelne Schwärme von 150 Millionen Vögeln sollen beobachtet worden sein. Aber denken wir nur an Ameisen und Bienen: sie bilden ein so kompliziert organisiertes Zusammenleben, wie — eine Zivilisation. Man beobachtet die schönste Arbeitsteilung; man könnte von geistreichen Einrichtungen sprechen, selbst von einer auf die Zukunft bedachten Oekonomie. Man bewundert täglich mehr ihre Intelligenz, wie vollkommen sie ihr Lebensprogramm zum Wohle der Gesamtheit ausführen. Diese

eigenartige Erscheinung des Tierlebens hat alle bisherige Auffassung des menschlichen Gesellschaftslebens gestört; denn bekanntlich hat die Soziologie das Wesen der menschlichen Kultur immer und immer wieder auf gewisse geistige Eigenschaften der Menschen zurückgeführt, die in seiner höheren Intelligenz bestehen, mit der er die Vorteile des zivilisierten Lebens erkannte. Doch, wenn auch eine gewisse, oft hochkomplizierte Ordnung im Zusammenwirken der Tiere vorhanden ist, und sei es eine noch so große Schar der Zusammenlebenden, seien diese noch so sehr kompliziert organisiert, so entsteht aus ihnen nichts, was die Merkmale eines e i g e n e n L e b e n s hätte. Ein Ameisennest wird nie ein lebendiger Körper werden. Ein Bienenkorb selbst lebt nie. Man kann die Ameisen, die Bienen auseinandertreiben, es wird dabei kein organisches Leben zugrunde gehen, denn die Tiere scharen sich zu neuen Kolonien zusammen. Diese bleibt immer eine Kolonie. Die Schwärme, die Schar der Individuen, teilen sich wohl, aber ein Ameisennest oder ein Bienenkorb teilt sich niemals in lebendige Stücke. Es fehlt allen diesen Tieren dasselbe, nämlich die Fähigkeit, zum Aufbau höherer Organismen zusammenzuwirken.

Dem entgegen beginnt mit dem Menschen ein ebensolcher Zyklus der Schöpfung gegenüber der Tierwelt, wie mit den Zellen gegenüber der Bazillenwelt. Mit dem Menschen fängt der Bau der Zivilisation an, die Menschen bilden nicht mehr eine zusammengescharte Kolonie, sondern ein Gebilde, das selbst alle Merkmale des lebendigen Lebens in sich trägt. R. Hertwig schreibt: die Tierstaaten bestehen alle nur auf der Basis des Geschlechtstriebes, der die Tiere vereint, was weiter zu der Sorge für die junge Brut führt. Demgegenüber ist aber unsere menschliche Zivilisation ein ebenso konstituierter physiologischer Bau, wie die Organisation der Zellen zu einer lebendigen höheren Einheit. In ihr sind die Menschen morphologische Einheiten in einem Verbande, außerhalb dessen sie nicht zu leben vermögen, ohne zugrunde zu gehen. Wir könnten zwar subjektiv denken, daß wir schließlich fähig wären, auch außerhalb der menschlichen Zivilisation zu existieren; der Tatbestand ist aber, daß wir durchaus keine Menschen außer dem Verbande irgendeiner Zivilisation kennen, und sei sie noch so primitiv. Wir wissen von wilden Menschen, die dem Urtypus der menschlichen Zivilisation angehören, aber verwilderte, tierisch herumirrende Menschen gibt es nicht. Wo Menschen zusammen leben, da finden sie sofort eine Gemeinschaft, die sich von allem tierischen Zusammenleben ganz und eben dadurch unterscheidet, wodurch sich auch die Bazillenkolonien von dem aus Zellen gebauten physiologischen Körper unterscheidet, nämlich durch den S t o f f w e c h s e l.

III.

In das Wesen dieses Stoffwechsels können wir einen Einblick erhalten.

Die Bazillen wie auch die höheren Zellen bilden — so sagte früher die Physiologie — Protoplasmaklümpchen, in dem ein Kern, der Zellkern liegt. Anfangs dachte man sogar, daß es Zellen auch ohne Kern gäbe, und die Bazillen hielt man für solche. Allmählich mußte man aber das Wesen der Zelle anders bestimmen. Roux wies nach, daß, wo man früher keinen Kern sah, die Sache eher umgekehrt

sein könnte, nämlich, daß fast die ganze Zelle ein Kern sei, den aber doch eine dünne Protoplasmahülle umgibt.

R. Hertwig faßte noch vor einigen Jahren die Frage auf folgende Weise zusammen: „In neuerer Zeit haben sich sehr bedeutende Forscher immer entschiedener dahin ausgesprochen, daß sie sich eher einen Kern ohne Protoplasma, als ein Protoplasma ohne Kern vorstellen können. Und so gelangte der Kern bei der Bestimmung der Zellenindividualität zu einer immer hervorragenderen Stelle. Ja, heute kann man schon sagen, daß das eigentliche Individuum der Zellkern ist, und alles, was ihn umgibt, nur seine Arbeitsmittel, Werkzeuge, aufgespeicherten Vorräte, sein Hab und Gut sind.“ Hier seien die wunderschönen Studien erwähnt, in denen Ehrlich z. B. den Zellkern als das Bleibende, das Protoplasma als das Veränderliche entwickelte. Nach Nußbaums Forschungen ist der Zellkern das herrschende, das organisierende Element. Rhumbler und Boveri bewiesen, daß der Zellkern bei den Vorgängen im Protoplasma den Stoff liefert, er ist der „Fabrikant“ der zur Arbeit nötigen Gebilde. Gurwitsch bestimmt den Zellkern als den Umwandlungsfaktor der potenziellen Energie in kinetische Energie; Schütte sagt in seiner Energidentheorie, der Kern sei ein vollkommen individualisiertes Element. Hertwig zeigt, daß bei einer Verletzung der Zelle der Zellkern den Schaden wieder gut macht. Verworn beschreibt, wie der Kern sich immer dorthin begibt, wo sein Protoplasma am stärksten arbeitet. Haberland zeigte, daß der Zellkern sich immer dorthin drängt, wo das Wachstum sich lokalisiert und endlich weisen Wilson, Boveri, Hertwig nach, daß die Vermehrung der Zelle einen Lebensakt des Kernes darstellt; daß das Chromosoma, von dem die Vermehrung ausgeht, einen Teil des Kernes bildet und sich niemals unabhängig vom Zellkern entwickelt. Nach Delage ist das Chromosom der Bewegungsfaktor der Vermehrung.

Zu diesen Betrachtungen sei noch bemerkt, daß die Zelle, wie R. Hertwig sich ausdrückt, schon sämtliche Fragen des Lebens in sich birgt. Alle Fähigkeiten, die in dem tierischen oder menschlichen Organismus vorhanden sind, finden ihre niedersten Stufen im Zellorganismus. Die Zelle arbeitet, nährt sich, vermehrt sich, verbraucht Sauerstoff, den sie durch Atmung in sich aufnimmt, ist erregbar, besitzt Bewegungsfähigkeit, wächst, wie es Delage beschreibt. Wir kennen Pflügers Experiment, nach dem der Sauerstoffverbrauch größer wird, wenn man die Zelle mit einer Nadelspitze berührt. Zum innersten Wesen der Zelle gehört, sagt Rhumbler, daß sie erregbar ist, d. h. auf äußere Reize in gewisser Weise reagiert. — Und wir selbst sind nichts weiter, als höchst komplizierte Komplexe solcher Zellen, folglich auch ihrer Fähigkeiten.

In der Zelle müssen wir also auch bezüglich der Individualität immer den primitiven Typus unseres eigenen Lebens sehen. Und wenn wir in der physischen Bestimmung des Zellindividuums eine fixe Beziehung zum Protoplasma vorfinden, so ist hierin für das lebende Individuum etwas Grundlegendes vorhanden, und wir müssen nachforschen, ob sich für Tiere und Menschen nicht etwa Gleiches geltend macht.

Es geht aus dem, was über das Verhältnis vom Protoplasma und Zellkern vorgeführt wurde, klar hervor, daß das Protoplasma vor

allem etwas Vermittelndes zwischen der äußeren Umgebung und dem Zellkern ist. Es sind Substanzen, die durch den Zellkern betätigt werden, und die nur solange wirken, als ein Kern vorhanden ist. Verworn teilt uns in seinen Studien mit, wie ein Stückchen Protoplasma von der Zelle losgelöst, zugrunde ging und nur dann sich erhielt, wenn auch ein Stückchen Kern damit verbunden war. Jensen erforschte die Fähigkeiten der Protoplasmafäden, welche von der Zelle ausgehen und von den umgebenden Stoffen diejenigen anziehen, die den Lebensbedingungen der Zelle entsprechen. Er kam dabei darauf, daß, sobald er die Fäden des ausgestreckten Protoplasmas abschnitt, die Fähigkeit derselben zum Erfassen der rings verstreuten Stärkekörner verloren war, sie also, einmal losgetrennt, keine Funktion der Stoffvermittelung mehr ausübten. Ja, das in diesem Zustande zerfließende Protoplasma schob die Stärketeilchen vor sich her. — Wir können nun mit Bestimmtheit sagen: die Protoplasmenstoffe funktionieren nur dann, wenn sie vom Zellkern, also vom Individuum betätigt werden.

Nun sind aber auch wir Menschen von solchen Substanzen umgeben, die nur rein vermittelnde Funktionen zwischen uns und der äußeren Umgebung verrichten. Alle unsere Kulturmittel sind teils solche, teils wandeln sie die Stoffe der äußeren rohen Natur in solche, welche uns besser entsprechen, um. Schon die erste Steinhacke ist so ein ausgestrecktes Protoplasmastückchen, mit dem das Individuum etwas für seine Lebenstätigkeiten erreichen will und schon sie gibt den Stoffen, an denen sie betätigt wird, eine Umgestaltung, durch welche jene Stoffe in einer, den Lebenszwecken entsprechenden Art umgewandelt werden. Kapp sagt in den „Grundlinien einer Philosophie der Technik“: „Zur Verstärkung der Wirkungskraft der menschlichen Organe und zumeist als ihre Projektionen tauchen im Dunkel prähistorischer Urzeiten allenthalben Waffen und Werkzeuge auf. Der schabende und bohrende Fingernagel findet in Dolch und Messer, der schleudernde Arm in Keule und Speer seine nachbildende Ergänzung.“ Und je höher die Kultur steigt, um so mehr umgeben uns Kulturmittel, die die verschiedenen Vermittelungen zwischen dem Individuum und der es umgebenden Welt verrichten. Auch sie sind nur solange funktionsfähig, als sie zu einem Individuum verbunden sind. Wie die Zellen nach einem Wachstum der Protoplasmen bestrebt sind, so ist auch der Mensch tätig, seine Lebensmittel, sein Kulturvermögen, seine Reserven zu vermehren. In ungünstigen Verhältnissen verzehren beide ihre Reserven und leben, bis diese zu Ende sind. Und diese Kulturmittel sind es, die ebenso zu immer differenzierteren Tätigkeiten sich entwickeln, wie die Protoplasmen der Zellen zu immer höher differenzierten Funktionen. Es ist bezeichnend, wie R. Hertwig darüber schreibt: „Die Spezialisierung der Protoplasmen ist dieselbe Erscheinung, wie im Menschenleben: derjenige, der sein eigener Schuster, Schneider usw. sein und gleichzeitig sich auch wissenschaftlich und künstlerisch betätigen will, wird in jeder Beziehung weniger leisten, als der, der seine Arbeitskraft nach einer einzigen Richtung hin ausbildet.“

Und auch sonst sind die physischen Prinzipien unserer Kulturmittel dieselben, wie die der Protoplasmen. Sie werden ebenso nur

durch die Tätigkeiten des Individuums erzeugt, wie die Protoplasmen durch die des Zellkerns. Und ebenso werden die von der rohen Natur aufgenommenen Materien durch das Individuum für seine Zwecke umgearbeitet und im Bereich seiner Tätigkeiten festgehalten. Wollen wir etwas mit unseren Tätigkeiten verbinden, so strecken wir auch unsere Protoplasmastoffe, unsere Kulturmittel danach aus. Es ist auffallend, wie in der volkswirtschaftlichen Literatur, ohne zu ahnen, daß damit ganz biologische Definitionen gegeben werden, der rein protoplasmatische Charakter der Güter oft zum Ausdruck kommt. K. Bücher schreibt z. B. in seiner „Entstehung der Volkswirtschaft", daß „das Arbeitsprodukt sozusagen ein Teil der Menschen ist, der es erzeugt hat". N. Förster in „Arbeitszeit und soziale Kultur": „Güter sind in allgemeinster sozialwirtschaftlicher Bedeutung nichts anderes, als solche Vorräte von Energieformen, welche als der Erhaltung menschlicher Arbeitsfähigkeit dienlich, durch Umwandlung aus anderen hierfür nicht unmittelbar verwendbaren Vorräten von Energieformen hervorgegangen sind oder gewonnen wurden." Das Protoplasma könnte man kaum anders definieren. Man könnte höchstens einwenden, daß nicht nur stoffliche Wirkungen der Produkte in uns Menschen herrschen; wir schreiben z. B. auch Bücher, stellen Kunstwerke her, die keine unmittelbaren stofflichen Funktionen aufweisen. Ja, aber die Physiologie kennt auch Enzyme, Produkte, die selbst nicht zum eigentlichen Stoffwechsel beitragen, sondern nur derartig mitwirken, daß durch sie eine gewisse Reihenfolge physiologischer Vorgänge in den Zellen ausgelöst wird, ohne daß sie sich selbst verwandeln. E. Fischer sagt: „Kleinste Mengen genügen, um große Massen zur Verwandlung zu veranlassen". Ferner kennen wir die sogenannten katalytischen Wirkungen, durch die Umänderungen im Zellenleben nur durch die Nähe gewisser hochkomplizierter Substanzen vor sich gehen, ohne daß Stoffwechselprozesse zwischen ihnen stattfänden.

Es ist ratsam, hier der Worte Löbs zu gedenken: „Bewußtseinserscheinungen verlieren bei unbefangener physikalischer Analyse alles Mysteriöse und rücken in das Bereich der wissenschaftlich erklärbaren Tatsachen."

Bei der physischen Bestimmung der entschieden protoplasmatischen Natur unserer Kulturmittel ist aber die Hauptsache, daß alle stofflichen Verbindungen unter uns Menschen ebenso durch unsere Kulturmittel, Kulturstoffe, Kulturprodukte hergestellt werden, wie unter den Zellindividuen durch ihre Protoplasmen; und daß aus beiden jene Stoffwechsel und Stoffaustauschvorgänge hervorgehen, die das gemeinsame Leben der Individuen verbinden und ihm ein und dieselbe Einheitlichkeit bringen.

IV.

Zwischen dem Protoplasma der Bazillen und dem der höheren Zellen besteht aber ein gewisser Unterschied.

Die Bazillen haben auch ihren eigenen Stoffwechsel, sie ernähren sich, nehmen gewisse Stoffe aus der Umgebung auf, verwandeln diese zu solchen, die nun Bestandteile des Zellenkörpers werden können, zu „lebendiger Substanz" werden. Sogar eine gewisse Organisation der Zellen, um ihre Stoffwechselprozesse zu verrichten, ist nicht zu

leugnen. Verworn beschreibt einen ganzen Vorgang, wie die aufgenommenen Stoffe verarbeitet werden. Auch der Atmungsprozeß ist bei ihnen unverkennbar. Die ständige Regeneration der chemischen Prozesse durch den Sauerstoff, wie Pflüger nachgewiesen hat, erfolgt auch bei den einzelnen Zellen. Kurz, alle Elemente des organischen Stoffwechsels sind schon bei den Einzelligen vorhanden.

Dieser Stoffwechsel ist aber bei den Einzelligen nur derart, daß er unmittelbar zwischen der Umgebung und der Zelle vor sich geht, in jenem Medium, das diese umgibt, eine ambiante Natur. Die höheren Zellen, aus denen sich die tierischen Organismen aufzubauen beginnen, haben aber auch denselben Stoffwechsel für sich, nur mit dem Unterschiede, daß bei ihnen nicht allein ein solcher mit der umgebenden Natur vor sich geht, sondern auch einer mit jenem neuen Medium, das sich durch ihr Zusammenleben ergibt. Nämlich statt nur aus der rohen Natur Substanzen aufzunehmen, fangen sie an, auch solche Stoffe aufzunehmen, die von anderen Zellen teils schon aufgenommen wurden, teils von ihnen umgewandelt worden sind, worin also schon eine lebendige Arbeit mit enthalten ist: — ihre Produkte, Erzeugnisse. Je größer und je komplizierter solch ein Organismus aus Zellen wird, um so größer wird die Zahl jener, die nicht mehr das frühere Bazillenleben in dieser Beziehung führen, nicht mehr von einem unmittelbaren Stoffwechsel mit der rohen Natur leben, sondern aus Stoffen und von der Zufuhr, die ihnen von den anderen Zellen geliefert werden, von einem Stoffwechsel unter den Zellen selbst.

So ergibt sich zwischen den Bazillen und höheren Zellen der Unterschied, daß nur diese letzteren solche Produkte erzeugen können, die in einen ständigen gegenseitigen Stoffwechsel unter den Zellen treten können, und aus welchen das Leben der Metazoen, der vielzelligen Organismen, entsteht.

Der Stoffwechsel, den wir mit diesem Worte gewöhnlich als den ganzen und großen Stoffwechsel, den ganzen Ernährungsprozeß unseres Körpers deuten, ist nur eine höchst komplizierte Form jenes einfachsten, der zuvor geschildert wurde. Virchow sagt: „Früher beschränkte man sich auf die Geschichte der Nahrungsstoffe in den »ersten Wegen«, d. h. in der Verdauung und im Blute, so daß man gewissermaßen Halt machte, wo in der zellularen Anschauung die Ernährung im engeren Sinne eigentlich erst beginnt. Man glaubte mit dem bloßen äußerlichen Stoffwechsel, der sogenannten Endosmose und Exosmose, das Hauptsächlichste abgetan zu haben. Man übersah, daß es vielmehr auf den inneren Stoffwechsel ankommt, der sich durch die bloße Endosmose und Exosmose nur unvollständig erkennen läßt." — Ja, in der neuen Zellularanschauung muß die Ernährung so betrachtet werden, daß die Nahrungsstoffe niemals in jenem Zustande zu den Zellen des Körpers gelangen, wie sie aufgenommen wurden, sondern eine ganze Reihe von Umwandlungen erleiden, die alle durch Zellen verrichtet werden, alle eine Arbeit leisten und gewisse Erzeugnisse ihrer Tätigkeiten liefern, welche die Umwandlung hervorrufen. Der Reihe nach betätigen sie sich zunächst an einem Abbau der Substanzen, dann bei einem Aufbau, damit sie eine solche Zusammensetzung erhalten, wie sie dem Leben der Zellen entsprechen, und in dieser Form gelangen sie zu allen Zellen, die sich ernähren müssen. „Die

Körperflüssigkeiten sind nur die Transportwege" sagt Richter. R. Hertwig bemerkt in seiner Zoologie, daß „bei den wirbellosen Tieren erst nur eine Art von ernährender Flüssigkeit vorhanden ist, und auch diese nicht bei allen", was darauf hindeutet, daß die niedersten Metazoen noch einen Stoffwechsel unmittelbar zwischen den einzelnen Zellen besitzen. Metschnikoff sagt in seinen „Untersuchungen über die interzellulare Verdauung bei wirbellosen Tieren", es sei festgestellt, daß sämtliche niedere Metazoen, wie Spongien, Cölenteraten, Turbellarien, die aufgenommene Nahrung interzellular verdauen". Declaux schreibt in den Annales de l'Institut Pasteur (1904): „Ob es eine Mikrobe ist, oder ein Elefant, die Verdauung ist dieselbe, und trotzdem, daß die höheren Organismen schon ganz spezielle Apparate der Verdauung haben, verdaut eine Anzahl von Zellen nur interzellular". O. Hertwig sagt in seinem Buche über „die Zellen und das Gewebe": „die interzellulare Verdauung, wie sie Metschnikoff genannt hat, ist bei wirbellosen Tieren weit verbreitet. Bei einigen Cölenteraten nehmen sowohl Ectoderm- als Entodermzellen fremde Körper auf". „Die Zellen sind die Herde der Stoffaufnahme, Abgabe und Umsetzung"; „die fundamentalen Prozesse des Stoffwechsels spielen sich im niedrigsten einzelligen Wesen ebenso ab, wie im Körper der Tiere". Alle Zellen, die im komplizierteren Körper zwar erst beim Abbau betätigt waren und dort noch keinen unmittelbaren Ersatz für ihre abgelieferten Zellstoffe erhalten konnten, erhalten solchen jetzt durch die „Körperflüssigkeiten". Denn Ersatz müssen sie für ihr Abgegebenes bekommen, sonst entsteht ein Mangel in ihrer Zusammensetzung, in ihrer Konstitution, und sie bleiben unvollkommen, gehen zugrunde. Sie leisteten Arbeit, deren Kraftäquivalente eben die Nahrungsstoffe, die Ersatzstoffe sind. Dieser Ausgleich der Kraftäquivalente geht zwar mit dem Blute in einer ungeheuer komplizierten Weise vor sich, aber darüber ist kein Zweifel, daß tatsächlich Kraftäquivalente zugeführt werden. Alles was in den schon hochentwickelten Organismen und den komplizierten Organen des Stoffwechsels vor sich geht, hat seine einfachste, ursprüngliche Art in jenem Stoffwechsel, der unter den Zellen der allerniedersten Metazoen begann. Verworn sagt: „Der Nachweis des Aufbaues der Organismen aus überall gleichwertigen Strukturelementen zwang zu der unabweisbaren Konsequenz, daß die Lebenserscheinungen der Organismen nur ein Gesamtausdruck der Vorgänge sind, die sich in ihren einzelnen Strukturelementen abspielen."

Und diese Strukturelemente sind die Zellen der Vielzelligen, und mit ihnen beginnt die Fähigkeit, solche Produkte zu erzeugen, die in Tausch und Wechsel mit anderen Zellen treten konnten.

Im übrigen sind diese höheren Zellen ebenso gleichgeartete Geschöpfe im Verhältnis zu den Bazillen, wie wir Menschen gleichgeartet mit den Tieren sind. Das höchste Tier und der niederste Urmensch sind noch eins. Da entsteht aber mit dem Menschen eine Fähigkeit, schon solche Produkte zu erzeugen, die von einem Individuum zum andern in Tausch, in Wechsel übertreten können. So wie die Zellen protoplasmatische Produkte zu solchem Zwecke zu erzeugen begannen, so erzeugt auch der Mensch protoplasmatische Produkte: Kultursubstanzen. Boucher de Perthes nimmt an, daß in der Stein-

zeit steinerne Aexte als Gegenstände dringendster Notwendigkeit allgemeines Tauschmittel waren. H. Panckow sagt in seinen „Betrachtungen über das Wirtschaftsleben der Naturvölker“ und ebenso Schurtz im „Grundriß der Entstehungsgeschichte des Geldes“, daß nach dem bisher vorliegenden ethnologischen Material in allem Anfang ein Sammeln von Gegenständen wahrscheinlich ist, die gewissen Wert für die Urmenschen hatten. „Das Sammelvolk mußte an dem untersten Ende der wirtschaftlichen Stufenleiter der Menschheit sein“, schreibt der erstere. Daß diese Gegenstände aber gelegentlich zum Tausche kommen mußten, ist höchst wahrscheinlich, obzwar „der Tauschverkehr noch so wenig entwickelt ist, daß er sich ganz in den Formen des gegenseitigen Geschenkes bewegt“. „Etwaige Ueberschüsse werden ausgeglichen, falls sich gerade ein passender Anlaß darbietet, aber keineswegs planmäßig für Zwecke des Tausches erzeugt.“ „Durch Schenkung, Raub, Diebstahl oder Tausch geht ein begehrenswertes Eigentum in andere Hände über, ohne daß sich freilich auf diese Weise ein geregelter Umsatz heranbildet“, sagt Schurtz. Erst später „scheint ein in mehr oder minder planmäßiger Weise fortlaufender Ueberschuß für den gegenseitigen Austausch erzeugt worden zu sein“. Da beginnt nun auch mit einem äußerst spärlichen Tausch ein Stoffwechsel mit ganz schwachen Fäden der Gegenseitigkeit, der aber allmählich sich immer voller entwickelt, bis auch in den Zivilisationskörpern ein ausgebildeter — zwar noch auf sehr niederen physiologischen Stufen stehender — Stoffwechsel sich heranbildet. Auch hier betätigen sich allmählich immer weniger Individuen mit der Aufnahme der Stoffe aus der rohen Natur, und immer mehr mit der Aufnahme, mit der Umwandlung, mit dem Umsatze der Produkte der Individuen.

Die Bazillen haben auch ihre Protoplasmen, welche ihnen als Werkzeuge dienen zur Aufnahme der verschiedensten Stoffe, die sie sich einverleiben: diese Werkzeuge, diese Protoplasmen sitzen aber an ihrem Leibe fest. Die Bazillen sind noch nicht geeignet, solche Gebilde zu erzeugen, die sich von ihnen loslösen und in einen Tausch mit anderen treten können, so daß auf diesem Wege ständige Wechselbeziehungen vermittelst jener Gebilde sich entwickeln. Ebenso wie die Tiere auch Werkzeuge besitzen, die auch zur Aufnahme der verschiedensten Stoffe dienen, die sie sich einverleiben; diese sitzen aber auch an ihrem Leibe fest, und erst mit dem Menschen beginnt dann die Fähigkeit, solche Gebilde durch seine Lebensfähigkeiten herzustellen, welche geeignet werden, in einen Tausch zu treten und ständige und immer intensivere Vorgänge vermittelst dieser Gebilde zu entwickeln. Es ist bezeichnend, daß Verworn in einer seiner anthropologischen Studien über die „ältesten Spuren des Menschen“ den Menschen eben durch seine ersten Steinwerkzeuge von den Tieren unterscheidet, und wo er solche vorfindet, nimmt er „keinen Anstand, diese Wesen bereits als dem Menschen nahestehend, oder als echte Menschen zu betrachten“. W. Sombart sagt: „in der Tat, alle Entwicklung zur höheren Intelligenz rankt sich gleichsam an den Werkzeugen empor, seit deren Nutzung der Mensch aufhört, seine Gliedmaßen umzuformen“. Bücher schreibt in seiner Entstehung der Volkswirtschaft: „Streicht man aus dem Leben des Buschmanns oder Vedda den Feuergebrauch,

Bogen und Pfeil, so bleibt nichts mehr übrig als ein Leben, das in dem individuellen Nahrungssuchen aufgeht. — Die Vereinigungen werden nicht zu Gemeinschaften.“ In den Bazillenkolonien organisiert sich ebensowenig ein Stoffwechsel wie in den Tierstaaten. Dieser ist es, der erst die Zellen miteinander in jene ständige Verbindung bringt, in dem sie als Organismus sich zusammenbauen. Gewisse Anziehungen müssen zwar auch bei den Bazillen wirken, wo sie sich zu Kolonien zusammenscharen. Aber ein ständig werdender Stoffwechsel, der sich derart organisiert, daß er weiter besteht und von immer neuen und neuen Generationen von Zellen unterhalten wird und so als bleibender Typus eines gewissen Stoffwechsels durch die Zellen, durch ihre Anordnung erhalten bleibt, ein solcher ist bei den Bakterienkolonien unbekannt, während das ganze physiologische Leben der aus Zellen gebauten Organismen eben auf dem unter ihnen organisierten Stoffwechsel beruht. Nach Verworn sind es eben diese gegenseitigen Stoffaustauschvorgänge unter den Zellen, die chemischen Prozesse, die da ständig wirken, jene Anziehungsfaktoren, welche die Zellen zu einem Körper zusammenhalten. Wie stark diese Anziehung ist, darüber äußert sich Rhumbler, indem er in seinen Orbitholites-Studien sagt, „daß bei lebenden Zellen ihr Körper eher reißt, als daß er von den anderen zu trennen wäre. Nur nach dem Tode der Zelle lassen sie sich voneinander scheiden“. Wir sagen gewöhnlich, der tierische Körper ist ein Zellenorganismus, der für gewisse Stoffwechselvorgänge eingerichtet ist. Aber nicht weniger richtig wäre es, zu sagen, er ist ein Stoffwechselorganismus, dessen Vorgänge die Zellen unterhalten. Denn es handelt sich wirklich nicht um das Leben der Zellen; sie können zugrunde gehen. Abgestorben werden sie ausgeschieden, und neu entstandene Zellen treten in ihre Funktionen ein. Ganze Reihenfolgen von Generationen leben im Körper, aber die Stoffwechselvorgänge bleiben, und der Körper lebt, solange als diese leben.

So wie die Bazillenkolonien keine solche Stoffwechselvorgänge ausbilden, ebenso finden sich keine in den sogenannten Tierstaaten. Die Tiere können sehr komplizierte Arten der Erzeugung und des Zusammentragens ihrer Produkte aufweisen, sie können diese auf eine äußerst hochentwickelte Weise gemeinsam und zum Nutzen und Zwecke ihrer Nachkommenschaft verzehren; es bieten sich oft die wunderbarsten Erscheinungen, wie sie sich hierzu organisieren; — nur eines kommt nie vor: der Stoffwechsel. Niemals organisieren sich Tiere, um ihre Produkte unter sich auszutauschen, und ihre Erzeugnisse unterliegen niemals irgendwelchem Stoffwechselvorgang. Sie sind oft in wunderbarer Art mechanisch zusammengefügt, aber physiologisches Leben, dessen Hauptmerkmal der Stoffwechsel ist, entsteht daraus nie. Selbst ein Polypenstock, bei dem die Zusammenlebenden scheinbar einen gemeinsamen Magen haben, bildet keine Ausnahme. Wie R. Francé in „Leben der Pflanzen“ einfach und geistreich sich ausdrückt: der Polypenstock ist doch etwas ganz anderes, als ein Polyp. Ein neuester Forscher des tierischen Staatslebens, Madzsar, ist auch zu dem Resultate gekommen, daß der einzige Unterschied zwischen tierischen und menschlichen Gesellschaften nur in dem Fehlen bezw. in dem Vorhandensein eines Stoffwechsels liegt.

V.

Darwin berichtet von einem Gorilla, der schon einen Stein als sein Eigentum aufbewahrte, mit dem er seine Nüsse aufbrach und den er nachher versteckte. Wollte ein anderer Affe, oder der Wärter ihm diesen Stein wegnehmen, so verteidigte er grimmig sein Eigentum. Der Stein ist schon ein Werkzeug, fast ein ebensolches, wie es die Menschen der Steinzeit hatten. Er ist auch schon ein Eigentum und der Gorilla war immer bereit, ihn als solches zu verteidigen. Folglich ist weder das Werkzeug, noch das Eigentum der Anfang der menschlichen Zivilisation. Als Gegenstück zu dem Steine des Darwinschen Gorilla berichtet Reinhardt von anderen Steinen, die schon Menschen angehörten. Seine Menschen der Eiszeit hatten auch noch steinerne Werkzeuge. Aber er fand, daß die Eiszeitmenschen von Westeuropa für gewisse Werkzeuge auffallend viele Steine hatten, die dort gar nicht vorkommen, sondern nur in Kleinasien, woher sie also stammen mußten. Wie kamen sie nun hin? Es läßt sich daher kaum eine andere Hypothese aufstellen, als daß sie auf dem Wege des Tausches dahin gelangten.

In den primitivsten Zivilisationen, bei den einfachsten Wilden finden wir schon Spuren des Austausches ihrer Erzeugnisse, von Hab und Gut. Sehr spärlich wohl, wie auch der Stoffwechsel der einfachsten Metazoen noch ein spärlicher ist. Die einfachsten Urtiere aus Zellen sind nach Schaper kaum von einem lockeren Protozoenverband zu unterscheiden. Die Zellen hängen ganz schwach zusammen und führen fast noch ein ganz individuelles Leben. Ebenso wie die wildesten Urmenschen. Eine höhere Stufe tritt ein, wenn die Zellen in einem großen Klumpen Protoplasma gemeinschaftlich leben. Wohlgemerkt, das Protoplasma ist eben das Produkt des Zellenlebens. Die Protoplasmastoffe sind die Vermittler der Vorgänge, die zwischen der umgebenden Natur und der Zelle sich abspielen. Folglich führen die Protoplasmabestandteile die physische Rolle der Werkzeuge, die die Rohstoffe für das Leben der Zelle umwandeln. Ganz eigenartige und vollkommen die Formen von Werkzeugen darstellende Gebilde kann man im Protoplasma erkennen, wie dies deren mikroskopische Photographieen in Lucianis Physiologie uns zeigen. Jene um eine Stufe höher stehenden Urtiere leben also in einem gemeinsamen Protoplasma. Alles ist ebenso gemeinsames Gut, wie in den schon um eine Stufe höher stehenden primitiven Zivilisationen, wo noch alles dem ganzen Gemeinwesen gehört. Dann organisiert sich der Zellorganismus allmählich derart, daß eine jede Zelle mit ihrem eigenen Protoplasma, mit ihrem eigenen Hab und Gut, und ihrem eigenen Lebensunterhalt differenziert ist; in guten Zeiten und in der Not verzehrt sie es, wie dies in allen physiologischen Körpern der Fall ist. In der Weiterentwicklung der menschlichen Organisationen, der menschlichen Zivilisationen geschah ebendasselbe; und diese Protoplasmen, die Erzeugnisse der Menschen, kommen in einen immer regeren Umtausch. Ein immer differenzierterer Stoffwechsel organisiert sich sowohl im physiologischen Leben, als auch in der Zivilisation.

Wir Menschen gehen im Leben der Zivilisation ebenfalls auf und die Stoffwechselprozesse leben weiter.

Erhalten bleiben nur die Lebensprozesse der Kultur. Doch auch diese nicht für immer; denn auch diese Zivilisationen sterben. Unzählige Kulturen sind ausgestorben und immer höher organisierte, immer entwickeltere sind aus ihnen entstanden. Das sind unabweisbare Merkmale des physiologischen Lebens der Zivilisationen, die aber bei den heutigen Zivilisationen den allerprimitivsten Stufen der tierischen Entwicklung noch sehr nahe stehen.

VI.

Hiermit ist nun die Brücke zwischen den Naturwissenschaften und der Soziologie geschaffen. Denn es ist entschieden, daß mit der Zusammenfügung der Menschen ein ebensolcher schöpferischer Akt der Natur vor sich gegangen ist, wie er einstmals an der Grenze der Bazillen und des eigentlichen Zellenlebens stattgefunden hat. Nur ist jetzt ein höherer Zyklus der Schöpfung entstanden, mit höheren Bewegungspotenzen, — eine höhere Synthese.

Mit dieser Erkenntnis rückt nun die Soziologie unaufhaltsam in das Bereich der Naturwissenschaften vor. Denn wenn einmal die menschliche Gesellschaft, diese aus Menschen gebildeten Zivilisationen, nach ihrem Ursprunge ein biologisches Gebilde ist, dann folgt daraus unabweisbar, daß alle die Vorgänge, die in einer solchen Gemeinschaft vor sich gehen, biologische Vorgänge sein müssen, biologische Vorgänge, die nicht aus unserem Geist entspringen, sondern nach denen alle unsere menschlichen Tätigkeiten, auch unsere geistigen, sich richten.

„Der Anschauung Virchows folgend" — schreibt Haeckel — „betrachte ich jeden höheren Organismus als eine organisierte soziale Einheit, als einen Staat, dessen Staatsbürger die Zellen sind. Dieser vollkommen zutreffende Vergleich ist kein Sinnbild, sondern beansprucht reale Geltung. Die Kulturgeschichte der Menschheit erklärt uns die Organisationsgeschichte der vielzelligen Organismen. Dieser politische Grundgedanke der Zellentheorie, von dem das ganze Verständnis der Biologie abhängt, wird durch die Entwicklungsgeschichte gerechtfertigt". Nach O. Hertwig braucht man in den Lehrsätzen der Biologie die Worte „Zelle und übergeordnetes Zellenaggregat" nur durch die Worte: „Mensch und Staat" zu ersetzen, um entsprechende Lehrsätze für die Soziologie zu erhalten. De Vries sagt: „Die Biologie kann der Sozialwissenschaft eine sichere Grundlage bieten. Und hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, in der ein fruchtbares Zusammenwirken dieser beiden, anscheinend so nahe verwandten und doch vorläufig einander noch so fern stehenden Wissenschaften eintreten wird." So sprechen die bedeutendsten Männer der Naturwissenschaft.

Nur diejenigen, denen diese ein verschlossenes Gebiet ist, können weiter dabei verharren, daß die Soziologie eine „autonome" Wissenschaft sei. Ohne Naturwissenschaft ist sie aber gar keine Wissenschaft; denn die Zivilisation ist ein Produkt der Natur und nicht des Menschen.

Politik und Biologie.

Dr. Ludwig Woltmann †.

Wenn man sieht, wie unaufhaltsam die biologische und anthropologische Wissenschaft fortschreitet, wie die Erkenntnis immer mehr sich Bahn bricht, daß die natürliche Lebensenergie eines Volkes das einzige wahre und unerschütterliche Fundament seiner geistigen und politischen Größe und Dauer ist, dann muß man sich immer mehr wundern, wie wenig die naturwissenschaftlichen Lehren auf die offizielle Staats- und Rechtslehre einen umwandelnden Einfluß ausüben. Die juristische und nationalökonomische Betrachtungsweise beherrscht noch das ganze Gebiet der Verwaltung; man streitet sich um den Rechtsstandpunkt, man sucht den Nationalreichtum zu vermehren, — nur an eins denkt man nicht: daß das wahre Recht und der wahre Reichtum der Nation in der Kraft und Gesundheit der Rasse liegt. Zwar gibt es in Deutschland ein „Reichsgesundheitsamt“, zwar werden statistische Untersuchungen über Infektionskrankheiten, über Sterblichkeit und Lebensdauer angestellt; aber alle diese Maßnahmen und Untersuchungen betreffen nur das Individuum und immer wieder nur das Individuum! Sie bekümmern sich nicht um den einzelnen als organisches Glied einer Geschlechterfolge, als Sproß seiner Eltern und als Erzeuger seiner Kinder; sie bekümmern sich nicht um das Individuum als Träger der Lebensgeschichte seiner Rasse.

Diese Vernachlässigung des biologischen Gesichtspunktes ist ein unverantwortlicher Mangel insbesondere der medizinischen Fachbildung. Nur darauf ist es zurückzuführen, daß, wenn die Statistiken eine durchschnittliche Zunahme der Lebensdauer feststellen, ein Triumphlied auf die moderne Hygiene und Medizin angestimmt wird. In Wirklichkeit ist aber dadurch keinesfalls eine Stärkung oder Hebung der Volksgesundheit bewiesen. Es kann sich vielmehr nur um eine künstliche Steigerung handeln, indem Kranke und Schwache einige Zeit länger am Leben erhalten werden. Der frühere Zustand aber muß wiederkehren, sobald Kriege, Hungersnot und dergleichen außergewöhnliche elementare Ursachen die gesellschaftlichen Maßnahmen durchbrechen und die Menschen auf ihre natürliche Lebens- und Widerstandskraft angewiesen werden.

Man ist erfreut über das Zurücktreten gewisser akuter Infektionskrankheiten, aber offenbar geschieht das doch nur zugunsten anderer Erkrankungen; denn es ist kaum zu bezweifeln, daß die Organkrankheiten, d. h. die Herz-, Nieren- und Nervenleiden, entsprechend zunehmen. Ganz und gar tappt man aber noch im Dunkeln bezüglich der Wirkungen der seit einem Jahrzehnt mit so großem Enthusiasmus und so großen Geldopfern betriebenen Heilstättenbehandlung der Tuberkulose. Eine geringe Herabsetzung der Tuberkulose-Mortalität ist durchaus kein sicheres Merkmal dafür, daß die Zahl der Tuberkulosekranken zurückgegangen ist oder die Individuen die Infektion besser überwinden können. Die letzteren Wirkungen möchten wir direkt bezweifeln.

Was mit diesen Sätzen gesagt sein soll, ist dieses: daß es uns noch gänzlich an sicheren Grundlagen fehlt, um die Maßnahmen der

modernen Medizin und Staatshygiene in bezug auf ihren wirklichen fördernden und heilsamen Einfluß auf die Volksgesundheit zu beurteilen. Die Gründe liegen in der individualistischen Tendenz der modernen Medizin, in welcher die Bazillomanie eine fast verhängnisvoll-komische Rolle spielt. Zwar hat die heutige Zeit gelernt, auch die soziale Seite des Individuums in Betracht zu ziehen, aber man sieht in der Gesellschaft nur ein mechanisches Gemenge von Individuen, statt in ihr eine biologische Einheit der Rasse, d. h. den Einfluß der Vererbung und Auslese zu erkennen. Unsere Medizin und Staatshygiene muß daher eine Reform von Grund aus erfahren; die statistischen Untersuchungen müssen biologische Gesichtspunkte berücksichtigen; es muß ein besonderes Ministerium für Volksgesundheit geschaffen werden. Wirkt es doch geradezu traurig-lächerlich, daß in Preußen — das in Deutschland und in der Welt angeblich vorangeht — das Medizinalwesen ein Anhängsel des — Kultusministeriums ist?! Sollte nicht das Ministerium für Volksgesundheit die wichtigste Behörde im Staate sein?!

Ein solches Ministerium hätte nicht nur die rein medizinischen und hygienischen Aufgaben des Staates auf ihren biologischen Wert zu prüfen, sondern auch die Verwaltung des gesamten biologischen Haushaltes der Nation zu führen. Der Umfang und die Ursachen der Binnenwanderung, der Einwanderung fremder und der Auswanderung der heimischen Elemente, der Einfluß der städtischen Lebensweise und Industrie auf die Vermehrung und Lebenskraft, die Hemmung oder Förderung der Eheschließungen nach Zahl und qualitativem Wert durch ökonomische Ursachen, — alles dies sind wichtige Aufgaben einer Staatskunst, die nicht nur auf die augenblicklichen und wirtschaftlichen Interessen Rücksicht nimmt, sondern das Gesamtwohl und die Lebensdauer der Nation im Auge hat. Man braucht nur darauf hinzuweisen, wie viele seiner besten Elemente Deutschland jährlich durch Auswanderung verloren gehen, wie die Landflucht unsern Bauernstand biologisch herabsetzt und in die Lücken fremde Elemente eindringen. Eine innere Kolonisation durch Schaffung kleiner selbständiger Bauernstellen, die ein bescheidenes, aber menschenwürdiges Dasein ermöglichen, kann allein die Ostmark vor der slawischen Flut retten und kostbares Rasseblut der Nation erhalten. Aber wie wenig geschieht in dieser Frage, die das Lebensmark des Volkes berührt, die den Reservefonds schützen soll, aus dem der Kreislauf des nationalen Lebens immer wieder neue Kraft schöpft!

Lange genug hat es gedauert, bis die deutsche Reichsregierung endlich die Möglichkeit schuf, bei der Rekrutenaushebung anthropologische Untersuchungen anzustellen, welche die Zahl und Art der verschiedenen Rassenelemente, ihre Verteilung über die Provinzen, über Stadt und Land und über die einzelnen Gesellschaftsklassen systematisch und gründlich feststellen lassen. Es ist uns damit endlich ein wichtiges Verfahren in die Hand gegeben worden, den anthropologisch leistungsfähigsten und wertvollsten Teil des Volkes, dem die Führung in den kulturellen und politischen Aufgaben des Staates gebührt, zu erkennen. Aber wie steht es um das nicht minder wichtige Problem, das die Pflege des Genius betrifft?! Es ist eine der betrübendsten Wahrnehmungen, die man beim Studium dieser Fragen machen kann,

wenn man sieht, wie die Völker mit ihren Talenten und Genies umgehen. Doch das ist ein Kapitel für sich, das einer besonderen Beleuchtung bedarf.

In jeder Gesellschaft wird es immer Gruppen und Klassen geben, und dementsprechend auch eine Verschiedenheit im Besitz. Aber der nationale Reichtum sollte nur denjenigen im größeren Maße zukommen, die kraft ihrer Tüchtigkeit darauf Anspruch erheben dürfen, die sich bewähren und etwas leisten. Heute ist es nicht so sehr das erschwerte Aufsteigen sich entwickelnder Kräfte, als das Festhalten und Beharren der Untüchtigen und Schwachen in bevorrechteten Positionen, die einst tüchtige Ahnen geschaffen haben, was am dringendsten einer Reform bedarf!

Und schließlich tritt an die Staatspolitik der Gegenwart noch ein neues rassenanthropologisches Problem heran: unser Verhältnis zur schwarzen und gelben Rasse. Ist schon die Kreuzung der europäischen Rassen untereinander so weit vorgeschritten, daß man mit ihr als einem unvermeidlichen und irreparabelen Faktum zu rechnen hat, so sollte man doch die Vermischung der Weißen mit den Schwarzen und Gelben unbedingt verhindern. Hier sind selbst die härtesten Maßnahmen am Platze; hier sollte man auch vor den äußersten Konsequenzen nicht zurückschrecken, denn jede Mischung der Weißen mit den Farbigen ist ein Verlust für die edlere Rasse. In den deutschen Kolonien sind zeitweise sogar die Mischehen begünstigt worden, unter der falschen Voraussetzung, man könne dadurch die Rassengegensätze überbrücken. In Nordamerika wird in nächster Zukunft zum ersten Male das Problem der Rassenpolitik in seiner ganzen Tragweite in den Vordergrund treten, denn dort beginnen die Schwarzen und Gelben die weiße Rasse in bedrohlicher Weise zu durchsetzen und zu verdrängen. Da muß alle Humanitätsduselei vor den dringendsten Forderungen der Selbsterhaltung zurücktreten. Ueberblickt man aber die gesamte Weltlage nach rassetheoretischen Gesichtspunkten, so kann das Ziel der Weltpolitik für das gegenwärtige Jahrhundert nur im Zusammenschluß der weißen Rasse gegen die Welt der Farbigen bestehen.

Damit sind einige Gesichtspunkte angedeutet, wo biologische und anthropologische Betrachtungsweise mit der Politik sich unmittelbar berührt. Es wäre eine zeitgemäße Aufgabe der Regierungen, die berufenen Vertreter der Wissenschaft auf diese Probleme direkt hinzuweisen, um durch umfangreiche und einwandfreie Untersuchungen maßgebende Richtlinien für ein zweckmäßiges rassepolitisches Handeln zu gewinnen, sowohl auf dem Gebiet der inneren als der äußeren Politik.

Vorläufer Gobineaus[1]).

Th. Bieder.

Die Gegenwart ist über das Spezialisieren hinaus zur Synthese gelangt, indem sie versucht hat, alles Erd- und Völkerleben auf die

[1]) Vergl. hierzu den gleichnamigen Aufsatz von Dr. Woltmann im III. Jahrg., Nr. 1 dieser Zeitschrift.

natürlichen Grundlagen zurückzuführen. Sie hat die mystischen Nebel und die politischen Vorurteile, die der Forschung vergangener Jahrhunderte vielfach anhafteten, gründlich verscheucht und den natürlichen Zusammenhang alles Werdens und Vergehens erkannt. Im Grunde genommen ist aber das, was die moderne Forschung erreicht hat, nicht ihr geistiges Eigentum allein. Es hat wohl zu allen Zeiten Männer gegeben, die, mit scharfem Verstande und feinem Empfinden ausgerüstet, das Wesen der Dinge zu durchschauen vermochten, und merkwürdigerweise ist gerade die deutsche Vergangenheit durchaus nicht arm an längst vergessenen literarischen Erscheinungen, die uns durchaus modern anmuten.

Als das wesentliche Ergebnis der heutigen Geschichtsforschung stellt sich die Lehre von der nordischen Herkunft der Germanen und der gesamten indogermanischen Völkerfamilie dar. Mit Recht sagt W. Pastor: „Germanien war das Sammelbecken der von Norden unablässig zuquellenden germanischen Rasse. In ihm haben wir den wirklichen Mittelpunkt der Menschengeschichte. Nicht blinde Heimatliebe, sondern kühle Forschung hat das einsehen gelehrt, und diese Einsicht, heute endlich stark genug für jeden Angriff, hat am heißesten verteidigt werden müssen gerade gegen deutsche Gelehrsamkeit." Ebenso gegen skandinavische, die ja fast durchweg — namentlich was nordisch-germanische Kunst betrifft — nach dem Orient schaut. Ob man nun aber Skandinavien oder Deutschland als die Heimat der Indogermanen ansieht, ist weniger wichtig, als daß man überhaupt ihren nordischen, statt asiatischen, Ursprung anerkennt. Die Streitfrage (Skandinavien oder Deutschland?) gehört zu den nicht ganz neuen[1]), ist aber bis jetzt noch nicht zu aller Zufriedenheit gelöst worden.

Dr. L. Wilser hat auf S. 83—85 seines Germanen-Buches einige Geschichtsforscher erwähnt, die vor ihm — trotz des von der Sprachwissenschaft errichteten Dogmas — auf den europäischen Ursprung der Indogermanen hingewiesen haben. Es ist nicht uninteressant, diese Liste zu vervollständigen und zeitlich sogar noch weiter zurückzugehen; das Resultat wird, denke ich, überraschend wirken. Und wenn hier und da die Rassenfrage auch nicht in der modernen Form behandelt wird, so sieht man doch die Keime (vergl. Montesquieu) und die sicheren Ergebnisse eines gesunden Denkens.

Als erstes Dokument erwähne ich des Königl. Staatsministers Ewald Friedrich von Herzbergs „Abhandlung, worin man die Ursachen der Ueberlegenheit der Teutschen über die Römer zu entwickeln und zu beweisen sucht, daß der Norden des alten Teutschlands zwischen dem Rhein und der Weichsel und vorzüglich die gegenwärtige Preußische Monarchie das Stammland der heroischen Nationen gewesen sey, welche in der berühmten Völkerwanderung das Römische Reich zerstört und die Hauptstaaten des heutigen Europa gegründet und bevölkert haben. Abgelesen in der öffentlichen Versammlung der Akademie der Wissenschaften und schönen Künste zu Berlin, den 27. Januar 1780." Der Inhalt der Dissertation wirkt —

[1]) In Hummels Bibliothek der deutschen Altertümer wird eine Abhandlung von Leibniz zitiert: „Brevis disquisitio, utros incolarum Germaniae citerioris aut Scandiae ex alteris initio profectos verisimilius sit judicandum."

wie schon der Titel vermuten läßt — wie eine moderne, geschichtlich begründete Propaganda-Schrift des Alldeutschen Verbandes. Das Ergebnis lautet: „Man kann also mit gutem Grunde behaupten, daß nicht Skandinavien, sondern der Norden von Teutonien oder Teutschland, die Werkstätte der Völker (vagina et officina gentium) der Alten gewesen sey, aus der die vielen nordischen Völker gekommen, welche die Griechen und Römer Barbaren nannten, von welchen sie aber gänzlich bezwungen und verdunkelt wurden.“ Aus den vielen interessanten Einzelheiten hebe ich in erster Linie die Berufung auf Montesquieu heraus, der im 14. Buche seines 1748 veröffentlichten Werkes „L'esprit des lois“ sagt: „On a donc plus de vigueur dans les climats froids. L'action du coeur et la réaction des extrémités des fibres s'y font mieux, les liqueurs sont mieux en équilibre, le sang est plus déterminé vers le coeur, et réciproquement le coeur a plus de puissance. Cette force plus grande doit produire bien des effets; par exemple, plus de confiance en soi-même, c'est-a-dire plus de courage; plus de connaissance de sa supériorité, c'est-à-dire moins de désir de la vengeance; plus d'opinion de sa sûreté, c'est-à-dire plus de franchise, moins de soupçons, de politique et de ruses; enfin, cela doit faire des charactères bien différents.“

„Statt der Harmonie (der Südvölker) haben wir Charakter“, sagt Adolf Bartels in seiner deutschen Literaturgeschichte, indem er auf den größeren Reichtum an Individualitäten unter den Germanen hinweist. Und nicht viel anders als Montesquieus Argumente klingen die Worte Heinrich Driesmans[1]): „Jedenfalls dürften z. B. die Arier im allgemeinen und die Germanen im besonderen ihre elastischere, frohgemutere Natur unter erschwerteren, aber das Lebensgefühl im höchsten Grade herausfordernden und steigernden Bedingungen in einem solchen Milieu (nämlich der Eiszeit) gewonnen haben.

Herzbergs Abhandlung wirkt außerordentlich erfrischend; stammt sie doch aus einer Periode, in der man noch fast allgemein die Germanen den Sarmaten und Skythen beigesellte, oder sie — wie Eccard — von den Armeniern herleitete. — Interessant ist sodann die Unterscheidung zwischen Goten und Geten, im Gegensatze zu antiken Schriftstellern. Ganz auf der hohen Warte Montesquieus steht der Verfasser allerdings nicht, denn jener stützt seine Argumente für die Ueberlegenheit der „Nordmannen“ auf natürliche Faktoren, dieser, obgleich er Montesquieu zitiert, auf die Zeugnisse des Tacitus.

Zwei Menschenalter nach Herzbergs Abhandlung, drei Jahre vor dem Erscheinen des ersten Bandes der Kulturgeschichte von Klemm, begegnen wir dem höchst merkwürdigen Buche des Amrumer Friesen K. J. Clement „Die nordgermanische Welt oder unsere geschichtlichen Anfänge. Kopenhagen 1840“. Das Buch, das nach des Verfassers Wunsch eine Leuchte für das germanische Europa sein sollte, dürfte heute nur den wenigsten Germanisten und Archäologen bekannt sein. Und doch steht es auf der Höhe der modernen Wissenschaft, wie der folgende kleine Auszug beweist:

„Kein Volk in der Weltgeschichte hat von einem so kleinen Raum so mächtig und weithin gewirkt, als das Volk der nord-

---

[1]) „Rasse und Milieu“, S. 19.

germanischen Ebene, und darum ist seine Geschichte die merkwürdigste und wichtigste, die der Nachwelt überliefert ist. Der Ursprung der Nordgermanen ist unbekannt; ob sie so alt wie ihr Boden sind, läßt sich weder leugnen noch beweisen, von ihrer angeblichen Ureinwanderung in diese Ebene ist keine Spur und kein haltbares Zeugnis vorhanden. Aber es sind Zeugnisse vorhanden, daß sie nicht aus Asien gekommen sind, nämlich ihre Sprache oder ihr geistiges Gepräg, und ihre körperliche Form und Farbe. ..... Die Natur ist treu und irrt sich nicht, selbst die Mißgeburt ist menschliche Schuld und Sünde. Von schwarzhaarigen Eltern werden nun und nimmer hellhaarige Kinder erzeugt, wenn nicht die Großeltern und Urgroßeltern der Kinder hellhaarig gewesen sind. Nur auf der nordgermanischen Urebene war das ganze Volk ein helles; alle andern Völker auf dem ganzen Erdboden sind dunkel; von diesen dunkeln häßlichen Völkern allerwärts kann am allerwenigsten ein ganzes Volk von schöner Form und heller Farbe, wie das nordgermanische war, hervorgegangen sein. Man könnte sagen, ihr Boden, den sie nach der angeblichen Ureinwanderung aus Asien einnahmen, habe solchen Einfluß auf Form und Farbe gehabt. Aber so müßte ja auch derselbe Boden noch jetzt denselben Einfluß auf die Nachkommen desselben Volkes üben, in einer Zeit, wo die Vermischung mit dunkeln Fremden schon so groß geworden ist. Dies ist zum Beweise genug, daß die Nordgermanen nicht aus Asien stammen."

Auch der sonstige Inhalt des Buches ist sehr lesenswert. Besonders wichtig ist der Hinweis darauf, daß der germanische Norden nicht nur schöne, sondern auch für das praktische Leben wohl ausgerüstete Menschen hervorgebracht hat. Die Ueberlegenheit der Nordvölker über die sogenannten klassischen zeige sich z. B. in der eigenartigen Konstruktion des Seeschiffs, die diejenige der phönizischen, griechischen und römischen Schiffe an Brauchbarkeit überträfe. „Wer weiß, wie uralt der Ursprung der Seefahrt unserer Völker ist!" Wer von Griechen oder Römern hätte auch gewagt, bis nach Island oder Amerika vorzudringen? Die Entdeckung Amerikas durch die Normannen mehrere Jahrhunderte vor der Fahrt des Kolumbus ist eine Tatsache, auf die bei uns leider viel zu wenig Wert gelegt wird. Wir sind zumeist gewohnt, unsere älteste Geschichte vom Standpunkte des Römers oder des Griechen zu betrachten; Clement rückt sein eigenes Volk, das Germanentum, in den Mittelpunkt und übersieht von ihm aus den Gang der Weltgeschichte. Das ist ein durchaus moderner Zug. Man begegnet doch heute schon manchen ähnlichen Darstellungen, die vor wenig mehr als einem Jahrzehnt offiziell geächtet worden wären. H. St. Chamberlain hat mit seinen „Grundlagen" sicherlich freie Bahn geschaffen, obgleich er m. E. zu viel auf Indien als geistige Vormacht sieht.

Schon zwei Jahre nach dem Erscheinen des Clementschen Buches wurde eine ähnliche Stimme laut, die Dr. Paape in seiner Programmschrift „Ueber die Heimat der Arier und die der Ostgermanen" (1906) zitiert: „1842 hatte Lord Lytton (E. Bulwer) mit Seherblick den germanisch-skandinavischen Typus als den eigentlich arischen und Skandinavien als die Heimat der alten Arier bezeichnet."

Wie man die Ortsnamenkunde für die Kenntnis von den Wanderungen der Indogermanen benutzt hat, zeigt namentlich die kleine Schrift von Dr. Joseph Bender „Die deutschen Ortsnamen", 1846, deren Verfasser sich allerdings nicht vollständig von der asiatischen Herkunft der Arier losreißen kann. Er scheint aber doch Skandinavien für einen wichtigen Ausgangspunkt einer neuen Völkerbewegung zu halten, wie aus folgender Stelle hervorgeht: „Nicht bloß an Deutschland überhaupt scheint sich Etruriens Urgeschichte zu knüpfen, sondern es sind ganz deutliche Spuren, die insbesondere auf eine Urverwandtschaft des skandinavischen Nordens und Etruriens hinweisen. Die Tusker nannten sich selbst Rasena, wovon Rhaeti nur eine Verkürzung ist. Râs aber ist eine altnordische Wurzel und bedeutet „der Lauf". ..... Wenn die Hypothese, daß die Bevölkerung von Süddeutschland aus Asien durch Kleinasien, Thrakien usw. eingewandert sei, zu verwerfen ist, d. h. wenn die Aehnlichkeit der Namen nur allgemeine Verwandtschaft persischer, phrygischer, thrakischer und germanischer Stämme dartut: so scheint doch das gewiß, daß die Urbevölkerung im Süden der Donau germanisch war, und daß sie vom hohen Norden gen Süden zog. So wie ja der Zug der Kimbern und Teutonen historisch ist, so konnte lange Zeit vorher eine ähnliche Wanderung stattgefunden haben."

Ich komme jetzt zu einem Schriftsteller, „den alle mit wenig Ehrfurcht nennen", Wolfgang Menzel. In den weitesten Kreisen ist Menzel nur als der Goethehasser und Franzosenfresser bekannt. Und da mit beiden Bezeichnungen etwas Negatives gesagt wird, hat man sich mit dem Urteile begnügt und Menzel abseits stehen lassen. Ich glaube, daß man ihm damit bitteres Unrecht getan hat, das die Zukunft wieder gut machen muß, wenn sie erkennen wird, daß Menzels Stellung in unserer Literatur durch seinen echt deutschen Charakter bedingt war und ist. Freilich ist er in religiöser Beziehung konservativ gewesen, aber für ihn „schloß der größte Philosoph den größeren nicht aus", womit er denn seine geistige Unabhängigkeit kundgetan und bewiesen hat, wie wenig die geringe Einschätzung seines Schaffens am Platze war. Seine Schriften zeigen denn auch fast durchweg ein Sichauflehnen gegen allgemein gültige Anschauungen. So, wenn er z. B. im Vorwort zu seiner Monographie „Odhin" schreibt: „Gar keinen Einfluß aber übten auf die nordische Götterlehre Griechen und Römer aus, die vielmehr welchen vom Norden her empfingen, denn das sogenannte klassische Altertum war viel geschmeidiger, empfänglicher und passiver als der stahlfeste, durchaus männliche Norden."

An die Forschungen Dr. Woltmanns erinnern mich hier und da seine Ausführungen in der Schrift „Unsere Grenzen", 1868, die den so vielfach zerrissenen und verfälschten nationalen Bestand des Deutschtums in Europa untersucht. So war z. B. der Kernpunkt der folgenden Ausführungen in dem Kapitel „die keltische Lüge", S. 215, fast wörtlich — ohne abgeschrieben zu sein — in dem Woltmann-Gedenkheft der Politisch-anthropologischen Revue zu lesen:

„Als diese jämmerliche Zeit mit ihren Lügen vorüber war, hielten nur noch die Franzosen die eitle Illusion (die Keltomanie) fest. So

viel mir bekannt, ist in französischer Sprache in neuerer Zeit nur ein Buch geschrieben worden, welches diese Illusion zu stören gewagt hat, das Buch von Gerard[1]) in Brüssel, 1845. Dieser Gelehrte erinnert die Franzosen an das, was ihnen schon ihr alter Montesquieu in seinem esprit des lois gesagt hat, daß nämlich alles, was Frankreich an Ehre, Recht und Freiheit besitze, von den Franken und aus den deutschen Wäldern herstamme, weil vorher das gallische Volk unter der Tyrannei der römischen Kaiser nur in tiefste Sklaverei und Korruption versunken gewesen sei."

Die Auffindung weiterer Berührungspunkte Menzels mit der modernen Lehre will ich den Lesern überlassen und nur noch bemerken, daß auch Adolf Bartels in seiner Literaturgeschichte bestätigt, „daß Menzel mit zuerst die Bedeutung der Rasse für die Entwicklung der Menschheit entdeckt hat".

Zweimal ist in den zitierten Abhandlungen Montesquieus gedacht worden. Sollten sich seine Werke, und zumal der ‚esprit des lois', nicht für die Anthropologie und die Geschichte ihrer Entwicklung fruchtbar machen lassen?

Das Thema bedingte eine mehr aphoristische Gestaltung des Stoffes, anstatt einer in sich geschlossenen Darstellung. Wenn man nun sagen wollte, ich hätte dem Thema zuliebe nur diejenigen Belege zitiert, die in der Richtung desselben liegen und vielleicht spontane Aeußerungen der betreffenden Schriftsteller sind, so entgegne ich, daß ich allerdings solche Stellen zitiert habe, in denen die moderne Anschauung in der konzentriertesten Form ausgesprochen ist. Aber eben, weil die wissenschaftliche Ausbildung und Erfahrung der einzelnen Forscher den wesentlichen Grund zu ihrer Lebensanschauung legten, ist es nur natürlich, daß die gleiche Anschauung bei ihnen immer wieder zum Ausdruck gelangt. Die Forscher unserer Zeit werden es am besten beurteilen können, wie die Zentrierung des geschichtlichen Bildes durch die Anerkennung des europäischen Nordens als Heimat der Germanen und Indogermanen zu einer einheitlichen deutschen Lebensanschauung führt, indem sie die einzelnen Glieder des deutschen Volkes wieder mit dem ursprünglichen Heimatboden verbindet.

Dieser kleine Auszug möge ihnen aber auch zeigen, eine wie wichtige und dankenswerte Aufgabe das Hineinwachsen in den geschichtswissenschaftlichen Zusammenhang ist, der ihnen beweist, daß wir in längst vergangenen Zeiten nicht nur Blut von unserm Blut, sondern auch Geist von unserm Geist antreffen.

Physischer Rückgang der dänischen Bevölkerung.

Dr. F. von Gerhardt.

In den meisten Untersuchungen, die über Völkerdegeneration, namentlich der romanischen Rasse, angestellt worden sind, wird unser Blick gen Norden gelenkt, nach den skandinavischen Reichen, wo wir

[1]) Sicherlich ein französisch schreibender Germane.

noch unverminderte Volkskraft vorfinden sollen. In der Tat lauten die Urteile über die Völker germanischer Abstammung fast durchweg günstiger, als die über Frankreich, Spanien usw. Wenn neuerdings auch von einer Entartung der Deutschen gesprochen wird, so findet dies nur in übertriebenem Pessimismus oder in parteipolitischen Erwägungen seine Erklärung. Der Umstand, daß in den letzten Jahren die Geburtenfrequenz zurückgegangen ist, fällt nicht allzuschwer ins Gewicht, wird im übrigen auch durch das fortwährende Sinken der Mortalität völlig kompensiert. Der modernste Gradmesser der Volkskraft, die Rekrutierungsergebnisse, lassen außerdem keinerlei Schlüsse auf einen physischen Rückgang der Deutschen zu. Hierfür liefert Kruse[1]) schon genügendes Beweismaterial, und ich[2]) konnte mich auf Grund noch umfangreicherer statistischer Daten seinen Ausführungen nur anschließen.

Die Divergenz der Ansichten auf diesem so überaus wichtigen Gebiete der Bevölkerungswissenschaft mag wohl zum großen Teile mit der Unklarheit des Begriffes „Degeneration" zusammenhängen; denn häufig werden Verkümmerung, sowie physische Schwächung infolge erworbener Fehler mit Degeneration identifiziert. Daß diese Begriffsverwechselung zu einer Verzerrung des Bildes führen muß, liegt klar auf der Hand. Ob Verkümmerung oder sonstige äußere Schädigungen einzelner Individuen eine Entartung der Nachkommenschaft im Gefolge haben werden, muß noch dahingestellt bleiben, bis völlige Klarheit über das Gesetz der Vererbung erworbener Eigenschaften erzielt ist. Es ist hier nicht der Ort, auf die unzähligen diesbezüglichen Theorien näher einzugehen. Um Mißverständnissen vorzubeugen, will ich hier meine Definition der Degeneration, die ich in meiner früheren Arbeit[3]) näher begründet habe, geben. Unter Degeneration möchte ich „die dem einzelnen Individuum von Anfang an innewohnende physische Unmöglichkeit, sich unter den gewohnten Bedingungen zu einem der Art entsprechenden, normalen Geschöpfe auszubilden, bezw. eine der Art entsprechende, normale Nachkommenschaft hervorzubringen" verstanden wissen. Diese Begriffsbestimmung schließt von vornherein Verkümmerung und äußere Schädigungen aus. Da die beiden letzteren häufige Begleiterscheinungen der Industrie sind, ist es erklärlich, warum man diese und den mit ihr Hand in Hand gehenden Einfluß der Großstadt als den Moloch hinstellt, dem nicht nur das gegenwärtige Geschlecht, sondern auch die künftigen Generationen zum Opfer gebracht würden. Wolf[4]) hat jedoch schon vor 15 Jahren dargelegt, wie übertrieben diese hauptsächlich von sozialistischer Seite erhobenen Anklagen gegen die moderne Wirtschafts- und Gesellschaftsform sind. Wir werden im folgenden sehen, daß in Dänemark, einem Lande, wo von

---

[1]) „Degeneration und Wehrfähigkeit" im Zentralblatt f. allgem. Gesundheitspflege 1898.

[2]) Vergl. „Aushebungsstatistik und Degenerationsfrage" in der Pol.-anthropol. Revue 1907, Heft 6, wo die von mir gewonnenen Resultate kurz zusammengestellt sind.

[3]) A. a. O.

[4]) Wolf, Julius, Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung, Stuttgart 1892, Seite 211 ff.

Industrieproletariat und Großstadtelend doch gewiß keine Rede sein kann, die Wehrfähigkeitsverhältnisse recht ungünstig liegen, zumal wenn wir Deutschland zum Vergleiche heranziehen wollten.

Numerisch betrachtet ist die dänische Bevölkerung in langsamem Vorwärtsschreiten begriffen. Die Gesamtzunahme während der Zeit von 1890 bis 1903 betrug 346000 Köpfe[1]). Das natürliche Bevölkerungswachstum belief sich nach Fehlinger[2]) für die Periode 1893 bis 1902 auf 13,4 pro Tausend Einwohner, hatte also einen recht günstigen Stand, der nur von den Niederlanden mit 14,7, Norwegen mit 14,5 und Deutschland mit 14,4 übertroffen wurde. Daß trotzdem die dänische Bevölkerung sich nicht rascher vermehrt, mag mit ihrer geringeren Expansionsmöglichkeit zusammenhängen, da Landwirtschaft, Viehzucht und Fischerei nur einer beschränkten Kopfzahl Unterhalt gewähren können. Die Zahl der Lebendgeborenen hat sich relativ ungefähr auf gleicher Höhe gehalten, während die Totgeburten, infolge der Fortschritte in der Medizin und der Geburtshülfe allmählich abnehmen. Die Bevölkerungsstatistik allein könnte also keinerlei Bedenken oder Befürchtungen für Dänemarks physische Potenz in uns aufkommen lassen.

Bevor ich nun weitergehe, möchte ich einige Worte über die dänischen Wehrpflichtsverhältnisse vorausschicken. Die Heeresordnung beruht auf der allgemeinen Wehrpflicht, eingeführt durch Gesetz von 1869. Das wehrpflichtige Alter ist auf das 22. Lebensjahr festgesetzt, also um 2 Jahre weiter hinausgeschoben, als bei uns. Die Dienstpflicht dauert 16 Jahre, von denen 4 auf die Linie, 4 auf die Reserve und 8 Jahre auf die sogenannte Verstärkung entfallen, die etwa unserer Landwehr entsprechen dürfte. Unter der Fahne bleiben die Mannschaften der Infanterie 6, die der Kavallerie 9 Monate; nur Unteroffizieranwärter und ein geringer Bruchteil der übrigen Mannschaften dienen länger. In den nächsten 3 Jahren der aktiven Dienstzeit findet je eine vierwöchige Uebung statt, zu der die gedienten Mannschaften einberufen werden. Die Anforderungen, die an den dänischen Soldaten gestellt werden, sind mithin den unsrigen kaum vergleichbar, ein Umstand, der die ungünstigen Aushebungsresultate noch weit krasser erscheinen läßt. Die Statistik[3]) verzeichnet nämlich:

	im Jahre	1890	1906
	Untersuchte	21731	27760
davon:	dauernd untaugl.	23½ pCt.	33⅓ pCt.
	zeitig „	23 „	21 „
	minder tauglich	6½ „	5¾ „
	tauglich	46 „	39 „

Wir können also ein Steigen der Zahl der dauernd Untauglichen und ein Sinken der Tauglichkeitsziffer bemerken. Obwohl diese Erhebungen nur bis 1890 zurückreichen, so lassen sie doch schon deutlich erkennen, in welcher Richtung sich die Wehrfähigkeitsziffer bewegt. Der Rückgang der Tauglichen um rund 7 pCt. ist in An-

[1]) Vergl. „Befolknings forholdene i Danmark i det 19. Aarhundrede.

[2]) Fehlinger, Hans, die Bevölkerungsverhältnisse in Frankreich, Pol.-anthr. Revue 1905/06, S. 204.

[3]) Vergl. „Danmark Statistisk Aarbog, udgivet of Statens Statistisk Bureau, Aargang 1896“ ff.

betracht des kurzen Zeitraumes ein enormer, der durch die Abnahme der zeitig Untauglichen und minder Tauglichen nicht im mindesten abgeschwächt wird. Wenn wir im übrigen erwägen, daß sich die Zahl der zeitig Untauglichen hauptsächlich aus Individuen rekrutiert, welche die vorgeschriebenen Normalmaße noch nicht erreicht haben, so muß uns auch diese bei dem relativ hohen Wehrpflichtsalter als besonders ungünstig auffallen. Bei der gesunden Lebensweise des dänischen Volkes in der Landwirtschaft und an den Meeresküsten unter gemäßigtem, gesundem Klima müssen diese Aushebungsresultate überraschend wirken. Sie liefern ein beredtes Beispiel dafür, daß die Volkskraft auch in noch nicht industrialisierten Ländern abnehmen kann, und daß es wahrscheinlich Ursachen ganz anderer Natur sind, die beim physischen Auf- und Abwärtsschreiten einer Nation entscheidend eingreifen. Welcher Art diese schädigenden Ursachen sind, läßt sich natürlich aus den nackten Rekrutierungsergebnissen nicht eruieren; die Statistik konstatiert nur Fakta und gibt dem medizinischen Sachverständigen einen Fingerzeig, wo seine Untersuchungen einzusetzen, und nach welcher Richtung sie ihren Fortgang zu nehmen haben.

Das Geistes- und Lebensproblem auf Grund einer realmonistischen Weltanschauung.

J. G. Vogt.

III.

Der freie Wille.

§ 12.

Um die Gedächtniszellen sämtlicher Sinneskategorien zur Tätigkeit anzuregen, d. h. sie zur Projektion von Vorstellungsbildern nach dem Bewußtseinssitz zu veranlassen, muß stets ein mechanischer Reiz, ein Potential gegeben sein. Sehe ich einen Gegenstand zum ersten Male, ist er mir völlig fremd, so vermag ich absolut nichts mit ihm anzufangen; ich kann keine Gedankenreihen um ihn spinnen. Alle Potentiale, die von ihm ausgehen, während ich ihn anschaue, werden aufgebraucht, um sein Bild in der Gedächtniszelle in O' Figur 1 (S. 584) zu fixieren. Alle weiteren Eindrücke des Gegenstandes, Form, Härte, Gebrauch, Geruch usw. werden gleichzeitig fixiert und die betreffenden Gedächtniszellen untereinander verbunden, ebenso Verbindungen mit andern Begriffssystemen hergestellt. Sehe ich nun den Gegenstand zum zweiten Male, so haben die von ihm ausgehenden Potentiale die Arbeit der Fixation nicht zum zweiten Male zu verrichten, sondern stehen zur freien Verfügung, um die Gedächtniszellen, die sie nun abermals treffen, zur Tätigkeit, d. h. zur Reproduktion der fixierten Eindrücke anzuregen. Diese Einwirkung der Außenreize auf unsere Gehirntätigkeit ist eine absolut gesetzmäßige. Wo immer wir uns in der Außenwelt bewegen, werden die Potentiale der Außenreize die entsprechenden Gedächtnisbilder anregen und ebenso alle Verzweigungen der Verbindungsbahnen zwischen diesen Gedächtnis-

bildern durcheilen, d. h. alle weiter gelegenen Gedächtnisbilder aufrütteln. Treffe ich einen Bekannten auf der Straße, so blitzen die Gedächtnisbilder nicht nur seiner Person, sondern seiner Tätigkeit, seiner Lebensschicksale usw. in meinem Bewußtsein auf.

Die Gedächtniszellen können auch durch die Potentiale des Blutstromes angeregt und in ihrer Tätigkeit unterhalten werden, von den leisen Schatten des Traumes bis zu den rasenden Bildern des Fiebers.

Das wichtigste bei dieser gesamten Tätigkeit aber ist, daß es sich hier um eine absolut mechanische Gesetzmäßigkeit handelt. Die Bilder werden uns durch äußere oder intrakortikale mechanische Reize aufgedrängt, ohne das Zutun oder den Widerstand unseres sogenannten Ichs. So wie die Außenwelt anreizt, so antworten unsere Vorstellungen; die Qualität unserer Verbindungssysteme bestimmt ausschließlich die Qualität unserer Vorstellungen. Der Dummkopf kann sich durch bloßen Willen keine intelligenten Vorstellungen schaffen, und der Schlaflose kann die jagenden Bilder durch keine Willenskraft verscheuchen. Es atmet alles absolute mechanische Gesetzmäßigkeit. Das Willensprinzip ist ein schönes Märchen, das die Natur mit ausgemachtem Raffinement dem naiven Menschenkind erzählt, um ihm damit auf die faulen Beine zu helfen. Sie schwindelt ihm das beglückende Gefühl des freien Willens vor, verdeckt damit gnädig die eiserne Gesetzmäßigkeit, mit der es geschoben wird, und schürt mit diesem Kunstgriff das ewige Feuer seiner Handlungen. Der Mensch denkt, wie er muß, während er in dem glücklichen Wahn lebt, denken zu dürfen, was er will; und wenn er sich brüstet, er könne jetzt beliebig an die Cheopspyramide, an einen Hering, an Goethe oder den Hauptmann von Köpenick denken, so vergißt er abermals, daß er dies ganz gesetzmäßig unter der Diskussion über den freien Willen tut.

Es verhält sich mit dem freien Willen ähnlich wie mit dem naiven Realismus, er fußt auf einer beglückenden Illusion; das häßliche Gerippe eines toten Mechanismus ist gnädig von dem goldenen Scheine einer stolzen Selbstherrlichkeit überstrahlt. Was wären wir ohne diese Illusion, ohne den berauschenden Zauber, den sie über unser Denken und Handeln ausgießt! Es ist ein wunderbarer Kunstgriff, den die Natur anwendet, um den Menschen zu seinen höchsten und edelsten Bestrebungen anzureizen; denn Stolz, Selbständigkeits- und Freiheitsgefühle (nicht zu verwechseln mit Hochmut, Aufgeblasenheit und brutaler Rücksichtslosigkeit) wurzeln unmittelbar in der Illusion des freien Willens. Wie die Natur diese Illusion schafft, wie sie die absolute Gesetzmäßigkeit der Bilderreihen durch das gegenteilige Prinzip eines selbständigen freien Aufbaues verdeckt, ist für uns ebenso unbegreiflich, wie die Projektion der in unserem Kopfe entstehenden Anschauungsbilder in den Raum außerhalb unseres Kopfes; es ist ein transintelligibles Moment.

Die Bilderreihen.

§ 13.

Kehren wir zu unseren Reproduktionsprozessen in der Gedächtnissphäre zurück und beschränken uns vorläufig wieder auf die beiden

Sinneskategorien des Gesichts und Gehörs. Es muß von vornherein einleuchten, daß, wenn bei der Reproduktion der Gedächtnisbilder, die unser eigentliches Denken ausmacht, alle Bilder aus allen Gedächtnissphären chaotisch durcheinander wirbelten, wir offenbar keinen klaren und einheitlichen Gedankenfluß zustande bringen könnten. Wir können, wie gesagt, in der Anschauung verschiedene Sinneskategorien gleichzeitig umspannen; die Anschauung beherrscht ein ausgedehnteres Gebiet. Die Reproduktion unserer Gedächtnisbilder, die Vorstellungen, die eigentlichen Gedanken aber spinnen sich wie ein Faden ab, sie passieren die eigentliche Enge des Bewußtseins einer nach dem andern. Auch können die Anschauungsbilder in unserem Bewußtsein stehen, während wir denken. Wir haben daher ohne Zweifel einen speziellen engeren Zellenkomplex oder vielleicht nur eine Zelle in dem Bewußtseinssitz a Figur 1 anzunehmen, die mit den verschiedenen Sinneszentren und durch sie mit der Hirnrinde als eine Art punktueller Fokus in Verbindung steht, durch den eben alle Gedächtnisbilder nur nacheinander und nie nebeneinander passieren können. Wir können ihn formaliter in den Mittelpunkt des Kreises a verlegen. Dieser Zellenkomplex oder diese Zelle muß aber die Eigenschaft haben, sich im Wechsel der Bilder rasch allen Empfindungsschwellen anpassen zu können, worauf sicherlich die Deutlichkeit der Vorstellungsbilder beruht und sicherlich auch die Schnelligkeit und Zuverlässigkeit des Gedankenganges. Man darf sich indessen diese Zentralzelle nicht etwa wie die Zentralstelle eines Telephonsystemes vorstellen. Gewiß laufen auch in der Zentralzelle schließlich alle Leitungsbahnen, wenn auch in verjüngter Form, aus der Hirnrinde zusammen; jede Gedächtniszelle kann im Bewußtsein anrufen; allein verbunden werden die Gedächtniszellen nur in der Hirnrinde untereinander. Wenn die Bilder in der Hirnrinde aus der Zentralzelle angerufen und miteinander verknüpft werden müßten, dann müßten die Potentiale stets in entgegengesetzten Richtungen zwischen Zentralzelle und Hirnrinde aufeinanderprallen und sich gegenseitig den Weg verlegen.

Auf der Art und Weise nun, in der alle Gedächtnis- oder Vorstellungsbilder durch die Enge des Bewußtseins fließen, beruhen alle Modalitäten unseres Denkens.

Empirische Bilderreihen. Wenn die Gedächtnisbilder in genau der Reihenfolge, in genau der Verknüpfung nach dem Bewußtseinssitz lanciert werden, wie sie durch die Anschauung und die Erfahrung gegeben waren, so sind dies empirische Gedankenreihen. Dieselben erfolgen ohne jegliche geistige Zutat oder Verarbeitung. Wie im täglichen Leben, zu Hause oder auf der Straße, auf einer Reise, oder beim Lesen eines Buches, eines Romanes, von Musiknoten usw. die Bilder an uns vorüberziehen und im Gedächtnis fixiert und untereinander verbunden werden, so treten sie auch ganz gesetzmäßig wieder in den empirischen Gedankenreihen auf.

In diese Gedankenreihen können nun alle Sinneskategorien und alle Gefühls- und Emotionskategorien eintreten. Ich sehe auf einer Motorfahrt die Naturszenerie an mir vorüberfliegen, ich spreche mit meinem Reisegefährten, ich halte an einem Gasthaus zur Erfrischung, auf der Weiterfahrt stoßen wir mit einem andern Motorwagen

zusammen, mein Gefährte ist tot, ich schwer verwundet, usw., alle diese Bilder, Töne, gestilltes Hungergefühl, Entsetzen, Schmerz u. a. m. knüpfen sich in der empirischen Reihenfolge aneinander, ohne daß sich dabei irgend ein logisches Moment geltend machen könnte. Auf der Wiedergabe dieser empirischen Bilderreihen in Wort, Schrift oder Bild beruht unsere gesamte beschreibende Tätigkeit.

Logische Bilderreihen. Während die empirischen Bilderreihen ununterbrochen, lückenlos fließen und die Ruhe unseres Bewußtseins nicht stören, sind die logischen Bilderreihen unterbrochen; der Fluß unserer Gedanken stockt; unser Bewußtsein wird mit Unruhe erfüllt, und alle zur Verfügung stehenden Gedächtnisbilder werden aufgerüttelt, um den Fluß der Gedanken wieder in Gang zu bringen. Zweitens, während die empirischen Bilderreihen sich aus allen Sinneskategorien rekrutieren können, spielen sich die logischen Bilderreihen nur in einer Sinneskategorie ab, und zwar in der optischen (beim Blindgeborenen in der haptischen). Logisch denken können wir nur im Lichte; jede Trübung der optischen Vorstellungsbilder durch eine andere Sinneskategorie hebt den logischen Gedankengang auf. Wenn wir an Stelle eines konkreten optischen Bildes oder Bilderkomplexes einen akustischen Reiz, ein leeres Wort einschieben, so hört sofort die Logik auf.

Nehmen wir den einfachsten Fall. Wir lassen eine empirische Bilderreihe durch unser Bewußtsein passieren, indem wir etwa einen Roman lesen. In dem Buche sei ein Blatt ausgerissen, wodurch offenbar eine plötzliche Unterbrechung der empirischen Bilderreihe eintritt. Wir lesen weiter, sind aber beunruhigt durch das Fehlen der Bindeglieder, und unwillkürlich drängen sich am Faden des zuerst Gelesenen verschiedene Bilder in unser Bewußtsein, von denen wir nun diejenigen in die entstandene Lücke einreihen, deren Richtigkeit beim Weiterlesen bestätigt wird. Wir haben damit eine logische Handlung begangen. Wir haben ein fehlendes Zwischenglied eingeschoben.

Das logische Denken besteht im Prinzip darin: zwei gegebene, aber verschiedene Bilder durch ein gemeinsames Merkmal oder ein solches Zwischenglied miteinander zu verbinden, durch das der Fluß der Bilder wieder hergestellt wird.

Auf einem einsamen Waldespfade stoße ich auf einen toten Mann. Ich bin gewohnt, hier nur lebende Menschen zu treffen. Das Bild des lebendigen Mannes blitzt in meinem Bewußtsein auf, allein es fehlt mir das verbindende Glied zwischen ihm und dem toten Mann. Neben ihm liegt ein Revolver, und sofort schiebt sich als Zwischenglied das Bild des Selbstmordes ein. Allein bei näherer Untersuchung finde ich den Mann ausgeraubt, und eine abgerissene Uhrkette hängt an seiner Weste. Das erste Zwischenglied erweist sich als falsch; es schiebt sich ein neues, das eines Raubmörders ein. Aber hier stockt meine Bilderreihe wieder: wer ist der Raubmörder? Nach einigen Tagen treffe ich einen Mann in einem Gasthaus, der ein abgerissenes Stück einer Uhrkette vor sich liegen hat. Sofort kommt meine Bilderreihe wieder in Fluß: die abgerissene Kette ist das Zwischenglied zur Verknüpfung des gedachten Raubmörders und des jetzt wirklich gefundenen. Ich bin befriedigt; der Fluß meiner Ge-

danken ist wieder hergestellt. Ich bringe den Mann zur Verhaftung. Es stellt sich heraus, daß er das abgerissene Stück Kette von einem Landstreicher erworben hatte. Es ist jetzt Sache des Richters, die logischen Reihen weiter zu spinnen und die richtigen Zwischenglieder ausfindig zu machen.

Was ist das Kriterium der logischen Bilderreihen? Kein anderes als der ungestörte Fluß unserer Gedanken. Wo und wann immer dieser Fluß unterbrochen wird, fühlen wir Unbehagen, Unlust, die solange andauert, bis der Fluß der Gedanken wieder hergestellt ist. Ein absolutes Kriterium der Logik gibt es nicht. Erstens, je nach der Feinheit der Empfindung und der Gehirnorganisation, fühlt jeder die Störung oder Unterbrechung des Gedankenflusses in verschiedenem Grade; der eine wird schon aufgeregt, wo der Dickhäuter noch gar nicht in seiner Ruhe gestört wird, und ebenso ist der eine mit irgend einem Flusse der Gedanken befriedigt, wo der feiner Veranlagte noch tausend Lücken empfindet. Dem Alltagsmenschen hilft der liebe Gott über alle Lücken hinweg, die dem Gebildeten quälendes Kopfzerbrechen verursachen und ihn zu nimmer endendem Grübeln treiben. Wir sagen, der letztere besitzt ein unendlich intensiveres Kausalitätsbedürfnis als der erstere.

Je intensiver das Kausalitätsbedürfnis, um so mehr bestehen wir darauf, daß unsere Bilderreihen sich nur aus optischen Bildern aufbauen. Menschen mit geringem Kausalitätsbedürfnis lassen bei jeder Gelegenheit ihre optischen Bilderreihen durch akustische Bilder und leere Worte verunreinigen. Eine reale Weltanschauung stellt die höchsten Anforderungen an rein optische Bilderreihen; sie wäre erst befriedigt, wenn das gesamte Weltgeschehen in optischen Bildern lückenlos an uns vorüberziehen würde, d. h. wenn wir sie alle durch gemeinsame Merkmale miteinander verknüpfen könnten. Das gemeinsamste Merkmal wäre das Atom in seiner mechanischen Betätigungsweise. Könnten wir alle Weltbilder in Atome auflösen und aus Atomen als optische Empfindungsprodukte wieder aufbauen, dann hätten wir die Welt begriffen; unser ununterbrochener Bilderfluß verkörperte für uns die erreichbar höchste Erkenntniskrone.

Diese mechanisch-physiologische Begründung der Logik hat natürlich mit den Geistesdefinitionen des Metaphysikers nichts gemein; wir können und wollen auch gar nicht mit ihm rechten, so sehr er die Schale seines Zornes und Hohnes über uns ausgießen möge.

Das Auffinden der Zwischenglieder oder gemeinsamen Merkmale ist auch die Grundlage des Witzes und Humors, und zwar ist der Witz eines Menschen um so höher entwickelt, je befähigter er ist, weit auseinander gelegene Bilder logisch miteinander zu verknüpfen. Bilder, die in unmittelbarer Nähe untereinander in der Hirnrinde fixiert sind, werden sich auch leichter miteinander verknüpfen lassen, als solche, die weit entfernt voneinander fixiert sind, also nur durch weit verschlungene Verbindungsbahnen zur Reproduktion gebracht werden können.

Nach Pierre de l'Étoile wurde Heinrich IV., der mit seiner Frau bei Neuilly beinahe ertrunken wäre, durch den dabei ausgestandenen Schrecken von einem heftigen Zahnreißen befreit; er konnte nicht umhin, daraufhin lachend zu versichern, daß er noch nie ein besseres

Mittel gegen Zahnreißen gefunden habe. Diese Bemerkung ist witzig, weil durch sie zwei weit auseinander liegende Dinge: der Sturz ins Wasser und ein Mittel gegen Zahnreißen miteinander verknüpft werden, und zwar durch das Verknüpfungsmittel des Schrecks, den der König durch den Sturz ins Wasser empfand, und der das Zahnreißen übertäubte. Bei vielen Witzen wirkt nicht so sehr die Gegensätzlichkeit, als vielmehr die Originalität des Zwischengliedes. Zur Zeit Friedrich Wilhelms IV. fand sich an der Reiterstatue Friedrichs des Großen in Berlin folgendes Pasquill:

Lieber Fritze, steig' hernieder,
Führe deine Preußen wieder;
Laß in diesen schweren Zeiten
Lieber unsern Wilhelm reiten!

Hier wird der intelligente Fritz mit dem unfähigen Wilhelm in Verbindung gebracht und zwar durch das originelle Zwischenglied des Reiterbildes.

Ein Arzt bekämpfte das Fieber eines Patienten durch beständigen Aderlaß, und der Patient starb an Verblutung. Der Arzt rühmte sich aber, das Fieber doch geheilt zu haben. Hier werden die gegensätzlichen Bilder des geheilten Fiebers und des Todes durch das Bild des zur-Ader-lassens miteinander verknüpft.

Es lassen sich noch zahlreiche Modalitäten geltend machen, deren nähere Begründung uns indessen hier zu weit führen würde.

Von der größten Wichtigkeit werden für uns die logischen Bilderreihen in Beziehung auf die höchste geistige Leistungsfähigkeit des Menschen, auf unsere sogenannte Erfindungsgabe. Diese Gabe beruht lediglich auf der Fähigkeit, getrennte Bilder miteinander zu verknüpfen. Als James Watt sinnend vor seinem Teekessel saß, drängte sich das Bild in seine Gedankenreihe: gleich dem Deckel des Teekessels irgend eine andere Last zu heben oder in Bewegung zu setzen. Das verknüpfende Bild war der Dampf, und dieses verknüpfende Bild mußte er solange umarbeiten (wie in unserem obigen Beispiel des Raubmordes), bis er in dem beweglichen Kolben der Dampfmaschine das richtige Bindeglied gefunden hatte. — Der Erfinder der Luftschiffahrt hatte das Bild des auf der Erde stehenden Menschen mit dem des in der Luft schwebenden Menschen durch das aufsteigende, in einem Ballon gefangene Gas verknüpft. Alle noch so verwickelten Erfindungen lassen sich auf dieses Prinzip zurückführen.

Die Hauptsache für uns aber ist der absolute Mechanismus der Verknüpfung. Der Metaphysiker betrachtet den Erfinder natürlich als einen gottbegnadeten Menschen, der seine Inspiration von oben empfängt; der schöpferische Geist ist ein Ausfluß aus einer andern Welt! Was tut aber tatsächlich ein Erfinder, der zwei Bilder, gleichgültig ob nur eines oder beide gegeben sind, miteinander verknüpfen will? Er hält stets die beiden Bilder fest; sie durchstreichen stets sein Bewußtsein. Die Gedächtniszellen dieser beiden Bilder sind in beständiger Aufregung; sie absorbieren die Potentiale aus dem Blutstrom in außergewöhnlicher Weise, und diese Potentiale erregen unzählige anderweitige Bilder und Bildergruppen, die sich als Zwischen-

glieder im Bewußtsein melden, die aber solange immer wieder durch andere ersetzt werden, bis das richtige oder vielmehr passende den Gedankenfluß tadellos hergestellt hat. Jahre- und jahrzehntelang dauert es oft, bis im Kopfe eines Erfinders nach tausend- und millionenfachem Hin- und Herfliegen der Versuchsreihen das richtige Zwischenglied sich einstellt. Dem Erfinder selbst oder seinem sogenannten Geist kommt dabei absolut keine Initiative zu; denn wäre dies der Fall, dann müßte jede Erfindung systematisch und unfehlbar in kurzer Zeit gemacht werden können. Der Erfinder muß sein Gehirn ruhig spielen lassen und geduldig abwarten, welche Bilder es ihm zuspielt, welche Kombinationen es ihm in den Schoß wirft. Oft geschieht dies im Traum, oder noch besser nach einer langen Ruhepause, wenn die hocherregten Verbindungsbahnen, die alle Potentiale absorbieren, für eine Zeitlang zum Schweigen gebracht werden, und die Potentiale neue Bahnen betreten können. Einer unserer größten Erfinder, Edison, hat sich jahrzehntelang abgemüht, bei der transatlantischen Telegraphie den ermüdenden Poggendorfschen Spiegel durch ein greifbares Zeichensystem zu ersetzen. Seine tausendfachen Versuchsreihen zeitigten durchaus zufällig die Erfindung des Phonographen, an die Edison nie gedacht, die er nie gewollt hatte. Seinen eigentlichen Zweck hat er nie erreicht; seine Versuchsreihen hatten jahrzehntelang umsonst gespielt.

Diese nackte Mechanik ist für uns von um so weittragenderer Wichtigkeit, als unsere gesamte Kultur, einschließlich aller spekulativen Wissenschaft (denn auch der Philosoph ist nichts anderes als ein Erfinder, ein Finder von unbekannten Zwischengliedern), an solchen Versuchsreihen emporgeklettert ist und auch fernerhin emporklettern wird. Und um es hier schon vorweg zu nehmen: in genauer Parallele mit dem menschlichen Personalintellekt ist auch der in der Natur schaffende Organintellekt an der Entwicklungsreihe der Organismen emporgeklettert und wird auch noch weiter emporklettern. Der Personalintellekt folgt dabei stets nur den augenblicklichen Impulsen, den augenblicklichen Reaktionen von Unlust oder Lust auf die äußeren Einflüsse und Anregungen. Der Erfinder des Rades hat nie daran gedacht, daß es dereinst in einer dahinbrausenden Lokomotive enden sollte; er hat es lediglich für die Bedürfnisse des Augenblicks erdacht. Genau so arbeitet der Organintellekt frei von allen teleologischen Absichten. Das Aufsteigen der Entwicklungsreihen ist durch ganz andere Faktoren bestimmt.

Die vergleichende Geistestätigkeit.

§ 14.

Die höchste, ich sage nicht die wichtigste Betätigungsweise unseres Personalintellektes beruht auf der Vergleichung, die alle Kategorien des Urteilens in sich schließt, die aber wiederum durch den offenkundigsten Mechanismus getragen wird. Das Tier ist beinahe durchgehends, wenigstens in der äußeren Gestalt, symmetrisch gebaut, d. h. es läßt sich in zwei Hälften zerlegen, die einander ähnlich sind. Dies gilt besonders vom menschlichen Kopf mit seinen Sinnesapparaten und dem Zentralnervensystem, das in zwei Hälften zerfällt. Das Ge-

hirn besteht augenfällig aus zwei Hirnhälften, die die beiden Körperhälften unter Kreuzungserscheinungen beherrschen. Ich behaupte, die beiden Hirnhälften sind das Fundament unserer Orientierung in Beziehung auf links und rechts, vor allen Dingen in Beziehung auf die optische Orientierung, die überdies noch durch die vertikale Teilung der Retina bezw. die Identität der Netzhautstellen bekräftigt wird. Wir wollen uns hier nicht durch den Einwand stören lassen, daß nach Abtragung oder Einbuße einer Hirnhälfte die andere für sie eintreten kann. Das mag sein, aber ein Mensch mit normalem Gehirn arbeitet entschieden auch normaler. Ein Einäugiger sieht vielleicht ebenso gut wie ein Zweiäugiger, aber damit ist nicht bewiesen, ob eine einäugige Menschheit so leistungsfähig geworden wäre wie eine zweiäugige.

Ich nehme daher an, daß beim normalen Menschen jedes Bild zu zwei Hälften, eine rechte und eine linke, in den beiden Gehirnhemisphären im Gedächtnis fixiert wird, und daß bei der Vorstellung diese beiden Bilder stets im richtigen Nebeneinander miteinander verschmelzen. Wir unterscheiden in der Vorstellung stets zwischen rechts und links, und dies ist der erste und einfachste Akt der Vergleichung. Ich behaupte, die beiden Gehirnhemisphären spielen beständig gegeneinander und werfen die Bilder zum Vergleich in unser Bewußtsein. Ja, die beiden Gehirnhemisphären sind die mechanische Unterlage der Gleichung, wie sie in der Mathematik in der reinsten Form zum Ausdruck kommt. Der Unterschied zwischen dem Vergleich gewöhnlicher Anschauungsobjekte und dem Vergleich mathematischer Größen besteht nur darin, daß das mathematische und besonders das geometrische Material durchaus einfacher, einheitlicher Natur ist (meistens Zeichnungen und Abgrenzungen auf einheitlichem, weißem Grunde) und daher viel leichter zum Vergleich gebracht werden kann, als die andern komplizierten, mehrfarbigen und unregelmäßigen Gegenstände der Außenwelt. Die Mathematik ist an und für sich allumfassend und verkörpert das höchste Prinzip der Oekonomisierung, weil sie mit einem Zeichen tausend Dinge beherrschen kann. Die einfachste Zahl beweist dies. Ich kann in meinem Gedächtnis nur ein Hühnerei fixieren (da ein Bild gesetzmäßig immer nur in einer Richtung nach der betreffenden Gedächtniszelle projiziert werden, also dasselbe Bild zum zweiten, dritten usw. Male stets nur dieselbe Zelle treffen kann); alle weiteren Eier würden sich fortwährend so beständig decken, daß sie alle unvermeidlich in dem ersten Ei untergingen. Ich kann keine 6 Eier in meinem Gedächtnis fixieren, aber ich kann die Zahl 6 im Gedächtnis fixieren und durch eine Verbindungsbahn mit dem Eibild den Begriff von 6 Eiern (z. B. als tägliches Ergebnis meiner Geflügelzucht) zur Vorstellung bringen. Die Zahlen sind nur ökonomisierende Zeichen, die unsere Gedächtnisarbeit erleichtern. — Durch die beiden Gehirnhemisphären können selbst die feinsten Potentiale gegen den Bewußtseinssitz spielen und Punkte und Differentiale als subtilsten Bewußtseinsinhalt zum Ausdruck bringen. Das metaphysische Gewand, das man mit so besonderer Vorliebe gerade um die Mathematik gelegt hat, wird durch die handgreiflichste Mechanik verdrängt.

Ich wiederhole, es kann sich hier nur um bloße Andeutungen über den Mechanismus unserer Geistestätigkeit handeln; alle wirk-

lichen und eingehenderen Begründungen sind in meinen früheren Werken nachzulesen. Hier wollte ich lediglich ein Schema dieses Mechanismus skizzieren; die funktionelle Bedeutung aller Einzelteile konnte nur im Prinzip angedeutet werden. Ich habe das Schema nur im rohen Faden ausgesponnen, und zwar zu dem besonderen Zwecke, das prägnanteste Charakteristikum des Realismus zu kennzeichnen und damit die ungeheuere Kluft aufzudecken, die den Realismus vom Idealismus trennt. Gerade der absolute Mechanismus unserer Geistestätigkeit bildet den schroffsten Gegensatz des Realismus gegenüber dem Idealismus. Deshalb schneidet der Realismus in unser gesamtes Kulturleben ein, denn der Boden, auf dem diese Kultur aufgewachsen ist, ja, das ganze Milieu, das diese Kultur seit Jahrtausenden umgibt, hat gerade das Geistesleben als das höchste aller Prinzipien, als das unmittelbarste und nie anzuzweifelnde Unterpfand einer metaphysischen Welt umschlossen. Auf realem Boden ist dieses Geistesleben dagegen der Ausfluß einer rein mechanischen Funktion eines Organes, unseres Gehirnes, das wie jedes andere Organ unseres Körpers einem ganz bestimmten Zwecke dient, und zwar dem der Orientierung. Wohlverstanden, ich betone hier ausdrücklich das Geistesleben als Betätigungsweise des oben behandelten Schemas, also ausschließlich in seiner Orientierungsarbeit vermittelst der Sinneswerkzeuge und der Verarbeitung der Sinneseindrücke zu rein geistigen Kombinationen. Auf die großen entscheidenden Momente der höheren Empfindungsäußerungen haben wir besonders zurückzukommen.

Subjekt und Objekt.

§ 15.

Im Hinblick auf die rein geistigen Vorgänge haben wir nun in erster Linie zu fragen: wo ist das Ich, und wie verhält es sich dem Objekt, der Außenwelt gegenüber? Wie schon angedeutet, stützt der Idealist den Begriff von Subjekt und Objekt durch die ganz willkürlich aufgerichtete Scheidewand der Haut. Was innerhalb der Haut liegt, ist Subjekt, was außerhalb der Haut liegt, ist Objekt; und man kann es Schopenhauer nicht verdenken, wenn er mit höhnender Naivität fragt, wann und wie denn beim Kinde der Geist unter die Haut gebracht werde! Wir haben aber längst gelernt, unsern Körper zu analysieren und alle Bilder, die wir als Ergebnis dieser Analyse erlangen, der Außenwelt zu subsumieren. Auch das Gehirn haben wir zum größten Teil analysiert; seine sämtlichen Bestandteile, seine Zellen- und Fasersysteme, in und zwischen denen sich die geistigen Prozesse abspielen, gehören der sogenannten Außenwelt an. Wo bleibt das Subjekt, das Ich? Es löst sich alles in vorstellbare Ichbilder auf, die von allen objektiven Bildern in nichts, in gar nichts verschieden sind. Wenn wir das Ich in seinem intimsten Verhalten, im Traum, beobachten, finden wir nichts anderes. Es gibt keinen Traum ohne unser Ich. In jedem Traum gruppiert sich alles Geschehen um unser Ich. Jeder Traum hat zu seinem Zentrum unser Ich. Und wie zeigt sich dieses Ich? Stets als Bild, wie wir es in unmittelbarer Anschauung im alltäglichen Leben an uns selbst oder im Spiegel in uns aufnehmen und gleich allen andern Bildern im

Gedächtnis fixieren. Im Traum werden diese Bilder einfach als Vorstellungsmaterial reproduziert und passieren unser Bewußtsein nur in einem schwächeren Helligkeitsgrade, als in wachem Zustande.

Auch alle Nervenreize, alle Potentiale, die unsere Anschauungs- und Vorstellungswelt beherrschen, gehören der Außenwelt an. Nur diese Außenwelt spielt in unserem Kopfe. Was in unser Bewußtsein eindringt, sind nichts anderes als verlängerte Lichtstrahlen, verlängerte Tonwellen, vorgeschobene Widerstände; die Außenwelt und nur die Außenwelt passiert unser Bewußtsein.

Und wenn wir nun sagen, der Bewußtseinssitz, der punktuelle Bewußtseinssitz ist unser Ich, was bleibt dann von unserem Ich? Dann bleibt nur das Aufblitzen der Empfindungsprodukte, d. h. derjenige Augenblick, in dem die Substanz mit ihrer inneren Betätigungsweise der Empfindung auf die mechanische Betätigungsweise, wie sie sich in der sogenannten Außenwelt manifestiert, reagiert. Wenn aber diese innere und äußere Betätigungsweise inhärente Wesenheiten ein und derselben Substanz repräsentiert, was wird aus unserem Ich, was wird aus der Trennung zwischen Subjekt und Objekt? Das ganze idealistische Grundprinzip wird hinfällig; der Ichbegriff stürzt; er wird vollständig überflüssig. Die Realität des Weltseins umschlingt alles; es wird alles Objekt. Die Welt findet sich selbst wieder, und das große Wort Hegels wird zur Wahrheit: Die Welt reflektiert sich im Menschen in sich selbst! Das Weltgeschehen fließt durch unsern Kopf; alle Logik ist Weltlogik; wir lesen sie nur vermittelst unseres Empfindungsmateriales ab. Das Weltgeschehen ist der Bildner unserer Gedanken, und zwar für jeden einzelnen in der Weise, in der die Potentiale dieses Weltgeschehens als Sinnesreize auf ihn einwirken, ganz gleichgültig, ob diese Potentiale inner- oder außerhalb der Haut ihren Ursprung nehmen.

Dies ist das Fundament des Realismus, und auf diesem Fundament läßt sich ein herrliches Erkenntnisgebäude aufführen, dessen Krone darin gipfelt, daß, wenn unser Personalintellekt auch ursprünglich nur dem Zwecke der Orientierung innerhalb unserer vegetativen Welt (wie beim Tiere) dient, der feinere Ausbau unseres Gehirnes die vegetativen Schranken dieser Orientierung doch hinausschiebt in die Unendlichkeit; und was das Wichtigste und Erhabenste ist: daß, wenn die Welt und nur die Welt durch unsern Kopf spielt, d. h. wenn wir mit unserer Empfindung nur Weltgeschehen und keine metaphysischen Spiegelfechtereien anschauen, wir die höchste Garantie für die Wahrheit und Zuverlässigkeit unserer Orientierung in der Welt besitzen. Wenn Empfindung und Mechanik eins sind, d. h. in streng gesetzmäßiger Relation zueinander stehen, dann ist unser Bewußtsein der leuchtende Brennpunkt der Welt selbst; dann sind wir die Träger einer Selbstoffenbarung der Substanz, und wir bedürfen keiner metaphysischen Entität mehr, keines spezifischen Geistes, der, in Kantsche Fetzen gekleidet, seine Taschenspielerkünstchen zur Vorführung eines „Dinges an sich" losläßt. Das Ich ist die Welt, und die Welt ist das Ich; das Subjekt geht im Objekt unter. Die Empfindung bleibt an das mechanische Quale gekettet; eine Trennung ist undenkbar. Wir landen beim absoluten Monismus, der in seiner Wesenheit dem philosophischen Geist den einzigen widerspruchsfreien Ruhepunkt bietet.

Dahin sind alle Phantastereien metaphysischer Spekulation; das Leben als Ausfluß einer realen Weltsubstanz tritt voll und ganz in seine Rechte und in seine reale Unabhängigkeit ein. Wir haben festen Boden unter den Füßen, und alle Lügen einer erträumten Ewigkeit verblassen vor dem Sonnenlichte einer erhabenen, schaffenden Natur.

Die Kunst.

§ 16.

Ich behalte nach altem Sprachgebrauch die Bezeichnung des Ich bei, verstehe aber darunter eine absolute Realität, deren Komponenten genau in dieselbe Kategorie aller übrigen realen Außenbilder gehören, und dem nur in seinem Bewußtseinssitz die spezifische Eigenschaft zukommt, nicht nur ein Brennpunkt aller Weltbilder, sondern auch ein Auslaßventil für die innere Betätigungsweise der Substanz zu sein. Denn unterscheiden wir nun wohl: wir haben oben speziell nur die beiden Sinneskategorien des Gesichtes und Gehörs behandelt und gezeigt, wie vor allen Dingen durch Verarbeitung der optischen Bilder das feine Gewebe unserer Gedanken gesponnen wird. Dieses Gewebe kommt aber nur im Menschengehirn zustande, das dem Tier gegenüber unstreitig seine Rolle als Orientierungsorgan überschritten hat, wofür schon die Schaffung der menschlichen Kultur spricht. Ja, wir können fernerhin behaupten, daß auch die menschliche Wissenschaft, selbst wenn sie im letzten Grunde doch nur wieder eine verfeinerte Orientierung ist, weit über die ursprünglichen Schranken hinausgeht und das Tier, das entschieden innerhalb dieser Schranken geblieben ist, unendlich weit hinter sich zurückläßt. Gewiß, auch die Sprache, oder sagen wir vielleicht richtiger: ursprünglich der Gesang, waren gleichfalls Orientierungsmittel; allein welcher Zauber kann in Sprache und Gesang durch Reime und Rhythmus gelegt werden, die sicherlich bei der Orientierung total überflüssig sind. Mag die Natur es noch so verstohlen tun, allein sie verbindet in unzähligen Beispielen stets das Schöne, oder sagen wir das Aesthetische mit dem Nützlichen und Notwendigen; sie schleicht sich mit dem Schönen am Nützlichen vorbei und hinaus in die Welt. Was heißt das? Um bei der Stange zu bleiben, sage ich: Farbe und Ton, optische und akustische Empfindungsprodukte sind zwei bestimmte Modalitäten der Empfindung, die in ihrer primitiven Anwendung nur so weit ausgenützt wurden, als es der ursprüngliche Zweck der Orientierung unabweisbar erforderte. Aber damit war die Wesenheit dieser beiden Modalitäten sicherlich nicht erschöpft. Die Empfindung der Farbe (mitsamt der Linie und Form) und des Tones hat in den tieferen und tiefsten Tiefen der Weltsubstanz sicherlich noch Resonanzen, die die bloßen Orientierungsmodalitäten in unendlichen Akkorden übertönen, genau so wie neben oder über den nackten Tastempfindungen zur Orientierung die Natur zum Zwecke der Fortpflanzung den haptischen Sinnesrausch bei der Begattung entfaltet. Alle höheren, oder sagen wir richtiger, alle tieferen Empfindungsmodalitäten, mit deren Manifestation die Natur über die primitive Orientierungsarbeit hinausgeht, spielen in das Reich der Phantasie und gipfeln in den höchsten Selbstoffenbarungen der Substanz. Sie sind ebenso real, d. h. sind ein ebenso unmittelbarer Aus-

fluß der Substanz, wie die primitivsten Sinnesempfindungen. Während wir aber die letzteren in ihrem wirklichen Verhalten, oder mit anderen Worten, in ihrer Gesetzmäßigkeit erkennen und kontrollieren können, sind wir absolut außerstande, die ästhetische Gesetzmäßigkeit der tieferen Empfindungsmodalitäten zu erkennen oder auch nur zu definieren. Farbe und Linie z. B. sind uns in der Außenwelt gegeben, aber kein Faltenwurf. Der Faltenwurf kommt ausschließlich aus dem Kopfe des Künstlers als Ausfluß einer tieferen Empfindungsmodalität. Kein Menschenhirn vermag den Faltenwurf zu analysieren und die Gesetze seiner ästhetischen Wirkung bloßzulegen. Ebensowenig vermag ein Mensch die ästhetische Wirkung eines Correggioschen Lichtganges zu analysieren. Wir wissen, daß Raffael, für den es keinen Beinamen gibt, wenig nach Modellen zeichnete; seine unvergleichlichen Madonnen- und Kindergesichter hatte er in seinem Kopfe in unendlich vollendeterer Form, als sie ihm je die Außenwelt liefern konnte. Er wußte nicht woher er sie nahm; er konnte sie unmöglich geschaffen haben; sie flossen ihm zu als ein tiefinnerlichstes Erglühen der empfindenden Substanz, deren Offenbarungsherd sein fein und zart gebildetes Gehirn war. Von den Griechen und ihren göttlichen Schöpfungen will ich noch gar nicht reden! Und ebensowenig wie beim Denken ist beim ästhetischen Schaffen irgend ein Wille, irgend eine eigene Initiative maßgebend; der Künstler ist nur das Auslaßventil für die tieferen Empfindungsmodalitäten. Er ist vollständig passiv; er ist das Sprachrohr der tiefinnersten Wesenheit der Substanz.

Noch eklatanter ist die Selbstoffenbarung der Substanz im Reiche des Tones, weit über die Orientierungsschranken der primitiven Tonempfindung hinaus. Sehen wir von jeglicher Programmusik ab und halten uns ausschließlich an die absolute Musik. Wir sind unfähig, die Gesetze ihrer letztinstanzlichen ästhetischen Wirkung zu erkennen oder zu definieren. Alles, was uns die Harmonielehre in ihrer höchsten Potenz aufdecken kann, ist doch nur das Nach- und Nebeneinander der Töne, doch nur die nackte Technik, um nicht zu sagen, die Mechanik des Tones. Kein Musiker wird je über die ästhetische Wesenheit der einfachsten Melodie, ja nicht einmal des Rhythmus irgend etwas aussagen, kein Musiker wird uns je die Wesenheit einer musikalischen Idee zergliedern können. Man höre nur das Lallen, wenn sich unsere hervorragendsten Musikkritiker abquälen, eine Beethovensche Symphonie durch allerlei an den Haaren herbeigezogene, bildliche Allegorien zu stützen, ja sogar Beethoven solchen Firlefanz bei seinem schöpferischen Sichgehenlassen unterzuschieben. Gerade die absolute Musik ist es, die mehr als jede andere Kunst sich von aller Empirie losmacht; und von allen Komponisten war Beethoven der letzte, sich in empirische Fesseln schlagen zu lassen. Die wenigen Anklänge an die Alltäglichkeit, wie in einigen Liedern, Fidelio, der Neunten, Eroica usw. sind gegenüber seinen mächtigen Griffen in das Absolute kaum nennenswert. Wer nur die Instrumentation Beethovens, für die es überhaupt keine Qualifikation gibt, zu fassen vermag, der schweigt über Beethoven; im Schweigen liegt das höchste Lauschen. Kein Geringerer als Schubert hat das unsterblichste Urteil über Beethoven mit dem bewunderungswürdigen Ausrufe gefällt: „wie kann man nach Beethoven überhaupt noch komponieren wollen!“ Und wie tausende

Male sind Beethoven, Mozart, Haydn u. a. gefragt worden, wie sie denn ihre himmlischen Kompositionen zustande brächten? Keiner vermochte zu antworten oder auch nur den geringsten Fingerzeig zu geben, wie sie das anfingen; die Töne und Melodien flossen ihnen zu, ohne daß sie sagen konnten, wie und woher. Die Bewußtseinssitze dieser Komponistengehirne sind die Leuchten, durch die die tiefsten Empfindungsmodalitäten des Tones ihren Gang nach der Außenwelt nehmen; ihr innerstes Erzittern strahlt die Substanz aus, das in tausendfältigen Schauern in sie zurückkehrt, wenn wir im höchsten Entzücken den verklärten Symphonien eines Beethoven lauschen.

Und auf dieser höchsten Stufe liegt der Schlüssel zum Lebensproblem und nur auf ihr! Auch in den höchsten Manifestationsformen der inneren Betätigungsweise der Substanz finden wir, daß sie nicht völlig frei und ungebunden sich der Welt offenbaren können. Das künstlerische Schaffen, die höchste ästhetische Offenbarung ist unabänderlich an die mechanische Gesetzmäßigkeit der Substanz gebunden, steht unter ihrer unbarmherzigen Tyrannei; ein freies Strömen der Empfindung in die Außenwelt ist unmöglich. Wie die Sinnesempfindungen an die entsprechenden mechanischen Potentiale, so sind auch alle tieferen Empfindungsmodalitäten an das mechanische Quale gebunden. Wir haben gesehen, daß eine Sinnesempfindung unabänderlich nur durch die Absorption eines emissiven Potentials im Bewußtseinssitz ausgelöst werden kann, und dieselbe Manifestationsbedingung muß auch für alle tieferen Empfindungsmodalitäten ihre unabänderliche Gültigkeit haben, wenn wir auch nie imstande sein werden, die den tieferen Empfindungsmodalitäten entsprechenden emissiven Potentiale zu bestimmen. Wenn die Töne ihren Weg durch das Bewußtsein eines Komponisten nehmen, dann wird ein Beethoven feinfühliger sein und nur diejenigen Tonreihen seinen Kompositionen einfügen, die ein höheres ästhetisches Empfinden zum Ausdruck bringen, also eine tiefere Tonoffenbarung der Substanz erschließen, als die Tonreihen minderwertiger Komponisten. Aber sie alle können nur komponieren, können die Offenbarungen der Substanz nur in Formen fassen, wenn die Tonbilder ein materielles Echo finden, d. h. wenn die musikalischen Gedanken erst verwirklicht, veräußerlicht werden können. Der Musiker braucht unbedingt Instrumente, um seine Kompositionen verfestigen zu können; er bedarf unbedingt des äußeren Widerhalles, wenn er seinen Schöpfungen greifbare Gestalt geben will. Das Gehirn eines Beethoven hätte zur Steinzeit keine einzige seiner Schöpfungen zutage gefördert, da ihm dieser Widerhall, dieses prüfende Hören gefehlt hätte. Man sende das größte musikalische Genie ohne Instrumente an den Nordpol, und selbst wenn ihm seine eigene singende Stimme zur Verfügung bliebe, es wird sich nie zur vollen Entfaltung seiner gegebenen Schaffenskraft emporschwingen können.

So wie der kulturschaffende Geist am Muskel emporklettern muß (s. Entstehen und Vergehen der Welt, § 218), d. h. ohne vorherige Verwirklichung einer Erfindung keine neue Erfindung machen kann, so kann sich auch alle und jegliche Empfindung erst mit Hülfe des mechanischen Quale der Substanz offenbaren. Die innere Betätigungsweise der Substanz kann sich nur an der Hand der äußeren Be-

tätigungsweise offenbaren. Wir können kurz sagen: die Empfindung kann nur am Potential emporklettern, wobei wir das Potential als den Inbegriff alles mechanischen Weltgeschehens betrachten.

V. Die Triebe.

§ 17.

Wir gelangen zur Kernfrage des Lebensproblems. Das Universum, das gesamte Weltgeschehen, steht unter einem furchtbaren Konflikt. Wir alle, wie wir auch sein, was wir auch glauben, denken oder empfinden mögen, sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß eine eiserne mechanische Gesetzmäßigkeit alles Weltgeschehen unabänderlich beherrscht. Das Potential ist der unumschränkte Herrscher des Weltalls; er ist unbesiegbar; er ist der ewige letztinstanzliche Regulator aller Weltprozesse. Seine Tyrannei spielt sich in allen Lebensprozessen, von den niedrigsten bis zu den höchsten, wider. Was ist denn das für jeden edleren Geist am schwersten zu Tragende? Ist es nicht die gemeine Mechanik des Alltagslebens neben allen höheren Bestrebungen des Geistes und der Seele; ist es nicht der ewige Zug zur Erde, zu den Bedürfnissen des Lebens, der immer und immer wieder den Künstler aus seinen Träumen reißt; ist es nicht die brutale Macht giftiger Finsterlinge und feudaler Ausbeuter, die jedem geistigen Fortschritt an der Kehle sitzt; klebt nicht der Schmutz menschlicher Verkommenheit an dem Saume der Schönheit, die allein über den Fluren des Lebens einherschreiten sollte; schändet nicht der Blutdurst des religiösen Fanatismus den freien Geist, den die Natur dem Menschen auf die zur Sonne erhobene Stirne geschrieben hat, schreit nicht die Nacht der heute mehr als je zuvor geknechteten und ausgebeuteten Menschheit wild empor zu dem strahlenden Glanze, in dem sich die Herren unserer Kultur sonnen; und schließlich, — ist nicht der Tod alles Lebenden der lauteste Zeuge für die Allmacht der mechanischen Betätigungsweise der Substanz?! Alles dies verkörpert die Dämonik des Daseins.

Für uns entsteht daher die große Frage — und dies ist der Schlüssel zum Lebensproblem — wie kann die Empfindung den Kampf gegen die brutale Allmacht des Potentials aufnehmen? Sie hat es getan! Unsere ganze Kultur ist der Hauptsache nach nur ein Kampf gegen das Potential, ein Auflehnen gegen die eiserne Gesetzmäßigkeit des mechanischen Weltgeschehens. Wir bändigen die Gravitation und den Chemismus; wir trennen und assoziieren die Atome nach Belieben; wir zwingen sie zu neuen Kombinationen. Wir spielen mit den elektrischen, magnetischen Potentialen; wir greifen in den verborgensten Winkeln nach den radioaktiven Potentialen. Wir holen aus dem Schoß der Erde die Erze hervor; wir fabrizieren Stahl; wir fabrizieren Schwefelsäure; wir fabrizieren Glas und hunderte, tausende neuer Dinge, die vor uns nie auf der Erde gewesen sind. Und wenn die brutale Materie im Donner des Erdbebens ergrimmt und uns mit Feuer und Schwefel überschüttet: wir beginnen immer wieder von neuem gegen ihre eiserne Gesetzmäßigkeit anzustürmen, bis sie uns dereinstens ganz zertritt.

Um dieser gewaltigen Frage näher zu treten, haben wir über die Parallele der bloßen Sinnesempfindungen als Unterlage der rein geistigen Vorgänge hinauszugehen. Wir haben gesehen: der Geist ist reine Mechanik; er ist die bloße Funktion eines Organes; er kann daher nicht das Fundament des Lebens sein. Die Mechanik des Geistes gründet sich der Hauptsache nach auf die Mechanik des Weltgeschehens, die sich im Geiste nur in sich selbst reflektiert. Der Geist ist ein Kampfesmittel gegen die Allmacht des Potentials, ist aber nie und nimmermehr die schaffende Macht des Lebens. Die Tat des Lebens ruht auf einem ganz anderen Fundament.

§ 18.

Suchen wir zunächst wieder beim Menschen nach den eigentlichen Stützen des Lebens. Nicht das Denken, sondern das Empfinden ist das Leben. Sentio, ergo sum! und nicht: cogito, ergo sum! muß es heißen. Die rein geistigen Prozesse, wie wir sie oben im Prinzip charakterisiert haben, repräsentieren durchaus passive Vorgänge, sind im Grunde genommen nur Spiegelungsarbeit, bloßes Anschauen des Weltgeschehens. Das Leben aber ist die Quintessenz der Handlung, der Bewegung, der Tat. Alle Bilderreihen, die mein Bewußtsein durchziehen, aus welchen Sinneskategorien sie sich auch zusammensetzen mögen, sind durchaus passive Reflexe, denen absolut keine Initiative zukommt. Die Initiative zur Handlung, zur Tat liegt ausschließlich in den Trieben oder Emotionen. Jeder Gedanke, der in die Tat umgesetzt werden soll, muß erst durch einen Trieb oder eine Emotion getragen sein. Unsere Klassifizierung aller außerhalb der Sinneskategorien gelegenen Empfindungsmodalitäten ist äußerst mangelhaft, weil uns für die letzteren alle physiologischen und anatomischen Anhaltepunkte fehlen. Wir sprechen von Gefühlen, Gemeingefühlen, Emotionen, Affekten, Trieben usw., ohne sie in ihrem Ursprung, ihrer physiologischen Wirkungsform irgendwie charakterisieren oder definieren zu können, wie wir dies mit den Sinnesempfindungen tun. Der Hunger z. B. ist ein Gemeingefühl, dessen Entstehungsort der Magen zu sein scheint, weil wir ihn im Magen am stärksten empfinden. Wie er dem Bewußtsein zugeleitet und von hier nach der Magengegend projiziert wird, wissen wir nicht. Aber wir wissen, daß er im Gedächtnis fixiert und aus dem Gedächtnis als Vorstellung wieder hervorgeholt werden kann. Dasselbe gilt von allen Gefühlen, Emotionen, Affekten und Trieben. Bei den Schmerzgefühlen, die aus Verletzungen oder Erkrankungen unseres Körpers resultieren, können wir noch einigermaßen Entstehungsort und Verlauf kontrollieren; aber wo bleibt auch nur die Spur einer Kontrolle über die Empfindungsmodalitäten der Liebe, des Hasses, des Zornes, des Mitleids, der Rache, der Ungeduld, der Angst, der Freude usw.?! Wo sind ihre Entstehungsherde? Wo sind die physiologischen Unterlagen ihrer Wirkungssphäre? Denn sie treten alle deutlich als spezifische Empfindungsmodalitäten in unserem Bewußtsein auf, gehen in unser Gedächtnis ein und sind jederzeit vorstellbar. Ich will hier nicht die Streitfrage aufrühren, ob die Fixierung eines Triebes oder einer Emotion vielleicht nicht einfach an ein optisches oder akustisches

Gedächtnisbild gebunden ist oder durch dasselbe vermittelt wird. Wenn wir uns z. B. die Wut oder die Liebe vorstellen, so sehen wir (zum großen Teil wenigstens) doch nur ein verzerrtes Gesicht mit hervorquellenden Augen oder das Bild der Umarmung, des Kusses, oder hören die brüllenden Worte oder das Liebesgeflüster usw. — Wir können nur ein unterscheidendes Charakteristikum für die Triebe vorbringen: während die Sinnesempfindungen das Vermittlungsmaterial für das mechanische Weltgeschehen sind, haben wir in den Trieben die unmittelbaren Offenbarungen des eigentlichen Strebens der Substanz zu erkennen, als einen Ausdruck ihrer tiefinnersten Wesenheit.

Wie gesagt, die Potentiale, die diesen tiefinnersten Offenbarungen entsprechen, kennen wir nicht und werden wir auch wohl nie ergründen lernen. Aber auch sie haben sicherlich ihre Schwelle im Bewußtsein, und in ihre Gedächtnissphäre münden Verbindungsbahnen nicht nur aus allen Sinneskategorien, sondern auch aus anderen Gedächtnissphären höherer Empfindungsmodalitäten. Ich habe für diejenigen Zellenkomplexe, in denen solche Verbindungsbahnen zusammenlaufen, die Bezeichnung Emotionszentren gewählt, die noch am ehesten alle anderen Kategorien umfaßt. Wir können von den Emotionszentren der Liebe, des Hasses, des Ehrgefühls, der Rache, des Geschlechtstriebes usw. reden. Das Emotionszentrum der Liebe z. B. steht in Verbindung mit dem Bilde des Geliebten, seiner Stimme, den haptischen Eindrücken seiner Küsse und Umarmungen, mit unendlichen Bilderreihen, die die Unterhaltung mit ihm angeregt hat usw. — In Figur 1 (S. 584) habe ich alle Emotionszentren im Bewußtseinssitz unter E, in der Gedächtnissphäre unter E' zusammengefaßt. Ich gebrauche das Wort Emotionszentren als das zweckmäßigste für die Manifestation aller Empfindungsmodalitäten, die nicht streng in das Gebiet der Sinneskategorien gehören, und füge als eine Art Steigerung nur die Bezeichnung Triebe hinzu, wie der Trieb zum Leben, der Selbsterhaltungstrieb, der Geschlechtstrieb usw. Die Triebe lassen sich von den Emotionen und den Gefühlen nur schwer trennen und unterscheiden sich schließlich nur durch verschiedene Potenz voneinander. Wie im Gebiete der Sinneskategorien die Empirie sich eigentlich nur mit dem Gesicht und Gehör ernstlich befaßt hat, während Getast, Geruch und Geschmack ziemlich vernachlässigt wurden, so hat sie noch mehr das Studium aller übrigen Empfindungsmodalitäten vernachlässigt. Wenn ich hier nur die einfachste Klassifizierung dieser höheren Empfindungsmodalitäten diskutieren wollte, ich käme zu keinem Ende. Wie verhalten sich die Gefühle zu den Emotionen, zu den Trieben, zu den Affekten, und was ist vor allen Dingen das Charakteristikum der Unlust- und Lustempfindungen? Außerdem unterliegt es keinem Zweifel, daß verschiedene dieser höheren Empfindungsmodalitäten, vor allen die Unlust- und Lustempfindungen, nicht nur in die Sinnesempfindungen hinüberspielen, ja, in allen Sinneskategorien auftreten können, sondern sich auch den übrigen Sinnesmodalitäten, allen Gefühlen, Emotionen und Trieben hinzugesellen. Vor 50 Jahren hat sich die Psychologie noch sehr eingehend mit diesen Fragen beschäftigt; heute ist ihr Studium als nicht exakt vollständig vernachlässigt. Die Zukunft wird wohl ernstlich

diese Vernachlässigung wieder gut machen müssen. Bei der völligen Unklarheit unserer heutigen Kenntnisse habe ich daher in meiner Parallele zwischen innerer und äußerer Betätigungsweise der Substanz sämtliche höhere Empfindungsmodalitäten als Unlust- und Lustempfindungen dem Anfangs- und Endzustand der Verdichtung angereiht, während die eigentlichen Sinnesempfindungen den mittleren Dichtigkeitsgraden entsprechen. Es hätte absolut keinen Zweck, auch nur einigermaßen auf eine nähere Präzision einzugehen, weil uns hierzu jeder genauere Anhaltepunkt fehlt; es sollte mit dieser Anreihung nur gesagt sein, daß auch diese Empfindungsqualitäten unbedingt durch spezifische Potentiale, wie die Sinnesempfindungen, getragen sein müssen.

Den Unlust- und Lustempfindungen kommt unstreitig eine fundamentale Wesenheit zu; wir können sagen, sie geben beinahe jeder Empfindungsmanifestation ein bestimmtes Kolorit. Die ganze Empfindungswelt zeichnet im Karton; Unlust- und Lustempfindungen geben diesen Zeichnungen Farbe, und in erster Linie in den Gefühlen, Emotionen und Trieben.

Die Unlust- und Lustempfindungen manifestieren sich unter ganz bestimmten Modalitäten und sind überdies individuell verschieden. Wir können im alltäglichen Leben indifferent sehen, hören, schmecken usw.; sobald wir aber eine schöne Landschaft, ein schönes Gemälde, eine herrliche Kreatur erblicken, schöne Musik hören, eine feine Mahlzeit einnehmen usw., gesellen sich den indifferenten Sinnesempfindungen deutlich wahrnehmbare Lustempfindungen hinzu. Das emotionelle Leben ist in seinen Manifestationen ebenso individuell verschieden, wie die geistige Tätigkeit, ja, auch in seinen Manifestationsbedingungen tausendfach reichhaltiger als das geistige Leben. Die Unlust- und Lustempfindungen setzen bei jedem Menschen verschiedenartig ein, oft so verschiedenartig, daß sich gegensätzliche Wirkungen geltend machen können. Wo der eine Lust empfindet, kann der andere Unlust empfinden, und umgekehrt. Ein unmusikalischer Mensch kann sich an einer Jahrmarktmusik ergötzen, die einen musikalischen Menschen zur Verzweiflung treibt. Der eine schwelgt im Genuß der Auster, die den andern mit Ekel erfüllt.

Dasselbe gilt für die außersinnlichen Empfindungsmanifestationen. In allen Gefühlen, Emotionen und Trieben erkennen wir deutlich die Beimengung von Lust- und Unlustempfindungen, so daß wir bei tieferem Nachdenken diese Lust- und Unlustempfindungen beinahe als die ausschließlich treibenden Faktoren anerkennen möchten. Das Wort Trieb bezeichnet im Grunde genommen doch immer nur den Zweck der Handlung. Es ist an und für sich ein herrliches Wort, auf das die deutsche Sprache stolz sein kann; es kennzeichnet das Ungestüme, Unaufhaltbare, Impetuose, Mächtige, sich in die Erscheinung, an die Oberfläche, in den Vordergrund Drängende, das nimmerermüdende Kampfesmutige, das sich auf alles stürzt, was ihm in den Weg kommt, das Impulsive, das alles organische Geschehen führt und lenkt. Aber was den Trieb zu alledem macht, sind doch schließlich nur Lust oder Unlust als die eigentlich treibenden Agentien. Beim Geschlechtstrieb ist es doch nur ein unbändiges Lustgefühl, das den ganzen Organismus erzittern macht; das Verlangen nach Befriedigung dieses Lustgefühles

treibt ihn zu gewissen Handlungen mit unwiderstehlicher Gewalt, und mit dem Wort Geschlechtstrieb bezeichnen wir nur das Ziel des ihm zugrunde liegenden Lustgefühles. So erkennen wir im gewaltigsten aller Triebe, im Selbsterhaltungstrieb, nichts Einheitliches, Wesentliches, sondern nur die Anstrebung oder Ueberwindung einer Summe von Lust- oder Unlustempfindungen. Die Quintessenz des Lebens ist und bleibt das Vermeiden des Schmerzes und das Anstreben der Lust. Jede unserer Handlungen ist von diesem ewigen Grundprinzip beherrscht. Bei der heutigen Verwahrlosung der Psychologie hat es keinen Zweck, die Modalitäten der außersinnlichen Empfindungen und ihre gegenseitigen Beziehungen zu diskutieren; ich gebrauche daher die Bezeichnungen Gefühle, Emotionen, Affekte, Triebe, Impulse, Lust- und Unlustempfindungen oder -gefühle je nach Bedürfnis, je nach der besten Anpassung an das jeweilige Thema, wobei stets die obigen Andeutungen ihre Gültigkeit bewahren sollen.

Die Erfahrung lehrt uns nun, daß jede Handlung nur durch ein oder mehrere Emotionszentren ausgelöst werden kann; ein bloßer Sinneseindruck, eine bloße Vorstellung kann nie und nimmermehr eine Handlung auslösen. Wenn ich einen Gedanken niederschreibe oder ausspreche, so kann der Gedanke an und für sich diese Handlungen nie und nimmermehr auslösen; es muß irgend ein Emotionszentrum in Tätigkeit treten, ehe dies geschehen kann. Entweder ist es mein Beruf, also das Emotionszentrum der Selbsterhaltung, was mich treibt, den Gedanken niederzuschreiben, oder ich teile ihn einem Freunde mit: es ist das Emotionszentrum der Freundschaft, das mich dazu antreibt; oder ich schreibe den Gedanken zur Veröffentlichung nieder: es ist das Emotionszentrum des Ehrgeizes, das mich dazu bewegt. Wir werden keine einzige unserer millionenfachen Handlungen aufdecken können, der nicht eine Emotion als treibendes Agens zugrunde läge.

Wir werden uns daher den Mechanismus unseres Gehirnes in Beziehung auf die Wechselwirkung zwischen unsern Gedanken und Handlungen nur so vorstellen können, daß die Gedächtnissphären aller Sinneskategorien zunächst nur mit den Emotionszentren in Verbindung treten können, und daß die Emotionszentren allein in Verbindung mit den motorischen Auslösungszentren stehen. Keine Gedächtniszelle einer Sinneskategorie kann direkt mit einem motorischen Auslösungszentrum in Verbinbung treten. Um Figur 1 dieser Darstellung anzupassen, müßten MM' (für die rezeptiven Muskelempfindungen) und EE' ihre Lage tauschen. Alle Verbindungsbahnen der Sinneseindrücke müßten erst in E' zusammenlaufen, und nur von hier aus könnten sie nach dem motorischen Auslösungszentrum MA weitergehen.

Während wir über die motorischen Auslösungszentren verhältnismäßig sehr gut orientiert sind, vermögen wir über die Emotionszentren soviel wie nichts auszusagen. Dies liegt in der Natur der Sache begründet. Unser bestes Versuchsobjekt, das Tier, verfügt über keine Aeußerungsmittel dieser innersten und tiefsten Regungen seiner Empfindungswelt, und beim Menschen gehen uns bei der großen Seltenheit günstiger Beobachtungsgelegenheiten vollends alle Anhaltepunkte verloren. Wir kennen für die Sinneskategorien die Aufnahme-

apparate sehr genau und vermögen sie auch bis ins Innere des Gehirnes zu verfolgen; wo aber die zugeleiteten Potentiale in die unser ganzes Sein beherrschende Empfindung umgesetzt werden, wissen wir nicht und werden wir auch nie empirisch feststellen können. Ebenso kennen wir umgekehrt die Aufnahmeapparate oder vielmehr -stellen, die motorischen Auslösungszentren, in großer Anzahl genau; aber die Emotionen oder deren Potentiale, die sie zur Tätigkeit anregen, kennen wir nicht und werden wir auch nie empirisch zu bestimmen vermögen. Es ist das Seelenungeheuer, das seine Tatzen in unser Soma schlägt, ohne uns zu sagen, wo und wie.

Nicht unsere Geisteswelt, unsere Gefühlswelt bietet die größten Rätsel. Unser Geistesleben beruht auf einem Mechanismus, der, wenn auch empirisch noch in den wenigsten Teilen aufgeklärt, doch durchaus übersehbar und faßbar ist. Unfaßbar und geheimnisvoll aber ist das Treibende, das sich als die Quintessenz alles Lebens zwischen diesen Mechanismus und unsere Handlungen legt. Die Farbe, der Ton, der Geruch usw. als Sinnesempfindungen und Orientierungsmaterial stehen ruhig in unserem Bewußtsein, in unserem Kopfe, und wenn wir auch überzeugt sind und überzeugt sein müssen, daß z. B. das Gefühl der Rache seine Lokalisation in einem ganz bestimmten Emotionszentrum im Gehirn findet, sintemalen es klar und deutlich in unser Bewußtsein eingeht und ganz bestimmte Bewegungen und Handlungen auslöst, so vermögen wir es doch nicht physiologisch zu verfolgen. Wie überfällt und durchschauert es den ganzen Körper; wie läßt es das Blut durch unser Hirn rasen, die Augen aus ihren Höhlen treten, das ganze Muskelsystem erbeben, bis schließlich der Dolch den Leib des verhaßten Feindes durchbohrt. Und auf den wütenden Schmerz des Rachegefühles folgt die höchste Lust des befriedigten Rachegefühles. Die ganze Gedankenarbeit ist vollständig nebensächliches Beiwerk, klägliches Mittelchen zum Zweck; das unwiderstehlich Treibende, die dämonischen Impulse, die ganze Macht der Wut fließt aus dem autonomen Empfinden, das in unfaßbarer Größe und Erhabenheit über uns hereinbricht, und für das wir weder Worte noch Verständnis haben. Wer wollte die feurige Welt der Empfindung analysieren, die den Rachsüchtigen durchstürmt? Wer wollte das lodernde Feuer löschen, das der Geschlechtstrieb vor sich hersendet? Dem Hunger vermag die Herrschsucht noch die Faust erfolgreich unter die Nase zu halten; allein die Eindämmung des Geschlechtstriebes würde alle Sklavenketten brechen. Und ebensowenig wie mit den Gedankenreihen hat der Wille etwas mit den Emotionen oder Trieben zu tun. Die ausschließlichen Anregungen zu unsern Handlungen sind durch die Triebe gegeben, und zwar in ihrer ganzen Reinheit; es bleibt absolut kein Platz für die Einschiebung irgend eines Willensprinzipes. Die Triebe sind die unmittelbaren Anstöße zu allen Handlungen, zu allem organischen Geschehen überhaupt. Und zwar wird jede Handlung bestimmt durch den stärksten Trieb. Wo mehrere Triebe aufeinander stoßen, mehrere Emotionszentren unser Bewußtsein invadieren und gegeneinander ankämpfen, da wird der stärkste zum Sieger und bestimmt die Handlung. Der Hunger treibt mich zu einem Apfelbaum, und läßt mich Verlangen nach den Aepfeln empfinden. Der Apfelbaum ist aber im Besitz eines andern,

fremden Menschen. Sobald ich dies merke, tritt das Emotionszentrum der Furcht in Tätigkeit, indem ich weiß, daß ich hier einen Diebstahl begehen und mich der Strafe aussetzen würde. Das Emotionszentrum des Hungers und dasjenige der Furcht kämpfen gegeneinander; dieser Kampf ruft in mir einen Zustand der Unruhe hervor, den wir in der Alltagssprache als Regungen des Gewissens bezeichnen. Die nackte Tatsache aber ist, daß, wenn mein Hunger stärker ist, als meine Furcht vor Strafe, ich unabänderlich nach dem Apfel greife, und umgekehrt, wenn mein Ehrgefühl oder meine Furcht vor Strafe stärker ist, als mein Hunger, ich mich von dannen trolle. — Ehe ich mich zu einem Duell entschließe, können die verschiedenartigsten Emotionszentren des Ehrgefühls, der Schande, der Liebe, der Furcht, des Hasses, der Elternliebe, der Vaterlandsliebe, der Rache usw. gegeneinander ankämpfen und die Annahme oder Nichtannahme der Duellforderung wird unabweislich durch die stärkere Gruppe der Emotionen bestimmt werden. Nur die stärksten Emotionen, Triebe oder, wie wir auch sagen, Motive lösen unsere Handlungen aus und zwar streng gesetzmäßig ohne Einmischung irgend eines Willens. Dies hindert nicht, daß uns die Natur wenn möglich noch lebhafter, als bei unsern Gedanken, einen freien Willen bei allen unsern Handlungen vorgaukelt. Und auf diese Vorgaukelung stützen wir eines der wichtigsten Regulative unserer Gesellschaftsordnungen: die Behauptung von der Verantwortlichkeit unserer Handlungen. In Wirklichkeit sind wir für das sieghafte Sichdurchsetzen einer Emotion, eines Triebes ebensowenig verantwortlich, wie dafür, daß eine Farbe, ein Ton sich uns aufdrängt; beide Empfindungsmodalitäten manifestieren sich mit derselben unabweislichen Gesetzmäßigkeit, ohne daß wir auch nur das geringste an der letzteren ändern könnten. Die Verantwortlichkeit für unsere Handlungen ist ein Begriff, der durch Erziehung und Lehre genau so als Regulativ in das Emotionszentrum des Gewissens, oder der Furcht, oder des Ehrgefühls eingepflanzt wird, wie die Regulative der Moral und des Gesetzes im allgemeinen.

Die Kultur ist ein beständiger Kampf gegen die Natur. Die Natur gab dem Menschen nicht nur die Gedankenreihen frei, sondern auch die Triebe. Es existiert beim Menschen keine natürliche Kontrolle der Triebe, wie beim Tier; die Triebe beim Menschen kennen keine Grenzen. Er ißt, trinkt und paart sich über Bedürfnis, und wenn er dazu veranlaßt wird, können sich alle seine Triebe ins Maßlose entfalten. Sobald der Mensch zu größeren Gesellschaften zusammentritt, hat daher die Gesellschaft die Regelung, die Eindämmung dieser Triebe an Stelle der Natur, wie bei den Tieren, zu übernehmen, und sie tut es an der Hand von Moralvorschriften und Gesetzen, die ich daher gesellschaftliche Regulative nenne. Es gibt keine Moral, keine Ethik im Sinne idealistischer oder metaphysischer Dogmen. Jede Gesellschaft konstruiert sich nach ihren eigenen Bedürfnissen und ihrer eigenen Veranlagung ihre eigenen Regulative, die sie in Moral, Religion und Gesetzgebung zum Ausdruck bringt, und die in verschiedenen Gesellschaften geradezu entgegengesetzter Natur sein können. Wie grundverschieden waren die Ehrbegriffe der Griechen von den unsern; wie verschieden sind die der Asiaten von denen der Europäer! Wie grundverschieden ist das Ehr- und Freiheitsgefühl der

Engländer gegenüber demjenigen der Kontinentalen! Es ist absolut unmöglich, einem Russen oder Deutschen auch nur den leisesten Begriff vom englischen Freiheitsgefühl und englischen Hoheitsrecht der Persönlichkeit beizubringen. Jede Gesellschaft baut ihre eigenen Emotionszentren der Ehre, der Moral und des Gesetzes auf und modifiziert, stärkt oder schwächt sie beständig durch Umarbeitung der Moralbegriffe und Aenderung der Gesetzgebung.

Die Gesellschaft erspart sich natürlich ungemein viel richterliche Arbeit durch Stützung der Emotionszentren durch moralische und ethische Hülfsbegriffe, und nur in den äußersten Fällen hat sie das schwere Geschütz des Gesetzes und der gesetzlichen Strafen aufzufahren. Schule, Kanzel und Lehrstuhl befestigen diese Hülfsbegriffe in den Emotionszentren zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung. Die Strafe findet daher ihre natürliche Begründung nur in dem Sinne einer empirischen Korrektur und keineswegs in dem Sinne einer Sühne oder Rache, wie sie bis jetzt in höchst naiver Weise aufgefaßt und definiert wurde. Wenn alle sanfteren moralischen Regulative nicht mehr ausreichen, dann tritt die empirische Korrektur in Tätigkeit. Es wird niemandem in den Sinn kommen, einem unmündigen Kinde Verantwortlichkeit für seine Handlungen in die Schuhe schieben zu wollen. Wenn das Kind immer und immer wieder vom Glanze des Lichtes angezogen, allen Warnungen und Verboten zum Trotze endlich doch einmal hineingreift und sich die Finger verbrennt, so nenne ich dies eine empirische Korrektur. Beiläufig gesagt sind solche empirische Korrekturen in vielen Fällen von lebensfördernder Wichtigkeit. Ein Kind, das sich die Finger verbrannt hat, wird gewitzigt sein und nicht so leicht in einem Feuer umkommen, wie ein Kind, das sich die Finger noch nicht verbrannt hat. Wo immer die Gesellschaft ihren Bestand gefährdet sieht, hat sie zu empirischen Korrekturen zu greifen, und weil es sich nur um diesen Bestand handelt, kann selbstverständlich selbst Unkenntnis des Gesetzes nicht vor Strafe schützen. Jede weitere Gefährdung der Gesellschaft kann stärkere empirische Korrekturen notwendig machen, d. h. sie hat das Emotionszentrum der Furcht so weit zu steigern, so intensiv zu gestalten, daß es imstande ist, allen andern Emotionszentren die Stange zu halten. Aber die Gesellschaft hat nie und nimmermehr das Recht, über die empirische Korrektur hinauszugehen und zur Vernichtung des Individuums durch die Todesstrafe zu schreiten. Die Todesstrafe ist nicht nur der Inbegriff aller Barbarei, weil sie kaltblütig vollzogen wird, sondern auch durchaus unlogisch und unbegründet. Wenn alle milderen empirischen Korrekturen unzureichend sind, dann bleibt als letzte empirische Korrektur die Unschädlichmachung durch lebenslängliche Haft. Alle Scheußlichkeiten der Bestie reichen nicht an die Scheußlichkeit einer kaltblütigen Abschlachtung eines Menschen heran, die erstens vollständig nutzlos ist, da nichts durch sie gutgemacht werden kann und zweitens um so repugnanter wirkt, als sie von der Creme der Gebildeten vollzogen wird. Eine Gesellschaft, die die Todesstrafe aufrecht erhält, bekundet damit nur ihre Feigheit, ihr schlechtes Gewissen und die Verleugnung jeder Menschenwürde. Warum fällt die Todesstrafe beinahe ausschließlich auf die niederen Klassen und nicht auf die Gebildeten? Weil die positiven Emotions-

zentren der Gebildeten, das Ehrgefühl, der Anstand, das Rechtsgefühl sorgfältiger aufgebaut sind und daher bei ihnen kein so starkes Gegengewicht der negativen Emotionszentren der Furcht, der Angst erforderlich ist. Je mehr daher in gleicher Weise die niederen Klassen der Bildung zugänglich gemacht werden, um so gelindere empirische Korrekturen werden erforderlich sein, um sie in Ordnung zu halten. Die heutige Klassengesellschaft will sich aber aus den verschiedensten Gründen dieser Arbeit nicht unterziehen und findet es viel bequemer, durch Abhacken der Köpfe die negativen Emotionszentren der Furcht zu potenzieren. Schmach und Schande darüber!

§ 19.

Wir haben nun folgende Unterscheidungen zu treffen. Die rein geistigen Vorgänge, wie wir sie oben analysiert haben, sind rein mechanische Prozesse, ohne jegliche Initiative, Prozesse, vermöge deren das Weltgeschehen sich in sich selbst reflektiert. Die geistige Welt ist ein Entwicklungsprodukt und wird von der Organisation des Gehirnes getragen. Der Verfeinerung dieser Organisation ist wohl keine Grenze gesteckt, und je mehr unsere Kultur fortschreitet, je reichhaltiger sich das Weltgeschehen gestaltet, um so gewaltiger kann dieses Geistesleben auch noch anwachsen. Aber mit alledem bewegt sich das Geistesleben innerhalb gewisser Schranken, einfach weil das Empfindungsmaterial, das im Gehirn verarbeitet wird, ein konstantes ist. Unsere Gedankenreihen bauen sich nur aus unsern fünf Sinneskategorien auf, die dem ganzen Weltgeschehen ihr ausschließliches Kolorit geben. Wie ganz anders würde sich diese Geisteswelt gestalten, wenn wir z. B. einen Sinn für Elektrizität oder Magnetismus besäßen, wenn wir auch darüber gar keine Spekulationen anstellen können. Und doch würde auch mit einer solchen Erweiterung der Sinneskategorien das Weltgeschehen nur passiv angeschaut werden, wenn auch ein weit vollkommeneres Erkenntnisbild vor uns stände.

Ganz anders verhält es sich mit den Emotionen und Trieben. Weit davon entfernt, ein Entwicklungsprodukt zu sein, sind sie im Gegenteil die ureigentlichen Träger aller Entwicklung. Auf ihnen allein ruht die Tat des Lebens. Der Geist ist passiv, Emotionen und Triebe sind aktiv. Anscheinend halten wir sie ja auch für Entwicklungsprodukte, indem die feineren Emotionen sich nur bei den höheren Organismen geltend machen. Allein wir verwechseln nur die Wirkung mit der Ursache. Die feineren Emotionen waren zuerst, sie trieben zur feineren Organisation. Sie entwickeln sich nicht; sie sind der unmittelbare Ausdruck der ewigen inneren Betätigungsweise der Substanz. Wir fühlen sie in uns als das einzig Wahre, Unerschütterliche, unmittelbar Gegebene, über dessen direkte Manifestation nicht der geringste Zweifel sein kann. Es ist das Wollende, das zur Tat Treibende, wie es Schopenhauer in seinem Willensprinzip zum Ausdruck gebracht hat, aber wieder in dem alten konfusen metaphysischen Sinn, in dem es schließlich nur wieder auf den lieben Gott hinausläuft. Wir fühlen nirgends, daß ein allgemeines Willensprinzip sich irgendwo in der Welt geltend macht; wir vermögen nirgends einen Willen im Schopenhauerschen Sinne nachzuweisen. Schopen-

hauer war viel zu wenig mit der Empirie vertraut; auch lag die Empirie zu seiner Zeit noch viel zu sehr in den Windeln. Die Emotionen und Triebe sind viel zu klar und deutlich voneinander unterschieden, als daß sie unter einen Hut gebracht werden könnten. Wie spezifisch verschieden ist schon das Durst- vom Hungergefühl; wie charakteristisch ist das geschlechtliche Lustgefühl, das Rachegefühl, das Ehrgefühl usw. Wenn ich von einem Willen zu all diesen Emotionen reden will, so läuft dies schließlich nur auf eine Spielerei hinaus. Der Willensbegriff ist völlig überflüssig; ja, er widerspricht geradezu den Tatsachen, wenn wir ihn im naiven Sinne auffassen und den Begriff der Freiheit mit ihm assoziieren. Die Triebe an und für sich in ihrer spezifischen Verschiedenartigkeit genügen uns vollständig.

Während sich das Geistesleben, wie wir gesehen haben, nur innerhalb der indifferenten Sinneskategorien abspielt, gehen die Manifestationen der Gefühle, Emotionen und Triebe, ich möchte sagen, ins Unendliche. Wenn unser Geistesleben beschränkt ist, so ist unser Seelenleben unbeschränkt. Das Gewebe dieser außersinnlichen Empfindungsmodalitäten unter sich können wir getrost als Seelenleben bezeichnen, ohne damit irgendeinen metaphysischen Verdacht auf uns zu laden. Diese Tatsache ist für uns von großer Wichtigkeit, denn wir werden finden, daß diese unendliche Manifestationsmöglichkeit der Träger einer unendlichen Entwicklungsfähigkeit der organischen Welt ist.

Die Emotionen und Triebe sind die Fundamente unserer gesamten Tätigkeit vom ersten Lallen bis zum Aufbau der Weltreiche. Die Weltgeschichte ist nicht die Geschichte des Geistes, sondern die Geschichte der Menschheitsseele. Alles, was in der Welt geschieht, das geschieht durch unsere Emotionen und Triebe. Für das Leben der Menschheit ist die Ausbildung der Emotionszentren weit wichtiger, als die Ausbildung der Gedankenreihen. Nicht die Gelehrten, sondern Männer machen Weltgeschichte. „Wissen ist Macht" ist eine banale Streberphrase; nein, „Charakter ist Macht"! Mit was haben die Engländer ihr Weltreich gegründet? Nicht mit ihrem Wissen; nein, durch ihre Männlichkeit. Man lese die Geschichte der englischen Kolonialgründungen, und man wird staunen über die Ueberfülle von freier, selbständiger Manneskraft, die ohne Wünsche und Befehle von oben, auf eigene Faust, die Bahnen für das englische Weltreich öffnete, weit großartiger, als je Manneskraft sich im Römerreiche geoffenbart hatte. Clive, ein einfacher Handlungskommis, hat sich auf eigene Faust zum Eroberer Indiens emporgeschwungen! In England wird in der Erziehung das größte Gewicht auf die Charakterbildung gelegt; das Emotionszentrum der Männlichkeit wird sorgfältiger angelegt und gefestigt, als alle anderen. Die Körperkraft wird gestählt; denn es bleibt dabei: in corpore sano mens sana. Bei uns in Deutschland wird es umgekehrt gemacht. Alle Anstrengungen konzentrieren sich auf die geistige Ausbildung, und die Charakterbildung wird vollständig vernachlässigt. Was ist die Folge davon? Daß wir die Männer mit der Laterne suchen können; und taucht einmal ein wirklicher Mann, wie Bismarck, auf, dann erstirbt die ganze Nation in maßloser Bewunderung, wie überhaupt jeder Personenkultus ein Beweis der Un-

männlichkeit ist. Wenn die Engländer Kolonien gründen, senden sie kräftige, gesunde Vollblutmenschen hinaus; wenn wir Kolonien gründen, senden wir Leute hinaus, die in wenigen Wochen dem Tropenkoller verfallen und den deutschen Namen mit Schmach und Schande bedecken. Hongkong und Shanghai waren 12—15 Jahre nach ihrer Gründung zu den blühendsten Handelsstädten Asiens emporgediehen; unsere seit Jahrzehnten bearbeiteten deutschen Kolonien liegen heute noch im Chaos zum Spottgelächter der ganzen Welt. Wir schwärmen von Weltpolitik, von einem Weltreich, von Krieg mit England. Wir haben die Franzosen besiegt, ein entnervtes Geschlecht; mit den paar gesunden Hottentotten in Afrika dagegen mußten wir uns schon jahrelang herumschlagen, und trotz diesem schmählichen Fiasko erhitzen wir uns in dem Gedanken, ein freies, gesundes Männervolk, wie die Engländer, das noch über eine unerschöpfliche Reserve an Volkskraft verfügt, bekämpfen zu wollen! Wir haben großartige Professoren, Techniker, Fabrikanten und Kaufleute, aber Männer zur Gründung eines Weltreiches haben wir nicht. Solange die englischen Studenten, als Creme der Gesellschaft, zum Zeitvertreib ihren Sport und die Körperausbildung pflegen, während die deutschen Studenten dem Trunk und der Völlerei ergeben sind und mit 25 pCt. den höchsten Prozentsatz der Syphilitiker liefern, können die Engländer die deutschen Provokationen ruhig über sich ergehen lassen; sie antworten durch Taten und bauen ihre Dreadnoughts.

Das große Warum und Wie wurzelt natürlich in dem Umstande, daß eine wirkliche Charakterbildung nur in einem freien Milieu durchgeführt werden kann. Unter der Knute entsteht nie und nimmermehr ein Mann. Man sehe sich das elende Rußland an! Auch dem deutschen Volk sitzt der Feudalismus noch im Nacken, und ein Bülow durfte öffentlich im Reichstage erklären, das deutsche Volk (das gebildetste aller Völker!) sei noch nicht reif für eine parlamentarische Regierung!! Kein Wunder, wenn man in Deutschland von Charakterbildung nichts wissen will und alle freien, männlichen Regungen und Kräfte durch Wissenskram absorbiert resp. erstickt. Deutschland wird erst eine große politische Zukunft haben, wenn es den Feudalismus mit all dem Byzantinismus, Streber- und Kriechertum, das drum und dran hängt, von sich abschüttelt und zu einem wirklichen modernen Staate mit parlamentarischer Regierung vorrückt. In einem freien Milieu werden dann die Männer emporwachsen, die ein Weltreich zu tragen vermögen.

§ 20.

Die Emotionen und Triebe sind auch die ausschließlichen Initiatoren unserer Kultur überhaupt, von den rohesten Gefühlen des Hungers, des Durstes, der Kälte bis hinauf zum Genuß eines Shakespeareschen Dramas. Um die Darstellungsweise zu vereinfachen, greife ich zurück auf meine Klassifizierung aller Emotionen und Triebe in die zwei großen Gruppen der Unlust- und Lustempfindungen. Wie gesagt, die gesamte Tätigkeit des Menschen (und auch des Tieres, nur bis zu niedrigeren Graden) ist darauf gerichtet, den Unlustempfindungen zu entgehen und die Lustempfindungen anzustreben. Vom Schmerz zur Lust, das ist das Motto der lebenden Welt! Von der rohen Stillung

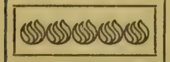
des Hungers stürmt der Mensch vorwärts bis zur subtilsten Emotion eines befriedigten Kausalitätsstrebens. Wir vermögen nicht eine einzige menschliche Handlung loszuschälen, in welcher nicht dieser Grundzug alles Lebens zum Vorschein käme. Oft mischen sich Unlust und Lust. Die gewaltigste Errungenschaft unserer Kultur verkörpert sich in unsern Verkehrsmitteln. Wir fahren nicht nur, um die Unlust des ermüdenden Gehens zu überwinden; wir fühlen auch Lust beim Schnellfahren; die Schnelligkeit übt einen wunderbaren Zauber auf uns aus. Wir essen nicht nur, um die Unlust des Hungers zu überwinden; wir kitzeln unsern Gaumen im Uebermaß und zu unserem Verderben, um Lustempfindungen auszulösen.

Und hier drängen wir unsere Geistestätigkeit wiederum aus ihrem ursprünglichen Rahmen als Orientierungsorgan heraus und ziehen sie zur Befriedigung der Unlust- und Lustempfindungen heran. Eben darin gipfelt das Meisterwerk, das die Natur im Menschen geschaffen hat und durch das sie den Menschen so unendlich hoch über das Tier erhebt. Das Menschengehirn ist so wunderbar organisiert, die emissive, durch die Emotionen und Triebe getragene Phase ist in so bewunderungswürdiger Weise mit der rezeptiven, durch die Sinne getragenen Phase verknüpft, daß der Mensch sein ganzes Sein in die Außenwelt zu projizieren vermag. Schon sein gewaltiges Werkzeug, die Sprache, befähigt ihn, sein ganzes Denken und Empfinden in die Außenwelt zu projizieren. Dieses Werkzeug liegt im Gehirn vorgebildet; wir kennen sogar seine Lokalisation. Es besteht in der spezifischen Anlage von motorischen Zentren und deren Verbindungssystemen mit den Sprachwerkzeugen des Kehlkopfes, der Mundhöhle, Zunge usw. Das Wichtigste dabei aber sind die Verbindungen dieser motorischen Auslösungszentren mit den Emotionszentren und Gedächtnissphären der Hirnrinde. Es ist einfach naiv, von einem homo alalus zu reden; als ob die Sprache je ohne die spezifisch dem Menschen eigentümliche Präformation dieser Gehirnorganisation möglich gewesen oder geworden wäre!

Dieselbe Forderung, d. h. die Verbindung der motorischen Auslösungszentren (wo immer sie liegen mögen, im Gehirn oder Rückenmark) mit den Gedächtnissphären der Hirnrinde, müssen wir auch für alle andern Werkzeuge unseres Körpers, wie sie vor allen in unsern Gliedmaßen und in der Hand gegeben sind, fordern. Unsere sämtlichen motorischen Auslösungszentren stehen damit unter der Herrschaft unserer Emotionen und unserer Geistestätigkeit, und nur dadurch werden unsere Gliedmaßen zu Werkzeugen, d. h. können wir sie zur Schaffung von Kulturprodukten verwenden. Beim Tier sind natürlich die Anfänge dazu gegeben. Hunger, Fortpflanzungstrieb usw. wirken auf die motorischen Auslösungszentren; allein z. B. die Affenhand vermag kein Werkzeug als Selbstprojektion zu schaffen, weil die Verbindungsbahnen mit den Gedächtnissphären der Hirnrinde fehlen. Aus demselben Grunde wird der Papagei nie zur vernünftigen Sprache des Menschen gelangen. Nur die Organisation des Menschenhirns ermöglicht eine Verwirklichung aller menschlichen Geistestätigkeit in der Außenwelt, und dadurch allein kann auch die Geistestätigkeit zur Befriedigung aller Unlust- und Lustempfindungen auf den höheren Stufen einer Kultur herangezogen werden, eine Geistes-

tätigkeit, die sich hier in der Erfindungsgabe des Menschen manifestiert, und deren Wesen ich schon oben gekennzeichnet habe. Unsere Sinne schwinden, wenn wir hier auch nur einigermaßen analysierend eingreifen wollten; wir können nur ahnen und bewundernd im Staube knien.

Ist schon die Dienstbarmachung der Geistestätigkeit durch die Unlust- und Lustempfindungen zu Kulturzwecken wunderbar, so wirkt das freie Zwischenspiel der Geistestätigkeit und der Emotionen auf den höheren Gebieten der Kunst geradezu überwältigend. Mit Hülfe seines fein entwickelten Sprachwerkzeuges greift der Dichter in unsere Emotionszentren und übergießt uns mit den Schauern gewaltiger Reaktionen. Seine Sprache, seine Geistesarbeit sind nur Mittel zum Zweck; was wir als Kunst bezeichnen, besteht in der Fähigkeit, unsere Emotionszentren aufzuwühlen. Die höchste Kunst appelliert nicht an den Verstand; ihre Wirkung beruht auf der zauberhaften Weckung von Gefühlen und Emotionen; und die Kunst steht um so höher, je gewaltiger sie das vermag. Der mächtigste Wecker aller Emotionszentren war Shakespeare. Er kannte die Empfindungswelt des Menschen in ihren letzten Winkeln, von den wilden Wogen der Eifersucht eines Othello bis zum ersterbenden Flügelschlag geistiger und seelischer Ermattung eines Hamlet. Aber gerade die Wirkung der Kunst durch das Wort des Dichters beweist, daß die Gefühle, Emotionen und Triebe (Unlust- und Lustempfindungen) genau denselben Manifestationsbedingungen unterworfen sind wie die Sinneseindrücke; sie werden angeschaut, im Gedächtnis fixiert und bei der Vorstellung im Bewußtsein reproduziert. Wenn ihnen diese mechanischen Unterlagen fehlten, wenn sie nicht an das Potential gebunden und durch Verbindungsbahnen mit allen übrigen Gedächtnissphären verknüpft wären, so könnten sie nicht durch bloße Töne im gesprochenen Wort oder bloße Bilder in der Schrift ausgelöst werden. Alles, was ins Bewußtsein tritt, ob durch die direkte Anschauung oder durch Projektion aus den Gedächtniszellen in der Vorstellung, wirkt in derselben Weise, nur die erstere etwas stärker als die letztere. Sonst könnte uns ein Schauspiel, trotzdem wir es nicht an uns selbst erleben, oder ein Roman, den wir lesen, nicht in ähnlicher Weise aufregen und ergreifen, wie das Selbsterlebte. (Fortsetzung folgt.)



Berichte und Notizen.



Ueber die Geschlechtsbildung bei höheren Pflanzen führte Professor Correns auf der Dresdner Naturforscherversammlung folgendes aus: Soweit man nach den bisherigen Ergebnissen urteilen kann, ist das Geschlecht der Nachkommenschaft bei höheren Pflanzen bei geschlechtlich getrennten Organismen schon nach der Befruchtung entschieden. Es kann sich nur darum handeln, ob es schon vor der Befruchtung in den Keimzellen unveränderlich bestimmt ist, ob es bei dieser entschieden wird, oder ob die Keimzellen zwar bestimmte geschlechtliche Tendenzen besitzen, die definitive Entscheidung aber erst bei ihrer Vereinigung zum Embryo fällt. Die Geschlechterbildung bei Embryonen, die sich ohne Befruchtung entwickeln (habituelle Parthenogenesis), beweist für das Verhalten befruchtungsbedürftiger Keimzellen nichts Sicheres. Eine Entscheidung läßt sich durch Bastardierung getrenntgeschlechtiger Arten mit zwittrigen und einhäusigen bringen. Hauptversuchsobjekte bei den Experimenten waren Zaunrübenarten, Bryonia alba und Bryonia

dioica. Die kritische Diskussion der Ergebnisse zwingt zu dem Schluß, daß die weiblichen Keimzellen (Eizellen) sämtlich die gleiche Tendenz haben, nämlich die, weibliche Individuen hervorzubringen, die männlichen Keimzellen (Pollenkörner) dagegen zur Hälfte die Tendenz, männliche und zur Hälfte jene, weibliche Individuen hervorzubringen. Die eigentliche Entscheidung fällt erst bei der Vereinigung der Keimzellen; besitzen sie gleiche Tendenz — es kann das nur die weibliche sein —, so entsteht ein weibliches Individuum, besitzt die männliche Keimzelle dagegen eine andere Tendenz als die weibliche — es kann das nur die männliche sein —, so entsteht ein männliches Individuum, indem diese männliche Tendenz über die weibliche der Eizelle dominiert. Das männliche Individuum kann bei der Keimzellbildung (Reduktionsteilung) wieder Keimzellen mit der einen oder der andern Tendenz liefern, das weibliche Individuum, das aus der Vereinigung von Keimzellen gleicher Tendenz hervorgegangen ist, nur Keimzellen mit einerlei Tendenz, wieder der weiblichen. Auch Vererbungsversuche mit den Uebergangsstufen zwischen Zwittrigkeit und Getrenntgeschlechtigkeit, die bei manchen Pflanzen vorkommen, zeigen einstweilen wenigstens so viel, daß rein weibliche Individuen lauter gleichartige Keimzellen mit der Tendenz zu weiblichen Individuen hervorbringen. Wie weit man diese für höhere Pflanzen geltenden Forschungsresultate auch auf das Tierreich anwenden kann, harrt freilich noch weiterer Erschließung.

Ueber den Zusammenhang zwischen Genie und Körpergröße. Der unter diesem Titel in Nr. 8 dieser Zeitschrift erschienene Aufsatz von Josef Popper (Lynkeus) hat eine Anzahl von Preßstimmen hervorgerufen, die wir in Ergänzung der Ausführungen des Autors hier wiedergeben: „Die Behauptung irgendeines Zusammenhanges zwischen Genie und Körpergröße entbehrt jeglicher wissenschaftlichen Begründung, sie hat also mit der Wissenschaft nichts zu tun. Die beiden Dinge Genie und Körpergröße sind inkommensurabel. Für die Behauptung, der geniale Mensch sei meistens klein, Beispiele anzuführen, ist müßig. Es lassen sich ja ebensoviele Gegenbeispiele beibringen. Es würde mich nicht wundern, wenn schließlich jemand auch behauptete, mit einer um ein gewisses Maß größeren Körperlänge sei eine um ein bestimmtes Maß größere Genialität verbunden. Wir wissen doch noch gar nicht, wovon das Genie abhängig ist. Man hat einmal bei einigen bedeutenden Mathematikern besonders große Gehirne gefunden. Das gab Ursache zu der bei Laien noch heute ziemlich stark verbreiteten Meinung, je größer das Gehirn sei, um so bedeutender sei auch der Verstand. Aus diesem Gesichtspunkte konnten die Franzosen dann recht gekränkt sein, als sie bei Gambetta, einem ihrer „Großen“, ein abnorm kleines Gehirn entdecken mußten. Die Theorie von dem größeren und kleineren Gehirn war und ist also nicht haltbar. Dann wurde später behauptet, der Verstand sei von der Anzahl der Ganglienzellen des Gehirns abhängig. Auch diese Theorie ist nicht haltbar. Ein Heer von 20000 Kriegern ist unter Umständen siegreicher als ein solches von 50000 Streitern. Die Führung, die Verbindung der Krieger untereinander, die Qualitäten der einzelnen Streiter sind entscheidend, nicht die Zahl allein. Wir kennen also die physischen Ursachen des Genies heute noch nicht, sie sind aber gewiß nicht in verschiedenen Körpergrößen, relativ längerem oder kürzerem Unterleib, zu erblicken“ (Hofrat Dr. Karl Toldt, Professor der Anatomie an der Wiener Universität). — „Meiner Meinung nach ist das Genie vom Kopf, nicht aber von der Körperlänge oder der Länge des Oberleibes abhängig. Die übrigen Körperteile — neben dem Kopf nämlich — haben allerdings auch für das Genie die Bedeutung, daß seine Betätigung in einem gewissen Sinne von der Gesundheit des gesamten Körpers beeinflußt wird. Wenn Popper zahlreiche geistig bedeutende Männer von kleiner Gestalt als Beweis für seine Behauptungen hinsichtlich eines Zusammenhanges zwischen Genie und Körpergröße anführt, so kann ich ebenso viele Genies von hochragender Gestalt gegen ihn ins Treffen führen. Goethe, Michelangelo, Leonardo da Vinci, Begas, Hannibal, Karl der Große, Theoderich waren groß. Bei einigem Nachdenken fielen mir gewiß noch mehr solcher Gegenbeispiele ein. Das Verhältnis der Beinlänge zur totalen Länge des Körpers ist eine Rasseneigentümlichkeit, hat aber gewiß auch nichts mit dem Genie zu tun. Die Germanen haben relativ lange, die Romanen kurze Beine. — Ich kann also den Anschauungen Poppers, wie sie in dem Aufsatz „Genie und Körpergröße“ niedergelegt sind, nicht beitreten“ (Heinrich v. Angeli, Professor an der Akademie der bildenden Künste in Wien). — „Was Josef Popper über »Genie und Körpergröße« sagt, liest sich wohl sehr interessant, ist aber doch nicht mehr als ein geistreicher Einfall eines geistreichen Mannes, der gar nicht ernst genommen würde, wenn er nicht von einem so bedeutenden Autor stammte. Die

Beispiele, die Popper anführt, sind viel zu wenig zahlreich, teilweise auch zu ungenau und unverläßlich, als daß sich daraus irgendwelche wissenschaftliche Schlüsse ziehen ließen. Tatsächlich sind wir heute noch nicht einmal so weit, aus der Schädel- und Gehirnbildung mit Sicherheit auf geistige Qualitäten schließen zu können, geschweige denn aus der Körper- und Rumpflänge, der Schulterbreite und dergleichen mehr. Ein direkter Zusammenhang zwischen diesen Dimensionen und der geistigen Veranlagung ist auch sehr unwahrscheinlich und kann durch einige Beispiele genialer Männer von kleinem Wuchs nicht wahrscheinlicher gemacht werden. Auch was Popper von der günstigen Beeinflussung des Intellekts durch eine kräftigere Entwicklung des Oberkörpers und seiner Organe wenn auch nicht geradezu behauptet, so doch als möglich voraussetzt, ist unzutreffend. Ein derartiger Zusammenhang läßt sich ernstlich nicht feststellen, und tatsächlich sind jederzeit sehr kräftige Lungen oder breite Schultern für den Lastträger viel wichtiger gewesen, als für den Staatsmann, Dichter oder Gelehrten. Wie gesagt, das Ganze ist ein geistreicher Einfall, der aber wissenschaftlicher Kritik nicht standhalten kann" (Professor Dr. Moritz Benedickt in Wien). — „Man kann den Zusammenhang zwischen Genie und Körpergröße dadurch nicht gänzlich sinnlos oder auch nur unwissenschaftlich hinstellen, daß man hochgewachsene Genies anführt, da doch auf diesem Gebiet der Erfahrung niemand, also auch Popper-Lynkeus nicht, von naturwissenschaftlichen, keine Ausnahmen zulassenden Gesetzen sprechen kann, sondern nur von der auffallenden Häufigkeit des Zusammentreffens gewisser Erscheinungen. In diesem Sinne ist die Theorie Poppers aber beachtenswert. Sie ist übrigens nur eine Folgerung aus der Tatsache, daß das Geistige des Menschen sehr oft sich deshalb besonders stark entwickelt, weil das Körperliche in seiner Entwicklung zurückgeblieben ist oder sich kaum mittelmäßig entfaltet hat. Man kann sagen: der Geist ist eine Reaktion auf die Unzulänglichkeit der Materie. Auch folgendes: jede Zivilisation stammt aus der materiellen Not. Die Kultur des Individuums ist auch ein ähnliches Produkt. Wenn man also die Genialität nicht als etwas Göttliches, Uebergeistiges auffaßt, sondern als eine besonders hoch gesteigerte Geistigkeit, dann läßt sich leicht annehmen, daß auch Genie, Talent und alle Arten des geistigen Ueberdurchschnittsmaßes als Reaktionen auf ein physisches Unterdurchschnittsmaß entstanden sind. Und da der kleine Wuchs ein besonderes Zeichen des körperlichen Minderwertgehaltes ist, so ist sein häufiges Zusammentreffen mit der geistigen Ueberdurchschnittsgröße nach alledem sehr wahrscheinlich. Ja sogar die absonderlich klingende Ahnung vom Zusammenhang zwischen Genie und kurzen Beinen ist meiner Meinung nach der näheren Deutung würdig. Sie birgt einen gesunden Kern — wenn man das in diesem Falle sagen kann —, der auf die Theorie vom Genie als Krankheits-, das heißt Degenerationserscheinung hinweist. Kurze Beine sind nämlich eine Eigenschaft der Affen, der anthropologisch tiefer stehenden Rassen, z. B. der Japaner, und oft auch Entarteter, deren Abweichungen von der Regel ja in Rückschlägen auf niedrigere Entwicklungsstufen bestehen. Wer also der Annahme, daß Genie oft als ein Degenerationsprodukt auftritt, nicht ganz feindlich gegenübersteht, der wird auch den ursächlichen Zusammenhang der Kurzbeinigkeit mit der Genialität für möglich halten." (Zoltan Sax in Budapest.) — „Josef Popper, der Verfasser der »Phantasien eines Realisten«, nebenbei bemerkt der Erfinder der elektrischen Kraftübertragung, und sonst auch einer der klarsten und gelehrtesten Köpfe, hat sich letzthin wieder auf das Gebiet der realistischen Phantasie begeben und die Behauptung aufgestellt, daß die kleinen Menschen begabter seien als die großen, und daß die Schulterbreite, insbesondere aber das Längenverhältnis des Oberkörpers zu den Beinen ein wesentliches Kriterium des Genies sei. Da Josef Popper ein großgewachsener Mann ist, so bekundet seine Theorie vor allem die Selbstverleugnung, die den Weisen auszeichnet. Wenn eine solche Theorie verkündet wird, so prüft jedermann sich und den Nebenmenschen auf die zutreffenden Merkmale. Der kleine Mann, der seinen Freunden jetzt als ein Genie erscheinen soll, macht sich indessen nicht noch kleiner als er ist, um noch größere Genialität darzutun, sondern er reckt sich selbstgefällig in die Höhe, wodurch er natürlich an Genie verliert. Wollte man die Geschichte der Körpergröße studieren, so würde man jedem Beispiel Poppers eines entgegensetzen können, das das gerade Gegenteil beweist. Man hält vielfach die kleinen Menschen deshalb für gescheiter, weil ihre normalen Verstandeskräfte in einem günstigen Verhältnis zu ihrer Körpergröße stehen; ein großer Mann mit demselben Maß von Gescheitheit wird als ein Durchschnittsmensch erscheinen. Eines mag wahr sein: daß die kleinen Menschen sich weit mehr anstrengen müssen und anstrengen, in die Erscheinung zu treten, als die großen, und daß sich daher bei ihnen eine gewisse Schlauheit

entwickelt, die ihnen die Länge der Arme und Beine ersetzt. Man kommt auch den kleinen Menschen, als den scheinbar hülfsbedürftigen und von der Natur stiefmütterlich behandelten, mit größerem Wohlwollen entgegen. Man tritt gern zurück und läßt sie vortreten, damit sie bei Begräbnissen, Aufzügen u. dergl. besser sehen, wobei sie uns ja nicht die Aussicht benehmen. Aber darüber hinaus läßt sich nicht einsehen, warum der kleine Mensch genialer sein soll. Kann man aus kleinen oder tiefer postierten Augen eine allgemeinere, größere und tiefere Anschauung gewinnen, als aus großen, die einen weiteren Ueberblick haben? Kann man bessere Verse machen, weil man kleiner ist? Hat der kleinere Mensch heißere Empfindungen als der große? Der etwaige Vorzug des Kleinen läuft wohl immer nur auf Nützlichkeits-Eigenschaften hinaus, nicht auf jene freie, zwecklose Blüte des Geistes, die sich aus sich selbst heraus entwickelt. Gewiß haben die Japaner hohe Beweise von Intelligenz gegeben, aber welches Volk von größer gewachsenen Menschen hat dies nicht getan? Die Japaner fabrizieren den besten Lack, machen einen guten Krieg, haben von den Europäern den Betrieb der Wissenschaft und der Technik gelernt, aber haben sie schon ein Genie hervorgebracht? Und wenn schon — warum sollte ein Kulturvolk von vierzig Millionen nicht Genies haben! — sind sie Genies, weil die Japaner klein gewachsen sind? Da es im allgemeinen mehr kleine Menschen gibt als große, so gibt es eben auch mehr kleine Genies als große. Dies scheint mir der einzige logische Schluß in dieser Frage. — Ebensowenig ist einzusehen, warum das Wachstum des Genies durch einen unverhältnismäßig langen Oberkörper befördert werden soll. Weil Goethe etwas zu kurze Beine hatte? Dies war vielleicht von Einfluß auf seine Haltung. Er war bemüht, sein Manko zu verdecken, trug daher mit Vorliebe lange Röcke, hielt sich sehr gerade und schritt langsam, um nicht etwa zu trippeln. Dadurch erschien er noch würdiger, als er war. Nun ist das übrigens mit Goethes kurzen Beinen gar nicht so schlimm gewesen. Wenn die Geschichte noch lange erzählt wird, hat Goethe überhaupt gar keine Beine gehabt. Nur er, dessen Schönheitsgefühl so außerordentlich ausgebildet war, hatte den Wunsch, etwas längere Beine zu haben, während er allen, die ihn liebten und verehrten, und allen seinen Gegnern gerade gewachsen war. Wie aber, wenn er vollkommen proportionierte Beine besessen hätte? Man könnte gewiß ableiten, daß er eben dadurch ein noch viel größeres Genie geworden wäre. Er wäre unbehindert und leicht ausgeschritten, er hätte seinem Wesen keine Sordine aufzulegen gebraucht aus Furcht, unästhetisch zu erscheinen, er hätte seine Gedanken von seinen Beinen vollständig befreien können. Welche Perspektive bietet sich nicht der Phantasie eines Realisten bei dieser Vorstellung! Die Theorie Poppers ist einer von den vielen immer sich wiederholenden Versuchen, dem Geheimnis des Genies, des Geistes überhaupt, nachzukommen. Was für Beziehungen zwischen den einzelnen Körperteilen hat man nicht schon herauszufinden geglaubt! Was hat man nicht den kurzhaarigen und langhaarigen, blauäugigen und schwarzäugigen Menschen zugeschrieben! Eben erst untersucht man, das wievielte Kind seiner Eltern dieses und jenes Genie gewesen sei, und kommt zu dem Schluß, daß nicht das erste Kind, sondern das vierte, siebente, dreizehnte usw. besonders begabt sei. Die einzigen Kinder ihrer Eltern sind also wohl Dummköpfe. Die Stimme, die Zähne, die Form des Kopfes, das alles sollen Kriterien sein, und dennoch konnte man immer nur zu unwesentlichen, spielerischen, zufälligen Resultaten kommen.“ (Prager Tagblatt vom 17. 11. 07.)

Schädelmaße und Beruf. Die Resultate seiner Messungen an 210 geistesgesunden Pfleglingen (Siechen), 382 gewöhnlichen Geisteskranken und 58 kriminellen Irren aus der Landespflegeanstalt zu Tapiau, sämtlich männlichen Geschlechts, faßt G. Lomer wie folgt zusammen: 1. Die Mehrzahl der Schädelmaße ist bei unseren Geisteskranken größer als bei unseren Geistesgesunden (Siechen). 2. Von den niederen Volksständen weist der niederste, der Arbeiterstand, auch fast durchweg — im geistesgesunden wie geisteskranken Zustande — die kleinsten Schädelmaße auf. 3. Auffallend groß sind sämtliche Schädelmaße der geistig gesunden Bauern. Sie sind größer als diejenigen der Handwerker, der Kaufleute, der Beamten. Für den Umfang gilt dies auch bezüglich der geisteskranken Bauern. 4. Die Schädelmaße der geisteskranken Handwerker, Kaufleute, Beamten stehen im ganzen etwa auf gleicher Höhe. — Es mag dahingestellt bleiben, ob die größeren Maße bei den Geisteskranken nicht vielleicht darauf zurückzuführen sind, daß die vorgenommene Ausschaltung aller derjenigen Elemente, „welche das Resultat etwa trüben konnten“ (z. B. Hydrocephalus, Rachitis), am lebenden Material überhaupt nicht reinlich durchführbar ist. (Allgem. Ztschrft. f. Psychiatrie, Bd. 64.)

Das zeitliche Geburtsoptimum untersucht Graßl-Lindau in der „Sozialen Medizin und Hygiene“ (II, 9 u. 10). Er versteht dabei unter „Gebäroptimum“ diejenige Zeit, in welcher nach regelrechter Begattung am ehesten die Befruchtung eintritt; es ist das mittlere Drittel der Konzeptionsfähigkeit. Statistische Untersuchungen ergeben: 1. Für die Mutter ist die optimale Gebärzeit zwischen dem 25.—35. Lebensjahre. 2. Die optimale Zeugungszeit des Vaters dürfte etwas später einsetzen als die optimale Gebärzeit der Mutter und auch länger dauern. 3. Für das Kind ist die optimale Geburtszeit, wenn es zur Zeit der optimalen Gebärzeit seiner Eltern als drittes bis viertes Kind im Abstand von mindestens zwei Jahren im Frühjahr zur Welt kommt. — Es entsteht nun die Frage: Können und sollen wir von der optimalen Geburtszeit Gebrauch machen? Durch Hinaufschiebung des Heiratsalters, der allgemeinen Wehrpflicht usw. wäre es möglich, die optimale Geburtszeit annähernd zu erzielen. Was könnte uns veranlassen, sie anzustreben? Diese Frage fällt wesentlich zusammen mit der Frage der Beschränkung der Kinderzahl. Bei dieser ist davon auszugehen, daß die Befruchtung so zu regeln sein würde, daß der Bestand erhalten bleibt und noch ein angemessener Zuwachs herauskommt. Danach muß jede verheiratete Frau gebären: a) 1 Kind als Nachkomme und Ersatz für die Mutter; b) 0,30 Kind als Ersatz der vor dem Eintritte der optimalen Gebärzeit Gestorbenen; c) 0,25 Kind als vikariierende Tätigkeit für den Ausfall der Gebärfähigkeit der nicht verheirateten Frauen; d) 0,12 Kind als Vikariierung für die vom Hause aus sterilen Ehen und für die durch Krankheit unterfrüchtig gewordenen Ehen; e) 0,005 Jahreszuwachs; Summe: 1,675. Diese Zahl doppelt genommen in Hinsicht auf die Erhaltung der Männer gibt also pro Weib 3,35; dazu noch den erforderlichen Ueberschuß an Knaben, um die stärkere Absterbeordnung der Knaben auszugleichen mit 0,05 pCt., somit im ganzen 3,4 Kinder pro verheiratete Frau. Die uneheliche Fruchtbarkeit beträgt in Deutschland durchschnittlich über 10 pCt., so daß sich also die Zahl der von einer verheirateten Frau zu gebärenden Kinder auf 2,72 erniedrigen wird. Gegen diese Zahl gehalten, läßt die Statistik erkennen, daß die Zahl der Anhänger des prohibitiven Geschlechtsverkehrs sich in Deutschland gemehrt und daß die Intensität des Prohibilismus im Wachsen begriffen ist. Durch eine zu weit getriebene Kindereinschränkung bekommen aber die Erstgeborenen in einem Volke einen übermäßigen Einfluß. Es ist noch gar nicht klar, wie die von Natur aus minderwertigen Erstgeborenen sich in ihrer Fortpflanzung bewähren. Es wäre möglich, daß das öftere Versagen Erstgeborener, besonders wenn sie die einzigen bleiben, und das bekannte Versagen der Letztgeborenen nicht bloß mit erzieherischen Gründen zusammenhängt, sondern auch auf biologischer Basis beruht. Stände, welche vor dem dritten (vierten) Kinde die Produktion der Kinder aufgeben, schädigen die Rasse, um so mehr, wenn die Erstgeborenen vor der optimalen Gebärzeit der Frau zur Welt kommen. Es ist nicht unmöglich, daß die geringe Militärfähigkeit der studierenden Jugend, wie sie Generalstabsarzt v. Vogel für Bayern angibt, damit auch zusammenhängt. Durch eine allzu enge Kinderzahl fällt ferner ein großer Prozentsatz der Kinder vor die optimale Gebärzeit der Mutter, dies um so mehr bei der fallenden Tendenz des Heiratsalters in Deutschland. „Man darf also die Beschränkung der Kinderzahl auch aus biologischen Gründen erst nach erreichtem Optimum empfehlen, und darf sie nur dann empfehlen, wenn die bisher unterfrüchtigen Stände in der Kinderproduktion sich ihrer Pflicht mehr als bisher erinnern.“ — Diese Untersuchungen zeigen interessante Berührungspunkte mit den Ueberlegungen, die Dr. Béla Révéiz über den Einfluß des Alters der Mutter auf die Körperhöhe im Archiv für Anthropologie mitteilt (IV, 2 u. 3). Er geht aus von den Untersuchungen von Kézmarszky, der nachgewiesen hat, daß die Körperlänge der Neugeborenen immer größer wird und an Gewicht zunimmt, je älter die Mutter ist. Nimmt man nun an, daß das Wachstum des Weibes gegen das 25. Jahr beendet ist, so erscheint es ganz natürlich, daß der Organismus einer Mutter von 20 Jahren der Leibesfrucht nicht das bieten kann, wie derjenige einer Dreißigjährigen, denn erstere braucht einen Teil der Nahrungsaufnahme noch zum eigenen Wachstum. Ganz junge Mütter bringen darum auch auffallend schwächliche und kleine Kinder zur Welt. Das zweite Kind ist gewöhnlich schon größer und stärker, das dritte noch mehr u. s. f. Bei einem Volke, dessen Mädchen sehr jung heiraten, werden also die Kinder dieser jungen Mütter zumeist Individuen kleiner Statur sein. Nun werden die Mütter eines Landes um so jünger sein, je größer die Heiratstendenz ist. Darum findet man bei Völkern mit geringerer Heiratstendenz wie Schweden, Norwegen, Finnländern usw. größere Körperhöhe, hingegen bei solchen mit größter Heiratstendenz wie polnischen Juden, Südfranzosen, Süditalienern usw. kleinere Körperhöhe. Auf

die Heiratstendenz aber wirkt wiederum die Kultur ein und übt gleichfalls ihren Einfluß auf die Körperhöhe aus; das zeigen z. B. die Untersuchungen Denikers. Er gibt nämlich die durchschnittliche Körperhöhe japanischer Arbeiter und Kulis auf 157 cm, von 2500 Japanern im allgemeinen (darunter 1260 Soldaten) auf 158,5 cm und von 1100 Japanern der mittleren und höheren Stände auf 159 cm an.

Ueber die dorische Knabenliebe stellt E. Bethe im Rheinischen Museum für Philologie (LXII, 3) eine Untersuchung an, der grundlegende Bedeutung zukommt. Einleitend sagt Bethe: „Es muß doch einmal offen ausgesprochen werden: die gleichgeschlechtliche Liebe ist es, die den Griechen die Herzen geöffnet, ihre erotische Poesie hervorgebracht hat. Und als in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts zu Athen die moralische Opposition einsetzte — veranlaßt nicht von der Religion, sondern von der allseitigen Hebung der Kultur, der geistigen und sittlichen Befreiung, geführt von den vielgeschmähten, in Wahrheit unvergleichlich verdienten Sophisten — da hat Sokrates, da hat Plato von diesem seltsamen Baume seine köstliche Frucht gebrochen und neu ausgesät: wer je geforscht und sich dadurch freigemacht, wer je gelehrt und je geliebt — aber freilich nur ein solcher — der muß die platonische Erotik verstehen können und er wird ahnen, daß auch die ältere Knabenliebe aus heiligem Samen, nicht aus Gemeinheit entsprungen war." — Die Knabenliebe ist von den Dorern eingeführt und auf die Stammesgenossen verbreitet worden. In Athen war sie zu Solons Zeiten tief eingedrungen und als ehrbar anerkannt; Solon behielt sie dem freien Manne vor. In den dorischen Staaten war die Knabenliebe in festen Formen geregelt; die Erziehung zur Mannestüchtigkeit beruhte auf der Päderastie. Der Liebhaber war für den Geliebten strafrechtlich verantwortlich. Lange hat sich die Sitte des Knabenbrautraubes erhalten. Der Liebende kündigte den Angehörigen des Knaben seine Absicht ihn zu rauben, mindestens drei Tage vorher an. Schien der Liebhaber unvornehm, so wurde ihm der Knabe beim Raube wieder abgejagt. Schien er geeignet, so verfolgte man den Räuber zum Schein bis an sein Haus. Hier lebt das Paar zwei Monate zusammen; dann erhält der Knabe von seinem Liebhaber eine Rüstung und gilt nun als Vollmann. Der Grundgedanke der Knabenliebe ist: das Heldentum des Mannes, seine *ἀρετή*, wird durch die Liebe auf den Knaben fortgepflanzt. Diese Uebertragung geschah körperlich durch den Geschlechtsakt, indem der Glaube zugrunde lag, daß die Seele durch den Samen übertragen werde. Für diesen Glauben der Seelenübertragung durch begattungsähnliche Akte finden sich zwei Parallelen: die Pubertätsfeier am Papuagolf in Britisch-Neuguinea, bei welcher der Häuptling dem Knaben in den Mund uriniert, und die Leviten-Päderasten in den gnostischen Gemeinden. Uebrigens findet auch das Männerkindbett aus dem Glauben, daß Samen = Seele sei, seine Erklärung: der Vater muß sich schonen, weil seine Seele durch die Geburt geschwächt ist, da ja nur von ihm das Leben im Kinde stammt, während die Mutter nur als Gefäß gilt. — Es ist gut, sich diese metaphysischen Grundlagen der hellenischen Knabenliebe gegenwärtig zu halten, um gegen falsche Parallelen gewappnet zu sein.

Ein neu entdecktes Urvolk in Alaska. Der amerikanische Forscher Dr. George B. Gordon ist soeben von einer langwierigen wissenschaftlichen Expedition aus den Einöden Alaskas heimgekehrt und hat eine reiche Menge wertvollen Materials über ein von ihm entdecktes, seltsames Urvolk, das bislang der Wissenschaft unbekannt gewesen ist, mitgebracht. Der Stamm, einst wohl zahlreich und weitverbreitet, zählt heute nur noch etwa 400 Köpfe; seine Wohnstätten liegen fast 800 engl. Meilen von der Mündung des Koskowinflusses entfernt. Gordon hat den seltsamen Menschenschlag „Koskowagamuten" genannt. Im Gegensatz zu den athabaskischen Indianern und den Eskimos zeigen sie einen starken Einschlag asiatischer Rassenmerkmale. Wahrscheinlich hat man es hier mit den ältesten Einwohnern Alaskas zu tun. Von den Indianern und den Eskimos von ihren früheren Wohnsitzen verdrängt, zogen sie sich auf ihre jetzige Stätte zurück, einer wahren, natürlichen Festung. Prof. Gordon hat monatelang unter dem eigenartigen Völkchen gelebt und dabei ihre Sitten und Bräuche studiert; er hat auch eine große Sammlung von ihren Werkzeugen und Kleidungsstücken mitgebracht. Die Männer sind groß und kräftig, die Frauen von besonderer Anmut. Sie zeigen höhere Intelligenz und Geistesentwicklung als alle anderen Bewohner der arktischen Zonen. „In ihrem Interesse wäre es zu wünschen, daß sie ausstürben, ehe weiße Händler zu ihnen vordringen. Sie sind Monogamisten; Gesetze sind ihnen unbekannt; die Regierung wird von den Priestern ausgeübt, alten

Patriarchen. Pelze werden seltsamerweise nicht getragen; das Volk bereitet sich seine Kleidung aus Vogelhäuten; auch die Brustfedern der Eistaucher werden zu Gewändern verarbeitet."

Ueber die Entwicklung der Soziologie hielt Prof. Ernesto Quesada in Buenos Aires einen Vortrag, welchem wir folgendes entnehmen. Ausgehend von den ältesten Gesetzsammlungen, welche Bestimmungen über Familie, Eigentum, Privatrecht usw. enthielten (Hammurabi 2250 v. Chr.), leitete er die Darstellung über zu den hierarchischen Verfassungen, die auf „göttlicher Inspiration" beruhen (Moses, Numa, Lycurgos), den Brahmakultus mit der Kastenbildung, die ägyptische Priesterherrschaft und von diesen zu den Philosophen aller Zeiten, deren verschiedene Systeme er in ihrer Stellung zur Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und zur Staatsbildung verfolgt. Ursprünglich treten die Rechte und die Macht des Individuums hervor; die Stärkeren herrschen. Indessen erkennen sie, daß gemeinschaftliche Interessen die Masse zusammenhalten, daß neben der Gewalt die Intelligenz dem Ganzen dienstbar sein muß. Die natürliche Anlage des Menschen zum Gesellschaftswesen mußte zur Gemeinde-, von dieser zur Staatsbildung führen. Wesentlich wirkte hier das Christentum mit, welches die Gleichheit der Menschen verkündete und in allem Menschlich-Irdischen eine Vorstufe zur Vollkommenheit im Jenseits erblickte. Der Sturz des oströmischen Reichs beseitigte den aus der Monarchie hervorgegangenen Absolutismus. Es trat eine Reaktion ein, welche Souveränität des Volkes, Einschränkung der weitgehenden Staatsrechte, Anerkennung des einzelnen als Rechtsperson forderte. Im Mittelalter spielte die Religion wieder eine hervorragende Rolle, da die Kirche den göttlichen Ursprung des Menschen nachdrücklich vertrat, dessen natürliches Rechtsgefühl ein soziales, ein Zusammenleben fordert. Spinoza betrachtet das Recht als Ausfluß der Harmonie einzelner Willen. Der einzelne erhält sich durch Anschluß an die Gesellschaft und muß sich resigniert dem Allgemeinwohle unterwerfen. — Die Organisation des Staats ist eine Utilitätsforderung der menschlichen Vernunft. Ob man sie nun vom mathematischen, vom rein empirischen, vom historischen usw. Standpunkte betrachtet, darüber stritten sich die Philosophen aller Schulen bis zur französischen Revolution, bis zu Rousseau und Voltaire. Schließlich ergibt es sich als ein vom menschlichen Willen unabhängiges Naturgesetz, daß dem Allgemeininteresse der Einzelne sich unterzuordnen hat. Die weitere Ausbildung des Gemeinwesens ist dann Produkt menschlicher Geistestätigkeit; es ist Kultur und Zivilisation bei den vorwärts schreitenden Völkern. — Umgekehrt würde (Kant) eine ungehemmte Entwicklung des einzelnen den Untergang des Staatswesens bedeuten; die natürliche Vereinigung, die Organisation der menschlichen Gesellschaft ist, nach Herder, geradezu Existenzbedingung. Während der Mensch im Urzustande alle Rechte auf Freiheit und Eigentum besitzt, werden diese im Kulturzustande im Allgemeininteresse beschnitten. — Ueber die tieferen philosophischen Betrachtungen auf diesem Gebiete fegt die französische Revolution mit eisernem Besen hinweg. Der Staat wird zur Notwendigkeit, er wird zum Makrokosmos gegenüber dem Mikrokosmos, den das Individuum vertritt. Im unpersönlichen Staate liegt die zweckdienliche Vereinigung aller zu einem Ganzen; er verträgt keine Störungen, denn sein Zweck ist das Wohlergehen aller seiner Glieder und Teile. Die Souveränität des Staates ist die Summe der „Einzelsouveränitäten"; in ihm herrscht der Wille der Majorität, zu seiner Erhaltung ist Disziplin unentbehrlich. Ankämpfen (Revolution) gegen den Staat in der Absicht, die Unabhängigkeit des einzelnen zu erreichen, würde zur Staatsauflösung führen und den Individuen zum Nachteil gereichen. Ein Hauptverdienst der neueren Zeit, nach 1789, ist die Forderung des menschlichen Intellekts, welche als „Arbeitsteilung" bezeichnet wird. Sie wurde zur leitenden Idee zuerst in Frankreich, fand aber bald durch die Kriegszüge Napoleons Verbreitung über ganz Europa. Sie führte auch zur Forschung nach dem Ursprung der dem täglichen Leben weniger nahe liegenden Dinge; sie machte die modernen Wissenschaften dem Allgemeininteresse dienstbar. Naturgesetz, Wissenschaft, Kunst und Poesie, sie alle tragen bei zur weiteren Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und des soziologischen Staates, mögen auch im Laufe der Zeiten die Theorien entstehen und vergehen. — Dr. Stärker.

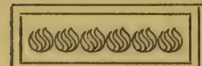
Die Ablenkung deutscher Auswanderung. Die nativistischen Bestrebungen in Brasilien, welche auf eine möglichste Vereinzelung der deutschen Einwanderer und auf Entnationalisierung abzielen, haben bewirkt, daß jegliches Interesse für die ursprünglich geplante Ablenkung des deutschen Auswandererstromes nach Brasilien dahinschwand. Und da die Durchmischung der Sprachstämme auch den Kolonisten

selbst zu großem Unbehagen gereichte, so hörte die deutsche Einwanderung fast ganz auf: sie fiel 1905 auf 333, 1906 auf 186 Seelen. Dafür machte sich bemerklich das Bestreben, Argentinien als Siedelungsziel in Aufnahme zu bringen, und das Entgegenkommen der argentinischen Regierung bewirkte tatsächlich eine bedeutende Zunahme der deutschen Auswanderung dorthin. Heute nun endlich scheint auch in Brasilien die Herrschaft des Nativismus ihr Ende erreicht zu haben, wie besonders aus der Haltung des tonangebenden Blattes, des „Jornal do Commercio" von Rio de Janeiro, deutlich hervorgeht, und die Staaten Santa Catharina, Parana, Sao Paulo, Minas Geraes und Rio de Janeiro sind dabei, entgegenkommende kolonisatorische Maßregeln in die Wege zu leiten. Und so sehen wir denn mit Gründung rein deutscher Kolonien eine neue Aera anbrechen, die nicht verfehlen kann, günstigen Eindruck zu machen. Wie sich in Rio Grande do Sul die Kolonien Neu-Württemberg und Xingú als Niederlassungsziele rein deutschen Charakters über die Zeit der Nativistenherrschaft hinübergerettet haben, so bleibt in Santa Catharina die Hansa ein empfehlenswertes Auswanderungsziel. Auch die deutschen Kolonien, deren Gründung in Sao Paulo, Minas Geraes und Rio de Janeiro geplant ist, sollen in gesunden, fruchtbaren und empfehlenswerten Gegenden angelegt werden. (Dtsch. Kolonialztg. Nr. 43, 1907.)

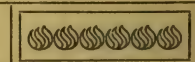
Ueber die Einwirkung kleinster Alkoholmengen auf die Widerstandsfähigkeit des tierischen Organismus mit besonderer Berücksichtigung der Nachkommenschaft hat Prof. Taav. Laitinen-Helsingfors Versuche angestellt. Nachdem über größere Dosen schon zahlreiche Versuche vorliegen, ist Laitinen auf die Dosis von 0,1 ccm pro Tag und Kilogramm Tier herabgegangen. Er faßt seine Resultate dahin zusammen, daß diese minimalen Gaben 1. die Hämolysierbarkeit der roten Blutkörperchen des Kaninchens durch fremdes Serum befördert haben; 2. die normale Widerstandsfähigkeit des tierischen Organismus für Infektionsstoffe herabgesetzt haben; 3. einen bedeutend nachteiligen Einfluß auf die Nachkommenschaft der Versuchstiere ausgeübt haben. Zum letzteren Punkt sei noch mitgeteilt: Es wurden tot geboren oder verendeten innerhalb der ersten drei Tage von den Jungen der mit Alkohol behandelten Kaninchen 61,29 pCt., von den ebenso behandelten Meerschweinchen 36,76 pCt., dagegen von den Jungen der mit Wasser behandelten Kaninchen 54,17 pCt., von den Meerschweinchen 21,74 pCt. (Zeitschrift f. Hygiene 58, 1, 1907.)

Zu den Bildnissen in der deutschen Kunstgeschichte und ihrem Porträtwert macht H. Walling im Türmer einige Bemerkungen. Nachdem er den Einfluß der Tracht und des Stiles besprochen hat, fährt er fort: „Jede Zeit hat wirklich ihre eigenen Gesichter, geformt durch diejenigen Triebe, welche in ihr vor allen anderen die Menschen erfüllen. Bei den Ständen legt es sich unverkennbar fest: ein Soldat hat niemals die Züge eines Geistlichen, und bei diesen kann man die griechischen, römischen, protestantischen auch ohne Tracht unterscheiden; man kann auch wiederum jeden von ihnen in seine Zeit einfügen: der protestantische hat heute andere Mienen als vor hundert Jahren, und der katholische hat sich ebenfalls gegen seinen Vorgänger von damals verändert, und zwar in keinem guten Sinne für die Menschheit. So geht es in allen Ständen, von dem der Regierenden bis zu dem der Bettler. Nun passen manche mit ihren Anlagen in ihre Zeit und manche gar nicht, und die sind übel daran. Jene kommen oben zu schwimmen, und diese geraten in die große Masse. Welches sind diejenigen, die in der wirtschaftlichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte von unten nach oben und zur Macht gelangt sind? Der Leser weiß es, und daß sie schon in die höchsten Staatsämter einziehen, weil der Karren ohne sie nicht gehen will, d. h. auf deutsch: weil er nur noch in ihrem Geiste gehen kann. Wer hätte vor 100, vor 50 Jahren das gedacht, wo die Besten, statt ihren Nutzen zu suchen, alles Ihrige opferten für die allgemeine Freiheit, um — diesen die Bahn freizumachen! Zwar Goethe hatte es in einem Briefe an Zelter vorausgesagt, daß es so kommen würde. Jetzt braucht man kluge, nicht mehr weise Männer, die Staaten zu leiten. Wort und Begriff des Weisen sind als veraltet außer Gebrauch gekommen; nur in den Lesestücken der Volksschulen haben sie sich von früher her noch erhalten. Es ist schade, wenn es nicht sinnlos ist, von Unmöglichem in diesem Tone zu reden —, daß wir keine richtigen Bildnisse aus dem frühen Mittelalter haben und nicht wissen, wie Karl der Große, die sächsischen Kaiser, die großen Hohenstaufen und ihre Leute wirklich ausgesehen haben. Indessen bietet die Kunst ihrer Zeit uns einen Ersatz an, indem sie, als eine junge Kunst stilisiert, die Gestalten, ihre Haltung, Bewegungen, Mienen

allgemein erfaßt und so ebenfalls erzählt, wie es in den Köpfen ausgesehen hat: es muß ein herrliches junges Leben in jener Menschheit geblüht haben, voller Poesie und Freude, Abenteuerlust und Tatendrang; die Welt war ja offen und voller Geheimnisse hinter den Grenzen, das Land weit, und noch drängte keiner hart an den anderen wie jetzt. Eine einzige natürliche Porträtbüste ist uns auf eine sonderbare Weise überkommen, und wer diese nicht kennt, würde sie für ein großes Meisterwerk realistischer Kunst halten: im Elsaß war eine Abtissin an der Pest gestorben und in der Fideskirche in Schlettstadt in gelöschtem Kalk bestattet worden. Die Gruft wurde vor einigen Jahren gefunden, man erkannte, daß die Höhlung der Kalkmasse durch einen Körper ausgefüllt gewesen war, und goß den Kopf bis zu den Schultern auf pompejanische Art mit Gips aus. Ich habe mich von ihm kaum abwenden können: ein schmaler weiblicher Charakterkopf voller entschiedener Züge von Willensstärke, ja Wildheit, Klugheit, Hoheit, edler Rasse; unter tausend Nonnen wird man heute nicht eine solche finden. Wenn nicht etwa der Tod als großer Künstler modelliert hat, und wenn sie keine große Ausnahme gewesen ist, sind die Vorfahren stolzere, schönere Menschen gewesen. Erst vom späteren Mittelalter ab gibt es eine eigentliche Bildniskunst und werden überhaupt die Figuren mit individuellen Zügen dargestellt. Sehen wir die Bildnisse der hohen und edlen Herren und Frauen an, wie sie im 15. und 16. Jahrhundert gemalt und gemeißelt worden sind. Das sind Züge und ein Ausdruck in ihnen, wie sie in jenen Kreisen seitdem verschwunden sind; sie unterscheiden sich kaum merklich von den damaligen der anderen ehrbaren Stände, und wenn wir heute das Land nach ihnen durchsuchen, finden wir sie, wenn wir Glück und offene Augen haben, wohlerhalten in der bäuerlichen und kleinstädtischen Bevölkerung solcher Landstriche wieder, die in ihren Zuständen vom Wechsel der Zeiten wenig berührt worden sind. In Thüringen, bei Sömmerda, begegnete mir im Felde eine Frau, welche in allem, in Gestalt, Kopf, Haltung, Mienen, eine fürstliche Frau von Sachsen war, die ich auf einem Cranachschen Gemälde gesehen und mir wohl eingeprägt hatte. Diese deutsche Art hatte sich aus den hohen in jene Lebenskreise geflüchtet; dort kann sie noch leben — bis die Industrie kommt und sie tötet. Die Mädchen auf den bekannten schönen Bildern Botticellis sind augenscheinlich alle nach ein und demselben Modelle gemalt, in das er verliebt gewesen sein muß. Wie groß war mein Erstaunen, als mir in einem abgelegenen Viertel von Florenz dieses Modell, nach so vielen hundert Jahren, aus einer Haustüre leibhaftig entgegentrat! Bloß um einige Jahre älter, eine junge Frau in den zwanziger Jahren, sonst leibhaftig es selbst! Und bei uns: wo stecken heutzutage noch die Modelle der gar holdseligen Engel und heiligen Jungfrauen und Frauen, der so gründlichen und biederen Apostel und anderer heiliger Männer, auch des ungeschlachten allerlei Volks auf unseren mittelalterlichen Kirchenbildern und Altarwerken? Sie werden auch noch zu finden, aber nicht gerade in Kommerzienratskreisen zu suchen sein." Zum Schluß macht H. Walling den Vorschlag, lebende Personen, in denen man alte Originalwerke wiederzuerkennen meint, in guten Photographien festzuhalten und mit Angabe des Standes, Alters und der Gegend, sowie des betreffenden Werkes nach einer Sammelstelle, etwa dem Germanischen Museum zu Nürnberg, einzusenden. — Man sieht leicht, daß dieser etwas dilettantisch vorgetragenen Anregung tiefere Probleme zugrunde liegen, welche verdienten, mit allem wissenschaftlichen Apparat in Angriff genommen zu werden: die Probleme, wie weit man aus dem Schönheitsideal vergangener Kunstepochen den zugrunde liegenden biologischen Typus bestimmen kann, und wie weit sich dieser heute noch auffinden läßt oder verändert hat.



Bücherbesprechungen.



O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums. Dritte neubearbeitete Auflage. Jena 1906. H. Costenoble.

Als 1883 Schraders „Sprachvergleichung und Urgeschichte", ungefähr gleichzeitig mit Penkas „Origines Ariacae", erschien, habe ich, ohne allen Einzelheiten zuzustimmen, beide Werke als wirksame, sich gegenseitig ergänzende Unterstützung meines Strebens und als wuchtige Keulenschläge gegen das damals noch übermächtige asiatische Vorurteil begrüßt. Dieses ist seitdem gefallen; der Verfasser

aber hat, während die meisten Sprachforscher unter unablässigem Widerspruch mir näher und näher gekommen sind, schon in der zweiten Auflage von 1890 wieder einen großen Schritt, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, rückwärts gemacht. Da sachliche Gründe für einen solchen Stellungswechsel, durch den der wissenschaftliche Wert des Buches nicht gewonnen hat, nicht vorliegen, ist derselbe vielmehr als ein Vermittelungsversuch und als eine Anbequemung an die im philologischen Lager vorherrschende Meinung zu betrachten. Schrader selbst sieht jedoch neue Kämpfe voraus, denn „immer deutlicher tritt am Horizont eine Vorstellung auf, der der Begriff des Indogermanentums in dem des Germanentums zerfließt". Von einem Zerfließen der Begriffe kann selbstverständlich nicht die Rede sein; diese haben im Gegenteil viel schärfere Umrisse angenommen, seit man in den Germanen die letzte Welle der aus der Urheimat hervorquellenden Völkerflut erkannt hat. Da die heutigen Kulturvölker um so leistungsfähiger und fortschrittlicher sind, je mehr germanische Bestandteile sie enthalten, liegt der Schluß nahe, die Menschenart, als deren reinblütige Vertreter die Germanen in die Geschichte getreten sind, sei überhaupt die leiblich wie geistig höchstentwickelte, die in unwiderstehlichem Ausdehnungsdrang in alter und neuer Zeit überall Gesittung verbreitet hat, und von deren ersten Erfolgen die „flutenden Lichtwellen des Orients" nur den rückstrahlenden Abglanz bilden.

Zur Bekräftigung meines Urteils über das inhaltreiche Werk mögen folgende Einzelheiten dienen. Der „erste Zweifel" an der „fast schon zu geschichtlicher Gewißheit gewordenen Hypothese von dem asiatischen Ursprung der Indogermanen" ist nicht in England aufgetaucht; Latham hat verschiedene, besonders auch deutsche Vorgänger gehabt. Ich selbst gehöre nicht zu Penkas „begeisterten Anhängern", sondern habe mit ihm einen langen und erbitterten Streit um mein wissenschaftliches Vorrecht führen müssen. Ujfalvy hat sich, was mit keinem Wort erwähnt wird, später vollständig von der Ansicht, die Rundköpfe seien die „Träger aller indogermanischen Kultur", abgewendet. Montelius, der neuernannte schwedische Reichsantiquar, läßt „bekanntlich" die Germanen nicht „vom Schwarzen Meer ausgehen", sondern sucht ihre Ursitze, allerdings nicht die sämtlicher Indogermanen, in den Ländern um die Ostsee.

Daß Schrader über anthropologische Verhältnisse nur mangelhaft unterrichtet ist, kann man ihm kaum verübeln; aber auch auf archäologischem, ja sogar rein sprachlichem Gebiet zeigt er sich der großen Aufgabe nicht gewachsen. Es mangelt ihm besonders die für etymologische Untersuchungen unbedingt erforderliche Findigkeit und Selbständigkeit, so daß er sich meist auf das Urteil Anderer verlassen muß und Gewährsmännern traut, die es nicht verdienen. Dafür findet sich in seinem Werk eine Fülle von Belegen. Wenn er beispielsweise culpa für „etymologisch ganz dunkel" erklärt, so will ich ihm auf die Sprünge helfen: das lateinische Wort ist nichts anderes als fränk. chilpa, got. hilpa, und die Redensart mea culpa, „durch meine Mithilfe", erklärt den Sinnwandel. Hercynia kann nicht zu Fergunna gestellt werden, da es ursprünglich Arcunia, „hohes Gebirge", lautet. Hanf ist so wenig ein Lehnwort wie Halm, denn die aus dem Griechischen und Lateinischen übernommenen Wörter behalten stets das anlautende k, wie Kaiser, Kirsche, Keller, Kloster. Segimerus bei Tacitus soll „älter" sein als Sigimerus bei dem früheren Vellejus; es zeigt einfach, wie Chlothowech, fränkische Lautgebung. Caupo ist ein spätlateinisches Lehnwort aus dem Keltischen, nicht umgekehrt; schon im 4. Jahrhundert hat die gotische Sprache das von diesem Stamm abgeleitete Zeitwort kaupon. Paraveredus ist kein lateinisches, sondern ein keltisches Wort, zusammengesetzt aus verredum, „Eilwagen" (wie petorritum, Viergespann), und para, dem davorgespannten Tier, urverwandt mit ahd. pfarro, varro, Stier, mit einem nicht seltenen Bedeutungswechsel „Roß". Ἀπολλων ist nicht „der von der Hürde", wohl aber = Phol mit dem im Griechischen so häufigen Vorschlag. Aruz, Erz, kommt selbstverständlich nicht von der Stadt Arretium, sondern von got. aiz, ahd. er, ags. ar. Das griechische μεταλλαω, nachforschen, ist von μεταλλον, Erzgrube, abzuleiten, nicht umgekehrt; letzteres Wort kommt zuerst bei Herodot vor und stammt, wie κασσιτερος, wohl aus dem Keltenland (vergl. die Endung in caballus, Coriallum u. ä.). Als Stammwort ist kymr. emed (Medobriga, „Erzberg", Stadt in der Nähe von Bergwerken), sl. medi, germ. smida (das Germanische setzt alten Stämmen oft ein s vor, wie Schnur = nurus, Schnee = nix), Erz, Metall, neupersisch mis, Kupfer, lesgh. misid, Gold anzusehen. Damit ist dann zugleich auch Messing, das nichts mit dem Volk der Mossynöken zu tun hat, erklärt. Die Hahn'sche Ableitung des Wortes Silber von der pontischen Stadt Ἀλυβη, „das beste, was darüber

gesagt ist“, nach **Schrader**, ist m. E. mehr „Vermutung“ als „geistvoll“. Viel näher liegt die keltisch-germanische, in Fluß- und Eigennamen vorkommende Wurzel sil. Ferrum ist nicht zu ags. braes, sondern zu dem sumerischen barza (auch die übrigen Metallnamen dieses Volkes, urudu, zabar, ana[g], enthalten indogermanische Wörter), got. bairhts zu stellen; *σιδηρος*, „das bis jetzt aus indogermanischen Mitteln nicht hat gedeutet werden können“, gehört zu lat. sidus, ahd. sida, mit der gemeinsamen Grundbedeutung „Glanz“; das germanische isarn, aus den zwei Stämmen is, wie in Eis, und arn, „kein fremdes Suffix“, sondern in zahllosen Namen vorkommend, zusammengesetzt, ist „sicher“ nicht aus dem Keltischen (iarn ist wie nordgerm. jern nur einstämmig) „übernommen“, *κασσιτερος*, dessen Zusammenhang mit den Kassiteriden angeblich „noch nicht festgestellt ist“, gehört nach dem Verfasser vielleicht „den nicht indogermanischen Sprachen Britanniens“ an; es ist, wie ich gezeigt habe, genau so gebildet wie die gallischen Namen Cassignatus und Brogitarus. Mit Leichtigkeit ließe sich diese Blütenlese vervielfältigen, doch möchte ich die Leser nicht ermüden. Nur eines, das stärkste Stück, kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Wer es angesichts der beiden anderen Schicksalsschwestern Werdandi und Skuld fertig bringt, Wurd vom — Spinnwirtel! abzuleiten, darf sich nicht wundern, wenn man seinen Sprachverstand nicht allzu hoch anschlägt.

Noch einiges über die Art der Beweisführung muß beigefügt werden. „Allein schon an dem Panzer dieses Tierchens (der Schildkröte, gr. *χελυς*, sl. zelvi, ich stelle das Wort zu Qualle) würde also die Lehre **Penkas** von dem südskandinavischen Ursprung der Indogermanen scheitern.“ Es fällt den Vertretern dieser Lehre wahrhaftig leicht genug, sich „mit dieser Gleichung auseinanderzusetzen“; als die indogermanischen Völker nach Südosteuropa vordrangen, übertrugen sie eine ältere Bezeichnung auf das ihnen früher unbekannte Tier. Den die nordische Abstammung verteidigenden Forschern wird ferner der folgende „circulus vitiosus“ vorgeworfen: „Die Indogermanen sind von Nordeuropa ausgegangen. Warum? Weil sie dolichocephal, groß und blond waren. Warum waren sie das? Weil sie von Nordeuropa ausgezogen sind.“ Um so zu folgern, müßte man freilich aller Logik bar sein. In Wahrheit hat die naturwissenschaftliche Rassenforschung das Verbreitungszentrum des in allen indogermanischen Völkern mehr oder weniger stark vertretenen Homo europaeus in Schweden festgestellt (daß dies Gebiet während der Eiszeit vergletschert war, hat mit der Frage gar nichts zu tun, denn die genannte Rasse ist ja jünger), wo auch der Boden in reicher Fülle die Spuren einer ununterbrochenen, vom Stein über Kupfer und Erz zum Eisen aufsteigenden Kulturentwicklung enthält. Die Geschichte lehrt, daß die letzten Völkerwanderungen von dort ausgegangen sind, und die Sprachwissenschaft ist nicht imstande, einen sprachlichen Gegengrund anzuführen.

Meine, der grundlegenden Wichtigkeit der Frage entsprechend, etwas länger als gewöhnlich ausgefallene Besprechung läßt sich in das Endurteil zusammenfassen: das vorliegende Werk ist, wie des gleichen Verfassers „Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde“, als Stoffsammlung sehr wertvoll und zum Nachschlagen nützlich; in Einzelheiten jedoch vielfach rückständig und einseitig, gibt es, weil noch viel zu sehr vom „Trugbild des Ostens“ beherrscht, von der langsam, aber stetig steigenden Kultur der Indogermanen in unserem Weltteil nur ein unvollständiges, verzerrtes Bild. Die Frage nach der Urheimat ist nicht gelöst, die Stammbaumprobe nicht erbracht.

Ludwig Wilser.

H. Hirt, Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur. Straßburg 1905. K. J. Trübner.

Meinem eigenen Urteil über dieses Werk will ich voranschicken, was ein Fachgenosse des Verfassers (Deutsche Lit. Ztg. XXVII, 7) darüber schreibt: es muß „als Ganzes abgelehnt werden, da es sich bei näherer Prüfung als eine durchaus unmethodische, oberflächliche und unselbständige Arbeit erweist“. Diese etwas scharfen Worte über das „mißlungene Buch“ erklären sich zwar menschlich daraus, daß **Hirt** über **Schraders** „Reallexikon“ früher „sehr vom hohen Pferd und recht geringschätzig“ geurteilt hat, sind aber doch auch wissenschaftlich nicht ohne Berechtigung. Freilich hat **Schrader** selbst, wie ich in der Besprechung seiner „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ gezeigt habe, am wenigsten Grund, sich aufs hohe Roß zu setzen und nach Anderen mit Steinen zu werfen. Gegen ihn hauptsächlich ist das vorliegende Buch gerichtet: „die sog. indogermanische Altertumskunde“, lesen wir in der Vorrede, „wurde seit Jahren fast allein von **O. Schrader** betrieben, und es ist daher die Gefahr vorhanden, daß dessen Ansichten von Ferner-

stehenden für die von der Sprachwissenschaft allgemein anerkannten angesehen werden. Da ich die Richtigkeit gerade der wichtigsten Aufstellungen Schraders bezweifeln mußte, so war es schon deshalb angebracht, in einer Gesamtdarstellung eine andere Auffassung zur Geltung zu bringen".

Sehen wir zu, ob Hirts eigene Arbeit solche absprechende Bemerkungen rechtfertigt und wie er selbst die gleiche Aufgabe bewältigt. Schon in der Einleitung stößt man auf eine grundverkehrte Begriffsbestimmung von Volk: „heute im wesentlichen staatsrechtlicher Bedeutung". Das ist eine Verwechselung mit Reich oder Staat; für die Zugehörigkeit zu einem Volk ist die Sprache allein ausschlaggebend. Nach Hirts Auffassung müßte man die Polen in unseren Ostmarken für Deutsche halten. Das Rumänische ist nicht „auf Grundlage des alten Thrakischen erwachsen", sondern die auffallende Tatsache, daß an der unteren Donau mitten unter slavischen und ungarischen Mundarten sich eine romanische Sprache gebildet und erhalten hat, erklärt sich aus der Anwesenheit einer zahlreichen keltischen Bevölkerung, die, wie in Gallien, wegen der nahen sprachlichen Verwandtschaft sich leicht romanisieren ließ und sich noch heute „Walachen" nennt. Daß die Anthropologie sich heute bei der Behandlung der indogermanischen Frage „mit einer bescheidenen Stellung begnügen" müsse, ist eine sachlich ganz unbegründete Behauptung; erst durch ihre Beteiligung ist die von den Sprachgelehrten gründlich verfahrene Karre in die richtige Bahn gelenkt worden, und wenn der Verfasser selbst in der Urheimatfrage bis zur Ostsee vorgeschritten ist, so haben ihm naturwissenschaftlich-anthropologisch geschulte Forscher den Weg gewiesen. Die von Deniker für unsern Weltteil aufgestellten sechs Haupt- und vier Unterrassen hält jeder einsichtige Fachmann für Mischungsergebnisse der drei wirklichen Grundrassen: Homo europaeus, H. alpinus und H. mediterraneus.

Von einem „ligurischen Sprachstamm" zu sprechen ist nicht erlaubt, da wir die Sprache der Ligurer gar nicht kennen. Was man dafür gehalten hat, ist teils unzweifelhaft keltisch, wie Cebenna und Genava, teils rhätisch, wie Rhodanus und die Inschriften von Lugano (das pala, Grabstein, derselben ist, wie ich nachgewiesen habe, verwandt mit griechisch-makedonischem *φαλαι*, *πελλα* und unserem Fels, frz. falaise). Man kann nur vermuten, daß das Volk vor seiner Durchsetzung mit keltischen Bestandteilen einen Teil der Iberer gebildet und deren Sprache gesprochen hat. „Erst seitdem", lesen wir an anderer Stelle, „die neuere Sprachwissenschaft das Prinzip von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze auf ihre Fahnen geschrieben hat, und seitdem damit die wichtigsten Entdeckungen erzielt worden sind, können wir die Sprache für die Lehnwörterfrage mit hinreichender Sicherheit verwerten." Gerade damit haben sich die Sprachforscher selbst die Hände gebunden und die Augen verhüllt; denn, wie das geschichtliche Beispiel des Englischen zeigt, hat bei der Neubildung von Sprachen oft der blinde Zufall gewaltet, so daß von irgendwelcher Gesetzmäßigkeit nicht die Rede sein kann. Der Verfasser hält demnach auch Wörter für entlehnt, die es gar nicht sind, wie „Reich" und „Amt" (rix bildet schon einen Bestandteil der ältesten germanischen Namen, und das gotische andbahts zeigt die Zusammensetzung und den ursprünglichen Lautstand viel deutlicher als das keltische ambacti). Fladen entspricht dem gr. *πλαϑανος*, nicht *πολτος*, und aes cuprum gibt es gar nicht, sondern nur aes cyprium in der beschränkten Bedeutung: „aus Cypern stammendes Kupfer".

Sätze wie „diese Art des Geschenkhandels (durch Gastfreunde) dürfte m. E. zweifellos ausreichen, um den Austausch der Güter im alten Europa zu erklären" oder „hatte man ein Nest junger Schafe oder Ziegen ausgenommen", werfen auf die Welt- und Naturkenntnis des Verfassers ein eigentümliches Licht. Die Ansicht, „daß die Formen der jüngeren Steinzeit zum guten Teil ihr Vorbild in den Metallformen haben", ist ganz verkehrt, denn sie waren schon vor dem Auftreten des Kupfers, das zunächst nur zu kleinen Schmucksachen verarbeitet wurde, vollständig ausgebildet. „Die Erfindung, Zinn und Kupfer in dem richtigen Verhältnis zu mischen", heißt es weiter, „kann natürlich nur an einem Orte gelungen sein, wo beide Metalle leicht zu erlangen waren. Das wird in Asien, nicht in Europa der Fall gewesen sein." Auch hier altes Vorurteil ohne genügende Kenntnis der Tatsachen: ein Land wie Britannien, wo Zinn und Kupfer in gleich unerschöpflichen Mengen nebeneinander vorkommen, gibt es in der ganzen Welt nicht mehr, und von dort haben ja auch nach den ältesten Nachrichten die Mittelmeervölker das keltisch (*κασσιτερος*) benannte weiße Metall bezogen; an dem roten ist die benachbarte skandinavische Halbinsel eben so reich.

Gerne wird man folgender Bemerkung zustimmen: „Gegenüber den Anschauungen, die bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts geherrscht haben, hat sich

das Bild völlig verschoben, und an der Verschiedenheit der Anschauungen merken wir, daß wir fortgeschritten sind." Diesen Fortschritt verdanken wir aber nicht der Sprachwissenschaft; er ist vielmehr gegen deren hartnäckigen Widerstand in langem, mühe- und entsagungsvollem Kampfe von naturwissenschaftlich und archäologisch vorgebildeten Forschern errungen worden. Hirt sucht jetzt die Urheimat der Indogermanen in der niederdeutschen Ebene, „von der Weser oder Elbe bis an die Weichsel", und er würde sie „mit aller Entschiedenheit der der Germanen gleichsetzen", wenn nicht ein „einziger Grund", die verhältnismäßig frühe und starke Veränderung des Germanischen, ihn abhielte. Diese „Schwierigkeit" ist aber in Wirklichkeit gar nicht vorhanden, denn die neugermanischen Sprachen sind nicht etwa entartet, sondern fortgeschritten, und nach einem Naturgesetz, das für Lebewesen wie für Sprachen gilt, hat die Entwicklung da, wo sie begonnen, auch die höchste Stufe erreicht. „Ueber die ursprüngliche Heimat der Germanen", meint der Verfasser, „ist Einhelligkeit erzielt"; er betrachtet als solche „Norddeutschland von der Weser vielleicht bis zur Oder, Schleswig-Holstein, die dänischen Inseln, Südschweden". Dieser Ansicht kann ich nicht beipflichten, da die geschichtliche Ueberlieferung — für die Goten gibt es ja auch Hirt zu — die Auswanderung sämtlicher Germanenstämme aus der skandischen Halbinsel lehrt. Hier finden sie sich nach des Verfassers eigenen Worten „in einer Ungemischtheit, die uns billig in Erstaunen setzt, die meines Erachtens aber auch jede späte Einwanderung ausschließt. Der blonde Typus des europäischen Menschen hat hier im Norden sein ursprüngliches Verbreitungsgebiet". Ganz gewiß, aber wenn dies so ist, kann die Urheimat der Indogermanen, die beim Eintritt in die Geschichte ebenso reinblütig wie die Nordgermanen waren, nicht auf dem Südufer der Ostsee liegen.

Da Hirt in mancher Hinsicht noch viel zu sehr in alten Vorurteilen befangen ist, kann er auch die Kultur der Indogermanen nicht vollständig würdigen und durchaus zutreffend schildern. Die meinerseits von Jedem, der die Urheimat gefunden zu haben vorgibt, geforderte Stammbaumprobe ist für die norddeutsche Tiefebene ebenso unmöglich wie für die Steppen am Schwarzen Meer.

Ludwig Wilser.

W. Hentschel, Ozeanien, die Heimat des Neolithikers. Abh. der naturwiss. Gesellsch. Isis in Dresden 1907. Heft 1.

Der Verfasser, dessen „Varuna" ich in diesen Blättern (II, 5) beurteilt habe, gibt in diesem Auszug eines Vortrags zu, daß die Indogermanen von den „steinzeitlichen Bewohnern der Ostseeküste" abstammen, äußert aber über die Herkunft der letzteren Ansichten, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen. In der Südsee habe sich während des Diluviums (bekanntlich ist der Homo primigenius nur im nördlichen Europa gefunden) aus einer „Kreuzung der schwarzen und gelben Rasse jener entwicklungsfähige ozeanische Typus von großer Variationsbreite gebildet, dem das Angebinde der Seeherrschaft in die Wiege gelegt war". Das ist naturwissenschaftlich ganz unmöglich, denn H. niger und H. brachycephalus sind entwicklungsgeschichtlich jünger als H. primigenius, und H. europaeus, die höchstentwickelte Rasse, wurzelt in unserem eigenen Weltteil. Auch sind die Menschen der Kjökkenmöddinger, auf sehr niedriger Kulturstufe stehend, sicher noch keine großen Seefahrer gewesen, wenn sie auch in der Nähe des Ufers Seetiere zu fangen verstanden. Wir haben uns die Kjökkenmöddinger natürlich nicht „von Pfahlbauten überragt zu denken"; soweit war der Mensch damals noch lange nicht vorgeschritten. Die Entstehungsgeschichte des griechischen Tempels hat mit dieser Frage nicht das mindeste zu tun. Der ganze Gedankengang des Hentschelschen Vortrags ist verfehlt und sachlich unbegründet.

Ludwig Wilser.

Magdalene Thumm-Kintzel. Wie erkennt man eines Menschen Wert aus seiner Handschrift? Verlag von Paul List, Leipzig. 0,50 M.

Ein lesenswertes Schriftchen, das an frühere Veröffentlichungen der Verfasserin anknüpft. Die Methodik ihrer Charakterdiagnose leuchtet ein: sie scheidet ethische und unethische (im wesentlichen abduktive und adduktive) Schriftzüge und forscht nach der Resultante beider. Was sie über die „musikalische Kurve" sagt, bedarf m. E. noch der Nachprüfung. Von Interesse ist, daß — nach Meinung der Verfasserin — „Knickungen an Rechtszügen auf Störungen im Ernährungsprozeß, Knickungen an Linkszügen auf Störungen im Atmungsprozeß zu deuten scheinen."

Dr. Lomer.

Fr. Friedrich, Studien über Gobineau, Kritik seiner Bedeutung für die Wissenschaft. Leipzig 1906, E. Avenarius.

Ob nach allem, was über den französischen Diplomaten, Geschichtsphilosophen und Dichter schon geschrieben worden ist, insbesondere nach den Werken von Schemann und Kretzer in Deutschland, Seillière und Dreyfus in Frankreich, für das vorliegende Buch noch ein Bedürfnis vorhanden war, darf bezweifelt werden, um so mehr als der Verfasser sich selbst gerade in Rassefragen als völligen Laien bekennt (er scheint Anthropologie und Kraniologie zu verwechseln und schreibt Camper, den holländischen Anatomen, Kampers), auch in der Sprachwissenschaft und Altertumskunde ein Fremdling ist und nur auf einigen rein geschichtlichen Gebieten ein einigermaßen selbständiges Urteil sich getraut. Immerhin muß man anerkennen, daß er den richtigen Mittelweg eingeschlagen und von urteilsloser Verhimmelung sich eben so weit fern gehalten hat, wie von unbedingter Verdammung. Wer darum, ohne auf die Quellen zurückzugehen, sich rasch ein allgemeines Bild von Gobineaus schriftstellerischer Tätigkeit machen will, kann das sich gut lesende Buch mit Vorteil benützen. Als Geschichte der indogermanischen Frage, insbesondere in dem Abschnitt über „Vorgänger, Kritiker und Nachfolger" ist es dagegen durchaus ungenügend. Zu „einer Klärung der Meinungen über die wissenschaftliche Bedeutung" des französischen Rassentheoretikers kann das Buch wohl etwas beitragen, eine entschiedene Stimme wird man eben dem Verfasser nicht zugestehen dürfen; dazu ist er doch zu wenig Fachmann. Ludwig Wilser.

L. Schemann, Die Gobineau-Sammlung der K. Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg. Mit drei Tafeln in Lichtdruck. Straßburg 1907, K. J. Trübner.

Dem begeisterten Verehrer und Jünger Gobineaus ist es gelungen, hauptsächlich durch Vermittelung der Gräfin La Tour zu retten und zu sammeln, was von dem Nachlaß des vielseitigen französischen Schriftstellers und Künstlers noch vorhanden war: Zimmerausstattung, Handschuhe, Briefe, Bilder, Kunstwerke. Infolge eines mit der Straßburger Bibliotheksverwaltung abgeschlossenen Vertrages ist das Ganze nun dort, wie die Abbildungen zeigen, zweckmäßig und würdig aufgestellt, so daß es für Gobineau-Verehrer eine geweihte Stätte und einen Wallfahrtsort bildet. Nach der Abbildung der Amadis-Büste zu schließen, ist der Diplomat und Philosoph auch ein hochbegabter Bildhauer gewesen. Die dem Schriftchen beigefügten Bestimmungen der im Jahre 1894 begründeten nun schon 300 Mitglieder zählenden Gobineau-Vereinigung werden vielen Lesern willkommen sein.

Ludwig Wilser.

Schmidt, Dr. A., Niccolò Machiavelli und die Allgemeine Staatslehre der Gegenwart. (Freiburger Abhandlungen aus dem Gebiete des öffentlichen Rechts, Heft XI.) Karlsruhe 1907, G. Braun. Preis 2,40 M.

In der zahlreichen Machiavelli-Literatur nimmt diese Arbeit insofern eine besondere Stellung ein, als sie sich das Ziel setzt, „die für die Allgemeine Staatslehre noch heute brauchbaren und fruchtbringenden Betrachtungen Machiavellis aus der Gesamtfülle der in seinen Schriften niedergelegten Gedanken herauszuheben und zusammenzustellen". Ein derartiges Verfahren, ein historisch gegebenes Gedankenmaterial an dem Jahrhunderte später entwickelten Begriffssystem einer modernen Wissenschaft zu messen, ist natürlich nur unbedenklich, wenn es mit methodologischer Besonnenheit geschieht — welche man dem Verfasser zuerkennen muß —; es erweist sich als fruchtbar, weil die allgemeine Staatslehre eine systematische Wissenschaft ist, deren Entwicklung im Sinne der fortschreitenden Begriffsdifferenzierung erfolgt. So wirft der heutige Stand der Wissenschaft kritisches Licht auf Machiavellis Definitionen, Normierungen und Motivierungen, und auf diese Weise erwachsen dem Verfasser seine schönsten Ergebnisse. Beispielsweise lesen wir: „Machiavelli ist für die Bedeutung der Nationalcharaktere im Staatsleben nicht ohne Verständnis geblieben. Trotzdem muß man einräumen, daß jedes tiefere Erfassen dieses schwierigen Problems bei ihm vergeblich gesucht wird. Seine Ansicht über die menschliche Natur ist im wesentlichen doch die der späteren Aufklärung; die Menschen sind ihm grundsätzlich zu allen Zeiten und in allen Ländern gleich veranlagt, er kennt keinerlei natürliche Rassenunterschiede und glaubt durch ‚Erziehung', namentlich durch Gesetz, alles erreichen zu können. Immerhin ist er den Anhängern der radikalen Gleichheitslehre dadurch überlegen, daß er die Tatsache der nationalen Unterschiede sofort als einen wesentlichen Faktor erkennt." Natürlich trägt eine derartige nachträgliche Systematisierung stets das relativ Willkürliche einer Rekonstruktion an sich. Denn mag auch die einzelne vorliegende Aeußerung durch

ihren logischen Inhalt die und die Stellung im System erheischen, so ist damit noch nicht gesagt, daß Machiavelli, wenn er sich allgemeinwissenschaftlich und systematisch geäußert hätte, diesen und jenen Satz mit der Bedeutung ausgesprochen hätte, die ihm nun, zum System angefädelt, zuzukommen scheint. Darum wird sich die Kritik über manche Teile verschieden äußern, namentlich über die Abschnitte betreffend die Bedeutung der sittlichen Kräfte für den Staat, die Staatsformen usw., aber den originalen Wert des vorliegenden Versuches, der in vielen Punkten der herrschenden Ansicht zuwider läuft, wird man auf jeden Fall anerkennen müssen.

Dr. Drasto.

Dr. Johannes Bresler, Religionshygiene. Verlag C. Marhold, Halle a. S. Zeitschrift für Religionspsychologie. Grenzfragen der Theologie und Medizin. Herausgegeben von Oberarzt Dr. Joh. Bresler und Pastor Gust. Vorbrodt. Bd. I. H. 1 (derselbe Verlag).

Beide Schriften, die Broschüre und das Eröffnungsheft der neuen Zeitschrift, dienen ähnlichen Zwecken. Ausgehend von der Erkenntnis, daß die ärztliche Wissenschaft heutzutage ihre Jünger nicht mehr nur an die Krankenbetten sendet, um zu heilen und zu lindern, sondern vielmehr für die ganze Menschheit in allen Dingen des Körpers und der Seele eine Beraterin geworden ist, untersucht Br. ihr Verhältnis zur Religion, wie es sich heute darstellt. „Nur in der Religion", so sagt er richtig, „hat die medizinische Wissenschaft bisher keinen Eingang gefunden. Nie haben die Vertreter der praktischen und theoretischen Religion die Aerzteschaft gefragt: Was meint Ihr? Ist das, was wir lehren, den Menschen zuträglich? Ist die Form, in der es gelehrt wird, zuträglich? Unter welchen Bedingungen muß sich Form und Inhalt der Religion ändern, damit sie ihrem Zwecke recht dient?" Zwei Hauptziele sind es, in deren Durchführung Verfasser die Anbahnung eines vernünftigeren Zustandes sähe. 1. Die Anerkennung der Naturwissenschaft durch die Religionswissenschaft. 2. Die Beseitigung der Religionspfuscherei. Das sind zweifellos sehr gesunde und daher erstrebenswerte Prinzipien. Ob jedoch wirklich der erste Punkt, wie Verfasser meint, „heute keiner großen Schwierigkeit mehr begegnen" wird, erscheint mir zum mindesten fraglich. Die Beseitigung der Religionspfuscherei — es sind die Prozeduren der Teufelaustreibung, des Gesundbetens u. dergl. mehr gemeint — dürfte wesentlich leichter zu erreichen sein.

Im Sinne dieser Ausführungen, doch in weiter gefaßtem Rahmen, will die oben genannte Zeitschrift wirksam sein. Ihr Arbeitsplan umfaßt: 1. Die Religionspsychologie, nämlich Tatsachen der Individual- und Sozialpsychologie, Entwicklung und Verhalten des religiösen Lebens bei beiden Geschlechtern, in verschiedenen Lebensaltern, einzelnen Schichten der Bevölkerung, unter dem Einfluß von körperlichen Krankheiten, Klima, Trunk, Not, Haft u. s. f.

2. Die Anomalien des religiösen Lebens, sowohl die hypernormalen Steigerungen und Schwankungen, als auch das hyponormale Fehlen, Darniederliegen, seine Aeußerungen bei Geistesstörungen.

3. Die Pflege und Lehrbarkeit der Religion, Ermittlung der Gesetze einer gesunden Religionspflege.

Wie man sieht, ein großes und bedeutungsvolles Arbeitsfeld, das eifriger Bebauung wert erscheint. Ob diese Bebauung, im Zusammengehen von Medizinern und Theologen, in der Tat zu praktischen Ergebnissen führen wird, bleibt abzuwarten. Hoffen wir es!

Dr. Gg. Lomer.

Hume, Untersuchung über den menschlichen Verstand. Uebersetzt von Raoul Richter. (Band 85 der Philosophischen Bibliothek.) Leipzig 1907, Dürr. 2,40 M.

Mit dem Scharfsinn des Philosophen hat sich die Akribie des Philologen vereinigt, und so ist eine Uebersetzung entstanden, deren Wert am besten ermessen wird, wer sich mit der alten Kirchmannschen, die tieferem Eindringen niemals stand hielt, abgequält hat. Es ist zu wünschen, daß alle Bibliotheken die neue Uebersetzung anschaffen, auch wenn sie schon die älteren besitzen, da es in Zukunft in wissenschaftlichen Arbeiten nicht mehr angängig sein wird, nach einer anderen Uebersetzung zu zitieren.

Dr. Drasto.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VI. 11. — 1908.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Klemm und Gobineau.

Dr. Ludwig Woltmann †[1]).

I.

Es ist eine allgemein verbreitete Auffassung, daß Gobineau der Begründer der „Rassetheorie“ gewesen sei, d. h. jenes wissenschaftlichen Erkenntnisprinzipes, in der verschiedenen Begabung und Eigenart der Menschenrassen den wesentlichen oder entscheidenden Faktor in der Kulturentwicklung des Menschengeschlechtes zu sehen. Zwar ist schon vor Gobineau eine wissenschaftliche Tendenz zur Rassentheorie nachzuweisen, und Gobineau selbst macht solche Vorgänger namhaft[2]), aber merkwürdig ist sein Verhältnis zu jenem deutschen Gelehrten, der als sein bedeutendster Vorgänger, ja als der eigentliche Begründer der Rassetheorie betrachtet werden muß, zu Gustav Klemm. Daß Gobineau von Carus stark angeregt und beeinflußt worden ist, wird durch zahlreiche Hinweise auf dessen Schrift „Ueber die ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwicklung“ bezeugt, die im Jahre 1849 erschienen ist. Was seine Beziehungen zu Klemm betrifft, so finde ich darüber nur die Anmerkung auf S. 113, I. Bd. (in der deutschen Ausgabe von Schemann), wo es heißt: „Klemm (Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, 10 Bde., 1843—1852) denkt sich eine Unterscheidung der Menschheit nach aktiven und passiven Rassen. Ich habe dies Buch nicht in der Hand gehabt und kann nicht wissen, ob der Gedanke seines Verfassers mit dem meinigen sich in Uebereinstimmung befindet. Es wäre natürlich, wenn wir beim Durchstreifen der gleichen Pfade auf die gleiche Wahrheit verfallen wären.“ — Immerhin ist es auffallend, daß Gobineau, der mit der historischen und philologischen Spezialliteratur der Deutschen so gründlich vertraut ist, dieses Buch nicht zur Hand genommen hat, von dessen Inhalt er auf irgendeine Weise Kenntnis erhalten hatte.

---

[1]) Zum Gedächtnis von Ludwig Woltmanns Todestag (30. Januar 1906) veröffentlichen wir hiermit den letzten seiner nachgelassenen Aufsätze. — Red.

[2]) In meiner Aufsatz-Serie: „Die anthropologische Geschichts- und Gesellschaftstheorie“ habe ich die wichtigsten Ideen der Vorgänger dargestellt. (Pol.-anthr. Revue, II. Jahrg., Heft 1 und folgende.)

Seit Herders „Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit“ ist das zehnbändige Werk von Klemm dasjenige, das einen prinzipiellen Fortschritt in der Geschichtswissenschaft bedeutet. Der Verfasser war sich der Neuheit seines Standpunktes wohl bewußt, wie aus der Vorrede hervorgeht: „Die Entwicklung der Grundansicht des Werkes bietet die erste Abteilung der Einleitung des Breiteren dar. Der geneigte Leser wird daraus ersehen, daß ich von dem gewöhnlichen Wege abgewichen bin, um zu dem Ziele zu gelangen; daß dabei freilich auch manche noch ungebahnte Strecke durchdrungen werden mußte, lag in der Natur der Sache. Ich aber wünsche, daß der neu eröffnete Weg auch von anderen nach mir betreten, dadurch aber erhalten und erweitert werden möge. Dann werden ja auch noch manche zur Seite liegende Gebiete genauer untersucht und dem bereits Erforschten wird Bestätigung und Berichtigung zuteil werden.“ — Freilich ist des Autors Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen. Der „neu eröffnete Weg“ ist in den folgenden Jahrzehnten wieder verschüttet worden, und dem Werk seines Nachfolgers und Mitstrebenden ist es nicht besser ergangen. Dies ist um so mehr zu verwundern, als die Klemmsche Theorie ganz ohne politische Tendenz ist, die bei Gobineau sich deutlich bemerkbar macht. Nun, da Klemms Buch wieder ans Licht gezogen ist und die Rassetheorie immer mehr wissenschaftliche Bedeutung erlangt, dürfte es nützlich und zeitgemäß sein, seine Ideen in einer übersichtlichen Darstellung vorzuführen und fernerhin aufzuzeigen, in welchen Punkten Gobineau von ihm abweicht und über ihn hinausgeht.

Die „Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit“ ist durchaus auf naturwissenschaftlicher Basis aufgebaut. Ausgehend von der kosmischen Beschaffenheit der Erde, schildert sie die „Produkte der Erde“, Mineralien, Pflanzen und Tiere, und schließlich ihr höchstes Produkt, den Menschen sowohl nach seinen physischen wie geistigen Eigenschaften. Nicht nur wird der Mensch mitten in die Natur hineingestellt, sondern auch der Affe als Vorläufer des Menschen bezeichnet, etwa wie das Megatherion als der Vorläufer der jetzigen Tierwelt zu betrachten ist. Die körperliche Organisation befähigt den Menschen zu Sprache und Vernunft, sowie zum Gebrauch der Hände. Als wichtiges Mittel der Kulturentwicklung ist Erfahrung und Mitteilung durch die Sprache anzusehen. „Die menschliche Sprache setzt uns in den Stand, die Begebenheiten und Vorfälle der Vergangenheit, mit einem Wort, unsere Erfahrungen darzustellen; sie überhebt uns der Mühe, der Anwendung von Kraft und Zeit, sie zu wiederholen und selbst zu machen. Die durch die Sprache gebotene Schnelligkeit der Mitteilung macht auch zu schneller Auffassung geschickt, und so wird der rasche Fortschritt der Menschen, der Familien, der Völker zu höherer Bildung möglich.“ Nebst der Sprache ist es das Feuer, überhaupt der materielle Besitz, der den Fortschritt der Menschen bedingt.

In welchen Ursachen liegt es aber begründet, daß die verschiedenen Abteilungen des Menschengeschlechts so viele Unterschiede in der körperlichen und geistigen Bildung zeigen? Nur die Annahme verschiedener Menschenrassen kann diese Erscheinung erklären. Hier ist der Punkt, wo Klemms Rassetheorie einsetzt, die er auf S. 195—205

des ersten Bandes mit wahrhaft genialem Blick in großen Zügen entwirft, und die wegen ihrer großen Bedeutung und der Seltenheit seines Werkes im folgenden Abschnitt wörtlich wiedergegehen werden soll.

II.

„Sobald die Nationen ihre alten Grenzen zu überschreiten begannen und die Bewohner der entfernteren Himmelsstriche zusammenkamen, bemerkte man auch, daß es unter den verschiedenen Nationen gar mancherlei Unterschiede gebe; nicht allein der Unterschied der Sprache, der geistigen Anlagen und Neigungen, auch die körperliche Verschiedenheit wurde bemerkt, vor allem die Hautfarbe, Gesichtsbildung, Beschaffenheit des Haares, der Augen usw.

Eine gründliche Untersuchung über die verschiedenen Arten des Menschengeschlechtes und eine Einteilung der ganzen Menschheit in Rassen fand erst im vorigen Jahrhundert statt, und es ist dabei vor allen Blumenbachs und seiner rastlosen Studien dankbar hier zu gedenken. Blumenbach stellte fünf Rassen auf: die kaukasische Rasse — weiße Haut; die mongolische Rasse — gelbe Haut; die äthiopische Rasse — schwarze Haut; die malaiische Rasse — olivenfarbene Haut.

Man beobachtete also bei Feststellung der Menschenrassen vorzugsweise die Hautfarbe, wobei denn gestritten wurde, ob diese angeboren, oder ob sie eine Frucht des Klima sei; man untersuchte, ob das Menschengeschlecht von einem Paare oder von mehreren entsprossen und ob mithin die hebräischen Traditionen mit der Naturgeschichte übereinstimmen.

Man ging dann weiter und verglich die übrigen Eigenheiten des Körpers und des Geistes, namentlich aber hielt man sich an die Schädelformen. So hat der verdienstvolle Prichard[1]) sieben Rassen aufgestellt: die Europäer oder iranische Völker (Blumenbachs Kaukasier), die Mongolen oder Chinesen (turanische Völker), die eingeborenen Amerikaner, die Hottentotten und Bosjesman, die Neger, die Papuas und die Alfouru oder australischen Rassen.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Einteilung ihr Treffliches hat und daß auch sie wie die Einteilung der Menschen in Tag- und Nacht-, Morgen- und Abend-Völker auf sorgfältiger Beobachtung begründet ist. Allein sie teilt auf der einen Seite zu viel, auf der andern immer noch zu wenig. Man nahm fast ausschließlich und mehr die körperlichen Eigenschaften, denn die geistigen als Teilungsgrund an, man betrachtete ferner mehr das Individuum als die Nationen. Man muß aber, wenn von einer Nation oder einer Rasse die Rede ist, diese als ein Individuum, als ein großes, gegliedertes Ganzes auffassen, dessen eigentümliches Gepräge sich nicht bloß aus seiner körperlichen Erscheinung, wie am einzelnen, sondern namentlich in seiner Sitte, seinem Glauben, seiner Sprache und seiner Geschichte deutlich herausstellt. Wollen wir zu einem klaren Resultat gelangen, so haben wir alle diese Manifestationen der Nationalitäten zu betrachten und Körperbeschaffenheit, geistige Anlagen, sowie alles, was die Vorsehung einem Volke

[1]) James Cowles Prichard Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Herausgegeben von D. Rud. Wagner. Leipzig 1840. 2 Bde. 8°.

darreichte, verglichen mit dem, was dasselbe damit ausrichtete, in Anschlag zu bringen.

Ich bin auf meinem Wege, die Sitten und Gebräuche, Denkmale und Kunstwerke, Einrichtungen, Sagen, Glauben und Geschichte, der verschiedenartigsten Nationen betrachtend, zu der Ansicht gelangt, daß die ganze große Menschheit ein Wesen sei wie der Mensch selbst, geschieden in zwei zusammengehörige Hälften, eine aktive und eine passive, eine männliche und eine weibliche.

Die erste oder aktive Hälfte der Menschheit ist bei weitem die weniger zahlreiche Art. Ihr Körperbau ist schlank, meist groß und kräftig, mit einem runden Schädel mit vorwärts dringendem, vorherrschenden Vorderhaupt, hervortretender Nase, großen runden Augen, feinem oft gelocktem Haar, kräftigem Bart und zarter, weißer, rötlich durchschimmernder Haut. Das Gesicht zeigt feste Formen, oft einen stark ausgedrückten Stirnrand, wie an Shakespeare und Napoleon, die Nase ist oft adlerschnabelartig gebogen, das Kinn stets stark ausgedrückt, oft auch vortretend. Die Jünglinge dieser Menschenrasse zeigen, wo sie rein und unvermischt auftritt, Wesen und Tracht des Apoll vom Belvedere, die Männer die des farnesischen Herkules.

In geistiger Hinsicht finden wir vorherrschend den Willen, das Streben nach Herrschaft, Selbständigkeit, Freiheit; das Element der Tätigkeit, Rastlosigkeit, das Streben in die Weite und Ferne, den Fortschritt in jeder Weise, dann aber den Trieb zum Forschen und Prüfen, Trotz und Zweifel.

Dies spricht sich deutlich in der Geschichte der Nationen aus, welche die aktive Menschheit bilden, der Perser, der Araber, der Griechen, Römer, der Germanen. Diese Völker wandern ein oder aus, stürzen alte wohlbegründete Reiche, gründen neue, sind kühne Seefahrer, bei ihnen ist Freiheit der Verfassung, deren Element der stete Fortschritt ist; Theokratie und Tyrannei gedeihen nicht, obschon diese Nationen für alles Erhabene Sinn zeigen und ihre Kraft dafür dransetzen. Wissen, Forschen und Denken tritt an die Stelle blinden Glaubens; hier gedeihen Wissenschaft und Kunst und diese Nationen haben darin das Höchste geleistet. Der Geist dieser Nationen ist in steter Bewegung, auf- und absteigend, aber immer vorwärts strebend. Ihre Heimat ist die gemäßigte Zone, von welcher aus sie alle übrigen Zonen erobert und beherrscht haben. In Ostindien wie in Amerika, am Kap wie am Polarmeer und am Aequator haben sie ihre Kolonien — alle Punkte der Erde bis zu den äußersten Polen haben sie besucht, alle Klimate ertragen, aus allen Zonen sich Schätze in ihre Heimat gebracht.

Ganz anders ist die zweite, die passive Rasse, die wir die mongolische nennen könnten, wenn nicht unsere Vorgänger den Namen für die asiatische Mongolenrasse allein in Anspruch genommen, so daß ich für die Folge Mißverständnisse zu fürchten hätte. Die Schädelform der passiven Menschheit ist anders als die der aktiven, die Stirn liegt mehr zurück, vorzugsweise ausgebildet ist das Hinterhaupt, die Nase ist, wenn auch zuweilen lang, doch wenig erhaben, selten gebogen, meist aber rund und stumpf, die Augen sind länglich, oft geschlitzt und schief stehend, die Backenknochen stehen vor, das Kinn tritt zurück. Die Formen des Gesichts, wie die der ganzen Gestalt

sind weniger scharf ausgeprägt, die Gestalten sind weniger schlank und breit, als vielmehr rund, die Muskulatur ist weniger prononziert, die Glieder sind rund und lang, der Bart ist dünn, das Haar straff, so schlicht als kraus. Die Haut ist gefärbt, so daß das Rote weniger hervortritt, die Hautfarbe ist vom zartesten Gelb bis zum tiefsten Schwarz durch alle Nuancen des Roten und Braunen. So finden wir den Chinesen, Mongolen, Malaien, den Hottentotten, den Neger, den Finnen, den Eskimo und die Amerikaner. Als Ideale dieser Gestaltung mögen die ägyptischen und indischen Bildwerke gelten, welche letztere das Eigentümliche haben, daß sie die männlichen und weiblichen Formen zu einer einzigen, wie z. B. an den Buddhabildern, verschmelzen.

Man wird mir allerdings die durch Blumenbach, Prichard u. a. aufgestellte Klassifikation entgegen halten; ich bemerke aber, daß ich z. B. einen Unterschied zwischen dem Mongolen und dem Neger keineswegs leugne, ebensowenig als den des Malaien und Amerikaners, des Papua und des Eskimo. Alle diese gefärbten Rassen haben aber eine jede den wesentlichsten Unterschied vom Kaukasier oder meinem aktiven Menschen, und eine wesentliche Aehnlichkeit unter sich, nämlich die gefärbte Haut, die Schädelform, vor allem aber die Passivität des Geistes.

Die Geschichte aller dieser Nationen bietet dieselben Erscheinungen dar; wir finden passive Nationen über alle Teile der Erde verbreitet, ebenso wie wir die grüne Vegetation finden und es scheint, daß die passive Rasse noch vor der aktiven auf der Erde erschienen sei. Die aktiven dagegen finden wir in Afrika und Amerika z. B. nicht als eingeboren, sondern von der Sage als eingewandert bezeichnet. Auch Europa hat eine solche passive Urbevölkerung, deren Ueberreste sich noch hie und da unter dem Landvolke nachweisen lassen. In den nach Norden zurückgedrängten Finnen, in den Bretons, den Iren und vielleicht den Slawen dürften Reste der passiven Urvölker sich nachweisen lassen, welche von den aus Asien gekommenen griechischen und germanischen Heldenscharen unterjocht wurden. — Wir finden überall auf Erden das passive Urvolk in seinen Sitzen gern verharrend, ohne Streben in die Ferne, gewissermaßen ans Klima gebunden und daher auch dem Einflusse desselben mehr unterworfen, in großer Anzahl beisammen; es lebt harmlos und friedfertig unter dem Einflusse von Schamanen, beherrscht von den Oberhäuptern, die entweder dem Schoße des Volkes selbst als Aelteste, Reichste, Weiseste entsprossen oder als fremde Eroberer hereingekommen waren.

Die passiven Völker entwickeln sich allerdings schneller, als die aktiven, etwa wie auch die Mädchen bei weitem eher sich herausbilden als die Knaben. Die passiven Völker machen schon früh Beobachtungen und Erfindungen, längst vor den aktiven; allein sie waren mit dem ersten Resultate zufrieden; aus Furcht, dasselbe zu verlieren, oder aus Achtung gegen die ersten Erfinder gingen sie nicht weiter. Daher treffen wir bei den Aegyptern, den Chinesen, den Hindu Astronomie, Nautik, Chemie, Medizin, Schießpulver, Porzellan und Schriftdruck schon in uralter Zeit; aber alle diese Kenntnisse sind auf den untern Stufen geblieben. Ueberaus bemerkenswert ist namentlich die Erscheinung, daß wir bei den passiven Nationen schon früh eine

Art von Schrift finden. Die bereits erwähnten Felsinschriften von Neuholland, Brasilien, Sibirien, die Schriftknoten der Radackinsulaner, Urjapaner und Neger, die Hieroglyphen der Mexikaner und Aegypter, die Silbenschrift der Chinesen und Japaner, der Tibetaner und Mongolen sind schon auf früher Stufe der Kultur entstanden, allein eine Fortbildung zur Buchstabenschrift fand erst dann statt, als die aktiven Nationen, Perser, Araber, Griechen und Germanen die Schrift annahmen. Jene Hieroglyphen und Silbenschriften haben etwas Stabiles in sich, sie dienen nur dazu, das einmal erworbene geistige Eigentum fest zu machen; allein nur die Buchstabenschrift ist das Werkzeug, womit der Mensch rasch und sicher seine geistigen Operationen befördern kann. Daher finden wir auch bei den passiven Nationen eine geistige Trägheit, eine Scheu vor dem Forschen, Denken, vor dem geistigen Fortschritt. Die passiven Nationen haben Gesetze, aber kein natürliches Recht, sie haben eine Seelenkunde, aber keine Philosophie, sie haben Heilmittel und Kenntnis des menschlichen Körpers, dennoch aber keine Medizin, mit einem Worte, eine eigentliche lebendige Wissenschaft fehlt ihnen; der Schüler lernt fleißig, was der Lehrer ihm vorträgt, er behält und bewahrt die erlernte Weisheit gar sorgfältig, allein sie weiter zu bringen, d. h. sie genauer zu untersuchen, ihre Mängel zu verbessern, das wird er nicht wagen, aus Ehrfurcht vor dem Alten; er wird sie seinen Schülern genau so vortragen, wie sie ihm überliefert worden ist von seinem Lehrer. Er betrachtet sich als das Gefäß, nicht als den Quell der Weisheit.

Ebenso mangelt auch jenen passiven Nationen eine eigentliche freie Kunst. Die mexikanischen, die chinesischen, die ägyptischen Kunstwerke haben ebenfalls das Stabile, was alle Institutionen dieser Völker an sich tragen. Ein Fortschritt ist nicht zu bemerken. Die mexikanischen Kunstwerke sind in einem Stile wie die ägyptischen; die chinesischen Vasen des 18. Jahrhunderts zeigen dieselben Formen und Zeichnungen wie die des 15. Jahrhunderts. Betrachten wir dagegen die raschen Fortschritte der griechischen Kunst von den ersten rohen Holzsäulen mit metallnen Köpfen und Armen bis zu den Idealformen des perikleischen und alexandrinischen Zeitalters oder die Fortschritte der deutschen Baukunst vom einfachen Rundbogenstile des 9. Jahrhunderts bis zum höchstausgebildeten Spitzbogenstile des 14. Jahrhunderts, oder die italienische Malerei von Giotto bis Raphael.

Die passiven Nationen schaffen nicht, sie ahmen nach, sie gehen im gewohnten Gleise fort, in Wissenschaft und Kunst, wie im Privatleben und im öffentlichen. Sie behalten ihre Staatsform, welche die des Familienlebens wiederholt, sie behalten ihre alte Religion unwandelbar so lange, bis ein Eroberer ihnen eine andere aufzwingt, der sie dann abermals mit unwandelbarer Treue ergeben sind, bis äußere Umstände sie davon losreißen. So waren die Mongolen bis auf Dschingischan eifrige Schamanen, von da an sind sie gute Buddhisten geblieben. So wurde den passiven Völkern Indiens nach und nach der Buddhismus, die Braminenlehre, der Islam aufgezwungen.

Der Charakter der passiven Menschheit ist sanft und geduldig, nachgebend aus Schwäche und ausharrend aus Faulheit; sie lieben heiteren Lebensgenuß, ein höchstes Glück gewährt ihnen nur Ruhe. Sie sind treffliche Diener, solange als alles im gewohnten Gleise geht,

gute Soldaten, solange sie nicht genötigt werden, selbst zu denken und selbständig zu handeln, solange sie angeführt werden.

Dieses Streben nach ungestörtem Lebensgenuß bringt jene melancholischen, passiven, sanften Lieder hervor, die den Slawen unter dem ärgsten Druck seiner Herren erheitern, die wir auch in ähnlicher Weise bei der arbeitenden Klasse der Chinesen und Hindu, sowie bei den Negersklaven finden, und die so himmelweit von den fröhlichen, übermütigen Volksliedern des erfreuten Germanen, wie von den Flüchen des erzürnten entfernt sind.

Das Streben nach Ruhe bindet die passiven Menschen an ihre Heimat, sie bleiben gern innerhalb ihrer natürlichen Grenzen, ja sie verstärken diese Grenzen, um nicht von außenher gestört zu werden. Der Fremde findet bei ihnen wohl freundliche Aufnahme, aber keine Einladung. Die Aegypter wie die Chinesen schlossen sich ab, letztere bauten gar eine kolossale Mauer um die zugänglichste Seite ihres Landes. Die Flüsse und die Seen, welche den aktiven Menschen als Straßen dienen, sind den passiven Nationen Grenzen. Aegypter, Chinesen und Hindu haben Schiffe, ja die Chinesen hatten sogar schon sehr frühe den Kompaß — allein ihre Schiffahrt blieb bloße Transportfuhre auf den Flüssen und an den Küsten, die Bauart der Schiffe wurde nie verbessert. So hat auch seltsamerweise die Erfindung des Schießpulvers in China keine wesentliche Veränderung im Kriegswesen der Chinesen hervorgebracht, sie haben die Feuergewehre mit Luntenschlössern mehr zum Staate und behielten daneben Bogen und Pfeil, Lanze und Schild getreulich bei.

Die passiven Nationen mit ihrer Sanftmut und Geduld, ihrem Streben nach Genuß und Ruhe, ihrem Haften am Hergebrachten und Angewöhnten, Angeerbten, Angelernten haben alle Vorzüge des Weibes, Anmut, Höflichkeit, Halten an der Sitte, Abscheu vor dem Gewaltsamen, und alle Gebrechen desselben, Schlauheit und List, Halten am Augenblick, Mangel an Umsicht. Wie die Mädchen entwickeln sie sich schnell bis zu einem gewissen Punkte und bleiben dabei stehen, so daß sie den aktiven weit voraus sind, aber auf die Dauer von denselben doch überholt und überflügelt werden. Ich führe nur ein Beispiel an; die Chinesen fertigen seit Jahrtausenden Porzellan, allein das Porzellan, das man in Europa erst 1704 erfand, ist in dem kurzen Zeitraume von 140 Jahren verhältnismäßig zu größerer Vollkommenheit gebracht als das chinesische. Nicht anders ist es mit der Typographie, mit der Nautik und Astronomie.

Was nun den Ursprung und die Verbreitung des Menschengeschlechts über den Erdboden betrifft, so bin ich zu folgendem Resultate gelangt.

Die Erde wurde, nachdem die sie umgestaltenden Kräfte zur Ruhe gelegt, mit Menschen bevölkert, die der passiven Rasse angehörten. Wie dies geschah, können wir ebensowenig nachweisen, als wir zu erklären vermögen, wie die grüne Pflanzendecke, wie die Tierwelt entstand und sich verbreitete. Es ist ziemlich gleichgültig, ob die Menschen von einem Paare oder von mehreren abstammen, ob in Amerika, in Afrika, Asien und Europa besondere Stammväter der

Menschheit entstanden, oder ob die Bevölkerung aller dieser Landstriche von einem einzigen Paare ausgegangen sei, dagegen scheint es sicher, daß die passive Rasse vor der aktiven auf der Welt gewesen und sich bereits in großer Anzahl verbreitet habe, bevor die aktiven Menschen erschienen. Die Annahme, daß Asien die Heimat der ganzen Menschheit gewesen und daß von hier aus die übrigen Erdteile zuvörderst Afrika und Europa, später auch Amerika seine Bevölkerung erhalten habe, hat die meiste Wahrscheinlichkeit. Herodot spricht von Kolonien, die von Indien nach Afrika gezogen, dann finden noch im 3. und 4. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung ansehnliche Völkerzüge aus Asien nach Europa statt. Zu beachten ist nächstdem, daß eben die Ur- und Grundbevölkerung von Asien, Afrika und Amerika einen gemeinsamen Typus, den Schädel, mit vorherrschendem Hinterhaupt und die gefärbte Haut, sowie das gemeinsame passive geistige Gepräge trägt, dem auch die bassa gente in ganz Europa entspricht.

Diese passive Nation überzog somit alle Lande, sie erwuchs zu einer zahlreichen ruhigen Bevölkerung, die ursprünglich im Jäger- und Fischerstande dahinlebte, aus welchem sie ins Hirtenleben überging, bis die zunehmende Volkszahl zum Ackerbau nötigte. In harmlosem Frieden lebten sie dahin, an den heimatlichen Boden gebunden und der Vegetation desselben ähnlich festgehalten, innerhalb der Grenzen, welche Gebirge und Flüsse bildeten, unter Oberhäuptern, welche entweder aus dem Schoße der Familien oder aus der Mitte der Schamanen und Zauberer hervorgegangen waren. Unter solchen Auspizien konnte es nicht fehlen, daß mancherlei nützliche Entdeckungen, manche zweckmäßige Einrichtungen zu Sicherung des Eigentums, zu Erhaltung der Ruhe gemacht wurden, daß sich mehrere kleine Völkerschaften verbündeten, ja daß sich andere dem Schutze der größeren ergaben. Es konnte in diesen Reichen ein gewisser Wohlstand eintreten, es konnten sich aus den Schamanen Gelehrte entfalten, die mit der Kenntnis der Naturkräfte sich ein Ansehen erwarben, die sich enger verbanden und ein Priestertum errichteten, was dem Herrschertum bald gebietend zur Seite treten, bald aber auch dasselbe ganz vernichten konnte. So mögen die alten Priesterstaaten in Aegypten, in Indien entstanden sein, welche das Volk in einem, wenn auch sehr abhängigen, doch nicht unglücklichen Zustande erhielten. Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang konnte dieser Zustand in seiner Abgeschlossenheit nach außen unverändert bestehen; es sind uns in Aegypten, Indien und Mexiko Monumente jenes Zustandes übrig geblieben, welche zeigen, daß demselben eine gewisse Kultur zu erreichen wohl möglich war. Es tragen aber auch alle Monumente jener Kulturstufe denselben Charakter an sich, den die Geschöpfe der Urwelt haben; es sind kolossale, übertriebene Formen, denen die schöne Harmonie, welche uns als Ideal der Kunst gilt, noch fehlet. Die Riesenbauten der Aegypter und Mexikaner bestehen meist in formlosen Pyramiden, die indischen dagegen sind kolossale Höhlen, alle sind mit Gestalten verziert und überladen, welche aus den Formen der Tier- und Pflanzenwelt, aus der Vermischung der menschlichen und der tierischen Gestalt entstanden. Die Künstler hatten die Aufgabe, dem Befehle der Priester gemäß die Gottheiten in gräßlicher Majestät darzustellen und den Gehorsam des Volkes dadurch um so mehr zu sichern. Die Phantasie

der Künstler war im Dienste der von den herrschenden Priestern erfundenen Mythologie. Mit einem Wort, die Priester betrachteten die Kultur als ihr ausschließliches Eigentum, als ein Mittel ihrer Herrschaft — und diese Kultur war die Spitze, die geistige Blüte der passiven Menschheit.

Mittlerweile war in dem Hochlande um das Himalajagebirge ein anderes Geschlecht herangereift; sein Körper war anders geschaffen, sein Schädel in den vorderen Teilen besonders ausgebildet, seine Haut rein und eine farblose Decke der Muskeln, sein Knochenbau fester und kräftiger, zu Arbeit und Mühe war Leib und Geist gerüstet, im Herzen aber war der Trieb zu rastlosem Schaffen, zum Denken, Forschen, Dichten, wie ein göttlicher Funken, eingepflanzt. Es lebte dieser Stamm nicht in den Tälern und Ebenen, sondern im rauhen Gebirge, ursprünglich jagend, dann raubend, in keckem Uebermute die passiven Nachbarn bald anfallend, bald ihnen nützend durch Vertilgung der schädlichen aus der Urwelt herübergeretteten Ungeheuer, oft sich selbst bekämpfend[1]). Wie sich dieser Stamm über die Erde verbreitet, läßt sich nicht nachweisen; doch scheint es, daß er in früher Zeit schon Afghanistan, Iran, Arabien, Kaukasien, Kleinasien und Griechenland betreten, dann aber die Alpen besetzt und später in den deutschen Gebirgen wie in Skandinavien sich ausgebreitet habe. Die Hiksos, welche Aegypten bezwangen, die Perser, welche die theokratischen Monarchien der Meder, Assyrer und Babylonier stürzten, die Heroen der Griechen, die Romuliden, welche die etruskischen Theokratien und Monarchien überwanden, die Germanen, die Araber und Türken, die Tataren (wohl zu unterscheiden von den passiven Mongolen), die unbändigen Tscherkessen, die Inkas von Mexiko, die Eries der Südsee — diese scheinen Mitglieder jenes kaukasischen Stammes, der in kleiner Anzahl als unbändige Kriegerschar auftritt, die passiven großen Reiche anfällt und bezwingt, das Priestertum stürzt oder mit dem Königtum vereint und die von den passiven Nationen begonnene Kultur auffaßt und weiter fortbildet.

Beachtenswert ist dabei, daß bei der passiven Rasse die Geschichte oder der öffentliche Lebenslauf der Nation immer dieselben Erscheinungen unter allen Klimaten hat, dann, daß die passive Rasse vorzugsweise im warmen Klima heimisch ist und daselbst am besten gedeiht. Im kalten Norden verkümmert sie, und der wohlgestaltete Hindu und Chinese schrumpft im Norden zum fetten, kurzen Eskimo, zum zwerghaften Aino zusammen.

Der aktive Mensch dagegen entwickelt sich bei weitem mannigfaltiger; er gedeiht am besten im kalten Klima, er verweichlicht im warmen zum eigensinnigen Tyrannen und zum Sklaven seiner Launen.

Verweilen wir bei dem Lebensgange der aktiven Rasse — die ebenso wie die passive den Zustand der Wildheit und der ungebundensten Freiheit durchgemacht hat. Ebenso haben die aktiven Stämme den Hirtenstand durchlebt, wie z. B. die Araber, die Tataren. Am schönsten aber entfalten sie sich, wo der Ackerbau die Grundlage

---

[1]) Ein schönes und gewiß treues Bild des aktiven Wesens bietet uns das Gedicht vom hörnen Sifrid. bes. 2.

Er wolt nie keinem menschen sein tag sein untertan
im stunt sein sinn unt mute das er nur züg davon.

ihres Daseins bildet, obschon sie die eigentliche Feldarbeit in der Regel den vorgefundenen passiven Stämmen überlassen, während sie selbst als Krieger, Künstler, Seefahrer, Handelsleute eine geistigere Beschäftigung haben. Wir finden, daß sie für ihre Person nach größter Freiheit streben, ihre passiven Unterjochten als ihre Diener behalten und diesen ihren Glauben lassen, ja daß sie den Glauben derselben annehmen und schützen und schirmen, oder auch weiter verbreiten. Während die passiven Nationen vorzugsweise theokratische und monarchische Staatsformen haben, welche jahrtausendelang bei ihnen bestehen, finden wir, daß die aktiven Völker gemeiniglich vom Königtum zu den republikanischen Formen fortgehen, diese sehr ausbilden und dann der konstitutionellen Monarchie zustreben. So Griechenland, Rom, Deutschland und Frankreich.

Betrachten wir in dieser Beziehung die Geschichte der Deutschen, die uns eine zweitausendjährige Erfahrung darbietet. In ältester Zeit finden wir Spuren von Einwanderungen fremder und zwar asiatischer, edler Stämme, welche die vorgefundene Urbevölkerung bezwingen und mit dem Lande unter sich verteilen; die deutschen Stämme standen unter Königen, die sie aus den edlen Familien wählen; die Familien wurden vom gemeinen Volke, der Urnation, den Eingeborenen, ernährt und bedient. Diese Urbevölkerung trieb den Ackerbau und die Viehzucht, während die eingewanderten Familien oder der Adel nur dem Waffenwerke, der Jagd und allen den Beschäftigungen oblagen, die des Freien würdig waren. Sie hatten aus Asien ihre Religion mitgebracht, die ein Abbild ihres Lebens, ein Ausdruck ihrer Wünsche und Hoffnung war; das eingeborene Volk war dem Schamanendienst, der Zauberei ergeben. Aus der Vermischung beider ging das Heidentum hervor, welches später vom Christentum verdrängt wurde. Die Sprache der Erobernden vermischte sich ebenso mit der der Eroberten und dies um so eher, als beide Sprachen noch nicht so weit von ihrer gemeinsamen Wurzel entfernt und sich daher noch ähnlicher sein mochten. Die adlige Jugend unternahm von Zeit zu Zeit Kriegszüge, welche sodann seit dem zimbrischen Kriege ihre Hauptrichtung nach dem Lande jenseits der Alpen hatten, infolge dieser Kriege brachen aber auch die Römer in Deutschland herein. Es war dem Adel das Kriegswerk, sofern es offensiv war, ganz allein vorbehalten und nur am defensiven Kriege war dem gemeinen Volke ein Anteil gestattet, der Heerbann, die Verteidigung gegen die ansehnlichen, krieggeübten Römerheere erforderte nun auch eine größere Anstrengung des Heerbanns; es konnte nicht fehlen, daß dadurch einzelnen im gemeinen Volke Gelegenheit zur Auszeichnung gegeben, daß diese in die Reihen des Adels aufgenommen wurden und daß durch den langen Krieg gegen die Römer und die daraus hervorgehenden, von den Römern veranlaßten inneren Kriege eine größere Annäherung des Adels und des Volkes entstehen mußte, welche späterhin das Christentum, der wachsende Wohlstand, dann aber auch die Kriege gegen die hereindringenden Slawen, Avaren im Osten, die Normänner im Norden nicht minder beförderten. Die Reformation, die neue Kultur seit Leibnitz, Lessing, Kant, die Kriege von 1790—1815 haben diese Verschmelzung noch vollkommener gemacht und die gemeinsamen industriellen Unternehmungen der neuesten Zeit werden sie ganz vollenden. Ich aber

sehe in dieser Verschmelzung der ursprünglich getrennten aktiven und passiven Rasse die Erfüllung des Zweckes, den die Natur in allen Zweigen ihrer organischen Schöpfung verfolgt. Wie das einzelne männliche oder weibliche Individuum, wenn es allein steht, dem Zwecke der Natur nicht nachkommt, ebenso ist ein Volk, das nur aus Mitgliedern der aktiven oder nur der passiven Rasse besteht, etwas Unvollkommenes, etwas Halbes. Die reinen nomadischen Mongolen sind ein trübseliges, der wahren Kultur nicht fähiges Geschlecht; die reinen, der aktiven Rasse angehörigen Tscherkessen sind eine barbarische, wütende, der wahren Kultur ebensowenig fähige Nation. Erst durch die Vermischung beider Rassen, der aktiven und passiven, ich möchte sagen durch die Völkerehe, wird die Menschheit vollständig, erst dadurch tritt sie ins Leben und treibt die Blüten der Kultur — gerade wie erst die durch die aktiven Kräfte der Atmosphäre aufgelöste passive Erdrinde das Grün der Vegetation hervorbringt und zum Wohnsitze der Menschheit geworden ist.

Daher finden wir denn auch im germanischen Europa, wo die aktive und passive Rasse vielleicht am gleichmäßigsten gemischt ist, die wahre Kultur, die wahre Kunst, die eigentliche Wissenschaft, das meiste Leben, Gesetz und Freiheit.

Die Kultur offenbarte sich bereits im poetischen Heldenalter, in der Völkerwanderung. Die Poesien des 10. bis 13. Jahrhunderts wurden von der Architektur und der spekulativen Theologie, der gestaltenden Rechtswissenschaft abgelöst. Es folgen seit dem 15. Jahrhundert die wichtigen Erfindungen, das Streben nach außen, die Seefahrten, die Entdeckungen, im Innern die Malerei und die Plastik; das 16. Jahrhundert brachte die Reformation, das 17. Jahrhundert die Politik, das 18. Jahrhundert die Philosophie, das 19. Jahrhundert die gesamten Erfahrungswissenschaften und die neueste Zeit die praktische Anwendung derselben als schönste Blüte.

Und so scheint mir denn die Geschichte der Menschheit in voller Harmonie mit den übrigen Erscheinungen des Erdenlebens zu stehen, und als Bewegendes in ihrem Leben möchte ich das Streben der aktiven und passiven Rasse zu einem die Menschheit erst vollständig darstellenden Vereine, dessen Zweck die Kultur ist, bezeichnen."

„Die Mittel der Kultur sind allerdings zuvörderst im Privatleben, in der Familie ursprünglich begründet. Aus den erwachsenden Familien aber entstehen Gesellschaften, die wir Stämme nennen, in denen sich denn die Anfänge des öffentlichen Lebens finden, welches wir nun zu betrachten haben. Das Familienleben ist sehr einfach und seine Erscheinungen sind unter den verschiedenen Zonen, auf den verschiedenen Kulturstufen ziemlich immer dieselben; das öffentliche Leben dagegen bietet die mannigfaltigsten Erscheinungen dar, die um so einfacher sind, je näher sie noch dem Familienleben stehen, je kleiner der Kreis desselben ist, und die zu einem künstlichen Gewebe und Geflechte von Verhältnissen erwachsen, je fremder sich die Mitglieder der Gesellschaft sind.

Die Familie ist die älteste Gesellschaft; die Bewohner der Urwälder von Amerika, die Bosjesmans in Afrika, die Fischer von

Australien leben in Familien beisammen; die Familien bestehen in vollkommener Unabhängigkeit nebeneinander, sie weichen sich aus oder vereinigen sich gegen andere, wenn sie angegriffen werden, zu gemeinsamer Abwehr. Das Jäger- und Fischerleben ist diesem ungebundenen Wesen günstig.

Die amerikanischen Jägernationen, welche jene großen Herden wilder Pferde besitzen, gewähren das Bild großer Familien, indem wir hier Oberhäupter finden, deren Einfluß und Wirken das Ansehen väterlicher Gewalt trägt. Die Nationen bilden gewissermaßen einen Familienbund, daher denn auch die zahllosen Namen der südamerikanischen Hirtenvölker, die doch allesamt dieselbe körperliche Beschaffenheit, dieselben Neigungen, Lebensweisen, Sitten und Gebräuche haben. Bei ihnen finden wir förmliche Oberhäupter und neben ihnen die Familienhäupter, die durch Beirat und Tapferkeit das Bestehen des Familienbundes sichern. Hier finden wir dann auch die Anfänge von gemeinsamen, von allen erkannten Rechtsgewohnheiten sowohl der Genossen des Stammes untereinander, als der Stämme oder Völkerschaften. Namentlich ist das Gesetz der Vergeltung obenan gestellt, es gilt sowohl wenn Familie gegen Familie, als wenn Stamm gegen Stamm auftritt. Am Mörder und seiner Familie wird blutige Rache geübt und diese Rache geht von Glied zu Glied, bis der Mord versöhnt ist, d. h. bis auf beiden Seiten eine gleiche Anzahl Mörder gefallen ist.

Die Hirtenvölker Asiens finden wir auf einer weiteren Stufe, die Stämme haben sich in Horden vereinigt, welche in einem friedlicheren Verhältnis zueinander stehen als jene Amerikaner, die in stetem Kriegsstande begriffen sind. Die Fürsten der Horden genießen eines höheren Ansehens, die übrigen Stamm- und Familienhäupter bringen ihnen Gaben, ihr Wille entscheidet in streitigen Fällen.

Die herumschweifende Lebensweise ist nur in den großen Ebenen möglich; auf den Inseln oder in abgeschlossenen Tälern kommt der Mensch aus dem ursprünglichen Zustande des Jägers und Fischers direkt zu dem des Ackerbauers; die Hirtenvölker haben allerdings auch ihre begrenzten Gebiete, innerhalb deren sie umherziehen — sie haben somit Landbesitz. Allein da ihre Herden nicht an eine Stelle gefesselt sind, da ein Ausweichen leichter möglich, gibt der Länderbesitz nur selten Anlässe zu Streit oder Verhandlungen.

Bei weitem anders ist der Besitz des Ackerbauenden, der eine feste, für alle Zeiten stehende Hütte hat, welche von den Pflanzungen, von den Weiden umgeben ist; hier handelt es sich nicht bloß um den Boden und was dieser freiwillig hervorbringt, sondern um das Feld und was der Mensch mit Mühe darauf gebaut, was er mithin bei weitem mehr achtet, da dies sein wirkliches Eigen- und Besitztum ist, was ihn anzieht und festhält.

Wir werden im Verlaufe unserer Betrachtung zeigen, daß der Besitz der Anfang aller menschlichen Kultur ist, wir werden sehen, wie der rohe Bosjesman und Indio da matto jeglichen Besitz flieht und von sich weist und außer seinen einfachen Waffen nichts haben mag, gleich dem Tiere, dem Freude am Besitz etwas Fremdes ist. Je mehr der Mensch der Kultur zuschreitet, desto mehr umgibt er sich mit seiner Habe; der Schmuck und die Zierraten der Wilden, die

Herden der Hirten, deren bewegliches Haus manches überflüssige und notwendige Gerät enthält, stehen in gleichem Verhältnis mit der Kultur derselben.

Ich glaube daher, daß, wenn man nach dem Anfange des Staates sucht, man den festen Grundbesitz als solchen bezeichnen könne. Allerdings enthält das Familienleben der Jäger und Fischer, dann das Hirtenleben die Anfänge des Staates, allein erst mit dem festen Grundbesitz beginnt sich ein sicherer Anhaltepunkt für die geselligen Verhältnisse zu bilden, erst dann ist der Mensch genötigt, durch tieferes Eingehen in seine eignen, wie in die Verhältnisse der Nachbarn aus dem Zustande der Ungebundenheit herauszutreten. Ich möchte sagen, der Grundbesitz ist der Gesellschaft das, was das Wort dem Gedanken, die Schrift der Sprache, eine Festhaltung der Resultate. Die Menschen kommen sich näher, die Mitteilung und der Austausch der Erfahrung wird größer, der Mensch ist zur Feststellung der Verhältnisse genötigt, die Gewohnheiten und Sitten werden gleichmäßiger, jeder gibt einen Teil seiner Ansprüche auf, um einen andern Teil derselben um so sicherer zu haben. Das Streben nach Ruhe, das wir als Charakter der passiven Rasse bezeichnen, ist der Staatenbildung vorzugsweise günstig und notwendig und so finden wir denn auch, daß passive Nationen, wenn sie durch äußere Grenzen beschränkt werden, zu einem Staate sich gestalten. So mag ehedem Indien, Aegypten und China von Jägern und Nomaden durchzogen worden sein; auch hier mag die tierische Nahrung vorgeherrscht haben; als jedoch die Herden des Wildes durch die anwachsende Bevölkerung erschöpft waren, wurde diese zur Pflanzenkost genötigt, somit aber das seßhafte Leben vorbereitet. Diesen Gang deutet denn auch die japanische Sage an, wie wir später sehen werden. Das der Bevölkerung innewohnende Streben nach Ruhe mußte der Entwicklung des Staates günstig sein. Die Stammhäupter behielten in kleinen Bezirken ihr Ansehen und dieses mußte mit ihrem Besitze wachsen. Nebenher bildete sich dann auch ein gemeinsamer Glaube aus, der, je allgemeiner er wurde, dem Bestehen des Ganzen um so mehr Haltung geben mußte, der mit der Zeit sogar vorherrschend ward und als die Blüte und Spitze des gesellschaftlichen Vereines sich geltend machte.

Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang konnten solche kleine Staaten friedlich nebeneinander bestehen, sie konnten einen gewissen Grad von Kultur erlangen, bevor sie von den wilden Heldenscharen der aktiven Rasse überfallen und unterjocht wurden. Der Widerstand, den diese Helden fanden, konnte bei der passiven Natur der Ueberfallenen nicht groß sein und eine Vereinigung der kleinen Staaten zu einem großen war leicht möglich.

Die hereinbrechenden Helden bemächtigten sich des Eigentums der Nation und nahmen teil an der vorhandenen Kultur, welche sie auffaßten und fortbildeten. Wir werden sehen, wie sie den Unterjochten Staatsform und Religion gaben, wie sie die Unterjochten zu sich heraufzogen und sich mit ihnen vermischten.

Die Staatsform, die nunmehr entstand, war monarchisch. Der Anführer der Helden teilte die Staaten unter seine Gehülfen und diese verbanden sich mit den alten Fürsten. — Das Lehnsystem, welches die Franken dem gallischen Reiche aufdrückten, finden wir auf den

Inseln der Südsee und überall, wo fremde Helden aktiver Rasse ein passives Volk unterjochten. Es ist eine Frucht jeder Eroberung und es hat sich unter unseren Augen im Zeitalter Napoleons wiederholt. Der erobernde Held gab zur Belohnung seinen Genossen Landstriche und erhielt das Versprechen, daß sie ihm bei anderweiten Unternehmungen zu Diensten sein und ihm auch sonst Dienste leisten wollten, wenn er ihrer Hülfe bedürfe. Die Kinder des Helden und seiner Genossen ererbten die gegenseitigen Versprechungen. Dauernder Frieden bildete dieses Verhältnis weiter aus, an welchem auch diejenigen Mitglieder des unterjochten Volkes teilnehmen konnten, welche dem Heldenstamme durch Heirat oder Gunst näher verbunden waren und zu den Helden in das Verhältnis der Dienstbarkeit traten, in welchem dieser zum ersten Anführer oder dessen Nachkommen stand. Das passive Volk aber in seinem Streben nach Ruhe war den Herren gern zu Willen und es mußte um so mehr sich beugen, je wohlhabender, je übermütiger diese wurden. Dagegen wurden durch Verluste, Unglücksfälle und Bestrafung einzelne Mitglieder des Heldenstammes von diesem abgetrennt und der Masse des gemeinen Volkes anheimgegeben; herabgekommene Edele wurden Gemeine und auch auf diese Art der Masse des passiven Volkes das aktive Element gegeben. Unzufriedene, Unternehmende stören den Frieden und es entstehen Gärungen einzelner Stämme, die entweder unterdrückt und beseitigt werden, oder sich Geltung und neue Rechte und Vorzüge verschaffen. Je zahlreicher nun die aus den erobernden Helden und dem unterdrückten Volke entstehende Mittelklasse wird, je mehr sie an Besitz, an Kultur gewinnt, desto größer wird ihre Geltung, desto mehr wird das minder zahlreiche Geschlecht der Edeln widerstreben, desto mehr wird die Mehrzahl oder das gemeine Volk sich bemühen, jener Mittelklasse anzugehören. Das ursprüngliche Gleichgewicht ist gestört, die Kraft der Edeln reicht nicht mehr aus gegen die der Mittelklasse und es beginnt denn ein gegenseitiges Ringen und Drängen, dessen Folge dann gegenseitige Zugeständnisse, gegenseitiges Nachgeben sein wird, das allgemach zu friedlichen Beratungen führt, nachdem entweder die Streitkräfte erschöpft sind oder tiefere Einsicht in die Verhältnisse stattgefunden hat. Ein Anstoß von außen, Ueberfall einer fremden Macht nötigt zuweilen, den inneren Kampf aufzugeben und einen schnellen Abschluß eines Vertrages zwischen den im Innern streitenden Parteien zu bewerkstelligen. Oft macht aber auch eine äußere Macht geradezu Vorschriften und greift ordnend und feststellend in die inneren Verhältnisse ein. Allemal aber ist es das Streben nach Ruhe und nach friedlichem Verkehr, was die Mehrzahl einer Nation beseelt, bei welcher einmal der Baum der Kultur feste Wurzeln geschlagen. Es gehen freilich auch in derartigen Kämpfen oftmals ganze Staaten zugrunde, d. h. sie werden genötigt, ihre Form aufzugeben und anderen sich anzuschließen.

Im allgemeinen aber ist dies die Lebensgeschichte jeden Staates, es ist dies die Geschichte von Mexiko, Aegypten, China, Indien, Griechenland, Rom, Deutschland, nur mit dem Unterschied, daß Mexiko und Aegypten bis zur Bildung einer Mittelklasse gelangt war, daß Griechenland und Rom von den Germanen unterjocht wurden und daß die daraus hervorgegangenen germanischen Staaten auf der Stufe

ihres schönsten Lebensalters eben stehen und lebhaft an ihrer Gestaltung und Bildung arbeiten.

Die Lebensgeschichte der Nationen und die Gestaltung ihrer äußeren Verhältnisse oder des Staates bei denselben bietet eine große Mannigfaltigkeit der Erscheinungen dar; sie ist nicht minder verschiedenartig als der Lehrgang der einzelnen Menschen. Im wesentlichen hängt die Gestaltung des Lebensganges von dem Klima, der Lage auf Inseln, am Meere, an Flüssen oder an Gebirgen bei weitem weniger ab, als von dem Verhältnis, in welchem die aktive und passive Rasse gemischt ist. Je harmonischer die Mischung, desto erfreulicher wird der Fortschritt zur Kultur sein, desto reichhaltiger die Resultate. Welch ein Unterschied ist zwischen dem Leben der germanischen Völker und dem der Chinesen oder Indier, welche sämtlich unbestritten auf einer hohen Stufe der Kultur seit langer Zeit stehen; wie groß ist namentlich der Unterschied ihrer Staatsformen. Bei beiden finden wir die Rechte der verschiedenen Stände der Nation sorgfältig bestimmt, Gesetze über Erwerb und Besitz, über Erbe und Eigen, über Verbrechen und Strafen sind vorhanden; aber bei den Germanen finden wir dies als ein organisches, fortwachsendes, sich ausbildendes Wesen, was bei den Chinesen zu einer unbeweglichen Masse versteinert ist und woran selbst der erste im Staate nichts ändern und bessern kann. Es ist dies die Folge des Vorherrschens der passiven Rasse, deren Streben stets auf Ruhe, Bestehen und Verharren gerichtet ist, wogegen die Germanen von dem Streben nach möglichster Fortbildung, nach freier Entwicklung beseelt sind.

Der Chinese oder jedes andere Mitglied der passiven Rasse betrachtet das Unglück, das Unrecht, welches ihm widerfährt, als etwas Unvermeidliches, dem er nicht entgehen kann. Er erliegt im äußersten Notfalle mit Geduld und Ergebung. Die aktiven Menschen dagegen bieten alle Kraft auf und versuchen alle Mittel; sie suchen in der Ferne, was die Heimat nicht darbietet. Sie haben daher denn auch namentlich die Schiffahrt ausgebildet und gepflegt, weil sie ihnen ein Mittel zum Fortkommen, zur Ferne darbietet. Es ist charakteristisch, daß die Schiffahrt vorzugsweise von den Germanen gepflegt wurde, daher denn auch die wesentlichsten Ausdrücke des Seewesens deutschen Ursprungs sind. Dagegen ist die Schiffahrt der Chinesen und Indier auf einer sehr niedrigen Stufe. Ebenso haben die germanischen Nationen andere Arten des Fortkommens rastlos erstrebt und die Naturkräfte, namentlich den Dampf, den Magnetismus, die Elektrizität dazu zu benutzen gewußt; die Dampfschiffe, die Eisenbahnen und Dampfwagen sind germanische Erfindungen. Seit uralter Zeit haben die aktiven Nationen daran gedacht, den Flug der Vögel nachzuahmen, wie schon die alten Sagen von Dädalus und Volunder andeuten.

Eine Folge des Strebens, in der Ferne zu suchen, was die Heimat versagt, sind bei den aktiven Nationen die Kolonien und das Geleite — die beide der passiven Rasse fremd sind. Die Kolonien waren namentlich den Phöniziern und den Griechen eigentümlich und sind es noch den germanischen Nationen. Das Geleite findet sich vorzugsweise bei den Germanen; durch beides wurde griechische Kultur und deutsches Recht in alle Erdteile gebracht. Die Ausziehenden brachten

die Summe ihrer bisher erstrebten Kultur in die neue Heimat mit hinüber und benutzten sie hier als Grundlage ihres neuerblühenden Lebens."

„Wenn nun Störungen des friedlichen Verkehrs der Nationen eintreten, so offenbart sich das Bestreben, dieselben sobald als möglich zu heben. Wie im menschlichen Körper das gestörte Gleichgewicht der einzelnen Teile zur Krankheit, so führt dasselbe im Innern der Staaten zur Revolution — nach außen aber zum Kriege. Es werden alle Kräfte dann aufgeboten, um die Störungen zu beseitigen. Bei Revolutionen sehen wir die einzelnen Teile eines Volkes im Streite untereinander und zwar solange, bis ein Gleichgewicht hergestellt ist. Die Revolutionen in passiven Staaten gehen nur selten die Masse des Volkes an, gemeiniglich sind es die Herrschaften, welche sich bekämpfen; ein Kampf, dem das Volk gemeiniglich teilnahmslos zusieht oder in welchen es nur gezwungen mit eingreift. So die Palastrevolutionen in den ehemaligen indischen von den Persern beherrschten Staaten. Anders ist es bei den aktiven Nationen, wo jeder Anteil nimmt, wo geistige Interessen, wo Ideen die Revolution machen, wie in Griechenland und in den germanischen Staaten, wo fortschreitende, über das ganze Volk sich verbreitende Kultur, wachsender Wohlstand ein allgemeineres Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten hervorrufen. Es ist eine wesentliche Eigenschaft aller aktiven Völker, namentlich aber der des germanischen Stammes, daß die Angelegenheiten des Volkes wohl von einem Einzigen geleitet, nicht aber von diesem Einzigen zu seinem alleinigen Nutzen gewendet werden. Wir sahen oben, wo wir die Art der Entstehung der aktiven Staaten aufsuchten, wie der Erobernde seinen Genossen Besitztümer verteilt, wie diese Genossen nicht allein an der Eroberung, sondern auch an der Benutzung der Eroberung Anteil nehmen. Sie sind die ältesten Stände, zu denen sich dann diejenigen aus dem eroberten Volke allgemach gesellen, welche den Eroberern durch Wohlstand oder Klugheit näher treten. Allgemach sehen wir die größeren Ortschaften, die Städte emporblühen und mächtig werden. Auch diese fordern Anteil an der Beratung, sowie sie den wesentlichen Anteil an der Erhaltung, an dem Fortbestehen und Gedeihen des Ganzen haben. Zuletzt verbreitet sich Kultur und Wohlstand auch über die Bevölkerung der offenen Orte und Einzelhöfe und auch diese Gemeinden erlangen ihren Anteil an der Beratung der öffentlichen Angelegenheiten. Bevor jedoch den Fordernden dies als Recht zugestanden wird, erfahren sie gemeiniglich lebhaften Widerspruch von denen, die bereits im Besitze dieses Rechtes sind; dieser Widerspruch aber ist heilsam und fördernd, denn er erweckt die schlummernde Kraft der Nationen. Je mehr nun das Volk zur Kultur sich erhebt, desto mehr wird es zur Einsicht in die Notwendigkeit gesetzmäßiger Formen, in denen eine Möglichkeit freier Entwicklung gegeben ist, gelangen und es wird an die Stelle der momentanen Revolutionen eine fortwährende Reform treten.

Es ist überhaupt im Leben der Völker wie der einzelnen Familien ein Streben nach Ordnung sichtbar, welches auf der einen Seite Frucht steigender Kultur, auf der andern eine Förderung derselben ist. Wir finden dasselbe zuerst bei den Ackerbauern, dann aber vorzugsweise

bei den aktiven Nationen. Während die passiven Nationen zufrieden sind, wenn nur überhaupt eine gewisse Ordnung in ihrer Lebensweise besteht, und es sie wenig kümmert, wer dieselbe feststellt und angibt, werden die einzelnen Mitglieder der aktiven Nationen ihren Anteil an der Gesetzgebung, an der Bestimmung der Mittel zur Erhaltung des Staates, an der Verteidigung desselben, mithin am gesamten öffentlichen Leben verlangen, es wird dies Verlangen um so mehr hervortreten, je mehr Kenntnisse, je mehr Gewandtheit der Seelenkräfte, je mehr Willenskraft den einzelnen Mitgliedern der Staatsgesellschaft inne wohnt, je mehr Kultur über das Volk verbreitet ist.

Es wird ein allgemeines Streben nach Sicherstellung des Besitzes, des Erbes, des Lebens und des Eigentums durch zweckmäßige Gesetze, des öffentlichen Zustandes durch eine geregelte Verfassung, der Stellung nach außen durch Bündnisse und Verträge sich kund geben und ein blühendes Volks- und Staatsleben entstehen, welches inneren Zerwürfnissen und äußeren Stürmen kräftigen und langdauernden Widerstand zu leisten imstande ist. Je inniger nun die verschiedenen Teile des Volkes zu einem Ganzen verbunden sind, je organischer der Zusammenhang derselben ist, desto dauernder, desto lebenskräftiger wird dieses Ganze bestehen — wie wir es auch im Verlaufe unserer Betrachtung sehen werden."

III.

Während der Herausgabe seines Hauptwerkes hat Klemm eine kleine Schrift veröffentlicht: „Die Verbreitung der aktiven Menschenrasse über den Erdball" (1845), in welcher seine Theorie kurz zusammengefaßt ist[1]). Hier hat er auch die morphologischen und psychologischen Eigenschaften der aktiven Rasse schärfer umschrieben. Er nimmt an, „daß zwei Hauptgeschlechter, ein dunkelhaariges mit schwarzen Augen und ein lichthaariges mit blauen Augen, nebeneinander bestanden haben". „Bemerkenswert ist übrigens, daß die schwarzhaarigen Stämme allerdings die vorherrschenden und zahlreicheren zu sein scheinen, in der Urheimat sowohl als in den von ihnen eingenommenen Ländern. Bemerkenswert ist ferner, daß diese germanischen Stämme, trotzdem, daß die andern, die wir die romanischen nennen dürfen, ihnen an Anzahl überlegen sind, ihnen doch überall Bahn gebrochen, demnach ein geistiges und sittliches Uebergewicht über jene gehabt haben, und daß ihnen die Pflege des Fortschrittes der Menschheit vorzugsweise von der Vorsehung anvertraut zu sein scheint, wie sie auch sämtliche christliche Throne von Europa besetzt haben."

In der Sprache der neueren Rassenkunde ausgedrückt, verstand Klemm unter der „aktiven Rasse" den homo mediterraneus und den homo europaeus, die mittelländische und nordische Rasse und deren Mischprodukte, jedoch mit der Einschränkung, daß er der letzteren ein größeres geistiges und sittliches Uebergewicht gegenüber der ersteren zuschrieb. Unter „passiver Rasse" verstand er die ver-

[1]) Eine neue Ausgabe dieser seltenen, ursprünglich „auf eigene Kosten" des Verfassers herausgegebenen Schrift ist in der Thüringischen Verlagsanstalt in Leipzig veröffentlicht worden.

schiedenen Varietäten des homo niger (Negerrasse) und des homo asiaticus (Chinesen, Mongolen, einschließlich der in Mitteleuropa vorhandenen sogenannten alpinen Rasse). Aus diesen Unterscheidungen geht deutlich hervor, daß er auch die Begriffe Rasse und Nation scharf unterschied und im Fortgang der Untersuchung bei allen Stämmen und Völkern durch eine anthropologische Analyse (soweit die damalige Literatur es gestattete) die Elemente und den Grad der Rassemischung, den Gehalt an aktiver und passiver Rasse festzustellen suchte. Darin beweist er sich als echten naturwissenschaftlichen Kulturhistoriker, daß er bei den verschiedenen Völkern erst eine Schilderung der körperlichen Beschaffenheit, des Charakters und der geistigen Anlagen gibt, und dann die materielle und geistige Kultur vorführt. Wenn man den damaligen Stand der Anthropologie in Betracht zieht, ist es erstaunlich, mit welchem Fleiß und Scharfsinn aus ikonographischen Denkmälern, Reisebeschreibungen, Missionsberichten usw. die anthropologischen Grundlagen der Kulturgeschichte aufgedeckt werden.

Bei der passiven Menschheit unterscheidet Klemm Jäger-, Fischer- und Hirtenvölker: die amerikanischen Jägervölker, die Polarmenschen, die Lappländer, die Samojeden, Ostiaken, Jakuten, Tungusen, die Kalmüken, die verschiedenen schwarzen Stämme Afrikas. Ueberall findet er bei diesen Völkern die körperlichen und geistigen Merkmale der passiven Menschheit.

Die aktiven Völker bieten je nach dem Mischungsgrad mit der passiven eine abgestufte Reihenfolge dar. Im 4. Band werden die Urzustände der Berg- und Wüstenvölker der aktiven Menschheit und deren Verbreitung über die Erde behandelt. Dahin gehören die Tscherkessen, Beduinen und Südsee-Insulaner. Die Tscherkessen beschreibt Klemm als hochgewachsen, mit ovalem Kopf und schmaler, gerader Nase, braunen oder blauen Augen, braunen Haaren und weißer Hautfarbe, letztere bei den Männern durch die Luft etwas ins Gelbliche spielend, bei den Frauen mit einem milden Karminschimmer. „Die Tscherkessen haben mit den bisher von uns betrachteten passiven Völkern alle leiblichen und geistigen Kräfte gemeinsam: die starke Beobachtungsgabe, das starke Gedächtnis, die sichere Beurteilungskraft, aber an Stelle jener Faulheit und jenes Stumpfsinnes finden wir eine geistige Aufgeregtheit, Heiterkeit und ein lebendiges Gefühl für moralische Würde, Ehre, Freiheit und Dankbarkeit.“ Die Körperbeschaffenheit der Beduinen zeigt wohlgebildete Gesichtszüge, schwarze Haare, dunkle Augen. „Die Gesichtsfarbe der Araber ist von der Sonne gebräunt; neugeborene Kinder sind weiß, ebenso die bedeckte, der Sonne nicht ausgesetzte Haut der Frauen, deren Gestalt sehr schlank, deren Gesichtszüge schön sind.“ Die Südsee-Insulaner lassen deutlich eine passive Schicht vom Negertypus und eine aktive Schicht vom hellen Typus unterscheiden. Man findet blonde, braune und schwarze Haare. „Die Hautfarbe der lichten Menschen auf den Markesas- und Tongo-Inseln ist von der der Europäer nur wenig unterschieden, bei kleinen Kindern, bei den vornehmen Frauen ganz weiß, bei den übrigen, die doch stets nackt gehen, gleicht sie der Farbe der Südeuropäer und der europäischen Seeleute. Etwas dunkler, ins kupferbraune reichend sind die Bewohner der Pelew-, Radak- und

Sandwichinseln. Die Neuseeländer und Salomonsinsulaner sind am dunkelsten. Die Haut ist übrigens bei den Vornehmen stets lichter als bei dem gemeinen Volke und wird durch fleißige Einreibungen mit Kokosöl glatt und geschmeidig erhalten."

Auf einer höheren Entwicklungsstufe tritt bei den aktiven Völkern die Staatenbildung in die Erscheinung. Die aktive Rasse findet Klemm auch bei den Völkern Mittelamerikas tätig, in den „Staaten von Alt-Amerika". „Die alten Sagen der Peruaner und Mexikaner melden uns, wie die aus Norden gekommenen weißen und bärtigen Gründer jener Staaten eine zahlreiche Bevölkerung vorfanden, die noch auf den niedern Stufen der Kultur verharrte und in Stämmen zusammenlebend von Jagd und Fischfang sich nährte, ohne eine feste Wohnstätte zu besitzen. Diese Sagen melden ferner, wie jene Herrscher das Volk nicht allein besiegt, sondern auch dasselbe mit den friedlichen Künsten des Ackerbaues, der Weberei, der Tierpflege, der Schmiedekunst bekannt gemacht haben." — „Die Herrscher, welche diese Urbevölkerung zum seßhaften Leben und zu höherer Kultur führten, scheinen, wie die Sage andeutet, von Europa zunächst an der Nordwestküste von Amerika gelandet zu sein, von wo aus sie dem Laufe der Ströme und dem Zuge der Gebirge folgend bis Arauco gelangten. Ihre Denkmale reichen vom südlichen Ufer des Erie-Sees bis in den Golf von Mexiko und bis Peru, und es ist bemerkenswert, daß dieselben, je weiter südlich sie gefunden werden, an Umfang und Vollendung zunehmen. Diese Herrscher waren von lichterer Hautfarbe als die passive Urbevölkerung, und ihre Schädel zeigen edle, kaukasische Formen und niemals die bei den Indianern gewöhnlichen Verunstaltungen, welche Folgen künstlicher Pressung sind. Unter den Denkmälern begegnen wir mehrfach den kaukasischen Gesichtsbildungen, und ich verweise hierbei besonders auf das Werk von Du Paix. Hier finden wir unter anderem eine kleine Terrakotta mit antikem Profil, wie es unter den Indianern wohl nie vorkommt. In der Provinz Tlascala fand der genannte Reisende eine Teponastle oder eine Art Trommel von Holz, auf welcher ein schönes kaukasisches Gesicht ausgeschnitzt ist. Ein anderer Kopf von kaukasischer Form, in Stein geschnitzt, ist wahrscheinlich das Porträt einer ausgezeichneten Person und hat einen Bart; er ähnelt sehr dem bekannten Kopfe eines germanischen Helden im britischen Museum."

Wir sehen in den altamerikanischen Reichen die aktive Rasse in geringer Anzahl unter die Masse der passiven Urbevölkerung treten und sich demnach als Beherrscher und Bildner behaupten, bis ein neuer, gewaltiger Andrang europäischer Helden ihrer Herrschaft ein Ende machte. Aehnliche Erscheinungen begegnen uns im alten Aegypten. „Betrachten wir die körperliche Beschaffenheit der Aegypter, so müssen wir die Bemerkung an die Spitze stellen, daß dieselbe je nach der bürgerlichen Stellung verschieden war, und daß sie im allgemeinen der Gliederung der Gesellschaft nach den verschiedenen Klassen entsprach." Die dunkelste Hautfarbe, wohl infolge Mischung mit Negern, haben die Sklaven, Hirten und Schiffer. Die gewerbetreibenden Bürger sind von braunroter Farbe und haben schwarzes, volles Haar. Die Priester und Krieger sind heller gefärbt. „Wir finden hier kaukasische Physiognomien, sowohl in den Gemälden und

Skulpturen der Denkmäler als auch bei den Mumien. Schön gewölbte Schädel, langes, oft braunes Haar, eine erhabene Nase, ein ausgebildetes Kinn erscheinen bei meist dunkler Hautfarbe." In Champollions Werk über Aegypten findet man hellfarbene Frauen, fleischfarbene Priester und Künstler, die lichtfarbener sind als die Ackersleute.

Die Bevölkerung Chinas gehört ursprünglich der passiven Rasse an, „die aber durch den Zustrom der aktiven Stämme im Nordwesten des Reiches seit Jahrtausenden eine Beimischung erhalten hat, aus welcher jene ganz eigentümliche Nationalphysiognomie hervorgegangen ist, welche die Chinesen vor allen anderen Völkern auszeichnet". „Die Hautfarbe der Chinesen ist die der Europäer (?); diejenigen Männer, welche wenig an die Luft kommen, sowie die Damen der höheren Stände haben eine zarte weiße Haut und gerötete Wangen, wogegen die Arbeiter, namentlich in den südlichen Provinzen, ebenso gebräunt sind, wie die Seeleute von Neapel." Die Physiognomien sind sehr mannigfaltig. Wir finden lange Nasen, Adlernasen und Stumpfnasen in den mannigfaltigsten Verhältnissen zur Stirn, in den höheren Ständen sogar „griechisches Profil mit langen, schmalen Nasen". — Japan behandelt Klemm als Anhang zu China und bemerkt nur, daß die Japaner in Gesichtsbildung und geistigen Eigenschaften den Chinesen sehr ähnlich seien.

Die körperliche Beschaffenheit der Völker des Morgenlandes (des Orients im engeren Sinn) zeigt einen überaus großen Reichtum von Formen, je nach der verschiedenartigen Rassenmischung. Die Malaien stehen der passiven Rasse sehr nahe. „Mehr kaukasische Formen zeigen die Hindu, obschon ihre Hautfarbe zum Teil bei weitem dunkler ist als die der Malaien. Die Parsen erkennt man in Bombay an der hohen kräftigen Gestalt, der gebogenen Nase, den großen schönen Augen und der edlen, griechischen Physiognomie. Die Kaschmirer haben eine sehr helle Gesichtsfarbe, und unter den Kafirs kamen selbst blonde Leute vor, ebenso wie unter den Jeziden, bei denen Buckingham olivenfarbene mit dunklem Haar, als auch weiße mit hellem Haar und blauen Augen fand. Die Georgier und Armenier sind durchgehends schöne Leute mit edlen Gesichtern, die oft an jüdische Bildungen erinnern, nur daß ihre Formen reicher und freier entwickelt sind. — Bemerkenswert ist die Aehnlichkeit zwischen türkischen Physiognomien und denen der chinesischen höheren Stände, namentlich der Kaiser, wie sie uns in den Denkschriften der Jesuiten und auf den Vasen erscheinen, und worin besonders nicht sowohl die schiefe Stellung der Augen als vielmehr das verschwollene Ansehen derselben auffällt. Man könnte diese Augen mandschurische nennen. Bekanntlich gehören die Nordtataren oder Mandschuren dem türkischen Volksstamme an." „Die Frauen des Orients sind je nach der Rassenmischung verschieden. Die schönsten sind die Kaukasierinnen, nach deren Besitz der phlegmatische Türke wie der feuerige Perser mit gleichem Verlangen strebt. Diese Schönheiten zeigen europäische Gesichtsbildung, haben sehr weiße, zarte Haut, blondes oder braunes Haar von seidenartiger Feinheit."

Auch Europa hatte eine passive Urbevölkerung, von deren Sprache die dem finnisch-tschudischen Sprachstamme angehörigen

Mundarten vielleicht als Ueberrest zu betrachten sind; sie zerfiel in zahlreiche, höchst mannigfaltig gegliederte, eigentümliche Völkerstämme, von denen mehrere den alten Griechen und Römern bekannt waren. In den niederen Schichten der europäischen Gesellschaft, außerdem in den nach Norden zurückgedrängten Finnen, in den Bretons, den Iren und vielleicht den Slawen dürften Reste der passiven Völker sich nachweisen lassen.

Zur aktiven Rasse in Europa gehören die Gallier, „Leute von hohem, kräftigem Wuchse, mit weißer Haut und langem blonden oder rötlichem Haar". Die Pelasger waren die ältesten in Griechenland eingewanderten und herrschenden Stämme, die von den späteren Hellenen verdrängt wurden oder sich mit ihnen vermischten. „Treten wir nun den Erscheinungen des hellenischen Volkes näher, so müssen wir zuvörderst die Körperbeschaffenheit derselben ins Auge fassen, die uns durchgehends die edlen Formen der kaukasischen Rasse darbietet. Wer denkt nicht hierbei an die herrlichen Herren- und lieblichen Frauengestalten, an die erhabenen Götterbilder der griechischen Meister. Es sind dies Ideale, welche die Künstler nach den Vorbildern schufen, die ihnen das Volk in den Gymnasien und Kampfspielplätzen darbot. Diese Künstler stellten den menschlichen Körper in allen Lebensaltern, doch vorzugsweise idealisiert vor. Die Liebesgötter, die knochenwürfelnden Mädchen, die Genien, die halbwüchsigen Amoren, Ganymed, die Uymten, der knabenhafte Apoll, der fröhlichem Lebensgenuß sich widmende Bacchus mit seinem übermütigen, fröhlichen Gefolge von Frauen und Satyrisken, dann die liebliche Aphrodite mit dem schmachtenden Augenpaare, sowie die kuhaugige, erhabene Here, die strenge, fast jünglinghafte Diana, die denkende Pallas Athene, deren Sinn auf Erfindung und Forschung gerichtet ist, endlich der unbezwingliche Herakles, der schlanke Ares mit einer Muskulatur, welche die Härte und die elegante Biegsamkeit des Stahles in sich vereinigt, dann der Vater der Götter und Menschen, Zeus, dessen Haupt in die Wolken ragt, — alle diese Gestalten, sowie die der Heroen, dann die Sieger in den Kampfspielen, zeigen uns Formen, deren Urtypus der kaukasischen Rasse angehört. Sie zeigen uns Formen, wie die Natur sie nur selten an einem Individuum vereinigen mag, und die namentlich durch ihre Harmonie entzücken. Das Klima, vorzugsweise aber die Lebensart der Griechen trug jedoch wesentlich dazu bei, diese Formen zur harmonischen Entwicklung gelangen zu lassen. Adamantios, ein christlicher Arzt des fünften Jahrhunderts, sagt in seiner Physiognomie: »Wenn man den hellenischen und jonischen Menschenschlag genau betrachtet, so bietet er ziemlich große Männer, die breit, aufgerichtet, wohlgebaut, von weißer Haut und blond sind. Sie haben mittlere wohlgeformte Muskeln, schlanke Schenkel, schönen Wuchs, einen eiförmigen Kopf, einen starken Nacken, blondes, seidenes, weiches Haar, ein viereckiges Gesicht (?), zarte Lippen, eine gerade Nase, blaue, feuchte, muntere, viel Feuer enthaltende Augen, wie denn das hellenische Volk unter allen anderen die schönsten Augen hat.«"

Was die körperliche Beschaffenheit der Römer betrifft, so bildet das römische Männergesicht, wie das griechische, ein schönes Oval; allein in der Bildung der Stirne, der Nase und des Kinns zeigt das-

selbe festere Formen. „Die Büste des Marcus Agrippa, des Marcus Antonius, des Germanicus, des Nero, Galba, Vespasianus und Titus, des Nerva, Trajanus und Hadrianus möchte ich vorzugsweise als die entschiedendste Ausprägung der römischen Männerphysiognomie betrachten, die außerdem aus niederer Sphäre in großer Fülle auf der Trajansäule vorkommt. Die in den Denkmalen vorkommenden Frauengesichter zeigen mildere Formen, namentlich die Nase und Kinn. Die Hautfarbe der Römer war die weiße, die aber durch die Luft bei den Männern eine kräftigere Färbung angenommen hatte. Die Farbe der Augen und der Haare war im Durchschnitt dunkel und Blondheit eine Seltenheit, wie dies noch jetzt unter den geborenen Römern der Fall ist."

Die Germanen gehören zur aktiven Rasse der Menschheit. „Ihr ebenmäßiger, schlanker und dennoch muskulöser und kräftiger Körperbau, ihre weiße Hautfarbe mit zarter Rötung auf den hervortretenden Teilen, die hellen, lebenvollen Augen, die blonden oder braunen Haare, Schädelbildung und Gesichtsform, namentlich aber die Kraft und Schärfe ihres Geistes, der Reichtum ihres Gemüts, von denen die römischen Schriftsteller und die Denkmale ihrer Künstler Zeugnis geben, liefern den genügenden Beweis." Ueber den Einfluß der Germanen auf die romanischen Völker schreibt Klemm: „Die germanischen Stämme wirkten aber nicht bloß zerstörend und vernichtend auf die unterworfenen Völker, wie z. B. die Perser auf die Aegypter; sie brachten denselben vielmehr neue geistige, vornehmlich aber moralische Elemente zu, aus denen mit vorgefundenen Kulturresultaten neue Schöpfungen sich allgemach entwickelten. Das Familienleben erholte sich aufs neue, dem weiblichen Geschlecht wurde eine ehrenvollere Stellung zuteil, als es wenigstens im griechischen Teile des römischen Reiches der Fall gewesen war; das monarchische Prinzip schlug festere Wurzeln, das Gemeinde- und Städtewesen entwickelte sich freier, die Schiffahrt wurde wieder ausgebildet und die Mittel des Verkehrs in jeder Richtung vermehrt; das Kriegswesen erhielt eine neue Gestalt; vor allem aber blühte die Dichtkunst, die Baukunst und die Musik in einer großartigen Weise, aus welchen dann die anderen bildenden Künste herrlich sich entfalteten." — „Germanische Dynastieen besetzten allgemach alle Throne Europas, wie sie dann auch ein Jahrtausend hindurch den ersten Thron der Christenheit inne hatten." — „Von den germanischen Völkern ging die höhere Stellung der Frauen aus, welche namentlich in den von Franken, Burgunden und Westgoten eingenommenen gallischen Landschaften zu jener Chevalerie sich ausbildete, welche den Adel des 12. und 13. Jahrhunderts zu ritterlichen Taten, Gesang und Dichtung entflammte. Nächstdem bildete sich die Verfassung des Staates und der Kirche im gesamten Westeuropa gleichmäßig aus, und die germanischen und romanischen Nationen fanden im Kaiser und im Papst ihre Kulminationspunkte, wie dann Adel und Geistlichkeit die Blüten an diesen beiden Grundsäulen bilden. Die römische Sprache blieb für Staat, Kirche und Wissenschaft die herrschende; der Dichtung blieben die germanische und neufränkische anheimgestellt. Die keltische zog sich auf enge Bezirke zurück, in deren Nähe sich dann jene Sprache aus der innigen Verschmelzung der germanischen und romanischen herausbildete,

welche in Neuseeland wie in Hindostan, in Amerika wie am Kap der guten Hoffnung die herrschende ist. Endlich bildete sich auch eine allen christlichen Westeuropäern eigentümliche Kunst, zunächst aus der Verschmelzung der griechischen Stein- und der nordischen Holzkunst."

IV.

Bei einem Vergleich der Leistungen Klemms und Gobineaus auf dem Gebiete der Rassetheorie ist zu bedenken, daß des ersteren Hauptziel eine Kulturgeschichte war, in welcher die Lehre von den Menschenrassen nur den natürlichen Ausgangspunkt der Betrachtung bildete. Gobineau dagegen machte das Problem der Ungleichheit der Menschenrassen selbst zum Gegenstand der Untersuchung und mußte daher auf diesem Gebiete manches entdecken, was Klemm noch verborgen geblieben war.

Unter den Irrtümern, denen beide verfallen sind, ist besonders die Annahme einer Einwanderung der aktiven Rasse aus Asien zu nennen, während diese in Wirklichkeit in Europa heimisch ist, und im Gegenteil die sogenannte passive Urbevölkerung Europas (der homo alpinus) aus Asien stammt. Während aber Klemm den Menschen nach seiner körperlichen und geistigen Seite ganz naturwissenschaftlich auffaßte, hielt Gobineau am theologischen Dogma der biblischen Schöpfungsgeschichte fest und lehnte die Darwinsche Theorie, die in der Folge für den Ausbau der Rassetheorie von größter Bedeutung wurde, in ganz unverständiger Weise ab. Man erschrickt förmlich, wenn man in der Vorrede zur zweiten Auflage seines Werkes liest, wie er sich gegen den Darwinismus ereifert und gegen die „angebliche Vertiefung der Gelehrsamkeit, die unter dem Namen »prähistorische Studien« lautes Aufsehen in der Welt erregt hat". „Man muß die prähistorischen Kongresse und ihre Unterhaltungen zu respektieren wissen. Der Sinn dafür wird vorübergehen, wenn ein derartiger Unfug noch ein wenig weiter getrieben wird, und die abgestoßenen Geister alle diese Narreteien einfach auf ihr Nichts zurückführen werden. Nach dieser unausbleiblichen Reform wird man endlich den Anthropoiden des Herrn Professor Haeckel, Leuten, die einen so unpassenden Gebrauch davon machen, ihre Kieselhacken und Glaslavamesser aus der Hand nehmen."

Es muß Sache des Biographen sein, diesen Windmühlenkampf gegen jene „Hirngespinste", wie auch das ablehnende Verhalten gegen Klemm und den animus des Grafen psychologisch richtig zu deuten. Hier soll nur darauf hingedeutet werden. Andererseits verdanken wir Gobineau eine ganze Reihe von neuen historisch-anthropologischen Erkenntnissen, die als ein wirklicher Fortschritt bezeichnet werden müssen.

Erstens hat Gobineau die Dauerhaftigkeit der Rassetypen gegenüber klimatischen Einflüssen betont und eine Menge Beweise dafür erbracht, „daß der Dauerhaftigkeit der Typen bei den Rassen über jede Anfechtung, und so stark, so unerschütterlich dasteht, daß der vollständige Wechsel der Lebenssphäre nichts zu ihrer Zerstörung vermag, solange nicht eine Vermischung eines Menschenzweiges mit anderen auftritt". Im Zusammenhang damit hat er den Wahn von

der „unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit“ der Rassen gründlich zerstört.

Zweitens hat Gobineau die ursächlichen Beziehungen von Rasse und Sprache und den Einfluß der Rassemischung auf die Sprachbildung in glänzender Weise dargelegt, — ohne jedoch auf die historische Philologie irgendeinen Einfluß ausgeübt zu haben.

Drittens hat er das Problem der Rassemischung in einer viel tieferen Weise erfaßt als Klemm. Während dieser in der Vermischung der aktiven Rasse mit der passiven nur die günstigen Folgen und in ihrer Verschmelzung sogar das wohltätige Ziel der ganzen Geschichtsentwicklung sah, erkannte Gobineau, daß diese Vermischung für die höhere Rasse zugleich eine Verschlechterung bedeute und schließlich, je weiter die Mischung fortschreitet und die höhere Rasse ausstirbt, der Untergang aller Zivilisation droht. Doch weiß Gobineau auch etwas zugunsten der Rassemischung zu sagen, was indes eine ungeheuere Absurdität ist: „So ist die künstlerische Begabung, den drei großen Rassen gleich fremd, erst aus der Ehe der Weißen mit den Negern erwachsen.“ Auch scheint mir das andere Moment, das zugunsten der Rassemischung angeführt wird, unbegründet zu sein, „nämlich, daß wir ihnen sehr viele Verfeinerungen in Sitten, Begriffen und Glauben, vor allem aber Milderung der Leidenschaften und Triebe verdanken.“

In Gobineaus Rassenbuch taucht zum erstenmal die „arische Frage“ auf; und dies nötigt uns, seine speziellen Anschauungen über die Einteilung der Menschenrassen näher zu beleuchten. Der Grundgedanke seiner Lehre über den Zusammenhang von Rasse und Kultur ist in der Vorrede also formuliert: „Nachdem ich erkannt hatte, daß es starke und daß es schwache Rassen gibt, bin ich vornehmlich darauf ausgewesen, die ersteren zu beobachten, ihre Anlagen zu ergründen und vor allem der Kette ihrer Stammregister nachzugehen. Indem ich diese Methode befolgte, habe ich mich überzeugt, daß alles, was es an menschlichen Schöpfungen, Wissenschaft, Kunst, Zivilisation, Großes, Edles, Fruchtbares auf Erden gibt, auf einen einzigen Punkt zurückführt, nur einem und dem nämlichen Keim entsprossen, nur aus einem einzigen Gedanken erwachsen ist, nur einer einzigen Familie angehört, deren verschiedene Zweige in allen gesitteten Gegenden des Erdballs geherrscht haben.“ Wer ist diese „einzige Familie“? Er nennt sie die weiße Rasse. „Die Geschichte zeigt uns, daß jede Zivilisation von der weißen Rasse herstammt, daß keine ohne die Beihülfe dieser Rasse bestehen kann, und daß eine Gesellschaft nur in dem Verhältnis groß und glänzend ist, als sie die edle Gruppe, der sie ihr Dasein verdankt, sich länger erhält und als diese Gruppe selbst zum erlauchtesten Zweige der Gattung gehört.“ Unter der „weißen Rasse“ versteht Gobineau die Stämme Europas und West- und Südasiens, mit biblischer Bezeichnung: die Hamiten, Semiten und Japhetiden, die er der gelben und schwarzen Rasse gegenüberstellt.

Was nun die Morphologie der weißen Rasse anbetrifft, so meint er, „daß die körperliche Beschaffenheit der Weißen von Anfang an eine Mannigfaltigkeit in den Typen aufwies“.[1]) Der „unbestreitbar

[1]) Fast wörtlich so bei Klemm. Wie auch manche andere Ausdrucksweise wie eine Reminiszenz aus Klemm klingt, dessen Buch Gobineau aus Referaten sicher gekannt haben muß.

edelste Zweig der weißen Rasse" sind die Arier, unter denen er bald im engeren Sinne nur die asiatischen, bald die gesamten Zweige dieser „erlauchten Menschenfamilie" versteht. Die arische ist die blonde Rasse; doch vermissen wir bei Gobineau die klare Vorstellung über die anthropologischen Merkmale des brünetten Zweiges der weißen oder „kaukasischen" Rasse, wie sie bei Klemm zutage tritt.

Im allgemeinen muß man gestehen, daß Gobineau zu den Grundanschauungen Klemms über die Bedeutung der Rassen für die Kulturentwicklung nichts Neues hinzugefügt hat, daß er aber in den besonderen Beziehungen zwischen Rasse und Kultur wichtige neue Gesichtspunkte aufgestellt, und im einzelnen zahlreicheres Beweismaterial erbracht hat, als es Klemm möglich war. Und vergleichen wir die Lehren von Klemm und Gobineau mit dem gegenwärtigen Stand der anthropologischen Geschichts- und Gesellschaftstheorie, so ist zu bekennen, daß jene im einzelnen viele Verbesserungen und Ergänzungen erfahren haben und noch mehr erfahren werden, daß aber ihre Grundanschauungen durch die fortschreitende Erkenntnis auf das glänzendste bestätigt worden sind. Von einer „Widerlegung" Gobineaus kann nicht die Rede sein.

Zur somatischen Charakteristik des Talentes und Genies[1]).

Dr. A. Reibmayr.

Es ist naheliegend, daß man schon öfter versucht hat, die Diagnose des Talentes und Genies durch somatische Charaktere zu stützen. So sehr sich auch die Anatomen bemüht haben, sichere Anhaltspunkte, besonders was das Gehirn anbelangt, zu finden, so ist doch dabei nichts von Bedeutung herausgekommen. Nicht, daß solche Unterschiede im Gehirn nicht existieren, aber sie sind eben unseren Sinnen und Instrumenten nicht zugänglich. Man wird natürlich, wenn starke pathologische Veränderungen im Gehirn vorhanden sind, ein negatives Urteil abgeben und das Vorhandensein eines Talentes und Genies bei einem solchen Gehirn ausschließen können. Aber ein positives, somatisches Merkmal ist bis dato an der Leiche nicht entdeckt worden, wonach man eine sichere Diagnose auf Talent und Genie machen könnte.

Was die Form des Schädels und den Inhalt desselben, also die Größe und das Gewicht des Gehirns betrifft, so sind hier besonders die Rassenunterschiede maßgebend. Die Extreme dieser somatischen Charaktere haben zweifellos einen diagnostischen Wert für die erstiegene Kulturhöhe, und es sind natürlich diese somatischen Rassen- und nationalen Charaktere auch in bezug auf die Qualität der Talente und Genies dieser Rasse ausschlaggebend. Aber innerhalb einer Nation, einer Rasse oder einer größeren Familie werden sich die kleineren, feineren somatischen Unterschiede, welche für die Züchtung der talentierten und genialen Anlage maßgebend sind, stets sowohl der mikroskopischen

---

[1]) Im Anschluß an unsere letzten Veröffentlichungen über den physischen Typus des Genies dürfte dieser Aufsatz, den wir mit Bewilligung des Herrn Verfassers dem 2. Bande seines neuen Werkes „Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies" entnehmen, von besonderem Interesse sein. — Red.

als auch der makroskopischen Diagnose entziehen. Dies wird um so mehr der Fall sein, je mehr disharmonische oder feinere pathologische Veränderungen des Gehirns hier mitspielen. Die talentierte Anlage kann bei allen Rassen und Nationen unter günstigen Züchtungsverhältnissen zur Entwicklung kommen und der Unterschied in der Qualität des Talentes zweier in der Kultur weit abstehenden Rassen wird zweifellos schon mit der bereits gezüchteten Größe und dem Gewicht des Gehirns in einem organischen Zusammenhang stehen. So wird auch zwischen dem Gehirn eines talentierten Negers und eines talentierten Ariers fast immer ein Unterschied im Gewichte und der Größe des Gehirns vorhanden sein. Natürlich würde das noch mehr bei der feineren nicht demonstrierbaren Konstruktion des Gehirns zu beobachten sein. Bei den Gehirnen einer und derselben Rasse aber gibt es, wie gesagt, keine sicheren somatischen Charaktere des Gehirns, die wir für das talentierte oder geniale Gehirn als typisch bezeichnen könnten und der beste Anatom würde nicht imstande sein, unter einer größeren Anzahl von europäischen Gehirnen das geniale Gehirn als solches mit Sicherheit zu erkennen, noch weniger das talentierte Gehirn vom genialen zu unterscheiden.

Wenn es auch mitunter zutrifft, daß ein genialer Mann einen auffallend großen Kopf hat, wie z. B. Perikles, Helmholz und wohl auch Beethoven, so trifft das auch bei ganz gewöhnlichen Menschen, ja sogar bei Kretins zu. Ein solcher abnorm großer Schädel ist in der Regel als ein Produkt der Erkrankung der serösen Häute in der Jugend (geheilter Wasserkopf) anzusehen. Man hat auch versucht, an den wichtigsten Sinnesorganen, an denen sich die künstlerische Begabung am meisten äußert, am Auge und Ohr, somatische Unterschiede zu finden. Mozarts und Beethovens Gehörorgan sind von Anatomen erfolglos untersucht worden. Gerade das Beethovensche Gehörorgan kann uns beweisen, daß auf diesem Wege nichts Sicheres zu eruieren ist. Denn das äußere Ohr Beethovens war wohl abnorm, aber in negativer Richtung. Das wichtigere Gehörorgan, das innere Ohr, welches bei Beethoven bis zum Schluß des Lebens ausgezeichnet funktionierte, entzieht sich aber vollständig jeder feineren Untersuchung.

Weinberg ist dieser Frage in einem größeren Aufsatze „Gehirnform und Geistesentwicklung“ in der „Politisch-anthropologischen Revue“ nähergetreten, und hat in demselben alle bisherigen Forschungsresultate zusammengetragen. Er glaubt zum Schlusse, daß man heute doch Hoffnung haben kann, der Lösung dieser Frage auf anatomischem Wege im bejahenden Sinne entgegenzusehen. Ich kann diese optimistische Ansicht nicht teilen und glaube, daß wir hier vor einer so feinen Arbeit der Natur stehen, daß ihre Erforschung — wenigstens auf dem anatomischen Wege — uns niemals ganz gelingen wird. Die wichtigsten Charaktere des Talentes und Genies, die bessere Gangbarkeit gewisser Nervenbahnen und -Zentren, die größere Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit des Geistes an sich dürfte stets, so sicher feine anatomische Veränderungen denselben zugrunde liegen, unseren Untersuchungsmethoden entgehen.

Wenn es aber wahr ist, daß der Geist sich den entsprechenden Körper modelt, so muß es dafür im Leben möglich sein, das Talent

und Genie somatisch zu erkennen. Das ist nun häufig der Fall, und das Talent und Genie hat etwas in seinem körperlichen Aussehen und Wesen, was es häufig auffallend von dem gewöhnlichen Durchschnitt unterscheidet und woran man besonders das „Geniale“ in einem Menschen zu erkennen in der Lage ist. Bei allen wirklich großen Männern prägt sich die höhere geistige Fähigkeit auch körperlich aus, besonders in ihrer Art und Weise sich zu bewegen, in ihrem Ausdruck des Gesichtes usw.

Schopenhauer sagt von diesem „genialen“ Aussehen: „Der Stempel der Gewöhnlichkeit, der Ausdruck von Vulgarität, welcher den allermeisten Gesichtern aufgedrückt ist, besteht eigentlich darin, daß die strenge Unterordnung ihres Erkennens unter ihr Wollen, die feste Kette, welche beide zusammenschließt, und die daraus folgende Unmöglichkeit, die Dinge anders als in Beziehung auf den Willen und seine Zwecke aufzufassen, darin sichtbar ist. Hingegen liegt der Ausdruck des Genies, welche die augenfällige Familienähnlichkeit aller Hochbegabten ausmacht, darin, daß man das Losgesprochensein, die Manumission des Intellektes vom Dienste des Willens, das Vorherrschen des Erkennens über das Wollen, deutlich darauf liest; und weil alle Pein aus dem Wollen hervorgeht, das Erkennen an und für sich schmerzlos und heiter ist, so gibt dies ihren hohen Stirnen, ihrem klaren, schauenden Blicke, als welche dem Dienste des Willens und seiner Not sie nicht untertan sind, jenen Anstrich großer, gleichsam überirdischer Heiterkeit, welche zuzeiten durchbricht und sehr wohl mit der Melancholie der übrigen Gesichtszüge, besonders des Mundes, zusammensteht, in dieser Bezeichnung aber treffend bezeichnet werden kann durch das Motto des Jordanus Brunus: »In tristitia hilaris, in hilaritate tristis.«“

„Geburt und Geist geben“, sagt Goethe, „dem, der sie besitzt, ein Gepräge, das sich durch kein Inkognito verbergen läßt. Es sind Gewalten wie die Schönheit, denen man nicht nahe kommen kann, ohne zu empfinden, daß sie höherer Art sind.“

„Voilà un homme!“ sagte Napoleon in Erfurt, als er Goethe gesehen hatte. Napoleon hat damit die kürzeste und prägnanteste Bezeichnung für den Eindruck, den ein echtes Genie hervorruft, gefunden. Das gesunde Genie ist eben die höchste erreichbare Variation des Typus Mensch, es ist der wahre und echte Mensch.

Goethe muß wirklich diesen Eindruck in hohem Grade hervorgerufen haben. Wir besitzen noch eine Beschreibung dieses Eindruckes von Wieland bei seinem Einzug in Weimar.

Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Auges voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken,
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig daher! — — — —
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt!
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken so ganz gereinigt! — — —
Das laß mir einen Zauberer sein!

Auch das Talent als ein höher gezüchtetes Wesen trägt diesen somatischen Stempel des Auszeichnenden häufig unverkennbar an sich, besonders wenn es nicht erst ein persönlich gewordenes Talent, sondern bereits ein kastenmäßig gezüchtetes ist, also bereits mehrere talentierte Vorfahren gehabt hat. Aber zum Unterschied vom Genie hat dieses körperlich auffallende Kennzeichen des Talentes etwas mehr spezifisch Typisches, weniger Individuelles an sich.

Wir finden dies besonders beim kastenmäßig gezüchteten politischen Talente, den Herrscher- und kriegerischen Talenten, die aus dem Adel und Kriegerkasten hervorgehen. Aber auch das sekundäre Talent, wenn es in Familien, Zünften und Kasten bereits länger gezüchtet wurde, erhält einen gewissen körperlichen Typus, der unverkennbar ist. Ich erinnere hier nur z. B. an den Gelehrten-, den Arzt-, den Pastorentypus usw. In jedem gebildeten Stande, in dem einigermaßen Inzucht herrscht, und wo der Sohn gewöhnlich den Beruf des Vaters ergriffen hat, werden solche somatische Typen freilich nur für den feineren Beobachter erkennbar gezüchtet. Das war natürlich in den früheren Jahrhunderten der vorwiegenden Zünfte- und Ständeinzucht mehr der Fall als heute, wo das bereits beginnende Blutchaos alles verwischt und auch körperlich charakterlos macht.

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß die körperliche Kleinheit bei den Genies ein so häufiger somatischer Charakter sei, daß hier ein kausaler Zusammenhang zwischen Genie und Körpergröße bestehen müsse. Entwicklungsgeschichtlich ließe sich dieser Zusammenhang aus der lex parsimoniae naturae erklären, da einer außerordentlichen Entwicklung der geistigen Fähigkeiten gewöhnlich ein Minus an körperlichen Kräften gegenübersteht. Daß im Durchschnitt das Genie bezüglich seiner Körpergröße eher unter der mittleren Größe seiner Nation oder Rasse bleibt, der es entstammt, scheint richtig zu sein, obwohl wir hierfür nur auf sehr unverläßliche Angaben in den Biographien angewiesen sind. Aber einen Züchtungszusammenhang kann ich hierin nicht finden. Erstens widerspricht die Kleinheit der Kretins und die gewöhnliche Schwäche der Intelligenz der Zwerge und Zwergvölker der obenerwähnten Anwendung der lex parsimoniae naturae auf dieses biologische Problem. Ferner müssen wir überhaupt die Rassenanlage berücksichtigen. Die Genies, die z. B. in Japan und unter den romanischen Völkern gezüchtet werden, werden von Hause aus alle klein sein, während wir unter den deutschen, englischen und slawischen Völkern zahlreiche Genies kennen, die groß sind oder wenigstens nicht unter das Mittel herabgehen. Dafür aber, daß das Genie meist unter der Durchschnittsgröße seiner Rasse, seiner Nation zurückbleibt, gibt es auch eine andere biologische Erklärung. Ich habe im ersten Bande einigemal darauf hingewiesen, daß die Genies wenigstens mit e i n e r Ahnenreihe gewöhnlich aus sehr alten, gut immunisierten Familien stammen. In diesen Familien aber herrscht, nachdem sie anfangs durch einige Generationen die mittlere Größe überschritten, stets die Tendenz zur Kleinheit der Statur vor. Dies tritt besonders auffallend, wie ich in meiner Arbeit über die Ehe der Tuberkulösen nachgewiesen habe, bei Familien auf, die schon durch mehrere Generationen mit dieser Krankheit gekämpft haben und gegen dieselbe bereits gut immunisiert sind.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so kann man wohl sagen, daß bei den Genies wohl eine Tendenz zur kleineren Statur im Vergleich zum Durchschnitt der Größe der Nation oder Rasse besteht, daß aber auf einen kausalen Nexus mit der Züchtung der genialen Anlage daraus nicht geschlossen werden kann, sondern daß dies wahrscheinlich mit anderen biologischen Ursachen zusammenhängt.[1])

Germanisches aus Spanien.

Dr. Joh. Jungfer.

Meine flüchtige, doch mir unvergeßliche Bekanntschaft mit Ludwig Woltmann verdanke ich einem Aufsatz über germanische Ortsnamen Spaniens in der „Deutschen Erde" 1905, der sein Interesse erregte und ihn veranlaßte, in Briefwechsel mit mir zu treten. So oft er seitdem bei seinen Studien Namen oder Notizen fand, die mich interessieren konnten, nahm der Vielbeschäftigte sich die Zeit, mir zu schreiben, und im Dezember 1906 während eines kurzen Aufenthaltes in Berlin besuchte er mich noch am späteren Abend, nachdem er den ganzen Tag in der Bibliothek gearbeitet hatte, erschien aber so frisch und sprach so lebhaft von seinen weiteren Arbeits- und Reiseplänen, daß ich den Eindruck einer durch die Kämpfe und Enttäuschungen des Lebens ungebeugten, kraftvollen Persönlichkeit empfing. Noch unmittelbar vor seiner Abfahrt nach Italien schrieb er mir am 22. Januar 1907 zweimal aus Solingen: „Morgen reise ich nach Italia bellissima ab" . . . und: „Kurz vor der Abreise noch eine Bemerkung" . . . mit dem Poststempel 10—11 N., also vielleicht die letzten in der Heimat von ihm geschriebenen Worte! Wir hatten verabredet, daß ich eine Ergänzung des onomatologischen Teiles seiner beiden letzten Werke für die Revue schreiben sollte. Leider konnte ich mein Versprechen nicht früher erfüllen, und so erscheint denn dieser Aufsatz erst zur ersten Wiederkehr des Todesdatums des Verewigten.

Niemals ist von Woltmann behauptet worden, daß der Familienname allein die germanische Herkunft verbürge, da in späteren Jahrhunderten viele Romanen die Namen der herrschenden Klasse annahmen; vielmehr sind stets von ihm die Genealogie und der physische Typus als einzig sichere Beweise bezeichnet worden. Indes hat auch der

---

[1]) Zu dem in Rede stehenden Thema hat jüngst auch Dr. Otto Ammon in der „Deutschen Welt" (1907, Nr. 13) das Wort ergriffen. Er resümiert: „Was bis jetzt an Arbeiten im Sinne des Verfassers (Josef Popper) vorliegt, von Chalumeau, Galton und mir, läßt eher darauf schließen, daß, wie die höheren Berufsarten sich im allgemeinen aus größer gewachsenen Menschen füllen, so auch die Höchstbegabten meist groß und stark gewachsen sind. Galton sagt, er habe immer gestaunt, bei den Naturforscherversammlungen einer wahren Elite stattlicher Männer zu begegnen. Es kommt aber sehr darauf an, auf welchem Gebiet die Genialität sich äußert. Ein Denker wie Kant konnte klein und schmächtig sein; seine Genialität wohnte in seinem Gehirn. Aber die großen Vollbringer müssen gesund und stark sein; Beispiel: Bismarck. Die Hauptsache, die Popper kaum berührt, ist doch der Schädel; eine Spezialbegabung kann sehr bedeutend sein und doch in einem verhältnismäßig kleinen Gehäuse Platz haben; aber je vielseitiger die Begabung ist, desto größer ist das Hirngebein. Beispiel: Wieder Bismarck, der einen der größten jemals vorgekommenen Schädel besaß." (Red.)

germanische Name eine bedingte Beweiskraft: nämlich für die älteren Zeiten etwa bis zum achten Jahrhundert und für den alten Adel, also auch den hohen Klerus.[1] Wenn aber romanische Kritiker von „tendenziösen Etymologien“ sprechen und sich sogar auf Voltaires Definition der Etymologie berufen, so kennen sie weder die altdeutsche Namenwelt noch die Auffassung berufener Philologen, wonach das germanische Element in den romanischen Personennamen des Mittelalters stärker ist als alle anderen miteinander.[2] Auch solche ganz romanisch verkleideten und gewöhnlich verkannten Namen wie Bonaparte, Boieldieu, Murillo vermochten Woltmann nicht zu täuschen, und daß unter den zahlreichen Etymologien manche irrtümlich oder zweifelhaft ist, ändert das allgemeine Ergebnis nicht und beweist nichts gegen seine Methode.

Das alte Adelsgeschlecht der Bonaparte führt, wie schon Gregorovius bemerkt hat, den bei den Langobarden verbreiteten Namen Bonipert, für dessen Anlehnung an rom. parte die von westgotischen Personennamen mit got. bairhts, ahd. beraht clarus gebildeten Ortsnamen Spaniens Analogien bieten: in Galicien Alemparte (Allanbert, vergl. d'Alembert), Delaparte (Dalbert, d'Albert) und Lamparte (Lantbert); in Vizcaya Vidaparte (Widbert) und auf Mallorca Llombarts, Son Llompart[3] (Laumbert). Bonibert erscheint in Aragonien als Puibert, auf Mallorca als Bonnabe mit der häufigen Apokope bert be, wie auch aus dem Mittelalter eine Familie Bompar oder Bonapart in Palma bekannt ist.[4] Als moderne Familiennamen finden sich Bompar in Catalonien, Bompard und Bompart in Frankreich; die älteren Bonnivard und Bonnivet gehören gleichfalls hierher, entsprechend dem langobardischen Bonnivert a. d. J. 875.[5]

Der Name des bis ins siebente Jahrhundert nachweisbaren venezianischen Patriziergeschlechtes Dandolo ist das Diminutiv von Dante (Dandi), und dieser kehrt in Nordspanien, mit sala, villar verbunden, als Ortsname wieder: Saldante, Villardante. — In einer catalonischen Urkunde d. J. 949 lernen wir den Priester Tassius kennen,[6] so daß auch der Ortsname Das in Catalonien durch Dasso, Tassi zu deuten ist. — Raffaels Familienname Santi, ursprünglich Sante, bildete in Galicien und Asturien Sante, Sande, Villasante, Villasanti.

Mit Recht nimmt Woltmann einen Teil der Rom-Namen, mögen sie lateinischen noch so ähnlich sehen, für den Stamm hrôm, hruom in Anspruch. Ruama, Roma ist altgermanischer Mannes- wie Frauen-

---

[1]) Woltmann, Die Germanen in Frankreich. 58, 87, 124, 136. Vergl. Pol.-anthr. Revue. 1907. 552.

[2]) W. Meyer-Lübke, Die altportugiesischen Personennamen germanischen Ursprungs. Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1904.

[3]) So, Son, der von ipsum gebildete altcatalanische Artikel, hat auf den Balearen die Bedeutung Gehöft, Bauerngut angenommen und verbindet sich nur mit Personennamen.

[4]) T. de Colle, Genealogia della famiglia Bonaparte. Firenze 1898. Dort wird auch die Sage mitgeteilt, daß die Bonaparte spanischer Abkunft und aus Mallorca nach Corsica ausgewandert seien.

[5]) Bruckner, Die Sprache der Langobarden. 238.

[6]) Villanueva, Viaje literario á las iglesias de España. XIV, 309.

name; daher heißen galicische und asturische Dörfer Roma, und ebenso das nach einem mittelalterlichen Turm benannte Landgut Soto de Roma in Andalusien, einst im Besitz des Herzogs von Wellington. Die Verbreitung dieses Stammes zeigen ferner spanische Ortsnamen wie Romi, Romancos (Rumingus), Romarate (Rumrat), Romariz = (villa) Romarici. Also darf man in dem italienischen Romolo ebensowohl das Diminutiv von Ruom, nhd. Rommel, Rummel, wie lat. Romulus sehen; in einem Romanus des Mittelalters auch Romman-us = Rotman-us, nhd. Romann, entsprechend dem spanischen Ortsnamen Romanones aus (villa) Ro[t]man-onis; im spanischen Romero eher got. Rumhari als romero Pilger (romarius „Romgänger"), wie die spanischen Dorfnamen Romero, Romeor, Romeros schwerlich auf Pilger deuten.

Noch einige bekanntere Persönlichkeiten des neuen Italiens: die Generäle Aliprando, Durando; die Dichter Daneo (Dano)[1]) und Amicis (Amizi oder Amichis? vergl. Aricis neben Arigis), beide Piemontesen; die Gelehrten Garofalo (Gaerwalh), Inghirami, Ingaramo (Ingram).

Daß der feudale Adel in Frankreich germanischen Ursprungs ist, wird wohl auch von französischen Historikern zugegeben, und ich will zwei bekannte Namen anführen, welche für diese Abstammung sprechen. Goethes Königsleutenant, den er Graf Thorane nennt, „eine lange, hagere, ernste Gestalt", hieß Thoranc.[2]) So hat dieser selbst stets geschrieben; in seiner Familie wechselte sonst Thoranc mit Thorenc, und beide Formen werden auch für das Schloß und Städtchen des Namens bei Grasse gebraucht, worin ich die patronymische Bildung Thurinc, Thoring sehe, die von Turinge bei Stockholm über Türkheim (Turing-) bis Toringo in der italienischen Provinz Lucca, Doreng im Département Aisne und Durango in Nordspanien verbreitet ist. — Das Porträt Chamissos, dieser ausgesprochen germanische Charakterkopf, erklärt uns, wie der französische Edelmann einer unserer besten Dichter werden konnte. Die Grafen von Chamisso, die übrigens nicht, wie manche Biographen meinen, ursprünglich Champenois waren, sondern aus Lothringen stammten, schrieben früher auch Chamizzot, Chemizzot, und ich glaube nicht, daß der Name des alten Adelsgeschlechtes auf einen keltischen ON. Cambisonum zurückgeht,[3]) sondern halte es für wahrscheinlicher, daß er dem altdeutschen Hamizo, Hemuzo entspricht.[4])

Zwei andere Dichter von echt deutscher Art waren die Nachkommen bürgerlicher Réfugiés. Die Familie Harenc nannte sich in Deutschland Häring, und der Dichter nach seinem Studentennamen

---

[1]) Ebenso könnte Romeo, wie Woltmann annimmt, Romo sein, falls es nicht aus Romero verkürzt ist, da it. romeo Pilger neben romero vorkommt.

[2]) Goethes Irrtum war seinerzeit in Frankfurt allgemein, und selbst in amtlichen Veröffentlichungen des Königsleutenants liest man gedruckt Thorane, weil die Unterschrift undeutlich war, und das c einem e glich. M. Schubert, Francois de Théas, Comte de Thoranc, Goethes Königsleutenant. München 1896. — Ist Théas etwa Teias?

[3]) Dies ist die Ableitung des Namens bei Hitzig, Leben und Briefe von A. v. Chamisso.

[4]) Chamo, Chaming, Chambert entsprechen den gleichen Namen mit H; ebenso Chillo, Childebert, Chilperich u. a.

Alexis (von lat. alec Hering). — Die Fontane gehörten zur Berliner französischen Kolonie; aber der Name, von des Dichters Großvater noch Fontanes geschrieben,[1]) kommt schwerlich von fontana, fontaine wie Lafontaine, sondern scheint dem altdeutschen Funtan zu entsprechen wie die Ortsnamen Fontan nicht weit von Thoranc und Fontans in Galicien = (villa) Funtan-is.[2]) — Zu den Réfugiés gehören auch die Ancillon (Anzilo), Guichard (Wighart), Ravené (Raban, Raven), Thibaut (Thietbald) u. a.

Bemerkenswert sind die vielen germanischen Namen französischer Militärs: Reynier (Reginher, Reinher), Ney (Niwo), Niel (Niwilo, Nilo; als ON. Son Niell auf Mallorca), Bazaine (Basen), Frossard, Gallifet (Walefret, Gualefret), Thibaudin, Uhrich, Drude (Drudi); Admiral Philibert (Filibert).[3]) — Staatsmänner, Politiker: Carnot (Kernot), Loubet (Lobeto), Doumer (Daumer; als Ortsname in Spanien Domar, Domayo), Regnault (Reginalt), Lépine (Lebine), Bompard.

Künstler, Gelehrte, Dichter: Eiffel (Eiffilo), Harding, Dancla (Tancila), Danica, Isembert, Foucart (Folkhart), Gailhard, Marteau, Quicherat (Kigerat), Audouin, Arnault, Girault, der als Pierre Loti bekannte Viaud (Wigold). Rostand, auch Rostan, Rostaing und it. Rostagno (Rotstain), kommt als ON. Rostan im Dép. B. Pyr. und in der Provinz Valencia vor. Der Ritter Rostagnus nahm an der Eroberung des maurischen Königreiches Valencia im 13. Jahrhundert teil und erhielt von König Jaime el Conquistador eine Landschenkung.[4]) In Navarra erscheint 1209 Pedro de Rostain.[5])

Der reiche, von den spanischen Westgoten und Suewen hinterlassene Namenschatz bedarf noch der Erforschung, besonders in Spanien selbst, wo man geneigt ist, vieles, was germanischen Ursprungs ist, den Iberern, Kelten, Römern oder Mauren zuzuschreiben.[6]) Und doch hat der spanische Adel sich stets seiner Abstammung von den Goten gerühmt, und godo geradezu die Bedeutung „von altem, gutem

---

[1]) Fontane, Meine Kinderjahre. 19. — Vergl. den Namen des Dichters Fontanes unter Napoleon I.

[2]) Solche Genitivformen zeigen die spanischen Ortsnamen Ayamans, Cans (Kan), Goyans, Solans, Tibians, wie Atanes, Guntianes usw.

[3]) Admiral Jauréguiberry ist vielleicht manchem aufgefallen. Er stammte aus Bayonne, und sein Name bedeutet im Baskischen „Neues Schloß“, Neufchâteau, Newcastle. Die meisten baskischen Familiennamen gehen nämlich auf Hausnamen zurück, wie in Spanien Sagasta Apfelgarten, Echegaray Hochhausen u. a.

[4]) Colección de documentos inéditos del archivo general de la corona de Aragón. XI, 279 und 423.

[5]) Arigita, Colección de documentos inéditos para la historia de Navarra. 347.

[6]) Vergl. Godoy Alcántara, Ensayo histórico, etimológico filológico sobre los apellidos castellanos; das Buch gleichen Titels von A de los Rios y Rios und Pérez Pujol, Instituciones sociales de la España goda, dessen Uebersetzungen gotischer Namen meist falsch sind. Selbst Balari, dem wir eine Sammlung germanischer Namen aus den catalonischen Urkunden verdanken, hält mönchische Latinisierungen wie Bonus pater (Bompar, Bonaparte), Bona fos (Bonafus), Leopardus (Leobhart), Vincemalus (Wintemar) u. a. für die ursprünglichen Formen und leitet seinen Familiennamen von dem alten Volke der Balari auf Sardinien ab! José B. y Jovany, Orígines históricos de Cataluña. Barcelona 1899. 522, 565. Für Portugal besitzen wir außer der bereits zitierten Arbeit von W. Meyer-Lübke über die altportugiesischen Personennamen eine Abhandlung von Pedro A. d'Azevedo, Nomes de pessoas e nomes de logares in der Revista Lusitana 1900.

Adel“ erhalten. Daher nennt auch Cervantes in einem Sonett den Ingenioso Hidalgo, um ihn zu ehren, Godo Quijote, und nach einem anderen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts ist es für den spanischen Stolz bezeichnend, „den großen Herren zu spielen und zu sagen: ich stamme von den Goten ab“.[1])

Woltmann zählt eine Reihe altadeliger Namen auf,[2]) die ich durch folgende ergänze: Aguilar (Agilhari), Andrade (Anderad), Fadrique, Galindo — womit Förstemann die Landschaft Galinden in Ostpreußen vergleicht; „der Name wäre dann eine Erinnerung an die baltische Heimat der Goten“ — Nuño (Nunno); Padilla, der Führer der Comuneros unter Karl V (Baduilla; span. padilla bedeutet Backofen), und seine Gattin Maria Pacheco (Bazeko?);[3]) Sandoval (Sandowalt, wie der ON. Anaval), in Spanien durch San Doval oder als ON. in der Provinz Burgos durch sotonoval Waldrodung gedeutet;[4]) Tenorio (Athanharius).

In dem uralten Namen Didacus, dem die späteren Diago, Diego entsprechen, darf man mit Schmeller Thietdac-us sehen, obwohl die Etymologie bestritten ist.[5]) Der spanische Nationalheld hieß Ruy Diaz d. i. Rodrigo, Sohn des Didacus; sein Vater Diago Lainez, Sohn des Lain, in Urkunden oft Flainus = Flen[us]; der Großvater Lain Nuñez usw. — Zu den vornehmen, alten

---

[1]) Baltazar Gracian, Criticon. 1, 7: el querer mandarlo todo y no servir á nadie, hacer del Don Diego y vengo de los godos.

[2]) Hier möchte ich einige Irrtümer Woltmanns berichtigen. Diaz ist nicht = Dietz, Dietrich und Lain nicht = Lan; s. oben. — Die spanisch-portugiesischen Patronymika auf -ez lassen sich nicht als germanische Diminutiva auf izo erklären, sondern nur als (wahrscheinlich romanische) Genitivformen. H. Schuchardt, Die iberische Deklination. Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1907. 52—54. — Der Volksname der Basken kann nicht durch altnordisch waskr Recke gedeutet werden, wie Wilser meint, da der Gleichklang beider Worte ohne Zweifel zufällig ist. Die Basken bezeichnen ihr Volk und Land wie ihre Sprache durch verschiedene, vom Stamme Eusk gebildete Namen; daher wahrscheinlich die *Οὐάσκωνες*, Vascones der Griechen und Römer, wie die iberischen Stamm- und Ortsnamen Ausci (Auch Dép. Gers), Osca (Huesca) u. a.

[3]) Pacheco wird gewöhnlich für den iberischen Namen Paciaecus erklärt, während Schuchardt a. a. O. 52 an span. Paco, bask. Pachico Franz erinnert. Ich halte die Herkunft von Bazeko für möglich, weil z-ch im Spanischen öfters wechseln und die ON. viele Formen des Stammes Baz aufweisen: Torre Pacheco, Pacheca, Baz, Bezan, Bezanes, Bazar, Bezares, Bezmar; in Portugal Bececa u. a.

[4]) Rios y Rios a. a. O. 188. — A. de Morales, Relación de un viage, que hizo al año 1572 en Galicia y Asturias. Cronica general X. — Bei P. de Sandoval, Historia de los reyes de Castilla (Pamplona 1634) 190 findet sich die Volksetymologie, daß König Pelayo an der Leiche des tapferen Ritters Sando Cuervo sagte: „Sando vale! y tal debe ser tu nombre y de tus descendientes.“

[5]) Didacus wurde früher von Yago, Jácobus abgeleitet, indem aus Sant Yago San Diago und daraus Didacus geworden sein soll. Diese Etymologie ist schon deshalb unrichtig, weil der Name ursprünglich Didacus, erst später Diago lautet, und wird von Diez, Grammatik der romanischen Sprachen 156 verworfen, ebenso aber die Herkunft von Thietdacus bezweifelt, weil dem gotischen th im Anlaut nur ein romanisches t, nicht d entspreche. Indes „ein vielgebrauchtes Wort kann sich lautregelmäßiger Entwickelung völlig entziehen“, besonders Namen, wie die spanischen ON. desselben Stammes Dices (Thiezi), Diezma (-man), Dorada (Theoderada) oder Dancos von Thanko, Diomonde von Thiomund bezeugen. Vergl. deutsche ON. wie Sterbfritz, Merkfritz in Hessen aus Starkfrides, Erchinfredis.

Namen gehören ferner Iñigo und Jimeno; die weiblichen Jimena, Elvira, Urraca. Loyola führte den Vornamen Iñigo (nicht den lateinischen Egnatius, Ignacius); dieser lautet in älterer Zeit Ennico, Enneco und entspricht dem germanischen Eniko, Enneko. — Jimeno, nach alter Schreibart auch Ximeno und entstellt Scemeno, ist nicht, wie Alcántara meint, Simeon, sondern Imino mit starker Aspiration, und fem. Jimena ist Imena; so hieß die in Urkunden meist Scemena genannte Gattin des Cid. — Dagegen hat Elvira den ursprünglichen Anlaut verloren; in Urkunden und Grabschriften finden wir dafür Geloyra, Gelvira d. i. Gailowera.

Ein merkwürdiger Name ist Urraca, den im Mittelalter edele Spanierinnen, besonders auch Königinnen und Königstöchter führen,[1] weshalb wir ihn nicht von span. urraca Elster ableiten,[2] sondern wie alle jene vornehmen Namen nur für gotisch halten können. Nun erwähnen griechische und römische Autoren einen Neffen des Ostgotenkönigs Witigis, den sie Oraja nennen, und Wrede vermutet darin Oragja, Hauh-hragja der Hochragende.[3] Die Formen Orraca, Hurraca neben Urraca in spanischen Urkunden und Ortsnamen,[4] sowie der Mannsname Johannes de Urraca a. d. J. 1210[5]) scheinen darauf hinzudeuten, daß die Lösung des Rätsels in jenem Namen zu suchen ist, dessen Verbreitung, auch als Femininum, bei dem westgotischen Adel nur seiner Bedeutung entsprechen würde, und der später, als er mit dem Aussterben der gotischen Sprache unverständlich wurde, die volkstümliche Umdeutung durch urraca erlitt.

Für die germanischen Namen des Klerus mag eine Auswahl aus den westgotischen Konzilsakten d. J. 633—693 zeugen: Alaricus, Ansemundus, Atala, Ataulfus, Atila, Danila, Domarius, Gaudila, Gundulfus, Remesarius, Requisindus, Sabaricus, Trasericus, Wisandus, Witericus, Witiza.[6] Zu den Erzbischöfen von Toledo gehörten: Ildefonso, Sisberto, Sinderedo, Oppas, Sunieredo, Vistremiro, Bonito (Bonido) und Sancho; zu den Bischöfen und Erzbischöfen von Iria und Compostela: Gotumaro, Idulfo, Quendulfo, Sisenando, Ermengildo, Vistruario, Gudesteo und Alvaro de Isorna (Isarna); vergl. den ON. Isorna in Galicien.

Viele der spanischen Genies sind aus dem Adel hervorgegangen: Cervantes und Camões aus alten galicischen Geschlechtern, Calderon und Lope de Vega aus castilischen — beide Familien waren wie der Cid unweit Burgos heimisch — und Calderons Mutter entstammte gleichfalls einem adeligen Geschlechte, das aus dem Hennegau nach Spanien gekommen war und daher den Namen Henao führte. Der Ahnherr der Velazquez wird ein Nachkomme des Königs Fruela von

[1]) Die älteste bekannte Trägerin des Namens ist die Nonne Urraca, welche i. J. 759 eine Urkunde des Klosters San Miguel de Rioja mit unterzeichnete. Llorente, Noticias históricas de las provincias vascongadas. III, 1.

[2]) Diez, Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen 495 verwirft diese Ableitung, ohne eine andere Erklärung zu geben.

[3]) Wrede, Ueber die Sprache der Ostgoten in Italien. 105.

[4]) Risco, Rodrigo Diaz. Apéndice III. — Als ON. finden sich Urraca, Orraca, Doña Orraca, Val de Orraca, Son Orrach.

[5]) Arigita, Colección usw. 163, 169.

[6]) Bezzenberger, Ueber die A-Reihe der gotischen Sprache. Göttingen 1874.

Leon genannt; auch Gomez de Quevedo gehörte dem castilischen, Jovellanos und Campoamor dem asturischen Adel an.

Nirgends in der romanischen Literatur fühlen wir die Blutsverwandschaft so lebhaft wie bei Cervantes — doch ist sein Name germanisch und nicht vielmehr die patronymische Bildung von Servandus? So lautet allerdings die gewöhnliche Erklärung, aber ich glaube nicht daran; denn dieser lateinisch-kirchliche Name, den in Spanien nur die Klosterruine San Servando bei Toledo[1]) und eine andalusische Grabschrift des fünften Jahrhunderts[2]) aufweisen, berührt seltsam neben jenen galicischen Bischöfen oder galicischen Hijosdalgo in Urkunden, wie Fernan de Andrade, Anrique (Anerich), Bermudez (Berimud), Dona Aldosinda, Dona Gundrada und neben Vorfahren des Cervantes, wie Munio Alfonso, Diego, Gonzalo. Cervantes heißt noch heute ein ländlicher Bezirk der galicischen Provinz Lugo, wo wir also die Heimat der Familie zu suchen haben, und ein Dorf in Altcastilien, ein Gehöft daselbst Cervandez; als Flurname findet sich Cervantes in Neucastilien und Estremadura. Damit vergleiche ich folgende ON. im nördlichen Spanien und Portugal, die offenbar dem gleichen Stamme angehören: Ceranzos, Cerlan, Cerbal, Ceramo, Cernan, Cernide und Cerban in Galicien; Cervães oder Cervaens in Portugal (Entre Douro e Minho); Cervatos, Cerviago in Alt- und Neucastilien; Cervol, Cervoles in Catalonien.[3]) Andrerseits gibt es unter den altdeutschen Namen nicht wenige Formen mit **c** an Stelle eines ursprünglichen **g**. Bei Förstemann liest man unter anderen: Acetruda, Acimir, Acimund neben Agetruda, Agimir, Agimund; Aricis und Tanicis; Municerna für Munigerna; Racimbert und Ragimbert; ebenso im Anlaut Cisso, Cisla, Cixila, Cispert neben Giso, Gisila, Gisbert. Daß dieser Lautwechsel auch in Spanien vorkommt, zeigen Cixila, 774—783 Erzbischof von Toledo, sowie die Ortsnamen Villacimil (Agimir) und Acido (Agido) in Galicien, Cimballa (Agimbalda) in Aragon. Endlich bieten auch die Namen zu got. gairu, ahd. gêr Speer bei Förstemann Beispiele: Cerpald, Cerburch und Cearolf. Wie beliebt dieser Stamm bei den Westgoten und Suewen war, das beweist seine Häufigkeit in den Ortsnamen des nördlichen Spaniens, besonders Galiciens und daneben in Asturien, Leon, Castilien, Aragon und Catalonien; vereinzelt erscheint er auch im Süden. Ger, 819 Geri; Gere, Gerri, Geris, Gera, Geria, Geras, Gerla, Gerboles (Gairbold), Gerpe, Gerp und Gerve (Gairbert); Gertusa (Gertruda),[4]) Germar, Germil (Germir), Geral (Geroald), Gerull (Gerulf). Giro, Giros, Girei, Gira, Giranes, Giral, Givar (Gerwar). Garaballa (Gairbalda); Garabato, -os (Gairpato);

---

[1]) Venerunt in Toletum et destruxerunt Sanctum Servandum. Historia Imperatoris Alfonsi. España Sagrada. XXI, 357.

[2]) Hübner, Inscriptiones Hispaniae christianae.

[3]) Pascual Madoz, Diccionario geográfico-estadístico-histórico de España. Madrid 1848—1850. 16 Bände.

[4]) Ebenso Escanduso (Scamtrudus) und Virtus, Virtudes, in Catalonien Verdú (Wirdruth), von d'Arbois de Jubainville, Noms gaulois 141 für ein hispanisches Virodunum, Verdun zu kelt. viros stark in rein iberischem Gebiet erklärt. — Geltrú lautet in einer Urkunde Guisaltrud.

Garabanes, Garabide = -wan, -wid, da gall. **b** oft = v. Carabantes; Caravia, -as (Gerwiha).[1])

Somit dürfen wir auch die spanischen Cer-Namen zu gairu, gêr rechnen und dem Cervantes, gleich dem Abt Cervantius auf dem 16. Konzil von Toledo, den gotischen oder suewischen Namen Gairwant, Gerwant — als altdeutscher Name in Bayern Kaerwant, Kerwant — zuerkennen, entweder in patronymischer Form = Cervandez (s. oben), oder im Genitiv, der auf den Ortsnamen Cervantes = villa Cervantis zurückgehen würde, wie Baldranes = v. Baldramis, Gondulfes in Galicien, Sesnandes in Castilien = v. Sisenandis u. a. — Hieraus ergibt sich für die übrigen Namen: Ceranzos ist = Gerant-us, Cerlan = villa Gerla-nis, Cerbal = Gairebald, Ceramo = Germot,[2]) Cernan = Gernant, Cernide = Gernid, Cerban und Cervaens = Gerwan, -is, Cervatos = Gerwat, Cerviago = Gairwig, Cervol, -es = Gairulf, Gerolf, -is.

Wie zu diesem Lautwechsel die volkstümliche Anknüpfung an cervus, ciervo beitragen mochte, so bei Calderon die Anlehnung an caldera Kessel, augmentiert calderón. Diese Wörter dienen in der spanisch-portugiesischen Toponymie zur Bezeichnung kreisförmiger Gebirgsseen und Zirkusthäler; aber der adelige Name Calderon kann nicht davon hergeleitet werden. Ich zähle ihn zu den Bildungen von hraban, hram Rabe, in spanischen Ortsnamen meist ran, das aber auch nicht selten zu ron verdunkelt ist: Adran, Albaran, Baldranes, Gondrame, Libran, Sindran und Badaran, 1516 Vadaran; daneben Agron, Aguaron und Aciron (Agram); Altron, Estaron (Austram), Cataron (Gadram), Chillaron(Chileram), Libron (Liubram), Mogron (Magiram), Mondron (Mundram), Sindiron und Centrones. — Also geht Calderon entweder auf Chalderam (Förstemann 741) zurück, oder auf den häufigeren Namen Walthraban, Walderam, Gualderam.

In Camões sehe ich Camonis, den Genitiv von Gamo, Camo; entsprechend den spanischen ON. Gamones, Camos[3]) und den portugiesischen Atães, Gontães = Atanis, Gontanis. — Quevedo ist Gairwito, Kerwito; als ON. Quevedo und Queveda (Gairwida) in der Provinz Santander, wie Guvieda = Gauwida, Malvido = Amalwid, Amavida = Amalwida und Longuida = Lungwida, sämtlich in Nordspanien. — Jovellanos, genauer Jove[y] Llanos, „einer der edelsten Patrioten, tüchtigsten Staatsmänner und gediegensten neueren Schriftsteller Spaniens" (1744—1811), zählte zu seinen Vorfahren unter anderen Alvarez Jove, Ramirez Jove, Jove Huergo d. i. Horiko, Horko, und sein von Goya gemaltes Porträt zeigt rein germanische Züge, die an Goethe und Wilhelm v. Humboldt erinnern.[4]) Jove, auch ON. in Asturien und Galicien, kommt schwerlich von einem Jupitertempel, wie Rato de Argüelles in seinem asturischen Wörterbuch meint,

---

[1]) Zu wîh sacer ferner die ON. Alevia (Alavia), Andavias (Antevia), Borovia (Burgwih), Mallavia (Amalwih, vergl. Amalfi), in Aragon Notefies „Traue nicht!" (Notwih).

[2]) Vergl. Huelamo (Holomot), Meijamo (Meginmod), Guisamo (Wismuot).

[3]) Span. gamón bedeutet Goldwurz, Asphodill; gamo Damhirsch.

[4]) Das Porträt findet sich bei R. Oertel, Francisco de Goya. Leipzig 1907.

sondern vom gotischen Gawi, entsprechend Joiram = Gawihram, dem spanischen Familiennamen Jover = Gawihari (vergl. 11. Jh. in Deutschland Goerespach), und den galicischen ON. Goin (Gawin, Goin), Goibe (Gawibert), Goimil (Gawimir), Goiriz (v. Goerici).

In Velasco, patronymisch Velasquez, Velazquez sehen Iberisten den aquitanischen Namen Belexco zu bask. bele Rabe,[1] während Justi, der Biograph des Velazquez, zwischen der baskischen Ableitung und den germanischen Stämmen walha, wela schwankt.[2] Ich halte es für unwahrscheinlich, daß der aquitanische Name in Spanien und Portugal eine so frühe — schon 900 erscheint Graf Rodrigo Velasquez in Galicien — und weite Verbreitung, auch als ON. (Velasco, Velazco, Velascalvaro, Villavelasco, Beasque)[3] finden konnte, und erkläre mir Velasco als gotischen Namen durch Walahisc bei Förstemann 1516. Denn in einer Urkunde des Cid a. d. J. 1074 kommt Diago Valazquiz vor;[4] in Portugal Vallasco[5]) und im Dép. B. Pyr. der ON. Balasque, 1536 Balasco;[6] daher glaube ich, daß Valasco die ursprüngliche Form ist, welche sich zu Velasco verhält, wie Oduwalla zum portugiesischen ON. Odivellas (so schon 1295), oder wie Diago zu Diego.

Francisco de Goya war der Sohn eines einfachen Landmannes bei Zaragoza; aber dem Namen nach gehörten auch seine Vorfahren väterlicherseits, wie es von seiner Mutter bekannt ist — ihr Familienname war Lucientes (Lutsint, Liutsint) — dem Adel an und sind gleich vielen anderen Gallegos aus Galicien ausgewandert; denn nur dort finden sich die Ortsnamen Goya, Goyan, Goyans, Goyanes, Goyas, deren Ableitung von bask. goi Höhe, mit Artikel goya, also unzulässig ist. Sie erscheinen fremd nur wegen des **y**, das für **i** steht wie in Koypold für Goibald bei Förstemann, und man kann in Goia stark verkürzt Gaudila sehen oder, da Goias Gudilas entspricht, Gudila; der Verlust des innervokalischen **l** ist dem Galicischen eigen — gal. Payo, Comba = Pelayo, Colomba; vergl. Beasque — und auch der Schwund des **d** bei der Weichheit dieses Dialektes (wie andalusisch pescao = pescado) natürlich. Die übrigen Formen erklären sich dann als Genitive durch v. Gudilanis oder Gaudilanis.[7]

Unter den großen Seefahrern und Entdeckern führen germanische Namen z. B. Magalhães, Vasco da Gama, Diaz, Alvarado, Alarcon. Magalhães stammte aus Tras os Montes von der Grenze Galiciens, wo das Dorf Magallans liegt. Beide Formen bedeuten v. Magilanis, wie Magallon in Castilien und Aragon v. Magilonis zu Magila, Magilo. — Vasco ist eine Verkürzung von Velasco, da das Portugiesische die häufige Unterdrückung des innervokalischen

---

[1]) Schuchardt, Die iberische Deklination. 67.
[2]) K. Justi, Diego Velázquez und sein Jahrhundert. I, 110.
[3]) Beasque in Galicien; daher B für V und Ausfall des innervokalischen l.
[4]) Risco, Rodrigo Diaz. Apéndice III.
[5]) U. a. Valascus in einer portugiesischen Urkunde d. J. 986, wie mir Senhor P. A. d'Azevedo in Lissabon mitteilte.
[6]) Hier erklärt sich das anlautende B durch den Einfluß des Baskischen, dem das V fremd ist.
[7]) Man vergleiche auch Goyas bekanntes Porträt von Vicente Lopez und seine Selbstporträts in den Biographien von Muther und Oertel.

l mit dem Galicischen gemein hat. — In dem ON. Alarcos, bei den Arabern Alark,[1]) vermute ich got. Alareiks, ahd. Alarich, Alaricus, entsprechend den ON. Madarcos, Butarque, Pitarque, Bolarque = Madaricus, Bodarich, Bitarich, Wolarich — vergl. auch Ariz, Allariz in Portugal und Galicien — ebenso in dem Orts- und Personennamen Alarcon Alaric-on[is].

Spanische Militärs: Fernando Alvarez, Herzog von Alba; Riego; Prim, als ON. Son Prim, Primuy (Brimo, nhd. Priem); Duro, Kindelan (Chintila, Chintilan zu chind, wovon Widukind), Inclan (Ingalant). — Staatsmänner: Requesens, Statthalter der Niederlande (Recosind); Romanones und Romero s. oben; Ruata y Sichar, früher Botschafter in Berlin (Ruada, Sighari).

Gelehrte: Der gefeierte Alchimist und Scholastiker Raimundus Lullus (Lullo, vielleicht Koseform zu Liubilo oder Liudilo) wurde 1235 in Palma auf Mallorca geboren, wo Son Lull als ON. fortlebt, wie in Galicien Lulle. — Acevedo, als PN. und ON. häufig, geht zum Teil vermutlich auf Hathbedo zurück, wie der ON. Adobezo, mit Anlehnung an acebedo Stechpalmenfeld. Aldrete, Altamira vielleicht wie der ON. Altamiros = Aldamir, Amador (Amathari, häufig in ON.),[2]) Apraiz (Abarich), Asin, Balari (Balhari, Walhari), Berlanga (Beriling), Bonilla (Bonila masc.), Campion (Kampo, Kamfio), Castaldo (Gastowalt), Conde (Gundi, Cund; nhd. Kunde), Escriche (Askarich), Galardo, Gayangos, Guerra „Krieg“ (Gerrat oder Werrat, da -rât oft das t abwirft),[3]) Guillamas (Willamarus), Igual (Ingowalt), Madoz (Matgoz), Mayans (Maganus), ebenso patr. Mainez, Palacios (Walatheus mit Anlehnung an palacio), Quadrado (Wadarat), Rabano „Rettich“ (Hraban), Risco, Sainz (Sanzi), Sandoval, Graf Toreno, Tubino (Dubin), Vidart, Vigon, Vigil (Wigeli), Yepes (Gepi). — Portugiesen: Azevedo = Acevedo, Brandão (Brandanus), Lete (Let, Ledi).

Schriftsteller, Dichter: Alarcon, Aleman, Balart, Bazan, Breton, Coloma (Coloman, nhd. Kuhlmann),[4]) Isla (Isla), Lista (Lista), Pelegrin (Bilegrim). Der Name des Dichters Campoamor könnte von einer nicht mehr existierenden Ortschaft herrühren, deren scheinbarer Name „Liebesfeld“ sich durch den altgermanischen PN. Hamar, Hamur erklären würde, wie die ON. Casa de Amar, Amor, Amurrio — oder es lebt in ihm, wie ich vermute, der umgedeutete Name Combolomar[5]) fort mit einer in ON. häufigen Metathesis;

---

[1]) C. F. Seybold, Die geographische Lage von Zallaka-Sacralias und Alarcos. Revue Hispanique 1906.

[2]) Amadorio, Cuarto de Amadores, Rocamador, Amitjer, Amer, 860 Emeterius. Santander heißt in den ältesten Urkunden Sanctus Emetherius; später Sanctus Anderus usw.

[3]) Vergl. die ON. Aldra, Agra, Padura und Salbadura (Badurat), Jodra (Jutrat), Ladra (Ladrat), Llebra (Leibrat), Llodra (Lutrat); Tiedra, 1096 Tedra (Tetrad); Verdura (Virdrat). Also Cintra in Portugal Sintrat? Langobardisch Agesra bei Bruckner 292. — Cat. coloma = columba.

[4]) Ebenso die ON. Asma, Bretoma, Diezma, Huelma, Ragama von Asman, Berthman, Diezman, Holtman, Rakman; in Portugal Cotama von Godeman, Cotman.

[5]) Förstemann 377. Graff, Althochdeutscher Sprachschatz. II, 825.

z. B. Galisteo aus Gisaltheo, Langosto aus Longast, Lendigalesi aus Landegisal-i u. a.

Künstler: Murillo, oder wie der Maler seinen Namen auch schrieb, Morillo[1]) — als ON. Mouril, Murillo, Muriellos, Morillo, Morillones — kommt von Maurilo, Morilo; die Verdoppelung des germanischen diminutiven l ist in Spanien ganz gewöhnlich. Die Maur-Namen haben, wenigstens zum Teil, nichts mit dem Volke der Mauren zu tun, und mehrere lassen sich als urgermanisch erweisen; als gotisch u. a. Maurila.[2]) — Pacheco, Arrufi (Hariulf), Belmonte (Bilimund), Galofré = fr. Gallifet, Gisbert, Guillén, Marguvete (Markobert, wie Bonnivet und der spanische ON. Miravete = Mirabert), Padilla, Roldan (durch Metathesis aus Hrotland, Roland).

Vermögen auch die zahlreichen germanischen Namen allein nichts über die Abstammung zu besagen, so können sie doch im allgemeinen den Glauben an tiefgehende germanische Einflüsse nur verstärken. — Die ersten Spuren des spanischen Dramas lassen sich in den gottesdienstlichen Gebräuchen der Gotenzeit erkennen; von den Arabern ist für die Entwickelung dieser dramatischen Elemente nichts getan, vielleicht aus demselben Grunde, der ihnen Malerei und Bildnerei verhaßt machte. Woher also das klassische Drama und die Blüte der spanischen Kunst, jener von Justi an ihr hervorgehobene „Zug des Ernstes, der Wahrhaftigkeit"? — Ebenso sind im Charakter des Spaniers wesentliche Züge entschieden germanisch: jener Individualismus, der die Grundlage des spanischen Stolzes bildet; die Ritterlichkeit, mögen die Goten auch manche feinere Sitte von den Arabern gelernt haben; der Frauenkult und endlich der religiöse Ernst, aber auch der Fanatismus, den die arianischen Goten seinerzeit gegen die orthodoxen Katholiken bewiesen. Der Stifter des Jesuitenordens war der Sprößling eines alten Adelsgeschlechtes und führte einen germanischen Familiennamen (Recalde = Rekowalt, Rekoald;[3]) vergl. Requesens); ebenso Arbües (Arbo, Arpus; cat. arbós bedeutet Erdbeerbaum), der Inquisitor Aragons, wo sich in der Provinz Huesca der ON. Arbües findet. Jenes Bergland von Oberaragon war neben dem asturischen Gebirge der Hauptherd der gotischen Erhebung gegen die Mauren, und seine Bewohner nennen sich gern „cristianos viejos y rancios". Der Aragonier ist ein vortrefflicher Soldat, ernst wie der Altcastilier und bigott.

Wie die romanischen Völker ihre geistige Wiedergeburt wesentlich der verjüngenden Kraft des germanischen Blutes verdanken, so sieht Woltmann die tiefere Ursache ihres Niederganges, besonders in Spanien, in dem Aussterben der germanischen Rasse, worin französische Forscher mit ihm übereinstimmen.[4]) Krieg und Cölibat haben die germanischen Geschlechter dezimiert. Im 18. Jahrhundert besaß Burgos noch 60 Klöster; in Valladolid fand Théophile Gautier noch einige 40 um das Campo Grande herumstehen, von denen i. J. 1884

---

[1]) Tubino, Murillo; su época, su vida, sus cuadros. Sevilla 1864. 43—46.
[2]) Kögel, Anzeiger für das deutsche Altertum. XVIII, 55. Bruckner 107.
[3]) Loyola ist Haus- oder Ortsname. Recalde kann schon deshalb nicht baskisch (erreka alde am Bache) sein, weil anlautendes r dem Baskischen fremd ist, so daß z. B. Ramon im Munde des Basken zu Erramon wird.
[4]) Die Germanen in Frankreich 115.

noch 14 vorhanden waren.[1]) Vor allem wird leicht vergessen, welche Unsumme männlicher Kraft das fast ein Jahrtausend umfassende kriegerische Zeitalter Spaniens verschlungen hat: zuerst die 800 Jahre langen Kämpfe gegen die Mauren; nach der Befreiung der Halbinsel die Ausdehnung der spanischen Kolonialmacht in Amerika, von wo kaum ein dritter Teil derer, die nach dem Glücke ausgezogen waren, in die Heimat zurückkehrte[2],) und endlich Karls V und Philipps II Kriege gegen alle Großmächte Europas. „Der Janustempel in Spanien war während Philipps langer Regierung nicht eine einzige Stunde geschlossen. Was Spanien an Saft und Kraft besaß, befand sich im Auslande; wenn jenes überhaupt zurückkehrte, dann war es oft gebrochen, so daß Spanien selber zum Invalidenhaus wurde."[3])

Physischer Fortschritt der dänischen Bevölkerung.

Dr. K. A. Wieth-Knudsen (Kjöbenhavn).

Im Verhältnis nicht nur zu den romanischen Ländern und Süddeutschland, sondern auch zur skandinavischen Halbinsel standen die anthropometrischen Untersuchungen in Dänemark bis vor kurzem ziemlich weit zurück. Man war somit bezüglich der physischen Entwicklung der dänischen Bevölkerung insbesondere auf die Aushebungsstatistik angewiesen, die ja vielleicht mit Ausnahme der österreichungarischen noch nirgends den wissenschaftlichen anthropologischen Forderungen gerecht wird, und war damit den Trugschlüssen ausgesetzt, die die Militärstatistik fast aller Länder und, wie wir gleich sehen werden, auch Dänemarks veranlaßt hat.

Vor drei Jahren aber wurde endlich ein aus Generalarzt Laub, Prof. Westergaard und Polizeioberarzt Hansen bestehendes anthropologisches Komitee zusammengesetzt, welches mit staatlicher Unterstützung und unter Heranziehung von zahlreichen Mitarbeitern teils die Militärstatistik in rationeller Weise umgestaltet und ausgebaut hat, teils eine selbständige anthropologische Untersuchung ganz Dänemarks in Angriff zu nehmen beabsichtigt. Die ersten Resultate dieser Arbeiten sind soeben (zu Weihnachten 1907) im Druck erschienen[4]) und bringen schon so wichtige Beiträge zu verschiedenen der am meisten umstrittenen anthropologischen Fragen der Gegenwart, daß wir mit ihrer Hilfe und unter Hinzuziehung anderer Berichte nunmehr dem obenstehenden Thema nähertreten können.

Von der allgemein anerkannten Anschauung ausgehend, daß die wichtigste Grundlage für die Beurteilung der physischen Entwicklung einer Bevölkerung in einer genauen Messung der Körperlänge, womöglich unter Berücksichtigung zeitlicher und örtlicher Verschiedenheiten, besteht, haben die Arbeiten mit einer kritisch revidierten Unter-

---

[1]) Hans Parlow, Zu dem Leben des Miguel de Cervantes. Dresden 1906. 44.
[2]) K. Häbler, Geschichte Spaniens unter Karl I (V). Gotha 1907. 369.
[3]) Parlow a. a. O. 20.
[4]) Danmarks Antropologi, udgivet af den antropologiske Komité ved Dr. phil. Steensby. 1. Bind. Kjöbenhavn 1907.

suchung[1]) über die Körperhöhe der Wehrpflichtigen in Dänemark begonnen. Der Umstand, daß schon aus früheren Zeiten (insbesondere 1852—56) brauchbares Material zutage gefördert worden war, ermöglichte den zeitlichen, und die erneuerte Gliederung nach den 18 „Amter" (Kreisen) Dänemarks den örtlichen Vergleich. Was aber diesem Vergleich im Gegensatz zu vielen anderen besonderen Wert verleiht, ist die Tatsache, daß die Messungen alle Wehrpflichtigen, sowohl die „tauglichen" wie die „untauglichen" umfassen, und daß die Berechnungen auf ein bestimmtes Alter reduziert sind. Laut dem neuesten Material (ungefähr 42000 Messungen aus den Jahrgängen 1904—05) beträgt demnach die normale, durchschnittliche Größe eines erwachsenen (25jährigen) Dänen 169 cm, was einer Mittelstellung unter den europäischen Nationen entspricht, indem die Angelsachsen mit 172 cm das Höchstmaß, die Italiener und Sachsen mit 166 cm[2]) das Mindestmaß einnehmen. Die Körperhöhe der Dänen steht somit derjenigen der Schweden und Norweger um etwa 2 cm nach. Von besonderem Interesse ist aber der örtliche Unterschied, der in Dänemark zugunsten der einzigen Großstadt Kjöbenhavn (½ Million Einwohner) ausfällt, indem die Körperhöhe dieser Großstadtbevölkerung den Landesdurchschnitt um ¾ cm überragt, obschon die umliegenden ländlichen Insel-„Amter", aus denen sich hauptsächlich die Zuwanderung[3]) rekrutiert, über 1 cm hinter dem Landesdurchschnitt zurückbleiben. Dieser Befund, der für Dänemark durch die ersten vollständigen Messungen aus den Jahren 1852—56 bestätigt wird, beweist zwar noch nicht, daß sich die Großstädter aus einer besonderen Rasse rekrutieren, aber doch soviel, daß die Zugewanderten schon lange aus den höchstgewachsenen und leistungsfähigsten Elementen der umwohnenden kleineren Inselbevölkerung hervorgegangen sind. Schon der 20jährige Kopenhagener ist größer als der erwachsene 25jährige Insulaner aus Sjælland und Laaland-Falster. Die einzige Tatsache aber, die bei dem jetzigen Stande der Untersuchung auf einen Rassenunterschied hinweist, ist die geringere Körpergröße der Bewohner der fruchtbarsten südlichen Insel Laaland-Falster, welche bis zum 12. Jahrhundert wiederholt und dauernd von wendischen und slawischen Stämmen in Besitz genommen und teilweise kolonisiert wurde, woran noch verschiedene geographische Bezeichnungen, wie die Dorfsnamen Korselitze, Kramnitze erinnern. Hier muß indessen die eventuelle Konstatierung einer verhältnismäßig größeren Rundköpfigkeit usw. noch abgewartet werden.

Während aber diese örtlichen Unterschiede, die vor den modernen Binnenwanderungen ausgeprägter waren, doch nicht besonders groß gewesen sind, ist der zeitliche Unterschied so auffällig, daß er wohl als das wichtigste Resultat der bisherigen Feststellungen betrachtet werden darf. Die durchschnittliche Größe der erwachsenen (25jährigen)

---

[1]) Dr. polit. Edv. Ph. Mackeprang: De Værnepligtiges Legemshöjde i Danmark. l. c. S. 13.

[2]) Alle Maße auf das gleichwertige Alter eines voll erwachsenen Mannes reduziert; cfr. l. c. S. 49.

[3]) Diese erreichte für Kopenhagen einen Höchststand von über ²/₅ der ortsanwesenden Bevölkerung, was von großer Bedeutung werden kann, weil die Wehrpflichtigen nicht am Geburtsort, sondern am Aufenthaltsort geprüft werden.

Wehrpflichtigen von heute überragt nämlich die entsprechende Körperlänge der vor 50 Jahren gemessenen um nicht weniger als 3²/₃ cm, die, wie aus folgender Zusammenstellung erhellt, im letzten halben Jahrhundert durch einen regelmäßigen Zuwachs hinzugekommen sind.

Durchschnittshöhe aller Wehrpflichtigen in Dänemark:

1852—1856	165,4 cm	bei 70 000	Messungen
1879—1888	167,8 „	„ 180 000	„
1891—1900	168,4 „	„ 180 000	„
1904—1905	169,1 „	„ 42 000	„

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war somit der Däne von der angeblich hochgewachsenen nordischen Rasse nicht einmal so groß, wie die heutzutage kleinste aller gemessenen europäischen Rassen, die sächsische; und auch die Schweden und Norweger waren vor 50 Jahren höchstens[1]) 167 bis 168 gegen jetzt 171 cm hoch. Mit Recht weist der Bericht zur Erklärung auf die naheliegende Tatsache des wirtschaftlichen Aufschwungs des gesamten Nordens hin, wobei vielleicht noch hervorzuheben wäre, daß die aufs äußerste gesteigerte Intensität des dänischen Ackerbaues die vom energieverschlingenden modernen Leben geforderte reichliche Versorgung mit Lebensmitteln, d. h. eine verhältnismäßig kräftige und abwechselnde Ernährung auch der anwachsenden Stadtbevölkerung, ermöglicht hat; wie denn auch tatsächlich die Löhne der städtischen Arbeiter in Dänemark höher, die Lebenshaltung aber vergleichsweise billiger ist, als z. B. in Deutschland. Diese Resultate werden durch die damit übereinstimmenden Ergebnisse der von 1882—1906 vorgenommenen Schulkindermessungen[2]) bestätigt, welche in allen Altersklassen eine Zunahme der Körperhöhe aufweisen, die vorwiegend den 1882 ungünstiger gestellten sozialen Schichten, den Kindern der Kleinbauern, zugute gekommen ist.

In Uebereinstimmung damit hat Dänemark endlich 1906 sogar Schweden und Norwegen gegenüber zum erstenmal den tiefsten Stand der Sterblichkeit erreicht, indem es mit nur 13,6 pro Mille die geringste in einer größeren Gesamtbevölkerung jemals zuverlässig beobachtete Sterblichkeit zu verzeichnen hatte. Aber auch im Durchschnitt von 1895—1905 betrug die Sterblichkeit nur 15,6 pro Mille[3]).

Muß nun auch, wie von mir anderswo auseinandergesetzt werden wird[4]), zugegeben werden, daß die Tatsachen besserer Ernährung und Hygiene, die einfach als notwendige Voraussetzungen der höher und höher gespannten Intensität der modernen Arbeitsweise aufzufassen sind, noch lange nicht einen besseren sozialen Zustand oder eine Erleichterung der Lebensbedingungen der Gesamtbevölkerung zu bedeuten brauchen, obschon die genannten biostatistischen Tatsachen das körperliche Wachstum der Bevölkerung forcieren, — so bleibt doch der rein physische Fortschritt, dessen meßbarer Ausdruck die gestiegene Körpergröße ist, unleugbar bestehen.

---

[1]) Siehe l. c. S. 45—46.
[2]) Dr. Sören Hansen: Maanedskrift for Sundhedspleje, Kjöbenhavn 1906.
[3]) Danmarks Statistisk Aarbog, Kjöbenhavn 1907, S. 7.
[4]) In einem demnächst erscheinenden synthetischen Werk über Volksvermehrung und Fortschritt. Kap. 1. (Formerelse og Fremskridt. Kjöbenhavn 1908).

Schon hiernach erscheinen daher die Schlüsse auf einen physischen Rückgang der dänischen Bevölkerung, die auf Grund der Tauglichkeitsziffern von Dr. v. Gerhardt im Januarheft 1908 der Pol.-anthrop. Revue gezogen sind, in einem zweifelhaften Licht. Es ist aber auch leicht, den von einem Ausländer allerdings schwer zu vermeidenden Irrtum direkt nachzuweisen, dem Dr. v. Gerhardt zum Opfer gefallen ist.

Der genannte Verfasser stützt sich nämlich auf die dänische Militärstatistik, deren Tauglichkeitsziffer seit 1896 eine stetig abnehmende Prozentzahl der als „Tauglich" abgefertigten Wehrpflichtigen ausweisen. Die Prozentsätze betrugen:

	Taugliche	Dauernd Untaugliche
1890	46	24
1896—1900	45	28
1901—1905	43	30
1906	39	34
1907	39	33

Diese Zahlen nehmen nicht allein einen immer ungünstigeren Verlauf, sondern sie bleiben auch seit Anfang der neunziger Jahre bedeutend hinter den Rekrutierungsergebnissen anderer Länder zurück. Die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung ist aber einfach in dem Umstand zu suchen, daß die jährlich einzustellenden Rekrutenkontingente seit dem Heeresgesetz von 1894 auf eine bestimmte Gesamtzahl, ungefähr 10000 für ganz Dänemark, fixiert sind, so daß die Zahl der Ausgehobenen im Verhältnis zur stark anwachsenden Bevölkerung prozentual betrachtet notwendigerweise sinken muß. Der Bevölkerungszuwachs zwischen 1890 (2179000) und 1906 (2600000) betrug etwa 19 pCt., war also nicht, wie Dr. v. Gerhardt meint (l. c. S. 632), ein langsamer, sondern ein sehr rascher[1]), und entsprach somit ganz gut der Abnahme (von 46 bis 39 pCt., d. h. von 7 auf 46) um 15 pCt. der als „tauglich" eingestellten Mannschaften.

Infolge dieser Eigenart unseres Wehrsystems, welches tatsächlich nicht länger als allgemeine Wehrpflicht gelten kann, ist die Feldarmee auf Kriegsfuß nur etwa 45000 Mann stark, oder 17 pro Mille der Gesamtbevölkerung, während Norwegen mit 80000 Mann verhältnismäßig die doppelte Zahl ins Feld stellt; von Schweden mit seiner glänzenden neuen Heeresorganisation gar nicht zu reden. Wird die genannte, fast lächerlich zu nennende Beschränkung nicht geändert, dann wird in 50 Jahren, wenn die Bevölkerung voraussichtlich um wenigstens 50 pCt. gestiegen ist, nur noch ein Viertel der Wehrpflichtigen als „tauglich" eingestellt werden, und der zukünftige Rassepolitiker wird den totalen Verfall der dänischen Bevölkerung je nachdem triumphierend oder trauernd feststellen können!

Schon eine nähere Untersuchung der von Dr. v. Gerhardt benutzten Quellen hätte übrigens zeigen müssen, daß es um den physischen „Rückgang" der Dänen trotz alledem nicht so schlimm bestellt sein kann. Im „Statistisk Aarbog" Dänemarks sind nämlich die „Ursachen der Untauglichkeit" ziemlich genau spezifiziert. So sind die Prozent-

[1]) Sie wäre, da der Geburtenüberschuß ganz bedeutend ist (im letzten Jahre 1906 15,7 ‰!), noch größer gewesen, wenn nicht die Auswanderung in dieser Periode gegen 100000 Dänen übers Meer geführt hätte.

zahlen der wegen „Untermaß“ und „schmächtigen Körperbaues“ abgewiesenen Wehrpflichtigen seit 1895 von Jahrfünft zu Jahrfünft gesunken, und nur die Zahl der wegen Organkrankheiten Ausgemusterten ist ein wenig gestiegen, was indessen nur eine Folge der — um den Rekrutenüberschuß los zu werden — strengeren Beurteilung ist, so daß tatsächlich junge Leute aus so nichtssagenden Gründen wie „Narbe nach Tracheotomie“ und „verschieden gefärbte Augen“ für untauglich erklärt worden sind! Den stärksten Zuwachs unter den Ausgemusterten weist dementsprechend die Gruppe „andere Ursachen“ auf, indem diese für den Außenstehenden mystischen „anderen Ursachen“ in 1896—1900 mit 3643 den wehrpflichtigen Bestand um 15 pCt., in 1907 aber mit 5648 um 20 pCt. verringerten. Und diese Ursachen sind größtenteils vergebens unter den eigentlichen medizinischen Untauglichkeits-Diagnosen zu finden; sie lauten, obschon ungeschrieben, einfach ungefähr so: „Wir wissen nach dem Heeresgesetz von 1894 nicht mehr, was wir mit all' den tüchtigen jungen Leuten anfangen sollen; denn wir brauchen immer nur 10 000, und es kommen fast 30 000 zur Musterung!“

Die guten Leute, die bei der allgemeinen Völkerdegeneration ihren Blick nach den nordischen Rassen lenken, „wo wir noch unverminderte Volkskraft vorfinden sollen“, können somit unbesorgt sein. Die von Dr. v. Gerhardt zitierten Ergebnisse aus Dänemark liefern *nicht* „ein beredtes Beispiel dafür, daß die Volkskraft auch in noch nicht industrialisierten Ländern[1]) abnehmen kann“, sondern nur dafür, daß die Aushebungsstatistik immer mit besonderer Vorsicht zu gebrauchen ist. Eine kritische Benutzung derselben in Verbindung mit den Resultaten des neuen anthropologischen Komitees liefert dagegen, wie schon gezeigt, unzweideutige Anzeichen eines jedenfalls im Verhältnis zu anderen Völkern rüstigen Vorwärtsschreitens der physischen Entwicklung der nordischen Nationen, insbesondere aber des dänischen Volkes.

Allerdings deuten die bisherigen kraniologischen Messungen des genannten Komitees *nicht* darauf hin, daß der anthropologische Typus der Dänen der des „arischen“ Langkopfes oder des alpinen Rundkopfes sei. Zwar ist der Schädelindex der bis jetzt gemessenen 3000 Dänen nur 80,5 (Frauen 81,3), während der entsprechende in Schweden 78,4 ist; aber jene dem Index nach mesocephalen dänischen Köpfe stellen in abseits gelegenen Ortschaften sowohl mit älterer als auch mit neuerer Bevölkerung in der Regel einen besonderen Typus dar, der sich vom alpinen (brachycephalen) insbesondere durch die fliehende Stirn unterscheidet, von „Reihengräber-“ oder Cro-Magnon-ähnlichen (dolichocephalen) Formen aber dadurch abweicht, daß der Kopf nicht durch vorspringendes Hinterhaupt-, sondern Scheitelbein charakterisiert wird, wobei der Hinterkopf eine außergewöhnliche Höhe und sowohl von hinten wie von der Seite her ein kugelförmiges Aussehen erhält. Leider ist bei dem hier erwähnten dänischen Kopftypus (älterer Borreby-, neuerer „Anholt“-Typus)[2]) die zahlenmäßige *Feststellung*

---

[1]) Beiläufig mag bemerkt werden, daß Dänemark schon jetzt ein eben so industrielles Land wie Deutschland ist, indem nur noch $^{2}/_{5}$ der Gesamtbevölkerung Ackerbau als Haupterwerb treiben!

[2]) Dr. phil. *Steensby*: Forelöbige Betragtninger over Danmarks Raceantropologi. l. c. S. 143 und 132.

der Kopfhöhe sowohl vom Berichterstatter (Dr. phil. Steensby) als auch vom Bearbeiter der Kopfmessungen[1]) unterlassen worden, so daß ausschließlich mit Kopflänge und Kopfbreite operiert wird. Hoffentlich läßt sich dieses Manko im weiteren Verlauf der Veröffentlichungen noch ausgleichen. Wenn dann ferner die tabellarische Aufstellung und der Vergleich der Schädelindices zukünftig auch nach absoluten Kopflängen ermöglicht wird, dann kann die durch Prof. Johannsens neueste Untersuchungen[2]) nachgewiesene Fehlerquelle vermieden werden, die vom gesetzmäßigen Herabsinken des Schädelindex bei zunehmender Kopflänge herrührt. Dann würde sich wahrscheinlich herausstellen, daß der Schädelindex innerhalb derselben Kopflänge-Klassen beim Manne größer ist als beim Weibe, während der rohe Vergleich unter den vom Gesamtmaterial abgeleiteten Indices das entgegengesetzte Resultat ergibt.

Werden diese kurzgefaßten Einwände berücksichtigt, dann können die weiteren anthropologischen Untersuchungen der dänischen Bevölkerung für die Klärung der nordischen und „arischen" Rassefragen von entscheidender Bedeutung werden.

Das Geistes- und Lebensproblem auf Grund einer realmonistischen Weltanschauung.

J. G. Vogt.

IV.

VI. Die Entstehung und Entwicklung des Lebens.

Die Konstellation des Lebens.

§ 21.

Ich habe im obigen in großen Zügen die Parallele im Menschen und seiner kulturellen Wesenheit dargelegt, durch die wir die einzige Möglichkeit erlangen, das Lebensproblem in Angriff zu nehmen, uns diese Inangriffnahme aber auch bedeutend erleichtert haben. Wir haben an der Hand des pyknotischen Substanzbegriffes gesehen, wie das Empfinden, als innerliche Betätigungsweise der Substanz, am Potential, als äußerer Betätigungsweise der Substanz, emporklettert, in einem wunderbaren Gehirnmechanismus zur Offenbarung und gegenseitigen Wechselwirkung gelangt und schließlich mit schöpferischer Macht in einer Kulturwelt landet, die für sich ebenso selbständig auftritt, wie das Leben in seinem anorganischen Milieu. Aber diese ganze wunderbare Parallele ist fix und fertig gegeben; um sie zu stützen, mußten wir beständig von der Natur reden, die, genau wie der liebe Gott, das alles erst gemacht hat. Das Lebensproblem zeigt sich uns in seinen gigantischen, erdrückenden Umrissen erst dann, wenn wir dieses bloße Wort „Natur" seines lückenbüßerischen Gewandes

[1]) Dr. Sören Hansen: Hovedets Störrelse, l. c. S. 69 ff.

[2]) „Dolichocephaler og Brachycephaler". Verhandlungen der kgl. dänischen Wissenschaftsgesellschaft 1907, Nr. 1. Eine Uebersetzung ist 1907 im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie" erschienen.

entkleiden und ihre ureigene Wesenheit ergründen wollen. Der Kernpunkt des Lebensproblems gipfelt in der Frage: wenn das Potential der Alleinherrscher der Welt ist, wie es dies durch die ewige eiserne Gesetzmäßigkeit alles Weltgeschehens bekundet, wie kann sich neben seiner Initiative die zweite Initiative, wie sie in der inneren Betätigungsweise der Substanz, in der Empfindung wurzelt, geltend machen? Wie kann in der anorganischen Welt, die vom Potential beherrscht ist, eine organische Welt entstehen, die von der Empfindung beherrscht ist? Nicht darum handelt es sich, wie das Potential in der organischen Welt wirkt — und um diese falsche Prämisse müht sich die ganze moderne Biologie ab —, sondern wie es unter die Kontrolle und in die Abhängigkeit der Empfindung gekommen ist, wie seine Initiative durch die der Empfindung verdrängt worden ist. Die Mechanik des Lebens ist vollständig nebensächlich. Auch wenn wir sie lückenlos kennten und das Leben selbst zu erzeugen vermöchten, so hätten wir damit noch nicht einen Schimmer des Verständnisses des Lebens an und für sich gewonnen. Die Biologie beschäftigt sich nur mit dieser Mechanik, und in ihrer absoluten Hülflosigkeit, das Grundprinzip des Lebensproblems aufzudecken, greifen die Biologen wieder zu einer Vergewaltigung, schieben die organische Welt einfach in die anorganische hinein und behaupten, zwischen anorganischen und organischen chemischen Assoziationen und Dissoziationen existiere schließlich kein absoluter, sondern nur ein relativer Unterschied. Wenn man die Definitionen des Lebens durch unsere neuesten Biologen — ich will keine Namen nennen — liest, so greift man sich an die Stirne und fragt sich, ob diese Leute denn auch nur die leiseste Ahnung von diesem Problem aller Probleme haben. Einer der modernsten, M. Kuckuck, rühmt sich in seiner Schrift „Die Lösung des Problems der Urzeugung“ sogar, durch Ionisierung eines Gelatine-Pepton-Asparagin-Glyzerin- und Meersalzgemisches mit Hülfe von Baryumsalzen organische Gebilde, die er Baryumzellen nennt, geschaffen zu haben, also etwas ganz Neues, was in der belebten Welt überhaupt noch nicht dagewesen ist! Der Empiriker ist und bleibt eben unverbesserlich! Solange er mit mathematischen und chemischen Formeln um sich werfen kann, von denen der große Haufen nichts versteht, dünkt er sich die Krone der Weisheit und Unfehlbarkeit. Auch wenn er noch Jahrtausende experimentiert, er wird es immer nur mit dem Potential zu tun haben, nie mit der Empfindung; er wird nur den Erdenkloß hantieren, aber diesem nie den Odem einblasen. Der Biolog zählt unablässig die Eigenschaften des Lebens: Atmung, Ernährung, Bewegung, Selbstvermehrung usw. auf, er füllt ganze Bände damit, aber das Essentielle, die Empfindung, erwähnt er mit keinem Worte!

Ich habe betont: die Lösung des Lebensproblems führt nur durch unser Ich. Die Lebensfaktoren, die sich in uns offenbaren, müssen die Lebensfaktoren im allgemeinen sein. Das augenfälligste Charakteristikum des Lebens ist die Individualisierung, und der mächtigste aller Triebe, der alle andern Triebe beherrscht, der Selbsterhaltungstrieb, bedeutet in seinem innersten Wesen nur die Erhaltung dieser Individualität. Als ein Teil der Substanz stehen wir der Substanz nicht feindlich gegenüber; der Selbsterhaltungstrieb

läßt uns nie gegen die Substanz, bezw. das Milieu, in dem wir existieren, rebellieren; er will immer nur die Individualität retten. Diesen Trieb empfinden wir aber ganz deutlich in seiner spezifischen Wesenheit, in seiner ungestümen Allmacht, als Regulator unserer sämtlichen Handlungen von der Kindheit bis zum Grabe. Er ist das Ursprünglichste, das uns unabänderlich beherrscht, und auf dem alle unsere übrigen seelischen und geistigen Funktionen aufgebaut sind. Woher kommt er? Für den, der auf dem Boden einer realen Weltanschauung steht, kann er aus keiner andern Welt stammen, braucht er nicht erst aus dem Metaphysischen importiert zu werden, sondern er muß der Weltsubstanz inhärent sein; er ist ihr unmittelbarer Ausfluß, und wie er beständig uns zu allem Tun und Lassen antreibt, das Feuer unseres Lebens schürt, so ist er auch der Gewaltige, der die Initiative gegen das Potential ergreift und den ersten Lebenshauch durch die Welt sendet. Unser Ich ist ein Teil der Welt; wie er in diesem Ich treibt, hat er in ungezählten Ichs getrieben und wird in ebenso unzähligen in alle Ewigkeit treiben. Wie wir ihn in seinem ganzen Ungestüm empfinden, so arbeitet er in der Weltsubstanz durch alle Aeonen hindurch. Die Substanz will im Individuum sein, denn nur im Individuum kann sie sich offenbaren; mit andern Worten: eine kontinuierliche Substanz kann sich nicht in sich selbst bespiegeln, sie muß unbedingt differenziert werden; denn nur durch Differenzierung, d. h. Individualisierung können die Brennpunkte geschaffen werden, durch die das Weltgeschehen zur Spiegelung resp. zur Selbsterkenntnis gelangen kann. Wir müssen bei Behandlung des Lebensproblems eben aufhören, nur mechanistisch zu denken. Wir können das Wesen eines Triebes offenbar nicht ergründen; der Trieb ist uns unmittelbar gegeben, aber als ein solches Gegebenes müssen wir ihn als das Seiende, einzig Wahre und Unantastbare hinnehmen. Er existiert, er ist in der Substanz, er ist ihr inhärent, und so wie er in uns wirkt, muß er in aller Ewigkeit gewirkt haben und auch fernerhin wirken. Niemand wird die Berechtigung eines solchen Analogieschlusses je bestreiten können. Die Substanz drängt ewig zum Leben, und wenn dieses Drängen und Treiben in seiner Wesenheit auch ein transintelligibles Moment für uns ist, es ist da, es webt und schafft in uns mit ungestümer Macht. Und das ist ja eben das Erhebende einer realen Weltanschauung, daß die tote, stupide Materie des Idealisten, die er immer erst von einem Geiste aus einer andern Welt befruchten lassen muß, durch eine Substanz ersetzt ist, die all das Gewaltige in sich schließt, das die Riesenumrisse des Lebens zu decken vermag, das nicht als ein lieber Gott in der Welt sitzt, sondern als inhärente Eigenschaft die Weltsubstanz in ihrer unendlichen Ausdehnung durchzieht und im ganzen unendlichen Weltenraum die Wunder des Lebens schafft, trotz Moses und trotz der Aufgeblasenheit unserer lieben Erdenbewohner. Die Kausalität des Lebens muß einen Anfang, einen Ansatzpunkt, eine Ursprünglichkeit haben. Diese Ursprünglichkeit liegt in den Trieben; hinter diesen Trieben brauchen wir keinen Willen, keinen Gott, keine Transzendentalität; sie genügen vollständig als das ausschließliche lebenfördernde Agens.

Haben wir das treibende Prinzip des Lebens, so konzentriert sich das Lebensproblem für uns in der Frage: unter welchen Be-

dingungen kann die Empfindung die materiellen Brennpunkte, die äußere Resonanz für ihre Manifestation schaffen oder herbeiführen; denn wir haben als Grundbedingung für die Offenbarung der Empfindung die Resonanz in der Außenwelt zu postulieren. Keine Empfindung kann sich manifestieren, wenn sie nicht eine Stütze in der Außenwelt findet; selbst die Tonwelt eines Beethoven konnte sich nur entfalten in der Resonanz der musikalischen Instrumente, als den Stützen in der Außenwelt. Deshalb sagte ich, auf dieser höchsten Stufe der Empfindungsmanifestation liegt der Schlüssel zum Lebensproblem.

Dies bedeutet, daß wir die Konstellationen zu erforschen haben, unter denen die Empfindung die Materie, das Potential, zu beherrschen und die Stützpunkte zu ihrer Manifestation zu schaffen vermag. Wohlverstanden, wir haben es hier vorläufig nur mit Empfindung zu tun. Einem Trieb haftet absolut nichts Geistiges an. Genau wie eine Farbe, so ist ein Trieb etwas durchaus Ursprüngliches, besitzt seine spezifische Empfindungswesenheit ohne irgend ein geistiges Kolorit. Die innere Betätigungsweise der Substanz ist nur Empfindung, der Geist entwickelt sich erst aus der Empfindung in ihren materiellen Trägern der Außenwelt.

Trotz der ungestümen Macht des Lebenstriebes kann er sich nicht unter allen, sondern nur unter gewissen Umständen manifestieren. Die Empfindung hat die schwachen Momente des Potentials zu erspähen, es zu überlisten; und auch dies gelingt ihr nur für eine gewisse Zeit, da das Potential trotz aller Weisheit der Lebensherde seine brutale Gewalt immer wieder geltend macht. Das Leben ist im Grunde genommen von dem Potential doch nur geduldet. Stünden die Initiativen des Potentials und der Empfindung in Einklang miteinander, so wäre gar nicht einzusehen, weshalb das Leben sich nicht immer und unter allen Verhältnissen entfalten könnte, weshalb es auf einem Weltkörper verhältnismäßig von so außergewöhnlich kurzer Dauer ist.

§ 22.

Hier hilft uns nun nur der pyknotische Substanzbegriff weiter, während alle andern Substanzbegriffe kläglich versagen. Ich habe in meinem Buche „Entstehen und Vergehen der Welt als kosmischer Kreisprozeß" die mechanischen Konstellationen bloßgelegt, unter denen sich das Leben allein manifestieren kann, d. h. unter denen es vom Potential geduldet ist. Ich muß auf diese Ausführungen verweisen, denn es wäre hier unmöglich, irgendwie näher auf diese Konstellationen einzugehen. Sie behandeln auf Grund des pyknotischen Substanzbegriffes zunächst die Entstehung und die Mechanik des Lebens, wie sie in den Grundfunktionen der Atmung, Ernährung, Selbstvermehrung usw. zum Ausdruck kommt und wie sie bis jetzt die ganze Biologie ausgefüllt hat, aber nicht abgehackt und zerstückelt nach Art des Empirikers, sondern systematisch, in unmittelbarem Zusammenhang mit dem physikalischen Weltgeschehen. Danach ist das Leben nur geduldet und möglich während einer ganz bestimmten Phase des allgemeinen Verdichtungsprozesses.

Um den Faden hier nicht ganz abzubrechen, will ich nur einige wichtige Punkte andeuten. Das Weltgeschehen kann nur als Kreis-

prozeß gedacht werden. Der Begriff der Entropie konnte nur von durchaus unphilosophischen Köpfen ausgeheckt werden; er ist auch längst wieder aufgegeben worden, wenn ihn auch Stümper immer wieder ausgraben. Der Kreisprozeß kann gedacht werden als getragen von abgegrenzten Weltzonen, deren Potentiale gegeneinander spielen. Die ganze uns sichtbare Welt stellt eine solche für sich abgeschlossene Weltzone dar; sie ist im Verdichtungsprozeß begriffen (ich nenne sie daher eine fortschreitende Weltzone); sie strahlt ihre Potentiale nach dem unendlichen Weltenraume aus, wo sie auf andere Weltzonen stoßen, die bereits verdichtet sind. Hier akkumulieren sich die Potentiale und lösen die verdichteten Massen (rückgängige Weltzonen) wieder auf, bis diese mit so viel aktueller Energie ausgestattet sind, daß sie den Weltprozeß abermals aufnehmen können. Auch nachdem unsere Weltzone vollständig verdichtet und vereist ist und keine Potentiale mehr auszustoßen vermag, werden Potentiale aus andern fortschreitenden Weltzonen in sie eingestrahlt und ihre Massen werden wieder aufgelöst; sie wird zur rückgängigen Weltzone. So ziehen sich fortschreitende und rückgängige Weltzonen durch das unendliche Universum als Träger eines unendlichen Kreisprozesses. Eine reale Weltanschauung steht und fällt mit diesem Kreisprozeß, während die Entropie Moses und den lieben Gott zu Paten hat.

Eine fortschreitende Weltzone wie die unsrige beginnt mit dem absoluten Anfangszustand, der höchsten Spannung, dem Maximum aktueller Energie, um in allmählichen Uebergängen, dem absoluten Endzustand, der höchsten Verdichtung, dem Maximum potentieller Energie entgegen zu treiben, worin alle Initiative liegt; und während dieses Entgegentreibens spielen sich alle Weltprozesse ab, entwickeln sich Aether und Atome, Weltkörper und die sämtlichen Konstellationen physikalischer Energieäußerungen: Gravitation, Chemismus, Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus usw.

Erinnern wir uns nun der oben gegebenen Parallele zwischen der Skala der Potentiale, vom absoluten Anfangszustand bis zum absoluten Endzustand, und der Skala der Empfindungsmodalitäten von den höchsten Schmerzempfindungen durch die Sinnes- und Lustempfindungen bis zur Erstarrung, bis zum Nirwana, so können wir sagen, das Leben bewegt sich in derjenigen Phase der Verdichtung, die dem mittleren Teile der Potentialskala entspricht, also die Sinnes- und Lustempfindungen umschließt. Ich nenne sie das Gebiet der Lebensschwellen. Es liegt zwischen den Skalen der Schmerzempfindungen und der Erstarrung. Nur innerhalb dieser Lebensschwellen vermag sich die Empfindung gegen das Potential selbstschöpferisch zu behaupten. Wie aus allen physikalischen Prozessen hervorgeht, dulden die intensivsten Potentiale, die höchsten aktuellen Energiewerte keine Individualisierung der Substanz, sie lösen selbst die festeste chemische Verbindung wieder auf, sie verflüchtigen die festesten Stoffe wieder in den flüssigen und gasförmigen Aggregatzustand, sie schließen jeden Lebensprozeß aus. Sie zeugen nur Schmerz, und das tiefinnerste Wesen des Lebens ist die Flucht vor dem Schmerze; nur nach Aufhören des Schmerzes kann das Leben überhaupt einsetzen, so sehr, daß wir bildlich sagen könnten, das Leben wird aus Schmerz geboren. In diesem Sinne habe ich auch die

Entstehung des Lebens in dem oben genannten Buche zu erklären gesucht. Auf einer Sonne ist daher von vornherein kein Leben denkbar, nur auf einem Planeten mit einer leuchtenden Sonne; denn nur die Sonnenpotentiale schaffen und unterhalten die mechanischen Bedingungen des Lebens, d. h. können allein von der Empfindung zu diesem Zwecke ausgebeutet werden. Aber auch der Planet muß andererseits noch Massen aufweisen können, deren Dichtigkeitsgrad den Lebensschwellen entspricht, wie er in unsern permanenten Gasen, in den Dämpfen und dem Wasser gegeben ist. Wo dieser Dichtigkeitsgrad in positiver Richtung überschritten ist und nur erstarrte Massen vorhanden sind, wie ohne Zweifel auf dem Monde, da sind auch die Lebensschwellen verschwunden.

Das Leben entsteht daher und erhält sich, sobald und solange die Triebe der Substanz die Lebensschwellen zu behaupten vermögen, und der ganze Kampf der Empfindung gegen das Potential, das ganze Lebensproblem dreht sich nur um die Behauptung dieser Lebensschwellen. Während unendlicher Zeiträume, als die Erde noch nicht genügend erkaltet war und alle individualisierenden Gruppierungen wieder gesprengt wurden, hielt das Potential die Empfindung über der Lebensschwelle. In dem Maße, in dem unsere Atmosphäre verschwindet und die Erdoberflächenmassen sich verdichten (auch ohne daß die Sonne erlischt), wird das Potential die Empfindung unter die Lebensschwelle treiben.

Wenn das Potential der allmächtige Beherrscher der Welt ist, so ist klar, daß die Empfindung sich nur manifestieren, d. h. in der Außenwelt offenbaren kann, wenn sie sich dem Potential absolut anpaßt. Die Empfindung wird in alle Ewigkeiten nur diejenigen Konstellationen zu ihrer Manifestation ausnutzen können, die ihm das Potential selbst bietet, weshalb ich den allein richtigen und schlagenden Ausdruck gebrauchte, die Empfindungsmodalitäten, die Triebe müssen am Potential emporklettern. Die Empfindung hat das gesamte physikalische Milieu zu respektieren, in dem sie sich festzusetzen sucht. Das ist ganz selbstverständlich, und eben weil die Empfindung dies tut, glauben unsere Biologen, das Lebensproblem lösen zu können, wenn sie nur die Bedingungen oder Konstellationen loslösen, unter denen sich das Potential oder die sogenannte Materie an den Lebensprozessen beteiligt. Diese Beteiligung (oder vielmehr Heranziehung) des Potentials verläuft so sehr innerhalb der physikalischen, oder sagen wir deutlicher der chemisch-physikalischen Gesetzmäßigkeit, daß wir dadurch verleitet werden, das Lebensproblem rein mechanistisch auffassen zu wollen. Ich gestehe, daß ich mich anfänglich dieser Schwäche selbst schuldig gemacht habe.

Je unmittelbarer die physikalischen Konstellationen die Manifestation der Triebe zulassen, um so weniger haben die Triebe gegen das mechanische Milieu anzukämpfen; je größere Schwierigkeiten aber diese Konstellationen bieten, um so größere Anstrengungen müssen die Triebe zur Aufrechthaltung ihrer Manifestationsbedingungen machen.

Ein Pyknotum oder ein Atom für sich kann nie der Träger irgend eines Bildungsprozesses sein, nur Gruppen von Pyknoten oder Atomen können die Träger des Weltgeschehens sein; ja, wir dürfen wohl annehmen, daß auch nur größere Gruppen oder Komplexe den

Manifestationen der Empfindung zugrunde liegen müssen. Wir haben es im ganzen Universum, im großen wie im kleinen, nur mit Gruppenbildungen zu tun, hauptsächlich mit kugelförmigen, und kein anderer Substanzbegriff wie der pyknotische fordert und stützt eine solche universelle Erscheinung.

§ 23.

Wie entsteht nun eine organische Gruppenbildung, und was unterscheidet sie von einer anorganischen? Wir mögen alle Grundstoffe oder Elemente, die in einer organischen Gruppe vorhanden sind, ausscheiden und wieder zusammenmischen, wir erhalten nur anorganische Gruppen, aber nicht wieder organische. Alle künstlichen Versuche, das Leben aus anorganischen Stoffen zu wecken, die sogenannte Urzeugung im Laboratorium vorzuführen, werden ewig scheitern. Die Gelegenheit zur organischen Gruppenbildung war nur einmal auf Erden gegeben und wird nie wiederkehren.

Es ist die erste Folgerung aus dem pyknotischen Substanzbegriff, daß jedes Atom, jeder Stoff, sich gegen die Aufnahme von Potentialen sträubt; sie müssen ihm im Kampfe aufgenötigt werden, und nachdem sie ihm aufgenötigt sind, sucht er sie immer wieder von sich ab auf andere Atome oder Stoffe zu wälzen, denn seine ewige Initiative beruht auf der Verdichtung. Nehmen wir als Beispiel die Wirkung der Wärmepotentiale, die uns längst vor dem pyknotischen Substanzbegriff geläufig geworden ist. Jeder Körper sucht die Wärme wieder abzugeben, die auf ihn eingestrahlt wird, die Abkühlung kennt keine Ausnahmen. Ist der Körper unter Bedingungen, unter denen er die eingestrahlte Wärme nicht abgeben kann, so wird er bei steigender Wärmezufuhr aufgelöst; er geht in den flüssigen und schließlich in den gasförmigen Aggregatzustand über. Durch Wärme können alle Gruppierungen wieder gesprengt werden. Eine Gruppe daher, was sie auch immer sein möge, muß die überkommenen Potentiale stets wieder ausstoßen können, wenn sie bestandfähig bleiben soll. Am schnellsten geht die Aufnahme und Ausstoßung von Potentialen in Stoffen von mittlerer Dichte vor sich, wie sie in den permanenten Gasen, Wasserdämpfen, Wasser usw. vertreten sind. Diese Tatsache ist von großer Wichtigkeit. Die Erde war im Uranfang gleichfalls glühend, mit einer unermeßlichen Atmosphäre, in der die chemischen Assoziationen und Dissoziationen der wirbelnden Gasmassen ebenso heftig vor sich gingen, wie in der Sonnenatmosphäre. Keinerlei Gruppierungen, so oft sie auch versucht worden sein mögen, konnten von Bestand sein. Die Körperatome schwimmen sozusagen im Aether; der Aether ist der universellste Träger der Potentiale, d. h. alle Angriffe auf ein Atom erfolgen beständig durch den Aether. Ein isoliertes Atom ist selbstverständlich von allen Seiten diesen Angriffen ausgesetzt; sobald es sich aber chemisch mit einem andern Atom verbindet, werden ebenso selbstverständlich an der Berührungsstelle der beiden Atome die Angriffe des Aethers unmöglich. Beide Atome schützen sich durch ihre Verbindung gegenseitig gegen die Angriffe des Aethers und können dann bedeutend leichter einen Verdichtungseffekt forcieren. Es liegt daher im pyknotischen Substanzbegriff

begründet, daß die Stoffe, wo immer ihnen Gelegenheit geboten ist, zur Gruppenbildung drängen.

In dem Maße, in dem die Wärmestrahlung der Erde zurückging, konnten die schwereren und dichteren Stoffe der äußeren Schichten sich als bleibende Gruppen kondensieren und sinken, während die leichteren Stoffe den Kampf mit den Wärmepotentialen fortsetzten. Wenn nun die Abkühlung der Erdatmosphäre auch bis zu dem Punkte weiter geschritten war, daß die Atomgruppen ihren Bestand wahren konnten, indem sie die aus der Erde anstürmenden Potentiale wieder nach dem Weltraume ausstrahlten, so wären dadurch doch nur unorganische Gruppen am Leben geblieben.

Die organische Gruppierung erfordert eine spezifische Konstellation des Geschehens. Und diese Konstellation war gegeben in dem Augenblick, in dem die Erdstrahlung so weit zurückgegangen war, daß sie sich mit der Sonnenstrahlung innerhalb der Erdatmosphäre kreuzte. Jetzt wurden die Stoffmassen der Erdatmosphäre zwischen zwei Feuer genommen, die Gruppen konnten die Potentiale nach keiner Richtung ausstoßen, waren aber infolge der zurückgegangenen Erdwärme so verdichtet und widerstandsfähig, daß sie nicht wieder aufgelöst werden konnten. Sie brachen die Angriffe aus beiden Richtungen, indem sie die überkommenen Potentiale absorbierten, d. h. die letzteren setzten sich in den äußersten leichtesten Schichten der Gruppe fest, von denen ein Atom nach dem andern die Potentiale aufnahm und wieder auf das nächste von sich abwälzte, so daß ein Strom von Potentialen die Gruppe fortwährend umkreiste. Diesen Strom nenne ich den organischen Potentialstrom, als die mechanische Grundlage der organischen Welt. Ich habe diese Konstellation des Lebens besonders ausführlich in meiner Schrift „Das Empfindungsprinzip und die Entstehung des Lebens“ behandelt und muß hier auf dieselbe verweisen[1]). Der Leser wird darin finden, daß es sich hier um einen reinen Potentialstrom handelt, wie er dem Wärmepotential entspricht, und nichts mit Elektrizität zu tun hat, die anfängt, gewaltig in den Köpfen der Biologen zu spuken. Man wirft mit Ionisierung und stiller Elektrisierung um sich, als sei damit das Lebensrätsel bereits gelöst. Ein modernster Biolog behauptet: „Organismen sind aus ionisierten Eiweiß-, Kohlenhydrat-, Salz- und Gasmolekeln bestehende Hydrosole.“ Wie billig, gleich mit dem Eiweiß als einer organischen Substanz zu beginnen!

Ich behaupte nun, die Bildung des Potentialstromes, d. h. die Umsetzung von Sonnenwärme (oder Außenwärme) in Eigenwärme, die wir als rein mechanisches Geschehen auffassen können, welch letzteres aber in seiner Eigenartigkeit tatsächlich nur auf Planeten auftreten kann, ist die erste Gelegenheit für die Empfindung, oder sagen wir für die Triebe, sich zu manifestieren, d. h. sich zu behaupten und das

---

[1]) Diese Schrift ist bereits im Jahre 1889 erschienen. Soeben entdecke ich zufällig, daß in der in diesem Jahre erschienenen Schrift „Wie ist das Leben entstanden?“ von Dr. Emil Koenig genau derselbe Gedanke entwickelt wird, und zwar so übereinstimmend, daß er meiner Theorie gleicht, wie ein Ei dem andern. Nach seinem Buche zu urteilen, scheint Dr. Koenig meine Schriften nicht zu kennen, und es bleibt mir deshalb nichts anderes übrig, als meine Prioritätsrechte geltend zu machen.

eigentliche Leben einzuleiten. Das Protoplasma lebt, weil es von einem Potentialstrom umflossen oder durchsetzt ist; das Eiweiß aber ist tot und wird in keinem Laboratorium der Welt trotz Ionisierung je in Protoplasma umgewandelt werden, so gleichartig auch die Bestandteile des Protoplasma und des Eiweißes sein mögen. — Jede anorganische Atomengruppe nenne ich eine Chemose, jede einfache organische Atomengruppe eine Biose. Das Eiweiß ist eine Chemose (eine leblose, chemische Stoffgruppierung), das Protoplasmaklümpchen ist eine Biose (eine von einem Potentialstrom umkreiste Atomengruppe).

Mit dem Auftreten des Potentialstromes tritt auch das Bewußtsein auf. Denken wir uns die ersten organischen Gruppierungen in Kugelform, so sind die äußersten leichtesten und beweglichsten Schichten die Träger des Potentialstromes, der sich selbstverständlich auch nach den inneren Schichten zu geltend macht und hier genau dieselben Spannungszustände hervorrufen muß, wie ich dies beziehentlich der Bewußtseinsmanifestation in unserem Gehirne demonstriert habe. Jeder Potentialstrom erzeugt und schließt einen Bewußtseinssitz in sich. Jede Biose daher, von ihren primitivsten Anfängen, hat Bewußtsein, bezw. einen Bewußtseinssitz, in dem die Triebe zur Offenbarung kommen; denn, wie gesagt, Empfindung ohne Bewußtsein und umgekehrt hat gar keinen Sinn. Welche Triebe sich auch immer manifestieren mögen, es kann sich nur um bewußte Triebe handeln. Es gibt keine organischen Gebilde ohne Bewußtsein, das aber selbstverständlich allen den Modifikationen unterworfen ist, die wir beziehentlich der menschlichen Geistestätigkeit kennen gelernt haben. Ohne die Konstellation des Bewußtseins ist keine eigentliche organische Tätigkeit denkbar. Diese Konstellation verkörpert im Grunde genommen nur die mechanischen Bedingungen, unter denen die im anorganischen Geschehen mit den Potentialen stets nur aufblitzenden Empfindungsprodukte, zu dauernden Empfindungsprodukten summiert werden, wie sie zur Anschauung und Orientierung unbedingt erforderlich sind. Nur der Potentialstrom kann solche Summationen liefern, d. h. die Biosenmassen auf den entsprechenden Empfindungsschwellen dauernd halten.

Unter dem Schutze, oder mit Hülfe des Potentialstromes ergreifen die Triebe die Initiative gegen die brutale Macht des Potentials und spinnen die eigentlichen Fäden des Lebens an. Die mechanische Konstellation des Bewußtseins ist das Auslaßventil für die Empfindung. Mag dieses Bewußtwerden der Empfindung ein transintelligibles Moment sein, Tatsache ist, daß wir es in der organischen Welt nur mit bewußter Empfindung zu tun haben, zu tun haben können. Keine Funktion einer Biose, einer Zelle ist denkbar ohne Bewußtsein dieser Funktion.

Der erste Trieb, der sich in einer Biose geltend macht, ist der Selbsterhaltungstrieb, der als der mächtigste aller Triebe unser Bewußtsein erfüllt und die ganze organische Welt beherrscht. In was besteht seine Initiative, was ist die erste Tat der Empfindung gegen das Potential? Wenn jede Empfindungsmodalität, also auch jeder Trieb, von einem Potential getragen werden muß, so muß auch der Selbsterhaltungstrieb — hier natürlich in seiner primitivsten, einfachsten

Form — seine Betätigungsweise auf ein bestimmtes Potential stützen. Wie der Farbe usw., so muß auch jedem Triebe ein bestimmtes Potential entsprechen. Die erste Initiative des Selbsterhaltungstriebes ist: sich zu behaupten, d. h. den Dichtegrad der Substanz (also die Empfindungsschwelle) aufrecht zu erhalten, unter dem er sich manifestieren kann. Unter dem Einfluß des Potentialstromes wird die Konstellation des Bewußtseins gegeben und neben oder mit anderen derjenige Spannungsgrad erzeugt, unter dem der Selbsterhaltungstrieb ins Bewußtsein und dadurch zur Tätigkeit gelangen kann. Wird der Potentialstrom erhöht oder sinkt er, so hört auch sofort die Konstellation des Bewußtseins auf, und die Manifestationsbedingungen für den Selbsterhaltungstrieb schwinden. In der Nacht sinkt der Potentialstrom; die Biose schläft und der Selbsterhaltungstrieb schweigt. Schwiege er nicht, so wäre kein Leben während des Schlafes gefährdet. Am Tage dagegen, unter dem mächtigen Einfluß der Sonnenstrahlung, steigt der Potentialstrom, die Tätigkeit und der Kampf beginnen.

Setzen wir den Fall, eine neu gebildete Biose stehe unter dem Einfluß der Sonnenstrahlung. Die unmittelbare Folge ist, daß die auf die Biose eingestrahlten Sonnenpotentiale von dem Potentialstrom der Biose aufgenommen werden müssen. Der Potentialstrom wird dadurch dermaßen verstärkt, daß er sich in der einen oder andern Weise Luft machen muß, wenn die Biose nicht Gefahr laufen soll, gesprengt, zerstört zu werden. Der einzige Ausweg, den Bestand der Biose zu wahren, ist, dem Potentialstrom neue Substanzen zur Verfügung zu stellen, gegen die er sich entladen kann, die Außenschichten als Träger des Potentialstromes müssen vergrößert werden. Zu diesem Zwecke muß Substanz, mit andern Worten, Nahrung von außen aufgenommen werden. Die Biose wächst und vergrößert sich, und der Potentialstrom wird dadurch augenblicklich entlastet, d. h. auf derjenigen Intensitätsstufe gehalten, die der Schwelle des Selbsterhaltungstriebes entspricht. Nun stürmen neue Sonnenpotentiale auf die Biose ein, es erfolgt eine abermalige Spannungssteigerung des Potentialstromes und damit eine neue Aufnahme, Assimilierung von Substanz oder Nahrung. Mit dem Wachstum der Biose kann das ursprüngliche Verhältnis zwischen Potentialstrom und Biosenumfang nicht mehr aufrecht erhalten werden. Der Kubikinhalt der sich vergrößernden Biose wächst schneller als die Außenschicht, als Träger des Potentialstromes, und der Potentialstrom findet jetzt die natürlichste Entladung durch Teilung der Biose in zwei neue kugelförmige Gruppierungen, die zusammen eine größere Oberfläche bilden als die ursprüngliche Biose. Der ursprüngliche Potentialstrom teilt sich in zwei neue Potentialströme, die die genauen Hälften der angewachsenen Biosenmasse umschließen. Die Nahrungsaufnahme und Teilung ist somit eine Funktion der Sonnenstrahlung und da die Sonnenpotentiale mit ungeheuerer Schnelligkeit anstürmen, so ist auch die Nahrungsaufnahme und Teilung eine ungeheuer schnelle. Diese schnelle Teilung finden wir heute noch bei den primitivsten Lebewesen. Die z. B. von Maupas angestellten Versuche mit Stylonychia ergaben eine potentielle Vermehrungsfähigkeit von einer Billion Nachkommen innerhalb einer Woche aus einem einzigen Individuum.

Ich bezeichne eine solche erste Gruppenbildung als Urbiose, in der sich kein anderer als der Selbsterhaltungstrieb geltend machen soll. Wir haben nun wohl zu unterscheiden, daß bei der Urbiose die Nahrungsaufnahme unmittelbar in Teilung und noch nicht in einen eigentlichen Stoffwechsel übergeht. Die Teilung genügt, um die Schwelle des Selbsterhaltungstriebes zu behaupten. Die aufzunehmende Nahrung muß natürlich der ursprünglichen Biosensubstanz homogen sein und kann wiederum selbstverständlich nur auf chemischem Wege erfolgen. Wir müssen entschieden gegen die Auffassung gewisser Biologen protestieren, als ob die Nahrungsaufnahme auch auf bloßer Apposition beruhen könne. Jede Nahrungsaufnahme muß einer Assimilierung auf chemischem Wege gleich kommen. Eine Urbiose nimmt nur Nahrung auf. Sie kehrt nicht durch Ausscheidung, also Stoffwechsel, auf ihr ursprüngliches Volumen zurück, sondern nur durch Teilung. Vermag sie letzteres nicht, so kann sie sich nur in ihre Urstoffe zersetzen. Nach jeder Teilung erzeugen die neuen Potentialströme wieder die Konstellation des Bewußtseins, und jede Tochterbiose wird wieder zum Träger des Selbsterhaltungstriebes. Im Augenblicke der Teilung in zwei Potentialströme und der Sprengung der Biosenmasse haben sich natürlich die intensivsten Potentiale gegen das Zentrum der Biose geltend gemacht und Schmerzempfindungen hervorgerufen; wir können daher wiederum sagen, das Leben wird aus Schmerz geboren.

Ich möchte mit diesen Schilderungen nicht auf Mißverständnisse stoßen. Eine reale Weltauffassung verlangt vorstellbare Bilder und einen geschlossenen Erkenntniskreis. Ich gebe diese Bilder lediglich als formale Stützen der Prinzipien, die einer realen Lösung des Lebensproblemes zugrunde liegen oder liegen müssen. Diese Bilder können selbstverständlich nur spekulativ erschlossen werden, und ich müßte ein armseliger Tropf sein, wollte ich ihnen einen andern Wert beimessen. Ich gebe hier nur einen ersten Anstoß zu einer realen Bilderreihe, die je nach dem Gange späterer Forschung korrigiert, umgemodelt oder durch eine ganz neue ersetzt werden dürfte. Was ich in Beziehung auf die Substanzbegriffe im allgemeinen gesagt habe, gilt auch für dieses Problem.

§ 24.

Mit der Nahrungsaufnahme und der Fortpflanzung durch Teilung hätten wir nun bereits zwei der wichtigsten, ja geradezu die grundlegenden Funktionen oder Eigenschaften (Leistungen) des Lebens bloßgelegt. Nun wird man einwenden, diese beiden, durch die mechanische Konstellation des Lebens, durch den Potentialstrom eingeleiteten und getragenen Funktionen seien doch, wie der Potentialstrom selbst, rein mechanische Vorgänge. Der Potentialstrom sei doch nicht durch die Empfindung eingeleitet worden, sondern durch eine rein mechanische Konstellation: einerseits durch den bestimmten Dichtegrad der Atomengruppe, der einer völligen Sprengung Widerstand leistete, und andererseits durch die gleichzeitige Einstrahlung von Potentialen aus der Erde und aus der Sonne, die nicht wieder reflektiert werden konnten und daher gezwungen wurden, den Weg um die Atomengruppe zu nehmen. Dies sei doch alles absolute

Mechanik. Ebenso sei das weitere Bestürmen der Biose durch Sonnenpotentiale und die daraus fließende Nahrungsaufnahme und Teilung wiederum absolute Mechanik. Also wäre das Leben doch mechanistisch zu erklären? Auch das Leben wäre eine bloße mechanische Konstellation, wie es die Gravitation, Elektrizität, Wärme usw. ist. Der Bewußtseinssitz wird in der Biose rein mechanisch erzeugt und die Empfindung schaut nur zu, wie sie behufs der Orientierung in unserem Personalintellekt dem Weltgeschehen zuschaut. Ja, der Sprung wäre gar nicht so weit. Wenn jedem Potential eine bestimmte Empfindungsmodalität entspricht und umgekehrt, wenn also jede Empfindungsmanifestation von einem Potential getragen werden muß, dann löst sich doch schließlich auch das Leben im Potential auf; dann liegt im Potential schließlich auch die Initiative zum Leben, und die Empfindung ist ewig nur der passive Zuschauer, das Reflexionsmaterial (zur Selbstreflexion) eines unabänderlich und absolut mechanischen Weltgeschehens, des organischen wie des anorganischen. Wenn wir mit einer eisernen Logik fortfahren, landen wir unwillkürlich auf diesem absolut mechanischen Boden. Aber wehe unserem Verstande, wenn wir uns hier einnisten wollten! Wer wagt nur den Gedanken an eine solche Aufgabe?! Wir müßten die Segel der Erkenntnis vor einer mechanistischen Lebensauffassung ebenso hoffnungslos streichen, wie vor einer metaphysischen. Alle diejenigen, die sich ernstlich an eine solche Aufgabe machten, könnten nur im Irrenhause enden.

Nein, der Selbsterhaltungstrieb ergreift die Initiative gegen das Potential in dem Augenblick, in dem der Potentialstrom seine Schwelle durch Spannungssteigerung aufzuheben sucht und er diese Schwelle nur behaupten kann, wenn er durch Einsetzung des Hungergefühls, also durch Nahrungsaufnahme den Potentialstrom entlastet. Ebenso schafft er die Entlastung durch Teilung. Es sind dies die ersten Reaktionen des Selbsterhaltungstriebes, und der letztere hat diese zu steigern, bezw. stets neue Formen für sie zu finden, so oft der Potentialstrom seine Schwelle bedroht. Aber alle Zweifel werden verdrängt, wenn die Entwicklung selbst und die Triebe auf allen höheren Lebensstufen ihre Stimme millionenfach gegen eine absolute Mechanik erheben. Unsere Triebe sind die absoluten letztinstanzlichen Initiativen zu unsern Handlungen; es liegt nichts Ursächlicheres hinter ihnen. Oder wollte uns jemand beweisen, absolut chemische Affinität treibe Mann und Weib zusammen, und die Sexuallust schaue nur zu, sei nur die innere Betätigungsweise des freien Spieles der chemischen Potentiale?! Sauve qui peut!

Gewiß, den Sinnesempfindungen kommt bis zu einem gewissen Grade bloße Passivität zu; in der Farbe, im Ton, in der Tastempfindung schauen wir zu einem großen Teile indifferent an. Aber schon ein Gemälde, Musik, Geruch, Geschmack können uns unmittelbar zu Handlungen reizen. Den Trieben dagegen geht jeder indifferente Beigeschmack ab; sie schauen nicht an, sie treiben uns unmittelbar zur Tat; sie beherrschen die motorischen Auslösungszentren. Wer die absolute Mechanik des Lebens aufrecht erhalten wollte, käme im günstigsten Falle nie weiter als zur Urbiose. Sobald er das Prinzip der Entwicklung berührt, geht seine Weisheit in die Brüche.

Der Organintellekt und das Entwicklungsprinzip.

§ 25.

Das Leben zerfällt in eine rezeptive und emissive Phase. Alle Einflüsse, entspringen sie aus dem Soma oder dessen Differenzierungen (Chemismus und Stoffwechsel) oder stammen sie aus der eigentlichen Außenwelt (Lichtreize, Tonreize, Tasteindrücke usw.), machen die rezeptive Phase aus; es ist überall das Anklopfen, das Aufdrängen, das Anstürmen des Potentials. Das Auftreten der Triebe dagegen, die gegen das Potential ankämpfen, d. h. gegen alle diese Einflüsse reagieren und sie so abzuwehren und zu leiten suchen, daß die Manifestationsbedingungen der Triebe erhalten bleiben, macht die emissive Phase aus, die Phase der Handlung, der Tat. Mit der emissiven Phase beginnt die Entwicklung des Lebens.

Die Urbiose, wie wir sie oben dargestellt haben, ist das allgemein gültige Schema für die Konstellation des Lebens; wir können sie die Formel des Lebens nennen. Die rezeptive Phase des Lebens ist unabänderlich durch das Potential initiiert; die Potentiale werden die Biosenmasse unaufhörlich affizieren, und sie muß durch Nahrungsaufnahme und Teilung antworten. Dieses Antworten in dieser primitivsten Form würde die emissive Phase ausmachen. Die Nahrungsaufnahme ist die conditio sine qua non der Teilung des Potentialstromes. Wird der Potentialstrom verstärkt, und kann die Biosenmasse zu dessen Entlastung nicht anwachsen, so geht sie ihrer Zersetzung entgegen. Will nun der Selbsterhaltungstrieb die Zerstörung seines Sitzes verhüten, so hat er die erste emissive Arbeit zu beginnen und für Nahrungsaufnahme zu sorgen. Damit stehen wir vor dem Entwicklungsproblem.

Ich behaupte, die Entwicklung der emissiven Phase, von der primitivsten Nahrungsaufnahme an, kann sich nur mit Hülfe des Intellektes abspielen. Wir könnten uns zunächst vorstellen, Urbiosen hätten eine Gruppierung unter sich vollzogen, um etwa symbiotisch die Träger eines ersten intellektuellen Aktes zu werden. Allein dies würde uns nur verwirren; überdies wollen wir keinen Mißbrauch mit dem Worte Symbiose treiben, das ja an und für sich gar nichts erklärt und empirisch auf einen fertig entwickelten Intellekt hinweist. Ich ziehe vor, bei dem Schema der Urbiose zu bleiben; auch die Biosenmasse bietet uns Raum genug, um eine ganze Welt in ihr unterzubringen. Wir können in ihr über Millionen und Billionen von Atomen als Träger von Empfindungsmodalitäten verfügen.

Wir können nun mit einem kühnen Sprunge die sämtlichen Daten unserer Gehirntätigkeit unmittelbar auf die Urbiose übertragen. Wir arbeiten nur im unendlich Kleinen, und da auch die Verarbeitung der Potentiale eine unendlich primitivere ist, so können wir die Zellen (die an und für sich organische Welten sind) durch Atome ersetzen. Die Stoffe sind dieselben; sie sind nur in den Zellen in ungeheueren Gruppierungen vertreten. Denken wir uns eine Urbiose in kugelförmiger Form, so kann diese Kugel aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzt sein, von denen sich die dichteren nach dem Zentrum zu lagern, und zwar in abgestuften, kugelförmigen Schichten, jede von gleichem Stoff und gleicher Dichte, während die äußeren Schichten

als Träger des Potentialstromes aus den leichtesten, reaktionsfähigsten Stoffen bestehen. Wie der Blutstrom des Gehirns, strahlt der Potentialstrom der Urbiose seine Potentiale nach dem Zentrum der Kugel und schafft die Konstellation des Bewußtseins. Auch dieses Spannungszentrum ist abgestuft und hält alle um das Zentrum gelagerten Kugelschichten auf abgestuften Dichtegraden, mit anderen Worten auf bestimmten Empfindungsschwellen. Genau wie im Gehirn kann auch in der Urbiose im Bewußtseinssitz die Anschauung vor sich gehen, wenn auch in der primitivsten Form. Diese zentralen Massen, als Sitz des Bewußtseins und der Anschauung, sind von indifferenten Schichten umgeben, in denen die angeschauten Außeneindrücke in ähnlicher Weise fixiert werden können, wie im Gedächtnis. Auf alle Fälle haben die aus dem Bewußtseinssitz wieder ausgestrahlten Potentiale in diesen Zwischenschichten eine Arbeit zu verrichten; denn sie werden durch den Potentialstrom, der diese geschwächten Potentiale nicht aufnimmt, in diesen Zwischenschichten gehalten. Ueber diese Gedächtnisarbeit ließe sich natürlich streiten, aber eine Diskussion hat keinen Wert, weil uns auch die Gedächtnisarbeit im Gehirn absolut unzugänglich ist; wir wissen nur, daß das Gedächtnis auf rein mechanische Vorgänge zurückzuführen ist. Die Gedächtnispunkte, wenn wir sie so nennen wollen, werden, wie im Gehirn die Gedächtniszellen, durch intra- und extrabiotische Reize zur Tätigkeit angeregt und im Bewußtsein der Urbiose als Vorstellungsbilder reproduziert. Um Bilderreihen zu bilden, brauchen keine weitgehenden Verbindungssysteme zu existieren; die Gedächtnispunkte werden durch mehr oder weniger unmittelbare Aneinanderlagerung zur verknüpfenden Tätigkeit angeregt werden.

Diese Konstellation nenne ich die Konstellation des Organintellektes und das erste organische Entwicklungsinstrument. Mag das Weltgeschehen, das die Urbiose anschaut, noch so winzig sein, mag der Organintellekt in ihr noch so schwache Reaktionstätigkeit entfalten: im Prinzip bietet er die Grundlage zu den höchsten Entfaltungen. Und sollten wir nicht berechtigt sein, das Schema des Organintellektes nach dem Schema des Personalintellektes vorherzubestimmen? Sind nicht alle Vorgänge, ist nicht alles Weltgeschehen im großen ewig nur ein Spiegelbild des Weltgeschehens im kleinen? Ist unsere ganze Kultur nicht ein Spiegelbild unseres Ichs, eine Außenprojektion und zwar eine ganz getreue Außenprojektion unserer körperlichen, geistigen und seelischen Funktionen? Wäre es verfehlt, ein Volk, eine Nation einen Organismus zu nennen, der lebt, denkt und fühlt? Sprechen wir nicht von Völkerpsychologie, von einem Volksgeist, einer Volksseele? Drückt das Sein und Entwickeln eines Volkes nicht eine greifbar geistige und seelische Tätigkeit aus, und ist dieses Geistige und Seelische nicht wieder ein Spiegelbild des Menschengeistes und der Menschenseele im einzelnen?! Wir brauchen aber alle diese Parallelen gar nicht zu ziehen; der schlagendste Beweis für die Wesensgleichheit des Personal- und Organintellektes ist die bereits früher betonte Tatsache, daß beide nach denselben Prinzipien arbeiten, wir wenigstens in den Schaffens- und Baumethoden beider eine vollständige Uebereinstimmung finden. Ein Rückschluß von dem einen auf den andern ist daher vollkommen gerechtfertigt.

§ 26.

Ich betone zunächst einen radikalen Unterschied zwischen Organ- und Personalintellekt, einen Unterschied, der alle Schwierigkeiten des Entwicklungsproblemes in sich schließt. Der Personalintellekt ist etwas Geschaffenes; er ist ein Arbeitsprodukt des Organintellektes. Der Organintellekt dagegen ist nichts Geschaffenes, er entwickelt sich, und zwar Hand in Hand mit den Organismen, in denen er seine stets wachsende Leistungsfähigkeit widerspiegelt. Und durch was entwickelt er sich, durch was steigt er vom Lallen in einer Urbiose zum Meisterwerk des Menschen empor? Nur durch die Empfindung, durch die Triebe! Alle Mechanik versagt hier; die einfachste Betrachtung muß uns überzeugen. Selbst den Fall gesetzt, wir hätten es bei der Urbiose in Nahrungsaufnahme und Teilung mit absoluter Mechanik zu tun: was sollte die Urbiosen hindern, die gesamte an der Erdoberfläche verfügbare Substanz als Nahrung aufzunehmen? Ist diese ganze Substanz verbraucht, d. h. in Urbiosen umgewandelt, und geht die Sonnenstrahlung weiter, so werden die entstandenen Urbiosen aus Mangel an weiterer Nahrung wieder aufgelöst und das Spiel geht von neuem los. Was in aller Welt könnte eine Urbiose veranlassen, sich weiter zu entwickeln? Unsere Empiriker sind natürlich sofort mit der Argumentation bei der Hand: eben um die vorhandene Nahrung besser an sich reißen zu können, hat sich eine höher organisierte Biose entwickelt. Aber wie? Natürlich wieder durch Zufall, indem sie vielleicht eine aufnahmefähigere Außenschicht besaß. Da haben wir den Zufall wieder, den Storch! Dann wollen wir lieber gleich das ganze Buch wieder zuklappen und mit allem Philosophieren aufhören!

Ich habe des öfteren den Bewußtseinssitz für das Auslaßventil der inneren Betätigungsweise der Substanz erklärt; er ist der erste Anknüpfungspunkt für den Versuch der Empfindung, sich in der Außenwelt zu offenbaren. Wo immer die mechanische Konstellation des Bewußtseins gegeben ist, da wird sich die Empfindung herandrängen und mit Ungestüm sich zu behaupten suchen. Es wird uns wieder die Parallele mit unserem eigenen Empfindungsherd, unserem Ich, gestattet sein. Ich habe oben ausgeführt, wie im Kampfe der Triebe stets der Stärkere siegt und unsere Handlungen bestimmt. So werden sich auch in den Urgebilden des Lebens die mächtigsten Triebe zuerst vordrängen und ihre Offenbarung in der Außenwelt erzwingen. Ich sprach daher auch zuerst von dem mächtigsten aller Triebe, dem Selbsterhaltungstrieb. Aehnliches gilt sicherlich auch von den Sinnesempfindungen. Die Tastempfindung ist unstreitig die mächtigste Sinnesempfindung und sie wird sich jedenfalls vor der optischen und akustischen geltend gemacht haben. Setzen wir nun den Fall, die Urbiose wäre nur ein Auslaßventil für den Selbsterhaltungstrieb und die Tastempfindung, so könnte sie selbstverständlich nur Tastempfindungen und als Ausfluß des Selbsterhaltungstriebes Hungergefühle in ihrem Intellekt verarbeiten; sie würde also nur ein ganz kleines Stück Weltgeschehen anschauen (der Blindgeborene arbeitet ja auch nur mit Tastempfindungen, aber in einer für ihn unendlich mannigfacheren Welt), und die Kombinationen (Versuchs-

reihen) aus diesem Anschauungsmaterial ermöglichten es dem Selbsterhaltungstrieb, nur eine ganz beschränkte emissive Phase einzuleiten und zu unterhalten. Denn nur mit Hülfe des zur Verfügung stehenden Sinnesmateriales können die Gedankenfäden gesponnen und den Trieben zur Nutzanwendung, zur Verwertung übermittelt werden. Unsere Gedankenreihen greifen unabänderlich in unsere Emotionszentren ein, und diese liefern die Impulse zu den motorischen Auslösungszentren. Stehen daher dem Selbsterhaltungstrieb in der Urbiose nur Bilderreihen aus Tastempfindungen zur Verfügung, so wird er auch zur Einleitung der emissiven Phase, der Tat, nur auf diese Tastempfindungen reagieren können. Gegen die Sinnesempfindungen, die nicht in der Urbiose auftauchen, kann offenbar auch der Selbsterhaltungstrieb nicht reagieren, d. h. sie können auch kein emissives Geschehen auslösen.

Mit einem Worte, je weniger Triebe, je weniger Sinnesempfindungen sich in einem organischen Bewußtseinssitz offenbaren, um so beschränkter ist notgedrungen das Tätigkeitsgebiet des Organintellektes und die Reaktionsfähigkeit der Triebe; je reichhaltiger dagegen die Manifestation der Triebe und der Sinnesempfindungen, um so reichhaltiger und höher entfaltet sich auch der Organintellekt und, als Reaktion der Triebe, das Gebiet der Tat. Die Entwicklung wird einfach getragen durch die Initiative der Empfindung und nie und nimmermehr durch die der äußeren Einflüsse. Wo sich keine Lichtempfindung einstellt, da werden alle Lichtstrahlen der Welt kein Lichtorgan schaffen, ebensowenig wie alle Elektrizität je ein Elektrizitätsorgan in uns wachrufen kann, oder die herrlichste Musik aus einem unmusikalischen einen musikalischen Menschen machen wird.

Jede Empfindungsmodalität muß zu ihrer Offenbarung einen Träger, und dieser eine materielle Resonanz in der Außenwelt finden oder erringen. Die Farbe braucht den materiellen Träger des Auges und die Resonanz in der Außenwelt in den Lichtwellen, der Ton das Ohr und die Tonwellen, die Tastempfindung die Haut und die äußeren Widerstände, die sexuelle Lustempfindung die Sexualorgane und das gegenteilige Geschlecht, ebenso wie die Malkunst Leinwand, Farben und Pinsel, die Tonkunst musikalische Instrumente braucht. Vereinigt nun ein Organismus die materiellen Träger der Empfindungsmodalitäten, so muß offenbar der Organismus um so höher stehen und um so komplizierter sein, je mehr Empfindungsqualitäten sich in ihm offenbaren.

Sicherlich sind die der Weltsubstanz inhärenten Empfindungsmodalitäten in ihrer Variabilität unermeßlich, und so überwältigend das Empfindungsmaterial ist, das sich im Menschen offenbart, so ist damit sicherlich die Empfindung nicht erschöpft, und es mögen noch unendliche Konstellationen für die Offenbarungen von Empfindungsmodalitäten möglich sein, die wir gar nicht kennen. Die einfachste Ueberlegung kann uns dies dartun. Wenn jedem Potential eine innere Betätigungsform, eine spezifische Empfindungsmodalität entspricht, so muß es offenbar auch Empfindungsmodalitäten geben, die z. B. auf ein elektrisches, ein magnetisches Potential antworten, so wie haptische Empfindungen auf das Wärmepotential, Farben auf das Lichtpotential, Töne auf das mechanische Potential der Luftwellen usw. antworten.

In unserem Personalintellekt sind für elektrische, magnetische, oder selbst chemische Potentiale keine Aufnahmeapparate vorhanden; es kommen in unserem Personalintellekt daher auch die ihnen entsprechenden Empfindungsmodalitäten nicht zum Ausdruck. Dagegen kann der Organintellekt für solche Potentiale aufnahmefähig sein, und er wird infolgedessen ein viel reicheres Empfindungsmaterial für seine Bilderreihen zur Verfügung haben; es wird in ihm ein Weltgeschehen zur Anschauung kommen können, von dem wir keine Ahnung haben. Dasselbe wird für Triebe gelten, die uns völlig fremd sind; denn wir sind nur das Werk des Organintellektes, und nur diejenigen Triebe spielen in uns, die zum Wesen unseres Organismus gehören und für ihn berechnet und bemessen sind. Wir können vom Wesen unseres Personalintellektes nur allgemein auf das Wesen des Organintellektes schließen, ohne im geringsten etwas über die spezielle Leistungsfähigkeit und die speziellen Leistungen desselben aussagen zu können. Alle Leistungen, die der Organintellekt mit Hülfe solcher uns unbekannten Empfindungsmodalitäten und Triebe bewerkstelligt, werden für uns eben transintelligibler Natur sein. Aber den Schluß dürfen wir sicherlich ziehen, daß der Organintellekt in seinen höheren Stufen mit seinem unerschöpflichen Empfindungsmaterial unendlich Höheres leisten wird, als unser Personalintellekt überhaupt zu fassen vermag. Seiner Weisheit gegenüber ist unser Wissen ein klägliches Lallen. So hoch seine Kunstwerke über unsern Kulturwerken stehen, so hoch steht seine Sonnenleuchte über dem Glühwürmchen, das wir unsern Geist nennen.

Das Wichtigste aber ist, daß sicherlich auch die Empfindungswelt der Substanz, d. h. ihre innere Betätigungsweise einer bestimmten Gesetzmäßigkeit unterworfen ist, wenn uns dieselbe auch gänzlich verschlossen ist, wie ich schon bei der Kunst und ihrer immanenten Gesetzmäßigkeit hervorgehoben habe. Sicherlich werden sich auf Grund einer solchen Gesetzmäßigkeit auch die intensivsten Triebe zuerst in die Veräußerung drängen, wie z. B. der Selbsterhaltungstrieb, der überall und in erster Linie die ganze organische Welt beherrscht, und der vor allen andern Trieben sich immer wieder hervordrängt und den Platz behauptet. In welcher Reihenfolge die andern Triebe und überhaupt alle Empfindungsmodalitäten sich anschließen, wissen wir nicht. Wir können aber erkennen, wie sich auf den höchsten Stufen der Organisation die feinsten und subtilsten Empfindungsmodalitäten sozusagen einschleichen. Z. B. durch das Ohr, das ursprünglich nur der rohen Orientierung dient, kann sich eine ganze Musikwelt einschleichen, durch das Auge die Kunstwelt der Malerei, Skulptur, Architektur usw. Man denke an die unzähligen feinsten Empfindungsmodalitäten, die sich in den Emotionszentren eines hochorganisierten Menschen, eines Dichters, offenbaren können. Die höchste Empfindungswelt offenbart sich im höchsten Organismus. Im Börsenjobber und Alltagsmenschen offenbaren sich nur die gemeinen tierischen Triebe, in einem Goethe die feinsten, subtilsten Empfindungsqualitäten.

Aber dies ist nur eine Parallele; auch die feinsten Empfindungsqualitäten sind im Modell des Menschen gegeben, d. h. ihre materiellen Träger sind geschaffen. Ich wollte mit ihr nur andeuten, daß auch im Organintellekt die Empfindungsmanifestation sich nur unter ganz bestimmten Bedingungen festsetzen und zur Verarbeitung kommen

kann. Aber wenn ein Begreifen des Entwicklungsprinzipes möglich werden soll, so müssen wir uns schon von jetzt ab an eine vollständige Umkehrung aller bisherigen Begriffsformulierungen gewöhnen. Man hat sich sozusagen in eine mechanistische Auffassung hineingebohrt. Man hat hartnäckig Ursache und Wirkung miteinander verwechselt. Der Darwinismus hat sich geradezu zu Tode gequält, Entwicklungsfaktoren herbeizuschleppen, die in irgend einer unfaßbaren Weise eine Vervollkommnung der äußeren Formen herbeiführen sollten, und wenn diese erreicht waren, dann wurde einfach die geistige und seelische Veranlagung aufgepfropft, — lauter Gewaltakte der rohesten Art, ohne jegliche Logik und Durchgeistigung. Das einzige bißchen Ursache, das man noch erbringen konnte, war der Zufall, der glückliche, rettende Zufall, — ein Hohn auf alle Naturwissenschaft, auf die wir so stolz sind, und deren schönste Frucht die Erkenntnis der eisernen Gesetzmäßigkeit alles Weltgeschehens ist, des anorganischen wie des organischen.

Umgekehrt, in der Empfindung liegt alle organische Initiative; sie ist das schaffende Prinzip, und auf ihr allein beruht das aufsteigende Prinzip der Entwicklung, ohne Teleologie, lediglich als der Ausdruck der allgegenwärtigen Empfindungsmanifestation, die sich ihre immer höheren und zahlreicheren Träger selbst schafft, und zwar ausschließlich nach dem Schema des Organintellektes. Zwischen dieser Initiative der Empfindung und dem ausführenden Organintellekt haben wir stets wohl zu unterscheiden. Ich habe bereits betont, daß alle Initiative zur Tat nur in der Empfindung, in den Trieben liegt. Ein Gedanke, ein intellektueller Akt an und für sich kann nie eine Tat auslösen; unsere millionenfachen Handlungen werden unabänderlich durch Triebe, Emotionen, Motive ausgelöst. Die höchsten Gebiete der Kultur, unsere gesamte Wissenschaft wären nie und nimmermehr geschaffen worden, wenn nicht der spezifisch menschliche Erkenntnistrieb als stetig wirkende Initiative hinter ihnen gestanden hätte. Der Trieb regt die Gedankenwelt an, und die Versuchsreihen dieser Gedankenwelt bieten die Mittel zur Befriedigung des Triebes. Nur auf Grund dieser Auffassung gelangen wir zur richtigen Unterscheidung zwischen Zweckbegriff und Teleologie. Der Zweckbegriff in der organischen Welt setzt unabänderlich das Zusammenwirken zwischen Trieb und Intellekt voraus; weder der eine noch der andere allein kann den Zweckbegriff ausfüllen. Ehe eine Fischflosse entstand, mußte ein Trieb sich geltend machen, der eine schnellere Bewegung, eine leichtere Ernährung, einen größeren Schutz usw. forderte, sei es für sich, sei es als Ausfluß des Selbsterhaltungstriebes. Dieser Trieb erst regte den Organintellekt zu seinen Versuchsreihen an, und er erfand die Fischflosse zur Befriedigung dieses Triebes, zur Realisierung einer schnelleren Fortbewegung. War das Bewegungsorgan für das Land geschaffen, so konnte sich der Bewegungstrieb abermals geltend machen; der Organintellekt erfand vollkommenere Bewegungsorgane; er erfand den Flügel usw., immer von einer realisierten Stufe auf eine höhere schreitend, zur Befriedigung immer neuer oder intensiverer Triebe, genau wie der Mensch durch fortwährende Impulse zur Schaffung immer rasenderer Bewegungstypen getrieben wird. Dieses Geschehen bezeichnen wir nach unserer

menschlichen Begriffswelt als eine zwecktätige Reaktion auf den initiierenden Trieb. Ohne den letzteren ist sie undenkbar, und eben weil dieses wichtige Moment nicht erkannt wurde, daher der endlose Streit über den Zweckbegriff.

Aber diese Formulierung des Zweckbegriffes schließt auch vollständig alle und jegliche Teleologie, selbst in dem Sinne einer Zielstrebigkeit, nach Baer, aus. Der Organintellekt antwortete mit der Fischflosse lediglich auf die augenblicklichen Impulse des Fortbewegungstriebes, wenn ich so sagen darf. Er konnte nichts voraussehen, vorausahnen; er schuf die Fischflosse nicht mit der Absicht, daß auf ihr weitergebaut werden könnte, daß sie sich zu Bewegungsorganen auf dem Lande, in der Luft entwickeln, oder daß sie sogar im Ruder des Menschen dereinst eine Parallele finden könnte! Alle höheren Entwicklungsstufen sind lediglich der unmittelbare Ausdruck der höheren und reicheren Empfindungsmanifestationen, die gesetzmäßig in den bereits vorhandenen Manifestationsherden (Organen) sich eindrängen und einnisten und den Organintellekt zu immer vielseitigerem Schaffen veranlassen. Der Organintellekt arbeitet immer und ewig nur unter der Anreizung der augenblicklichen Triebe. Der Begriff der Teleologie wird daher nicht nur hinfällig, sondern überhaupt vollständig überflüssig, wenigstens in dem bisherigen Sinne, nach dem irgend eine geistige Entität einen idealen vollkommenen Zustand voraussähe und diesem zustrebe.

Kein Kampf ums Dasein spornt die Empfindung zu erhöhter Tätigkeit an, sondern nur ihr ureigener Drang, sich in der Außenwelt in immer höherer Entfaltung zu offenbaren. Ein Shakespeare, ein Goethe, ein Beethoven haben auch nicht den Schimmer eines Kampfzweckes an sich, und sie zählen zu den höchsten Gebilden, die der Organintellekt hervorgebracht hat. Sie sind kein Auslesematerial, sondern die Produkte spontaner Empfindungsmanifestation der Substanz. Der Organintellekt macht seine Vorstöße aus eigener Initiative, unbekümmert darum, ob dadurch die Produkte anderer Organintellekte verdrängt werden und ihre Lebensfähigkeit einbüßen oder nicht. Darwin hat sein Entwicklungsprinzip auf das Tier abgestimmt, nicht auf den Menschen, d. h. es trägt nur der Entfaltung der niederen Triebe, vor allen dem Selbsterhaltungstrieb Rechnung. Hier bleibt sicherlich der Darwinische Gedanke in seinem vollen Rechte. Ich sage der Gedanke, nicht das Entwicklungsprinzip an und für sich. Wir können noch keineswegs über die Vermehrungsfähigkeit der Keime und ihr Verhältnis zur möglichen Nahrungsbeschaffung spekulieren. Wenn wir unser Schema der Urbiose zur Erklärung heranziehen wollen, so werden wir sagen müssen: je gewaltiger die Sonnenstrahlung, um so schneller die Teilungen der Urbiosen, um so rascher die Aufzehrung der vorhandenen Nahrungssubstanzen. Der Kampf um die Nahrung, eingeleitet und unterhalten durch den Selbsterhaltungstrieb, resultierte also im Grunde genommen aus einem Mißverhältnis der Sonnenstrahlung (als der mechanischen Speisung des Lebens) zu den vorhandenen Nahrungsmengen. Dieser gewaltigste aller Konflikte, der alle Dämonik des Lebens provoziert, ist gleichzeitig die mächtigste Stütze einer realen Weltanschauung. Ein Weltgeist, der autonom über einer organischen Substanz thronte, hätte einen solchen Konflikt mit

Leichtigkeit beseitigt, indem er einfach die Keimvermehrung, die Fortpflanzung in Einklang mit den vorhandenen und möglichen Nahrungsmengen gebracht hätte, so wie der Organintellekt z. B. im einfachsten Stoffwechsel Nahrungsaufnahme und Ausscheidung miteinander in Einklang bringt, oder der einfache Menschenverstand bei tausenden von Gelegenheiten seine regulierende Geschicklichkeit bekundet. Es würde vollständige Harmonie in der Welt der Lebewesen herrschen, so wie sie unsere gesättigten Existenzen und unsere mit Blindheit geschlagenen Schwärmer und Phantasten so gerne proklamieren. Aber es ist nirgends die Spur eines solchen regulierenden Weltgeistes zu entdecken. In der individualisierten organischen Substanz ist vielmehr in jedem Individuum ein selbstherrlicher Organintellekt tätig, der nur für die Erhaltung dieses individuellen Manifestationsherdes denkt und schafft und infolgedessen einen Egoismus entwickelt, der, unbekümmert um das Wohl anderer und um Weltharmonie, rücksichtslos alles vor sich herjagt und niederwirft, was seiner Existenz im Wege steht. Der Selbsterhaltungstrieb, der Instinkt des Daseins, arbeitet sicherlich im Sinne Darwins, oder noch mehr im Sinne Lamarcks, d. h. er reagiert auf die Bilderreihen des Organintellektes in erster Linie mit den Mitteln, die die Existenz seines Sitzes gewährleisten, die den letzteren instand setzen, die wichtigste Daseinsbedingung, die Nahrung, zu sichern. Der Organintellekt wird daher unter dem Drucke des Selbsterhaltungstriebes alle seine Sitze, alle Lebewesen, in erster Linie zum allgemeinen Wettbewerb um die Existenzbedingungen, zum Kampfe um die Nahrung zu befähigen suchen, und in diesem Sinne wird der Darwinsche Gedanke voll und ganz bestätigt.

Aber damit ist das Leben nicht erschöpft; denn die vegetativen Triebe beherrschen nicht das ganze Sein. Wir essen und trinken nicht bloß, wir arbeiten nicht bloß um unsere Existenz; unsere Kultur zieht unendliche Kreise über die vegetative Sphäre hinaus, wo kein Kampf ums Dasein mehr in Frage kommt. Was hat die Kunst, was hat die Befriedigung zahlloser Lustempfindungen im Kulturleben mit dem Kampfe ums Dasein zu tun! Im Gegenteil, die höchsten menschlichen Leistungen — und gerade für sie interessieren wir uns — stehen dem Kampfesprinzip gänzlich fern. Der höchstbegabte Mensch, der Künstler, pfeift auf allen Kampf und auf allen Wettbewerb; seine Existenzbedingungen sind ihm höchst gleichgültig; er lacht über diejenigen, die sich im Schweiße ihres Angesichtes um ihr tägliches Brot abmühen. Die niederen Triebe provozieren den Kampf und alle Scheußlichkeiten des Lebens, allein sie machen nie und nimmermehr das ganze Leben aus; die feineren, höheren Triebe und Empfindungsmodalitäten drängen sich ebenso in die Außenwelt, sind ebenso existenzberechtigt und wollen ebenso verstanden sein. Sie reichen über die vegetative Sphäre, die den furchtbaren Konflikt zwischen Lebenstrieb und Nahrung provoziert, hinaus; sie drängen sich schon in der Pflanze und dem Tiere verstohlen ein, erreichen aber im Menschen ihre höchste, herrlichste Entfaltung und eröffnen uns Welten, in denen kein Kampf wütet, in denen die Dämonik des Lebens abgelöst wird durch die Harmonien des glücklichen, tiefinnersten Empfindens, und wo unsere Seele zu dem wird, was sie tatsächlich sein soll, zu einer Menschenseele.

„Die Kunst, o Mensch, hast du allein!“

§ 27.

Ich habe bereits betont, daß die innere Betätigungsweise der Substanz, wie sie in unseren Emotionen und Trieben zum Ausdruck kommt, unendlich reicher ist, als das Empfindungsmaterial, das wir als Träger unserer Geistestätigkeit kennen gelernt haben; ja, unsere höchste geistige Tätigkeit, die Erkenntnisarbeit, spielt sich auf einer einzigen Sinneskategorie, der optischen ab. Während wir aber über die Sinnesempfindungen ziemlich genau orientiert sind, d. h. die Empirie sich eingehend mit ihnen beschäftigt hat, wenigstens mit den optischen und akustischen, wissen wir über unsere Triebe und Emotionen absolut nichts; sie sind für uns eine vollständige terra incognita, was um so beschämender ist, als gerade sie das Alpha und Omega des Lebens ausmachen. Diese Unterlassungssünde wird die Zukunft wieder gut zu machen haben.

Es wird aber viel zu unserem Verständnis der Lebensprozesse beitragen, wenn wir folgende wichtige Unterscheidung treffen. Ich habe hervorgehoben, daß das Leben in eine rezeptive (durch die Außenreize, das Potential getragene) und eine emissive (durch die Initiative der Empfindung, durch ihre Reaktion gegen die Außenreize, das Potential getragene) Phase zerfällt, und zwar genau parallel mit der Natur des Potentials selbst; denn alle Weltprozesse, welcher Art sie auch sein mögen, sind in letzter Linie immer nur wieder die Reflexe, die Widerspiegelungen der fundamentalen Wirkungsform der Substanz. Daher je näher ein Substanzbegriff der Wahrheit kommt, um so logischer wird durch ihn auch das Weltgeschehen begründet und erklärt werden können. Denken wir uns nun das rezeptive Potential als den Träger aller Außenreize, die auf eine Biose, oder einen Organismus überhaupt einwirken, und die stets erlitten werden müssen, so drängt sich uns das emissive Potential ganz von selbst als der Träger aller Reaktionen gegen die Außenreize auf, und diese Reaktionen verkörpern das angreifende Prinzip, die Handlung, die Tat. Da das Potential in der Verdichtung wurzelt, so wird jedes Pyknotum, jedes Atom ein überkommenes rezeptives Potential stets sofort wieder von sich abzuwälzen, es als ein emissives Potential auszustoßen suchen, und dieses Ausstoßen bedeutet unmittelbar die Reaktion auf das überkommene rezeptive Potential, die eben darin zum Ausdruck gelangt, daß das ausgestoßene Potential nun irgendwo wieder einen Angriff vollführt, eine Arbeit verrichtet. Wenn ich einen Gegenstand anblicke, so invadieren die Lichtreize meinen Bewußtseinssitz und rufen das Anschauungsbild durch die entsprechenden rezeptiven Potentiale hervor; aber diese rezeptiven Potentiale werden aus diesem Bewußtseinssitz als emissive Potentiale wieder ausgestoßen, sie wandern nach den Gedächtniszellen, differenzieren dieselben, d. h. verrichten hier eine Gedächtnisarbeit. Also schon auf eine einfache Sinnesempfindung erfolgt eine Reaktion, sie muß erfolgen. Sehe ich das Bild der Geliebten und höre ihre Stimme, so erreichen diese optischen und akustischen Reize als rezeptive Potentiale die entsprechenden Gedächtniszellen, werden von den letzteren als emissive Potentiale wieder ausgestoßen, um abermals als rezeptive Potentiale das Emotionszentrum der Liebe zu laden; das letztere reagiert, d. h. stößt die über-

kommenen Potentiale wieder als emissive gegen die motorischen Auslösungszentren aus, die die Reaktion in Handlung umsetzen. Können bestimmte Reize gleichzeitig auf ein Emotionszentrum der Eifersucht übergehen, so werden die emissiven Potentialwerte aus beiden Emotionszentren gegeneinander ankämpfen, das stärkere wird siegen und (da wir nur einheitliche Bewegungen und Handlungen ausführen können) die entsprechende Handlung zum Ausdruck bringen.

Wir werden daher richtig gehen, wenn wir die gesamte emissive Lebensphase, die mechanische Unterlage aller Emotionen und Triebe, mit dem emissiven Potential identifizieren. Um bei der Schwierigkeit des Gegenstandes Komplikationen möglichst zu vermeiden, habe ich oben die Schmerzempfindungen, die Sinnesempfindungen und die Lustempfindungen in einer fortlaufenden Skala parallel zu der Potentialskala eines Pyknotum gesetzt. Aber alle diese Empfindungen, insoweit sie als Reaktionen auf die Außeneindrücke verstanden werden, sind nur vom rezeptiven Potential getragen; wir können und müssen ihr also eine zweite Parallele im emissiven Potential gegenüber stellen als Träger der Emotionen und Triebe, die die impulsive innere Betätigungsweise der Substanz ausmachen. Ebenso gesetzmäßig wie jedem emissiven Potential ein rezeptives Potential entsprechen muß, so muß daher auch unabänderlich jeder passiven Empfindungsmodalität eine reagierende Emotion, ein reagierender Trieb entsprechen. In Wirklichkeit muß die Ausdrucksweise umgekehrt werden. Um ein Verständnis überhaupt zu ermöglichen, mußten wir mit den Sinnesempfindungen, mit den rezeptiven Potentialen beginnen. Allein alle Initiative der Substanz liegt in der Verdichtung, also im emissiven Potential. Die Empfindung grün entsteht mit der Aufnahme des entsprechenden rezeptiven Potentials, aber selbstverständlich muß einem rezeptiven stets ein emissives Potential vorangehen. Also nur ein initiierendes emissives Potential konnte die Empfindung grün auslösen; zuerst war immer die Tat. Wir hätten also als erste Parallele die Emotionen und Triebe der Potentialskala gegenüberstellen und dann erst die durch sie ausgelösten passiven Sinnesempfindungen anreihen sollen.

Aber bei unserer vollständigen Unkenntnis über die Wirkungen der Triebe und ihr Verhältnis zu den Sinnesempfindungen will ich dieses schwierige Problem hier gar nicht weiter verfolgen, sondern mich damit begnügen, die gesamte rezeptive Phase des Lebens mit dem rezeptiven Potential und die emissive Phase des Lebens mit dem emissiven Potential als ihrem mechanischen Träger zu identifizieren.

§ 28.

Auf was beruht nun die reaktive Tätigkeit der Empfindung? Wir haben unverbrüchlich an dem Schema des Organintellektes festzuhalten, wenn wir irgendwie unsere realen Erkenntnisfäden weiter spinnen wollen. Der Potentialstrom der Urbiose erzeugt die Konstellation des Bewußtseins; im Bewußtsein werden die Außenreize (also das Weltgeschehen) angeschaut, sie treten wieder aus dem Bewußtseinssitz aus und verrichten in den Zwischenschichten der Urbiose Gedächtnisarbeit, d. h. die Außeneindrücke werden fixiert. Alles Ge-

dächtnismaterial kann im Bewußtsein reproduziert und zu Bilderreihen verarbeitet werden, die nun praktisch als Versuchsreihen ebenso verwertet werden können, wie im Personalintellekt des Menschen zum Zwecke der Erfindungen. Diese Versuchsreihen setzen sich ebenso ausschließlich aus Erfahrungsmaterial zusammen, erfolgen mit derselben Gesetzmäßigkeit, wie beim Menschen, so verschieden auch die Bilder beider sein mögen, selbstverständlich sein müssen. Auch der Organintellekt schaut nur gesetzmäßiges Weltgeschehen an und verarbeitet es in seinen Vorstellungsreihen. Im allgemeinen können wir hier genau die Parallele mit dem Personalintellekt des Menschen einsetzen, ohne welche uns überhaupt alle und jegliche Erkenntnis abgeschnitten und ein erbarmungsloser Rückzug ins Metaphysische unvermeidlich wäre. Wie wir mit unsern primitivsten Versuchsreihen unsere ersten Werkzeuge und Kulturprodukte schufen, so schafft der Organintellekt mit seinen Versuchsreihen seine organischen Produkte, und zwar beginnt er ebenso primitiv und ringt sich ebenso mühsam empor, wie der menschliche Intellekt mit seinen Kulturprodukten. Seine Versuchsreihen laufen alle darauf hinaus, dem Potential stand zu halten und dessen ununterbrochene Angriffe gegen den Bestand seines Sitzes abzuwehren.

Wenn der Potentialstrom der Urbiose durch die Sonnenstrahlung beständig geladen und zur zersetzenden Wirkung getrieben wird, so pariert die Urbiose die Sonnenpotentiale zunächst durch Teilung. Aber diese Teilung setzt unerschöpfliche Nahrungsmengen voraus. Fehlen diese Nahrungsmengen, so muß die Zersetzung der Urbiose durch andere Mittel verhütet werden. Der Selbsterhaltungstrieb muß andere Versuchsreihen des Organintellektes ausnützen, um die Urbiose zu erhalten. Sie mögen nach millionenfachen vergeblichen Versuchen zur Einleitung des Stoffwechsels geführt haben, der bei der Aufnahme der Nahrung erstens keine Teilung der Urbiose mehr erforderte, und der zweitens die Entlastung des Potentialstromes durch die Ausscheidung von Substanzen bewerkstelligte; denn er ist ausschließlich an die Substanz gebunden. Der Stoffwechsel war sicherlich der erste Schritt zur Verlängerung des individuellen Lebens, der Erhaltung der Individualität gegenüber den ungestümen Teilungsprozessen, die in Ermangelung eines Stoffwechsels unvermeidlich waren. Also vor allen Dingen die innere Organisation, die eigentliche Organisierung der Urbiose, abgesehen von ihrer Betätigung nach außen, ist die erste Arbeit des Organintellektes, und sie erstreckt sich auf alle, auch die geringfügigsten Funktionen des Lebens. Der Organintellekt verfügt und kann selbstverständlich nur über die äußere Betätigungsweise der Substanz verfügen, er kann alles nur auf rein mechanische Weise fertig bringen. Aber das darf uns nicht nach der naiven Anschauungsweise des Empirikers verleiten, die Lebensprozesse mechanistisch aufzufassen. Weil der Stoffwechsel sich lediglich mit Hülfe der uns bekannten Elemente abspielt, glauben wir, ihn als einen selbstverständlichen mechanischen Prozeß auffassen zu dürfen. Aber dieser Stoffwechsel ist nirgends in der anorganischen Welt gegeben. Woher kommt er? Er ist doch offenbar der Ausfluß eines intellektuellen Aktes; er entspricht ganz bestimmten Zwecken; er vertritt sogar ein Prinzip der Regulierung höchster und wunderbarster Art. Alle menschliche

Intelligenz zusammengenommen, die bis jetzt in unseren chemischen Laboratorien sich zum Studium der Stoffe und ihrer Verbindungsmöglichkeiten abgemüht hat, reicht nicht aus, um das Wesen des Stoffwechsels in seinen Anfangs- und Endzielen zu erfassen. Gewöhnlich hält man den Stoffwechsel für etwas sehr Einfaches und betrachtet ihn als einen komplizierteren Chemismus, während er in Wahrheit einen hohen intelligiblen Akt zum Ausdruck bringt, der nur nach unzähligen Versuchsreihen realisiert werden konnte; er repräsentiert einen der mächtigsten Pfeiler des Lebens. Auf ihm beruht sicherlich auch der Hauptunterschied zwischen Pflanze und Tier. In den Urbiosen wird er sich in höchst primitiver Art entwickelt und nur nach unendlichen neuen Versuchsreihen wird er höhere und kompliziertere Formen angenommen haben. Es ist daher ganz falsch, anzunehmen, daß die bekannten unorganischen Stoffe: Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff usw. ohne weiteres zu organischer Substanz zusammengetreten seien. Der Organintellekt hat dieselben benützt, weil sie die günstigsten Konstellationen für eine rasche Einwirkung des Potentialstromes ermöglichten, aber nie und nimmermehr, weil ihnen irgend eine spezielle Lebensenergie innewohnte. Der Organintellekt könnte irgendwelche Stoffe (und er tut es ja auch teilweise) in seine organischen Kombinationen einflechten, allein er nimmt die Arbeit stets und unabänderlich unter den leichtesten, d. h. den best ökonomisierenden Bedingungen auf. Der Kohlenstoff spielt die größte Rolle im organischen Geschehen, nicht weil ihm das Leben als Kristallisationsprodukt immanent oder inhärent war, sondern weil er nicht nur durch seine außerordentliche chemische Affinität am handlichsten, auch weil er in ungeheuren Quantitäten in der Atmosphäre vorhanden war. Das Prinzip des Stoffwechsels und seine hohe, alles umfassende Bedeutung ahnen wir ja heute erst. Wir haben ergründet, daß jedes Tier sein eigenes Eiweiß hat, einschließlich des Menschen. Wir wissen, daß selbst das Eiweiß verschiedener Menschenrassen variiert, und daß das Eiweiß der höheren Rassen höhere Funktionen zu verrichten scheint, als dasjenige der niedrigeren; wenigstens besitzt das Eiweiß der Arier die höchsten Eigenschaften und schließt alle diejenigen niedrigerer Rassen in sich. Wann werden wir je einer solchen Tatsache siegreich gegenüber stehen!? Hier beginnt nun eben das praktische Gebiet der biologischen Wissenschaft, und es ist so unermeßlich, daß ihm gegenüber alle anderen Wissenschaften zu Kinderspielen herabsinken. Erst mit der Biologie beginnt der Ernst der Wissenschaft, so wie wir mit der Kunst erst den wahren Tempel der Seele betreten.

Mit dem Stoffwechsel erst können die eigentlichen Funktionen der Ernährung und dadurch die Verlängerung des individuellen Lebens eingeleitet werden. Ebenso kann die Teilung der Urbiose vermieden werden, wenn sie sich der Sonnenstrahlung entziehen kann, d. h. wenn sie durch Bewegung nach anderen Orten Schutz finden kann. Während der Stoffwechsel nirgends für uns greifbar, ist die Bewegung in tausendfältigen Varianten sichtbar, und die Paläontologie hat selbst ihre ältesten Spuren aufgedeckt. Aber von der einfachsten Verdichtung und Ausdehnung einer Urbiose zum Zwecke der Bewegung, bis zum vollkommenen Muskel: welche Riesenarbeit! Oder von der Um-

wandlung der primitiven Daseinsbedingungen, die noch in vollständiger Abhängigkeit von der Sonnenstrahlung standen, gegenüber den ersten umhüllten und geschützten Gebilden, die ihre eigenen Wärmereservoirs besaßen und dadurch bis zu einem gewissen Grad selbständige Lebensarbeit verrichten konnten, also eine gewisse Unabhängigkeit von den unberechenbaren äußeren Einflüssen erlangten: welcher Riesenfortschritt bis zum Schaffen einer Säfte- und Blutzirkulation! — Es ist unmöglich, derartige Anknüpfungspunkte hier weiter zu spinnen. Ich muß auf mein Buch „Entstehen und Vergehen der Welt“ verweisen, in dem ich die Determinanten, nach denen der Organintellekt arbeitet, die Determinanten der Atmung, Ernährung, Fortpflanzung, des Schutzes und der Bewegung besonders behandelt habe. Die Verfolgung dieser Determinanten umfaßt das ganze Betätigungsgebiet des Organintellektes. Die Form ist keine Determinante, wie so viele Biologen behaupten wollen. Der Organintellekt strebt keine Formen an; die Form ist stets nur die Resultante der unbedingt nötigen Organisation, und die millionenfachen, nein zahllosen Formen sind nur der Ausdruck unerschöpflicher Versuchsreihen, die fünf Determinanten, d. h. die Träger ihrer Funktionen, zu koordinieren. Nehmen wir z. B. die Determinante der Bewegung. Der Organintellekt entwickelte von allem Anbeginn zwei große Haupttypen der Bewegung, den der Arthropoden (Gliedertiere) oder noch allgemeiner der Wirbellosen und den der Wirbeltiere. Beide sind einander entgegengesetzt. Berücksichtigen wir speziell die Bewegungsorgane der Gliedertiere, so finden wir sie allenthalben als Exoskelette vertreten, innerhalb welcher die motorischen Gewebe, die Muskeln angebracht sind. Dadurch wird die gesamte übrige Organisation und selbstverständlich auch die Form der Organismen bestimmt und bedingt. Der Entfaltungsraum der Muskeln ist innerhalb der Exoskelette offenbar ein beschränkter und die zur Bewegung aufzuwendende Kraft wird nie in hohem Maße entwickelt werden können. Die naturgemäße Schwäche der einzelnen Glieder muß daher durch eine größere Anzahl ersetzt werden. Wir brauchen hier nur an die Trilobiten des Cambriums zu erinnern, die während der ersten Perioden einen weitverbreiteten Haupttypus darstellten. Zu einer großen Bewegungsfähigkeit konnte der Bewegungstypus der Gliedertiere überhaupt nie gelangen, weil die Entwicklung des Muskelsystems ein für allemal behindert war. Der Organisationskreis der Arthropoden ist dessenungeachtet der mächtigste geworden und geblieben, weil die Determinante des Schutzes (bei den Insekten noch durch den Flug unterstützt) mit derjenigen der Bewegung in das engste korrelative Verhältnis trat.

Ganz anders dagegen der Bewegungstypus der Wirbeltiere und die von ihm abhängigen Formen. Hier wurde das Skelett nicht zur Schale und zum Rohr, sondern zur Achse, um die sich die Muskeln frei entwickeln und zu beliebigen Massen anwachsen konnten. In den Sauriern hatte diese Anmassung ihren Höhepunkt erreicht. Die Determinante der Bewegung hatte sich befreit, es waren ihr keine Grenzen mehr gesteckt, und ebenso riesig entfaltete sich der hieraus fließende Formenreichtum. Mit der Bloßlegung der Muskeln, also der inneren Weichteile, war aber auch aller Schutz aufgehoben. Die

schnellere Bewegungsfähigkeit ersetzte den Schutz, und wo diese Bewegungsfähigkeit nicht ausreichte, traten spezifische Waffen hinzu. Wir vervollständigen das Bild, wenn wir der primitivsten geradlinigen Bewegung als höchsten Typus die größte Bewegungsfähigkeit nach allen Richtungen gegenüberstellen, wie sie im Menschen erreicht ist. Seine aufrechte Bewegungsachse gibt ihm allen anderen Geschöpfen gegenüber die denkbar höchste und schnellste Bewegungsfähigkeit nach allen Seiten, es ist der raffinierteste Bewegungstypus, der überhaupt auszudenken ist. Der vollständig aufrechte Gang des Menschen ist die unbedingte Voraussetzung zu diesem Bewegungstypus, und der letztere bedingt die Form der menschlichen Gestalt, und nicht ein Formenprinzip an und für sich.

Wir sehen also, daß die Form, auch bei bloßer Berücksichtigung der Bewegung, in keiner Weise angestrebt wird, sondern lediglich aus dem Aufbau eines Organes und seiner Anreihung an andere Organe entspringt. Und selbst wenn wir an den höchsten Formenreichtum der Blumen herantreten, so entspricht dieser doch nur wieder den Forderungen der Befruchtung und Symbiose, aber nicht einem initiierenden Prinzip der Form.

Aber hier bestätigt sich nun wieder der schon öfters betonte Offenbarungsmodus der Empfindung. Wie sich neben und über der der Orientierung dienenden Tonempfindung die Musik, die Kunst einschleicht, so schleicht sich auch über dem Nützlichen und Gesetzmäßigen der Form die Schönheit ein. Ueberall in der Natur offenbart sich die Kunst im erhabensten Sinne; wir bewundern sie, wenn wir auch nie die Gesetze werden erfassen oder bestimmen können, die diese Kunstoffenbarung beherrschen. Ueber der Form, über dem Nützlichen macht die Substanz ihrem ästhetischen Drängen Luft, und wir haben dieses ästhetische Schaffen von allen Form- und Nützlichkeitsprinzipien wohl zu unterscheiden. Es ist vollständig unzureichend, alle ästhetischen Prinzipien auf Nützlichkeitsprinzipien reduzieren zu wollen, wie verschiedene moderne Aesthetiker versucht haben. Die einfachste Ueberlegung muß uns dies beweisen. Wir bauen ein Haus nach allen Forderungen der Nützlichkeit, allein wir verzieren es äußerlich und innerlich, wir behängen die Wände der Zimmer mit Gemälden usw., lediglich um unsern ästhetischen Forderungen Genüge zu leisten; es ist unmöglich, diese nachträglichen rein ästhetischen Beigaben dem Nützlichkeitsprinzip zu subsumieren. Genau so schafft der Organintellekt unter dem Triebe höherer Empfindungsmodalitäten jene Formen der Schönheit und des Ebenmaßes, die den dem Nützlichkeitsprinzip entsprechenden Formen ihre höhere Weihe geben. Von zwei Menschengesichtern, deren Formen durch genau dieselben Organzusammenstellungen bedingt sind, ist das eine häßlich, das andere schön. In dieser Schönheit eines Menschenantlitzes feiert der schaffende Organintellekt seinen höchsten Triumph, und zwar einen rein ästhetischen Triumph; hier ist jedes Nützlichkeitsprinzip ausgeschlossen.

Die Mutation.

§ 29.

Wir können uns eine menschliche Kulturgesellschaft als eine Art Gesamtorganismus vorstellen. Wie in dieser Gesellschaft alle Er-

findungen und Kulturfortschritte schließlich nur zu dem Zwecke gemacht werden, die Gesellschaft im bestmöglichen Daseinzustand zu erhalten, d. h. alle Schmerzempfindungen (negativen Lebensfaktoren) auf das geringste Maß zu reduzieren und alle Lustempfindungen (positiven Lebensfaktoren) auf das höchste Maß zu steigern, so arbeitet auch der Organintellekt alle seine Kombinationen zur Erhaltung des Organismus aus. Und wie die Triebe im Menschen den Personalintellekt zu immer neuen Versuchsreihen anspornen, so wird auch der Organintellekt zu immer neuem Schaffen angeregt, nur daß im Personalintellekt die Triebe unmittelbar als gegeben eingreifen können, d. h. ihre materiellen Träger im Gehirn besitzen, während im Organintellekt die Triebe sich ihre Träger erst schaffen müssen, nach einer Gesetzmäßigkeit, die wir noch nicht kennen. Nur so viel steht fest, daß sich die stärksten, sagen wir die vegetativen Triebe, zuerst geltend machen z. B. im Selbsterhaltungstrieb. Ist dieser befriedigt, sind die Existenzbedingungen gesichert, dann mögen sich die feineren Triebe entwickeln. Wir können es ja täglich an uns erfahren, wie ein mächtiger Trieb alle andern zum Schweigen bringt. Befinden wir uns in Lebensgefahr, dann tritt der Selbsterhaltungstrieb mit solcher Macht auf, daß er alle andern Triebe bei Seite drängt. Die Triebe drängen zur Entwicklung, sind aber nie selbst ein Entwicklungsprodukt. Wir sagen z. B., die Liebe sei ein Entwicklungsprodukt der Kultur. Das ist falsch. Gewiß, z. B. der Mensch der Steinzeit kannte sie nicht; er folgte nur dem rohen Geschlechtstrieb. Aber eben nachdem der rohe Geschlechtstrieb seine materiellen Träger gefunden hatte, schlich sich unter oder neben ihm der feinere Trieb der Liebe ein, wie sich im Ohr und Auge die Kunstempfindungen der Musik und Malerei nach Befriedigung der rohen Orientierungsbedürfnisse eingeschlichen hatten. Jede Empfindungsmodalität muß in der Außenwelt ihre Resonanz finden können. Die Liebe in ihrem heutigen Sinne konnte eben nur in der heutigen Kultur ihre Resonanz finden und nicht in der kulturlosen Steinzeit.

Ich sage daher, die Triebe und Emotionen sind die Initiatoren der Entwicklung; in ihnen und nur in ihnen wurzeln die Faktoren zur Hervorbringung neuer Arten; in ihnen ruht das Wesen der Mutation. Nehmen wir als Parallele wieder die Kulturprodukte des Menschen. Ich habe in „Entstehen und Vergehen der Welt“, § 218, die Wechselwirkung zwischen dem durch Versuchsreihen erfindenden Intellekt und dem ausführenden Muskel eingehend erörtert und dargetan, daß der erfindende Intellekt nur ganz allmählich nach Realisierung seiner ersten Erfindungen durch das Werkzeug zu höheren Erfindungen fortschreiten kann. Der Menschengeist muß sozusagen am Muskel Stufe für Stufe emporklettern. Nehmen wir ein Beispiel. Verschiedene Palmenarten entwickeln ein zum Teil sehr schönes und regelmäßiges Fasergewebe, das den Stamm umschließt und ihm Festigkeit verleiht. Den Fall gesetzt, der Mensch erblickt zum ersten Male ein solches Fasergewebe, oder vielmehr der unter diesen Palmen aufgewachsene und wandelnde Mensch wird durch irgend einen Impuls dazu getrieben, ein solches Fasergewebe selbst zu erzeugen. Er nimmt das Bild des Gewebes in seinem Kopfe auf, er unterscheidet die auf- und niedergehenden Fasern (Kette und Schuß) und macht sich daran, ähnliche Fasern mit seinen Händen in derselben Weise miteinander zu ver-

flechten. Gesetzt, unser angehender Weber sei auf den Gedanken gekommen, sich aus seinem Gewebe eine Umhüllung, Kleidung zu schaffen. Der geistige Akt, ein Gewebe überhaupt zu bilden, den Begriff von Kette und Schuß zu schaffen, ist ein Akt für sich. Ebenso ist der Begriff, den Körper zu bedecken, zu umhüllen, der Begriff des Kleidungsstückes ein Begriff für sich. Wie steigt der Mensch zu diesem Begriff des Kleidungsstückes empor? Einzig und allein auf dem durch Muskelarbeit erst hergestellten Gewebe. Er kann unmöglich vom bloßen Begriffe des Gewebes unmittelbar zum Begriff des Kleidungsstückes überspringen, er muß unbedingt zuerst den ersten Begriff verwirklicht, das Gewebe durch Muskelarbeit geschaffen haben. Hat er das Gewebe verwirklicht, hat er nach dessen Erschaffung erprobt, wie es aussieht, welche Dienste es leisten kann, was es aushält usw., dann kann er auf diesem praktischen Erfahrungsboden weiter bauen, weitere geistige Kombinationen auf ihm vornehmen, kann aus dem Gewebe Kleider aller Art, Hängematten, Dächer, Boot- und Schiffsegel, Schnupftücher, Theatervorhänge, Fahnen, Zelte, Fußteppiche, Regenschirme usw. ausdenken.

Aber auf der andern Hand, den Begriff des Webens einmal festgesetzt, welch' ungeheuere Fortschritte nach zahllosen Richtungen konnte der suchende Menschengeist tatsächlich erringen. Welche Welten von Ideen und Errungenschaften knüpfen sich z. B. an den Begriff des Schiffsegels, von der ersten Ausfahrt eines Fischerbootes bis zur Entdeckung Amerikas!

Das Gehirn der ersten Menschen war sicherlich nicht mit mehr Bildern besetzt, als das der Tiere, d. h. der erste Mensch, noch ohne Kultur und Kulturprodukte, nahm aus der Außenwelt dieselben Bilder und Eindrücke auf wie das Tier. Aber sobald der Mensch anfing, über sein vegetatives Leben hinauszugehen, seine Erfindungsgabe auszunützen, neue Dinge zu schaffen, so entstand in seinem Gehirn auch allmählich ein größerer Reichtum an Bildern, Begriffen und Dingen; er konnte immer ausgedehntere Versuchsreihen spielen lassen, die sich Schritt für Schritt, von Stufe zu Stufe erweiterten, ausdehnten und schließlich die hohe Kulturwelt schufen, vor der wir heute staunend und bewundernd stehen. Das Gehirn des Menschen wurde erst durch seine eigenen Erzeugnisse gefüllt, und zwar war der Bilderreichtum eines menschlichen Gehirnes um so größer, einer je höheren Kulturperiode der Mensch angehörte, je mehr Kulturprodukte der Mensch geschaffen hatte. Daraus geht unmittelbar und mit Notwendigkeit hervor, daß seine ersten Erfindungen verhältnismäßig ungeheure Zeiträume in Anspruch nahmen, während auf den höheren Kulturstufen die Erfindungen immer schneller sich entwickelten und häuften, so sehr, daß die Kulturmenschheit im letzten Jahrhundert an Erfindungen und Fortschritten alle vergangenen Jahrtausende zusammengenommen überboten hat.

Nach genau denselben Prinzipien arbeitet der Organintellekt. Er hat nur eine unendlich mühsamere Arbeit zu verrichten, denn er hat alles von Grund aus neu zu schaffen, ohne einen fertigen Erfindungsapparat, einen fertigen Muskel und ohne die unzähligen Vorbilder, die der Mensch in der Natur als gegeben vorfindet. Der Personalintellekt ist nur eine Nachahmung des Organintellektes. Auch der Organ-

intellekt verfügte ursprünglich nur über die wenigen Bilder, die das natürliche Milieu, die sogenannten äußeren Einflüsse erzeugten; erst nachdem die sich entwickelnden Lebewesen ein gesellschaftliches Milieu von komplizierterer Beschaffenheit abgaben, mehrte sich der Bilderreichtum und befähigte den Organintellekt zu höheren Versuchsreihen bis herauf zu der Verwirklichung seiner wunderbaren Kombinationen in der Symbiose, Mimicry usw. Und genau wie im menschlichen Kulturstreben mußte der Organintellekt seine Versuchsreihen verwirklichen, ehe er neue und höhere Versuchsreihen auf ihnen aufbauen konnte. Jede Verwirklichung einer Versuchsreihe bedeutete eine Mutation, von den ersten Einleitungen und Modifikationen des Stoffwechsels bis zu den höchsten Architekturen der Gewebe und Organe. Aber während der fertige Personalintellekt sich am fertigen Muskel emporarbeitet, hatte der Organintellekt sich am Potential emporzuarbeiten. Die Arbeit des Organintellektes lag in der Bewältigung, der Kontrolle der physikalisch-chemischen Aeußerungsformen des Potentials. Dieser Gesichtspunkt ist äußerst wichtig. Der Organintellekt hatte die Tyrannei des Potentials fortwährend zu respektieren; das Potential hatte die Vorherrschaft, und die Empfindung, wie ich des öfteren betont, konnte ihre Initiative nur ergreifen, wenn sie das Potential sozusagen überlistete; und dies war nur möglich, wenn sie sich seiner eisernen Gesetzmäßigkeit fügte und alle Chancen ausbeutete, die ihr das Potential selbst bot. Daher das immer und immer wieder in den Vordergrund sich drängende mechanische Kolorit des Lebens, das unsere Biologen so beständig auf ihre mechanistischen Irrwege lockt. Einen ungemein wichtigen Fingerzeig haben uns in dieser Richtung die neueren Entdeckungen über flüssige Kristalle gegeben. Durch fremde Zusätze werden fließende Kristalle in so merkwürdiger Weise verändert, daß die Produkte mit den niedrigsten Lebewesen eine täuschende Aehnlichkeit haben. Es entstehen beispielsweise bakterienartige Stäbchen, die vorwärts und rückwärts zu kriechen und schlängelnde Bewegungen auszuführen scheinen. Ja die Stäbchen können sich sogar von selbst teilen. Dr. O. Lehmann[1]) erklärt diese Erscheinungen auf rein physikalisch-chemischem Wege; auch die Teilung ist nichts anderes als die Folge eines Ueberganges der Stäbchensubstanz aus einem labilen in einen stabilen Zustand; mit dem Wesen einer Zellteilung hat diese Teilung absolut nichts gemein. Aber selbst wenn man solche Versuche im Sinne einer wirklichen Urzeugung deuten wollte, wären sie nimmermehr einwandfrei, da stets organische Substanzen dabei mitverwendet werden. Und selbst den Fall gesetzt, rein anorganische Stoffe ergäben solche Resultate, so haben wir hier einen deutlichen Fingerzeig, wie sich die Empfindung in den physikalisch-chemischen Aeußerungsformen des Potentials einnistet, um in ihnen ihre Lebensfäden anzuspinnen. Es gibt ja auch absolut keinen andern Ausweg für sie, und sie wird stets diejenigen Konstellationen zuerst ausnützen, die ihr am günstigsten liegen. Sie wird den Kohlenstoff am intensivsten ausgenützt haben, weil er ihr die günstigsten Konstellationen lieferte. Aber wir lassen uns immer

---

[1]) Dr. O. Lehmann. Flüssige Kristalle und ihre Analogien zu den niedrigsten Lebewesen.

wieder täuschen, und behaupten, der Kohlenstoff sei der materielle Hauptträger der organischen Welt; er ist es aber nicht mehr und nicht weniger, als wie das Eisen der Träger unserer Maschinenwelt ist. Alles Eisen der Welt hätte keine Maschinen geschaffen, wenn der Menschengeist nicht hinter ihm gestanden hätte. Das Material bedingt nur die raschere und leichtere Realisierung der gedanklichen Verarbeitung. Der Organintellekt hätte auch ohne Kohlenstoff eine organische Welt geschaffen, auch wenn sie ganz anders ausgefallen wäre. Welche wunderbaren Gebilde hat z. B. der Organintellekt in den Radiolarien geschaffen, bei denen ihm Kieselerde zur Verfügung stand; wie plump dagegen sind dieselben Gebilde, die aus Kalk gebaut sind.

§ 30.

Ueberaus wichtige Schlußfolgerungen können wir ziehen, wenn wir dieses Prinzip als ein ökonomisierendes auffassen (indem durch die fortwährende weise Anpassung an das brutalisierende Potential dem Organintellekt unendliche Arbeiten erspart werden) und auf die Entwicklungsarbeit des Organintellektes selbst anwenden.

Der Organintellekt ist keine alles umfassende Entität, die von außen zuschaut und zugreift; nein, er ist individualisiert; er ist ein Entwicklungsprodukt, das seinen Sitz im Individuum hat. Das Schema des Intellektes, mit seinen beiden Hauptkonstellationen des Bewußtseinssitzes und des Gedächtnisses, bringt es mit sich, daß er nur aus kleinen Anfängen zu immer höheren Stufen sich entwickeln kann; denn nur durch sein eigenes Schaffen mehrt sich der Bilderreichtum aus dem gesellschaftlichen Milieu (im Gegensatz zu dem sich stets gleichbleibenden physikalischen Milieu) und gelangt er zu immer höheren und ausgedehnteren Versuchsreihen. Jeder Organintellekt hat für sich zu arbeiten. Wo immer eine Mutation glückt, da ist der Organintellekt in irgend einem Individuum einer Art zum neuen, erfolgreichen Erfinder geworden. Die ganze Entwicklungsreihe wird nur von solchen glücklichen Erfindern getragen, genau so wie die menschliche Kulturentwicklung von einzelnen Erfindern getragen wird; und genau wie die Personalintellekte durch immer höhere Triebe zu ihren Erfindungen angeregt werden, so drängen sich in den Organintellekten immer reichere und höhere Empfindungsmodalitäten zur Manifestation ein. Das Gesicht fließt aus einer höheren Empfindungsmodalität als das Getast; die Offenbarungsherde des ersteren gehören auch einer späteren Entwicklungsperiode an.

Wie die menschliche Kultur durch besondere Entwicklungsperioden charakterisiert ist: das Zeitalter des Steines, der Bronze, des Eisens, des Dampfes usw., die durch ganz bestimmte, alles Frühere überragende Erfindungen getragen wurden, so wird es auch für den Organintellekt ein Zeitalter des Stoffwechsels, des Protoplasmas, des Muskels, des Nervs, des Skelettes, der Säftezirkulation, der geschlechtlichen Fortpflanzung usw. gegeben haben, wobei jeder erfolgreiche Erfinder alle früheren unzulänglichen oder verfehlten Versuche übertrumpft und verdrängt haben wird. Das Verschwinden veralteter und die Verbreitung neuer Einrichtungen macht eben eine Entwicklungsperiode aus.

Es ist nun überaus wichtig, wie die gesamte Paläontologie überzeugend nachweist, daß alle Mutationen, alle Abzweigungen stets nur von einem Punkte ausgegangen sind; es ist kein einziger Fall bekannt, der diese Regel beeinträchtigen könnte. Es sind auch zahlreiche Belege dafür vorhanden, daß nach Abzweigung einer neuen Reihe die alten Zweige neben den neuen bestehen bleiben. Alles weist auf die rein individuelle Arbeit des Organintellektes hin. Wo bleiben da alle mechanistischen Theorien, die sich auf die Initiative äußerer Einflüsse stützen?! Das Prinzip der individuellen Tätigkeit des Organintellektes löst alle Schwierigkeiten. Der höchste Intellekt siegt; ein einziges Individuum genügt, um eine neue Errungenschaft über ein ganzes zukünftiges Geschlecht zu verbreiten. Mögen Millionen anderer Organintellekte neben ihm gestümpert haben; sie fallen mit ihren Mutationen ab und werden ausgemerzt oder bleiben bei ihren ursprünglichen Formen stehen, so wie neben der heutigen Kulturmenschheit noch zahlreiche Stämme im Urzustande verharrt sind. Und wieder parallel mit der menschlichen Kulturentwicklung hat der Organintellekt die ungeheuerste Arbeit und Zeit auf seine ersten Erfindungen und Bildungen verwenden müssen, während die höchsten und staunenswertesten Organismen in verhältnismäßig kurzer Zeit geschaffen wurden. Ich gebe hier nach Haeckel eine Zusammenstellung ungefährer Berechnungen der verschiedenen aufeinander folgenden Perioden, die diese Idee auffallend unterstützen. Welche ungeheuren Zeiträume sind darnach allein verflossen, ehe es dem Organintellekt gelang, den entostischen Bewegungstypus der Wirbeltiere zu verwirklichen!

Die Länge der biogenetischen Perioden wird von den meisten zuständigen Naturforschern auf mindestens 100 bis 200 Millionen Jahre geschätzt. Nehmen wir als Minimalzahl nur hundert Jahrmillionen, so verteilen sich diese auf die fünf Hauptperioden der organischen Erdgeschichte ungefähr folgendermaßen:

I.	Archozoische Periode,	Herrschaft der Wirbellosen,	52 Millionen Jahre, 63 000 Fuß Dicke der Sedimentschichten.
II.	Paläozoische „	„ „ Fische,	34 Millionen Jahre, 41 200 Fuß Dicke der Sedimentschichten.
III.	Mesozoische „	„ „ Reptilien,	11 Millionen Jahre, 12 200 Fuß Dicke der Sedimentschichten.
IV.	Känozoische „	„ „ Säugetiere,	3 Millionen Jahre, 3600 Fuß Dicke der Sedimentschichten.
V.	Anthropozoische „	„ „ Menschen,	300 000 Jahre, geringe Dicke der Sedimentschichten.

Aber gerade dieses mühsame Emporklettern des Organintellektes an seinen eigenen Schöpfungen bestätigt den glorreichen Gedanken der Entwicklung, der uns immer und immer wieder mit größter Bewunderung für Darwin erfüllen muß. Denn in dem Maße, in dem die Empfindung, oder der durch sie angetriebene Organintellekt, sich dem Potential anzupassen sucht, steigt der Organintellekt auf seinen eigenen Schöpfungen empor und erspart sich dadurch ungeheure Arbeit und Zeit, verglichen mit einem Prinzip, nach dem er mit jeder Mutation stets von vorne zu beginnen hätte. Hier tritt das biogenetische Grundgesetz Haeckels voll und ganz in seine Rechte, nur unter der einen Modifikation, daß wir nach den neuesten

Forschungen und Anschauungen nicht mehr einen einheitlichen Stammbaum, sondern eine Anzahl Stammbäume der organischen Welt anzunehmen haben, was aber sicherlich von keiner einschneidenden Bedeutung ist. Nachdem der Organintellekt das Prinzip des Stoffwechsels mühsam errungen hatte, hat er es für alle späteren Entwicklungsperioden beibehalten und es zur Grundlage aller seiner Schöpfungen gemacht; alle Organismen sind durch den Stoffwechsel getragen. Ebenso, nachdem das Bewegungsprinzip des Muskels entdeckt war, ist der Muskel in der ganzen Tierwelt zur Anwendung gekommen. Der ektostische sowie der entostische Bewegungstypus sind für die beiden großen Tierreiche der Wirbellosen und der Wirbeltiere maßgebend geblieben.

Am auffallendsten ist das Weiterschaffen des Organintellektes an den Ansatzpunkten der Bewegungsapparate. Wenn z. B. bei den Wirbeltieren die Vorderflossen der Fische in die Beine oder Arme der Säuger und die Flügel der Vögel umgearbeitet wurden, so passieren diese grundverschiedenen Bewegungsorgane doch alle denselben Ansatzpunkt, sind also nur ein Weiterbau auf ein und derselben phylogenetischen Vorstufe. Der Organintellekt arbeitet immer nur in einer einmal eingeschlagenen Richtung weiter; er baut immer nur auf dem mühsam Errungenen fort. Am eklatantesten reflektiert sich dieses Prinzip in der ontogenetischen Entwicklung, die nach Haeckel alle Phasen der phylogenetischen Entwicklung durchschreitet. Es ist z. B. undenkbar, daß von den beiden obigen Bewegungstypen, dem ektostischen und entostischen, der eine aus dem andern hervorgegangen wäre. Beide sind einander fundamental entgegengesetzt; der Typus der Wirbeltiere müßte geradezu eine Umstülpung desjenigen der Gliedertiere sein, was nur durch ein Wunder zu erklären wäre. Und doch gehen beide bei der Ontogenese ein Stück weit zusammen. Die Mechanik des Lebens schreibt unerbittlich vor, daß der Weg zum höheren Organismus nur und nur durch die Anlage der Keimblätter führt. Millionen von Versuchen, die diesen Weg nicht fanden, sind eben gescheitert, und diejenigen, die ihn fanden, auf welches Ziel sie auch lossteuern mochten, sind diesem Ziel näher gekommen. Zahlreiche Versuchsreihen haben ihn gleichzeitig oder nacheinander gefunden, ohne daß man deshalb behaupten kann, sie seien erst auseinander hervorgegangen. Wenn man die herrschende Ausdrucksweise gebrauchen will, so kann man behaupten, die Anlage der Keimblätter, als die ökonomisierendste ontogenetische Baumethode, ist durch Auslese für alle höheren Organismen befestigt worden. Der Organintellekt, der den entostischen Bewegungstypus anstrebte, mußte dieselbe Anlage der Keimblätter passieren, wie derjenige, der den ektostischen Bewegungstypus anstrebte, ohne daß man behaupten könnte, der eine sei aus dem andern hervorgegangen.

Aber dieses Prinzip der ökonomisierenden Arbeit des Organintellektes, das dem Gedanken der Entwicklung seinen Stempel aufdrückt, hat absolut nichts mit den treibenden Faktoren des Lebens zu tun. Die Schwäche aller modernen Entwicklungstheorien besteht darin, daß sie diese treibenden Faktoren nicht kennen und daher unter den ungeheuerlichsten Vergewaltigungen der Tatsachen und der Logik äußerliche Zufälligkeiten zum Angelpunkte des organischen Geschehens

machen. Von den Lamarckschen Prinzipien können wir von vornherein absehen; denn der Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe kann sicherlich nicht die Hauptdeterminanten bestimmen, nach denen sich die Arten entwickeln. Der Gebrauch oder Nichtgebrauch der Flosse kann sie sicherlich nicht in eine Kletterhand oder einen Flügel umwandeln; denn hier sind die Medien bestimmend, die die entsprechenden Bewegungsorgane fordern. Den paar günstigen Beispielen, die Lamarck herausgegriffen, kann unmöglich ein universeller Stempel aufgedrückt werden. Wohlverstanden, ich rede hier von den treibenden Faktoren der Entwicklung; der Neolamarckismus, der die Tatsachen der Anpassung als Ergebnis der Entwicklung in immer glänzenderes Licht stellt, und vor allen Dingen seelische Agentien dieser Anpassung bei Pflanze und Tier herausarbeitet (Pauly, Francé, Driesch u. a.), muß unsere vollste Zustimmung finden. Ebensowenig können nach Darwin und Weismann die Variationen, ob sie nun nach dem ersteren im Soma, oder nach Weismann im Keime sich abspielen, die Artenentwicklung begründen. Alle Variationen werden die Fischflosse nie zu den Gliedmaßen des Säugers entwickeln, ebensowenig wie alle Segel der Welt je ein Segelschiff zum Dampfschiff entwickeln werden. Die Biologie hat stets nur das ökonomisierende Prinzip der Entwicklung mit den treibenden Entwicklungsfaktoren verwechselt. Fischflosse, Gliedmaßen und Flügel sind aus demselben Ansatzpunkt hervorgegangen, aber zu ganz verschiedenen Zwecken ausgearbeitet worden. Ebenso sind Boot, Segelschiff und Dampfschiff aus demselben Ansatzpunkt, dem schwimmenden Schiffskörper, oder Postkutsche und Eisenbahnwagen aus dem Ansatzpunkt des Rades und Wagens hervorgegangen, und doch sind die Endziele und die ihnen zugrunde liegenden Versuchsreihen total verschieden. Darwin und Weismann lassen die Fischflosse durch äußere Einflüsse oder Zufälligkeiten variieren, bis eine Gliedmaße aus ihnen wird, und der Fisch schleicht sich an das Land! Die Wahrheit wird auf den Kopf gestellt. Umgekehrt, der Organintellekt des Fisches hat durch Versuchsreihen die Gliedmaße als Bewegungsmittel auf dem Lande, oder den Flügel als Bewegungsmittel in der Luft entdeckt und knüpft zur Realisierung dieser Entdeckung an dem schon vorhandenen Ansatzpunkte der Fischflosse an. Diese gewichtige Unterscheidung muß unabweislich getroffen werden, wenn wir uns nicht auf endlosen Irrwegen verlieren wollen. Gerade weil Weismann die Mutation verwirft und sich wieder an die Variation anklammert, die nach meinen Ausführungen im Eingang nie und nimmermehr zur Artenbildung führen kann, muß seine Germinalselektion unbedingt verworfen werden. Es gibt keine Uebergänge durch Variation, sondern nur durch Mutation, durch Einführung eines neuen Prinzipes. Variationen, wie man sie auch begründen möge, erweisen sich nur am Gegebenen, Bestehenden; sie führen nie zu neuen Formen, Prinzipien oder Organen. Nie und nimmermehr kann irgend eine Art aus dem Stamme der Gliedertiere durch Variation sich in ein Wirbeltier umwandeln, weil von allem Anbeginn beide Stämme einander diametral entgegengesetzt sind. Nur durch neue Vorstöße, durch Anwendung neuer Prinzipien können bestehende Formen in neue umgewandelt oder ihnen neue beigegeben werden, nicht im Sinne schleichender Variationen, sondern im Sinne springender Mutationen.

Springend ist natürlich nur im relativen Sinne zu verstehen. Auch die Mutationen zu neuen Arten werden nur ganz allmählich vor sich gehen, so daß sie sich anfänglich von Variationen gar nicht unterscheiden werden. Erst wenn die Absicht der Mutation deutlicher hervortritt, wird ihre Abzweigung von der bloßen Variation erkennbar werden. Alle Variationen der Fischflosse hätten zu keinem Beine geführt; das Bein als Bewegungsorgan auf dem Lande mußte erst vom Organintellekt erfunden werden; und um nach Jahrmillionen von Mühe und Arbeit zur Schaffung eines Landtieres nicht noch einmal von vorne anfangen zu müssen, benützte der Organintellekt die mühsam errungene Architektur des Fischkörpers, um ihn in ein Landtier umzuwandeln.

Die Entdeckung des Stoffwechsels, des Nerves, des Muskels, der Säftezirkulation, der verschiedenen Bewegungstypen, der Waffe, der Fortpflanzungstypen usw. lieferte sukzessive die fortschreitenden Unterlagen für die Entwicklung der Arten, wobei die Variation nie einen mitbestimmenden Einfluß ausübte oder ausüben konnte. Die für unsere Entwicklungstheoretiker allmächtige Auslese kam immer nur post festum zur Prüfung der Leistungen des Organintellektes; sie stellte ewig nur das Zeugnis „gut" oder „schlecht" aus; sie übte Kritik an einem Schaffen, an dem sie ebenso unschuldig war, wie etwa ein Kritiker an den Schöpfungen eines Goethe oder eines modernen dramatischen Stümpers. (Schluß folgt.)

Entgegnung.

Th. Bieder.

Der sogenannte Detlev von Liliencronsche literarische Wegweiser — ohne Liliencrons Mitarbeit — bringt auf S. 146 eine Kritik der Forschungen Dr. Woltmanns aus der Feder des Herrn Dr. Franz Oppenheimer, über die man mit Stillschweigen hinweggehen könnte, wenn nicht folgender monströse Passus darin enthalten wäre: „Die ganze Rassentheoretik, die schon Spencer als die dümmste Abart der Geschichtsphilosophie gekennzeichnet hat, ist nichts Besseres, als Variationen über das Thema: jedem Narren gefällt seine Kappe. Für Gobineau, den Erfinder dieser Spezialität, der Aristokrat war und die Revolution haßte, waren die Revolutionäre Kelten: für Woltmann, der Sozialist ist, sind sie umgekehrt Germanen."

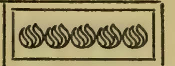
Das heißt denn doch, sich in offenen Widerspruch mit den wichtigsten Ergebnissen der modernen Geschichtswissenschaft setzen. Es ist auch im höchsten Grade illoyal, daß Herr Dr. Oppenheimer seine Privatansicht mit dem Namen eines berühmten Soziologen deckt. Weiß Herr Dr. Oppenheimer vielleicht ganz genau, ob Spencer heute, wo doch ganz andere Resultate vorliegen als vor zwei oder drei Jahrzehnten, seine Ansicht über die Rassentheoretik aufrecht erhalten würde?

Wenn dann Herr Dr. Oppenheimer die zwischen Gobineaus und Dr. Woltmanns Forschungsergebnissen bestehenden Differenzen zuungunsten der Rassentheorien ausnützt, so ist wohl die Frage erlaubt: „Hat Herr Dr. Oppenheimer keine Ahnung davon, daß, während Gobineau sein weltgeschichtliches Werk veröffentlichte, in Deutschland selbst die Hochflut der Keltomanie zu verzeichnen war?" Ich empfehle einmal die Werke der fünfziger Jahre (Mone, Holtzmann usw.) zur Hand

zu nehmen und dann zu untersuchen, ob man der heutigen Geschichtsphilosophie aus den damaligen Theorien einen Strick drehen würde.

Sodann: ebensowenig wie die natürlichen Ereignisse erzeugen sich die historischen Theorien sprunghaft. So hat auch die Rassentheorie Dr. Woltmanns ihren natürlichen Stammbaum, der sich auf $1^{1}/_{2}$ Jahrhunderte, soweit ich sehen kann, zurückverfolgen läßt. Die Idee war, wenn auch latent, der Oberfläche verborgen, immer vorhanden, und sie taucht gelegentlich aus den Wirren der Tagesmeinungen empor. Dr. Woltmanns Werk in seiner Totalität abzulehnen, würde dasselbe bedeuten, wie den Stand der Geschichtsphilosophie um einige Menschenalter zurückzuschrauben.

Berichte und Notizen.



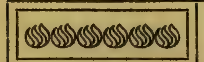
Biologischer Schulunterricht in Preußen. Die fortschreitende Wissenschaft fordert und erhält schließlich auch vom preußischen Kultusministerium ihr Recht: die Biologie soll wieder in den Lehrplan der höheren Schulen Preußens aufgenommen werden, nachdem seit 1879 nicht mehr in diesem Fach unterrichtet werden durfte. Die Folgen dieser Unterlassungssünde konnten wir gerade jetzt beim Hardenprozeß mit besonderer Deutlichkeit wahrnehmen, wo Diplomaten, Parlamentarier, Journalisten und sonstige Vertreter der Intelligenz verständnislos dem biologischen Problem der Homosexualität gegenüberstanden und abwechselnd den Staatsanwalt und die Kirche um Hülfe anriefen, und wo Herr Stöcker sogar erklärte, Gott habe „in seiner Barmherzigkeit das Geschwür aufbrechen lassen", damit „die in letzter Zeit offenbar gewordenen traurigen Ereignisse uns zum Segen gereichen" könnten. Dieser Segen wird aber wohl noch solange auf sich warten lassen, bis aus dem bisherigen kümmerlichen Rinnsal naturwissenschaftlichen Unterrichts in den Schulen ein breiter, befruchtender Strom geworden ist; aus seinem Erkenntnisquell werden dann hoffentlich unsere Kindeskinder die biologische Einsicht schöpfen, die zur Regeneration der entarteten Kulturmenschheit unerläßlich ist.

Die Bekämpfung der Opiumpest in China. Das große Herbstfest in Hang-tschou, der Hauptstadt der chinesischen Provinz Tschekiang, empfing diesmal durch eine seltsame Zeremonie eine besondere Weihe. Die Genugtuung der Bevölkerung über das Ende der Opiumära verlangte eine imposante Kundgebung, einen feierlichen Akt, der die endgültige Befreiung von der lähmenden Herrschaft des Lasters symbolisierte. Vor einigen Wochen wurden alle Opiumhöhlen der Stadt geschlossen; sorgsam wurden alle Geräte, die zur Ausübung des Lasters dienten, gesammelt, und am Tage des Herbstfestes versammelte sich eine unabsehbare Menschenmasse auf dem Platz am Rathaus, gegenüber dem Yamen des Schatzmeisters. Auf einer erhöhten Stelle, damit man von allen Teilen der Stadt den feierlichen Akt sehen könne, wurden zwei Pyramiden aus Opiumpfeifen errichtet. Rings um die Freistätte flatterten riesige rote Banner im Winde. Die zusammengetragenen Rauchgeräte bildeten zwei große Haufen von fast sieben Fuß Höhe und gegen sechs Fuß Durchmesser. Die Pfeifen waren zu Bündeln zusammengeschnürt und es mochten wohl an 10000 Rauchgeräte sein, die der Vernichtung preisgegeben wurden. Abordnungen von uniformierten Studenten trafen mit ihren Bannern am Festplatze ein, und schließlich näherten sich auch die Sänften der Mandarinen. Stroh war um die beiden Scheiterhaufen gehäuft, das Ganze mit Petroleum getränkt. Und als nach feierlicher Zeremonie die Pyramiden in Brand gesetzt wurden, schlug die Lohe hoch gegen den Himmel. In wenigen Augenblicken waren die Geräte des Verderbens auf immer vernichtet.

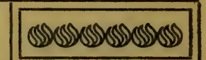
Freiheitliches Milieu als Erwecker der Menschenwürde. Die wirtschaftliche Krise in den Vereinigten Staaten hat eine ungewöhnlich starke Rückwanderung, namentlich von Oesterreichern und Ungarn, zur Folge gehabt, ohne daß darum die Auswanderuug ins Stocken geraten wäre. So kann man denn z. B. auf dem preußischen Uebergangsbahnhof Oderberg die beiden Auswandererströme aneinander vorbeifluten sehen, und diese Begegnung fordert zu Vergleichen heraus, die, wie wir der „Schlesischen Zeitung" entnehmen, zugunsten der Rückwanderer ausfallen. „Von dem Schmutz und dem Stumpfsinn, der den meisten

Auswanderern anhaftet, ist bei den Rückwanderern wenig mehr zu spüren. Sie bewegen sich selbstbewußter, freier und scheinen sich auch mit sozial höher Stehenden mehr auf gleicher Stufe zu fühlen als vor ihrer Auswanderung. Auffallend wenig Frauen und Kinder sind unter ihnen; es scheint, als ob den Familienvätern der Entschluß, die neue Heimat nun wieder zu verlassen und in die alte zurückzukehren, doch meist zu schwer geworden ist. So sind es fast nur im Vollbesitz der Arbeitskraft befindliche Männer, die zurückkehren, bewußt ihrer Arbeitsfähigkeit und ihres Arbeitswertes und von dem amerikanischen Freiheits- und Gleichheitsgefühl noch erfüllt. So willige und geduldige Staatsangehörige wie zur Zeit, da sie ausgewandert sind, scheinen sie nicht geblieben zu sein, und die ungarische Regierung mag nicht ohne Sorgen in die Zukunft sehen, wie sie allen diesen Arbeitsuchern auch Arbeit schaffen und wie sie sie erst ohne Arbeit zufrieden erhalten soll."

Den Indianerstamm der Bororo, der bisher unerforscht war, hat jetzt Dr. Cook bereist. Er gibt einen ersten Bericht in den Miscellaneous Collections des Smithsonian Instituts. Der Kopf ist bei Männern und Frauen eingerahmt von straffen, groben, schwarzen Haaren, die bis zur Schulter reichen und mit Fischtran gesalbt werden. Die Bemalung ist überaus reichlich; ebenso ist das Bekleben mit Federn besonders beliebt. Die Männer tragen einen schmalen Gürtel aus Palmblättern, die Frauen vom 6. Jahr an eine Art Korsett aus Baumrinde und einen Rindenstreifen, der von vorn nach hinten zwischen den Schenkeln hindurchgezogen wird. Aeußerst umständlich sind die Bestattungsgebräuche, die aus einem Seelenwanderungsglauben hervorgehen.



Bücherbesprechungen.



Vogt, Dr. Heinrich, Mathematik und Reformgymnasium. Leipzig 1907, Dürr. 40 S., 75 Pfg.

Der Verfasser, obgleich Lehrer der Mathematik, verwirft die Gleichwertigkeit derselben gegenüber den alten Sprachen als Bildungsmittel, und erklärt das Reformgymnasium für ein verschlechtertes Gymnasium; und zwar besonders deshalb, weil es den Mathematikunterricht in ein Lebensalter verlege, das zu ihrem Verständnis noch nicht befähigt sei.

In der Theorie wird gewöhnlich zugestanden, daß die Befähigung zur Mathematik eine Spezialbegabung ist, wie die musikalische, die sich häufig mit sehr mittelmäßiger oder minderwertiger Allgemeinbegabung zusammenfindet, und daß hervorragend befähigte Menschen oft mit aller Mühe nicht über ein gedächtnismäßiges Erlernen der Lehrsätze hinauskommen. Diese bleiben natürlich zeitlebens ausgeschlossen von den wenigen Fächern, die Mathematik erfordern, aber ihre geistige Entwicklung leidet durchaus nicht unter ihrer mathematischen Unfähigkeit. Trotzdem zwingt man aus praktischen Gründen die Angehörigen höherer Lehranstalten sämtlich zur Beschäftigung mit der Mathematik, was nur erträglich ist, solange man in den Prüfungserfordernissen große Nachsicht walten läßt. Wenn man aber neuerdings, berauscht von den praktischen Erfolgen einer rechnenden Naturwissenschaft, die Mathematik als Bildungsmittel angreift, so sollte man sich erst davon überzeugen, wie außerordentlich geringe Spuren der mathematische Unterricht in den Köpfen der meisten, die eine höhere Schule durchgemacht haben, zurückläßt. Schopenhauer hat gefordert, daß es den Schülern gestattet sein sollte, während sie in den Sprachen und anderen Fächern von Klasse zu Klasse aufrücken, in der Mathematik auf der Stufe zu verbleiben, über die sie ihrer Veranlagung nach nicht hinaus können: dieser Vorschlag trifft den Kern der Frage, wenn er auch in unseren auf Uniformität gerichteten Schulen nicht durchführbar ist.

Dr. F. von den Velden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VI. 12. 1908.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

An unsere Leser.

Der sechste Jahrgang der Politisch-anthropologischen Revue geht mit dieser Nummer zu Ende.

Wenn wir vor Jahr und Tag in unserm Nekrolog auf Ludwig Woltmann die Erwartung aussprachen, sein Werk, diese Zeitschrift, werde ihn überdauern, so können wir heute mit Genugtuung feststellen, daß diese Erwartung in Erfüllung gegangen ist. Dank ihrer soliden programmatischen Grundlage hat die Politisch-anthropologische Revue seither nichts von ihrer Lebensfähigkeit eingebüßt; ihr Leserkreis und ihre Mitarbeiter sind ihr treu geblieben, und zu ihren alten Freunden hat sie sich neue in stattlicher Zahl hinzugewonnen. So tritt sie denn mit den besten Hoffnungen auf die Schwelle ihres siebenten Jahrgangs.

Zur Veröffentlichung sind für die nächsten Hefte u. a. folgende Beiträge in Aussicht genommen:

Dr. P. Arndt: Australien auf dem Wege zum Sozialismus. — Dr. H. Christ: Symptome des Verfalls bei der Appenzeller Bevölkerung. — Dr. Drasto: Schäffles Soziologie. — Fehlinger, H.: Zur Anthropologie Indiens. — Dr. v. Gerhardt: Der Niedergang der arischen Rasse. — Otto Hauser: Anthropologisches aus Homer. — Prof. Dr. M. Hoernes: Das keltische Temperament. — Prof. Dr. Jungfer: Germanische Sprachreste auf den Kanarien. — Prof. Dr. H. Kleinpeter: Der Kampf um die Schule. — Eberhard Kraus: Atavistische Züge in politischen, militärischen und sozialen Neuerungen. — Dr. F. Kühner: Vom Kriege. — Dr. Georg Lomer: Die biologische Bewertung der Geisteskrankheiten. — Prof. Dr. V. Macchioro: Die anthropologischen Grundlagen der Tradition. — C. H. de Meray: Neue biologische Grundlagen der Soziologie. — Prof. Dr. K. Penka: Die vorarische Bevölkerung Skandinaviens in Sage und Mythus. — Dr. H. Popert: Alkohol und Strafgesetz. — Dr. F. Prinzing: Die pathologischen Erscheinungen im Menschenleben. — Dr. B. Revesz: Zur Psychologie der Kunst unserer Tage. — Dr. L. Sofer: Zur anthropologischen Stellung der Juden. — Dr. F. v. d. Velden: Staatliche

Eingriffe in die Freiheit der Fortpflanzung. — Prof. J. G. Vogt: Die praktische und ideale Veranlagung der Kulturrassen. — Die Verschiebungen auf der Weltbühne. — Das ökonomische Ferment der Kultur. — Dr. J. G. Weiß: Entwicklungstendenzen im Parlamentarismus. — Dr. L. Wilser: Die altkretische Kultur. — Dr. K. A. Wieth-Knudsen: Volksvermehrung und Fortschritt.

Die Redaktion.

Bismarck als Anthropologe.

Dr. Georg Lomer.

Es ist eine häufige Erscheinung, daß der Geist genialer Menschen über die Schranken des Berufes hinausdrängt und sich Probleme und Fragen zu eigen macht, die dem eigentlichen Gebiete ihres Wirkens und Schaffens fernzuliegen scheinen. So hat Bismarck sich, wie wir wissen, ehe er zur Politik überging, und auch später noch auf das Lebhafteste für eine ganze Reihe anderer Berufe interessiert und dem gelegentlich Ausdruck gegeben. Der Offizier, der Landwirt, der Forstmann, der Techniker, — sie alle besaßen seine ausgesprochene besondere Sympathie. Hat er es doch sogar versucht, seinen die Rechte studierenden Sohn Wilhelm auf einen der praktisch-technischen Berufe hinzulenken, — allerdings ohne Erfolg.

Die fruchtbare, praktische Tätigkeit also war es, die ihn in besonderem Maße anzog. Alles, was Spekulation und reine Philosophie heißt, blieb ihm — im Gegensatz hierzu — sein Leben lang fremd, ja, unsympathisch. Nie zog ihn hochgeistige, philosophische Lektüre dauernd an. Sogar mit den größten und tiefsten unserer Denker, wie u. a. Kant, konnte er sich nicht so recht befreunden.

Was ihn wirklich innerlich fesseln sollte, das mußte zum Flusse des ihn täglich umgebenden lebendigen Geschehens Beziehungen haben, das mußte seinem auf praktische Analyse gerichteten Geiste Befriedigung gewähren. Ein solches Gebiet bildete die europäische Rassenkunde. —

Bismarck war viel gereist. Er hatte Frankreich, England, Rußland, Oesterreich-Ungarn, Spanien kennen gelernt. So konnte es nicht ausbleiben, daß er, der offenen Auges durch die Welt ging, sich über die verschiedenen Völkertypen Europas und ihre Beziehungen zueinander seine Gedanken machte. Gedanken, die erst in unseren Tagen in forschenden Köpfen wieder aufgetaucht sind und erst jetzt ihre wissenschaftliche Wertung und Verarbeitung erfahren.

Bismarck selbst war keineswegs von reiner Rasse[1]). Germanisches und slawisches Blut, innig gemischt, floß in seinen Adern. Das Wesen dieser beiden ihm blutsverwandten Rassen war es denn auch, das vorzugsweise seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

„Die germanische Rasse“, meinte er[2]), „ist sozusagen das männliche Prinzip, das durch Europa geht — befruchtend. Die

---

[1]) Näheres hierüber in meinem Buche „Bismarck im Lichte der Naturwissenschaft“. Halle a. S., Verlag C. Marhold.

[2]) Am 31. I. 71. Vergl. Moritz Busch, Tagebuchblätter, Bd. II.

keltischen und slawischen Völker sind weiblichen Geschlechts. Jenes Prinzip geht vor bis an die Nordsee und durch bis nach England hinüber." Und ein andermal[1]): „Die Germanen sind so sehr männlich, daß sie für sich allein geradezu unregierbar sind. Jeder lebt nach seiner Eigenart. Wenn sie aber zusammengefaßt sind, dann sind sie wie ein Strom, der alles vor sich niederwirft, unwiderstehlich. Weiblich dagegen sind die Slawen und die Kelten. Sie bringen es zu nichts aus sich, sie sind nicht zeugungsfähig."

Bismarck dachte also sehr skeptisch in bezug auf den Wert der absoluten Rassenreinheit. Insbesondere schätzte er die Slawen als staatenbildendes Element nur gering ein. „Ich will keinen Slawen damit kränken", sagte er einmal im Alter zu huldigenden Steiermärkern[2]), „aber sie haben viele der weiblichen Vorzüge, sie haben die Grazie, die Klugheit, die Schlauheit, die Geschicklichkeit, und die deutschen Glieder erscheinen neben den slawischen plump und ungeschickt; aber das schwere Gewicht liegt auf unserer Seite, und deshalb möchte ich Ihnen sagen: Verfahren Sie mit Ihrem slawischen Rivalen auch im heftigsten Zorne und in der schwierigsten Lage immer mit dem Gefühl, ... daß Sie doch eigentlich der Ueberlegene sind und auf die Dauer bleiben werden."

Was Bismarck für wünschenswert hielt, das war eine Mischung beider Rassenelemente, wie sie z. B. in Preußen vor Alters stattgefunden hat. „In den Preußen", so drückt er sich aus[3]), „ist eine starke Mischung von slawischen und germanischen Elementen. Das ist eine Hauptursache ihrer staatlichen Brauchbarkeit. Sie haben etwas von der Fügsamkeit des slawischen Wesens an sich und zugleich etwas von der Kraft und Männlichkeit der Germanen."

Von den politischen Qualitäten anderer mit Germanen wenig gemischter Völker dachte Bismarck demgemäß ziemlich gering. So auch von den Russen, die sich im übrigen als Volk seiner Sympathie erfreuten. „Die Russen", sagte er geradezu[4]), „können nichts machen ohne die Deutschen. Sie können nicht arbeiten, aber sie sind leicht zu führen. Sie haben keine Widerstandskraft und folgen ihren Herren. Auch die Kelten sind nichts als eine passive Masse. Erst als die Germanen hinzutraten, erst durch die Mischung entstanden staatliche Völker. So die Engländer und auch die Spanier, solange noch Goten an ihrer Spitze waren, die Franzosen, solange das fränkische Element sie leitete."

„Man hat's ja gesehen in Frankreich", sagte er ein andermal[5]), „wie die Franken da noch die Oberhand hatten. Die Revolution von 1789 war die Niederwerfung des germanischen Elements durch das keltische, und was sehen wir seitdem? — Und in Spanien, solange da das gotische Blut vorwog. Und ebenso in Italien, wo in den oberen Gegenden die Germanen ebenfalls die Hauptrolle spielten."

---

[1]) In der Unterredung mit Bluntschli, 30. IV. 68. Vergl. Blum, Fürst Bismarck und seine Zeit.

[2]) Am 15. IV. 95. Vergl. Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, Band VI.

[3]) Am 30. IV. 68, wie oben. Aehnlich am 8. IV. 76. Vergl. H. v. Poschinger, Neue Tischgespräche.

[4]) Am 30. IV. 68, wie oben.

[5]) Vergl. Busch, Tagebuchblätter, Bd. II.

Klingt das nicht ganz so, als habe Bismarck die späteren Woltmannschen Rassenforschungen vorausgeahnt? Sind es nicht schier Gobineausche Gedankengänge, denen er hier folgte!?

Graf Gobineaus Rassenbuch ist 1853 geschrieben. So kann die Möglichkeit einer Beeinflussung von dieser Seite nicht wohl geleugnet werden. Trotzdem glaube ich nicht an eine solche. Die meisten von Bismarcks Aeußerungen zeigen eine so selbständige Auffassung und Ausdrucksweise, daß man sie m. E. ohne weiteres für Original nehmen darf. Auch lag es so gar nicht in seiner Art, sich zum bloßen Nachbeter fremder Meinungen zu machen. —

Daß er vom französischen Rassencharakter keine allzu hohe Meinung hatte, geht aus vielen diesbezüglichen Aeußerungen hervor. Nannte er Frankreich doch gelegentlich[1]) „eine Nation von Nullen, eine Herde"! — „Sie haben Geld und Eleganz", sagte er, „aber keine Individuen, kein individuelles Selbstgefühl, — nur in der Masse."

Bisweilen wurde er noch schärfer. So meinte er einmal[2]), „im französischen Charakter liege etwas Weibliches", und fügte bissig hinzu: „die Frauen haben zwei Waffen, deren sie sich bis zur Vollkommenheit bedienen: die Zunge und die Nägel".

Auch die Spanier liebte er nicht. „Sie gefallen mir weniger, als ihr Land", erklärte er wohl, „sie sind mir zu laut und zu lärmend." —

Was ihm im Grunde an den südlichen Völkern unsympathisch war, das war demnach ihre leichtblütige Lebhaftigkeit, ihre lärmende Art und die aus ihrer Beeinflußbarkeit entspringende Unzuverlässigkeit. „Wo Wein wächst", meinte er geringschätzig[3]), „sind die Leute meist von Natur etwas angeheitert, und wären sie nun noch Trinker, so würden sie bald ganz verrückt sein." Oder, ein andermal[4]): „Die Ungarn und die Spanier und die anderen da unten kommen halb benebelt zur Welt."

Interessant ist auch das Urteil, das er — im Gegensatz hierzu — über das Temperament der nördlichen Völker fällte. „Wir nordischen Völker", sagte er[5]), „bedürfen eines Aufgusses. — Wenn sich der Deutsche seiner Kraft recht bewußt werden soll, dann muß er erst eine halbe Flasche Wein im Leib haben oder besser noch eine ganze."

Daß Bismarck selbst diese Theorie auch in die Praxis umgesetzt hat, ist ja bekannt. Er blieb einem guten Tropfen sein Leben lang hold und geneigt.

Im übrigen ging seine Abneigung gegen romanisch-südliches Wesen nie so weit, um ihn die tatsächlichen Vorzüge anderer Nationen übersehen zu lassen. Dazu dachte er zu praktisch und war politisch zu nüchtern. So schätzte er z. B. den Kulturwert Frankreichs keineswegs gering ein, sondern wünschte nichts ehrlicher als ein dauerndes Freundschaftsverhältnis zu diesem Lande.

„Ich lebe der festen Hoffnung", sagte er noch 1866 zu Vilbort, „daß Frankreich und Preußen künftighin den Dualismus der Intelligenz

---

[1]) Im September 1870. Vergl. Busch, Tagebuchblätter, Bd. I.
[2]) Am 22. VIII. 88 in Friedrichsruh. Vergl. H. v. Poschinger, wie oben.
[3]) Mitte April 91 in Friedrichsruh. Ebenda.
[4]) Ebenda.
[5]) Ebenda.

und des Fortschritts bilden werden.“ Leider machte der Gang der Ereignisse — vier Jahre später kam es zum Kriege mit Frankreich — die Verwirklichung dieses Traumes vorläufig unmöglich. —

Im ganzen aber, wie schon angedeutet, waren es doch die Völker von vorwiegend germanischer Abkunft, welchen Bismarck die günstigere Prognose für die Zukunft stellte. Engländern und Amerikanern brachte er von Anfang an seine besondere Sympathie entgegen. Mit beiden Nationen verbanden ihn vielerlei persönliche Beziehungen. Eine besondere Schwäche hatte er dabei für die Amerikaner. Diese junge, aufstrebende und freiheitlich gerichtete, ursprünglich aus den unternehmendsten Elementen Alt-Europas zusammengeschweißte Nation hatte manchen Charakterzug mit Bismarck, in dem ja niederdeutsches Blut überwog, gemeinsam. So die Initiative, das Vertrauen zur eigenen Kraft und nicht zum wenigsten das hohe Selbstbewußtsein, wie es den Self-made-man auszuzeichnen pflegt.

Der Ursprungsgeschichte dieser blutsverwandten Ueberseerasse trug Bismarck ein lebhaftes Interesse entgegen. Insbesondere brachte er sie mit dem germanischen Wandertrieb in Verbindung und konstatierte bei dieser Gelegenheit[1]), „daß der Wandertrieb der Niederdeutschen im Gegensatz zu der Seßhaftigkeit der Oberdeutschen stets ein starker gewesen sei. Schon in der frühesten Zeit seien die wandernden Stämme fast nur plattdeutsch gewesen, die Oberdeutschen hätten im ganzen stillgesessen; so die großen deutschen Wandervölker, Goten, Burgunder, von denen zwar wenig Spuren erhalten seien. Was aber erhalten, sei plattdeutsch: die Vandalen, auch die kleineren Stämme, Rugier, Heruler, vor allem die Franken. Auch jetzt scheine der Trieb, nach Amerika auszuwandern, in den plattdeutschen Bezirken viel stärker zu sein. — Es tue ihm leid“, fügt Bismarck hinzu, „daß er nicht von Jugend auf mit diesen Sachen sich habe wissenschaftlich beschäftigen können, die oftmals mehr Interesse für ihn gehabt hätten als die »hohe Politik«.“

Ein interessantes Bekenntnis des Mannes, der jeder unfruchtbaren Spekulation abhold war und alle „Wissenschaft“ eigentlich nur so weit schätzte, als sie zu den Dingen des praktischen Lebens in unmittelbarer Beziehung stand.

Die ausschlaggebende Bedeutung des nordischen Rassenelementes für den Kulturwert der europäischen Mischvölker hat Bismarck jedenfalls in seltener Schärfe erfaßt, und nicht ohne Grund äußerte er einmal[2]): „den nordischen Völkern gehört die Zukunft; sie treten nun in die ruhmvolle Rolle ein, welche sie für das Wohl der Menschheit auszufüllen bestimmt sind“.

Ja, man kann sagen, er ist in manchem Punkte der anthropologischen Wissenschaft vorausgeeilt, die noch jetzt mit der kritischen Prüfung und dem Ausbau dieser Ideen beschäftigt ist. —

Nicht unerläutert darf die Stellung bleiben, welche Bismarck gegenüber der Allerweltsrasse der Juden einnahm. Hier hatte er, der die Dinge der Welt möglichst sine ira et studio zu betrachten liebte, einen vorurteilsloseren Standpunkt inne, als viele Politiker unserer

---

[1]) 19. XI. 91. Vergl. Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leipzig 1897, Walt. Fiedler, Bd. II.

[2]) Am 12. X. 70 in Versailles. Nach v. Poschinger.

Zeit. Er hat über sie und über die mit ihrer Existenz verbundenen innerpolitischen Schwierigkeiten zweifellos viel und angelegentlich nachgedacht.

„Sie haben doch eigentlich keine rechte Heimat", meinte er bedauernd[1]); „etwas Allgemein-Europäisches, Kosmopolitisches, sind Nomaden."

Interessant ist, was er über ihre geistigen Anlagen sagt. So erklärte er z. B., daß vielen von ihnen aller „landschaftliche Sinn" verschlossen sei. „Es gibt, so viel ich weiß, auch keine jüdischen Landschaftsmaler, wohl überhaupt keine jüdischen Maler." —

Ueber die Ursache der antisemitischen Strömungen war er sich ziemlich klar[2]). „Der Hauptgrund des Aergers über die Juden bildet, daran muß man festhalten, die größere Erwerbsfähigkeit derselben. Diese entspringt aber Stammeseigenschaften, die unausrottbar sind. Der Jude ist infolge seiner natürlichen Veranlagung im Gelderwerb klüger als der Christ; er ist, wenigstens solange er noch kein Vermögen erworben hat, arbeitsamer und sparsamer als viele seiner christlichen Mitbewerber in der Branche, in der er überhaupt tätig ist."

Bismarck gibt hier also unumwunden eine gewisse Ueberlegenheit der jüdischen Rasse im Kampfe um die bürgerliche Existenz zu. Aber auch sonst verschloß er sich keineswegs den Vorzügen, welche den unleugbaren Fehlern und unsympathischen Eigenschaften der Rasse gegenüber stehen. „Sie haben auch ihre Tugenden", erklärte er[3]), „Respekt vor den Eltern, eheliche Treue und Wohltätigkeit werden ihnen nachgerühmt." — „Auch der junge begüterte Israelit unterscheidet sich vielfach von seinen gleich situierten christlichen Altersgenossen. Junge Israeliten, die in Liederlichkeit, Spiel und Gelagen sich und ihr Vermögen zugrunde richten, sind verhältnismäßig selten[4])."

Aus allen diesen Gründen stand Bismarck auch auf politischem Boden der antisemitischen Bewegung absprechend gegenüber. „Nichts kann unrichtiger sein", sagte er einmal[5]). „Ich mißbillige ganz entschieden diesen Kampf gegen die Juden, sei es, daß er auf konfessioneller oder gar auf der Grundlage der Abstammung sich bewege. Mit gleichem Rechte könnte man eines Tages über Deutsche von polnischer oder französischer Abstammung herfallen wollen und sagen, es seien keine Deutschen." „Ich werde niemals darauf eingehen, daß den Juden die ihnen verfassungsmäßig zustehenden Rechte in irgendeiner Weise verkümmert werden. Die geistige Organisation der Juden im allgemeinen macht sie zur Kritik geneigt, und so findet man sie wohl vorzugsweise in der Opposition." —

Bismarck wußte sehr gut, daß die Juden in gewissem Sinne den Sauerteig der europäischen Völker bilden, das kritische Element, das alles Wurmstichige schneller zu Fall bringt und allem, was Fortschritt heißt, sich nicht nur deshalb am ersten anschließt, weil mit dem Fortschritt zugleich eine Verbesserung in der Lage der Juden selbst zu erwarten steht, sondern aus eigenster Naturanlage.

---

[1]) Vergl. Busch, Tagebuchblätter, Bd. I.
[2]) Vergl. Penzler, wie oben, Bd. III.
[3]) Vergl. Busch, wie oben, Bd. I.
[4]) Vergl. [1]).
[5]) Anfang Nov. 81 in Varzin. Vergl. v. Poschinger.

Wer wie die Juden, mit ihren alten Kulturtraditionen, jahrhundertelang in Druck und Zwang gelebt hat, muß ja von vorneherein alles, was Freiheit heißt, in einem ganz besonders hellen Lichte sehen. —

Daß in der hohen geistigen, besonders geschäftlichen Begabung der Juden eine gewisse wirtschaftliche Gefahr für das jeweilige Wirtsvolk, im gegebenen Falle für die Deutschen liegt, entging Bismarck selbstverständlich keineswegs. Auch hat er gewissenhaft darüber nachgedacht, auf welchem Wege sich diese Gefahr am sichersten beseitigen ließe. Seine Schlußfolgerung war[1]), „daß sie (die Juden) durch Kreuzung unschädlich gemacht werden müssen". „Sonst gehts nicht gut", meinte er.

„Uebrigens ist es wohl besser", so drückte er sich drastisch aus, „wenn man einen christlichen Hengst von deutscher Zucht mit einer jüdischen Stute zusammenbringt" (als umgekehrt). „Das Geld muß wieder in Umlauf kommen, und es gibt auch keine üble Rasse. Ich weiß nicht, was ich meinen Söhnen einmal raten werde."

Bismarcks Ueberzeugung war also in diesen Dingen derartig konsequent, daß er sich nicht gescheut hätte, am eigenen Blute die Probe aufs Exempel zu machen. Vielleicht hat er auch in der Tat recht, und es ist eine weitgehende Vermischung beider Rassen das einzige wirklich wirksame Auskunftsmittel, welches durch Aufsaugung der Juden ihrer gefährlichen Konkurrenz ein Ende zu bereiten vermag. —

Hiermit mag unser Thema geschlossen sein. Alles in allem genommen, sehen wir, daß praktischer Sinn und scharfe Beobachtungsgabe oft schon frühzeitig zu denselben oder doch ähnlichen Resultaten gelangen, wie die langsamer vorgehende ernste Wissenschaft.

Aus diesem Grunde schienen mir die Bismarckschen Gedankengänge, unbeschadet ihrer stellenweisen Anfechtbarkeit, wert, einmal zusammengestellt und an dieser Stelle aufbewahrt zu werden, als rassengeschichtliches Material für spätere Zeit.

Die Zentripetalkraft im Staatsleben und die Nationalitätenprobleme.

Ph. Stauff.

Auch die Völker sind Masse, und die Gesetze, nach denen Massenbewegungen sich vollziehen, sind auch im Leben der Völker tätig. Diese Erkenntnis gehört zu den Wahrscheinlichkeitsbeweisen der monistischen Theorie. Mit dem staatlichen Gleichgewicht steht es ähnlich wie mit dem astronomischen: es werden Erschütterungen gewaltsamer Natur viel öfter vorausgesagt, als sie wirklich eintreten, weil die meisten Veränderungen nicht gewaltsam, sondern im Wege der Entwicklung, nicht durch Revolution, sondern durch beständige Evolution sich vollziehen.

Was in Revolution entsteht, geht in Evolution zugrunde. Das ist eine Lehre der Geschichte, die man ins Unendliche belegen kann,

---

[1]) Vergl. Busch, wie oben, Bd. II.

wie im Weltganzen, so im Volksleben auf der Erde. Die Entstehung des Mondes, der im Aether unausgesetzt unsere alte Erde umkreist, war entschieden ein revolutionärer Akt. Jetzt ist der Mond eine ausgeglühte Erzkugel und nach den Erkundungen unserer Sternkenner nicht mehr fähig, Leben zu wecken und zu bergen. Die Evolution hat ihn zunichte gemacht, so daß er kein Eigenleben mehr führen kann, sondern nur noch die konvexe Fensterscheibe ist, die uns nach dem Untergang der Sonne noch Licht in die Stube sendet.

Alexander der Große besaß ein Riesenreich. Sein Schwert, sein Feldherrntalent hatten es geschmiedet. Wo ist es? Als das Reich über die Bauzeit hinaus war, begann es zu zerfallen, und sein Schöpfer hatte kaum die Augen geschlossen, da war es mit der Herrlichkeit wieder vorbei. Gilt nicht ein Aehnliches vom Reich der Römer? Und wo ist das Staatengebilde Kaiser Karls V., der sich rühmte, daß darin die Sonne nicht unterging? Das alles ist gewesen, ist in Evolution zugrunde gegangen.

Man ziehe daraus nicht den grundirrtümlichen altkirchlichen Schluß: „Alles Irdische ist vergänglich." Denn eben diese Vergänglichkeit ist der Sieg der Ewigkeit. In dem Wechsel der Form ist die Beständigkeit der Materie begründet. Ein Volk freilich kann nicht ewig bestehen; denn es gehört zur wechselnden Form des Ganzen. Lebewesen wie Staatengebilde verlieren ihre Zentripetalkraft, wenn sie aufhören, aktiv, offensiv zu sein.

Die Zentripetalkraft eines Staatswesens besteht hauptsächlich in dem Zusammengehörigkeitsgefühl seiner Bürgerschaft, in der Schwere, mit der bei dem beständigen inneren Umschwung, wie ihn die wechselnden wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse darstellen, die äußeren Teile des Volksganzen nach dem Mittelpunkt streben und ihre Bewegung durch ihn bestimmen lassen. Soweit die Teile organisch zusammengehören, wird die Zentripetalkraft meist vorhanden sein; wo aber das nicht der Fall ist, ist die komplette Masse des Staates in beständiger Gefahr, zu zerfallen. Agglomerierte Massen widerstreben der Zentripetalkraft des Staates und lähmen sie. Als nicht organisch, sondern nur mechanisch mit dem Ganzen verbundene Teile suchen sie sich beständig abzulösen und selbständig zu sein oder sich anders zu vereinigen. Man mag noch so genau hinsehen: im Augenblick, da der Kitt trocken wird, der sie am Ganzen hält, trennen sie sich ab. So bilden sie eine stete Gefährdung des Gleichgewichts gegenüber den organischen Teilen des Staates.

Auch die Form strebt nach Dauer, obgleich sie von Natur aus der Vergänglichkeit unterworfen sein muß. Der Selbsterhaltungstrieb wohnt der Substanz im bescheidensten ihrer Teilchen inne. Kein Gebilde, auch kein Staatswesen wird sich selbst aufgeben, solange es sich einigermaßen lebensfähig fühlt. Aber wenn nicht Jugendfrische seine Glieder durchrinnt, wird es schwere Proben seiner Lebensfähigkeit zu meiden suchen, wird es passiv zu bleiben suchen, um sein Fortbestehen nicht auf das Spiel zu setzen. Es wird in beständiger Defensive sich gegen die Widerstände wehren, die sich seiner Zentripetalkraft gegenüber geltend machen, und wird die Schwächung seiner Daseinskraft übersehen, die mit der passiven Haltung untrennbar verbunden ist.

In dieser Situation befinden sich mehrere Staatswesen in unserem alten Europa. Am wenigsten vielleicht Frankreich und Italien, die rein organisch aufgebaut sind und einen Zerfall am wenigsten zu fürchten haben. Mit Paris und Rom haben diese Staaten Zentren, um die sich alles dreht, und kein Teil strebt, sich davon abzulösen. Für das Bestehen der Staaten ist das unschätzbar. Sie sind „integer" geblieben durch die gewaltigsten Umwälzungen hindurch, namentlich Frankreich, das Monarchien und Republiken in raschem Wechsel überdauerte und heute noch unverändert ist in seiner äußeren Form. Freilich: es hat 1871 Elsaß-Lothringen dem Sieger lassen müssen. Doch darüber dürfte es im Interesse seiner nationalen Geschlossenheit eher froh als betrübt sein. Am schlimmsten steht es augenblicklich mit Rußland und der Türkei, sehr schlimm mit Oesterreich-Ungarn, und ihr Leidwesen mit den mechanisch angegliederten Volksteilen an der Peripherie haben auch Großbritannien und das Deutsche Reich.

Wo noch Aktivität in der Festhaltung der Fremdteile am Staatsganzen herrscht, da ist noch aufsteigendes Leben vorhanden. Wo sich aber ein Staat zur reinen Defensive gewendet hat, da geht es unaufhaltsam abwärts dem Zerfall entgegen. Aktivität herrscht noch in Deutschland. Das empfinden Polen und Dänen. Freilich haben wir breite Volksschichten, die unseren Uebergang zur Offensive gegenüber diesen dezentral wirkenden Kräften für verfehlt ansehen, die da glauben, mit zarter Abwehr sei mehr zu machen. Das ist eine Meinung; eine Ueberzeugung kann es nicht sein. Wo starker Zentripetalsinn ist, da muß es zu aktiver Betätigung im Festhalten der abstrebenden Teile kommen. Es widerspricht jeder Erfahrung und jeder Ueberlegung, zu glauben, daß mechanisch angegliederte Fremdteile bei zarter Behandlung sich in organische Teile wandelten. Das Band wird immer ein mechanisches sein, und man wird immer achtgeben müssen, daß es nicht eines Tages zerreißen wird. Es ist namentlich ein Gebot der Klugheit, die eigene Schwere der Fremdteile nach Möglichkeit zu verringern, damit ihre abstrebende Schwungkraft geringer werde. Wenn darum die preußische Regierung neuerdings Maßregeln gegen eine weitere schwerwiegende Verstärkung des in polnischer Hand befindlichen deutschen Bodenbesitzes vorbereitet hat, so ist dies durch den Selbsterhaltungstrieb des Staates ohne weiteres gerechtfertigt. Die Selbsterhaltungspflicht eines Staates ist wichtiger als die rechtliche Ausgestaltung seines Innenlebens und geht der letzteren vor. Ueber Bedrückung zu jammern, muß den abstrebenden Teilen überlassen bleiben. Die Hauptsache ist, daß der verbindende Kitt nicht nachgibt. Der aber ist hier, in die realen Verhältnisse übertragen, die Leistungsfähigkeit des deutschen Heeres. Sie muß über allen Zweifel erhaben sein, dann wird der Strick nicht so leicht reißen und den Bestand des Staates in Frage stellen. „Humanität" ist ein schönes Wort; aber man kann es mißverstehen, und es wird viel mißverstanden in den Kreisen der Politiker. Angriff kann Notwehr sein, auch wenn unsere Gerichte nicht in diesem Sinne erkennen. Der Hieb ist die beste Verteidigung; solange Preußen seine Verteidigung gegenüber den abstrebenden Bevölkerungsteilen mit dem Hieb führt, solange wird der Bestand des Staates durch die völkisch fremden Elemente nicht in Frage gestellt sein.

In unserer Nachbarmonarchie Oesterreich-Ungarn freilich sieht es anders aus. Da machen sich alle Merkmale staatlichen Verfalls geltend. Die Schwungkraft dieser Monarchie hat sich zuerst in zwei Zentren gespalten, Wien und Budapest; jetzt teilt sich die Wiener Hälfte weiter zwischen Prag, Wien und Lemberg; sogar Triest strebt ab vom Ganzen und lockert von Jahr zu Jahr die Bande, die es mit Wien verknüpfen. Der Gesamtstaat hat sich seit Jahrzehnten der Offensive begeben und ist passiv geworden. Er ist schon zufrieden, wenn sich an den verbindenden Stricken nur Faden um Faden lockert, und besorgt ständig, der ganze Strick könnte entzwei gehen. In einem Punkte freilich sind die leitenden Kreise der österreichischen Reichshälfte wider Erwarten noch einmal aktiv, offensiv geworden; aber es war ein Mittel der Verzweiflung, das man angewendet hat, das letzte, das außer dem Appell an die bewaffnete Macht verblieben ist: die Einführung des allgemeinen Wahlrechts. Wie es den Anschein hat, wird auch dieses Mittel den ersehnten Erfolg nicht bringen. Die Schwungkraft des Staates ist dahin; er hat zu viele Fremdteile an seiner Peripherie und hat diesen Fremdteilen zu viel Selbständigkeit gelassen. Das rächt sich. Jetzt geht mit der Abtrennung dieser Fremdteile Oesterreich selbst verloren; zum wenigsten büßt es so viel von seiner Lebensfähigkeit ein, daß das Volk als Gesamtheit bald keine Rolle mehr spielen wird. Die abgetrennten Teile aber sind durch ihre Offensive erstarkt, und von Jahr zu Jahr erhöht sich ihre Stoßkraft.

Das innerlich so morsche Rußland hat bislang noch klüger gehandelt. Es hält den Daumen auf die Bruchstelle und kittet sie neu — nötigenfalls mit Blut. Wenn es sich fähig zeigt, diese Politik weiter zu treiben, dann liefert es den Beweis, daß es staatlich noch im Aufsteigen ist und seine Geschlossenheit wahrt. Es ist ein frischer Zug, der durch das russische Staatsleben streicht, und die starrköpfige Größe, mit der sich die dort regierenden Männer gegen den Terrorismus zur Wehre setzen, mit der sie gegen die Selbständigkeitsgelüste fremdnationaler Untertanen Front machen, wird einst dem Zarenreich, selbst wenn es von keinem Zar mehr regiert werden sollte, zum Nutzen gereichen.

Denn nicht die Abtrennungsgelüste fremder Volksteile sind schlecht oder verächtlich; schlecht und verächtlich ist es nur, wenn das große Staatswesen in Verkennung der Interessen seiner Selbsterhaltung diesen Gelüsten nachgibt, anstatt sie mit allen Kräften auf ein totes Geleise zu schieben. Macht Großbritannien seinen Iren nationale Zugeständnisse, so wird seine Einheit mehr gefährdet sein als bisher. Läßt die scharfe preußische Angriffstaktik gegen die renitenten Polen nach, so beginnt die Abbröckelung, die nicht mehr aufzuhalten sein würde, so wenig wie sie in Oesterreich je wieder aufhören wird, bis dereinst vielleicht einmal ein erfolgreicher Appell an die Waffengewalt die ablösungssüchtigen Teile neu befestigt.

Ein Volk, das die Pflicht seiner Selbsterhaltung erkennt, hat das Recht, die Abbröckelungsversuche seiner fremdnationalen Teile vom Ganzen als Verbrechen anzusehen, obwohl sie vom Standpunkte des fremden, mechanisch angegliederten Teils aus als etwas Selbstverständliches und sogar vielleicht als eine Art natürlicher Pflicht erscheinen mögen. Zwei Rechte streiten hier gegeneinander, wie so oft, ein

konservatives und ein revolutionäres; die Schwungkraft, die hinter den beiderseitigen Interessen sitzt, entscheidet über das Recht, das in Anwendung zu kommen hat. Der Fremdkörper hat ein Recht, seine Entwicklungsmöglichkeiten zu nützen; der Gesamtstaat hat Pflicht und Recht, sich selbst unerschüttert zu erhalten. Letzten Endes ist darum auch in den nationalen Problemen wie im Leben aller Substanz die Naturlehre klar zu erkennen: Gewalt geht nicht vor Recht, wie die von einer unnatürlichen Weltauffassung beeinflußten Klagerufe der Schwächlinge lauten, sondern Gewalt ist Recht.

In nationalen Fragen gibt es nicht Recht und Unrecht, sondern Bedürfnisse und Interessen. Wer will es unserem Polentum eigentlich übelnehmen, daß es seine eigene staatliche Existenz wieder aufrichten möchte und das als vaterländische, völkische Pflicht ansieht? Wer den irredentistischen Südtirolern, daß sie mit ihren Stammesbrüdern in Italien staatsrechtlich verbunden sein möchten und Gift und Galle ausgießen über einen Deutschen, der in ihren Gefilden deutsche Widerstände stärkt? Wer den Iren, daß sie mit den ganz anders gearteten Altbriten nicht die gleiche Gesetzesluft atmen wollen, und daß ihnen als Unkultur erscheint, was die anderen, ihre Beherrscher, für höchste Kulturblüte ansehen? Wer den Tschechen, daß sie sich nach dem Königtum Odoakers und Wenzeslaus' sehnen und alles aufbieten, um ein solches wieder heraufzuführen? Wer den Kroaten, daß sie nicht Ungarn sein wollen, sondern ihr eigenes Volkstum aufrecht zu erhalten streben?

Da gibt es nichts, was menschlich zu verurteilen wäre. Aber wer ein Interesse an der Aufrechterhaltung bestehender Zustände hat, der hat auch ein Recht, jene Bestrebungen zu bekämpfen, und das gilt namentlich von den durch Sonderbestrebungen in ihrer Existenz bedrohten Staaten. Das ist die Moral, die die Natur darbietet. Nur wer den Kampf fürchtet, hält ihn für unmoralisch: der Feige, der Schwächling! Wer will aus der Welt den sogenannten „Geisteskampf" beseitigen? Niemand; denn der schlägt keine Beulen. Wenn der Geisteskampf zu materiellen Mitteln greift, soll er unmoralisch sein? Dafür ist keine Logik zu entdecken. Kampf ist Leben. Defensive ist vergehendes, erblassendes, Offensive ist erblühendes, wachsendes Leben. Hoffen wir, daß dem deutschen Volke noch auf lange hinaus die Offensive gehört!

Anthropologisches aus dem Alten Testament.

Otto Hauser.

Die Juden von heute sind zu einem erheblichen Teile blond — in England 25 pCt., im Kaukasus allerdings nur 2 pCt. —, zu einem noch größeren lichtäugig — in Galizien 53 pCt., im Kaukasus noch immer 15 pCt. Die Herkunft dieses blonden Elements ist unsicher. Es braucht nicht unbedingt angenommen zu werden, die Blonden seien aus Mischungen mit den Völkern, unter denen die Juden wohnten, hervorgegangen; vielmehr können sie ein Produkt der Ent-

mischung sein, wie man in der Tat in den höheren Schichten der Juden die Blonden weit zahlreicher findet als in den niedrigen. Falsches Rothaar, aus der Verbindung von Blond und Schwarz entstanden und von dem echten nordischen Rotblond deutlich und leicht zu unterscheiden, ist ebenfalls häufig. Der reine nordische Typus, lichtfarbig, groß gewachsen und dolichocephal, ist selten; vielmehr ist mit Lichtfarbigkeit meist gedrungener Wuchs und Brachycephalie verbunden. Der heutige Stand der anthropologischen Verhältnisse bei den Juden gestattet nur einen bedingten Rückschluß auf die biblische Epoche. Fremde Elemente haben die Juden nur zeitweilig und ausnahmsweise aufgenommen. So wurden die Galiläer, aus denen Jesus von Nazareth hervorging, im 2. Jahrhundert v. Chr. judaisiert; so bildeten sich in verschiedenen Städten Vorderasiens und Griechenlands wie Italiens jüdische Gemeinden mit Proselytenanschluß. Der Kilikier Saulus, der, wie Jesus zu einem Davididen gemacht wurde, so angeblich aus dem Stamme Benjamin hervorgegangen sein sollte, bereiste, zum Apostel des Galiläers geworden, jene Proselytengemeinden; er gewann sie, da ihnen die Beschneidung unsympathisch war, für das Christentum, das er zu diesem Zwecke von dieser Zeremonie befreite, im Widerspruche mit dem jüdisch fühlenden Petrus, der auch von Nation Jude war. Jesus von Nazareth wird in richtiger Erkenntnis, daß er ethnisch dem Judentume nicht angehörte, frühzeitig, wenn auch freilich ohne historische Sicherheit, als licht von Haar — der Farbe der reifen Haselnuß gleich — ebenso von Bart und grau von Augen geschildert. Aus dem Heidentum ist das Lucas-Evangelium hervorgegangen, das zugleich am weitgehendsten altarische Mythologie — Krischna-Legende — in die Geschichte Jesu einführte und sie am künstlerischsten gestaltete, während Matthäus und Marcus nur nach der üblichen Art der hebräischen Schriftsteller kompilieren. Die Apostelgeschichte, ebenfalls auf Lucas zurückgehend, ist neben den Paulusbriefen das wertvollste Dokument des ältesten Christentums. Lucas war bekanntlich Arzt; sinnig wird er in der späteren Legende zum ersten christlichen Maler gemacht. Ob der Verfasser des Johannes-Evangeliums — etwa 120 bis 140 entstanden, wahrscheinlich in Ephesus — ursprünglich dem Judentum angehörte oder nicht, ist unentschieden.

Die anthropologischen Nachrichten im Alten Testament sind spärlich. Im 3. Buch Mosis gestattet Kap. 13, V. 30 ff. den Rückschluß, daß das Haar der Juden im gesunden Zustande dunkel war: „Und wenn ein Mann oder ein Weib einen Ausschlag am Haupte oder am Barte hat und der Priester besieht den Ausschlag, und siehe! er liegt tiefer als die Haut, und es ist daran goldgelbes (zahobh, verwandt mit Sahabh, Gold), feines Haar, so erkläre ihn der Priester für unrein; es ist der Grind, der Ausschlag des Hauptes oder Bartes. . . .“ Die Stelle gehört der sogenannten Priesterschrift an, deren Entstehungszeit um 500 v. Chr. angesetzt wird. Damals also müssen die Juden in solchem Prozentsatze dunkelhaarig gewesen sein, daß es nicht nötig war, die von Natur aus blonden zu berücksichtigen. — Im Hohenliede tritt uns ebenfalls ein schwarzhaariges Schönheitsideal entgegen, so mit Sicherheit beim Bräutigam, dessen Teint jedoch licht ist. Kap. 5, V. 10, 11: „Mein Freund ist weiß und rot; seine Locken sind kraus, schwarz wie ein Rabe.“ Weiterhin wird die Elfenbeinweiße seines

Leibes, die Libanonhöhe seines Wuchses gerühmt. Das Haar der Braut wird nach Kap. 4, V. 1, wo es mit der Farbe der Ziegen vom Berge Gilead verglichen wird, ebenfalls schwarz zu denken sein, obwohl es Kap. 7, V. 5 einem in Falten gebundenen Königspurpur gleich ist. Auch die Braut hat rote Wangen — „wie der Ritz am Granatapfel", Kap. 4, V. 3 —, sie selbst aber nennt sich von der Sonne schwarz gebrannt, Kap. 1, V. 6. Von Wuchs ist sie wie ein Palmbaum. Es handelt sich bei dem lichten Inkarnat und dem hohen Wuchs lediglich um ein Ideal, das alle Völker, die je mit Nordländern zusammengekommen sind, oder solche unter sich als Herrscherrasse gehabt haben, fortpflegen. Die Haarfarbe wird sicher sein. Die Augen werden bald Taubenaugen genannt, wonach sie braunrot wären, bald mit den Teichen von Hesbon verglichen (Kap. 7, V. 4), wonach sie blau gewesen sein müßten. Ueber die Farbe der Augen wird in der Bibel überhaupt nichts berichtet — nach jüdischen Forschern auch im Talmud nicht —; für „blau" fehlt sogar das Wort. Das Hohelied ist in der persischen Zeit, etwa im 4. Jahrhundert v. Chr., in Anlehnung an die ägyptische Liebeslyrik entstanden, führt also auch nicht weiter zurück, als die zuerst behandelte Stelle. Die großen Propheten, deren politische Dichtung allerdings auch in der ägyptischen Prophetik ihren literarischen Vorläufer hat, wirkten drei bis vier Jahrhunderte früher. Ueber sie fehlen alle anthropologischen Nachrichten; Jesaja, der größte von ihnen, scheint aus sehr vornehmem, wenn auch nicht königlichem Geschlecht gestammt zu haben; Jeremia war Priestersohn.

Genauere Nachrichten haben wir nur über Saul und David. Saul überragte nach 1. Sam. Kap. 9, V. 2 alle Israeliten um Hauptes-länge und zeichnete sich vor allem durch seine Schönheit aus. Wie diese Schönheit zu denken ist, wird bei David näher ausgeführt (1. Sam. Kap. 16, V. 12 und Kap. 17, V. 42); darnach war er „rötlich" (admoni, von edom, rot), nach Luther „bräunlich" (wie Voß das griechische ξανθος wiedergibt), schön von Augen, Wuchs und Antlitz. „Rötlich" wird auch die Behaarung Esaus genannt (1. Buch Mosis Kap. 25, V. 25). Wir sehen also David ganz so geschildert, wie die Helden Homers, und da seine Zeit beiläufig mit der ihren zusammenfällt, so darf man ihn wohl als einen noch weiter südwärts verschlagenen Abkömmling der nordischen Rasse betrachten, Saul wohl nicht minder und Salomo zumindest als Mischling, da er als Sohn Davids kaum völlig aus der Art geschlagen sein wird. Von Davids Sohn Absalom ist es allgemein bekannt, daß er besonders langes Haar trug, was ein deutliches Zeichen nordischen Einschlags ist. Bezeugt ist auch, daß Davids Leibwache aus Kretern und Philistern (Krethi und Plethi) bestand; beide sind nichtjüdischen Stammes, die Philister Aussendlinge der Kreter und diese nach den letzten Ausgrabungen ein wesentlich blondes Volk. Naturgemäß mochte es ihn zu seinen Rassegenossen hingezogen haben. Daß David als Nordländer zu nehmen ist, bezeugt auch die Dichtung, die uns von ihm überliefert wird, die Totenklage auf Saul und Jonathan, an deren Authentizität kaum mit irgendwelchem Grunde zu zweifeln ist. Ich setze das Stück, metrisch nach der griechischen Uebersetzung, der Septuaginta, rekonstruiert, als ein bedeutsames Zeichen des ganz an Achilles gemahnenden Geistes hierher (2. Sam. Kap. 1, V. 19—27):

Juda, vernimm es, Israel höre!
Deinen Toten trag Leid; ach, es fielen die Helden!
Nicht sagt es in Gath, in Askalon nicht,
Auf daß der Philister Töchter nicht jubeln,
Nicht jauchzen die Töchter der Unbeschnittnen!

Berge Gilboas, ihr weiten Höhn,
Nicht falle Tau noch Regen auf euch!
Denn dort entsank dem Helden der Schild,
Der Schild des Saul, nicht gesalbt mit Oel,
Mit dem Blut der Erschlagnen, dem Fett der Helden.

Jonathans Bogen, nie wich er zurück,
Das Schwert des Saul, nie schlug es umsonst.
Saul und Jonathan, die Geliebten,
Im Leben vereint, nicht trennte der Tod sie,
Schneller als Adler sie, stärker als Löwen.

Ach, es fielen die Helden, Juda trag Leid!
Ach, es fielen die Helden im Kampfgewühl!
Israels Töchter, weint über Saul,
Der hold in Purpur euch gekleidet,
Der euer Gewand mit Golde geschmückt!

Ach, es fielen die Helden im Kampfgewühl,
Juda vernimm's, Deinen Toten trag Leid!
Jonathan, weh ist um Dich mir, mein Bruder,
Teuer warst Du vor allen mir,
Deine Liebe galt mehr mir als Frauenliebe![1])

Außer diesen Versen ist noch ein ganz kurzes Stück von David erhalten, eine Totenklage um seinen Feldherrn Abner, der meuchlings ermordet worden war (2. Sam. Kap. 3, V. 33, 34), die nach der Septuaginta folgendermaßen zu rekonstruieren ist:

So starb denn Abner den Tod eines Schächers.
Nicht trugst Du die Hände gebunden,
Nicht Deine Füße in Fesseln,
Nicht schleppten sie Dich wie Schächer,
Du fielst von Bubenhand.[1])

Dichtungen dieser Art kommen in späterer Zeit nicht mehr vor. Die Totenklage, skaldisch Drapa, ist ein alter nordischer Brauch. Die arabischen Trauerlieder auf den Tod geliebter Personen, wie etwa die der Chansa über ihren Bruder Sachr, sind damit nicht zu vergleichen. Denn dort handelt es sich um eine öffentliche Ehrung, wie auch aus den biblischen Vorberichten ersichtlich ist, hier bei den Arabern um private Klagen.

Es ist vielleicht nicht ungerechtfertigt, die höchste Machtentfaltung des israelitischen Volkes in der ersten Königszeit einer von Norden eingedrungenen hochgewachsenen, blonden Herrscherrasse zuzuschreiben, die sich der fremden Sprache bedienen gelernt hatte. Der Charakter der hebräischen Sprache ist in der Tat dem Arabischen gegenüber ein ähnlicher, wie der des Italienischen — des Idioms der latinisierten Germanen — dem Lateinischen gegenüber. Es zeigt dieselbe Wort- und Formenarmut, dieselbe Verwendung des hinweisenden Fürworts als Artikel, die das Italienische und die andern romanischen Sprachen charakterisiert, hier dem Deutschen „der, die,

[1]) Die emendierten Texte findet man in O. Hauser, Die althebräische Poesie, Großenhain, Baumert & Ronge, 1908.

das“ offenkundig nachgebildet. Die spätere hebräische Literatur steht ganz unter fremden Einflüssen, wie jetzt durch die Erschließung der assyrischen und ägyptischen Denkmäler immer unzweifelhafter wird.

Eine genaue Erforschung der Wandlungen im Verhältnis des blonden Elements zum dunklen unter den Juden unter gleichzeitiger Bezugnahme auf ihre intellektuellen Leistungen würde um so lehrreicher sein, als es sich hier im wesentlichen um eine von außen wenig beeinflußte Nation handelt, wenn man von den erwähnten zwei Epochen und der letzten, da die Juden Rußlands die tatarischen Chasaren aufnahmen, absieht. Sie machte alle Wandlungen im wesentlichen in sich selbst durch.

Zur Frage des physischen Fortschritts.

H. Christ.

In der vorigen Nummer dieser Zeitschrift diagnostiziert K. A. Wieth-Knudsen, gestützt auf die Tatsache, daß das durchschnittliche Längenmaß der stellungspflichtigen männlichen Jugend in Dänemark innerhalb der letzten 50 Jahre sich erheblich vermehrt hat, einen „physischen Fortschritt der dänischen Bevölkerung“.

Es liegt mir ferne, diesen erfreulichen Zustand des dänischen Volkes, das ich von Augenschein nicht kenne, anzuzweifeln. Doch erlaube ich mir, ganz allgemein die Frage aufzuwerfen: Ist es wirklich erlaubt, aus einem Wachstum des Längenmaßes auf einen physischen Fortschritt (das heißt doch wohl auf eine Verbesserung der Rasse) zu schließen?

Zu einem starken Menschen gehört doch nicht nur eine große Körperlänge, sondern z. B. auch:

ein entsprechender Brustumfang,
eine gehörige Entwicklung der Muskulatur (vergleichbare Werte dafür liefert die Messung des Umfanges der Oberarme),
ein kräftiger, proportionaler Bau des Skeletts (Fehlen rachitischer Ueberreste usw.),
ein guter Zustand des Gebisses (in Japan soll diesem Punkte so viel Wichtigkeit beigemessen werden, daß Rekruten mit mehr als zwei kariösen Zähnen nicht angenommen werden),
ein starkes Nervensystem (keine nervösen Gebrechen),
fehlerlose Sinnesorgane,
und noch vieles andere.

Kurz, — um über physischen Fortschritt oder Rückschritt einer Bevölkerung ein Urteil abgeben zu dürfen, müßte doch wohl mehr berücksichtigt werden, als lediglich die Körperlänge.

Es gibt gewiß auch hoch aufgeschossene, ihre Eltern an Länge überragende Individuen, von denen man gleichwohl eher den Eindruck physischer Schwäche erhält, indem die andern oben genannten Eigenschaften fehlen; — Leute, von denen man sagen möchte: sie sind auf Kosten der Breite und Tiefe zu sehr in die Länge gegangen. Die Stärke, Lebenskraft, Gesundheit eines Menschen oder einer Rasse ist doch wohl kaum der Körperlänge direkt proportional.

Mir erscheint also „die allgemein anerkannte Anschauung“, „daß die wichtigste Grundlage für die Beurteilung der physischen Entwicklung einer Bevölkerung in einer genauen Messung der Körperlänge besteht“, sehr revisionsbedürftig.[1])

Das Geistes- und Lebensproblem auf Grund einer realmonistischen Weltanschauung.

J. G. Vogt.

V.

Keim und Soma.

§ 31.

Wir haben in der Urbiose die Konstellation des Lebens im Grundprinzip und können aus dieser Konstellation zu den höchsten Lebensformen emporsteigen. Der Potentialstrom schafft die spezielle Konstellation des Bewußtseins, d. h. diejenige Konstellation, durch die sich die Empfindung (Sinnesempfindungen, Emotionen und Triebe, Unlust- und Lustempfindungen) dauernd manifestieren und die Initiative gegen das Potential ergreifen kann. Alle dem Bewußtsein zugeleiteten Potentiale verrichten in den Zwischenschichten (zwischen dem zentralen Bewußtseinssitz und den den Potentialstrom tragenden Außenschichten) eine Gedächtnisarbeit, indem sie diese Zwischenschichten dementsprechend differenzieren und, wie im Menschengehirn, damit die Unter-

---

[1]) Auf die vorstehenden Ausführungen repliziert Herr Dr. Wieth-Knudsen: Da ich nirgends — auch nicht implicite — behauptet habe, daß die Verbesserung einer Rasse unbedingt proportional der Körperlänge gehe, sondern in dem von mir zitierten ausführlichen Buch über „Vermehrung und Fortschritt“ ausdrücklich hervorhebe, daß der rein plastische Fortschritt nicht mit allgemeinem biologischem Fortschritt verwechselt werden dürfe, kann ich mich bezüglich der vorstehenden Einwände kurz fassen. Es geht aus meiner Replik zu Dr. v. Gerhardts „Physischer Rückgang der dänischen Bevölkerung“ hervor, daß ich mit den von H. Christ bemängelten Ausdrücken nur soviel gesagt haben will, daß mit der stetigen Zunahme der durchschnittlichen Körperlänge einer Bevölkerung eine wichtige Präsumption für den biologischen Fortschritt der betreffenden Rasse geschaffen worden ist (s. S. 713 oben). Wenn dabei keine sicheren Anzeichen dafür vorliegen, daß die anderen Maße usw. mit dem Höhenzuwachs nicht Schritt gehalten haben, dann liegt die Beweispflicht demjenigen auf, der den biologischen Fortschritt anzweifelt. Wäre bloß ein einziger unter den meßbaren Anzeichen biologischer Rüstigkeit, die von H. Christ hervorgehoben werden, wirklich gemessen worden, so hätte ich es selbstredend mit berücksichtigt. Es kann aber H. Christ nicht unbekannt sein, daß solche wiederholten Messungen in genügender Zahl fast nirgends sich vorfinden. Und wie wünschenswert sie auch sein mögen, so muß ich doch auch fernerhin der allgemeinen Anschauung beipflichten, daß die genaue Messung der Körperlänge die erste, wichtigste Grundlage für die Beurteilung der physichen Entwicklung bildet, weil die anderen Körpermaße, die ja aus anthropometrischen Gründen mit dem Höhenmaß in verschiedener Weise reduziert werden müssen, erst durch das letztere eine Bedeutung für den Vergleich erlangen. Was endlich die Realität dieser Frage betrifft, so erlaube ich mir, da H. Christ das dänische Volk aus eigener Anschauung nicht kennt, auf die neuerdings durch einen deutschen Beobachter in den „Grenzboten“ (1906, Nr. 44, S. 236—237) ohne besondere Absicht gegebene Beurteilung der physischen Statur und Erscheinung dänischer Volkstypen aufmerksam zu machen.

lage für die verschiedensten Verbindungsmöglichkeiten der reproduzierten Eindrücke schaffen. Das Weltgeschehen passiert auch diesen Organintellekt, und er zieht aus ihm die Versuchsreihen zur Befriedigung der Triebe, aus welchen alle Tat resultiert. Damit wäre die Aufgabe des Philosophen erfüllt, und es bleibt der Empirie anheimgestellt, aus dieser Grundkonstellation die Tatsachen des organischen Werdens weiter zu verfolgen; denn diese Weiterverfolgung kann nur an der Hand von Beobachtungsmaterial durchgeführt werden.

Es lassen sich hier die verschiedenartigsten Voraussetzungen machen, die aber nur durch empirisches Studium gesichtet und zur Entscheidung gebracht werden können. Es ist möglich, daß der Organintellekt eines jeden Organismus seinen vollen Sitz in einer Urbiose hat; es ist aber auch möglich, daß, wie im menschlichen Gehirn, im Personalintellekt, unzählige Zellen zusammenwirken, so auch im Organintellekt unzählige Urbiosen sich zu gemeinsamer Tätigkeit symbiotisch vereinigen. Ein gemeinsamer Potentialstrom kann den Komplex von Urbiosen, oder sagen wir einfacher, den Biosenstock umkreisen (wie dies überhaupt für alle höheren Gebilde und Organismen gefordert werden muß) und jeden einzelnen Biosenstrom speisen, d. h. die Potentialströme der Einzelbiosen werden nicht mehr direkt von außen gespeist, sondern indirekt durch den Hauptstrom des Biosenstockes. In einem solchen Falle würden sich die verschiedenen Funktionen des Biosenstockes auf die einzelnen Biosen verteilen, was nicht verhinderte, daß durch den Hauptstrom auch ein allgemeiner Bewußtseinssitz im Zentrum des Biosenstockes geschaffen würde, als einheitlicher Träger und Regulator der Tätigkeit der Einzelbiosen. Jedes organische Gebilde muß einen einheitlichen Bewußtseinssitz als einen solchen Sammelpunkt haben; nur durch ihn wird die Individualisierung gesichert. Jede Biose projiziert ihre aus dem eigenen Bewußtsein hervorgegangene Spezialtätigkeit nach dem gemeinsamen Bewußtseinssitz zur einheitlichen Verarbeitung im Interesse des gesamten Biosenstockes. Auf diesem gemeinsamen Bewußtsein beruht die Regulierung und Kontrolle der Gesamttätigkeit aller Einzelbiosen.

Bleibt man bei der ersten Auffassung, die wohl weniger Schwierigkeiten bereitet, so kann man auch kleinere und größere Urbiosen annehmen, sofern man mit den letzteren nicht gegen das Prinzip der Teilung verstößt. Um die Darstellung nicht zu erschweren, will ich vorläufig diese Auffassung beibehalten, wenn sie vielleicht auch die weniger wahrscheinliche ist. Wo wirkliche Schwierigkeiten auftauchen, können wir ja jederzeit die Biose durch den Biosenstock ersetzen.

Wir haben nun, wenn wir weiter kommen wollen, unverbrüchlich daran festzuhalten, daß die Urbiose, oder einfach Biose, der Ursitz des Organintellektes ist und bleibt. Nur in ihr schafft er, nur in ihr kann er schaffen; nur in der Biose ist die Konstellation zur ersten Offenbarung der Empfindung gegeben, und nur aus der Empfindung kann der Organintellekt sich überhaupt entwickeln. Alles was der Organintellekt schafft und erweitert, das tut er nur von der Biose aus, denn nur in ihr sind eben die Möglichkeiten seiner Existenz gegeben. Auch alle Errungenschaften der Entwicklung gehen von der Biose aus und werden in ihr niedergelegt; sie allein enthält die Formel zum jeweiligen Organismus.

Wir kommen nun rascher vorwärts, wenn wir die Biose mit dem Keim im strengsten Sinne des Wortes identifizieren, also nicht wie oben, um die Darstellung nicht zu erschweren, die Biose bereits als Organismus behandeln. Es entsteht für uns nun die große Frage: warum begnügt sich der Organintellekt nicht mit dem einfachen Keimleben, warum strebt er unabänderlich nach der Erweiterung im Soma (Körper)? Schon in den Einzelligen strebt er nach dem Soma; denn eine Zelle ist bereits ein Organismus, eine ungeheure Welt im Vergleich zur ursprünglichen Konstellation des Organintellektes. Der Keim der Zelle mag seinen Sitz im Kern der Zelle oder auch sonstwo in der Zelle haben: das Soma der Zelle repräsentiert jedenfalls schon ein grandioses Arbeitsprodukt des Organintellektes. Wenn ich also von einer Keimzelle rede, so schließt das Soma dieser Zelle bereits eine Arbeit des Keimes in sich. Ob aus diesem Soma der Keimzelle sich noch unzählige Zellen zu einem größeren Soma, zu einem größeren Organismus entwickeln, ist gleichgültig. Die Hauptfrage für uns ist: was hat der Keim überhaupt mit Soma zu tun? Die alltägliche Antwort lautet: das Soma ist notwendig zur Ernährung, Ausbildung und Vervielfältigung der Keime selbst; wir sind schließlich weiter nichts als herumwandelnde Keimkapseln. Aber wir haben doch gesehen, daß die unmittelbarste Folgerung aus der Konstellation des Lebens die Teilung war. Es lag also absolut keine Notwendigkeit vor, als Träger dieser Teilung ein Soma zu schaffen. Ohne Soma ging die Teilung ebensogut, wenn nicht besser vonstatten als mit Soma.

Nach den hier vertretenen Grundanschauungen muß die Frage zunächst dahin beantwortet werden, daß der Keim nur der erste Anknüpfungspunkt des Lebens, nur das erste Auslaßventil für die innere Betätigungsweise der Substanz, die Empfindung ist, zuerst nur in der Form der rohesten ungestümsten Triebe, denen sich allmählich immer höhere und feinere Triebe zugesellten. Aber alle diese Triebe und Empfindungsmodalitäten bedurften spezifischer Offenbarungsherde, wie die Kraft des Athleten des Zentnergewichts, das Gehör des Musikers des Instrumentes, das Auge des Malers der Leinwand und Farbe. Der Organintellekt ist nur der Vermittler zwischen diesen ungestümen Trieben und ihren Offenbarungsherden. Diese Offenbarungsherde waren im Keime nur erfunden; zu ihrer Realisierung mußte der Organintellekt sein bloßes Keimleben aufgeben und zum Soma schreiten. Der Keim ist kein Diminutiv des Organismus; er hat mit dem Soma absolut nichts gemein, er ist dessen Schöpfer; genau wie der Mensch mit der von ihm geschaffenen Maschine nichts gemein hat, sondern nur ihr Schöpfer ist. Im Keime melden sich die Lichtpotentiale; die Sinnesempfindung des Gesichtes drängt sich unaufhörlich in die Versuchsreihen des Organintellektes ein, und er erfindet schließlich Sehorgane als Offenbarungsherde der Lichtempfindung. Dieser Drang nach Licht steigt beim Menschen noch auf eine höhere Stufe; es treibt ihn zum Klein- und Großsehen, und er erfindet das Mikroskop und Teleskop. Genau so wie wir uns in unsern Kultur- und Kunstwerken ausleben, lebt sich der Keim im Soma aus.

Unsere Biologen verfolgen dieses Sichausleben nur wieder bis zur Funktion der Fortpflanzung, d. h. den Menschen mit seinen höheren Aeußerungsformen vergessen sie ganz. Besonders Weismann

hat sich abgemüht, die besten Fortpflanzungsbedingungen mit der Lebensdauer in Relation zu bringen, aber mit wenig Glück. Mag im Soma die Fortpflanzung eine wichtige Rolle spielen: als Endziel aller somatischen Entwicklungsprozesse kann sie sicherlich nicht hingestellt werden. Wie das Sichausleben, bis auf die höchsten organischen Stufen hinauf, durch die Schaffung immer höherer und feinerer Organe, also entsprechend höheren Empfindungsoffenbarungen gesteigert wird, können wir nach den hier postulierten Grundprinzipien leicht verstehen.

Aber unser Verständnis erlahmt, sobald wir das wichtige Problem der Vermehrung der Keime in Angriff nehmen wollen. Das Soma lassen wir hier vollständig aus dem Spiele; denn es ist ganz gleichgültig, ob diese Vermehrung inner- oder außerhalb des Somas vor sich geht. Wir werden hier ganz von selbst zu der Theorie Weismanns von der Kontinuität des Keimplasmas gedrängt, eine Theorie, die wir sicherlich zu den größten Geistestaten der Neuzeit zu rechnen haben, die einen ungeheuern Erkenntnisfortschritt bedeutet. Wir brauchen hier nicht weiter auf sie einzugehen; sie ist bekannt, und der Leser wird herausfühlen, daß alle meine Ausführungen in Uebereinstimmung mit ihr zu bringen sind. Allein unser Hauptproblem löst sie nicht, ja, sie berührt es kaum. Weismann spricht das große Wort gelassen aus: die Keime wachsen und vermehren sich. Es ist schwer zu begreifen, wie ein so tiefer Denker wie Weismann in solch leichtfertiger Weise an diesem größten Probleme vorübergehen kann. Daß eine Urbiose, die nur Nahrung aufnimmt (ohne Stoffwechsel, indem die Volumvermehrung nicht durch Ausscheidung, sondern durch Teilung ausgeglichen wird), sich teilt und die Teilungsprodukte genau dieselben Eigenschaften besitzen: Potentialstrom, Bewußtseinssitz und dieselbe Körpermasse, ist leicht begreiflich. Wie aber, wenn in dieser Körpermasse differenzierte Gedächtnisträger existieren, oder, springen wir zu Weismann über, wenn das Keimplasma von einer solch sinnverwirrend komplizierten Architektur ist, wie es Weismann spekulativ konstruiert, — wie soll da eine Teilung vor sich gehen, die den Teilungsprodukten genau denselben Aufbau, dieselben Funktionsmöglichkeiten sichert, wie dem Originalgebilde? Hier geht alles und jedes Begreifen in die Brüche; wir stoßen auf ein transintelligibles Moment. Uns auf Darwins Pangenesis einzulassen, hätte gar keinen Zweck; denn sie macht das Moment noch transintelligibler. Die Entstehung des Lebens, seine Grundkonstellation können wir uns vorstellen, auch den Aufstieg zu allen höheren Formen, aber nicht die Vermehrung, die Fortpflanzung der Keime, aus denen diese höheren Formen hervorgehen.

Und doch ist die Teilung unstreitig das Prinzip, auf dem die Lösung des Problems beruht. Vergleichen wir die Arbeit des Personalintellektes mit der des Organintellektes, so stoßen wir auf einen augenfälligen Unterschied zwischen beiden Tätigkeitsprinzipien. Alle Versuchsreihen, die der Personalintellekt in der Außenwelt verwirklicht, alle Werkzeuge, Maschinen und Kulturprodukte, die er erzeugt, baut er aus fertigem, gegebenem Material auf; er trägt alles von außen hinzu. Aber wie arbeitet der Organintellekt, wie baut er, wie greift er in die Ferne, da er doch alles von innen heraus schafft? Durch

das wunderbare Prinzip der Teilung, die keineswegs auf Spekulation, sondern auf tatsächlicher Beobachtung beruht. Er reiht mit Hülfe dieses Prinzipes Biose an Biose, oder steigen wir höher, Zelle an Zelle nach allen Richtungen des Raumes; er könnte Zellfäden bis nach dem Monde spinnen. Bleiben wir der Einfachheit halber bei der Biose, und sprechen wir von somatischen Biosen gegenüber den Keimbiosen. Den Aufbau des Somas, also die Vervielfältigung der somatischen Biosen könnten wir uns sehr wohl nach dem Teilungsprinzip denken, soweit wir ihnen spezifische Funktionen einfacher Art zuschreiben. Ist die Anlage zu einer einfachen spezifischen Funktion über die ganze Biosenmasse verbreitet, so wird eine Biose durch Teilung dieselbe Funktionskapazität auf die beiden Tochterbiosen übertragen können. Da sämtliche Biosen nach unserem Grundprinzip mit Bewußtsein ausgerüstet sind, so ist eine Art symbiotischen Zusammenwirkens immer denkbar. Ohne ein solches symbiotisches Zusammenwirken der Teile wäre ein höherer Organismus überhaupt nicht möglich; dies ist für unsern Verstand eine unabweisliche Forderung. Wo Leben und Bewußtsein ist, da ist eben alles Leben und Bewußtsein. Es scheint mir im höchsten Grade gewagt, die Zellen als tote, schlafende oder unbewußte Massen, als reine Mechanismen, zum Träger des Lebens machen zu wollen, das sich doch in allen seinen Teilen, in seinen primitivsten Funktionen immer und immer wieder als zielbewußte Handlung offenbart. Man füge in einen Muskel an Stelle der Zellen leblose Atomgruppen ein: glaubt man, der Muskel wird sich auf das leise Kommando eines Nervenreizes hin kontrahieren können? Die menschliche Gesellschaft als einen Organismus betrachtet: glaubt man, dieser Organismus könnte funktionieren, wie er es tut, wenn nicht jeder einzelne Mensch bewußt handelte? — Eine glänzende empirische Bestätigung dieses Prinzipes besitzen wir bereits in den epochemachenden Arbeiten Pawlows über die Drüsensekretion der Verdauungsorgane, die eine unstreitige bewußte Tätigkeit der Einzelzellen klar erkennen lassen. Leider ist hier nicht der Ort, näher auf diese wichtige Entdeckung einzugehen[1]). Alle Biosen, alle Zellen als Träger einheitlicher Funktionen können durch Teilung vervielfältigt werden, ohne daß ihre Funktionskapazität verloren geht, und jeder Organismus, also jedes Soma ist schließlich aus spezifischen Zellen und Zellsystemen aufgebaut; sie sind zur Gesamtleistung des Somas koordiniert.

Aber ganz anders mit dem Keime, ob wir ihn nun als Einzelbiose, oder Biosenstock auffassen oder schließlich zu dem Weismannschen Keimplasma emporsteigen. Hier kommt es doch offenbar auf die Beibehaltung und Uebertragung verschiedener Funktionen an. Weismann verlangt die strenge Beibehaltung der feinen Architektur seines Keimplasmas; die Biophoren müssen genau dieselben Stellen und Gruppierungen beibehalten, so streng, daß bei der Entwicklung des Somas schließlich der Fleck eines Schmetterlingsflügels stets an dieselbe Stelle des Flügels gelangt. Wenn die letzten Elemente dieses Keimplasmas sich durch Teilung vermehren sollen, dann könnte doch

[1]) Pawlow, Die Arbeit der Verdauungsdrüsen, 1898.

bloß durch ein Wunder die kunstvolle Achitektur derselben erhalten und übertragen werden.

Es bliebe nur noch ein Ausweg. Denken wir uns die Keimbiose oder die Keimmasse so geordnet, daß die Träger der spezifischen Funktionen (oder nach Weismann Determinanten) nicht in einem unregelmäßigen, sondern in einem regelmäßigen Nebeneinander gruppiert sind, etwa in Kugelschichten übereinander gelagert, so wäre eine Vervielfältigung durch Teilung denkbar. Denken wir uns eine Keimbiose als Kugel und diese in verschiedene, der Größe nach abgestufte Kugelschichten geteilt, so könnte jede dieser Kugelschichten der Träger einer spezifischen Funktion (Determinante) sein, oder wenn wir einen Biosenstock als Basis annehmen, könnte jede Kugelschicht aus Biosen von spezifischer Beschaffenheit und Funktionskapazität bestehen, d. h. bei einem höheren Organismus wäre die eine Kugelschicht der Träger des Nervensystems, eine andere der des Muskelsystems, eine andere der des Knochensystems usw. Genau wie eine Kugel kann sich auch ein System von Kugelschichten halbieren, so daß auf die beiden Tochterbiosenstöcke dieselbe Anzahl von Kugelschichten in derselben Abstufung und somit auch alle Funktionen übertragen werden können. Auch bei der geschlechtlichen Fortpflanzung müßte das Mysterium der Vereinigung und Mischung der elterlichen Keime und ihre Wiederauflösung (indem nach Weismann ein Teil des Keimplasmas von dem sich entwickelnden Soma wieder eingekapselt wird) nach diesem Prinzip sehr leicht verständlich sein, während die Architektur des Keimplasmas nach Weismann diesen Mischungs- und Wiederauflösungsprozeß jedem Verständnis entrückt.

Wie der Organintellekt arbeitet und seine somatische Arbeit verrichtet, wissen wir nicht, und seine Produkte stehen so unendlich hoch über unserem menschlichen Schaffen, daß wir ihm wohl nie auf seinen intimsten Wegen werden folgen können. Denn seine Aufgabe ist nicht, Apparate und Maschinen herzustellen, die nur Reflexe eines fertigen Personalintellektes sind, sondern sich selbst einen Offenbarungsherd zu schaffen, und dafür fehlt uns jegliches Verständnis. Wie ein Stoffwechsel entsteht, wie ein Muskel sich kontrahiert usw., vermögen wir nicht zu begreifen. Allein daran müssen wir festhalten, daß der Organintellekt seinen Sitz ausschließlich im Keim hat und behält, genau so, wie der Personalintellekt seinen Sitz im Gehirn hat und behält. Wie der letztere sich mit dem Menschen vervielfältigt, so vervielfältigt sich der Organintellekt mit dem Keim. Wie der Mensch von seinen Kulturprodukten, so ist auch der Keim vom Soma getrennt; das Soma ist das Arbeitsprodukt des Keimes. Es ist daher ganz ungereimt von Weismann, sein Keimplasma mit Soma zu verunreinigen, nur um Anknüpfungspunkte für das Soma zu schaffen. Dann brauchen wir doch überhaupt keinen Keim. Der Keim hat so wenig Soma in sich, wie der Mensch das Material (Eisen, Steine usw.) oder Ansätze zu diesem Material in sich trägt, aus dem er seine Kulturprodukte erzeugt. Der Keim behauptet sich ewig; er wandert nie zum Soma über. Er baut das Soma vollständig neu auf, und selbst wenn wir uns vorstellen, daß eine spezifische Keimbiose durch Wachstum und Teilung die erste somatische Biose erzeugt, so bleibt sie doch ein fest abgegrenzter Bestandteil des

Keimes, während das Soma erst mit dieser erzeugten Biose beginnt. Den Verlauf der ontogenetischen Entwicklung können wir uns ja nach den Spekulationen Weismanns vorstellen, wonach der Keim allmählich zerlegt, seine Architektur zerstört wird und es hernach von geringer Bedeutung ist, ob die Keimmasse an und für sich im Soma aufgeht und verschwindet. Ich ziehe diese Wendung vor, statt darüber zu spekulieren, ob der Organintellekt in seinem engeren Sitze, also etwa der Kern der Keimbiose, sich im Soma als regulierendes und kontrollierendes Prinzip, als eine Art spiritus rector, subconscious mind, zweites Ich usw., während dessen ganzer Lebensdauer behauptet, weil damit der schlüpferige Weg zu all den wilden Spekulationen über Okkultismus, Spiritismus, Hypnotismus usw. betreten werden könnte.

Der im Soma eingekapselte Keim behauptet natürlich die phylogenetische Beschaffenheit und Struktur, bis auch er Gelegenheit findet, sich im Soma auszuleben. Wir haben jedoch Grund zur Annahme, daß der im Soma aufgebrauchte Keim nur in seinem Aufbau zerstört wird, die einzelnen Determinanten aber sozusagen als Schützer und Behüter der von ihnen geschaffenen Organe bestehen bleiben und erst mit dem Soma selbst absterben, ein Schutz, der sich unverkennbar bei Erkrankungen, Verletzungen, Wunden, bei der Regeneration usw. geltend macht. Wir brauchen deshalb den Bau des Keimplasmas nicht noch mehr zu komplizieren und nach Weismann Reserveelemente anzunehmen.

Ein fundamentaler Unterschied im Verhältnis vom Keim zum Soma besteht allerdings zwischen Pflanze und Tier. Nehmen wir z. B. einen Baum, so wissen wir, daß wir durch Stecklinge, ja sogar aus jedem Blatte einen neuen vollständigen Baum ziehen können. Dies ist nur möglich, wenn der Keim, ehe er seine somatische Arbeit beginnt, sich selbst erst teilt, also verdoppelt. Der erste Keim beginnt nun seine Arbeit und trägt den zweiten Keim im geschaffenen Soma (Stamm) empor. An einem gewissen Punkte (erste Knospung oder Astbildung) macht der zweite Keim Halt, teilt sich wieder, wobei nun der erste Keim gleich dem Vater seine somatische Arbeit beginnt (einen neuen Ast schafft) und den zweiten Keim im geschaffenen Soma emporträgt bis zur nächsten Ast- oder Blattbildung. Jeder Keim trägt den ganzen Baum in sich. An Stelle eines Keimes können Dutzende oder Hunderte von Keimen emporgetragen und an den Stellen der Abzweigungen abgesetzt werden. Für jeden Baum wird diese Vervielfältigung der Keime streng gesetzmäßig erfolgen und die Zahl seiner Aeste und Blätter bestimmen, damit die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Eine Pflanze repräsentiert eine tätige Keimkolonie innerhalb des Somas. Beim Tier findet die Vermehrung der Keime gleichfalls im Soma statt; aber die Keime verharren inaktiv, bis sie im nächsten Geschlecht Gelegenheit zur somatischen Arbeit finden. In der Pflanze folgen sich Vermehrung und somatische Arbeit auf dem Fuße. Es ist unmöglich, diese verwickelten Verhältnisse hier näher auszuführen; ich wollte sie hier nur andeuten und muß im übrigen auf mein Buch „Entstehen und Vergehen der Welt“ § 209 verweisen.

§ 32.

Das Leben, die gesamte organische Welt ist somit der unmittelbare Ausfluß der Empfindung als der inneren Betätigungsweise der Substanz, die gegen das Potential die Initiative ergreift. Die Empfindung nimmt in immer reicherer Entfaltung den Kampf gegen das Potential auf. Sie wird zunächst bewußte Empfindung durch die spezifische Konstellation des Lebens, und als solche entfaltet sie sich zum Organintellekt, in dem sich das mechanische Weltgeschehen (das Potential) reflektiert. Dieses mechanische Weltgeschehen verkörpert die eiserne Gesetzmäßigkeit, nach welcher das Potential funktioniert, und welcher Gesetzmäßigkeit sich die Empfindung absolut anzupassen hat, um ihre Manifestationsbedingungen zu sichern. Das mechanische Weltgeschehen, das sich im Organintellekt reflektiert, wird von der Empfindung (den Trieben) ausgenützt, um ihre Manifestationsherde (Organe und Organismen) zu schaffen. In der bewußten Empfindung haben wir die beiden Kategorien der Sinnesempfindungen (passiv anschauend, rezeptive Phase) und der Triebe (aktiv treibend, emissive Phase) zu unterscheiden. Dem Leben liegen zugrunde die Triebe und der Organintellekt, der in der Sinnesempfindung das mechanische Weltgeschehen anschaut, es unter dem fortwährenden Impuls der Triebe durch Versuchsreihen verarbeitet, um die Offenbarungsherde für die Triebe zu schaffen, d. h. die Triebe zu befriedigen. In der anorganischen Welt herrscht ausschließlich das Potential; keine bewußte Empfindung kann sich in ihr manifestieren, kein Organintellekt kann sich in ihr entwickeln. In der organischen Welt dagegen ergreift die Empfindung die Initiative gegen das Potential, der Organintellekt entwickelt sich, und unter und trotz der Herrschaft des Potentials ringt sich das Leben in die Welt. Wir gelangen also gerade zur gegenteiligen Auffassung Kants und Schopenhauers, die die Empfindung zum gemeinen Handlanger des Verstandes degradierten; umgekehrt, der Verstand ist der gemeine Handlanger der Empfindung. Alle Initiative des Lebens liegt in der Empfindung, in den Trieben. Der Organintellekt arbeitet in erster Linie nur mit Empfindungsmaterial, und zweitens spielt lediglich mechanisches Weltgeschehen in ihm, das er den Trieben mechanisch zur Verfügung zu stellen hat. Aller Intellekt löst sich schließlich in Widerspiegelung des Weltgeschehens auf; die Logik des Intellektes ist lediglich die Logik des Weltgeschehens, d. h. der Ausdruck seiner Gesetzmäßigkeit. Wenn der Organintellekt seine Versuchsreihen zur Erfindung einer Fischflosse spielen läßt, oder vielmehr wenn sie in ihm gesetzmäßig spielen, so sind es eben nur die physikalischen Momente: Widerstand des Wassers, Kraftaufwand, Muskelarbeit zu seiner Ueberwindung, bestes Ueberwindungsmittel (hier die Flosse), die den Inhalt dieser Versuchsreihen ausmachen. Sie werden den Trieben zur Verfügung gestellt; entspricht das Organ den Trieben, so sind sie damit befriedigt, sind sie nicht befriedigt, so treiben sie den Organintellekt zu neuen Versuchsreihen, d. h. sie nehmen einen neuen Kampf mit dem Potential auf. In der anorganischen Welt herrscht nur das Potential; in der organischen Welt hingegen stehen bewußte Empfindungstriebe und Potential in engster Wechselwirkung.

Und dies ist das erhebendste Moment einer realen Weltanschauung. Das Leben auch in seinen gewaltigsten Umrissen ist

selbstschöpferisch; Leben und Physik stehen in unmittelbarer Wechselwirkung zueinander. Das Potential ist der Mächtigere, und was die Empfindung auch gegen das Potential ausrichten möge, sie ist schließlich doch nur eine Zeitlang geduldet. Das Potential zertritt das Leben wieder bis zum letzten Hauch. Die Empfindung sinkt wieder zurück in ihre Innerlichkeit, so wie nach Buddha die Einzelseele wieder zurücksinkt in das Allwesen. Dieses Zurücksinken ist aber nicht ausschließlich an den Tod gebunden; es findet bei unzähligen Gelegenheiten statt, vor allen Dingen im Schlafe. Welch ahnungsvolles Schauen der Griechen, wenn sie den Schlaf als den Bruder des Todes darstellten! Wo immer die Empfindungsschwellen sinken, d. h. die mechanischen Offenbarungsbedingungen aussetzen oder verschwinden, da sinkt auch die Empfindung zurück in ihr Innenleben. Sie vibriert mit der Sonnenstrahlung, der Blutzirkulation, mit dem Alter usw. Wenn mit dem zunehmenden Alter die Mechanik der Geschlechtsorgane versagt, erlahmt auch das Feuer des Geschlechtstriebes. Also die sogenannte Seele ist keine Entität im idealistischen Sinne; sie kommt und geht; sie ist eine Summe von Empfindungen, die mit der Mechanik ihrer Offenbarungsherde vereinzelt oder zusammen stürmen oder erlahmen, stehen oder fallen. Sie treten ins Bewußtsein hinein und treten wieder hinaus, und damit geht ihre Veräußerlichung und Verinnerlichung Hand in Hand.

Aber die Empfindung hat ihrem ungestümen Drängen in den Lebewesen Befriedigung gegeben; sie hat sich geoffenbart und in ihren höchsten Offenbarungen im Menschen das Weltgeschehen angeschaut. Das Weltgeschehen umfaßt zum größten Teile ihre eigenen Offenbarungen in der organischen Welt, so daß wir sagen können, die Empfindung bespiegelt sich in sich selbst, und der Zweck alles Lebens ist eben nur das Ausleben der Empfindung in ihren Offenbarungsherden. Um unser menschliches Philosophieren kümmert sie sich nicht; alles was wir als Lebenszwecke aushecken mögen, alle Glückseligkeits- und Unsterblichkeitsgelüste der Erdenmenschlein haben mit den mächtigen Offenbarungstrieben der Substanz nichts zu tun. Diese Offenbarungen werden sich mit derselben Notwendigkeit, wie auf unserer Erde, durch das ganze unendliche Universum ziehen. Unsterblich ist daher das Leben, wenn es auch seine Sitze wechselt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der Lebenszweck des Darwinismus reicht nur bis zum Tier, aber nicht bis zum Menschen, dem Schöpfer einer neuen Welt und dem Träger der Kunst. Das Prinzip der besten Anpassung gilt nur für die vegetative Sphäre; über sie hinaus hört aller Kampf ums Dasein, alle Auslese auf. Denn wenn nicht, dann müßte der fähigste, intelligenteste, künstlerisch begabteste Mensch auch der lebensfähigste sein. Dem ist absolut nicht so. Wollte sich die Auslese am Künstler vergreifen, der über die vegetative Sphäre hinausgewachsen ist, sie würde schmählich Fiasko machen. Ein reines Künstlervolk würde vom ersten besten Barbarenstamme vernichtet werden. Der Alltagsmensch, der sich nur innerhalb der vegetativen Sphäre bewegt, ist hundertmal lebensfähiger als der größte Poet, Maler, Musiker, Philosoph usw., und gerade in den letzteren erblicken wir die höchsten Entwicklungsstufen der organischen Welt.

Wenn die fortschreitende Anpassung schließlich weiter nichts bezwecken soll, als die Erleichterung der Nahrungsbeschaffung, dann ist die Notwendigkeit einer Entwicklung überhaupt nicht einzusehen. Denn warum in aller Welt, wenn es sich nur ums Auffressen handelt, sollten die einfachen und einfachsten Lebewesen sich nicht ebenso gut untereinander auffressen und in Wettbewerb miteinander treten können, um damit den Lebenszweck zu erfüllen, wie höher entwickelte? Das Milieu auf Erden ist im großen und ganzen stets dasselbe geblieben, und die Entwicklung der allerdings unermeßlichen Keime zu Nahrung fressenden Lebewesen ist immerhin so weit reguliert, daß wir kaum behaupten können, sämtliche untergegangene Arten seien verhungert. Es ist zwar sehr gewagt, von einem allgemein regulierenden Prinzip zu sprechen, allein der Organintellekt, der sicherlich weitere Umschau in der Welt hält, als der menschliche Personalintellekt, hat das Problem der Ernährung sicherlich auch von einem höheren Standpunkte aus erwogen. Die Fleischfresser konnten sehr wohl die Pflanzenfresser bremsen, um die Pflanzenwelt nicht in Gefahr zu bringen, ganz vernichtet zu werden; ja, da die Fleischfresser die Gewaltigeren waren, wurde im Gegenteil sogar die Ueppigkeit der Pflanzenwelt, also Nahrungsüberfluß, gesichert. — Der Nahrungsmangel ergibt nie und nimmermehr ein regulierendes Prinzip. Malthus und Darwin waren unter dem Zeichen des Kapitalismus geboren, und impressioniert durch die Scheußlichkeiten einer rein menschlichen Entwicklungsphase stempelten sie diese zu einem Weltprinzip. Denn gerade für die Menschheit existiert kein Nahrungsmangel; die modernen Produktionsmittel sind so ausreichend, daß mindestens die zwanzigfache Zahl der heutigen Menschheit bequem und ohne jeglichen Mangel auf Erden leben könnte. Nur der Kapitalismus schafft den Hunger und ruiniert gleichzeitig die gesamte Kulturmenschheit; denn indem die einen sich überfressen, untergraben sie ihre Gesundheit ebenso, wie die der andern durch Entbehrungen untergraben wird. Wenn wir logisch und konsequent sein wollten, dann gelangten wir gerade zum Gegenteil. Die höher entwickelten Menschenrassen fallen über die minderwertigen her, gründen Weltreiche, verfallen dann der Ueppigkeit und der Demoralisation und gehen faktisch am Ueberfressen zugrunde. Das hat uns die Weltgeschichte nicht einmal, sondern dutzende Male gezeigt. Der Hunger spielt sicherlich in der Regelung des vegetativen Milieus eine bedeutende Rolle, aber seine Befriedigung — und darauf laufen doch in letzter Linie bis jetzt alle Entwicklungstheorien hinaus — kann unmöglich die Widerspiegelung des Weltprinzipes sein, das wir als Lebenszweck bezeichnen. Im Tierreich mag der struggle for life seine zahlreichen Anklänge finden, aber im Menschen, der über die rein vegetative Sphäre himmelhoch hinausgewachsen ist, verliert er jegliche Bedeutung, und wenn tausendmal die Verheerungen des Kapitalismus dem zu widersprechen scheinen. Gerade die Menschheitsgeschichte zeigt, daß nicht der Hunger das alles bewegende Prinzip ist. Das rein geistige und seelische Leben hat den Menschen zu viel wilderen Kämpfen getrieben, als der Hunger. Der Fanatismus religiöser und politischer Eigenart und vor allen Dingen die unbändige Herrschsucht hat die Menschheit unvergleichlich schlimmer dezimiert als aller Hunger.

Aber selbst zugestanden, daß die vegetative Sphäre mit ihrer Brutalität in erster Linie alles Leben beherrscht und die ganze Dämonik des Lebens heraufbeschwört, so macht sie eben doch nie das ganze Leben aus, und es ist falsch, das die vegetative Sphäre beherrschende Prinzip zum allgemeinen Lebensprinzip zu erheben. Das erste Schaffen des Organintellektes muß natürlich darauf abzielen, innerhalb der vegetativen Sphäre festen Fuß zu fassen, und wir können sogar zugestehen, daß er lediglich unter dem Drucke des einen und allmächtigen Selbsterhaltungstriebes andere Organintellekte in besseren und höheren Anpassungsformen zu übertrumpfen suchte. Aber mit diesem Selbsterhaltungstrieb ist das Leben nie und nimmermehr erschöpft, und wir gelangen mit ihm nie und nimmermehr zum Menschen in seiner höchsten Entfaltung. Das Mißverhältnis zwischen der Vermehrungsfähigkeit der Organismen und ihrer Ernährungsmöglichkeit ist ein rein mechanisches Moment der brutalsten Art, das mächtig in die vegetative Sphäre eingreift; aber wir dürfen uns nicht verleiten lassen, es zum allgemein regulierenden Prinzip des Lebens zu erheben. Die Brutalität der Verhältnisse macht sich ja bei tausenden von Gelegenheiten geltend, ohne daß wir darum aus ihnen jedesmal allgemein regulierende Prinzipien ableiten dürften.

Wir bleiben in vollständiger Uebereinstimmung mit dem gesamten organischen Weltgeschehen, wenn wir die Macht der Empfindung in ihren unerschöpflichen Modalitäten in immer reicherer Entfaltung sich offenbaren lassen, und wenn wir als Lebenszweck diese Offenbarung betrachten. Wir selbst sind die Träger der höchsten Empfindungsmanifestationen auf Erden, womit indessen nicht gesagt sein soll, daß sich die Empfindung als die innere Betätigungsweise der Weltsubstanz in uns erschöpft habe. Aber sie ist Schöpfer und Genießer zugleich; sie verlangt nicht, wie ein Jehova, daß wir vor ihr knien und beten, und sie droht uns nicht mit Feuer und Schwefel zu überschütten, wenn wir dem Verlangen nicht nachkommen. Was wir empfinden und fühlen, ist ihr Ausfluß, einschließlich der intensiven Lebensfreude, die ein gesundes Individuum als seinen herrlichsten Besitz empfindet. Es kann kein erhebenderes Bewußtsein geben, als der unmittelbare Ausdruck des wunderbarsten Geschehens zu sein, das die Welt kennt, uns als Wunder selbst bewundern zu dürfen, nicht in Sack und Asche, sondern in dem stolzen Bewußtsein, Schaffenskraft und Geschöpf in einer Person zu verkörpern!

VII. Die Aesthetik.

§ 33.

Es ist unbedingt notwendig, die Aesthetik in ihrer ganzen Reinheit zu erfassen, sie vor allen Dingen vor jeder Vermischung, vor jedem Uebergange mit und zu der Ethik zu bewahren. Es ist ein Jahrtausende alter Irrtum, das Schöne mit dem Guten zusammen zu werfen, zum allermindesten beides in unmittelbare Beziehung zueinander zu bringen. Ich denke hier nicht an die primitiven religiösen Doktrinen für den großen Haufen; ich mache den Vorwurf insbesondere den philosophischen Postulaten. Die Aesthetik Kants ist nicht nur der unbegründetste, sondern auch der ödeste aller Phrasenergüsse; sie

macht den Eindruck der unnatürlichsten, zwecklosesten Verrenkungen eines Schlangengeistes, der von dem wahren Wesen, der wahren Bedeutung der Kunst nicht die blasseste Ahnung hatte. Selbst Herder, dessen Aesthetik unendlich hoch über der Kants steht, hat durch ihre Zusammenschweißung mit der Ethik bewiesen, daß er Wesen und Bedeutung beider nicht kannte. Aesthetik und Ethik sollten diejenige innere Harmonie schaffen, die allein die Grundlage für eine Vervollkommnung der Menschheit abgeben könne. Das klingt wie alter Märchenzauber. Das Schöne hat mit ethischen Wirkungen absolut nichts zu tun. Wenn unsere Aesthetiker auch nur einen Funken von Beobachtungsgabe und vor allen Dingen Selbstbeobachtungsgabe besessen hätten, sie wären nie auf solche Irrwege geraten.

Das Schöne tritt vollständig für sich allein auf, ohne jegliche Verunreinigung mit irgend einem andern Elemente; es spricht seine eigene klare, deutliche Sprache; es ist faßbar ohne jeden Zweifel. Es ist erhaben über alles, was das Weltall bis jetzt dem Menschen geoffenbart hat; es ist der unmittelbarste Ausfluß der höchsten und wunderbarsten Empfindungsmodalitäten der Substanz. Es ist, wie ich oft genug hervorgehoben, ausschließlich Empfindung und kann als Empfindung in seiner vollen Offenbarung von uns erfaßt werden, aber ohne jegliche Möglichkeit eines Kriteriums, auch wenn unsere Seele gesprengt würde.

Der Organintellekt treibt Kunst in der gesamten Natur, im Pflanzen- wie im Tierreich; und wenn er auch nicht immer erfolgreich ist, können wir doch behaupten, daß im großen und ganzen die Natur unendlich mehr Schönes als Häßliches und Stümperhaftes bietet — man denke nur an die unermeßlichen Schönheitsschätze in der Blumenwelt — und, was leicht nachzuweisen ist, ohne Vermengung mit Nützlichkeitsprinzipien. Das Schöne, die Kunst, hat keinen Zweck. Das Schöne drängt sich in alle Offenbarungsherde der empfindenden Substanz, und der Organintellekt gibt seiner Wirksamkeit freien Lauf, genau wie der Mensch in all seinem Schaffen das Schöne von den primitivsten bis zu den herrlichsten Formen mit einflicht. Das Schöne fordert die freieste, ungehindertste Entfaltung; und wenn neben dem schöpferischen Organintellekt nur im menschlichen Personalintellekt sich der schöpferische Impuls zur Kunst wiederholte, so war es nur, weil der Mensch vom Instinkt des Tieres befreit war und durch diese Befreiung allein zu einem Offenbarungsherde des höchsten Empfindens werden konnte, und wohlverstanden, selbst neuer selbständiger Empfindungsmodalitäten, die im Schaffen des Organintellektes nicht zur Entfaltung kommen. Es gibt in der außermenschlichen Welt keine Gefühlsstürme, wie sie der Dichter zu entfesseln vermag, keine Tonwelt des Komponisten, keine verklärende Anschauung der höchsten Schönheitsformen. Gewiß ist die Menschengestalt selbst das höchste Meisterwerk des Organintellektes; aber das künstlerische Genießen dieser herrlichen Gestalt und ihre selbständige Verarbeitung zu idealeren Kompositionen sind doch wieder spezifische Offenbarungen der Empfindungen im Menschen. Ueber dieses höchste, vom Organintellekt selbst gelieferte Kunstmodell ließe sich ja schließlich noch streiten; allein jeder Zweifel über selbständige Empfindungsmanifestationen im Menschen wird gehoben, wenn wir die absolute Musik

berücksichtigen, die wir daher auch als die reinste Kunst und als den unmittelbarsten Ausfluß der empfindenden Substanz bezeichnen können.

Ich habe bereits hervorgehoben, daß am Schönen als unmittelbarem Ausfluß der empfindenden Substanz absolut keine Kritik, oder richtiger, kein analysierender Akt geübt werden kann. So wenig ich eine Farbe, einen Ton oder überhaupt irgend eine Empfindungsqualität analysieren oder definieren kann, ebensowenig vermag ich über das Wesen des Schönen etwas auszusagen. Alle Weisheit unserer Aesthetiker und Kunstkritiker ist blödes Lallen. Das Schöne, die Kunst, ist uns gegeben; sie ist gegeben dem Menschen allein mit seiner vom Instinkt befreiten Seele; seien wir stolz darauf und glücklich darüber! Wir können ja unseren Aesthetikern ihre unschuldigen Spielereien lassen. Wenn sie z. B. mit dem glücklich entdeckten goldenen Schnitt analysierende Aesthetik treiben zu können glauben, so mögen sie dieses naiven Glaubens leben. Wir haben die Ueberzeugung, daß kein Menschengehirn die ästhetische Wirkung des goldenen Schnittes an und für sich je wird definieren können, ebensowenig wie die der Schönheit eines Menschenantlitzes, des Faltenwurfes, des Rhythmus, einer Melodie, der Farbenzusammenstellung von rot, blau und gelb usw. Alles Können der Aesthetiker mündet ewig nur im Deskriptiven und Allegorischen, nie und nimmermehr in irgend einer Wesenheit.

Daß das Schöne eine spezifische, selbständige, freie Offenbarung der empfindenden Substanz ist und nur im menschlichen Gehirn als einem Auslaßventil sich entfaltet, ist durch die unbezweifelbare Tatsache erwiesen, daß der Künstler als solcher geboren werden muß. Ich kann keinen Künstler erziehen, wie ich etwa einen braven Menschen erziehe. Ein Künstler muß natürlich, was die Technik seiner Kunst anbelangt, Schulung haben; aber die freie, jubelnde Künstlerseele kann ihm keine Schule beibringen; die ist ihm mit auf den Weg gegeben. Und welch wonnevoller Gedanke, daß in dieser Entfaltung der höchsten Empfindungsmodalitäten der Substanz die Freiheit in ihrem herrlichsten Lichte erstrahlt, daß die Künstlerseele sich in absoluter Freiheit badet und hier, hier aus dieser Künstlerwelt endlich einmal der erbärmliche seelenmordende Schulmeister mit den gründlichsten Fußtritten vertrieben ist! Ja, auf diesen freien Höhen, in den Sphären der unendlichen Kunst, im Reiche des Schönen, das der Mensch, der wirkliche, wahrhaftige Mensch selbst jubelnd betritt, in das ihn kein Gott, kein Weltgeist, kein metaphysisches Gespenst einzuführen braucht, feiert die Empfindung ihre herrlichsten Triumphe über die Brutalitäten des Potentiales und die Dämonik des Lebens. Darum heraus aus den Kirchen, heraus aus der geistes- und seelentötenden Stickluft dieser Festen der Knechtung und hinein in die Tempel der Kunst, wo die Seele, sich in Freiheit badend, sich wiederfindet und zum Sprachrohr des höchsten, seligsten Empfindens wird!

Das Schöne hat keinen Zweck; es soll nur voll und ganz genossen werden; die Substanz erzittert in ihm in ihren tiefsten und heiligsten Regungen, und sie will nur dies, nichts anderes; sie will sich ausleben, jubelnd und sehnend. Die Kunst soll den Menschen nicht gut, nicht schlecht machen; er soll sie als solche in unbändiger Freiheit genießen und immer wieder genießen. Allerdings ist diese

Genußfähigkeit eine Gabe. Der Organintellekt mag die dazu erforderliche Organisation des Menschengehirnes in allen Fällen anstreben, allein in unzähligen Fällen gelingt sie ihm nicht. Wir haben dabei wohl den schöpferischen und den anschauenden Künstler voneinander zu unterscheiden. Der schöpferische Künstler steht zweifellos höher; aber wenn dem anschauenden Künstler auch das Schöpferische fehlt, so hat er doch das volle Verständnis und das ganze Empfinden für die Offenbarungen der Kunst gegenüber dem großen Haufen, dem der Rahmen mehr imponiert als das Bild. Er ist sicherlich der größere Genießer; denn der schöpferische Künstler kommt in seinem Schaffensdrange wohl nie zum vollen Genuß, wenn man auch dagegen einwenden könnte, Geben sei seliger als Nehmen.

Daß nur wenige Auserlesene für die Kunst schöpferisch und anschauend geschaffen sind, ist dem großen Haufen gegenüber sicherlich grausam und nur wieder ein Stück Dämonik des Lebens. Die Welt ist eben kein Erzeugnis eines einheitlichen, regulierenden Prinzipes, das nach vollkommenen Schablonen arbeitet und alles gerecht verteilt. Der Organintellekt ist im Menschen ebensowenig ein Gott, wie in der Monere. Sicherlich arbeitet der Organintellekt in jedem Individuum nach einem Artmodell, wie es im Keimplasma niedergelegt ist, und er strebt unbedingt in jedem Falle die höchste Vollkommenheit dieses Artmodelles an. In der Pflanze wie im Tiere ist die Arbeit des Organintellektes in den weitaus meisten Fällen erfolgreich; Pflanzen- und Tierexemplare, wenigstens im freien Zustande, sind gewöhnlich tadellos; ja, wir können sagen, vollkommen auf der Höhe des jeweiligen Artmodelles. Wollten wir in dieser Hinsicht eine Parallele zwischen Tier und Mensch ziehen, so müßte jede Rasse, je nach ihrem Artmodell, ebenso gleichmäßig den Grad höchster Vollkommenheit aufweisen. Wenn der Organintellekt z. B. in der arischen Rasse seine höchste Leistungsfähigkeit bis heute erreicht hat und diese im sogenannten Genie zum Ausdruck bringt, so müßten alle Arier durchgehends Genies sein. Allein wir wissen, daß der Mensch infolge seiner Befreiung vom Instinkt besonders in der Kultur seine natürlichen Lebensbedingungen fortwährend untergräbt, dermaßen, daß der Organintellekt nur in den allerseltensten Fällen seine Arbeit ungehindert verrichten kann und das Artmodell im Menschen wirklich erreicht. Der große Haufe besteht deshalb aus geistigen und seelischen Krüppeln; denn selbstverständlich erfordert die Organisation des Gehirnes, als des feinsten und bewunderungswürdigsten Organes, auch die ungestörteste Arbeit des Organintellektes. Ein Genie bedeutet nie und nimmermehr den Ansatz zu einer höheren Entwicklungsstufe, etwa zu einer Art Uebermensch, sondern lediglich einen glücklich erreichten Höhepunkt des Artmodelles. Wir könnten wohl von einem Menschen und einem Untermenschen, nie aber von einem Menschen und Uebermenschen sprechen. Das Artmodell des Menschen schließt eben die höchste Vollkommenheit an und für sich in sich. Diese Vollkommenheit des Artmodelles wohnte der arischen Rasse (und wohnt jeder Rasse) von Anbeginn inne, ja besaß sicherlich im Naturzustande eine höhere Potentialität, als im Kulturzustande, in welch letzterem die freie Schaffenskraft des Organintellektes immer mehr beeinträchtigt wurde. Allein die Genies konnten sich offenbar nicht im Naturzustande

entfalten, da, wie ich hervorgehoben, die Resonanz der Außenwelt fehlte. Deshalb sagte ich, daß ein Beethoven zur Steinzeit nie und nimmermehr zu seinen herrlichen Schöpfungen fähig gewesen wäre. Trotz alles Strebens des Organintellektes, in der feineren Organisation des Gehirnes die Offenbarungsherde für die höchsten Empfindungsmodalitäten zu schaffen, können diese doch erst funktionieren, wenn sie die Resonanz in der Außenwelt finden. Dazu gehörte eben die Kultur, um diese Resonanzen zu schaffen. Die Kultur erst zeitigte die Bedingungen für die volle Entfaltung des menschlichen Artmodelles; die Kultur erst hat das rein Menschliche im Gegensatz zum Tierischen zur Blüte gebracht.

Nur von diesem Gesichtspunkte aus gewinnen wir die volle Einsicht in die hohe Bedeutung der Kultur und das wunderbare Moment des rein Menschlichen. Innerhalb der vegetativen Sphäre findet die Empfindung ihre Resonanzen in der Außenwelt fertig vor: die Lichtempfindung in den optischen Außenbildern, die Tonempfindung in den Tonwellen, die Tastempfindung in den Widerständen usw., der Geschlechtstrieb, Liebe, Haß, Mitleid usw. in den Nebengeschöpfen, d. h. im gesellschaftlichen Milieu. Aber wo sind die Resonanzen für die Kunst? Sie sind nirgends in der Welt vorhanden; sie müssen erst geschaffen werden, und nur die Kultur schafft sie. Die Musikinstrumente, die unzähligen Requisiten für Malerei, Skulptur, Architektur, Poesie (Schrift, Buchdruck usw.), die unzähligen Modelle in aufsteigender Entwicklung auf allen Kunstgebieten, sie wurden nur durch die Kultur geliefert. Nur durch sie konnte das Schöne sich manifestieren und entfalten; in der kulturlosen Zeit wäre dies nie möglich gewesen.

Auf der andern Seite hat diese selbe Kultur auch alle Dämonik des Lebens gezeitigt und die gesunden, frischen Lebensbedingungen dermaßen untergraben, daß die Potentialität der Rasse immer mehr herabgedrückt wurde, so daß jetzt, wo die herrlichsten Entfaltungsbedingungen für das Genie, das vollkommene Artmodell, gegeben sind, das Genie selbst immer seltener wird. So stehen die wenigen Auserlesenen, Genies und Talente, als die glücklichen Offenbarungsherde des Schönen, einem großen Haufen gegenüber, der nur von den niedrigeren Empfindungen des vegetativen Lebens beherrscht wird.

VIII. Die Ethik.

§ 34.

Die Kunst ist der unmittelbarste Ausdruck eines absoluten ästhetischen Dranges, dessen Offenbarungen wir klar und deutlich empfinden, wenn wir auch außerstande sind, die Gesetzmäßigkeit dieser absoluten Aesthetik zu erfassen. Es fragt sich nun: treibt die Natur in derselben Weise auch Ethik? Können wir mit derselben unzweifelhaften Sicherheit, mit der wir unser Kunstempfinden unmittelbar auf die absoluten Empfindungsmodalitäten der Substanz zurückführen, auch für unser sogenanntes ethisches Empfinden einen solchen absoluten Untergrund aufdecken? Die Antwort ist nicht leicht und kann nur unter großer Reserve gegeben werden.

Wie bereits betont, sind unsere sämtlichen Moralbegriffe lediglich in unsern Emotionszentren großgezogene Regulative, die sich fort-

während ändern und unter jedem Volke verschieden sind (Herren- und Sklavenmoral Nietzsches). Die Prinzipien der Schönheit und Kunst sind stets dieselben unabänderlichen; der verschiedene Geschmack der Menschen hängt nur von ihrem verschiedenen Bildungsgrad ab. Der Künstler als solcher muß stets geboren werden, der brave Mensch wird nur erzogen; der größte Schafskopf kann ein sogenannter guter Mensch sein, und er ist es auch gewöhnlich.

Wenn wir über eine absolute Ethik diskutieren wollen, so können wir zunächst nur die Triebe in Betracht ziehen, die das Leben hervorbringen und im Leben selbst immer und ewig zu allen Handlungen, zu allen Taten treiben und anspornen. Wir haben einfach zu fragen: kann es gute und böse Triebe als unmittelbare Ausflüsse der inneren Betätigungsweise der Substanz geben? Sicherlich nicht. Wenn wir der Sache auf den Grund gehen und krankhafte Verirrungen menschlicher Sentimentalität vermeiden wollen, so hat doch die menschliche Ethik keinen andern Zweck, als den jeweiligen Bestand einer Gesellschaft zu sichern. (Das ethische Bestreben, den Menschen für eine andere, bessere Welt vorzubereiten, ist eben eine krankhafte Verirrung.) Die absolute Ethik könnte dann auch keinen andern Zweck haben, als den Bestand der organischen Welt zu sichern. Wir könnten daher nur solche Triebe als böse bezeichnen, die den Bestand des Lebens bedrohen, und diejenigen als gute, die das Leben fördern. Böse Triebe wären demnach: Blutdurst, Rache, Haß, Neid usw., während der Selbsterhaltungstrieb, als der lebensförderndste aller Triebe, alles Gute in sich schließen würde. Aber wenn der Löwe die Gazelle frißt, wenn ich den Feind, der mir nach dem Leben trachtet, mit Haß und Rache verfolge, wenn ich gegen den Machthaber, der mich unterdrückt und meiner Hände Arbeit verpraßt, Haß und Neid im Busen trage, so sind dies alles doch nur Aeußerungen des allmächtigen Selbsterhaltungstriebes, der Verkörperung alles Guten?! In diesem Widerspruch geht alle absolute Ethik unter.

Dieser Widerstreit der Triebe muß allerdings zu gewissen Konflikten führen. Im Pflanzen- und Tierreich ist es dem Organintellekt gelungen, solche Konflikte so ziemlich zu vermeiden. Der Löwe frißt die Gazelle, aber nicht den Löwen auf. Die Tierarten unter sich respektieren sich wenigstens. Die Menschen aber, die Bestien aller Bestien, töten sich untereinander, und was noch weit schlimmer ist, sie quälen und schinden sich gegenseitig zu Tode, wie es in der Tierwelt nirgends vorkommt. Alle menschliche Ethik hat gegen diese Konflikte nichts vermocht und wird nichts dagegen vermögen. Eine absolute Ethik ist nirgends zu finden, während die absolute Aesthetik in tausendfältigen Blüten sich entfaltet und zu immer herrlicheren Offenbarungen emporstrebt, überall faßbar, überall greifbar.

Und selbst die praktische Ethik hat zu allen Zeiten und unter allen Völkern stets klägliches Fiasko gemacht. Seit dem Uranfang der Menschheitsgeschichte blieben Licht und Schatten über den menschlichen Bestrebungen mit derselben Gegensätzlichkeit bestehen; und heute, gegenüber dem grellsten Lichte kultureller Fortschritte, wirft das Elend und Siechtum der Geknechteten und Ausgebeuteten die schwärzesten Schatten, ein Hohn auf unsere ganze Kultur, ein

Schandfleck, den noch viel glänzendere Fortschritte nicht auslöschen werden. Aller Menschenwitz wird an dieser Gegensätzlichkeit in Zukunft ebensowenig etwas ändern, wie er es in der Vergangenheit getan hat.

Die Unkontrollierbarkeit der menschlichen Triebe gefährdet aber auch allen Ernstes den Bestand der Kulturmenschheit selbst. Wenn es daher angesichts dieser rein menschlichen Impotenz ein praktisches Ideal für eine reale Weltanschauung gibt, so könnte es in erster Linie nur das von der Natur selbst geforderte sein: Gesundheit, Gesundheit an Leib und Seele! Was am Leben bleibt, soll wenigstens gesund sein, wie in der Tier- und Pflanzenwelt. Die Befreiung des Menschen vom Instinkt war ein gewagtes Unternehmen des Organintellektes; er hat sich mit diesem Unternehmen verrechnet; es ist ihm nicht gelungen, das Gleichgewicht zwischen den Trieben und den Existenzbedingungen des Menschen, wie bei den durch den Instinkt kontrollierten Tieren, zu bewahren. Die übermäßigen Triebe durchbrechen alle Schranken natürlicher Existenzbedingungen und lassen die Menschen in Krankheit und Siechtum versumpfen. Die höchste Vernunft, das höchste Ideal kann daher nur darin bestehen, das von der Natur gewollte, vom Kulturmenschen aber mutwillig zerstörte Gleichgewicht wieder herzustellen und die Gesundheit, die Basis alles Lebens, wieder anzustreben, allerdings nicht durch Kranken- und Siechhäuser, sondern durch Schaffung gesunder Lebensverhältnisse, vernünftige Erziehung und Ausmerzung der scheußlichen Institutionen der Klassengesellschaft. Unter letzteren verstehe ich soziale Reformen, aber keine sozialistischen Utopien. Der Sozialismus, wie er von den deutschen Doktrinären gepredigt wird, würde jede Weiterentwicklung abschneiden. Sozialismus und Kultur stehen in schroffem Gegensatz zueinander. Mit dem Sozialismus können wir nur in den Naturzustand zurückkehren, es sei denn, daß an Stelle des bis heute einzig wirksamen ökonomischen Kulturfermentes, des Privatbesitzes, ein anderes Kulturferment entdeckt würde, — eine Möglichkeit, die freilich nicht ohne weiteres geleugnet werden kann.

Der heutige Anblick der Kulturmenschheit stimmt und muß ganz selbstverständlich zum Pessimismus stimmen. Die Kulturmenschheit ist faul und verrottet durch und durch, und ihr sichtlicher Verfall ist eben nur ein Beweis dafür, daß der Organintellekt im Menschen noch nicht den richtigen Typus für einen freien Personalintellekt gefunden hat, — genau so wie er sich mit den Flugversuchen bei den Sauriern vergeblich abgemüht hatte und einen ganz neuen Vorstoß zur Entwicklung der Vögel machen mußte. Der Mensch hat nicht gehalten, was der Organintellekt sich von der völligen Befreiung vom Instinkt versprochen hatte. Wir konstatieren dies, ohne darum seiner Weisheit weniger Bewunderung zu zollen. Der Mensch ist und bleibt vorläufig das herrlichste und staunenswerteste Entwicklungsprodukt. Aber trotz aller Kunstgriffe und Schutzmaßregeln, die der Organintellekt getroffen, untergräbt der Kulturmensch seine natürlichen Existenzbedingungen und muß deshalb untergehen, wie so tausende Arten vor ihm untergegangen sind. Könnte er seine Triebe modifizieren, so wäre ihm ja zu helfen, allein das kann er nicht, und darum ist auch alles Predigen umsonst. Selbst das Bangemachen hat

keinen Zweck. Die naive Alltagsmenschheit, so lange das nötige Lebensfeuer noch in ihr glüht, wird blindlings vorwärts stürmen; die paar lachenden Philosophen, die an ihrem Wege stehen, kümmern sie wenig. Diese Philosophen ergötzen sich an den schönen Menschenexemplaren und leben der stolzen Ueberzeugung, daß der Organintellekt den Entwicklungssieg, den er im Menschen an und für sich errungen, nicht wieder aus der Hand geben wird, und daß er, wie er es tausendfältig getan, aus irgend einem Quartier neue Vorstöße machen wird, bis er den Typus gefunden hat, in dem das Gleichgewicht zwischen freiem Personalintellekt (frei im Sinne der Befreiung vom Instinkt) und den natürlichen Existenzbedingungen wieder hergestellt, also das höchste Problem, das unser geistiges Auge zu fassen vermag, gelöst ist. Hier wird eine reale Weltanschauung zum Träger des zukunftfrohesten Optimismus. Degenerieren wir als letzte Träger unserer Kultur, büßen wir unsere Lebensfähigkeit ein, brauchen wir unsere vitalen Kräfte in immer rascherem Tempo auf — und das tun wir — dann weg mit uns! Dann müssen wir eben verschwinden und einer neuen, vollkommeneren Spezies Platz machen, wie sie vielleicht auf einem andern Planeten unseres Sonnensystems oder anderer Sonnensysteme bereits die weltumspannenden Fittiche der Vernunft entfaltet hat!

§ 35.

Und doch läßt sich ein absolut ethisches Moment losschälen, das das ganze Leben umspannt, ja geradezu die Quintessenz des Lebens ist. Ich habe das Lebensproblem von der Seite gefaßt, daß das mechanische Potential das Weltgeschehen beherrscht, und die Empfindung als innere Betätigungsweise der Substanz in gesetzmäßiger Abhängigkeit von ihm steht. Aber die Empfindung will sich selbständig betätigen; sie will sich äußern, offenbaren; sie will sich in sich selbst bespiegeln. Dazu muß sie die Initiative gegen das Potential ergreifen; sie muß es bekämpfen, überlisten, mit einem Worte: sie muß sich befreien. Sie strebt nach Freiheit und Unabhängigkeit, und wenn sie unzählige Male vom Potential niedergetreten wird, sie nimmt den Kampf immer wieder auf; der Organintellekt schafft immer höhere, besser geschützte Offenbarungsherde. Jede höhere Entwicklungsstufe bedeutet eine höhere Befriedigung ihres Befreiungsdranges, bis sie im Gehirn des Menschen ihren höchsten Offenbarungsherd und in der Kunst die höchste Freiheit errungen hat. Und dieses tiefinnerste Sehnen nach Offenbarung, nach Befreiung vom Joche des Potentials reflektiert sich vom leisesten Hauch ab auch im Personalintellekt der Tierwelt. Ich bezeichnete diese Reflektierung als ein transintelligibles Moment, weil es gerade die absolute Gesetzmäßigkeit unseres Denkens und die unserer widerstreitenden Triebe verdeckt. Aber mit welcher ungestümen Macht äußert sich dieses Freiheitsgefühl in der Tierwelt, und in wie vollen Zügen genießt sie es, wo immer sie dem freiheitmordenden Menschen entgeht! Freiheit atmet die ganze nichtmenschliche Natur, und „die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!“ Denn beim Menschen ist der Organintellekt wieder gestolpert. Gerade in ihm hoffte er den größten Befreiungssieg gegen das Potential zu

feiern, und die ersten Menschen fühlten sich sicherlich weit freier und genossen diese Freiheit in volleren Zügen als das Tier. Da kam die Kultur mit ihren Brutalitäten, und das ewige Ideal, das durch das ganze Universum der Leitstern des Lebens ist, wurde auf dem Planeten Erde in den Staub gezerrt, von herrschsüchtigen Bestien (blond oder schwarz, ist gleichgültig) in Kutten und Hermelinen zertreten; die Kulturmenschheit wurde versklavt. Allein wenn die Freiheit im absoluten Sinne der Untergrund der organischen Welt ist, so kann die Freiheit auch im Menschen nicht vernichtet werden. Alle Bestialitäten, die Pfaffen- und Herrschertum an der Menschheit verübt haben, konnten dem ewigen Freiheitsdrang keinen Halt gebieten, und so oft neue Gedanken, neue Erfindungen, neue Kulturfortschritte mit Feuer und Schwert bekämpft wurden: die Freiheit erhob immer wieder ihr kühnes Haupt, und sie ist heute so erstarkt, tritt aus den Schatten vergangener Jahrhunderte wieder so strahlend hervor, daß wir allgemein zur Erkenntnis gekommen sind, daß nur freie Völker, freie Institutionen die Träger des Fortschrittes und der zukünftigen Kultur sein können.

Gesundheit und Freiheit wären die ethischen Ideale, die eine reale Weltanschauung allein logisch zu begründen vermöchte.

§ 36.

Aber ganz gleichgültig, ob wir pessimistisch oder optimistisch unserer nächsten Zukunft entgegenblicken mögen: eine ungeheuere Errungenschaft gibt uns eine reale Weltanschauung von jetzt ab mit auf den Weg. Wir haben es nicht mehr mit zwei Welten, sondern nur noch mit einer Welt zu tun. Dadurch wird natürlich unsere gesamte bisherige Begriffswelt umgestürzt und vor allen Dingen unser Emotionszentrum der Religion zerstört. Wir dürfen uns keineswegs wundern, daß das Emotionszentrum der Religion so mächtig anzuwachsen, uns so gewaltig zu beherrschen vermochte, daß es in vielen Fällen unser gesamtes inneres Gleichgewicht aufheben und zum Wahnsinn führen konnte. Die Basis des religiösen Emotionszentrums ist der Erkenntnistrieb. „Der Mensch", sagt Lichtenberg, „ist das Ursachentier." Der Erkenntnistrieb ist nur dem Menschen eigen; deshalb konnte das Tier nie ein religiöses Emotionszentrum entwickeln. Jede Religion ruht daher in erster Linie auf dem Gedanken der Schöpfung, auf einem Erklärungsversuche aller Wunder des Seins und Werdens. Die meisten Religionen griffen infolgedessen zu der Vorstellung übernatürlicher Mächte, zu Götzen und Göttern, um den Erkenntnistrieb des einfachen Menschen zu befriedigen. (Ich harmoniere vollständig mit Spencers Definitionen über das Wesen der Religion, nur daß ich etwas höher ansetze.) Durch allerlei Beigaben, bis hinauf zur Kunst, wurde das religiöse Emotionszentrum immer reicher ausgestattet, so daß es schließlich die feinsten und intimsten Empfindungen zu befriedigen vermochte. Aber alle diese Befriedigungsversuche gelangen, wenigstens bei allen höheren Religionssystemen, nur durch die Postulierung einer zweiten, metaphysischen Welt, ein Postulat, dem sich auch die wissenschaftliche (?) Philosophie anschloß. Es wurden damit alle die Konflikte geschaffen, die die Menschheit in Blut tauchten und die Erde in ein Jammertal verwandelten. Durch diese Tatsache allein

wird der Stab über jede Doktrin gebrochen, die die Religion zum Sprachrohr einer absoluten Ethik stempeln möchte. Vor allen Dingen hat die christliche Religion solch unerhörte Scheußlichkeiten in die Welt gebracht, hat die Menschheit in eine solche Hölle versetzt, daß das wirklich Erhebende und Tröstende, das sie einigen privilegierten Seelen gespendet hat, fast daneben verschwindet. Wenn man z. B. von den Segnungen der Reformation spricht und sie als eine große Befreiungstat preist, so verwechselt man nur wieder Ursache und Wirkung. Es war das Freiheitsgefühl, es waren die rein wissenschaftlichen Errungenschaften, die in der ganzen Reformationsbewegung zuerst einsetzten und zunächst nur in den religiösen Emotionszentren ihren Widerhall finden konnten; denn der Gottesbegriff beherrschte das ganze Mittelalter; alle Versklavung und Knechtung war auf ihn gegründet. Das Fiasko der christlichen Religion ist in ethischer Hinsicht ein absolutes. Sie hat als Unterdrückungsmittel mehr geleistet, als alle andern Religionen zusammengenommen. Die größten Menschenschinder, die Römer, wurden, sobald sie die herrliche Vertröstung der Ausgebeuteten und Geknechteten auf ein besseres Jenseits in ihrer ganzen Tragweite als christliches Prinzip erfaßt hatten, aus den erbittertsten Feinden zu den fanatischsten Verfechtern des Christentums. Das Christentum ist der furchtbarste moralische Sumpf, in den die Menschheit je geraten ist, und je radikaler wir unser religiöses Emotionszentrum ausrotten, einen um so größeren Dienst leisten wir unserer heutigen Menschheit, vor allen Dingen der germanischen, die unter diesem exotischen Seelendruck ihr ganzes urwüchsiges Wesen verleugnet und ihre Vollkraft untergraben hat. Jede Reformidee, jeder Versuch, den morschen, altjüdischen Bau durch moderne Pfeiler zu stützen, ist vergeblich, jedes Kompromiß ist verderblich.

Wenn die Menschheit einer neuen bessern Zukunft zugeführt werden soll, muß diese mystische Welt, aus der so viel Jammer und Elend, so viel Haß und Barbarei geflossen, ein für allemal mit Stumpf und Stiel vernichtet werden. Wir wollen keine Tyrannen mehr, die aus einer fremden Welt ihre Peitschen über dieser einzigen herrlichen Welt schwingen und uns um alles betrügen, was uns diese einzige Welt so gerne in den Schoß werfen möchte. Wir wollen Geist und Seele herausretten aus diesen dunklen Regionen; wir wollen uns voll und ganz im Lichte dieser schönen Welt baden, die mit millionenfacheren wirklichen und wahrhaftigen Wundern angefüllt ist, als alle Pfaffen und Philosophen je für eine andere Welt aushecken konnten!

Freie Bahn für die Zukunft kann nur die reale Weltanschauung schaffen; denn sie bietet uns den einzig wahren Ersatz für das religiöse Emotionszentrum in einer realen Erklärung der Welt; sie befriedigt unser Erkenntnisstreben weit vollkommener; sie gibt uns wirkliches Brot auf unsere Fragen, und wenn wir auch noch manche Lückenbüßer zu überwinden haben, so brauchen wir uns doch nicht länger mit bloßen Absurditäten füttern zu lassen. In praktischer Hinsicht war ja das religiöse Emotionszentrum nichts weiter, als die Quelle eines gesellschaftlichen Regulatives, wie jedes andere Moralprinzip, oder jede gesetzliche Vorschrift. Es war überdies ein Regulativ überaus wirksamer Art, indem es in erster Linie Gottesfurcht, also blinde Unterwerfung unter die Machthaber einprägte. Auch der berühmte

kategorische Imperativ Kants stützte sich in letzter Linie nur auf diese Gottesfurcht und die Befolgung der göttlichen Gebote. Ein braver Mensch war ein solcher, der sein religiöses Emotionszentrum nach Kräften hegte und pflegte, der sich um alle Herrlichkeiten dieser Welt gegen Wechsel auf ein Jenseits betrügen ließ. Ob die Kirche, oder, nach Kant, die Vernunft diese Wechsel unterzeichnete, blieb sich gleich.

§ 37.

Eine reale Weltanschauung befreit den Menschen von den Banden und dem Drucke einer metaphysischen Welt; sie kennt nur diese einzige wirkliche Welt. Der Mensch hat nur diejenigen Einschränkungen anzuerkennen, die ihm in dieser realen Welt auferlegt sind und die sich nicht auf Ignoranz und Aberglauben, sondern auf Vernunftgründe stützen. Wenn wir die Offenbarungsherde der inneren Wesenheit der Substanz sind, wenn die sprudelnden Triebe der Empfindungswelt in uns ihre ungestüme Entfaltung und Befriedigung fordern, so ist nichts selbstverständlicher, als daß wir diesen unsern Trieben folgen, dem Offenbarungsdrange der Substanz freien Lauf lassen und uns ausleben, so wie dies in der gesamten Tier- und Pflanzenwelt geschieht. Allein wir haben den fundamentalen Unterschied zwischen Tier und Mensch kennen gelernt. Wohl hat der Organintellekt auch im Tier und in der Pflanze die Bedingungen zur Offenbarungsmöglichkeit der Empfindung geschaffen, allein er hat durch die Anlage des Instinktes diese Offenbarungsmöglichkeiten in denjenigen Schranken gehalten, die im Einklange mit den Existenzbedingungen standen. Im Gehirne des Tieres war nur Spielraum für diejenigen äußeren Eindrücke und deren Verarbeitung gegeben, die sich auf die rein vegetativen Existenzbedingungen bezogen, und ebenso war die emissive Phase des Tieres, die Betätigung seiner Triebe, in den Schranken gesicherter Existenzbedingungen gehalten. Alle Konflikte waren vermieden; dem Tier ging vor allen Dingen der größte Konflikterzeuger, der Erkenntnistrieb, ab; es bedurfte daher keiner gesellschaftlichen Regulative, keines Emotionszentrums der Religion, des Gewissens, der Furcht, der Strafe, der Reue (einschließlich der empirischen Korrekturen) usw., — dieser künstlich geschaffenen Regulative, die auf den Menschen einen furchtbaren Druck ausüben. Selbst unter der Herrschaft des Instinktes ist das Tier tausendmal freier, als der Kulturmensch; nur in der Domestikation werden auch bei ihm Emotionszentren der Furcht, Strafe usw. großgezogen und empirische Korrekturen angewandt. Sicherlich wird auch beim Tier alle Gesetzmäßigkeit des Denkens und Empfindens mit dem goldenen Lichte des Freiheitsgefühles übergossen, wie beim Menschen.

Der Mensch, wie bereits hervorgehoben, ist nun unstreitig das erste Objekt gewesen, an welchem der Organintellekt sich vom Instinkt befreite Offenbarungsherde zu schaffen versucht hat. Bei diesem ersten Objekt ist der Versuch jedenfalls mißlungen, und zwar so sehr, daß in diesem Mißlingen die ganze Dämonik des Lebens zum Ausdruck kommt. Die freien Verbindungsbahnen im Menschengehirn haben Herrliches geleistet; sie sind die Schöpfer einer neuen Welt, einer Kulturwelt geworden. Allein, wie bereits oben angedeutet,

mit der Freigebung der Triebe hat sich der Organintellekt vollständig verrechnet. Beim Tier sind die Triebe durch den Instinkt in Schranken gehalten; es frißt, trinkt nach Bedürfnis, vermeidet alle Gifte, paart sich zu vorgeschriebener Zeit. Im schroffen Gegensatz zum vernünftigen Tier überfrißt, übersäuft sich der Mensch, zehrt mit Wollust von Giften und entnervt sich durch geschlechtliche Exzesse[1]). Während Tier- und Pflanzenwelt heute noch von Leben und Gesundheit strotzen, siecht der Kulturmensch in entnervender Zügellosigkeit dahin und gibt dem Leben das dämonische Kolorit.

Wenn daher alle Moral nur auf gesellschaftliche Regulative hinausläuft, so hat eine reale Weltanschauung sicherlich das Recht, auf solche neuen Regulative zu dringen, die dem durch sie aufgedeckten Weltgeschehen Rechnung tragen. Wir haben das Recht, wie die Pflicht, wenn unsere Erkenntnis so hoch gestiegen ist, die wunderbaren Absichten des Organintellektes zu entdecken, ihn in seinen Bestrebungen zu unterstützen. Und dies können wir nur tun durch die Errichtung der entsprechenden Emotionszentren. Wir haben dabei wohl zu unterscheiden zwischen dem Natur- und Kulturmenschen. Beim Naturmenschen war das Chaos der freigesetzten Triebe lange kein so ungestümes, wie beim Kulturmenschen. Das ureigentliche Wesen der Kultur besteht eben darin, allen Trieben Einlaß zu gewähren und auch für die feinsten, subtilsten Empfindungen und Triebe Resonanzen zu schaffen. Die primitiven Triebe des Urmenschen sind daher leichter zu kontrollieren, als die überschäumenden Triebe des Kulturmenschen. Auch lebt der Naturmensch in kleinen Verbänden, der Kulturmensch in großen, die offenbar eine Kontrolle der Triebe bedeutend erschweren.

Wenn wir nun neue Emotionszentren zur Begründung einer neuen Moral, neuer gesellschaftlicher Regulative schaffen wollen, so haben wir in erster Linie das spezifische Ziel im Auge zu halten, das wir mit unserer neuen Moral verfolgen. Das erste und natürlichste Bestreben des Organintellektes ist, seine Schöpfungen intakt und funktionsfähig, d. h. gesund zu erhalten; nur unter dieser Bedingung kann sich ein Organismus voll und ganz ausleben und seinen Lebenszweck erfüllen, ein Offenbarungsherd des tiefinnersten Wesens der Weltsubstanz zu sein. Aber wir haben hier in zwei wichtigen Punkten die richtige Unterscheidung zu treffen. Erstens werden unsere Triebe durch die Konstituierung der jeweiligen Kulturgesellschaft eingeschränkt. Die Kulturgesellschaft hat das Recht, diese Einschränkung zu fordern; denn ich bin als Kulturmensch ein gesellschaftliches Wesen, d. h. ich bin, was ich bin, nur durch die Gesellschaft. Ich allein vermag nichts ohne das gesellschaftliche Milieu; sowie ich aus diesem Milieu ausscheide und in das Milieu des Naturmenschen zurücksinke, höre ich auf, Kulturmensch zu sein. Die Wahl bleibt mir stets frei. Ist eine Gesellschaft auf monogamischen Prinzipien aufgebaut, so habe ich meine Triebe diesen Prinzipien anzupassen, wenn ich auch die Polygamie für hundertmal ersprießlicher für das Wohl der Menschheit erachte. Dasselbe gilt für tausend andere

---

[1]) Vergl. Landmann, Die Tragödie der Menschwerdung. Polit.-anthrop. Revue, IV. Jahrg., S. 388.

Institutionen verschiedener Kulturgesellschaften. Die bezüglichen Emotionszentren sind durch Lehre, Schule und Erziehung sehr leicht zu schaffen, und im Notfall helfen Gesetz und Polizei mit empirischen Korrekturen nach.

Der zweite, weit wichtigere Punkt aber ist, daß die Kultur mit ihrer provokatorischen Wirkung auf alle Triebe die Gesundheit des Kulturmenschen direkt untergräbt und das Fiasko bestätigt, das der Organintellekt mit der Freigebung der menschlichen Triebe erlebt hat. Hier müssen wir rettend eingreifen, wenn wir das, was uns am nächsten liegt, unser Volk oder wenigstens unsere Rasse, retten wollen. Denn was kann für eine reale Weltanschauung, die nur die Sonne dieser Welt kennt, und für die alle Werte einer metaphysischen Welt um- oder vielmehr vollkommen entwertet sind, höher stehen, als die Existenz des Volkes oder der Rasse, in der und durch die das Individuum gedeiht? An Stelle des religiösen Emotionszentrums, das alles Elend der Kultur, alle Dämonik des Lebens in einer imaginären zweiten Welt ausklingen läßt, muß ein Emotionszentrum geschaffen werden, das dieses Elend, diese Dämonik selbst angreift und untergräbt und die Fälschung aller Wechsel auf ein Jenseits aufdeckt. Es muß ein natürliches Gegengewicht gegen die kulturelle Degeneration erstehen. Wir können uns hier nur mit der Andeutung des Prinzipes befassen; der Wege zur Schaffung entsprechender Emotionszentren sind viele, wenn auch alle Emotionszentren in der gleichen Weise, durch Erziehung und Belehrung konstituiert werden.

Heute stehen zwei Hauptrichtungen einander gegenüber. Die eine will die Zersetzungsfaktoren: Ueberreizung und Schwächung durch Gifte, wie Alkohol, Tabak usw., die dezimierenden Krankheiten und Seuchen, geschlechtliche Ausschweifungen, kapitalistische Aushungerung der Massen usw. direkt angreifen. Die andere Richtung geht von der Ansicht aus, daß die Reinheit der Rasse für ihren Bestand bestimmend sei.

Die Geschichte lehrt uns, daß alle Kulturrassen, die auf der Weltbühne aufgetreten sind, in ihrer aufsteigenden Entwicklung ihre Triebe beherrscht und sie dem gesellschaftlichen Wohl unterstellt haben, d. h. sie waren moralisch stark. Leib und Seele waren gesund, und sie blieben es, solange sie ihre Rasse rein erhielten. Sobald sie dagegen sich mit niedrigeren Rassen mischten, verloren sie die Kontrolle und die Herrschaft über ihre Triebe; sie verfielen der Ueppigkeit und Ausschweifung und versanken. Man hatte bisher stets irrtümlich behauptet, die Griechen, Römer usw. seien an ihren Ausschweifungen zugrunde gegangen. Heute wissen wir umgekehrt, daß mit dem Zeitpunkte, zu welchem sie sich mit fremden Völkern, Sklaven usw. vermischten und das edle Blut ihrer Rasse einbüßten, ihre moralische Stärke abnahm und sie der Ueppigkeit, dem Laster, den zersetzenden Exzessen zum Opfer fielen. Die Verschlechterung des Keimplasmas war der erste und eigentliche Anstoß zum Verfall. Seit der Erkenntnis dieser Tatsache spielt die Rassenfrage die Hauptrolle bei allen Regenerationsbestrebungen in der verkommenden Kulturmenschheit.

Nur solche Regulative können daher den höchsten moralischen Wert erlangen, die dieses Fundament aller Entwicklung, aller Macht

und Stärke stützen; denn indem sie dies tun, erkennen sie nur das ureigentliche Streben des Organintellektes an. Den Fall gesetzt, die arische Rasse repräsentierte tatsächlich die höchste Rasse, die der entsprechende Organintellekt andern Bestrebungen gegenüber erreicht hat, so repräsentiert diese Rasse ein ganz bestimmtes Arbeitsprodukt des Organintellektes, das nur bestehen kann, wenn es im Keime in seiner ganzen Reinheit erhalten wird. Nun wissen wir aber, daß ein edles Keimplasma durch Mischung mit einem minderwertigen verschlechtert, also dadurch die ganze mühsame Arbeit des Organintellektes des edlen Keimplasmas untergraben und rückgängig gemacht wird. Die Reinerhaltung des edlen Blutes wird auch alle die edlen Eigenschaften sichern, die eben seine Natur ausmachen; die Verunreinigung dagegen wird diese edlen Eigenschaften herabmindern und vor allen Dingen die intrinsive moralische Macht des edlen Blutes brechen. Nicht umsonst finden wir daher in der ganzen Tier- und Pflanzenwelt, daß nur Gleiches mit Gleichem sich paart, um stets diejenige Eigenart zu erhalten, die der Organintellekt angestrebt und verwirklicht hat. Auch im Menschen hat sich ursprünglich dieser Instinkt mit Macht geltend gemacht, und die Adelsgeschlechter aller Völker haben, beinahe bis in die Gegenwart, die Reinheit der Rasse höher gehalten als alle Privilegien. Das eigentliche Emotionszentrum des Adelsgefühles war auf nichts anderes gegründet, als auf dieses höchste Naturgesetz; es verkörperte nur den dem Organintellekt schuldigen Tribut.

Nichts würde unsere Moral mehr fördern und die drohende Degeneration unserer Kulturrassen wirksamer aufhalten, als wenn wir das religiöse Emotionszentrum aufheben und es durch das Emotionszentrum des Rassenadels ersetzen würden. Der einfachste Umblick in Geschichte und Gegenwart überzeugt uns von der Tragweite eines solchen Umsturzes. Alle großen Völker der Vergangenheit sind durch verschlechternde Mischungen zugrunde gegangen; darüber besitzen wir heute eine ausgedehnte bestätigende Literatur. Die Chinesen dagegen, die alle Völker der Weltgeschichte überdauert haben, die schon Vorträge über Staatswissenschaft von ihren Kathedern herab hielten, als nach Moses bei uns die Welt erst erschaffen wurde, sind heute noch so lebensfähig wie je zuvor, und sind seit dem letzten Jahrhundert von 160 auf 300 Millionen Einwohnerzahl vorgerückt, einzig und allein, weil sie durch alle Jahrtausende hindurch ihr Keimplasma rein und unvermischt erhalten haben. Das hat die chinesische Mauer getan, über die wir so gerne unsere Witze reißen. Warum ist England zur Führerin der modernen Kultur, zum Weltreich geworden; — warum steht die englische Volksmoral heute noch höher als in irgend einem andern Lande; — warum verfügt es noch über eine unerschöpfliche Potentialität? In erster Linie, weil es trotz Kultur das freieste Volk der Erde ist; in zweiter Linie behauptet es seine Freiheit und Größe heute noch, weil es seine Rasse am reinsten und ungemischtesten erhalten hat. Wo es sich in der Vergangenheit gemischt hatte, war es mit gleichwertigen Rassen geschehen. An dieser Reinhaltung mag ja sein insularer Schutz, gleich der chinesischen Mauer, einen großen Anteil haben. Sobald man den englischen Boden betritt, fällt der spezifisch englische Rassentypus sofort auf.

Schon ein Londoner Theaterpublikum macht einen einheitlichen englischen Eindruck. Auch ein Berliner Theaterpublikum macht einen einheitlichen Eindruck, allein es sind nicht Germanen, sondern Juden, die ihn hervorrufen. In England herrscht der Angelsachse, in Deutschland herrscht der Jude, und selbst das Mächtigste, über das Deutschland verfügt, seine Armee, kann sich nicht schlagen, wenn der Jude das Geld nicht dazu gibt. Der Jude hält heute alle Machtmittel Deutschlands in der Hand; der Hauptstadt Deutschlands drückt nicht der Germane, sondern der Jude den Stempel auf. Barbiere, Droschkenkutscher, Kellner usw. sind in Berlin Germanen; in den Theatern, Konzertsälen, besseren Cafés und Restaurants, an allen Kunststätten, in den Banken, Zeitungsbureaus, kurz, auf allen höheren Kulturplätzen sitzen die Juden im Vollgenuß der sogenannten germanischen Kultur. Dies ist doch der traurigste Beweis für den Niedergang des Deutschtums; denn kaum in einem andern Lande, am allerwenigsten in England und Amerika, spielt der Jude auch nur annähernd eine derartig herrschende Rolle. Rußland, Deutschland und Oesterreich sind die eigentlichen Domänen des Judentums, in Deutschland und Oesterreich Hand in Hand mit den unglückseligen Verschmutzungen der Rasse durch minderwertige Elemente.

Ich bin weit davon entfernt den Juden anzuklagen; im Gegenteil, das Judentum mit seinen Triumphen ist die glänzendste Bestätigung der Rassenmoral, wenn ich mich so ausdrücken darf. Die Reinhaltung der Rasse ist die höchste Moral; sie steht höher als alle Dogmen der heiligsten Religionen mitsamt ihren Göttern und Geboten. *Die Herrschaft der Juden bedeutet nichts mehr und nichts weniger, als den Sieg der Rassenreinheit über den Rassenschmutz.* Welchen intrinsiven Wert wir auch der jüdischen Rasse beimessen wollen: ihr Organintellekt hat sie mit gewissen Eigenschaften ausgestattet, die sie sich durch fanatische Reinhaltung ihres Keimplasmas durch alle Jahrhunderte hindurch zu bewahren gewußt hat. Und welche Jahrhunderte?! Jahrhunderte der beispiellosesten Bedrückungen, Quälereien und Abschlachtungen, der Verfolgung von einem Winkel der Erde in den andern, ohne einen einzigen Augenblick des Aufatmens. Diesen grauenhaften Verfolgungen hat das Judentum Stand gehalten; es hat gekämpft mit einem Mute und einer Opferfreudigkeit, die alle übrigen Völker zusammengenommen nicht aufgebracht haben. Die Weltgeschichte hat sich darüber wohlweislich ausgeschwiegen; aber alle Schlachtfelder der Welt können an Heldenmut nicht aufweisen, was das Judentum in seinem Widerstand gegen die Scheußlichkeiten der christlichen Verfolgungen geleistet hat. Und wer hat ihnen diese Widerstandskraft verliehen? Jehova? Albernes Märchen! Ihr unverfälschtes Keimplasma, nichts anderes! Jehova gab ihrem Emotionszentrum des Rassenadels nur den Namen. Und heute thronen sie über ihren Verfolgern! Kann uns dieses furchtbare Zeugnis der Weltgeschichte nicht belehren? Behält Hegel immer noch recht, und beweist die Weltgeschichte nur, daß die Völker nie aus ihr gelernt haben?!

Wollen wir Deutsche das Judentum erfolgreich bekämpfen, wollen wir unsere Rasse überhaupt retten, so können wir es nur tun, indem wir sein Beispiel nachahmen und die *Rassenreinheit* zum moralischen

Regulativ, zu unserem Ideal erheben. Dieser Gedanke hat ja auch in Wort und Lehre schon festen Fuß gefaßt; es sind selbst schon praktische Vorschläge in der Gründung der Mittgart-Dörfer gemacht worden. Dagegen sind natürlich, nach echter deutscher Art, wieder Berge von Einwänden erhoben worden. Vor allem wird die wirbelnde Vermischungsgewalt des modernen Verkehrs ins Feld geführt. Allein wenn Sein oder Nichtsein nur durch eine solche und keine andere Reform entschieden werden kann, warum sich dann mit Zweifeln abquälen, anstatt zur frischen Tat zu schreiten. Sein oder Nichtsein ist die letzte Parole, die ausgegeben werden kann; da ist nicht zu zaudern, am allerwenigsten jetzt, wo nicht nur die Juden, sondern Polen, Tschechen, Slawen und alles mögliche Gesindel dem Germanentum im Nacken sitzen, und das Schicksal des Germanentums in Oesterreich sich unwillkürlich als ein sehr alarmierender Vorläufer in unser Gewissen schleicht. Soll Deutschland deutsch und die deutsche Kulturveranlagung der Menschheit gesichert bleiben, dann ist es hohe Zeit zu der Mahnung: videant consules!

Nur die Umwertung aller Ideale in das Ideal des Rassenadels kann als praktisches Ziel für die nächste Zukunft hochgehalten werden. Jede Rasse hat für sich Maßregeln zu ergreifen, hat je nach ihrer Eigenart und den abschüssigen Bahnen, die sie betreten hat, ihre schädlichen Elemente, ihre zerstörenden Einrichtungen auszumerzen und ihre ursprüngliche Veranlagung durch Auffrischung wieder anzustreben. Wer unter dem scheinheiligen Deckmantel der christlichen Liebe das Ideal eines allgemeinen Menschheitsbreies hochhalten will, gestützt durch eine absolute Moral, wird keinen Schritt weiter kommen als aller bisherige Idealismus, der sich nur als wirkungsloses Phantasieprodukt erwiesen hat. Der praktische Idealismus strebt nach Hochhaltung der Naturgesetze und Respektierung des Naturgeschehens. Wie jede Pflanze, jedes Tier gedeiht und seinen Daseinszweck voll und ganz erfüllt, wenn es seine Art bewahrt, so kann auch der Mensch nur gedeihen und ein vollgültiger Offenbarungsherd seines schöpferischen Organintellektes sein, wenn er seine Rasse bewahrt. Darüber wird man heute noch die Achseln zucken und im Wirbel der modernen Entwicklung die Unmöglichkeit der Anstrebung eines solchen Ideales erblicken. Allein es kommen noch andere Tage; die Menschheit wird das rasende Wirtschaftsfieber, das heute ihre Glieder schüttelt, vielleicht überleben und dann beginnen, sich wieder auf sich selbst zu besinnen. Dann wird ihr vielleicht das Ideal des Rassenadels in einem andern, besseren Lichte erscheinen, und sie wird nicht mehr Moralzucht, sondern Zuchtmoral treiben!

§ 38.

Das religiöse Emotionszentrum wird nicht nur als gesellschaftliches Regulativ großgezogen, es dient sicherlich auch dem Zwecke, die individuellen Forderungen des Geistes zu befriedigen; denn lediglich auf dem menschlichen Erkenntnistrieb ist es überhaupt aufgebaut. Eben weil es in letzterer Hinsicht so Außergewöhnliches leistete, ist es von allen Machthabern zu allen Zeiten zum gesellschaftlichen Regulativ erhoben worden. Diese Machthaber haben es auch gründ-

lich verstanden, der bloßen Befriedigung des Kausalitätsbedürfnisses durch Verknüpfung mit andern Emotionszentren seelische Emotionen der verschiedensten Art hinzuzugesellen und die Religion zu einem wahren Seelenelixier umzugestalten. Der Kultus, mit seinem oft faszinierenden Symbolismus und seinen hohen Beigaben der Kunst bildet das Hauptfundament aller Religionen; Tempel- und Kirchenbauten waren in allen Jahrhunderten der erste Maßstab für die künstlerische Betätigung der Menschheit. Auch bei allen Reformbewegungen, herauf bis zu den modernsten, wurde stets in erster Linie der Kultus gerettet. Trotz alles Wetterns gegen den römischen Kultluxus hat die evangelische Kirche ihren Kultus nur kunstloser, nicht aber einfacher, oder sagen wir richtiger, vernünftiger gestaltet. Jede Sekte hat ihren besonderen Kultus, ohne Kultus ist keine; und die Taipings, die größte chinesische Sekte, die je das Reformschwert ergriffen, um eine Religion ohne jeglichen Kultus zu schaffen, hat trotz der Kampfesopfer von 32 Millionen Menschen klägliches Fiasko gemacht. Selbst die neuesten, auf naturwissenschaftliche Anschauungen gegründeten ethischen Vereine können es sich nicht versagen, des Morgens die Sonne zu begrüßen und Ansprachen an die Natur zu halten. Der Kultus ist die höchste aktive Verstärkung der religiösen Suggestion; ohne sie wäre die Religion nie und nimmermehr zu ihrer völkerzertretenden Gewalt angewachsen.

Was man nun auch über das fernere Schicksal der Kulturmenschheit denken, ob man es unter eine optimistische oder pessimistische Lupe nehmen möge: so viel steht fest, daß heute im großen und ganzen noch ungeheuere Mengen von Lebenskraft, geistiger und seelischer Energie vorhanden sind, die sicherlich ein Anrecht auf weitere Entfaltung haben. Unzählige sind der Banalitäten und Naivitäten einer idealistischen Weltanschauung, sei es in religiösem, sei es in philosophischem Gewande, überdrüssig und lechzen geradezu nach einer realen Weltanschauung. Mag die Menschheit degenerieren, mögen die arischen Rassen verfallen, diese Gesunden und Kräftigen (auf die ja eben die Mittgartreformer ihre ganze Hoffnung zur Regeneration der Rasse setzen) wollen und sollen sich ausleben. Ihr Geist ringt nach Freiheit; sie fühlen sich stark und kräftig genug, um ihre Seele in den frischen Wassern einer realen Weltanschauung zu baden. Wer will sie daran hindern? Die Welt geht vorläufig ihren alten Gang weiter und wir werden es sicherlich keinem schwächlichen Geiste, keiner verweichlichten Seele verwehren, in den angewärmten Pfützen religiöser und idealistischer Treibhäuser weiter zu paddeln. Auch kämpfen nur starke Geister sich zur Natur durch; es ist die gewaltigste Auslese, die durch diesen Kampf einsetzt. Dieses Schicksal des Durchkämpfens ist allen und selbst den modernen Kulturmenschen gemeinsam; denn Kirche und Schule als Hauptstützen der kulturellen Gesellschaftsordnungen halten uns alle von Kindesbeinen an in den Klauen. Das religiöse Emotionszentrum wird in der Schule mit der größten Sorgfalt und Pflege an- und ausgebaut: für jede Konfession ein spezifisches Emotionszentrum. Ich erinnere mich, daß wir in einer evangelischen Schule bereits als achtjährige Bengel mit Haß und Verachtung gegen Katholiken und Juden erfüllt waren und es für eine Schande hielten, mit den jüdischen Schulgenossen auf der Straße

gesehen zu werden. Dieses Fanatisieren dauert während der ganzen Schulzeit an, und da gibt es noch Leute, die sich selbst über die heutige religiöse Intoleranz wundern! Nein, zu verwundern ist nur, daß wir aus den Zeiten der Ketzerverbrennung heraus sind, wenn auch der letzte Scheiterhaufen — er loderte in Mexiko — erst seit 1871 hinter uns liegt. Die scheiterhaufenlose Zeit haben wir nur den Anläufen zu einer realen Weltanschauung zu danken.

Welchen furchtbaren Kampf kostet es nun jedem besseren Geist, von dieser grauenvollen Umstrickung durch religiöse Banden loszukommen, das religiöse Emotionszentrum zu zerstören und es durch das einer realen Weltanschauung zu ersetzen; denn als Ursachentiere können wir nun einmal ohne Weltanschauung nicht existieren. Ungezählte sind diesem Kampfe erlegen und haben ihre Lebenswerte eingebüßt. Ich habe diesen Kampf in seiner bittersten Form selbst durchgekämpft; man überdeckt ihn freilich so schön mit dem Worte: Sturm- und Drangperiode. Mit welcher frohen Hoffnung hatte ich die Wahrheit in der Religion gesucht, mit welcher seelischen Inbrunst hatte ich mich in ihre Arme geworfen; war sie doch der erste und einzige Erfrischungsboden für den erwachenden Erkenntnisdrang gewesen. Mein ganzes Leben wollte ich ihr weihen und als Missionar ihre Segnungen in weite Länder tragen. Als mich mein Studium zu den Naturwissenschaften führte, war jahrelang mein eifrigstes Bestreben, alle naturwissenschaftlichen Tatsachen mit den religiösen Dogmen in Einklang zu bringen und die laute Stimme der Natur mit den Stürmen religiöser Leidenschaft zu übertönen. Der Verzweiflungskampf hätte mich einfach zum Wahnsinn geführt, wenn nicht schließlich das gesündere Ich gesiegt hätte. Ingrimm, bitterer Ingrimm erfaßte mich über die Vergeudung meiner Jugendzeit, über die entnervende Askese und vor allen Dingen über das vergebliche Suchen, Ringen und Hoffen nach und auf Wahrheit. Nun warf mich, wie ganz natürlich, die Suche nach Wahrheit in die gegensätzlichen Extreme. Zehn Jahre lang hütete ich getreulich die Schweine bei meinem Namensvetter und den übrigen Materialisten, bis ich, unbefriedigt und angeekelt, auch da den Wanderstab ergriff und, von quälendem Erkenntnisdurst getrieben, weiterpilgerte, um die Wahrheit zu finden. Aber ich wanderte nur von einer Wüste zur andern, und wo ich ein Erkenntnisbild, eine Erkenntnisfrucht zu erhaschen hoffte, da erwies es sich als eine fata morgana, als ein Tantalusapfel. Ich lag jahrelang in einem förmlichen Erkenntnisfieber; nichts vermochte mich mehr vom philosophischen Grübeln loszureißen; ich wollte nicht ruhen, bis ich mir meinen eigenen Weg geschaffen hätte. Was die Materialisten und schließlich die ganzen Naturwissenschaften mir geboten hatten, war nebensächliches, dekoratives Beiwerk; die ganze Astronomie, Physik, Chemie usw., alle die Staubbälle da draußen mit ihren Energiezuckungen und dem großen Geschrei, das die Physiker um sie machen, imponieren nur dem Neuling; ihr Studium sinkt schließlich zur ermüdenden Spielerei herab. Das ewige Hantieren mit Beobachtungen, ohne je zu wissen oder zu erfahren, was dahinter steckt, während man ganz genau herausfühlt, daß doch nur immer ein und dasselbe dahinter steckt, wird am Ende doch gar zu langweilig. Nur Menschen ohne jeglichen Erkenntnistrieb, oder praktische Ausschlächter können

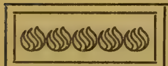
an diesen empirischen Seifenblasen noch Geschmack finden und bei ihnen Halt machen. Ich erinnere mich noch, mit welchem Enthusiasmus ich mich auf die Wärmetheorie von Clausius, eine wahre Riesenarbeit, stürzte; — und mit was wurde mein Erkenntnisdrang abgefertigt? Mit dem einen Satze aus dem dicken Buche: „über das Wesen der Wärme mache ich keine Voraussetzungen"! Ich verlangte und suchte nach einem lückenlosen Weltbild, in dem unter oder über dem dekorativen Beiwerk des Staubes auch die tiefen und tiefsten Falten des Geistes und der Seele aufgedeckt wurden, und aus dem alle metaphysischen Mißtöne bis auf den letzten Hauch ausgemerzt waren. Ich habe es in der vorliegenden Arbeit in rohen Umrissen skizziert, und was ich mit und in ihm erlebt, können und werden andere gleichfalls erleben. Ich habe in ihm vor allen Dingen mein inneres Gleichgewicht wiedergefunden. Ich weiß wohl, da alle Philosophie nur spekulativ ist und sein kann, daß dieses Weltbild noch ein überaus mangelhaftes und lückenvolles ist; ein einzelner vermag eben nur den Anstoß zu geben. Der Franzose sagt: faisons bien; mieux fera qui pourra. Aber dieses Weltbild ist wenigstens ein logisch geschlossener Kreis, so unvollkommen und ungeschickt er auch gezogen sein möge; und darin allein liegt die Gewähr der Befriedigung. So sind z. B. von allen idealistischen Weltbildern der Buddhismus oder der Hartmannsche Pessimismus die befriedigendsten, weil sie vollkommenes inneres Gleichgewicht gewährleisten. Nach dem Buddhismus ist die Menschenseele ein Teil der Weltseele; sie durchwandert ihre irdische Prüfungsbahn, um nach dem Tode sich wieder in diese Weltseele zu versenken. Nach Hartmann ist das Allwesen mit Schmerz erfüllt; wenn wir als Menschen den Schmerz auf uns nehmen, so entlasten wir das Allwesen und tragen unsern Teil dazu bei, es vom Schmerze zu befreien. Hier waltet wenigstens befriedigende Logik. Zu was aber der Christengott den Menschen geschaffen hat, ob aus bloßer Langweile oder um mit ihm zu protzen (vor wem?), das kann kein Verstand ergründen!

Eine natürliche Weltanschauung sprengt alle Fesseln, selbst die des Kultus. Ich brauche absolut keinen Kultus; er käme mir geradezu entwürdigend vor. Ich brauche nichts anzubeten; ich brauche weder die Knie zu beugen noch die Hände zu falten. Ich bewundere die Natur mit maßlosem Entzücken; ihre Größe und Erhabenheit erfüllt mich mit heiligen Schauern; aber ich habe absolut nicht das Gefühl des knieenden Anbeters. Nein, ich weiß, ich bin die Offenbarung des in mir waltenden Organintellektes, der sich in mir auslebt und seine ganze Größe in mir entfaltet. Jeder meiner Nebenmenschen ist die Offenbarung des in ihm waltenden Organintellektes, und ich habe sein Meisterstück ebenso zu bewundern und zu achten, wie das meinige. Ich bin somit eins mit dem Organintellekt und brauche nicht im Staube vor ihm zu knien. Der Tod ist nur die Aufhebung meiner bewußten Empfindung und ihr Zurücksinken in die Empfindungswelt der Substanz. Ein Organismus ist ja schließlich, wie gesagt, nur eine Konstellation, um das durch die Potentiale bedingte bloße Aufblitzen der Empfindungen, das durch das ganze Universum pulsiert, zu kontinuierlichen Empfindungswerten zu summieren, die wir speziell als bewußte Empfindung oder Bewußtsein bezeichnen, und durch die

wir allein die Welt erkennen und das Weltgeschehen anschauen können. Das anorganische Geschehen ist nur von aufblitzenden momentanen Empfindungen begleitet; das organische Geschehen dagegen schafft kontinuierliche Empfindungswerte, die durch den Tod wieder aufgehoben werden und in die primitive Form des anorganischen Geschehens zurücksinken.

Aber während der Dauer des Bewußtseinszustandes, des Lebens, stehe ich nicht unter der Kontrolle und dem Druck eines Weltprinzipes, das mir seine Gebote, seine Weltordnung aufdrängt, dem ich blindlings in sklavischer Abhängigkeit Folge zu leisten habe, und das beständig die launenhafte Schale seines Zornes über mich ausgießt, mich zu ewigem Gnadeflehen auf die Knie zwingend; nein, ich bin als Mensch heute das höchste Schaffensprodukt der Weltsubstanz selbst. Der Organintellekt, der sich aus dieser Weltsubstanz entwickelt hat, feiert in mir seinen höchsten Triumph, und er hat mir den analysierenden Geist mit auf den Weg gegeben, um sein grandioses Werk schauen und erfassen zu können. Und ich kenne keine höhere Ethik, als von diesem Schauen zur Tat zu schreiten. Eine reale Weltanschauung deckt vor uns die Dämonik des Lebens auf; sie verschweigt auch die Mißgriffe des Organintellektes nicht, die eben diese Dämonik schaffen. Welch höheres Ideal kann es für uns geben, als die Folgen dieser Mißgriffe zu mildern und herabzustimmen? Keine Gleichgültigkeit, kein Zynismus darf uns davon abhalten. Als Kulturmenschen sind wir an die Gesellschaft gebunden; ohne gesellschaftliches Zusammenwirken, gestützt auf das Prinzip der Arbeit und der Arbeitsteilung, ist keine Kultur denkbar. Wer die Kultur verabscheut, dem steht es frei, aus ihr zu flüchten; allein es ist noch keiner geflüchtet, ohne über kurz oder lang wieder in sie zurückgekehrt zu sein. Aber gerade dieses gesellschaftliche Zusammenwirken birgt alle Dämonik des Lebens in sich, und da alle Ethik für uns nur darin bestehen kann, die Dämonik des Lebens zu brechen, so können unsere ethischen Handlungen nur darauf abzielen, die gesellschaftlichen Schäden auszumerzen. Wir haben unermüdlich auf die Schaffung neuer Emotionszentren, als Herde neuer gesellschaftlicher Regulative, bedacht zu sein, um ein besseres und ersprießlicheres Lebensmilieu zu schaffen. Selbständig und freiwillig, aus eigener Einsicht und in richtiger Erkenntnis der Natur, habe ich selbstherrlich an mir und der Gesellschaft zu arbeiten, um das zu erreichen, was der Organintellekt im Menschen bezweckte, aber selbst nicht erreichte: die Freiheit der Gedanken und die Freiheit der Triebe in Einklang mit den Existenzbedingungen zu bringen. Ich will und soll als Mensch mich frei entfalten und ausleben können; aber dieses Ausleben soll mit den gesellschaftlichen Schranken in Einklang stehen. Ich will kein sogenannter braver Mensch sein, der beim Erwachen seiner Triebe ängstlich nach den zehn Geboten schielt; nein, die Triebe sollen sich frei entfalten können, so lange sie weder meine Gesundheit noch die Gesellschaft schädigen. Und dazu eben benütze ich meine selbstherrliche Kontrolle und nicht die eines vorgeschriebenen Moralkodexes. Euphemistische Anwandlungen kennt eine reale Weltanschauung nicht, dazu ist sie eben zu real. Auch wir kennen und verlangen ein Paradies, nicht nur für die Erstgeborenen, sondern für alle Berechtigten.

Aber kein Paradies, um darin zu verweilen, zu verweichlichen, zu verkommen; unser Paradies ist die Kunst; wir genießen es für Augenblicke und Stunden; wir baden und erfrischen unsere Seele darin. Aber nach diesem Genusse treten wir wieder heraus in den Kampf des Lebens; wir vergessen für keinen Augenblick die Notwendigkeit der Kampfbereitschaft. Für diesen Kampf verleiht uns eine reale Weltanschauung die höchste Kraft. All der Seelenjammer, den das wimmelnde Alltagsgewürm (Untermenschen und Kulturkrüppel) durch Neid, Mißgunst, Eifersucht, Dünkel, Hochmut, Protzentum, Gemeinheit, Schadenfreude, Verräterei, Hetzerei, Verdächtigung und tausend Feindseligkeiten sich gegenseitig bereitet, bleibt uns vorweg erspart; denn mit unserer Erkenntnis stehen wir hoch über diesem Gewürm und sehen lächelnd auf ihr Getriebe herab, dessen treibende Faktoren wir genau kennen. Das ganze Gesindel, hoch wie niedrig, das nur zum Schlemmen, Schachern und Schinden auf der Welt ist, lassen wir ruhig laufen; es bleiben der Edlen noch viele, mit denen wir im Sonnenlichte dieser herrlichen Welt lustwandeln können. Mag der Organintellekt in der Kulturgesellschaft noch so tausendfältig in seinem Schaffen gestört und zur Stümperei gezwungen werden: er findet auch tausendfach günstige Schaffensbedingungen und liefert prächtige Typen, die das strahlende Bild des Menschen und der Menschenwürde von allem Schmutze reinhalten. Auf diesen Edlen allein ruht die Zukunft der Gesellschaft; denn sie und nur sie können den Kampf gegen die Dämonik des Lebens aufnehmen.



Berichte und Notizen.



Die Theorie der Ameisenpflanzen wird durch v. Uexkuell-Güldenbandt-Leiden neuerdings sehr in Frage gestellt. Nach dieser bisher allgemein akzeptierten Theorie hat sich der Organismus der sog. myrmekophilen Pflanzen den Bedürfnissen der Ameisen angepaßt, insbesondere durch extraflorale Nektarien (oder Ameisenbrötchen oder hohle Stengel), wogegen die Ameisen den Pflanzen Schutz gegen Ungeziefer gewähren. v. Uexkuell-Güldenbandt kommt nun auf Grund seines Studiums von 63 Arten myrmekophiler Pflanzen, die er auf Java beobachtet hat, zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen. Von seinen zahlreichen Einwänden gegen die Theorie ist der wichtigste der, daß die tropischen Ameisen, welche die javanischen Nektarienpflanzen besuchen, zu den harmlosen Arten gehören. Die Produktion irgendwelcher Nährsubstanz auf der Pflanze scheint sogar wenigstens für die indischen Ameisenarten das sicherste Mittel zu sein, um etwaige kriegerische Gelüste bei ihnen zu dämpfen. Aber welchen Zweck haben die extrafloralen Honigdrüsen dann? Uexkuell bringt unter Berufung auf Bonnier Gründe für die Ansicht bei, daß die extrafloralen Nektarien ursprünglich der Wasserausscheidung dienen; der Zucker wäre nur Mittel zum Zweck, um durch seine osmotische Wirkung den Wassergehalt des jugendlichen Organismus zu regulieren, bis die Spaltöffnung der Blätter diese Regulation übernehmen könne. Demnach läge nicht eine Anpassung der Pflanzen, sondern der Ameisen vor. (Annales du Jardin Botan. de Buitenzorg VI, 2.)

Flüssige Kristalle. Professor O. Lehmann hat seine vielbesprochenen Forschungsergebnisse auf dem Gebiet flüssiger Kristalle in einem Bändchen bei J. Ambrosius Barth erscheinen lassen. Weniger wegen der allgemeinen Erweiterung unserer kristallologischen Erkenntnis, als wegen der daraus zu ziehenden Schlüsse hat das neuerschlossene Wissensgebiet viel Aufmerksamkeit erweckt. Bekannt war die Fähigkeit der Kristalle, zu „wachsen“ und in Lösung „Verletzungen“ zu

regenerieren, sowie der Uebergang monokliner Schwefelkristalle in rhombische. Kristalle können aber auch andere „aufzehren“ und durch Adsorption eines gefärbten Lösungszusatzes zu einer wesentlichen Veränderung, zu „einer Art Vergiftung“ gebracht werden. Daß sie flüssig sein könnten, widersprach bisher direkt ihrer Definition, die ein starres „Raumgitter“ als Wesen des Kristalls ansah. Untersuchungen, die Lehmann zunächst mit Jodsilber, später mit hochkonstituierten neugefundenen Verbindungen (Cholesterylbenzoat, Paraazoxybenzoesäureaethylester usw.) unter Benutzung genau regulierter Temperaturen anstellte, zeigten, daß Kristalle ohne Verlust ihres Raumgitters erweichen und fließen können, wobei nicht dieses, sondern die Moleküle selbst eine Aenderung erfahren; denn keine Oberflächenspannung wirkt dabei mit, vielmehr erfolgt das Fließen, z. B. die Kopulation zweier Kristalle unter Wahrung ihres Gefüges, was Lehmann auf eine hypothetisch notwendige Gestaltungskraft zurückführt (die jedenfalls mit der Gesetzmäßigkeit im Bau des Moleküls selbst eng zusammenhängt). Der Nachweis des Vorhandenseins der Kristalle gelingt nur unter Ausnutzung aller optischen Hülfsmittel; bei der Erscheinung der Diffusion von Kristallen zu flüssigen Mischkristallen reichen diese oft kaum aus. — Den Analogien mit Bakterien in dem Wachstum, den Bewegungen, den Zerlegungen und Kopulationen der Kristalle fehlt allerdings noch stark das „geistige Band“; hier ist noch mehr als ein „missing link“ zu entdecken. — Dr. F. Kühner.

Gehirn und Gesittung lautete das Thema, das Tuczek-Marburg kürzlich bei Uebernahme seines Rektorates behandelte. Tuczek zeigte zunächst, wie alle unsere höhere psychische Tätigkeit, unsere anschauliche Kenntnis von der Außenwelt, unsere höheren Denkvorgänge usw. von Bewegungsempfindungen begleitet sind. „Nur das ist unser geistiger Besitz, was wir erworben, indem wir es innerlich verarbeitet, d. h. in uns selbst mit Hülfe des Bewegungssinnes zur Darstellung gebracht haben.“ Ordnung kommt in diese Bewegungsantriebe durch Hemmungen, welche vom Großhirn ausgehen. „Unsere gesamte Rechtsordnung stellt die Reduktion der Ausgleichshandlungen auf das notwendige Maß, mit Ausschluß der Selbsthülfe und des Racheprinzipes, dar. All diese hochwertigen geistigen Leistungen werden durch Hemmungsvorrichtungen, die eine Funktion des Großhirns sind, vollzogen.“ Die pathologische Störung des Hemmungsmechanismus ergibt mannigfaltige Krankheitstypen. — Die Rede ist in der Elwertschen Verlagsbuchhandlung, Marburg, im Druck erschienen.

Ueber die blauen Geburtsflecke bei den Eskimos in Westgrönland teilt R. Trebitsch-Wien eigene Beobachtungen mit. Die Geburtsflecke kommen nicht nur bei Säuglingen, sondern auch bei älteren Kindern, sogar auch bei Erwachsenen vor. Sie zeigen sich auch bei sicher gemischt-rassigen Individuen, sind also kein zuverlässiges Rassenmerkmal. Die Lokalisation scheint die regio sacralis und deren Umgebung zu sein. Die Rückbildung scheint vom Zentrum gegen die Peripherie vorzuschreiten. Heredität scheint vorhanden zu sein. Die Farbe variiert von einem leichteren Blau bis zu beinah vollkommenem Schwarz und ist durch Druck nicht veränderlich. Im allgemeinen scheinen die Flecke bei dunkler pigmentierten Eskimos eher anzutreffen zu sein, als bei heller pigmentierten. (Archiv für Anthropologie VI, 4, 1907.)

Ueber die vorarmenischen Chalder machte Prof. Lehmann-Haupt in einem Vortrage „Archäologisches aus Armenien“ in der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin folgende Mitteilungen. Die Kultur der Chalder zeigt weitgehenden assyrischen Einfluß, so in der Schrift, dem Schreibmaterial, den Siegeln, der Metallurgie. Daneben ergeben sich aber ungesucht in Technik, Formensprache und Kultur allerlei Analogien und Beziehungen zur westkleinasiatischen („karisch“-hethitischen) und mykenischen Kultur. In der mykenischen Kultur ist Griechisches und Vorgriechisches vermischt; dem vorgriechischen, nichtindogermanischen Element, das der Vortragende als „karisch“ im weiteren Sinne bezeichnete, kommt ein wesentlicher Anteil an der Ausbildung der technischen Errungenschaften der ägäisch-mykenischen Kultur zu. Die mykenischen Beziehungen des dem kleinasiatischen Westen relativ fernen Volkes der Chalder weisen in eine Zeit zurück, die der Einwanderung der Chalder in Armenien vorausliegt, und in der sie erheblich weiter nach Westen gesessen haben. Der anfänglich naheliegende Gedanke, daß die Chalder einst von Nordosten her in Armenien eingedrungen seien, muß ohnehin aufgegeben werden, da nördlich des Araxes das Gebiet einer von der chaldischen Kultur scharf getrennten transkaukasischen Kultur beginnt.

Altdeutsche Siedelungen in Oberitalien. Oberhalb Vicenza, in etwa 1000 m Höhe über dem Meere, schreibt Ewald Paul-Asiago im Kosmos (IV, 10), erstreckt sich, dem Wälschtirol vorgelagert, das Hochland der „Sette Comuni", der sieben deutschen Gemeinden, auch wohl das Cimbernhochland geheißen. Hier trifft man noch heute zahlreiche Bewohner von altdeutschem Typus, flachsköpfige Kinder, blondbärtige Männer, Recken altgermanischer Ueberlieferung, Frauen vom Schlage der Niedersächsinnen und Tirolerinnen. Und die sprachlichen Reste sind überzeugend für die Herkunft. Ein alter Bauersmann, der Jockele heißt, trägt mir eine Sage vor vom Toat, vom Tode, die ich sorgsam zu Papier bringe. Ein anderer, Tönle mit Namen, singt mir das Lied vor: „Chrisch' is erstande." Chrischle, Tönle und andere Namen sind an der Tagesordnung, und sie sprechen vom Roß und von der Kuah, vom Weible und Buabn und Häusle und anderen Dingen. — Wie ist nun der Name „Cimbern" für diese Abkömmlinge des deutschen Mittelalters zustande gekommen? Viele Naturforscher haben bereits Erklärungen gesucht, und da ich seit Jahren hier weile und das Material für ein größeres, wissenschaftliches Werk zusammentrage, so will ich mir erlauben, ein Urteil abzugeben, das mir ein alter „Cimber", der Advokat Ritter von Bischofarn (Vescovi auf italienisch geheißen) unterbreitete, und das ich durch meine eigenen Studien bestätigen kann. Unter der Bevölkerung dieses Hochlandes erhielt sich, man kann sagen beständig, die Ueberlieferung ihres deutschen Ursprungs, und diese Annahme galt auch in den amtlichen Beziehungen bis gegen das Jahr 1400, wie z. B. ein Erlaß von Gio Galeazzo Visconti vom 17. Juli 1388 bestätigt, in welchem unter anderem zu lesen ist: Visis litteris de informatione per vos recepta de Teutonicis montanearum nostri Districtus Vicentini usw. Und in einer kritischen Randbemerkung zu einer alten poetischen Sage, die in der Sprache der Sieben Gemeinden geschrieben war und deren cimbrischen Ursprung zu verherrlichen suchte, äußerte sich ein alter „Cimber" folgendermaßen: „Valsch, Valsch! biar sain teutsche; unzare vêtere kamen abor vun auporz, un inkangen vun iarn lêutorn, zoa net sianan untargabêrft aneme schroffen un grimmegen biarte." In heutiges Deutsch übertragen heißt das: „Falsch, falsch! Wir sind Deutsche; unsre Väter kamen von den Bergen (jenseits des Tirol) herunter und flüchteten aus ihren Landen, um nicht unter einem bösen Tyrannen (einem schroffen und grimmigen Herrn oder wie man damals sagte »Wirt«) zu bleiben." Und sie beschäftigten sich in diesem waldreichen Hochlande naturgemäß mit Holzarbeiten. Sie zimmerten Hütten und Gefäße, welch letztere sie in die Ebene hinuntertrugen, um dafür Lebensmittel und andere willkommene Artikel einzutauschen. Derlei Holzarbeiter, die immer zimmerten, hießen sich aber dazumal Zimberer, aus welchem Worte dann mit der Zeit Zimmerer und Zimmermann gebildet ward. Und wenn sie mit ihren Holzgeräten in die Ebene hinunterstiegen, so hieß es: „jetzt kommt der Zimberer", woraus dann mit der Zeit die Legende vom Cimbern-Ursprung entstand, die so viel Verwirrung in die Welt und auch in die gelehrte hinaustrug. Wir haben es hier oben mit deutlichen Volks- und Sprachresten des deutschen Mittelalters zu tun, und meine sechsjährigen Studien haben zu dieser Beweisführung ein unanfechtbares Material zusammengetragen.

Das Wiedererwachen der Buren. Wie wenig ein verlorener Krieg für ein Land zu bedeuten hat, wenn nur die Volkskraft ungebrochen bleibt, dafür liefern neuerdings die Buren ein charakteristisches Beispiel. Ihre militärischen Führer im letzten Kriege mit England sind bekanntlich mittlerweile von ihren Volksgenossen auf hervorragende Friedenspositionen gestellt worden; hier schaffen sie, wie wir dem in Pretoria erscheinenden „Telegraaf" entnehmen, rüstig und fest an der großen Aufgabe, die Verwaltung des Landes in Uebereinstimmung zu bringen mit den neuen Verhältnissen, die aus der Herstellung der Selbstverwaltung hervorgehen. Transvaal und ganz Südafrika stehen vor einem neuen Zeitabschnitte. Die Burenregierung arbeitet nach einem festen Plane. Die Chinesen sind am Verschwinden, das Landbankgesetz hilft den Buren auf; die Veldkornette entlassen die englischen Beamten; das neue Schulgesetz ist in dieser Zeit das beste Gesetz für das Land; man räumt auf mit den unbequemen und überzähligen Beamten. Aber man darf nicht vergessen, daß man noch den Widerstand der Progressisten und der englischen Institution zu überwinden hat. In einem Jahre kann nicht gutgemacht werden, was in 7—8 Jahren verdorben ist. Man darf vor allem nicht vergessen, daß Transvaal noch eine englische Kolonie ist; aber die Zukunft verspricht viel. Auch im Freistaat kommt der Bond zur Herrschaft. Dann wird der Satz: „Afrika den Afrikanern" im weitesten Sinne verwirklicht werden.

Die Entnationalisierung Deutschlands durch die Industrie. Wir befinden uns, schreibt v. Saucken-Heinrichswalde in den „Mittgart-Blättern", im Stadium der Umwandlung des deutschen nationalen Einheitsstaates, wie er in den siebziger Jahren im großen ganzen noch vorhanden war, in einem national gemischten Staat. Die treibende Kraft dieser Umwandlung ist der industrielle Aufschwung, der dem nationalen Absturz entspricht. Die Vervollkommnung der Bohrtechnik hat über 80 pCt. der deutschen Bodenschätze, die nationales Eigentum sind, in das ausschließliche Förderungs- und Nutzungsrecht des internationalen Kapitals überführt. Es ist selbstverständliches Streben des Kapitals, aus seinem Förderungsrecht so schnell als möglich Gold zu machen. Dazu gehört schleunige Hebung des Rohmaterials auf die Erdoberfläche und dessen Umwandlung in industrielle Erzeugnisse. Je schneller und umfangreicher dieses Verfahren betrieben wird, desto mehr verwandelt sich das Förderungsrecht in bare Münze und Schuldtitel. Um das Verfahren in großem Stile betreiben zu können, sind Menschen nötig, viel mehr Menschen, als der reiche Geburtenüberschuß des deutschen Volkes stellen kann. Die Herren Kapitalisten können nicht auf den Nachwuchs deutscher Nation warten, weil sie möglichst schnell reich werden wollen. Deshalb müssen ausländische Arbeiter zu Hunderttausenden Jahr für Jahr eingeführt werden, die nebenbei noch den Vorzug haben, billiger zu arbeiten, weil sie auf tieferer Kulturstufe stehen als die Söhne der Nation, und auch gefügiger zu sein, weil die Drohung der Ausweisung über ihnen schwebt. Seit den achtziger Jahren vollzieht sich eine Völkerwanderung nach dem Westen des Reiches. In der Rheinprovinz, in Westfalen, in Baden entstehen Kolonien mit nach Zehntausenden zählender, vorwiegend polnischer und italienischer Bevölkerung. In diesen Gebieten ist ein bedeutendes prozentuales Steigen der Kriminalfälle statistisch festgestellt. Die böseste Folgeerscheinung des industriellen Aufschwungs ohne Rücksicht auf den nationalen Menschenbestand ist aber die Tatsache, daß der gesamten Landwirtschaft in der östlichen Reichshälfte der deutsche Landarbeiter entzogen wird. Aus der absoluten geistigen Oede des ostelbischen Knechts- und Instmanns-Lebens, aus der Sklaverei der Gesindeordnung zieht es den deutschen Landarbeiter in die Industrie-Zentren und Großstädte mit ihrer geistigen Anregung und der Aussicht, durch Intelligenz und Tüchtigkeit, das deutsche Bluterbe, für sich oder seine Kinder eine höhere Gesellschaftsstaffel zu erklimmen. Er kommt auf seine Rechnung, sein Nachwuchs aber geht in der zweiten oder dritten Generation zugrunde. Die Landbewohner stellen die Fülle des gesunden, kernhaften Nachwuchses. Der Landarbeiter übertrifft ziffernmäßig alle übrigen Landbewohner, und bei seiner Nachkommenschaft tritt diese Ueberzahl in potenziertem Verhältnis auf. Durch das Verschwinden des ostdeutschen Landarbeiters wird die zukunftsgewisse Menschenernte deutschen Blutes in unheimlichem Grade eingeschränkt, und an deren Stelle tritt der Nachwuchs von Esten, Letten, Littauern, Polen, Ruthenen, Russen, Tataren, Madjaren, Kroaten und anderen slavischen und mongolischen Stämmen aus Rußland und Oesterreich-Ungarn. Von Ostpreußen bis Westfalen, von Oberschlesien bis Rügen treffen wir mehr ausländische als deutsche Landarbeiter. Unter diesen Umständen müssen wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß das Deutsche Reich ein deutsch-nationaler Einheitsstaat nicht bleiben kann, wenn wir überhaupt den Mut haben, die Zukunft unseres Vaterlandes ins Auge zu fassen. Nach einer Reihe von Generationen werden wir kein deutsches Volk mehr haben, sondern ein buntes Bastardgemisch von Germanen, Slawen mit mongolischem Einschlag, Romanen und Juden. Das Deutsche Reich läßt sich im tiefsten Frieden von fremden Völkern erobern; es treibt auf Geheiß der goldenen Internationale rassischen Selbstmord; auf dem Altar des goldenen Kalbes opfert es sein köstlichstes, unersetzliches Eigentum, den Blutsadel seiner großen Volksmasse. Die ganze Schwere der Folgen dieses Menschenopfers vor Gott Mammon wird erst nach Generationen in Geltung treten, ist aber schon heute zu übersehen, wie es Beispiele der Geschichte zeigen. Das römische Weltreich ging erst völkisch, dann staatlich durch Rassenmischung zugrunde. Aehnliche Erscheinungen weisen alle Kreuzungspunkte des Völkerverkehrs auf. Aegypten, Kreta, die Balkan-Halbinsel sind Stätten sittlicher Entartung und staatlicher Ohnmacht. Die Fortsetzung dieser Linie weist über Ungarn und Oesterreich auf das Deutsche Reich. In Oesterreich-Ungarn beginnt bereits der Verfall der Staatseinheit, bei uns erst der der nationalen und völkischen Einheit. Gegenüber den historischen Stätten der Völkermischungen, wie Kleinasien, Mesopotamien, Persien, Indien zeigen abgelegene Ländergebiete, in denen die Bevölkerung trotz einmaliger Rassenmischung im Laufe der Jahrhunderte ungestört zu einer völkischen Einheit sich ausreifen konnte, eine staunenswerte Ansammlung nachhaltiger rassischer Kraft, die sich in politischen und kulturellen Er-

folgen bekundet. Die insulare Lage, welche den Völkerverkehr in früheren Jahrhunderten unter Umständen wesentlich hemmte, ist für diese Erscheinungen der Weltgeschichte charakteristisch. Die Engländer haben einen großen Teil der Erde erobert und beherrschen ihn politisch und zivilisatorisch vermöge ihrer rassischen Ueberlegenheit und ihres nationalen Selbstbewußtseins. Japan hat jahrhundertelang das Eindringen fremden Volkstums in sein Inselreich grundsätzlich abgewehrt und setzt die Welt in Erstaunen mit der rassischen Kraft und Frische seiner Landeskinder. Auch bei ihnen zeigt sich wieder, wie reines Rasseblut fruchtbar ist und fähig, das Leben einzusetzen und zu opfern für ideale Ziele. Diese Ziele sieht der Japaner verständigerweise in dem Wohle seiner Volksgemeinschaft. Der Deutsche ist nicht dazu erzogen worden, solche Ideale zu pflegen; Japan sucht für seine überquellende Volkszahl neue Länder zu erobern, das Deutsche Reich nimmt Menschen-Anleihen im völkisch verseuchten Auslande auf. Nach außen gleichen beide Staaten frisch grünenden Bäumen, aber den einen erkennen wir als kernfaul. Die Triebkraft des Wachstums ist in Japan rassische Blüte, im Deutschen Reich forcierte Kapitalisierung der Bodenschätze. Die Industrie Japans schafft der heimischen Rasse Raum, die skrupellos sich ausdehnende Industrie des Deutschen Reiches aber vernichtet die heimische Rasse und setzt an deren Stelle ein minderwertiges Mischvolk. Wenn es den Japanern gelingt, trotz industrieller Entwicklung und Berührung mit dem Weltverkehr den Blutsadel ihrer Volksmassen zu wahren, so haben sie Aussicht, die Welt zu beherrschen, denn die großen europäischen Kulturvölker weisen unverkennbare Anzeichen materialistischer Versumpfung durch Blutmischung auf.

Rassenfrage und Ehefreiheit in den Kolonien. Bisher hat man sich fast noch keine Gedanken darüber gemacht, wohin die gesetzliche eheliche Vereinigung von Weißen mit farbigen Frauen führen muß. Trotzdem wir in den spanischen und mehr noch in den portugiesischen Kolonien das ganze Elend des Mestizenwesens stets vor Augen hatten, haben wir doch in unseren Kolonien nicht nur von vornherein diesem Uebel keinen Riegel vorgeschoben, sondern es ist sogar von seiten des Auswärtigen Amtes die Ehe zwischen Weiß und Farbig ausdrücklich sanktioniert worden. In Südwestafrika und Samoa grassiert dies Unwesen am meisten, und daher hören wir denn auch von dort zuerst Stimmen der Warnung. Man hat durch diese Vereinigung eine Ausgleichung der Rassengegensätze erstreben wollen, während man doch dadurch der Rassenverschlechterung, die eine natürliche Folge derartiger Verbindungen sein muß, die behördliche Sanktion gab. Die schwarze Frau hat sich aber, weil ihr rechtlicher Eintritt in die Gesellschaft der Weißen für letztere eine schwere Gefahr bedeutet, außerhalb dieser zu bewegen. Wir sind daher verpflichtet, den Satz aufzustellen, daß das Eherecht zwischen Schwarz und Weiß nicht das gleiche sein darf, daß der farbigen Frau die gesetzlichen Rechte aus einer Ehe mit dem Weißen nicht zugesprochen werden können. (A. Herfurth in d. Kolon. Zeitschrift 1906, 4.)

Eine neue panslawistische Fundation. Der Russe Borzenko bestimmte 100000 Rubel als Fonds für das Abhalten von ständigen panslawistischen Zusammenkünften in Rußland und betraute mit der Vornahme der ersten Schritte den galizischen Russophilen Abgeordneten Markow, welcher auch am 27. November 1907 eine Versammlung von verschiedenen slawischen Abgeordneten in Wien behufs Besprechung der Angelegenheit einberief. Es beteiligten sich daran Tschechen, Kroaten, Slovenen und Serben. Polnische und ruthenische Abgeordnete wurden nicht eingeladen, doch wurde beschlossen, sich mit den ersteren behufs gemeinsamer panslawistischer Tätigkeit zu verständigen. Die Beratungen wurden in russischer Sprache geführt. Es wurde eine Kommission gewählt, welche für die Verwirklichung des Projektes sorgen soll. Obmann der Kommission ist Abgeordneter Dr. Kramar. (Ukrainische Rundschau V, 9/10.)

Die Gefahren der Agitation zur Aufhebung des § 175 bespricht mit beredten Worten A. Moll in der Deutsch. Mediz. Wochenschr. (Nr. 46), wovon wir die folgende Stelle anführen: „Man nehme an, daß der § 175 vor fünf Jahren gestrichen worden wäre. Wäre deshalb der Homosexuelle bei uns etwa nicht verachtet? Daß der Homosexuelle gesellschaftlich nicht vollwertig ist, beruht nicht einfach auf der Strafbestimmung. Das zeigt sich auch gerade in Frankreich, auf das sich die Homosexuellen so gern berufen, wo die Homosexualität ebenfalls verachtet ist und das Erpressertum lebhaft blüht, obschon dort kein Paragraph die widernatürliche Unzucht bestraft. — Ich habe schon vor längerer Zeit gezeigt, wie

die agitatorische Tätigkeit geeignet ist, die Wissenschaft zu schädigen und die Resultate zu färben. Man hat seinerzeit eine Umfrage bei den Studenten der Berliner Technischen Hochschule abgehalten, um festzustellen, wie hoch der Prozentsatz der Homosexuellen und Bisexuellen sei. Ich habe damals bewiesen, wie wertlos diese Umfrage ist, weil die Leute viel zu jung sind, und die Periode des undifferenzierten Geschlechtstriebes dabei übersehen wurde. Tatsächlich sind mir auch Studenten der Technischen Hochschule bekannt, die in dieser Statistik als homosexuell oder bisexuell gezählt wurden, obwohl sie so normal sind wie nur irgendeiner. Es kommt hinzu, daß diese Agitation auch andere Personen auf das schwerste benachteiligt. Man kann sich kaum vorstellen, wieviel diese agitatorische Behandlung der Frage die Züchtung der Homosexualität, und besonders die Furcht, homosexuell zu sein, vermehrt hat. Mir selbst hat eine Reihe normaler Personen, die mir ihre Vita sexualis schilderte, die Frage vorgelegt, ob sie nicht homosexuell sei. Aus Schilderungen in öffentlichen Vorträgen hätte sie dies entnommen. Am meisten Unglück ist aber unter der Jugend angerichtet worden. Unreife Burschen, 17 und 18 Jahre alt, haben sich, durch diese agitatorischen Vorträge irregeführt, dem homosexuellen Leben vollständig in die Arme geworfen. Ihr homosexuelles Empfinden sei ja doch unabänderlich. Dadurch, daß dieser Glaube in die weitesten Kreise hineingetragen worden ist, ist die Jugend auf das äußerste gefährdet, und das gilt nicht nur von jungen Männern, sondern auch von jungen Mädchen. Auch hier bin ich bereits in einer nicht geringen Zahl von Fällen um ein Urteil angegangen worden. Da erklären 17jährige Backfische, die sich in ihre Freundin oder Lehrerin vergafft haben, dies sei Homosexualität, und „die Wissenschaft" lehre, daß dies unabänderlich sei. So werden diese jungen Mädchen, die sich in anständiger Herrengesellschaft zu brauchbaren Frauen entwickeln würden, künstlich zu Tribaden gezüchtet. Ebenso beruht die Gewissenlosigkeit, mit der heute junge Männer von älteren Leuten verführt werden, zum nicht geringen Teil auf diesen Agitationen. Es wird gelehrt, daß eine Homosexualität nicht angezüchtet werden könne und, was einmal besteht, unabänderlich sei. Im Gegensatz hierzu muß an die verdienstvolle Arbeit von Max Dessoir über die Periode des undifferenzierten Geschlechtstriebes erinnert werden, in der er nachweist, daß junge Menschen zur Zeit der Pubertätsentwicklung noch hin und her tasten und ihre Begierde bald auf ein männliches, bald auf ein weibliches Individuum richten. Das heißt, solche jungen Menschen können homosexuell empfinden, ohne daß dies mit einer sich entwickelnden Perversion etwas zu tun hat. Wohl aber können sie zu Homosexuellen gezüchtet werden, wenn sie anfangen, geschlechtlich mit Männern zu verkehren und bei ihnen die heterosexuelle Reizbarkeit dadurch unterdrückt wird. Die Zahl solcher von erwachsenen Homosexuellen verführten jungen Menschen ist nicht gering. Ich weiß von einer Anzahl Berliner Gymnasiasten und anderen Schülern, ebenso von Lehrlingen, die sich unter den Verführten dieser Homosexuellen befinden und deren »Verhältnis« bildet. Unter anderm hat mich gerade der Umstand, daß die Gewissenlosigkeit mancher Homosexuellen nach meinem Eindruck in den letzten Jahren erheblich gestiegen ist, veranlaßt, vor einiger Zeit schon bei einer etwaigen Abschaffung des § 175 eine Erhöhung des Schutzalters für Knaben und Jünglinge, eventuell auch für junge Mädchen zu verlangen. Ich habe damals als Schutzalter das vollendete 18. Lebensjahr als das Mindeste bezeichnet, halte aber auch ein höheres Schutzalter durchaus für diskussionsfähig. Mag man diesen Vorschlag für richtig halten oder nicht, darauf soll es mir an dieser Stelle nicht ankommen; nur die Gemeingefährlichkeit dieser Agitationen hier zu betonen, halte ich für meine Pflicht."

Ein Gesetz zur Bekämpfung der Trunksucht in Norwegen ist am 1. August 1907 in Kraft getreten. Es straft die Trunkenheit an öffentlichen Orten nicht nur mit Geld-, sondern auch mit Freiheitsstrafen, und zwar in allen solchen Fällen, wo es sich um mindestens zweimalige Wiederholung des Vergehens innerhalb Jahresfrist handelt. Das Gericht darf auch die Verweisung an eine staatliche Zwangsarbeitsanstalt verfügen, wo der Betroffene bis zu seiner völligen Besserung — im erstmaligen Betretungsfalle bis zu 18 Monaten, im Rückfalle bis zu 3 Jahren — Aufnahme findet. Wer infolge Trunksucht die Versorgung seiner Familie versäumt, wird mit Gefängnisstrafe bis zu 3 Jahren bestraft. Wer eine nüchterne Person, öffentlich oder privatim, zum Alkoholgenuß verleitet oder einen bereits Berauschten zur Fortsetzung seines lasterhaften Beginnens veranlaßt, wird mit hohen Geldbußen oder im Wiederholungsfalle mit Gefängnisstrafe bestraft. Bei öffentlicher Verleitung tritt sofort Gefängnisstrafe ein. Personen unter 18 Jahren ist es verboten, an öffent-

lichen Stellen zu verweilen, wo geistige Getränke verschenkt oder sonstwie feilgehalten werden dürfen. Solche Getränke dürfen unter keinem Vorwande durch Mitwirkung minderjähriger Personen von einem Orte nach dem anderen versandt oder befördert werden. Schuldforderungen auf geistige Getränke werden ebenso wie Spielschulden behandelt und dürfen nicht mit gerichtlicher Beihülfe eingetrieben werden.

Für die naturwissenschaftliche Ausbildung der Juristen brachte Dr. Pfeiffer-Graz in einem Vortrag im Grazer Juristenverein in Vorschlag „ein zweistündiges, obligates Kollegium, welches etwa in Seminarform während des ganzen Studienganges die Einführung in die Kenntnis der Naturwissenschaften zu leiten hätte. Unter dieser Voraussetzung ließen sich im ersten Jahre leicht die Grundzüge einer allgemeinen Biologie, im zweiten jene der Anatomie und Physiologie, im dritten jene der Pathologie unter besonderer Berücksichtigung des normalen und krankhaften Seelenlebens bewältigen, während das vierte Studienjahr für die Darstellung der gerade diesem Hörerkreis besonders wichtigen forensischen Medizin zugewiesen werden könnte. Beim Unterrichte wäre nicht so sehr auf die Anführung wissenschaftlicher Details als auf eine systematische Demonstration der Naturphänomene, auf sein Erleben durch den Schüler Gewicht zu legen“. (H. Groß' Archiv XXIX, 1.)

Dokumente des Fortschritts betitelt sich eine neue internationale Revue, welche sich die Aufgabe stellt, alle Entwicklungslinien menschheitlicher Kultur zusammenzufassen. Ihre internationale Aufgabe sucht sie zunächst durch ihre Erscheinungsweise zu erreichen, indem sie gleichzeitig in drei Ausgaben, einer französischen, einer deutschen und einer englischen, ausgegeben wird (die deutsche erscheint bei Georg Reimer, Berlin W.). Die Materialbeschaffung wird besorgt von etwa 200 Korrespondenten, welche insbesondere auch über das asiatische Kulturgebiet berichten, und zwar verspricht das Programm, daß die Tatsachen „in soziologischer Betrachtung“ verarbeitet werden sollen. Unter der ständigen Rubrik „Richtungslinien des Fortschrittes“ behandelt Prof. Broda-Paris im vorliegenden 1. Hefte drei Entwicklungstendenzen der Gegenwart. Zunächst die konstitutionellen Bewegungen im Osten, vornehmlich in China. China war und ist Asiens einzige Demokratie; es ruht auf der breiten Basis der freien Arbeit seiner landbesitzenden Bauern und seiner gewerkfleißigen Bürger. Ein Geburtsadel fehlt, und die gelehrte Klasse der Mandarinen, die sich aus der breiten Masse des Volkes in Auslese, wenn nicht der Besten, doch der Gelehrtesten durch ein System strenger Prüfungen ergänzt, beherrscht seit Jahrtausenden den Staat; ihre öffentliche Meinung ist auch für den Kaiser bestimmend. Platos Ideal der Herrschaft einer „Kaste von Weisen“ über den Staat ward schon vor ihm durch Konfuzius in China lebendige Realität. Und ebenso hat Chinas großer Staatsphilosoph schon vor langen Jahrhunderten jene positivistischen Grundsätze geprägt, die Auguste Comte in unserem Jahrhundert unabhängig von ihm neuerdings in Frankreich zum Ausdruck brachte. Chinas intellektuelle Klassen sind frei von jeglichem Aberglauben, sind auch frei von jeder positiven Religion, die durch eine auf den Prinzipien der Humanität begründete Moralphilosophie ersetzt wird. Nur eines war es, was an diesem gewaltigen System zum Hemmschuh jeder Aufwärtsentwicklung werden sollte: der Glaube an das erreichte Ideal, über das hinaus es weiter nichts zu erstreben gebe. Die kriegerischen Niederlagen hatten zur Folge, daß für das altkonservative China eine Periode der politischen Umwälzung begann. Im Jahre 1907 wurden zwei Staatsmänner mit der Bildung eines Regierungsrates beauftragt, der als Vorstufe für das künftige Parlament anzusehen ist, und noch in demselben Jahre brachte ein Edikt die Bestrebungen der Reformpartei nach Beseitigung aller feudalen Vorrechte der Mandschurasse zu völliger Verwirklichung. — Aehnliche Gärungen zeigen sich in Indien, Persien und Aegypten. — Als zweite bemerkenswerte Entwicklungstendenz behandelt Broda die Fortschritte der Frauenstimmrechtsbewegung in Australien und Europa, als dritte das Uebergreifen australischer Sozialinstitutionen auf Europa, wie es in der bevorstehenden Einbringung einer Regierungsvorlage in England, in der geplanten Errichtung von Lohnkammern, denen die Befugnis gesetzlicher Feststellung der Arbeitslöhne zukommt, zum Ausdruck gelangt.



Bücherbesprechungen.



Bozi, Alfred, Die Weltanschauung der Jurisprudenz. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. 227 S., 5 M.

Verfasser will, wie er in der Einleitung (Pol.-anthr. Revue, Oktoberheft 1907) ausführt, durch Ermittelung der methodischen Grundlagen der heutigen Rechtswissenschaft zu einer Reform den Weg bahnen. Der Ausdruck „Rechtswissenschaft" ist hier offenbar nur in einem engeren Sinne verstanden. Daß die Wissenschaft von den Grundlagen, der Entwicklung und den Zusammenhängen des Rechtes als eines Teiles moderner Sozialwissenschaft in ihrem wissenschaftlichen Betriebe nicht anders als die übrigen Wissenschaften vorgehen, kein anderes „Weltbild" voraussetzen kann, ist wohl außer jedem Zweifel. Darin aber muß man dem Verfasser unbedingt recht geben, daß der Inhalt des allergrößten Teils der jetzigen Fachjurisprudenz mit moderner Wissenschaft nicht allzuviel zu tun hat, sondern sich mehr oder weniger der Art der Theologen (nicht etwa der wissenschaftlichen Religionsforschung) oder der Grammatiker (keineswegs der modernen Sprachwissenschaft) nähert. Da aber der für die Volksentwicklung so überaus wichtige konstruktive Apparat der Gesetzgebung und Rechtsprechung seinen Leib und seine Seele aus dieser Quelle speist, ist es ein überaus nützliches und die früheren Verdienste des Verfassers um eine empirische Grundlegung der Rechtspflege mehrendes Unternehmen, wenn er aus dem jetzigen „wissenschaftlich" anerkannten Rechtssysteme an Gesetz und Richterspruch den Nachweis der wissenschaftlichen Rückständigkeit und des Widerspruches mit der modernen Kulturentwicklung und Weltanschauung erbringt.

Die moderne Errungenschaft der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit hat, wie Verfasser dartut, an Stelle persönlicher Herrschaft allenthalben und insbesondere in dem durch römisches und kanonisches Recht vorbereiteten Deutschland die Herrschaft des Begriffes gesetzt. So kommt es, daß die Rechtsanwendung von vorneherein nicht natürliche Menschen und Dinge, sondern nur Typen von Personen und Ansprüchen kennt und berücksichtigt. Diese rein typenhafte Auffassung der Parteien, Zeugen und des Richters selbst, die formalschematische Individualisierung und typische Abgrenzung von Rechtsansprüchen der Zivilparteien, von Strafansprüchen des Staates, endlich die Erscheinung dieser Begriffs- und Typenherrschaft in den Gerichtsentscheidungen und Gesetzesauslegungen wird an praktischen Beispielen des täglichen Rechtslebens treffend veranschaulicht. Verfasser kommt zu dem Schlusse, daß der unverkennbare Mißton zwischen der zeitigen Rechtsprechung und den Anforderungen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens nicht sowohl in schlechten Gesetzen, als in der unkritischen, scholastisch verbarrikadierten Denk- und Vorgangsweise der herrschenden Jurisprudenz seine Hauptwurzel habe.

Diese typenmäßige, lebensfremde Auffassung des Menschen in der Jurisprudenz steht im Zusammenhange mit der scholastischen Lehre von den Universalien, den allgemeinen, von den sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen unabhängigen Typen. Ebenso geht z. B. die oft dem Rechtsbewußtsein widersprechende Anspruchsindividualisierung, die Trennung der Schuld- und Straffrage, der starre Schuldbegriff auf die von der Scholastik angenommene Realität der Kategorien zurück. Sind also die Grundlagen des heutigen Rechtssystems in einer mittelalterlich-scholastischen Denkweise verankert, welche die letzten Wahrheiten als a priori gegeben voraussetzt und deduktiv aus ihnen ein mit absoluter Wahrheit ausgestattetes Wissen herleitet, so gilt es im Einklange mit den Prinzipien der modernen Weltanschauung, namentlich dem Entwicklungs- und dem Energiegesetze auch in der Jurisprudenz den Schwerpunkt in das erkennende Subjekt zu verlegen und erst von diesem aus die Objekte zu konstruieren oder zu bewerten. Die dem heutigen Rechtsbetriebe entsprechende Ansicht, der Richter sei eine „Maschine, die Tatsachenmaterial automatisch unter das Gesetz gruppiert", muß der Auffassung der Rechtspflege als einer nach allgemeinen sozialen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten unter induktiver Erfassung der konkreten, im Leben und Verkehre vorhandenen Richtlinien vorgenommenen Abwägung widerstreitender Interessen weichen. „Volkstümliche Justizreform bedeutet also in erster Linie den Kampf gegen die Begriffstyrannei", Ersatz der Typen durch Menschen von Fleisch und Blut. Die Auffassung der Kategorien als Vorstellungs-, nicht als Seinsformen erblickt auch in den verschiedenen Arten der Rechtsbetätigungen, Rechtsansprüche, Deliktsformen nur die Erscheinungsformen einer und derselben Energie. Die Unzuverlässigkeit der Scheidung von wesentlich und unwesentlich ergibt eine völlige Umwandlung des Schuldbegriffs. Die Festlegung von Begriffsmerkmalen in der Definition erweist sich als unzulänglich. Endlich führt diese Betrachtung des Rechtes als einer im Zusammenhange aller anderen Erscheinungen der empirischen Welt sich ändernden stetigen Größe zum völligen Aufgeben der bisherigen Auslegungsmethode. „Im Lichte des Entwicklungsgesetzes wird die Ausnahme nicht durch die Regel

bestätigt, sondern jede Ausnahme bezeugt, daß die Regel an Bedeutung verliert." Zurücktreten der Formalien, Auffassung des Gesetzes als Niederschlag des in den Erscheinungen des praktischen Lebens sich emporringenden Rechtes, statt der heutigen Identifizierung beider: das ergäbe ein von moderner Anschauung getragenes Rechtssystem.

Verfasser weist an einer Fülle von praktischen Beispielen aus Gesetzgebung, Entscheidungen, juristischer Literatur, Rechtsunterricht die tatsächliche allmähliche Verdrängung des Begrifflichen in der Rechtsgestaltung durch empirische Elemente nach. Sowohl die Anerkennung der Persönlichkeit, wie der Ersatz der Kategorien als Beziehungsformen des Denkens, die allmähliche Umwandlung der Definition in eine bloße Kennzeichnung von Dingen und Tatsachen, namentlich aber eine radikale Umformung des Verantwortlichkeitsprinzipes im Sinne der Anpassung an die Bedürfnisse des Verkehres, des sozialen und wirtschaftlichen Lebens weist Verfasser schon aus dem Gange der letzten Rechtsentwicklung nach; damit Hand in Hand die Beseitigung der alten logischen Auslegungsgrundsätze, besonders des sogen. argumentum a contrario, und deren Ersatz durch die von der neuesten Rechtsprechung bereits vielfach angewendete induktive Konstruktion eines allgemeinen Rechtsinhaltes aus den positiven Einzelbestimmungen des Gesetzes.

Das angesichts der jetzt überall laut werdenden Rufe nach Justizreform doppelt bedeutungsvolle Werk schließt mit dem Ausblicke auf eine Rechtsgestaltung, welche bewußt das Entwicklungsgesetz mit seinen Konsequenzen für den Richter an erste Stelle rückt, die geschriebenen Gesetze aber als die festen Punkte auffaßt, nach denen die Bahn des Rechtes zu berechnen sei, die also nach Art der Naturgesetze nicht den Erscheinungsverlauf bilden, sondern ihn erklären.

Dr. Richard Beer.

Vaccaro, M. A., Lotta di classe e pensiero moderno. — Rivista Italiana di Sociologia, Rom, Jahrg. XI, Heft 1.

Ideen und Lehren sind ein die Bedürfnisse einer bestimmten Epoche in sich aufnehmendes Produkt des Milieus. Da aber jede soziale Gruppe von verschiedenen Interessen bewegt wird, so sind auch die ideellen Strömungen mannigfaltig und meistens antagonistisch. Der Kampf zwischen Arbeitern und Kapitalisten scheint uns zweifellos die bedeutendste und charakteristischste Erscheinung unseres Zeitalters zu sein; es ist also selbstverständlich, daß die moderne philosophische Gedankenrichtung das tiefe Gepräge dieses Kampfes in sich trage. Dieser Auffassung gemäß hebt der Verfasser die wichtigsten Merkmale des Klassenkampfes in den modernen intellektuellen Strömungen hervor.

Seit einigen Jahrzehnten ist die anfangs schwache und zarte Pflanze des Mystizismus riesig emporgewachsen und blüht nun in voller Ueppigkeit auf dem Gebiete der Literatur, der Kunst und der Philosophie, während der Materialismus, der im vergangenen Jahrhundert seine Triumphe gefeiert hat, langsam zurückweichen mußte. Welches ist nun die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung? Cherchez la politique! Die Sozialdemokratie, welche Aberglauben und Religion als Mittel der Herrschaft betrachtet, bekämpft jeden transzendentalen Gedanken; der Bürgerstand hingegen, der noch vor fünfzig Jahren im Zeichen der materialistischen Weltanschauung gegen Adel und Geistlichkeit kämpfte, kann sich nicht plötzlich wieder taufen lassen; er versucht, was ihm auch teilweise gelungen ist, die Wissenschaft zu verleumden, beklagt sich, daß sie ihre Versprechungen nicht gehalten habe, und zollt seinen Beifall jener mystischen Gedankenrichtung, die seine Bekehrung zum Glauben erleichtert. Die Religion als Stütze der bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen entspricht seinen Klasseninteressen viel besser, und so bemüht sich der Bürgerstand, seine materialistischen Jugendfehler in Vergessenheit zu bringen. Welches ist nun die Aufgabe der Wissenschaft gegenüber diesen geistigen Strömungen? „Die Wissenschaft", antwortet der Verfasser, „hat die Pflicht, das heilige Gebiet des Gefühles nicht anzurühren; sie hat aber das Recht, die rohesten, noch heute unter den niederen Schichten der Gesellschaft verbreiteten Aeußerungen des transzendentalen Gedankens zu bekämpfen."

Nach einer tiefen Analyse der Theorien von Rousseau und Comte und ihrer Beziehungen zu dem sozialen Kampfe bespricht der Verfasser kurz das Werk von Carl Marx und insbesondere dessen Behauptung, daß die soziale Revolution binnen kurzem ausbrechen müsse, da die Klassengegensätze sich immer mehr verschärften.

Diese Prophezeiung ist durch die Tatsachen widerlegt worden, woraus die beiden Tendenzen des Revisionismus und des Radikalismus in der sozialdemokratischen

Partei selbst entstanden sind. Die bürgerlichen Gelehrten nahmen selbstverständlich gegenüber dem Marxismus eine feindliche Stellung ein, und nachdem sie die Unrichtigkeit einiger ökonomischen Lehren von Karl Marx bewiesen zu haben glaubten, gaben sie sich der Hoffnung hin, daß der Sozialismus tot sei. „Sie faßten nicht", bemerkt treffend der Verfasser, „den großen Unterschied zwischen Sozialismus als Lehre und Sozialismus als Tatsache auf." Eine strenge Kritik des marxistischen Sozialismus als Lehre wurde ja auch seitens der sozialdemokratischen Schriftsteller, wie Bernstein, Jaurès, Labriola usw. ausgeübt, die dadurch der kämpfenden Sozialdemokratie sogar einen Dienst zu erweisen gedachten. Welches ist nun die Aufgabe des nüchternen Beobachters und des wissenschaftlich denkenden Menschen gegenüber dem Sozialismus und dem für die Kultur gefahrvollen Klassenkampfe?

Sozialisten und Nichtsozialisten, sagt der Verfasser, müssen untersuchen, ob der Klassenkampf eine unvermeidliche Tatsache ist, ob der historische Prozeß von Naturgesetzen beherrscht wird, und ob der bewußte Mensch in diesen Prozeß mit Erfolg eingreifen kann oder nicht.

M. A. Vaccaro beschränkt sich in seinem Aufsatze darauf, die Bedeutung dieser Fragen hervorzuheben; wir hoffen aber, daß der Verfasser, welcher in seinem früheren soziologischen Werke ein scharfes Auge bei der Beobachtung und Beurteilung sozialer Erscheinungen gezeigt hat, in einer weiteren Arbeit selbst der Beantwortung dieser Fragen näher treten und seine Ideen darüber entwickeln wird.

Dr. F. Savorgnan.

v. Lindheim, A., Saluti juventutis. Eine sozialstatistische Untersuchung. Leipzig und Wien, F. Deuticke. 564 S., 10 M.

Wer, die erste Scheu vor dem dickleibigen Folianten und seinem, trockene Zahlenkost verheißenden Titel überwindend, das Buch zur Hand nimmt, wird schon beim Lesen der Einleitung gefesselt von dem tiefen Ernst und dem hohen Fluge der Gedanken, die in der formvollendeten, inhaltsreichen Entwicklung des Zweckes und der Anlage des Buches geboten werden. Mit jedem Kapitel steigert sich das Interesse des aufmerksamen Lesers und bleibt rege bis zum Schlusse.

Alfred von Lindheim war bis vor wenigen Jahren wohl nur in seiner engeren böhmischen Heimat als führende Persönlichkeit auf vielen Gebieten gewerblichen Schaffens und kaufmännischen Strebens, sowie als einsichtsvoller Parlamentarier rühmlichst bekannt; in weiten Kreisen des gebildeten Deutschtums wird sein Name mit Achtung genannt, seitdem im Jahre 1905 sein sozialmedizinisches Werk „Saluti aegrorum" den Beweis erbrachte, daß erstaunlicher Fleiß, tief eindringendes Verständnis und warmherzige Begeisterung den Verfasser befähigen, den wertvollen Kern der auf dem gewaltigen Gebiet der sozial-hygienischen Krankenfürsorge gedachten, geschriebenen und betätigten Leistungen herauszuschälen, richtig zu erfassen und bei kritischer Wertung glücklich ausgewählter Statistiken in wohl begründeten und praktisch durchführbaren Vorschlägen für die Gesetzgebung des modernen Staates fruchtbringend ausreifen zu lassen.

An seinem 70. Geburtstage vollendete Alfred von Lindheim sein neuestes Werk „Saluti juventutis", mit dem er den aufrichtigen Dank aller wahren Volks- und Jugendfreunde sich sicher verdient hat. In einer Zeit, wo die täglich wachsende Erkenntnis des ursächlichen Zusammenhangs zwischen den wohl meist beklagenswerten unschönen, häßlichen und selbst scheußlichen Zerrbildern der Menschheit von heute und der sie schaffenden angeborenen und erworbenen körperlichen und geistigen Entartung der Volksgenossen in immer breitere Schichten der Bevölkerung dringt und der Ruf nach Abhülfe immer lauter von allen Seiten erschallt, muß ein Werk dankbar begrüßt werden, das als sicherer Führer auf dem Wege zur Aufdeckung der Grundursachen dieser schweren Volksnot dienen will und dienen kann.

Ein Laie, erstaunlich belesen und glücklich befähigt, das Gelesene kritisch zu würdigen, hat von Lindheim mit Bienenfleiß alles das zusammengetragen und genutzt, was die Kenner und Forscher auf den Gebieten der Vererbungslehre, der Gefahren des Säuglingsalters und der ersten Kinderjahre, der Kinderschädigung durch Schulzwang und modernen Unterricht, der tiefgreifenden Einwirkungen der Pubertätszeit und des Geschlechtslebens, der Folgen richtiger oder falscher Berufswahl Verläßliches und Gediegenes kundgegeben haben. Ohne seinem Werke „den Charakter etwa eines medizinischen oder pädagogischen Nachschlagebuches, eines juridischen oder verwaltungsrechtlichen Ratgebers zu arrogieren", hat der Verfasser in klarer

Darstellung und zumeist schöner Sprache diesen gewaltigen Stoff in elf Kapiteln übersichtlich geordnet und jedem gebildeten Laien verständlich gemacht. Ein ganz besonderer Vorzug des Buches muß darin erkannt werden, daß bei den einzelnen Haupt- und Unterabteilungen der stofflichen Einteilung anerkannte Gelehrte mit gehaltvollen Gutachten die derzeitige geltende fachwissenschaftliche Ansicht über die einschlägigen Forschungen, Beobachtungen und ihre statistische Bedeutung und soziale Wirkung durchweg leicht faßlich und zumeist zutreffend und erschöpfend erörtert haben. Diese Gutachten sind so geschickt dem Ganzen eingegliedert, daß „Saluti juventutis" nicht ein „sogenanntes Sammelwerk", sondern eine einheitliche geistvolle Lösung der schwierigen Aufgabe ist, „den Zusammenhang zwischen der körperlichen und geistigen Entwicklung der Jugend" herzustellen und für jeden Gebildeten aufzuklären und Verwaltung und Gesetzgebung auf einem der wichtigsten und reformbedürftigsten Gebiete eine verläßliche Quellenunterlage zur Wertung der am Schlusse gegebenen „Forderungen an den Staat und an die Gesellschaft" an die Hand zu geben.

Den Müttern ist das Buch gewidmet mit dem Wahrspruch:

> „Eurem Schoße ist, ihr Mütter, die Zukunft des Menschen,
> Eurer Brust ist der Quell werdenden Lebens vertraut!"

Möge die in richtiger Erkenntnis und Schätzung der im Mutterherzen ruhenden gewaltigen Kräfte erstrebte Mithülfe der Mütter in dem „Saluti juventutis" geweihten, ernsten Kampfe der guten Sache zum baldigen Siege verhelfen und das verdienstvolle Werk Alfred von Lindheims viele einsichtige, warmherzige und hülfsbereite Leser finden, auf daß allerorten Kämpfer und Helfer erstehen, die Staat und Gesellschaft führen und zwingen zu wissenschaftlich begründeter, praktischer Jugend- und Volksfürsorge. Dr. Gasters.

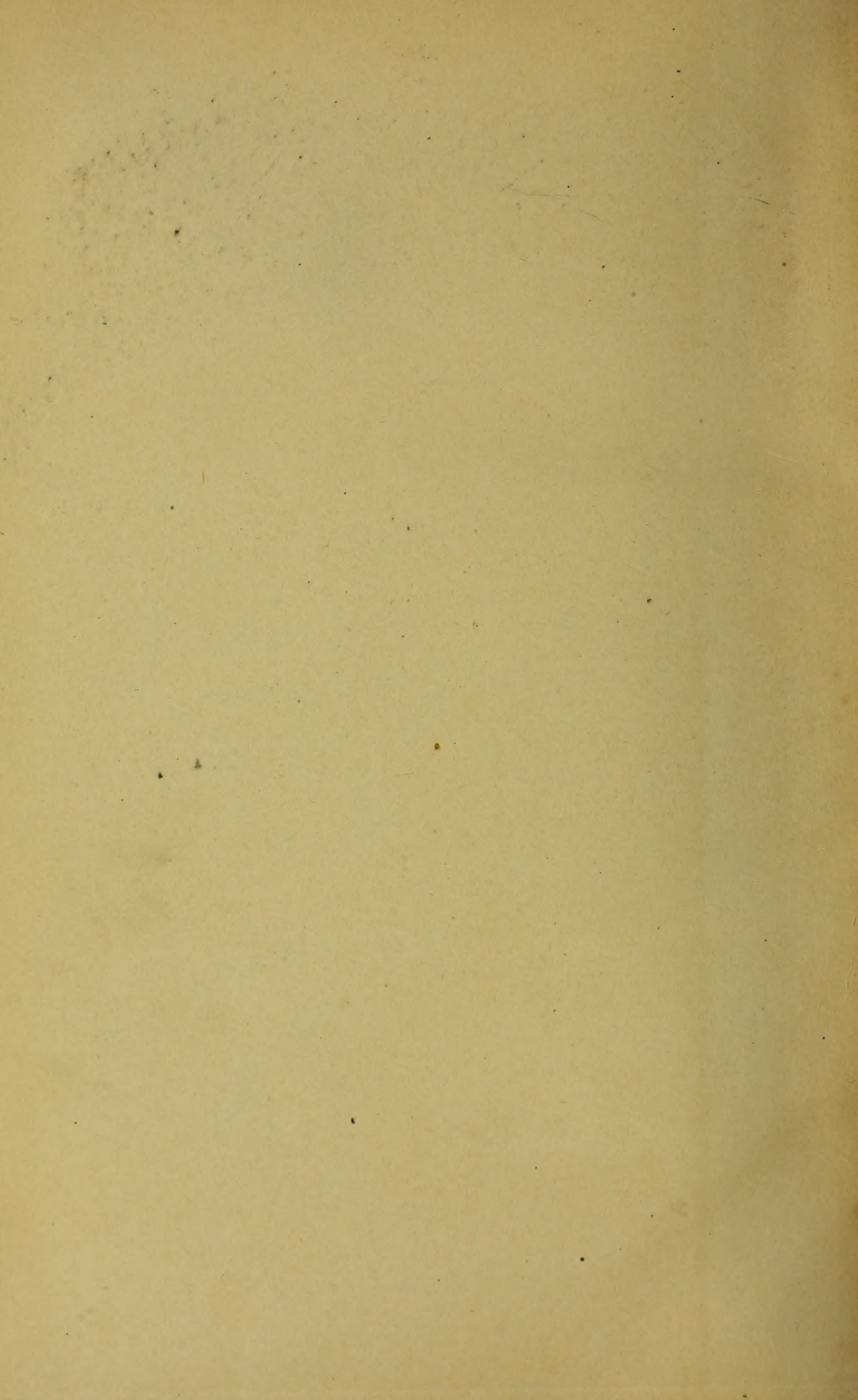
Steudel, Fr., Arzt und Schulbetrieb. Gutachten deutscher Aerzte, gesammelt vom Elternbund für Schulreform in Bremen. Leipzig 1907, Teutonia-Verlag. 90 S., 1 M.

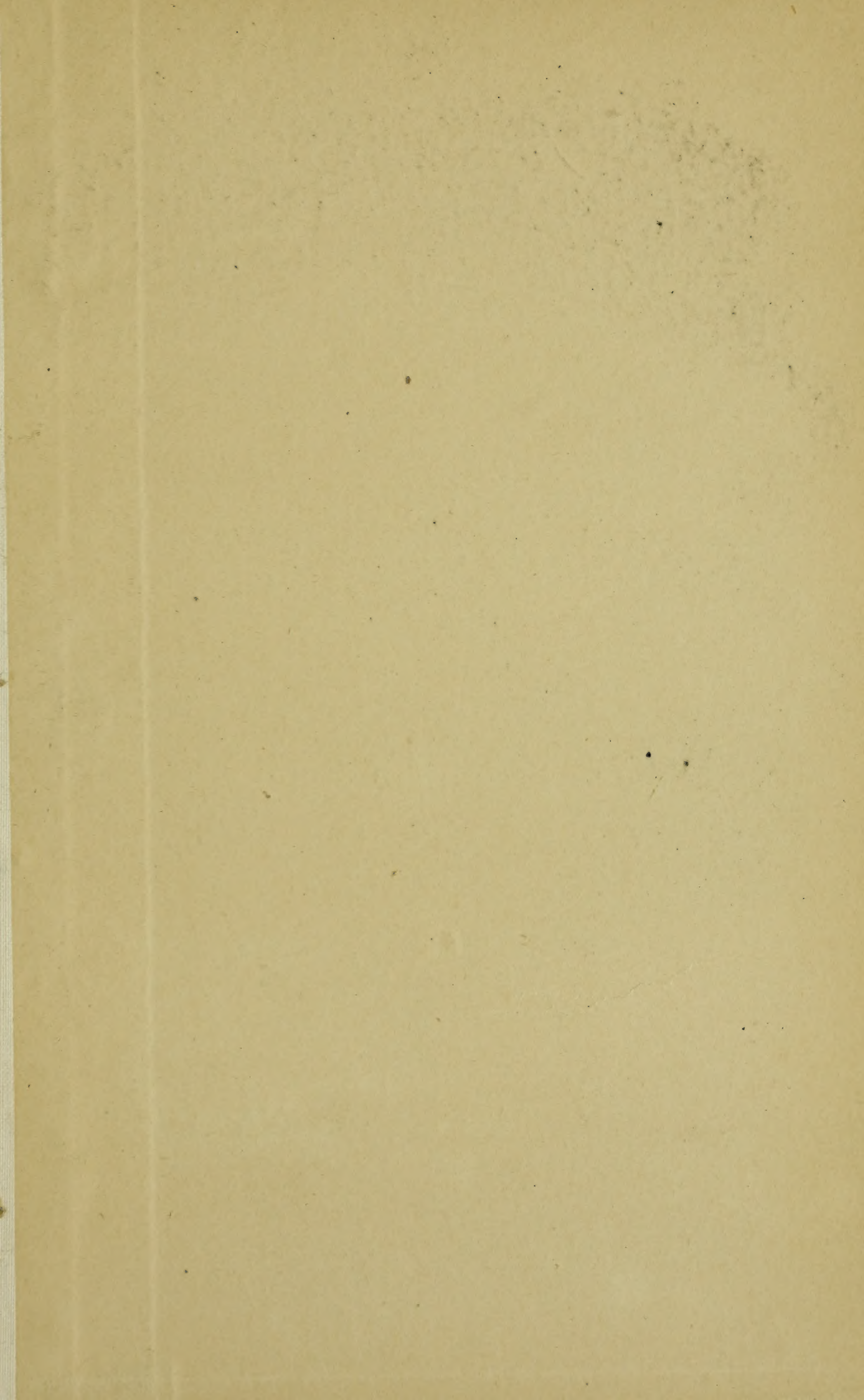
Ein in Bremen bestehender Elternbund für Schulreform hat an 800 deutsche Aerzte einen Fragebogen versandt, welcher zehn Fragen, die Ueberbürdung der modernen Schuljugend betreffend, enthält. Wie wenig Sympathie diesem Unternehmen entgegengebracht wurde, geht daraus hervor, daß von diesen 800 Angefragten nur 49 Aerzte antworteten. Vielleicht gibt dieses Ergebnis den so Reformlustigen etwas zu denken und mahnt sie zur Vorsicht. Mögen die Verbesserungsvorschläge noch so gut gemeint sein, so ist das Bestehen eines derartigen Bundes an und für sich schon geeignet, Mißtrauen und Interessengegensätze zwischen Eltern und Schulhaus groß zu ziehen, worunter naturgemäß die Kinder am meisten zu leiden haben. In der Schule hat eben neben dem Arzte vor allem der Schulmann und praktische Pädagoge ein Wort zu reden. Sind Kinder körperlich oder geistig zu schwach, um dem Unterrichte folgen zu können, so gibt es auch ohne Elternbund Möglichkeiten genug, diese vom Schulbesuche zu befreien. Als Maßstab sollen aber normal veranlagte und nicht verkümmerte oder schwachsinnige Kinder dienen. Es erübrigt sich, auf die einzelnen Forderungen des Bundes näher einzugehen, deren Erfüllung oft nicht nur undurchführbar, sondern auch nicht einmal wünschenswert erscheint. Nachstehend gebe ich auszugsweise ein resümierendes Gutachten des Dr. Götz, Schularzt in Leipzig, wieder, dem sich jeder ruhig und nüchtern denkende Volksfreund anschließen wird: „Vorhandene geistige und körperliche Defekte bei der heranwachsenden Jugend soll man als Ausnahmen, wie sie sind, anerkennen, aber nicht auf sie hin die Grundsätze für die Behandlung der Jugend überhaupt aufstellen. Bewegung im Freien, Abhärtung und Pflichtgefühl sind die erziehlichen Momente; sie müssen es vor allem bei der Erziehung der heranwachsenden Jugend sein — unser Vaterland und seine Zukunft bedürfen wie der einzelne im Kampf ums Dasein Gesundheit und Kraft an Leib und Seele — und namentlich bei der älteren Jugend, den Schülern der höheren Schulen, soll man nicht in jedem blassen und schlaffen Gesicht allemal Ueberbürdung mit Arbeit erblicken, sondern daran denken, daß, Gott seis geklagt, oft genug heimliche Sünden oder ungehöriges Leben und Genießen die Ursache sind."

Dr. von Gerhardt.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 118457677